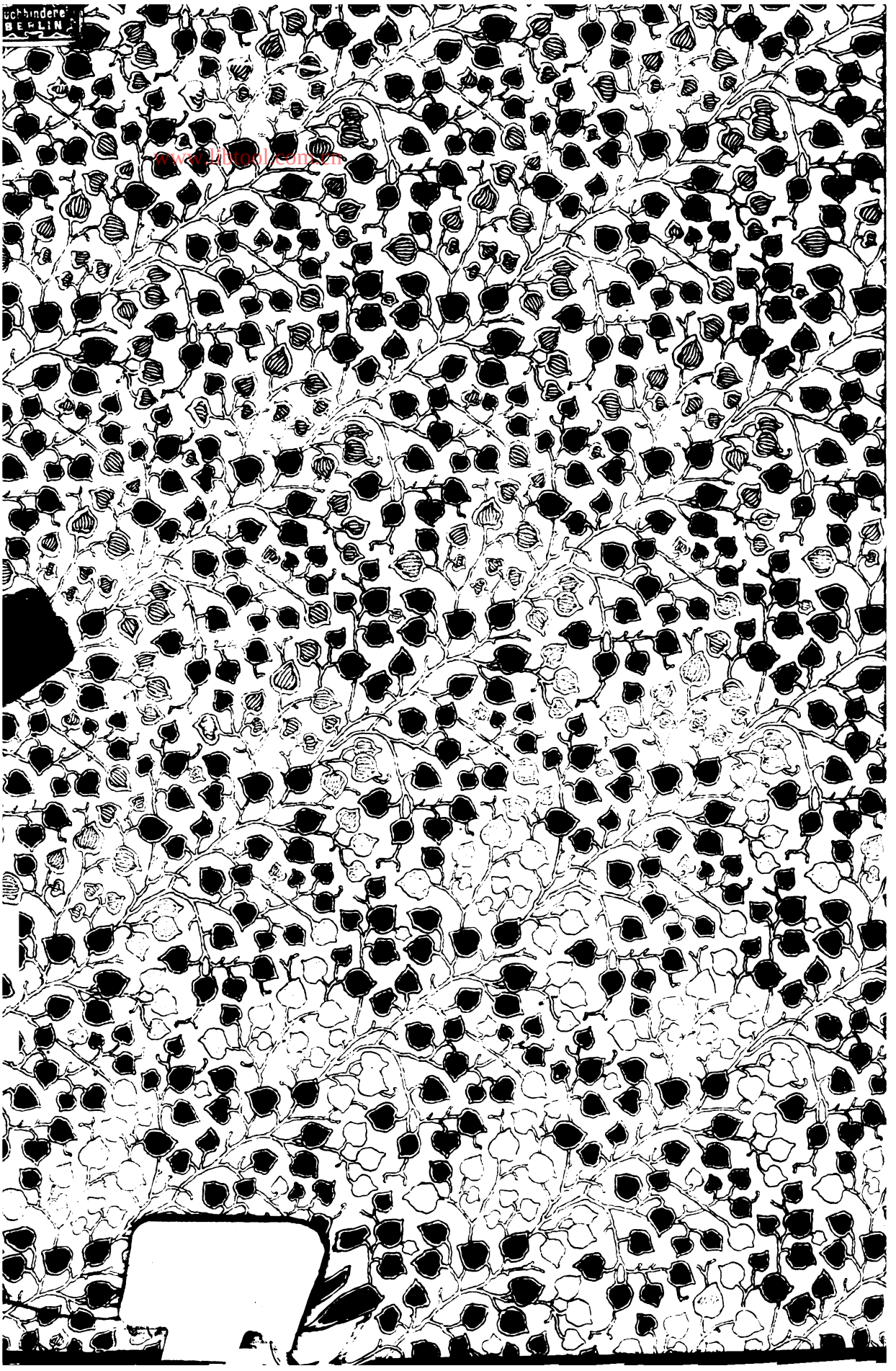
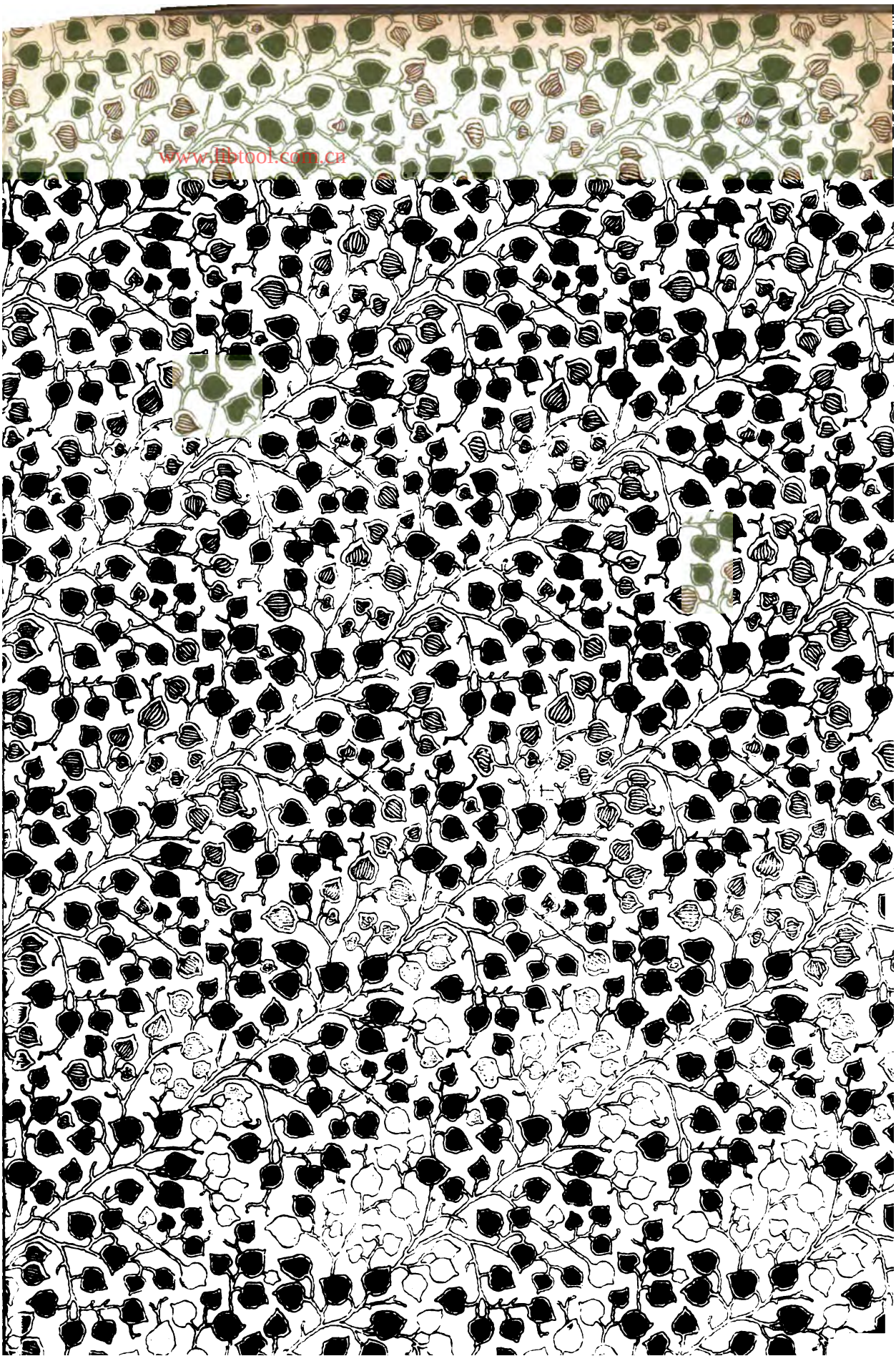

BERLIN

www.tbtool.com.cn



www.libtool.com.cn



www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

Inhaltsverzeichnis

www.libtool.com.cn

Zum ersten Halbband des 14. Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau"

Romane, Novellen, Frauen, Gedichte.

E. Graf Keyserling, Beate u. Mareile 11, 160, 237
Richard Dehmel, zwei Menschen 54
Gabriele d'Annunzio, d. Gräfin von Amalfi 77
Thomas Mann, Tonio Kröger 113
Oscar Wilde, ein Kapitel aus Dorian Grays Bildnis 206
Vollmoeller, Catherina, Gräfin v. Armagnac und ihre beiden Liebhaber 273
Sven Leopold, das junge Herz 326
Gustaf af Geijerstamm, Frauenmacht 337, 502, 593
Hermann Stehr, das letzte Kind 378
Karin Michaelis, „ich traure" 408
Detlev von Liliencron, buntes Theater 427
Stijn Streuvels, Sonnensonntag 521
Herman Bang, Ebba 633

Kultur, Philosophie, Memoiren, Briefe.

Oskar Bie, ästhetische Kultur 1
E. T. A. Hoffmann, Briefe aus einer Napoleonischen Zeit 32
Oscar Wilde, Lügen und Sprüche für die reifere Jugend 101
Hans Driesch, Elektricität u. organisches Leben 152
H. v. Gerlach, der Aufmarsch d. Mächte z. Weltkampf 184
Friedrich Nietzsche, aus seinem Nachlaß 225
Alexander Ular, was hat Deutschland in China zu erwarten? 356
Anton Rubinstein, Briefe 412
Selma Lagerlöf, ein Stück Lebensgeschichte 447
Hector Berlioz, romantische Liebe (Briefe) 551

Rundschau:
Die Anfänge des Kapitalismus 103

www.libtool.com.cn

HB30.6
N48
R9
1903
v.1

G.L
Contin
Biblien
4 28.55
92063
www.libtool.com.cn

Aesthetische Kultur.

Von **Oskar Bie.**

Der Tempel unserer Ideale liegt auf keiner wüsten Insel, sondern in einem Haine, der gleich den uralten Gärten der Päpste auf dem Vatikan vorn mit einigen zierlichen Blumenparterres und regelmäßigen Stiegen und Terrassen beginnt, um sich allmählich weiter hinten in einen Promenadenwald zu verwandeln mit geschlungenen Wegen, undurchsichtigem Dickicht und verborgen rauschenden Quellen. In ihm wandeln die Beschaulichen in feierlichen Gruppen, wie sie Feuerbach sah, oder im rhythmischen Gang platonischer Erhabenheit. Die Beschaulichen haben das Gebäude ganz oder zeitweise verlassen, gleichviel ob sie jung oder alt sind, sie wollen nur betrachten, lächeln, wissen, sogar ohne nach Eremitenart ihre Weisheit praktisch zu machen. Ste gehen in leichtem Gespräch den weiten langen Gang bis an das Ende des Hügels, wo ein freier Ausblick ist, die Weinberge vor den Augen liegen, die Peterskirche zurückbleibt und von der Stadt nichts mehr zu fühlen ist. Ihr Schritt ist nie geschäftig, selbst wenn sie sich einmal das Vergnügen gönnen, zur Thür des Hauses hereinzublicken.

Im Hause selbst sieht es wie im Parlament aus, sehr amphitheatralisch geordnet, und die Parteien sind unsere Temperamente. Wir sitzen in einem großen Kreis, die Organisatoren, die Denker, die Empfinder mischen sich nach ihrer Stufenordnung. Sie alle prophezeien aus ihrer Natur heraus und haben darum alle Recht weil es nichts Rechteres giebt, als seine Natur zu entwickeln, diesen schimmernden Schatz ungeordneter Reichtümer. Aber es kommen Zeiten, da die eine Gruppe die Vorhand hat, die andere zurückbleibt, und es ist ein stetes, schönes und unterhaltendes Schwanken zwischen unsern Kräften, den drei großen inneren Sinnen, die uns gegeben sind, dem logischen Sinn, etwas begreifen zu können, dem praktischen Sinn, etwas formen zu können, und dem ästhetischen Sinn, etwas gern haben zu können. Heut liegt das Auge des Schicksals auf diesen Gernhabern, den starken Empfindern und den Handlern, den Organisatoren. Zwischen ihnen wird die Zukunft verhandelt, die bloßen Begreifer beginnen zu schweigen.

Warum sollen wir nicht einmal zu Neujahr philosophiren? Philosophie ist Beruhigung über die großen Zusammenhänge. Wir Empfinder, die wir unser Tagewerk von Kunstgenuß, Kunstschöpfung, Kunsterweiterung, Kunstpropaganda selbst im Traume noch fortsetzen, müssen einmal vor die Frage kommen: was ist diese ästhetische Kultur, die unser Boden und unsere Heimat ist, die heute in aller Munde lebt und Millionen Hände und Köpfe beschäftigt, was ist sie uns wert, und wenn unser Leben eine Steigerung des Menschen ist, was steigert sie? Sind alle die Popularisirungen der

www.libtool.com.cn



www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

Inhaltsverzeichnis

www.libtool.com.cn

Zum ersten Halbband des 14. Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau"

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte.

E. Graf Keyserling, Beate u. Mareile 11, 160, 237
Richard Dehmel, zwei Menschen 54
Gabriele d'Annunzio, d. Gräfin von Amalfi 77
Thomas Mann, Tonio Kröger 113
Oscar Wilde, ein Kapitel aus Dorian Grays Bildnis 206
Vollmoeller, Catherina, Gräfin v. Armagnac und ihre beiden Liebhaber 273
Sven Leopold, das junge Herz 326
Gustav af Geijerstam, Frauenmacht 337, 502, 593
Hermann Stehr, das letzte Kind 378
Karin Michaelis, „ich traure" 408
Detlev von Liliencron, buntes Theater 427
Stijn Streuvels, Sonntagsonntag 521
Herman Bang, Ebba 633

Kultur, Philosophie, Memoiren, Briefe.

Oskar Bie, ästhetische Kultur 1
E. T. A. Hoffmann, Briefe aus seiner Kapellmeisterzeit 32
Oscar Wilde, Lügen und Sprüche für die reifere Jugend 101
Hans Driesch, Elektricität u. organisches Leben 152
H. v. Gerlach, der Aufmarsch d. Parteien z. Wahlkampf 184
Friedrich Nietzsche, aus seinem Nachlaß 225
Alexander Ular, was hat Rußland in 356
Anton Rubinstein, Briefe an Cosima von Bülow 412
Selma Lagerlöf, ein Stück Lebensgeschichte 447
Hector Berlioz, romantische Liebe (Briefe) 561

Rundschau:
Die Anfänge des Kapitalismus 103

www.libtool.com.cn

E30.6
N48
R9
1903
v.1

G.L
Contin
Biblien
4 28 55
92063
www.libtool.com.cn

Aesthetische Kultur.

Von **Oskar Bie.**

Der Tempel unserer Ideale liegt auf keiner wüsten Insel, sondern in einem Haine, der gleich den uralten Gärten der Päpste auf dem Vatikan vorn mit einigen zierlichen Blumenparterres und regelmäßigen Stiegen und Terrassen beginnt, um sich allmählich weiter hinten in einen Promenadenwald zu verwandeln mit geschlungenen Wegen, undurchsichtigem Dickicht und verborgen rauschenden Quellen. In ihm wandeln die Beschaulichen in feierlichen Gruppen, wie sie Feuerbach sah, oder im rhythmischen Gang platonischer Erhabenheit. Die Beschaulichen haben das Gebäude ganz oder zeitweise verlassen, gleichviel ob sie jung oder alt sind, sie wollen nur betrachten, lächeln, wissen, sogar ohne nach Eremitenart ihre Weisheit praktisch zu machen. Sie gehen in leichtem Gespräch den weiten langen Gang bis an das Ende des Hügels, wo ein freier Ausblick ist, die Weinberge vor den Augen liegen, die Peterskirche zurückbleibt und von der Stadt nichts mehr zu fühlen ist. Ihr Schritt ist nie geschäftig, selbst wenn sie sich einmal das Vergnügen gönnen, zur Thür des Hauses hereinzublicken.

Im Hause selbst sieht es wie im Parlament aus, sehr amphitheatralisch geordnet, und die Parteien sind unsere Temperamente. Wir sitzen in einem großen Kreis, die Organisatoren, die Denker, die Empfinder mischen sich nach ihrer Stufenordnung. Sie alle prophezeien aus ihrer Natur heraus und haben darum alle Recht weil es nichts Rechteres giebt, als seine Natur zu entwickeln, diesen schimmernden Schatz ungeordneter Reichtümer. Aber es kommen Zeiten, da die eine Gruppe die Vorhand hat, die andere zurückbleibt, und es ist ein stetes, schönes und unterhaltendes Schwanken zwischen unsern Kräften, den drei großen inneren Sinnen, die uns gegeben sind, dem logischen Sinn, etwas begreifen zu können, dem praktischen Sinn, etwas formen zu können, und dem ästhetischen Sinn, etwas gern haben zu können. Heut liegt das Auge des Schicksals auf diesen Gernhabern, den starken Empfindern und den Handlern, den Organisatoren. Zwischen ihnen wird die Zukunft verhandelt, die bloßen Begreifer beginnen zu schweigen.

Warum sollen wir nicht einmal zu Neujahr philosophiren? Philosophie ist Beruhigung über die großen Zusammenhänge. Wir Empfinder, die wir unser Tagewerk von Kunstgenuß, Kunstschöpfung, Kunsterweiterung, Kunstpropaganda selbst im Traume noch fortsetzen, müssen einmal vor die Frage kommen: was ist diese ästhetische Kultur, die unser Boden und unsere Heimat ist, die heute in aller Munde lebt und Millionen Hände und Köpfe beschäftigt, was ist sie uns wert, und wenn unser Leben eine Steigerung des Menschen ist, was steigert sie? Sind alle die Popularisirungen der

Kunst ein Wahn, vielleicht nur ein vorübergehender Rausch, oder sind sie ein dauernder Besitz? Erziehung zur Kunst ist ein Schlagwort geworden. Man hat die kunstlosen Klassen geradezu in Kunst gezüchtet, hat die Arbeiter durch Volks-Theater und vorstädtische Ausstellungen und populäre Vorlesungen mit diesem Präparat reichlich geimpft, man hat nicht einmal die Kinder in Ruhe gelassen, hat ihre alten geliebten Bilderbücher durch Kunstwerke ersetzt, hat ihre ersten Dilettantismen zu einer Offenbarung gestempelt, hat ihren Unterricht von aller Unanschaulichkeit zu befreien versucht, hat sogar Kinderkonzerte geschaffen. Und viele erste Kräfte haben sich an diesem Werk beteiligt, und die zweiten haben sich selbst wieder ästhetisch erzogen, indem von der Nahrung, die sie den Damen, den Arbeitern, den Kindern vorsetzten, reichlich für sie selbst abfiel. Es giebt nun Niemanden mehr, den wir nicht zur Kunst erzogen hätten. Alle Menschenklassen und Menschenalter sind durchgenommen. Was heut im Künstlerkopf entspringt, ist morgen Mode. Was Mode ist, wird wohlfeil. Das junge Ehepaar kann sich heut für die Hälfte des Preises künstlerisch einrichten, den es vor zwanzig Jahren für Muschelnußbaum ausgab. Der Beamte kann sich Gravüren der Reichsdruckerei in grünen Rahmen an die Wände hängen und für ein Geringes sich gut gebundene Bücher sammeln. Die Bürgerstochter kann in Vorlesungen, Atelierbesuchen, Skioptikonproduktionen, populären Kammermusiken ihre Zeit wunderbar ausfüllen. Wie vieles scheint erreicht, selbst wenn man weiß, wie vieles nicht erreicht ist.

Dieses Niedersteigen des Geschmacks in unsere Wohnungen, dieses wachgerufene naive, ästhetische Empfinden gehört unter die positivsten Fortschritte, unter die Fortschritte, die nicht aus einem konstruirtem Vervollkommnungswege der Menschen bewiesen werden, nicht aus dem grausamen Wechselspiel von Bedürfnissen und Erfindungen herkommen, sondern eine Veredelung sind, eine Erleichterung von Lebensgängen, die uns doch nicht erspart werden. Kultur heißt jene Förderung notwendiger Neuerungen, die in den großen Gesetzen der Umwandlungen beschlossen sind. Niemals können wir diese großen Gesetze ändern, wir können sie begreifen, bewundern, beweisen, aber niemals die Finger in ihre Räder legen. Wir können nur im Kleinen helfen, die Bewegungen, die wir erkannt haben, erleichtern, die Wege ebnen, die Uebel scharf ansehn und die Schwächeren an der Hand nehmen. Das können wir stets und wir empfinden viel zu sehr die Wohlthat dieser menschlich schönen Kontrole der großen Maschine, als daß wir nicht wüßten, wie all unser Geist nur in dieser Aufgabe wirksam und erleuchtend wird.

Mit einem sehr gerechten Stolz blicken wir auf diese neue Geschmackskultur zurück, durch keine Skrupel lassen wir uns das Vergnügen rauben bei einem Sozialismus der Kunst selbst besser auszugehen. Gefühle sind entdeckt, die wir nicht kannten. Wir standen zu ihnen, wie zu den alten langweiligen und gleichgiltigen Dingen, die unsere Zimmer füllten und zu denen wir gar kein Verhältnis hatten, nicht einmal ein feindliches. Jetzt sind die Augen aufgegangen, wir rissen die Tapete herunter und schufen uns zuerst einen neuen warmen Hintergrund, der nicht bloß den Kalk deckt, sondern sich darauf freut mit den dunkeleichenen Schränken und den Karlsruher Lithographien und den japanischen Drucken ein Kammerkonzert zu geben. Die Spiegelsofas mit den Etageren, die Büffets mit den verlogenen Säulen, die so stumpfsinnig sind sich mit den Thüren herumzudrehen, die Stühle mit den Profilen, die keine Empfindung beseelt, und den Ornamenten, die ein gähnender Gewerbeschüler zeichnete, sie werden heruntergeschafft, wir senden ihnen

keinen Blick nach, sie stehen frierend auf der Straße, sie ziehen mit dem Möbelwagen irgend wohin, weit in unklare Fernen, von unserer Seele nehmen sie nichts mit. Die ist schon im neuen Leben, bei den ersten aufregenden Versuchen, Stücke, die man liebgewann, noch ehe man sie besaß, zu ordnen, rote Damastdecken vom römischen Campo di Fiore auf alte friesische Truhen zu legen, Perserteppiche mit chinesischen Wandschirmen und Quattrocentofiguren und Delfter Tellern zu arrangiren, als Ausdruck unserer Wünsche — zu arrangiren, wie wir heut die Geschichte sehn und lieben, nicht als Chronologie, nicht als Descendenz, nicht als Stil und Schule, sondern als die bunte Werkstatt der Kultur, die bald drüben in Ostasien, bald im kleinen Florenz der ersten Medici, bald in einer Fabrik der winzigsten holländischen Stadt die Kräfte zusammenschießen ließ zu zeitlosen Schönheiten. In dem kleinen Arrangirspiel in unserm Zimmer leuchtet auf einmal ein Geist, den es bisher nicht kannte, ein Kunstwerk entsteht da, wie jedes andere, aus den Instinkten des Einzelnen und der Ueberlieferung langer Kulturen gemischt, ein Kunstwerk, das nie in einem Codex der Aesthetik Platz gefunden hat und doch so tief und selbständig ist, daß von dem Rausche, der bei seiner Schöpfung niederfuhr, in uns, die wir nicht heut und morgen, nicht hier und da, sondern immer und in allem ästhetisch stark empfinden müssen, ein Glanz zurückbleibt, der alles bestrahlt, was noch in dieser neuen Disposition unserer Lebensrequisiten vor sich gehen wird.

Es geht wieder ein Singen durch das Haus. Wie an lauen Sommerabenden, wenn die Fenster zum Hofe offen stehen und wir aus irgend einem der Fenster die langsam singende Stimme eines Mädchens hören, das sich ihre gewöhnliche Hausarbeit leicht und lustig zu machen sucht, so ist dies neue Gefühl über uns gekommen, ein schlichtes, volksmäßiges Gefühl, das mit all dem Zurschaustellen und dem kalten Paradeschein früherer Requisiten nichts mehr zu thun hat. Wie der einfachste Mann, lieben wir wieder jedes Bildchen und Väschen, das wir besitzen, weil es ein Stück von uns wurde. Nicht mehr in der Sache, sondern im Verhältnis zu ihr liegt nun der Wert, die Sache kann die wohlfeilste sein, es ändert nichts, das Verhältnis ist ja noch wohlfeiler. Wir singen das Lied von der neuen Wahrheit, die wir gefunden haben, von der Unwiderleglichkeit unserer Empfindung und dem Reichtum unserer Phantasie.

Es ist ein großer Chor von Menschen, die dies heute singen. Philosophen, die sich vom Truge des Objekts befreiten, Dichter, die die Propheten subjektiver Urteile wurden, Theologen, die aus Lebenserstarkung am Dogma zweifelten, Künstler, die die Banalität des Naturalismus früh genug erkannten, Historiker, die die Historie mit einem einzigen Strahl ihrer inneren Erlebnisse beschämten. Es ist eine Phalanx von Empfindern, nicht von schwächlichen Nervösen oder hysterischen Perversen, sondern von Männern, die uns Verlorenes wiedergeben wollen, die uns vor der Nüchternheit des kalten Denkens und leblosen Begreifens retten wollen, indem sie den Weg wieder von innen beginnen lassen. Wo steht geschrieben, daß er von außen beginnen muß, daß wie uns Fabrikschränke, Industrieornamente, Spiegelsofas um den Horizont unserer Subjektivität zu stellen haben? Nein, geschrieben steht, daß wir mit dem Kleinsten glücklich werden, wenn wir es mit Leben düngten, und daß sich Leben lohnt, wenn wir seine Melodie auf dem Rhythmus unserer Empfindung singen. Die Zeit der Philologen und der Naturwissenschaftler deckte sich. Als sie herrschten, galt

www.libtool.com.cn

das empfindungsloseste Begreifen, Rechnen, Aufreihen für den Triumph menschlichen Geistes. Welchen Lebenswert hat es, den Pausanias herauszugeben, zu Horaz Anmerkungen zu machen oder Geschichtstabellen auswendig zu lernen? Ich meine es wirklich: welchen Lebenswert hat es? Wenn der Pausanias unkollationirt bleibt, verliert kein Hund etwas auf dieser Welt. Ein Dichter, der aus einer falschen Stelle des Pausanias eine schöne Phantasie über die Geburt der Tragödie entwickelte, wäre zehn mal mehr wert, als seine sämtlichen Richtigsteller. Welchen Wert hat es zu wissen, wann irgend ein salischer Kaiser gekrönt wurde? Wozu belasten wir unsern Kopf mit solchen Dingen? Es ist ein Belasten, weil es sich nicht umsetzt, wie etwa die Mathematik, die dem Einfältigen ein guter logischer Zwang, dem Phantasievollen ein Märchenland ist. Wir hassen die Philologen, weil sie uns den Brunnen der Schule vergiftet haben. Senkzweige uralter Kompiletik des 17. Jahrhunderts haben sie unter dem Namen Humanismus zum Baum der Erkenntnis auftreiben wollen. Sie haben vertrocknen und vermodern lassen, was jetzt eine Klasse liebenswerter Menschen in langsamer Arbeit wieder gut machen soll. Wir haben an den Absolutismus der Antike geglaubt, als wir die Schule verließen, sind aus diesem Irrtum Archäologen geworden, sind als Archäologen gereist, bis das Reisen uns wieder gesund machte, haben die Antike verloren und auf dem Umwege von Jahrhunderten wiedergewonnen, ein Werfen, das nicht jede Natur verträgt. Wir haben die sündige zersetzende analytische Kraft der philologischen Kritik anzubeten geglaubt, man hat uns eingeredet, lateinische Dissertationen zu machen, weil die lateinische Sprache logischer sei als die unserer Eltern, wir reckten uns auf vor den Resultaten der Naturwissenschaft, die heute so, morgen so, Pflanzen und Menschen katalogisirt und deducirt und Kategorien der Anschauung für Lösung von „Welträtseln" ausgiebt. Was half es uns? Wir mußten wieder durch Begeisterung und Empfindungsfähigkeit hindurch, um rückblickend den Wert der Kritik zu begreifen, ihr Kunstwerk zu sehen, den Sport Rousseau'schen beschaulichen Botanisirens zu verstehen, Thatsachenfreude als Flucht zu erkennen. Alles, was uns ward, ward uns durch die Empfindung. Der Empfindung, als wir die Akropolis betraten, als wir Ruskin lasen, als wir den Champ de Mars zum ersten Mal besuchten, als wir die Luft der Freien Bühne atmeten, ihr danken wir unser Bestes, sie machte unsere Lebensabschnitte. Was ist dieser ganze, gräßliche „Kampf ums Dasein", den uns die Naturwissenschaft vorführt, gegen eine einzige süße Stunde, da wir irgend eine Kleinigkeit dieser Welt, den Blick eines Kindes, die Dämmerung eines einsamen Abends, den Klang einer tiefkolorirten Altstimme, wirklich einmal unbescholten *gern* hatten und das Blut rollen fühlten? Es giebt ein Gewissen des Bluts, das uns genau die Augenblicke bezeichnet, in denen wir Menschen sind.

Die Krankheit, von der uns die wachsende, ästhetische Kultur heilen soll, heißt das Wissen, das trockene, mechanische, leblose, secirende, sondirende, thatsächliche Wissen. Das Wissen hat uns auf dem Wege der Philologie hundert Brunnen vergiftet, den der Natur, wie der alten Dichter, wie der Sprache, wie der Geschichte, ja beinahe den der Zukunft. Wie könnten wir Geschichte und Natur lieben, wenn wir nicht erzogen worden wären, sie garnicht oder ganz erschrecklich objektiv aufzunehmen. Erinnert man sich der trüben Gasflammen, unter denen Cäsar und Hannibal mumifizirt und die Naturgeschichte verschlafen wurde, und wie dann plötzlich durch ein inneres Erleuchten der Mensch in Hannibal, das Drama in Cäsar, der Triumph in der Renaissance, die Seele in der Romantik von uns entdeckt wurde? Von einem un-

fruchtbaren Feld waren wir auf einmal in ein fruchtbares gekommen mit wirklich unbegrenztem Horizonte. Das tote Wissen gilt uns nun nichts mehr, nur die Liebe gilt, mit der wir das Objekt umfassen, das Wissen wurde mehr als gleichgiltig, es wurde der Feind.

Ich denke mir manchmal mit einer geradezu Ellen Key'schen Zukunftsfreudigkeit, wie viel glücklicher unsere Jugend gewesen wäre, wenn wir durch Bilder, statt durch Bücher zu den Römern geführt worden wären, wenn wir gesungen, spazieren gegangen, gesehen und gelebt hätten, statt Tabellen zu trichtern. Ist es denn so ketzerisch, sich zu denken, daß die Kunst wirklich als Erziehungsmittel die Grammatik und Geschichte ersetzen könnte, in ganz großem Stile, so wie die Religion, ursprünglich ein Idealismus erster Geister, dann zu einer Erziehungsform umgewandelt, popularisirt wurde? Was würde es uns schaden mit Plutarch die großen Männer lieben zu lernen, statt Ciceros Tusculanen zu lesen? Wir würden frisch und phantasievoll in der Liebe werden, wie es Pietro Bembo ist am schönen Schlusse des Castiglione'schen Cortegiano, und wie es die Akademiker von Florenz waren. Sie wußten weniger von der Antike, als daß sie sie liebten, und schufen aus einem Mißverständnis die große moderne Oper. Sie dachten, die Antike wäre farblos, und sie schufen aus mißverständlicher Liebe die große, moderne, weiße Plastik. Was gilt dies Mißverständnis? Sie schufen!

Nur verwechseln wir das Mittel nicht mit dem Zwecke. Der Gedanke wäre entsetzlich, die Menschen *zur* Kunst erziehen zu wollen, statt *mit* der Kunst. Dieser Fehler wird gemacht, man glaubt ihm zuerst, dann widerlegt man ihn und so streitet man sich um eine Illusion. Wer wird *zur* Kunst erziehen wollen? Soll es noch mehr Wunderkinder, unglückliche Dilettanten und verschrobene Tischlergesellen geben, die aus Bastelsucht ihr Leben mit einer undisciplinirten Kunst zubringen? Sollen Kinder Erwachsene werden? Nein, Erwachsene sollen Kinder werden, naiver in ihrer Genußfähigkeit und gläubiger in ihrer Phantasie.

Man mache sich klar, was dieses Wort „Kunst" eigentlich für ein Wechselbalg ist. Es bezeichnete zunächst nichts als die τέχνη, das Machenkönnen. Die Alten habens nie anders verstanden, die Künstler blieben ihnen Pinseler und Steinmetzen und nur in der Wirkung sahen sie das Göttliche. Erst die spätesten Philosophen achteten darauf, daß das Göttliche schon innen ruhen muß, wenn es außen wirkt. Langsam rückt nun der Begriff „Kunst" vom Technischen ins Geistige. Da das Machenkönnen von Kunstwerken durch eine starke Intuition gefördert, meist sogar erst in Scene gesetzt wird, so gewöhnt man sich daran, schon in der Empfindung etwas Künstlerisches zu sehen, womit gleichzeitig die Kunst selbst immer psychologischer wird. Die bloße Handwerklichkeit bleibt als Routine und weniger geschätzt beiseite. Das, was ursprünglich allein beachtet wurde, die technische Fähigkeit, das existirende Werk ist nun nur noch ein Mittel, um beim Autor Kunst zu finden, beim Empfänger Kunst zu erregen, um Zeuge und Anreger von Genuß zu sein.

Wir können heut das Wort Kunst streichen, wenn wir es nicht einfach mit Genuß gleichsetzen wollen. Es geht nicht mehr anders. In dem ersten Gernhaben irgend eines Vorgangs oder einer Erscheinung liegt bereits der Keim zur Kunst. In der Lustempfindung, mit der wir Zupassendes lieben, in dem Unlustgefühl, mit dem wir Nichtgenehmes abstoßen, liegt die Form unseres künstlerischen Temperaments.

www.libtool.com.cn

Darüber hinaus giebt es keine Entscheidung. Von da an aber einen Riesenweg von Genüssen, Produktionen, Reproduktionen, der durch das ganze Reich der ästhetischen Kultur geht, mit sichtbarer oder unsichtbarer Kunst, mit empfundener oder nachempfundener Schönheit, mit nur gefühltem oder in Wirklichkeit umgesetztem Inhalt — eine Welt von gepflegten Lustgefühlen, in der das reale Kunstwerk nur ein Leitungsdraht scheint.

Ich gehe in die Landschaft und empfinde die Farbe der braunen Stämme in der blauen Märzluft als Reiz. Es kann mir genügen, diesen Reiz in mir zu fühlen, aber er kann auch so stark werden, daß ich ihn umsetzen muß in etwas Wirklich-Bestehendes, wie die Natur Sichtbares, und ich male violette Stämme. Je schärfer ich sie innen sehe, desto überzeugender werde ich sie außen hinsetzen. Ich gehe den nächsten Tag wieder hinaus, finde einen neuen Reiz, steigere wieder diese Empfindung bis zur Schaffenslust, male eine zweite Landschaft. Ein dritte, zehnte, hundertste, durch Jahre hindurch, von Monat zu Monat freier, das ist innerlich bestimmter. Nun tritt eine neue Epoche ein. Wie das viele Empfinden zur Produktion führte, so führt das viele Produziren zum Wirkenwollen. Wie das starke Empfinden starke Bilder schuf, schafft das starke Schaffen den Wunsch nach Individualitätssieg, nach Ueberredung, nach Resonanz. Ich finde endlich die Resonanz und meine Werke fließen in die Allgemeinheit ein. Ein Dichter sieht sie und reproduzirt sie bewußt, unbewußt in seinen Werken, die wieder die Vorwerke anderer sind. Ein Maler sieht sie, und nimmt die angesammelte Kultur ihrer Schönheit so bewußt oder unbewußt in seine Werke auf, wie ich es wohl einst that, als ich in meinem ersten Bild alle, die ich bisher gesehn, mitsprechen lassen mußte. Ein Spaziergänger sieht sie, er nimmt ihren schärferen Ausdruck in seine schwächere Persönlichkeit auf, seine Augen richten sich danach, er sieht jetzt die blauen und roten Farben der Stämme, er kombinirt diese Reize mit Millionen Anderen, die er auf dieselbe Art von allen bisher genossenen Kunstwerken empfand, eine Nebensache kann bei ihm die stärksten schlummernden Gefühle wecken, ja ein falscher Schluß ihn glücklich machen, aber er bleibt bei dieser — noch so verfeinerten Empfindung stehen, er muß nicht produziren, er muß nicht wirken.

Die Kette vom Genuß zu Genuß habe ich leicht hingelegt, denn wenn wir abstrahiren, glätten wir die Dinge und projiziren ihre Unebenheiten in eine schöne Fläche. Die Wahrheit ist nicht so kosend. In Wahrheit ist diese Kette vom Genuß über das Schaffen zum Wirken schütternd von Erregung, rot von Blut. Die Reize spitzen die Nerven, das Schaffen zerstört das Gleichgewicht, das Wirken beschämt tausend Hoffnungen. Mißverständnisse bringen Erfolge, edle Säfte fließen in Abgründe, der Neid verschiebt Persönlichkeiten, und Niemand kann einen Schritt zurück. Unter schweren Geißelhieben wird diese Arbeit verrichtet und der Glaube wird verlacht, wenn er ausgenutzt ist, der Rausch verflucht, wenn er der Ironie des Schicksals gedient hat. Die Ungläubigen stecken ihren Witz auf, aus der Lust, Geschaffnes zu sehn, reizen sie sich; aus der Lust, Wirkung zu üben, buhlen sie um Wirksamkeit im Schaffen. Auf einige Jahre scheinen diese Alberiche voraus zu sein, da keuchen schon hinter ihnen Rächerstimmen und sterbend sinkt ein Edler am Ziel hin. Aber wir fliegen auf, die Stimmen verhallen, die Bewegung scheint ruhiger, scheint bewußter zu werden — von oben sehen wir nicht das Loos des Einzelnen, wir sehen nur die Richtung dieser gewaltigen, zwingenden, unhaltbaren Kraft, der Erhöhung des Genusses. Die Menschen arbeiten in jener Kette von Leiden an der Erhöhung des

www.libtool.com.cn

Genusses, von Jahr zu Jahr vielfältiger, wechselseitiger, verschlungener, ein Schauspiel, selbst um so grandioser, um je grandiosere Güter in ihm gestritten wird.

Ein neues Reich thut sich auf. Was einst die Religion besorgte, soll nun wirklich die Kunst vermitteln, die Auseinandersetzung des Einzelnen mit dem Gesetz. Die Religion gab den Einzelnen auf, die Kunst giebt ihm im Gegenteil das Bestimmungsrecht. Um ihm das Bestimmungsrecht zu geben, mußte vorher die Welt objektivirt werden. Der Weg ging von der Religion über das Wissen zur Kunst. Wer ging diesen Weg unter uns und wer wurde darum ein innerer Führer? Nietzsche ging von der Religion über das Wissen zur Kunst und darum wird seine Name in aller Munde geführt. Sein Leben ist ein Abbild der Gegenwart und der Zukunft. Pastoren, Philologen und Propheten ästhetischer Empfindung wechseln sich auf der Bühne seiner Seele ab. Wir gehen hinein in das Reich subjektiver Rausch-Aesthetik, der wahren Aesthetik, wie sie Nietzsche fühlte, wir werden zusehends dionysischer, wobei Dionysos immer noch ein Gott und immer noch ein Stück Altertumskunde bleibt, nur von uns aus gesehen. Nicht Nietzsches Inhalt wird bleiben, sondern seine Form. Sein Recht auf den feinsten und baumeisterlichsten Menschen. Seine Umwertung des Objektes ins Subjekt.

Das Kunstwerk hat seine Mission gefunden. Es löst die schlummernde Genußfähigkeit, die unentwickelte Empfindung und giebt eine Möglichkeit, durch einen neuen Glauben über die Widersprüche hinwegzukommen, indem wir nicht mehr uns in die Welt, sondern die Welt in uns eingehn lassen. Das Kunstwerk, in der edelsten Stunde eines schöpferischen Menschen geboren, scheint eine zweite Bestimmung zu erhalten, Gesetze der Schönheit zu verbreiten, Feinheiten der Stimmung zu verallgemeinern. Neben der ersten Natur wird es eine zweite Natur, mit Menschenblut gedüngt, und darum unmittelbarer. Alle großen Thaten, alle inneren Befreiungen, alle tiefe Religiositäten wirken in ihm mit und predigen durch seinen Mund und, wenn nur eine Silbe von Idealität ins allgemeine Bewußtsein fließt, so ist schon ein Engel wieder gewonnen. Wenn die sanfte Schönheit eines gedämpften Streicherchors durch den vollen Saal tönt, in tiefer Ruhe, minutenlang gleichmäßig und süß verschwebend, so lösen sich zwei oder drei Herzen im Traume einer unnennbaren Glückseligkeit und sie bleiben auserwählt. Was klingt aus dieser Musik, aus diesem Drama, diesen Landschaften? Der alte und unzerstörbare Wunsch zur Idealität, über alles Handeln, alles Begreifen hinweg zu jener in sich gebetteten Empfindung von Rhythmus und höherer Reinheit zu gelangen, die uns heimzuführen scheint. Vielleicht bleibt uns ein Schimmer von ästhetischer Gesinnung zurück und hilft uns Dunkelheiten zu beleuchten, vielleicht lernen wir, das Leben in seinen Mischungen etwas mehr als ein Schauspiel, von uns selbst gedichtet, zu sehen und das Glück wie das Unglück als unser Werk zu nehmen, vielleicht werden wir ein klein wenig mehr Künstler und balanciren sicherer, weil wir den Schwerpunkt in uns fühlen. Wir müssen trachten, der Kunst die Schönheit des Lebens zu verdanken.

Gefahren sind hier dieselben wie im Schaffen der produktiven Künstler. Ich nannte die Verschiebungen der Mittel und Zwecke: den Künstler, der sich reizt, um zu schaffen, statt daß er schafft, weil er den Reiz fühlt, und den, der schafft, um zu wirken, statt daß er wirkt, weil er des Schaffens voll ist. Die dritte Verschiebung liegt auf der Seite des Genießenden: es sind die schiefen Veranlagungen, die sich

www.zeno.com.en

ästhetisch gereizt stellen und die Kunst dieser Lüge wegen aufsuchen, statt daß die Kunst von selbst und ohne Heuchelei den Empfinder in ihnen weckt. Es sind die Aestheticisten, die Schöngeister, die überall auftauchen, wo ästhetische Kultur herrscht, wo romantische Feinfühligkeit sich verbreitet und künstlerische Religion gepredigt wird. Die Kunst nimmt an ihnen eine furchtbare Rache. Denn weil sie schon ohne Gleichgewicht ihren Schöpfungen gegenüberstehen, verlieren sie dieses ganz, wenn sich der Lebenswert ihrer ästhetischen Schule zeigen soll. Hier gelangt man nur weiter mit der peinlichsten inneren Ehrlichkeit. Ja sogar, wenn ich sagen soll, aus welchen Dramen, Symphonien, Bildern ich am sichersten etwas für die Ruhe des Lebens mitnahm, so waren es, selbst in der Wiederholung, meist solche, bei denen ich es nicht erwartet hatte, also auch nicht bestellen konnte.

Ich muß an dieser Stelle über den Begriff Alexandrinismus reden. Es ist eines der mißverständlichsten Worte, die es giebt. Schon um das arme Alexandria thut es mir leid. Der Hellenismus war eine so gewaltige Kulturmission, eine durchaus eigene Form des Geistes und der Oekonomie, die die Despotie des alten Asien mit dem Inhalt Europas erfüllte, worauf das Imperium, das Christentum, der Sozialismus basirte — etwas Spätgebornes, Decadentes ist das wahrlich nicht. Ihre gelehrten Dichter und dichtenden Gelehrten waren eine sehr fruchtbare Menschenklasse, Epigonen ja, aber nicht Decadenten. Es giebt keine andere Decadenz, als jenes Mißverhältnis von Mittel und Zweck, das wir immer wieder brandmarken. Mittel nehmen für Zweck ist die einzige Sünde. Jede Wirkung rächt sich, die nicht ihren zureichenden Grund hat. Dies ist Verfall, dies Krankheit; die Heuchelei ist tötlich. Aber was ist sonst Alexandrinismus? Sind wir Alexandriner, wenn wir eine ästhetische Kultur predigen? Nicht einmal Epigonen sind wir. Jede neue Phase wird der vorhergehenden Generation gefährlich, geklügelt, geheuchelt erscheinen. Aber die vorhergehende Generation hat nie Recht. Wo ist ein Ende, wo eine Grenze? Meine ackerbautreibenden Vorfahren hätten mich sicher für einen Decadenten erklärt, daß ich in einer Millionenstadt an einem Novemberabend für eine Zeitschrift über den Wert höherer Empfindungsfähigkeit schreibe. Ich bin nur in sehr trüben Stunden ihrer Meinung. Und wenn man will, kann man so trivial sein, die stolzeste Eigenschaft des Menschen, das Selbstbewußtsein, als Decadenz gegen das Tier zu beweisen, kann man jeden Schritt weiter, jede Verfeinerung und Vergeistigung als Alexandrinismus höhnen. Was sich lebensfähig erweist, ist nie Decadenz. Man hat Mozart, Wagner, Strauß jedesmal mit denselben Worten vorgeworfen, daß sie zuviel Noten machen. Heut klingt mir Wagner oft schon mozartsch. Was ist das alles für Spielerei? Seht, wo Funken sprühen und der Geist sich regt, das ist Kultur; und wo Grimassen sind, das ist Decadenz. Es ist unheimlich, wieviel Geist wir schadlos uns incorporiren können. Was wird, liegt ja in unserer Hand. Es ist nicht wahr, daß nur im Handeln und Denken die Gesundheit ist, ohne Empfindung wären dieses zwei Leichname. Die Empfindung, das brüderliche Gefühl zur Welt, der Genuß am Wahrnehmen und Schaffen ist die Gesundheit, ist die Seele, das andere sind nur zwei Arme. Die gesteigerte Kunst wird den Genuß steigern, die Empfindung erhöhen, die Urkraft heraufbringen, und lebensfähiger machen, so wahr, als Genuß nicht Genüßlichkeit ist.

Wenn wir das Kunstwerk zu einem Erziehungsmittel machen, wenn wir die energetische Kraft des Genusses betonen, so thun wir ja nichts anderes, als das Seil weiterspinnen, das die Vorfahren unserer Kultur in unsere Hand legten. Einst

haben sich die Menschen tausend Jahre ohne merkliche Kunstkultur begnügen können, sie sahen ornamental und nicht inhaltlich, weder die Musik noch Dichtung noch Malerei bringt tausend Jahre lang etwas inhaltlich Neues. Es ging auch so, ihr Idealitätsbedürfnis war ganz vom Religiösen erfüllt, darin waren sie glücklich. Man wurde aber weltlicher und brauchte eine neue Quelle des Idealismus. Jetzt giebt es auf einmal etwas, was ein Jahrtausend lang nicht existiert hatte: Kunstgeschichte. Aber wie man Jahrhunderte nötig hatte, eine religiöse Lehre zu bilden, so wird auch die Kunst an einer Krippe geboren, unbeachtet, eine Privatangelegenheit, Bestellung und Stiftung, und ganz langsam erst wird sie öffentliche Angelegenheit. Heut steht in der kleinen Kapelle des Palazzo Riccardi zu Florenz, wo Gozzoli seine holdseligen Dreikönigswunder malte, ein Beamter der italienischen Regierung mit einer großen elektrischen Blendlaterne, weil es so finster ist, daß man das nur künstlich sehen kann, was uns mehr entzückt, als alle robusten Dekorationen der Farnesina und Borgiagemächer. Aus finsteren Winkeln holen wir uns die ersten Ahnungen jenes heiligen Wahns, den wir heut Kunst nennen. Die Medici schrieben ihre Ordres aus, sie schätzten und discutirten Kunst, aber Eitelkeit war das Motiv. Was von wahrer Kunst dabei unterlief, war gern geduldet, doch hieß es in der Hauptsache, Wände bemalen, Porträts anbringen, Pracht des Besitzes zeigen. Wir wandeln heut wie die drei Könige zum Stern im Quattrocento, in der Krippe finden wir das Knäblein der Kunst. Porträtbüsten, Friese, Statuetten, strenge Profile der fürstlichen Damen, Botticellische Frühlingskinder, Lippi'sche Madonnen, Castagnosche Apostel und die weichen Reliefmedaillons des Rossellino — mit der Blendlaterne gehen wir umher und suchen sie. Was einst Schmuck und Auftrag war, oft an verborgenen, unansehnlichen Plätzen aufbewahrt, ward uns nun inneres Dasein, Lebenswert, Lebenserhöhung. Was die Medici und die Würdenträger bestellten, ist ein Stück *unseres* Heils geworden. Es gehört uns, gehört uns mehr, als all der geistig hohe, künstlerisch kühle Inhalt sämtlicher Stanzen Rafaels. Wir sind bescheiden geworden, als wir zum Kindlein traten. Im Drange, die Kunst zu sozialisiren, entfernten wir die Aristokratie des Cinquecento von uns, wir lernten die Niederlande lieben, wo unsere Liebhabereien geboren wurden, wo langsam in der Bürgerlichkeit, der Industrie, den Ausstellungen Beziehungen geknüpft werden zwischen Kunst und Leben, bis wir endlich uns reif fühlten, unsere Kunst und unser Leben ganz innig miteinander zu verschmelzen. Einst glaubte das Publikum an die Kunst, wie es an Gott glaubte, es nahm sie hin. Wir sind erwachsener geworden. Wir stellen uns zu ihr und fragen sie, ob sie Freund oder Feind sein will, dann machen wir Blutsbrüderschaft. Tot ist das Gemälde alter und neuer Zeit, das nicht in uns selbst auferstand; tot ist jeder Ton und jedes Wort, das nicht ein Zeuge von Empfindung ist. Dies ist der große Wechsel, dies die wunderbarste Vervollkommnung. Nun ist die Kunst, die als ein unschuldiges Kind in die gothische Welt eintrat, reif zur Mission. Der Leidensweg liegt hinter ihr.

Ja, ihre Leiden werden geringer werden. Wird das Kunstwerk, einst der Besitz weniger, heut ein öffentliches Kulturmittel, so mag zunächst die Kunst selbst, diejenige hohe Kunst, zu der niemand erzogen werden kann, feiner und immer geistiger werden. Es ist die natürliche Reaktion auf die Popularisirung. Aber dort, wo dann diese feine Werkstatt der noch unzerkleinerten, noch in keinen Kurs gesetzten Kunst ist, dort, wo dann die edelsten Schöpfer in der Keuschheit ihrer Persönlichkeit beharren, dort braucht keine Angst mehr zu sein um endgiltige Vereinsamung, um

Not und Untergang, nur um das Buhlen der Menge. Schuberts und Kleists und Kellers Schicksal ist heut schon ausgeschlossen. Es bedarf nur kleiner Geduld, und es macht heut jeder Frenssen von sich reden, nur durch seine Kunst, auch ohne die geringste äußere Nachhilfe. Ja, zweifellos sucht man schon mehr Kunst, als man findet. Und fast noch zu Lebzeiten wird nach Gutem und Schlechtem die letzte Rechnung der Gerechtigkeit über dem Künstler vollzogen. Die Kunst wird stürmisch vom Leben begehrt. Noch überwiegen die Vorteile ihrer Oeffentlichkeit die Schäden. Was sie an dauernder Isolirtheit verlor, gewann sie an Kulturkraft. Und, was sie an Lebenserhöhung dem Genießenden vermitteln will, davon strahlt nun auch, so gut es in dieser Welt geht, etwas mehr Heiterkeit auf die einsamen Stunden ihres Schaffens zurück. Wünschen wir: nicht zu viel, damit sie in Schmerzen gebäre.

www.libtool.com.cn

Beate und Mareile.

Eine Schloßgeschichte.

Von **E. Graf Keyserling.**

I.

Aus dem Badezimmer erscholl ein gleichmäßiges Plätschern. Günther von Tarniff saß in seinem rotgelben Badebassin. Die lauwarme Douche wurde in der Morgensonne ganz blank — fließendes Krystall. Das war so hübsch und angenehm, daß Günther sich nicht davon trennen konnte. Er saß da schon geraume Zeit und registrierte die behaglichen Empfindungen, die über seinen Körper hinglitten . . . wachsam und aufmerksam, wie er jedes angenehme Gefühl in sich zu verfolgen pflegte, als müßte aus dieser Addition sich ein Glück herausrechnen lassen.

„Ziehen Herr Graf die neuen Weißen an?“ fragte Peter aus dem Nebenzimmer.

„Ja. Gefallen sie Dir nicht?“ rief Günther zurück.

„'n neue Mode. Wird man sehn,“ meinte Peter.

Nun mußte Günther heraus. Peter rieb ihn behutsam mit einem weichen Tuche ab. Günther pflegte seinen Körper, wie ein Brahmane. Er bewunderte ihn und achtete ihn, als die Tafel, auf der das Leben viele, wichtige Genüsse zu verzeichnen hat.

„Frau Gräfin waren schon auf, bei der Morgenandacht,“ berichtete Peter. „Ja, bei den alten Herrschaften im Flügel ist Morgenandacht mit den Leuten vom alten Testament, wie die Amalie sagt.“

„Teufel. Dann sind wir hier das neue Testament — was? bedeutend freche Jungfrau, die Amalie. Und Du?“

„Gott, ich!“ Peter zog die Augenbrauen über den kleinen lithauer Augen empor: „Heute bin ich dabei gewesen. So 'n mal. Sonst, der Beckmann geht nich“ —

„— So — der Beckmann ist Dein Dienerideal?“

„Gott! mit dem dummen Gesicht!“

Als Peter seinem Herrn das Beinkleid reichte, nahm er ein anderes Thema auf: „Schön is' hier! Das Haus, der Garten. Alles gehört uns!“

„Ja“ — meinte Günther und hielt im Ankleiden inne, um seine Bemerkung Peter eindringlich mitzuteilen: „Wie dieser Anzug. Alles weich — lose. Nicht? Und die Uniform war steif — und eng. Nun also. Wenn man den Dienst aufgiebt und nach Kaltin zieht — dann zieht man eben die Uniform aus und dies hier an!“

www.literaturnetz.de

Peter war voller Bewunderung: „Wie spitzig der Herr Graf das sagen! Ja — so 'n Kopf, wie unser Graf! Aber so stramm war unser Dienst nicht.“

— „Ach was Dienst! Das Leben — verstehst Du? Die Zeit vergeht und noch zu wenig — zu wenig . . .“

— „Weiber“ — half Peter ein.

„Ja, auch das. Das ist vorüber. Hier ist Ruhe.“

„Gott sei Dank,“ schloß Peter die Unterhaltung.

Günther war fertig und stellte sich vor den Spiegel. Er sah gut aus, er konnte zufrieden sein: die matte Gesichtsfarbe, das schwarze Haar seiner italienischen Mutter, die braunen, blanken Frauenaugen mit den langen Wimpern, die Lippen so rot, wie bei Knaben, in denen die Jugend noch wie ein Fieber brennt.

„Heute wieder wunderbar,“ meinte Peter.

* * *

„Sie hat auf mich gewartet,“ dachte Günther, als er in den Gartensaal trat und die zwei Gedecke auf dem Frühstückstische sah. Eine behagliche Rührung ergriff ihn bei diesem Anblick: „Angenehm ist das — wie — wie — reine Wäsche nach der Reise!“

Er trat auf die Veranda hinaus und blickte über die Kieswege und Blumenbeete hin. Die heiße Luft zitterte und flimmerte. Der Buxbaum glänzte wie grünes Leder. Hinter dem Garten dehnte sich Wiesenland aus, dann niedrige Hügel, an denen die Aecker wie regelmäßige Seidenstreifen niederhingen. Unten, von der Buxbaumhecke sah Günther seine Frau auf das Haus zulaufen. Die eine Hand hielt die Schleppe des weißen Kleides, die andere einen bunten Strauß Erbsenblüten. Ein wenig atemlos blieb Beate vor Günther stehn und lächelte. Die Gestalt schwankte leicht, wie zu biegsam.

„Riech mal,“ sagte sie und hielt ihm den Strauß hin. „Das riecht wie Sommerferien, nicht?“

„Du kannst ja laufen, wie ein Föhr,“ meinte Günther.

„Ja — ja!“ Beate lachte: „Hier ist man wieder jung; weil alles umher so schön alt ist —, so alt wie — wie Kinderfrauen.“

Sie gingen in den Gartensaal. Günther streckte sich in einem Sessel aus und ließ sich Thee einschänken.

„Gewiß! Gut ist's hier,“ begann er, die Worte langsam vor sich hinschnarrend. „Wie's so aussieht, müßte der schon ein ungewandter Monsieur sein, der hier nicht auf seine Rechnung kommt, wie Beating?“

Beate schlug die Augen zu ihm auf, für das schmale, weiße Gesicht sehr große Augen, durchsichtig und graublau, mit ein wenig feuchtem Golde auf dem Grunde. Eine freundliche, ruhige Ironie lag in ihrem Blick. Das machte Günther befangen. Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen und angeregt zu sprechen:

„So wie hier, das lieb' ich; ruhige, königlich preußische Schönheit. Die ewigen Großartigkeiten fallen mir auf die Nerven. Na — ja Du — Du bist anders. Sorrent —, Luzern —, das ist Dir wie Dein Deputat.“

„Ja — Kaltin ist gut,“ meinte Beate.

„Hier läßt man sich also nieder,“ setzte Günther seine Betrachtung fort. „Das ist das Definitive — Ruhe — Abschluß.“

Beate zog die Augenbrauen empor.

„Womit schließt Du denn ab? Jetzt fängt's doch gerade an — unser Leben."

www.libook.com.cn

„Für Euch Frauen," docierte Günther mit klingender Stimme: „für Euch ist die Ehe ein Anfang — der Anfang. Für uns Männer ist die Ehe auch ein Ende. Das Frühere ist zu Ende — aus; verstehst Du? — Frauen unserer Gesellschaft haben kein Früher. Sie haben Gouvernanten, aber keine Vergangenheit gehabt."

„Dieses „Früher" klingt ziemlich unsympathisch" — warf Beate ein wenig gereizt ein.

Günther lachte: „Ja, das könnt Ihr nun mal nicht ändern. Ihr Ehefrauen seit immer 'ne Art Hafen. Du, Beating, bist ein hübscher, glatter, tiefer Hafen, gut ausgebaggert, man sieht bis auf den Grund."

Beate schaute in der stillverschlossenen Art vor sich hin, die sie anzunehmen pflegte, wenn sie etwas gleichsam nicht zu sich hereinlassen wollte; es ihr zuwider war. Günther sprach schon von anderem: „Müssen wir nicht zu unseren alten Damen hinüber?"

„Ja, wenn Du willst."

„Sag, ist's dort noch so — so — düster?"

„Düster — dort?"

„Na ja für Dich — natürlich — da sind's die Kinderzimmer und so. Die Zimmer sind's auch nicht. Ich glaube, es ist die Tante Seneïde."

„Tante?" rief Beate. „Aber Tante Seneïde ist doch wie — wie Mondschein im Ahnensaal."

„So! ist das nicht unheimlich, wenn man so ist?"

„Ach nein!" erklärte Beate. „Weißt Du, wenn der Mond durch die oberen Fenster des Ahnensaals scheint, dann ist der Fußboden ganz voll von Lichtkringel. Als Kinder setzten Mareile und ich uns da mitten hinein. Tante Seneïde ging im Saale auf und ab und sagte ihre geistlichen Lieder her. Das war so echt Kaltinsch und das gehört Tante."

„So," meinte Günther: „als Knabe habe ich mich gefürchtet, wenn die Leute von der kranken Komtesse sprachen. Na, jetzt soll sie mir wie Mondschein im Ahnensaal sein. Komm!"

II.

Lantin, das Stammgut der Tarniff's grenzte an Kaltin, den Sitz der Losnitz's. Beate und Günther waren Nachbarskinder und verwandt. Die Tarniff's und die Losnitz's gehörten zu dem alteingesessenen Landadel, zu den „braungebrannten Herren", von denen Bismarck spricht: „die man morgens früh um fünf auf ihren Feldern einhergehen oder reiten sieht." Starke Leute, die das Leben und die Arbeit lieben, roh mit den Weibern und andächtig mit ihren Frauen umgehen und einen angeerbten Glauben und angeerbte Grundsätze haben. Der Lantiner Zweig der Tarniffs jedoch hatte durch mehrere Generationen dem Staat gute Diplomaten geliefert. Der Aufenthalt in der Fremde entrückte sie ihrem Landsitz. Die Schüler der Grumbkow, Hardenberg, Bismarck brachten etwas Fremdes in das Gleichgewicht und die ein wenig hochmütige Beschränkung der Landjunker; neue Gedanken und Appetite komplizierten ihr Seelenleben. Dazu schlossen die Herren auf ihren diplomatischen Posten Ehen mit Ausländerinnen. Das exotische Blut nagte an den starken Nerven der märkischen Race, erhitzte und schwächte sie mit seiner Erbschaft fremder Geschlechter.

www.rahtsbuch.com

Graf Botho, Günthers Vater, war mit einer italienischen Prinzessin vermählt gewesen; ein herrliches Geschöpf, wie Fra Sebastiano sie gerne malte: Königliche, edelsteinharte Augen, eine bleiche Gesichtsfarbe, in die sich etwas, wie grünliches Gold mischt. Die schöne Römerin konnte deutsche Luft und deutsche Menschen nicht vertragen. Getrennt von ihrem Gatten lebte sie mit ihrem einzigen Kinde, dem kleinen Günther, in ihrer Heimat. Noch jung erlag sie einem Brustleiden. Lantin hatte von seiner Herrschaft wenig gesehen. Jetzt langte Graf Botho in Lantin an mit seinem Kinde, dem Sarg seiner Frau und Komtesse Benigne, seiner alten Schwester. Der Sarg wurde in der Familiengruft beigesetzt, Benigne mit dem Kinde im Schloß eingerichtet und dann reiste Graf Botho wieder ab.

Hier verbrachte Günther seine Kindheit. Damals war es, daß er seine ersten Spiele mit Beate und Mariele, der braunen Inspektorstochter, zwischen den Levkojen und Lilien-Beeten des Kaltiner Gartens spielte.

Die Baronin von Losnitz, früh verwitwet, lebte mit ihrer einzigen Tochter in Kaltin. Komtesse Seneïde Sallen, ihre Schwester, wohnte bei ihr. Irgend eine brutale Liebesgeschichte war in das stille Leben des Landfräuleins eingeschlagen und hatte es seelisch und geistig gebrochen. Jetzt lebte sie hier. Friedliche Beschäftigungen, die freundliche Narkose der Religion erhielten das Gleichgewicht dieses kranken Geistes.

Schloß Lantin wurde unterdeß wieder leer. Komtesse Benigne starb und Günther wurde in die Stadt gegeben. Lantin sah seinen Herrn zwar noch ein Mal, allein unter wunderlichen Umständen wieder. Graf Botho langte mit einer fremden, schwarzlockigen Dame an. Frau Kulmann — Kastellanin und Kammerdienergattin, verstand es, ein undurchdringliches Dunkel um die Fremde zu breiten. Die Leute schüttelten die Köpfe. Begegneten sie dem Paar, dann rückten sie an den Mützen, verzogen jedoch höhnisch die Mäuler. Mankow, der Wildhüter und Vertraute des Grafen, erzählte abends im Waldkruge unheimliche Geschichten von der „verfluchten Schwarzen". Ueber dem Portal des Schlosses hing in bemaltem Stein das Tarnifffsche Wappen: auf dem Tartschenschilde in goldenem Felde drei schwarze Lindenblätter, darüber, auf gekröntem Stechhelm, zwischen dem offnen, goldenen Flug ein wachsender, schwarzer Brackenhals. „Die drei herzförmigen Blätter," sagten die Lantiner: „sind die drei Weiberherzen, die jeder Tarniff bricht." — „Ja," sagte Mankow: „und der Hund da oben, das ist der Teufel, der sie holt. Unser Alter hat sich seinen Teufel selber mitgebracht." Die Sache nahm kein gutes Ende: „So verfault is unser Alter auch noch nich," — meinte Mankow: „Was zu doll is — is zu doll! Das schwarze Aas hat die Reitpeitsch, die mit dem goldenen Knopf — wißt Ihr — zu schmecken gekriegt." Eine verschlossene Kutsche brachte die Schwarze eines Morgens zur Station. Der alte Herr verschloß sich in seine Gemächer, dann reiste er ab, kam wieder, vergrub sich in seine Bücher: „Alt is 'r," sagte Mankow: „Er sagt, er hat das Leben satt. Muß der gefressen haben! Was? Jetzt sitzt er bei den Büchern, und das is das Letzte." Ein Schlaganfall beraubte den alten Herrn seiner Füße. Stunden lang schob Kulmann ihn im Rollstuhl die Alleen des Parkes auf und ab und das große, bleiche Greisenantlitz wackelte mißmutig und ergeben bei jeder Bewegung des Rollstuhles. Endlich kam das Ende. Kulmann hatte seinen Herrn eines Nachmittags allein im Park gelassen, um zuhause einen Grogk zu trinken. Das mochte ein wenig lange gedauert haben. Als Kulmann gegen Abend seinen Grafen aufsuchte, fand er ihn in der Herbstdämmerung todt im Rollstuhl sitzen, feucht von Abendnebeln, überstreut

von Herbstblättern — und den goldenen Knopf der Reitpeitsche fest zwischen die Zähne geklemmt.

Günther mied das Schloß. Frau Kulmann kämpfte mit Staub und Motten und dachte an lustigere Zeiten, da sie jung war und dem seligen Herrn gefiel.

Günther erwuchs zu einem sehr glänzenden Ulanenoffizier. Er durchspähte das Leben mit leidenschaftlicher Hast nach Genüssen, als fürchtete er beständig, irgend ein Genuß, ein seltenes Glück könnte ihm unterschlagen werden. Nach einigen Jahren hieß es, seiner Gesundheit halber müsse er den Dienst verlassen. Andere erzählten, seine Beziehungen zu einer hochstehenden Dame hätten seine Entfernung aus Berlin wünschenswert gemacht. Er ging nach Athen, bei der Gesandtschaft diplomatische Kenntnisse zu sammeln. Einige Winter später trafen die Jugendgespielen sich in Berlin. Frau von Losnitz wollte Beate in die Gesellschaft einführen. Günther befand sich gerade in einer Krisis, die bei solchen nervösen, allzu gierigen Lebenstrinkern gegen Ende der zwanziger Jahre einzutreten pflegt. Er war satt. Von jeher hatte er das Weib für die Verschleißerin der wichtigsten Genüsse des Lebens angesehen. Für jede Stimmung das richtige Weib zu finden, erschien ihm als die bedeutsamste Kunst; und urplötzlich war er der Weiber so müde: „Es ist doch in der ganzen Welt immer wieder dieselbe kleine Schauspielerin mit den gemalten Augenbrauen und den geldgierigen Taubenaugen," meinte er. „Ich kann Dir sagen," schrieb er an den Maler Hans Berkow, seinen Freund: „ich gehe den Weibern, wie einer Drehorgel, die eine zu oft gehörte Melodie spielt, aus dem Wege. Ich kann nur noch mit den stillen, kühlen Marmordamen im Museum verkehren." In dieser Gemütslage mußte Beate stark auf Günther wirken. Dieses Mädchen, mit seiner stilvollen Reinheit, schien ihm ein Glück zu versprechen, das ihm wirklich bisher unterschlagen worden war: „Sie ist ja die adelige Poesie in Person," sagte er, denn er liebte die geschmückten Redewendungen. Einen schwungvolleren Bewerber hatte die kühle berliner Gesellschaft noch nicht gesehen: „Je nun!" sagte der Fürst Kornowitz: „Wir haben bei unseren Damen schon alle möglichen Manieren versucht — Jockeymanier, Künstlermanieren, Dekadencemanieren. Der Tarniff scheint die Troubadourmanier aufbringen zu wollen. Keine bequeme Manier das."

Beate nahm Günthers Werbung in ihrer wohlerzogenen Art hin. In den Schlössern unseres Landadels wachsen noch, unter feiner berechneter Obhut, solch Mädchen von wunderbar naiver Reinheit heran. Das Gute und Schöne erwarten sie von dem Leben, wie das Selbstverständliche, und Günther erschien Beate als dieses Schöne und Gute. Im Winter verlobten sie sich, im April wurden sie getraut und im Juli des nächsten Jahres zog Günther nach Kaltin, entschlossen dort ein glückliches Familienleben zu führen nach wohlbewährtem, altadeligem Rezepte.

III.

Die alte Baronin von Losnitz saß in ihrem Voltairesessel und strickte einen blauen Kinderstrumpf. Schöne Haartrompeten — blank und weiß, rahmten das fette, weiße Gesicht ein mit den regelmäßigen Zügen. Seneïde saß am Fenster und nähte. Ihre Züge waren scharf und gezogen, die Lippen fast weiß und die Augen lagen tief in den Höhlen und gaben dem Gesichte einen kummervollerregten Ausdruck. Sie legte ihren Fingerhut mit

einem lauten „Klap“ auf den Tisch, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen: „Beating,“ begann sie, „war heute wieder wie sonst. Gestern, da war etwas Fremdes in ihrem Gesichte — etwas — ich weiß nicht?“

Die Baronin schaute ihre Schwester über die Brille hinweg an: „Hör', Seneïdchen, Du machst die Dinge gern geheimnisvoll. Für ein junges Ehepaar ist das nichts. In Deiner Milchkammer rührst Du auch nicht in den Töpfen herum; Du wartest doch ruhig, bis die Sahne sich absteht. Na — also!“

Seneïde beugte sich still auf ihre Arbeit nieder.

Nun kamen Günther und Beate. Günther begann sofort die alten Damen zu bezaubern. Nichts im Leben war ihm ungemütlicher, als wenn er nicht gefiel. Bei der Toilette bemühte er sich, Peter zu gefallen, und auf der Reise dem Schaffner: „O Mama, wie blühend Du aussiehst, hübsch und sommerlich. Und Tante — Ihr Harmonium habe ich heute früh schon im Bette gehört. Geradezu heilig hab' ich dabei geschlafen — auf Ehre. Gott, hier muß man ja gut sein.“

Dann sprachen sie von Mareile Ziepe, der Inspektorstochter: „Oh, unsere Mareile,“ rief Günther, „die ist groß! Also — nicht nur die berühmte Sängerin; sie ist die gefeierteste Schönheit der Gesellschaft — der Gesellschaft — bitte.“

Die Baronin lachte: „Meine Mareile! Die hatte immer eine feste Hand . . . Wenn man Ziepe heißt und dann . . .“ „Naja Ziepe,“ meinte Günther, „das hat sie abgelegt. Sie heißt Cibo! Ist auch besser. Die Fürstin Elise kann ohne Mareile nicht leben, der Fürst Kornowitz schmachtet sie an.“

Durch die Seitenthüre kam jetzt Frau Ziepe — herein. Sie wollte die jungen Herrschaften begrüßen. Erhitzt und verlegen saß sie neben Beate und sprach von ihren Zwillingen. Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht. Mareile war genannt worden.

„Auf Ihre Tochter,“ wandt sich Günther an die Inspektorsfrau, „sind wir alle stolz.“

„Danke, Herr Graf, danke.“ Frau Ziepe errötete: „Und ich hab' mich so vor der Kunst gefürchtet. Man spricht soviel. Aber Mareiling hat Charakter — Gott sei Dank.“

* * *

„Was thun wir?“ fragte Günther seine Frau, als sie wieder allein in Beatens blauem Kabinett auf den weißlackierten Stühlchen saßen. „Natürlich, beieinander sein!“ Er nahm Beatens Hand und küßte vorsichtig jede Fingerspitze: „Ja, was thun wir?“ wiederholte Beate.

Günther dachte nach: „In den Garten müssen wir, damit wir so das Sumsum des Sommers hören. Nicht? Im Park unter den Linden muß es jetzt gut sein. Suche ein Buch heraus. Sowas Altmodisches, ganz Süßes, weißt Du. Ich bestelle die Hängematten?“ —

„Ah! so ist's gut!“ rief Günther, als sie beide unter den Linden in den Hängematten lagen: „Nun lies — Schatz.“

Zwischen den starken Stämmen hindurch sah Günther ein Stück des Teiches, mit seinen Inseln von Froschlöffel und Wasserlinsen. Libellen, kleine blanke Lichtgestalten, wiegten sich in der heißen Luft. Unter den Weiden am Ufer aber saßen die Schwäne, weiße, regungslose Gebilde. Günther blickte auf die schmale, helle Gestalt neben sich in der Hängematte.

Lichter und Blätterschatten huschten über sie hin: „Gott ja!“ dachte er — „unsere Frauen, die sind eigen! So 'ne kühle, klare Luft ist um sie her. Die andern sind auch schön — o ja! Mareile zum Beispiel, aber so das — das Festliche fehlt.“

Beate hielt inne und blickte zu Günther hinüber: „Du hörst mir nicht zu. Woran denkst Du?“

„Ich denke — ich denke an dich — und daß es gut ist, daß Du hier in der Hängematte liegst und nicht — eine andere — Mareile oder sonst eine von den andern.“

„Mareile? Warum?“

„Erinnerst Du Dich noch des Besuches der Rumpenower Kinder? Du und Mareile hattet damals lange, dünne Backfischbeine. Wir spielten Räuber im Garten. Ich weiß nicht, wie das kam, aber Mareile und ich mußten in den Rübenkeller flüchten. Kühl war's da und roch feucht nach Gemüsen. Wir waren stark gelaufen, unsere Herzen schlugen laut — tap — tap. Mareile hatte ein weißes Kleid an — und nackte Schultern. Nun da — bog ich mich vor und küßte eine dieser spitzen, heißen Backfischschultern. Früher war mir das nie eingefallen.“

„O! wirklich?“ warf Beate hin.

„Ja. Sie stieß mich vor die Brust und sagte: dummer Junge.“

„Nun — und.“

„Ach nichts! Ich dachte daran. Uebrigens glaub' ich doch, daß Mareile damals in mich verliebt war.“

„Möglich!“ meinte Beate ein wenig hochmütig: „Sie sprach damals zuweilen von Verlieben. Ich fand das lächerlich. Verlieben gehörte zur Kammerjungfer Lisette, zu Betty Ahlmeyer.“

„Ja — ja — natürlich!“ rief Günther, „das war Kaltinsch — ganz echt. Na — lies nur.“ Günther schaute wieder in das Blätterdach hinauf. Ein Schwarm Mücken drehte sich wie blonder Staub in einem Sonnenstrahl. Das macht schwindelig und schläfrig.

Günther reckte sich: „Wie schön — wie schön!“ Er pflegte jede Lebenslage genau auf die Summe von Befriedigung hin zu prüfen, die sie ihm bot; er stellte gern jedem Augenblick eine Censur aus. Jetzt war er zufrieden. An dem Junggesellenleben war doch nichts Rechtes dran! Stille, helle Zimmer, gute Menschen, diese Frau — dieses beruhigende, weiße Rätsel, an dem herumzuraten eine so friedliche Beschäftigung war — das wollte er jetzt.

Das Ehejahr in Berlin zählte nicht. Was die Liebe der Junggesellenjahre lehrt, läßt sich bei den Beaten schlecht verwenden. Da muß umgelernt werden; das macht ungeschickt. Beate nahm dort etwas Erstauntes, bleich Ergebenes an; als hätte sie eine Enttäuschung erlebt. Daß er diese Enttäuschung sein könnte, war für Günther kränkend und quälend gewesen. Berlin war ohnehin für Beate nicht der rechte Hintergrund. Hier war's gut! Er streckte seine Hand zu der anderen Hängematte hinüber.

„Du hast geschlafen?“ fragte Beate.

„Ja —“ sagte Günther, „und geträumt. Ein Traum, ganz weiß von Dir.“

Beckmanns schwarz und goldene Gestalt stand plötzlich in all dem Grün und meldete das Frühstück.

* * *

Zur Feier der Ankunft der jungen Herrschaft fand unten im Park ein Fest für die Gutsleute statt. Nach dem Diner begaben die Herrschaften sich auf den Festplatz. Die Buchen und Kastanien am Teiche steckten voll bunter Lampen; farbige Lichtpünktchen, verloren in all dem Schwarz ringsum. Auf dem Rasenplatze wurde getanzt. Auf einem Tische brannte eine Petroleumlampe, ruhig und schläfrig, wie in einer Familienstube. Dort saßen Inspektor Ziepe und der Schulze beim Bier. Die Musikanten fidelten einen Schleifer; dünne, schnurrende Töne, die, wie verirrt, in die große Nachtstille hinaushüpften; und über dem Ganzen lag der melancholische Ernst, wie er über den Lustbarkeiten des Volkes zu liegen pflegt.

Günther hielt eine Rede. Er stand auf einer Bank, machte weite Armbewegungen, wurde ganz warm von den großen Worten, die er zu den schweren Arbeitergestalten hinunter sprach, die andächtig, ein wenig schläfrig, zuhörten; . . . das that ihm wohl. Dann wurde getanzt. Peter besorgte für Günther als Tänzerin die Eve Mankow, ein großes, rothhaariges Mädchen mit grellen, rothbraunen Augen in einem runden, rosa Gesichte. Beate tanzte mit Edse Maschnap, der Galoschen und einen Stadthut trug. Edse unterhielt seine Dame: „Ich bin zurück aus der Stadt. Na ja — der Vater hat die zweite Frau. Die sorgte für ihre Kinder, — da muß ich sehn, daß nich Alles so stille — stille — verschwindet — Frau Gräfin verstehn?“

Beate schaute zu Günther hinüber. Wie eifrig er sich mit dem großen, unangenehmen Mädchen unterhielt. Er erzählte etwas. Eve wandte sich ab, legte den Arm vor den Muud und lachte. Ja — er verstand es, jede zu nehmen! —

Der Tanz war zu Ende. Die Herrschaften wollten vom Kahn im Teiche aus das Feuerwerk ansehn. Günther wäre gern geblieben und hätte sich an der Verehrung der Leute erwärmt. Zu imponieren ist eine so angenehme Beschäftigung; er wagte jedoch den Vorschlag nicht; er fürchtete, Beate würde dazu ihre ironisch erstaunten Augen machen. Auf dem Teiche war es köstlich. All die schweren, warmen Menschen mit ihrer schweren, erhitzten Lustigkeit hatten Beate mit großem Unbehagen erfüllt. Hier war es kühl und still und dunkel. Beate lag auf dem Rücken und sah in die Sterne hinauf. Günther ruderte anfangs und sprach angeregt. Dann fragte er plötzlich: „Warum liegst Du so weiß da und sagst Nichts?“

„Ich höre lieber zu“ — erwiderte Beate. „Das klingt sehr freundlich,“ dachte Günther: „aber doch so'n bißchen überlegen, als müßte man Nachsicht mit mir haben.“ Er wurde schweigsam. Beate hatte Recht. Auch er wollte daliegen und seinem Empfinden lauschen. Das gehörte zu dieser Lebenslage. Helle, wunderbar weiche Töne gingen und kamen über das Wasser, als athmete und lebte die dunkele Fläche. Günther streckte sich neben Beate aus — nahm eine ihrer kühlen Hände. Ueber die schwarzen Wipfel stieg eine Rakete auf; eilig und golden stieg sie auf — immer höher, dann neigte sie sich, wie müde, und die Leuchtkugeln, ein farbiges Aufblühen, regneten nieder. Die Leute am Ufer riefen: Hurrah!

„Ja die!“ meinte Günther: „die verstehn noch zu schreien, wenn sie lustig sind.“

„Möchtest Du denn auch schreien?“ fragte Beate.

„Gott! schreien! Nein, Ich sag' nur, die können's noch, wir nicht, wir sind zu — zu — stilisiert — um lustig zu sein.“

Der Mond stieg über den Ahornbäumen auf. Der Teich sprühte. Die Stengel der Froschlöffel, des Wasserknöterich, die weißen Köpfe der

www.libtool.com.cn

Wasserrosen schienen größer, wie sie so unbeweglich in dem blauen Lichte standen.

Eine selige Trägheit, eine angenehme Wunschlosigkeit war über Beate gekommen. Als Günther sich auf sie niederbeugte und ihr die Lippen — die Augen küßte, — ihren schmalen, ruhenden Körper in seine heißen, fiebernden Hände nahm — sagte sie: „Ach — laß — Liebster."

Günther wurde sofort ruhig. Er seufzte. Ach ja! man muß ruhig und poetisch sein: „Dieses kühle Mondscheingesicht" — sagte er ein wenig gereizt. Dann griff er in das Wasser, mitten in eine Gesellschaft Wasserrosen hinein und holte sich die ganze Hand voll schwerer, weißer Blüthenköpfe heraus: „So, jetzt will ich Dich putzen, warte." Er steckte die feuchten Blumen in Beatens Haar. Beate lachte unter dem Tropfenregen: — „So ist's gut" — meinte Günther: „Schönheit — Schönheit, Schönheit — Amen."

* * *

Beate saß in ihrem erdbeerfarbenen Nachtkleide noch auf. Amélie, das naseweise Gesichtchen roth vom Tanz, versuchte ein Gespräch.

„Ach nee — der Maschnap, über den hab' ich gelacht. Und die Eve, die war gut, wie'n Pfannkuchen hat die sich gebläht."

„Geben Sie mir die Bücher," sagte Beate, und wenn die Gräfin sich die heiligen Bücher geben ließ, die Bibel und den Thomas a Kempis, dann mußte Amélie gehen.

Die Stille des alten Kaltin hatte Beaten überempfindlich für jeden Eindruck gemacht. Jedes Erlebnis nahm tiefe Bedeutung an, wie Gestalten im Mondschein größer erscheinen.

Sie beugte sich über den Thomas a Kempis und las: „Mache mich stärker in der Liebe, daß ich im Innersten meines Herzens schmecken lerne, wie süß es ist, zu lieben und in Liebe aufzugehen, und ganz mich zu bewegen. Singen möchte ich das Lied der Liebe . . . ."

Draußen schüttelte ein plötzliches Wehen den Baum vor dem Fenster. Beate schaute auf, dann wie erschöpft von dem übermächtigen Gefühle, lehnte sie den Kopf zurück. Ihr Gesicht war blaß, von der feinen Bläße der alten Rassen, die von jahrhundertelangem Stehen auf geschützten Höhen müde geworden sind. Der Ausdruck des Gesichtes war wie Lächeln und doch wie Leiden. Die braunen Zöpfe, noch feucht von den Wasserrosen, hingen über ihre Schulter nieder. Gewiegt von einer köstlichen Schlaffheit, zuckte Beate mit den Wimpern, als blendete sie eine lichte Vision.

Eine Thür ging. Das Parquett knarrte unter Günthers leichtem Tritt. Beate schloß die Augen. Ein blasses Rot stieg ihr in die Wangen, und die Hände auf den Seitenlehnen des Sessels zitterten leicht. —

IV.

Das Stationsgebäude lag jenseits des Dorfes auf einem schattenlosen Sandhügel. Die Mittagssonne stach sengend auf den Bahnsteig nieder. Die elektrische Glocke meldete den Schnellzug. Herr Ahlmeyer, der Stationsvorsteher, erschien, die rothe Mütze im Nacken. Ueber ihm, im ersten Stock des Hauses, wurde ein Fenster geöffnet. Betty Ahlmeyer steckte den blonden Kopf heraus und blickte gespannt den Schienenweg hinab. So erwartete sie seit dreiundzwanzig Jahren jeden Zug.

Heute erlebte sie etwas. Als der Zug hielt, entstieg einem Wagen erster Klasse Mareile Ziepe. In einen rahmfarbenen Staubmantel gehüllt, stand sie auf dem Bahnsteig nnd wiegte eine kleine, rote Tasche hin und her. Ahlmeyer schoß auf sie zu: „Fräulein Mareile — signora — nicht möglich! Wir haben Sie nicht erwartet."

„So ist kein Wagen da?" fragte Mareile ruhig. Nein, es war kein Wagen da. Aber wollte Mareile nicht Kaffee trinken? Wollte sie nicht Ahlmeyers Fuchs und Jagdwagen? Nein, Mareile wollte zu Fuß gehn. „Künstlerinnen sind unberechenbar!" meinte Ahlmeyer.

Mareile schlug den Fußpfad über die Haide ein. Das warme, staubige Kraut knisterte unter ihren Füßen. Es duftete schwer nach Wacholder, Wermut, Schafgarben. Töne, wie das Schwirren einer Violinsaite, zogen über das Land. Die lichtgebadete Schläfrigkeit über den altbekannten Orten stimmte Mareile nachdenklich. Die Arbeit an ihrem Schicksal hatte ihr die Heimat so fern gerückt.

Sie war mit Beate zusammen im Schlosse erzogen worden. Schon damals erschien es ihr als das Höchste im Leben, ganz zu denen auf dem Schlosse zu gehören. Mit wunderlicher Reizbarkeit empfand sie alles, was an den Unterschied zwischen ihr und Beate gemahnte. Sie selbst verstand es zu vergessen, daß sie die Tochter des Inspektors Ziepe war, daß die anderen es nicht vergaßen, brachte Gefühlsstürme in ihr hervor, die von ihrer Umgebung kaum begriffen wurden. In solchen Krisen hatte sie es geliebt, auf die Haide hinauszulaufen, zu laufen, zu laufen, bis ihr die Wangen brannten und sie müde an einem Wacholderbusch niederfiel. Dort, platt auf das Heidekraut hingestreckt, das Gesicht in die harten Stengel gedrückt, die Zöpfe voller Mittagsfalter, hatte sie unbändig geweint, weil sie kein Baroneßchen war.

Später kam Berlin mit dem Konservatorium, das Wohnen bei der Hauptmannswitwe, der Tante Oberau, die Reisen nach London und Wien, der Ruhm, endlich die berliner Gesellschaft, in der Mareile durch Tarniffs eingeführt wurde. „Ich liebe sie, wie meine Jugend," sagte die Fürstin Elise Kornowitz von Mareile, und das war viel. Das Gefühl, daß dieses königliche Wesen eine gesellschaftlich Schöpfung der Fürstin Elise und ihrer Freundinnen war, begeisterte die Aristokratinnen für Mareile.

Still und staubig lag des Land da. Überall gelber Sand; Wiesen, Felder und Gärten lagen darauf, wie eine verblaßte Stickerei auf einem blindgewordenen Goldgrund. Die Feldgrillen schrillten am Wegrain. Mareile mußte über sie lächeln. Als Knabe hatte Günther sie damit geärgert, daß er sagte: die Feldgrillen riefen „Ziepe — Ziepe." Ja! Alles rief hier „Ziepe" und schien nichts von der berühmten Mareile Cibò, der Freundin der Fürstin Elise zu wissen. Jetzt bog Mareile in die Lindenallee, die zum Schlosse führte, ein. Hier war es kühl und schattig. Das Ping-ping einer Schmiede tönte herüber. Ein Stallknecht, die Tressenmütze im Nacken, ritt ein großes, blankes Pferd aus; endlich das Schloß mit seiner schwarzgelben Fahne. Das war wieder Mareilens Welt. Über den sonnigen Hof ging sie zur Inspektors-Wohnung hinüber.

Gelber Sonnenschein lag in der kleinen Wohnstube auf den schwarz und rot gemusterten Möbeln. Auch der bekannte Geruch von Fettstiefeln und Suppe schlug Mareile entgegen. Wie still und unverändert das alles hier auf sie gewartet hatte! Auf dem Sopha schliefen die Zwillinge Jei und Sini, die Backen rot unter dem blonden Flimmern der Haare. Sini erwachte und weinte. „Werdet Ihr die Mäuler halten!" rief Frau Ziepe

www.libtool.com.cn

von der Küche herüber. Sie erschien in der Thüre — im kurzen Unterrock, die Aermel aufgestreift, die nackten Füße in Pantoffeln. Sie errötete: „Mareiling — Kind!“ Sie breitete die nackten Arme aus, ließ sie jedoch wieder sinken. „Nein, nein — komm' nicht. Wie ich ausschau — was? Ich muß den Fußboden scheuern, die Anna is so dumm. Ich komme gleich.“ Sie verschwand wieder.

Vor dem Spiegel, hinter dem die Rute der Zwillinge steckte, nahm Mareile den Hut ab. Hinter ihr trat Vater Ziepe in das Zimmer, eine schwere Gestalt in weißem Leinwandanzuge, ein rotes Gesicht in einem gelben Bartgestrüpp: „Erschreckend,“ dachte Mareile, die ihn im Spiegel betrachtete, dann wandte sie sich ihm zu. „Teufel, unsere Dame,“ sagte Ziepe und küßte seine Tochter befangen auf den Scheitel. „Wo is Mutter?“

„Du willst wohl Deinen Cognac, Vater?“ erwiderte Mareile. Ziepe stand breitbeinig da und sah zu, wie seine Tochter zwischen Spind und Tisch hin- und herging unter dem leisen Klirren der Armbänder. „Hätte nicht pressiert,“ brummte er, setzte sich und aß. Er wußte nichts zu sagen und schalt die Zwillinge.

„Immer schlafen, — wie die Spannferkel.“ Endlich kam Frau Ziepe im frischen Kattunkleide, die Augen voller Thränen. Ziepe fuhr sie an: „Was, heute wieder das Scheuerweib gespielt? Ich will das nicht. Ich hab' kein Scheuerweib geheiratet. Wozu is das Mädchen da — Teufel auch!“

Frau Ziepe hörte ihn nicht. „Wie das glänzt!“ sagte sie und strich über den Diamant in Mareilens Ohr. Ziepe erhob sich, ging, froh seiner vornehmen Tochter aus den Augen zu kommen.

Mareile lehnte sich in die Sophaecke zurück. Die Fliegen summten an den Fensterscheiben; die Suppe nebenan roch immer stärker. Frau Ziepe ging leise hin und her und diente ihrer Tochter, erzählte dabei von der Wirtschaft, den Herrschaften, dem Dienstmädchen. Die fünfzehnjährige Lene kam, kauerte zu Mareilens Füßen nieder und schaute andächtig zu der herrlichen Schwester auf. Das alles war rührend und lieb. Das findet man draußen in der Welt nicht. Und doch, warum ist all das so zum Weinen traurig? dachte Mareile. —

V.

Günther wollte wirtschaften. Er ging auf das Feld hinaus. Es wurde gemäht. Brusttief regten sich die Leute in den Halmen, wie in knisternder, gelber Seide. Ziepe stand dabei und schimpfte: „Du kleines, schwarzes Aas, heißt das Setzen? Du brauchst nur mit Deiner Rotznase anzustoßen, dann purzelt die Bude um.“ Günther war sehr würdig und leutselig. „Hier ist ungleich gemäht,“ bemerkte er. „Haben die Leute auch zu trinken? Ich will, daß nichts versäumt wird.“ Er schritt an den Garben entlang, durch die Atmosphäre der heißen Aehren und heißen Menschen. Von einer Garbennehmerin, die hübsche Augen hatte, ließ er sich die Ackerwinden geben, die das Mädchen auf dem Strohhut hatte. Als er jedoch weiter dem Ellernbruch zuging, war er unzufrieden. Das müßte anders sein. Er müßte anders auf seine Leute wirken. Diese gleichgültigen Augen wollte er nicht. Teufel! wenn man auf seine eigenen Arbeiter nicht wirkt, wo will man denn Effekt machen!

Im Ellernbruch fand Günther eine lange, bunte Gestalt im Grase

liegen. Wie kam all das hierher? der blau und weiß gestreifte Sommerflanell, das blauseidene Hemd, der rot und blau gestreifte Gürtel?

„Hans Berkow," sagte Günther.

„Morjen — Tarniff," meinte Berkow und gähnte. „Wie geht's?"

„Was machst Du hier?"

„Siesta. Nimm doch Platz."

Günther setzte sich auf das Moos. Was der Anblick von Hans Berkow nicht alles an Berliner Luft mitbrachte! „Studien," berichtete Hans: „Ich wollte Euer brutales Licht studieren, dicke Bauernmädchen. Das ewige Malen von Berlinerinnen macht den Pinsel flau."

„Wo wohnst Du? Warum bist Du nicht bei uns?"

„Es ist nicht angenehm der unvermeidliche Berkow zu sein. In Berlin ist er — in Kaltin wieder." Das Gesicht hatte so regelmäßige Züge, daß es zuerst leer und starr erschien. Rotes Haar in kurzen Locken bedeckte, wie eine Kappe, den Kopf. Die enzianblauen Augen mit den roten Wimpern aber waren es, die dem Gesichte seine überraschende Schönheit gaben: „Ich wohne in einem Waldkruge. Schöne Bäume. Auch die Familie Mankow ist malerisch. Die Tochter Eva — eine gute Studie in rot."

„Dort kannst Du nicht bleiben," meinte Günther.

„Ja — wenn Du was für mich thun willst —" Hans blinzelte mit den roten Wimpern nachdenklich zur Sonne auf: „Du hast da so'n altes Schloß. Süperb vermoost. Wenn Du mir gestatten würdest dort —"

„Aber natürlich."

„Danke."

Eine Weile schwiegen beide: „Die schöne Mareile ist heute bei Euch angelangt," begann Hans wieder. „Du bist gut unterrichtet," meinte Günther: „Bist Du deshalb hier?"

„Ja — auch." Berkow wälzte sich, wie im Bette, auf die andere Seite herum. „Ja — Mareile ist gut — nicht?" sagte er langsam: „Wenn sie sich ein wenig zurückbiegt —, dann die Linie den Busen hinauf zum Halsansatz —, das vergißt sich nicht so leicht. Und die Arme —, als wäre sie im Peplon geboren."

„Du bist im Zuge," bemerkte Güuther. Berkow zog die Augenbrauen hinauf: „Was willst Du! Wenn der Gedanke an ein Weib uns zu beißen anfängt, wie der bekannte spartanische Fuchs aus der Geschichtsstunde —, na — dann muß was geschehen . . . Wenn ein Weib eine unbequem große Rolle in unseren Vorstellungen zu spielen beginnt, ja — dann müssen wir es eben besitzen, um es loszuwerden. Kann ich auf Dich rechnen?"

„Gewiß, gewiß — mein Alter," erwiderte Günther. „Soweit bei Mareile von rechnen die Rede ist . . . Sie ist unberechenbar."

„Ach Gott! Die Mädchen haben ja doch alle denselben Generalnenner!" meinte Berkow. Günther lachte gezwungen. Der Gedanke an ein schönes Weib in Verbindung mit einem andern, als ihm selbst, war Günther stets zuwider gewesen.

VI.

Zum Diner pflegte Mareile im Schlosse zu erscheinen. Sie war still und nachdenklich. „Das ist die Kaltiner Luft; in ihr wird man froh und ein wenig schläfrig," sagte sie. Das Leben hier ergriff die Sängerin, wie ein großes Schweigen uns ergreift, wenn wir aus lautem Lärm kommen.

www.libtool.com.cn

Am Abend saß man im Gartensaal bei der Lampe zusammen. Der Duft thauiger Blumen strömte durch die geöffnete Thüre in das Gemach. Beate lag im Sessel und schloß die Augen. Den Tag über einer unruhigen, launenhaften Sinnlichkeit dienen, das macht müde. Mareile sang. Ihre Stimme klang hoheitsvoll und wunderbar erregend durch die alten, tiefberuhigten Räume. Günther lehnte in der Thüre und sah auf die Rosenbüsche hinaus, die schwarz und regungslos im Mondlichte standen. Er war bewegt wie ein Knabe. Die beiden schönen Frauen, die Musik — die Mondnacht. All das machte ihn unruhig. Er hätte gewollt, daß auch Mareile ihn liebte, oder, daß auch er so singen könnte, oder — er wußte es selber nicht.

* * *

Die frischgemähten Stoppelfelder glitzerten unter der grellen Herbstsonne, die Ebereschenallee war rot von Beeren, im Schloßgarten flammten die Gladiolen, Stockrosen und Georginen. Es war Zeit die Hühnerjagd zu eröffnen. Beckmann stand auf der Freitreppe, schützte mit der Hand die Augen und sah die Landstraße hinab, ob von der Station der Besuch käme. Der Gartensaal füllte sich mit den gewohnten Gästen. Die Fürstin Elise Kornowitz mit ihrer gelehrten Gesellschafterin, dem Fräulein von Mikewitz, der Verfasserin eines Buches über „die Stellung der Frau bei den Römern", langten an. Die Fürstin war ein kleines, gutes Wesen. Das feine Gesichtchen weiß von Poudre. Die ganz hellgrauen Augen sahen ein wenig müde unter der Wolke blonden Haares hervor. Sie trug das Haar, wie Charlotte von Stein es zu tragen pflegte, denn sie glaubte ihr zu gleichen. „Im Aeußeren und in manchem Anderen" — liebte sie zu sagen: „Bin ich Dein Goethe" fragte ihr Gemahl sie mit seinem ironischen, freudlosen Lächeln. „O nein," meinte die Fürstin, „mein Goethe ist Mareiling." Der Fürst Kornowitz kam allein. Er reiste immer allein. „Reisen macht unliebenswürdig," behauptete er, „und geteilte Unliebenswürdigkeit ist doppelte Unliebenswürdigkeit." Einige Offiziere füllten den Gartensaal mit leisem Sporenklirren und dem Duft Attkinson'scher Parfüms und feinen Juchtenleders. Die Grafen Egon und Botho Sterneck von den ersten Gardeulanen, Seiner Majestät schönste Offiziere; der Major von Tettau. Er rollte seine hervortretenden, fayenceblauen Augen, als sei ihm der gelbe Küraſſierkragen zu eng und versteckte unter dem großen, militärischen Schnurrbart ein kleines, gefühlvolles Mündchen. Leutnant von Remm, von den Königshusaren — klein und blond — errötete wie ein Primaner. Die Gräfin Blankenhagen, die die schönsten Arme der Gegend hatte, war zu Pferde vom Nachbarsgut herüber gekommen. Frau von Scharf mit ihrer Agnes kamen ohnehin zu jeder Jagd, denn für Agnes, mit den blauen Marlittaugen, mußte eine Partie gefunden werden.

Als Mareile in den Gartensaal trat, verbeugten sich die Herren sporenklirrend, sie hatten dabei alle ein blankes Flackern in den Augen. Major von Tettau murmelte: „Donnerwetter" und zog seinen Mund süß zusammen, als schlürfte er Marasquino. Mareile grüßte flüchtig und zerstreut. Sie lächelte der Fürstin Elise entgegen und that, als sehe sie nur diese, aber all die begehrenden Männerblicke erregten ein wohliges Gefühl in ihr, als stände sie unter einer warmen Douche.

Günther war sehr angeregt: „Gut, daß sie alle da sind. Wir wollen ihnen mal zeigen, was 'ne Ehe ist", sagte er zu Beate.

* * *

www.dbtmed.com

Es war Hühnerjagd angesagt.

Hans Berkow ging durch die thauigen Stoppelfelder dem Schlosse zu. Er dachte über Mareile nach.

Die machte ihn krank, da unter all den Männern, die auch nur sie begehrten. Und dazu dieses adelige Leben, mit seinen festen, kalten Schranken. Ja — sich einmal, wie die Burschen unten im Kruge, um sein Mädchen raufen zu dürfen, das müßte gut thun!

Vor der Freitreppe des Schlosses waren die Jäger, Waldhüter und Hunde versammelt. Oben standen die Damen, feine Figürchen, die sich bunt von dem alten, sonnbeschienenen Portal abhoben: „Hübsch" — dachte Berkow: „Stil bis zu den Hunden. Dafür lassen diese Leute sich in Stücke hauen . . . und das steigt der Mareile zu Kopf. Verdammt."

Günther kommandierte sehr laut — angeregt von all den Menschen, Hunden, von all' dem Lärm und Licht um ihn her: „Egon bitte hier hinauf. Sie, meine Herren, hier bitte, Mankow, zeig' den Weg. Renne in die Kartoffeln. Das Frühstück im Eichenwäldchen. Gut Heil! Sanho bei Fuß."

Günther und Berkow schlenderten quer über ein Stoppelfeld: „Hör' Hans" — sagte Günther: „ist der Egon Sterneck Dir bei der Mareile nicht ein wenig vor?"

Hans blieb stehen: „Weißt Du, mein Lieber, daß Ihr, mit Eurer Schloßerziehung, dieses Mädchen unnütz kompliziert habt? Ja, — Ihr habt die eigentliche Mareile gefälscht. Möglich, daß sie's jetzt für ein Glück hält, in Euer adeliges Regiment eingestellt zu werden; aber die wahre Mareile kann das nicht wollen —."

„Die will Hans Berkow?"

„Ja . . . und siehst Du, ihr Blut — — das prachtvolle, wilde Plebejer-Blut —, das spricht für mich gegen Sterneck."

Jetzt stand Sanho und ein Volk Hühner schwirrte auf. Die Herren schossen; dann trennten sie sich. Hans pfiff ärgerlich seinem Hunde und streckte sich am Feldrain aus. —

Hans Berkow hatte sich studiert, wie ein geistreicher Diener seinen Herren studiert. Er kannte seine starken und seine schwachen Seiten und all seine Mittel. Kühl und klug hatte er es stets verstanden, seine großen Appetite zu befriedigen. Hier, vor Mareile, wurde er mutlos; sie schien etwas zu sein, das nicht für ihn bestimmt war, und doch hatte er im Leben noch Nichts so stark begehrt, wie dieses Weib. Verteufelt auch!

In dem Wäldchen war der Frühstückstisch gedeckt. Die Damen trugen alle helle Sommerkleider. Die Gräfin Blankenhagen in gelb, die schönen Arme entblößt, Agnes Scharf, das Kind, in Rosa, die Fürstin Elise in Mattviolett: „Wie eine Roggengarbe voll bunter Unkräuter, sieht die Gesellschaft aus," sagte Günther. Mareile saß zwischen Egon Sterneck und dem Fürsten Karnowitz. In einem blau und rosa Mousselinkleide, auf dem Strohhute blau und rosagestreifte Rosen — „Cibò-Rosen", wie sie im Modeblatt hießen, war ihre Schönheit heut wieder unmittelbar einleuchtend. Die Haut hatte einen warmen, rosigen Ton, in den sich etwas wie Gold mischt. Die tokayerbraunen Augen strahlten. Jeder Mann, der Mareile ansah — bis zu den Waldhütern, mußte — lächeln. Sterneck unterhielt sie. Er sprach beständig mit einer eigensinnigen, gewaltsamen Liebenswürdigkeit, als wollte er keinem anderen Zeit lassen, Mareile anzureden. Der Fürst saß schweigend da, die trüben Augen teilnahmlos in die Ferne gerichtet, als warte er geduldig und kummervoll auf etwas.

Es war köstlich unter dem sonnenwarmen Laubdach: Lichtfunken und

www.libtool.com.cn

Blätterschatten zitterten über die Tafel hin. Große Hummeln verirrten sich in die Gläser. Baumblüten fielen in den Wein und in die Haare der Damen. Alle fühlten sich freier, einander näher, als drüben im Schloß.

Günther unterhielt sich mit der Gräfin Blankenhagen, die heute besonders wild mit ihm kokettierte. Er mußte jedoch immer wieder zu Mareile hinübersehen. Wenn die anderen einem schönen Mädchen den Hof machten, verstimmte es ihn, nicht mehr dabei, ausrangiert zu sein.

Nach dem Frühstück sollten die Damen die Herren in das Feld begleiten. Egon Sterneck nahm, als verstünde es sich von selbst, Mareile für sich in Beschlag — — — und Hans Berkow fand, daß Mareile das auch selbstverständlich fand. Ihm war der Jagdtag verdorben. Immer mußte er auf dem Felde den bunten Fleck von Mareilens Kleide neben Sternecks hoher Gestalt sehn: „Also — sie will doch in die gräfliche Zwangsjacke!“ knurrte er. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend war großer Ball. Mareile hatte sich eben in ihrem Stübchen angekleidet, ein erdbeerfarbenes Krepkleid mit schwarzen Stiefmütterchen und dunkelroten Rosen „Sultan von Zanzibar“. Jetzt rauschte sie die Treppe zur Inspektorswohnung hinunter. Sie wollte ihre Mutter abholen.

In der Wohnstube herrschte Dämmerung. Vater Ziepe stand am Ofen und lachte, wie er zu lachen pflegte, wenn er die Mutter ärgern wollte: „Na, unsere Balldamen sind parat. Mutter hat sich schon seit einer Stunde dekolletiert — um mit dem Kandidaten Halm unten am Tisch zu sitzen. Die Ehre. Ha—ha.“

Mareile stand schweigend da, eine helle Gestalt, an der es seidig rauschte, leise — wie Gold — klingelte, süß duftete. Die beklommene Luft dieser Stube, in der es nach des Vaters garen Kartoffeln roch, die zankende Stimme, der säuerliche, trübe Werktag, schlugen ihr wie etwas Unreines, Feindliches entgegen, das sie und ihr Kleid beflecken wollten — und denen sie entfliehen mußte: „Komm, Mareiling,“ sagte die Mutter, „mit dem is heute wieder nicht zu reden.“

Für die heutige Gesellschaft waren die Festräume des alten Flügels geöffnet worden: das Eßzimmer mit der Schäferscenerie an den Wänden, der grüne Bildersaal, der auf den Wintergarten hinausführte, und der große Ahnensaal. Neben der Baronin saß die Gräfin Hochau und beobachtete mit ihrem strengen, blanken Gesichte Irma Blankenhagen, die mitten im Saal mit Egon Sterneck sprach.

„Aha,“ meinte sie, „es scheint endlich dazu zu kommen.“

„Wir wollen es hoffen,“ sagte die Baronin.

Mareile trat in den Saal. Egon wandte sich sofort von seiner Dame ab und ging auf Mareile zu.

„Das also ist Ihr Erzug — Liebe,“ sagte die Gräfin Hochau und musterte Mareile: „Hm — charmant! — Ja — diese Damen richten viel Unheil an . . das kennt man.“

„Meine Mareile ist doch anders“ — erwiderte die Baronin.

„So! Freut mich. Solche Aufzöglinge gelingen sonst selten,“ meinte die Gräfin.

Zum Diner führte der Hauptmann Tettau Mareile. Egon saß ihr gegenüber — mit Irma Blankenhagen. Er unterhielt sich jedoch nur mit Mareile. Das hübsche Gesicht mit seiner ein wenig starren, nordischen Regelmäßigkeit, war heute erregt, wie das Gesicht eines glücklichen Knaben. Die übrige Gesellschaft fühlte, daß sich hier etwas ereigne. Die Unter-

www.rahmenbau.com.pl

haltungen wurden zerstreut. Ein jeder wollte diese beiden beobachten, die sich so kameradschaftlich miteinander beschäftigten und thaten, als wären sie allein. Agnes Scherfs Augen werden immer größer, indem sie Mareile anschauten — und ihr rosa Gesicht nahm einen andächtigen Ausdruck an, als hörte sie einer Liebespredigt zu: „Sehr rassig, das Fräulein Cibo," schnarrte Leutnant von Themm neben ihr: „Rassig? Himmlisch wollen Sie sagen," erwiderte Agnes verträumt. Themm errötete: „Ja — hm — natürlich" — murmelte er und merkte dabei, wie die Verliebtheit in die rassige Dame ihm die Kehle zuschnürte. Unten am Tische saß Frau Ziepe neben dem Kandidaten Halm. Beide schauten Mareile feierlich und schweigend an, als wären sie zu diesem Schauspiel eingeladen und genössen es jetzt still und glücklich.

Nach dem Speisen wurde getanzt. Günther als Tanzleiter war unermüdlich. Er führte die Quadrillen-Promenade die breiten Treppen auf und ab, und ließ auf einer Gallerie ein jedes Paar vor Frau Bias, der alten Gärtnersfrau und Frau Mandelkoch, der Mamsell, die dort schläfrig beieinandersaßen, eine Verbeugung machen. Dann mußten alle in den Garten hinaus — in die stillen, mondbeschienenen Gänge — an den schlafenden Blumenbeeten hin. Die weiße Feierlichkeit der Mondnacht strich erregend über die nackten Schultern und Arme, stieg allen wunderlich zu Kopf. Man wurde schweigsam auf diesem Gange zwischen den Tuberosen- und Gladiolenbeeten, hie und da erscholl ein hysterisches Frauenlachen, Agnes Scharf bekam einen Weinkrampf, die Gräfin Blankenhagen ließ sich in einem Schattenwinkel von Botho Sterneck küssen. Egon Sterneck wich nicht von Mareilens Seite, und das erschien heute wie selbstverständlich; das schöne Paar, das sich so rücksichtslos in die Augen sah, war der beredte Ausdruck der Stimmung dieses Abends: „Der Tarniff versteht sich auf die Behandlung der Gesellschaftsnerven," sagte der Graf Blankenhagen, der trotz seines weißen Kaiser-Wilhelm-Bartes mit Beate die Quadrille tanzte: „Sie Göttliche!" sagte Agnes Scharf und umarmte Mareile so leidenschaftlich, als sei Mareile die Liebe in Person. —

Mareile ließ sich von diesem Strom der Bewunderung willig tragen. Sie fühlte ihre eigene Schönheit von sich ausstrahlen, wie etwas Erwärmendes und Beglückendes. Das Facit des Abends konnte ja morgen herausgerechnet werden; heute war Feierabend.

Als Hans Berkow sich mit Mareile zu einem Contre niedersetzte, sagte er sich: „Jetzt muß es sein. So ist's zu dumm. Sie wird's schon spüren, daß ich anders wirklich bin, als all diese stilisierten, adligen Gespenster." Ihnen gegenüber tanzte der Fürst Kornowitz mit der Gräfin Blankenhagen. Als sie sich zur ersten Figur erhoben, sagte Hans kurz:

„In der nächsten Pause frage ich Sie etwas."

Als sie wieder saßen, sagte Mareile: „Und Ihre Frage, Herr Berkow?"

„Ja so — die Frage!" Hans begann lässig mit niedergeschlagenen Augen: „Ich schicke also voraus, daß ich Sie liebe. — Es fragt sich nur — ob — ob," — er blickte zur Decke auf, suchte nach einem Ausdruck, ließ sich Zeit: — „ob Sie das wissen, — ob Sie das so gewollt haben?"

„Ja — wissen Sie das denn auch sicher," fragte Mareile freundlich. Sie war nicht überrascht. Es war, als müßten heute alle ihr von Liebe reden. Hans zuckte die Achseln: „Mein Gott! so etwas merkt man! Unsere Leidenschaften fallen uns an. Wir können nichts dafür. Vielleicht ist's dieses Mal etwas Gutes, das Gute, das mich angefallen hat und so . . ."

Er sprach jetzt leise und eindringlich; er schaute Mareile dabei bittend

an, wie jemand, der in Not ist: — „Ich bin sonst mißtrauisch gegen Gefühle — aber dieses Mal . . .“

Mareile fühlte, daß er sie ansah, daß er sie zwang, aufzuschauen, und dann erschütterte der Ausdruck der blauen Augen sie, die so gierig ihre Gestalt tranken. Sie machten Mareile sprach- und hilflos. Es war ihr, als müßte sie mit beiden Händen nach ihren Kleidern fassen, sie halten, um nicht nackt vor diesem Blicke dazustehen.

„Das müssen Sie doch gewollt haben,“ sagte Hans leise.

Mareile schwieg noch immer. Vor diesen heißen Augen wurde ihr feierlich zumute. — „Wir — wir beide miteinander werden anders frei sein, als die — hier“ — setzte Hans hinzu.

„Das ist aber zu arg!“ rief die Gräfin Blankenhagen: „Ich bitte zu tanzen. Es ist hier keine Route.“

Als Mareile sich erhob — sagte sie —, und ihre Stimme klang, als empörte sie sich gegen etwas: „Frei! Warum muß man frei sein?“ Dann tanzten sie.

Der Tanz war zu Ende. Mareile eilte in den Wintergarten hinaus. Aus dem Palmhause nebenan strömte eine heiße, duftschwere Luft herein. Mareile setzte sich auf eine versteckte Bank, die Phönixpalmen und Rhododendron umstanden. Sie fühlte sich seltsam ergriffen. Vor den Blicken und den Worten dieses Mannes war etwas in ihr geschmolzen. Verlangen und Widerwillen kämpften in ihr und machten sie unglücklich. „Nein — nein — das nicht!“ murmelte sie. Sie lehnte den Kopf in die Blüten der Rhododendron zurück — und schloß die Augen. Sie sah Egon Sternecks Gesicht vor sich, die stahlblauen, von ihr begeisterten Augen. Hier waren keine schwülen Rätsel; nur sicheres Besitznehmen. Wer beschützt sein — wer fest und hoch stehn wollte — der mochte es bei den Augen gut haben. Dann mußte Mareile die Augen aufschlagen. Es war ihr, als sei jemand da — und sähe sie an. Der Fürst Kornowitz stand vor ihr und schaute mit seinen müden, wartenden Augen auf sie herab.

„Hat Sie die Erklärung des Malers so stark ergriffen?“ fragte er mit seiner leisen, heiseren Stimme.

„Wie wissen Sie davon?“

„So etwas sieht man.“

Mareile lächelte: „Natürlich! Wenn man uns von Liebe spricht — das ergreift uns immer.“

Der Fürst setzte sich zu Mareile: „Ja — ja“ — meinte er, „natürlich, diese — jungen Herren sprechen Ihnen — von Liebe — natürlich. Und dann ist es vielleicht der eine oder der andere — und es kommt so 'ne brave Verlobung zustande — nicht wahr?“

„Gewiß!“ Mareile errötete: „Ich will nichts anders, als eine brave Verlobung. Ich will eingereiht werden, und beschützt werden — und in Reih und Glied stehn. Für die Ausnahmsgöttin, die Sie aus mir machen, bin ich viel zu feige — vor der fürchte ich mich. Ja — so ist es, lieber Freund.“

Der Fürst lachte tonlos in sich hinein: „Ja, Sie sind klug. Sie wollen wie die andern sein. In Reih und Glied — was? Fürchten sich vor sich — wie? Na, Sie werden schon den Mut zu Ihren Thorheiten finden. — Denken Sie dann an mich. Ich bin ein alter Kerl —, ich habe Sie verpaßt. — Nichts zu machen! Aber Sie haben mir ja erlaubt, Ihnen zuweilen zu sagen: Ich liebe Sie — ich liebe Sie — ich liebe Sie! Ein kleines Almosen. Und — wer weiß — nach den großen Thorheiten — wer weiß. Ich warte.“

www.bibliothek.at

„Gott schütze mich!“ sagte Mareile tonlos. Dann wurde es still in der Laube. Mareile lehnte sich zurück, griff fest in die roten Blüten der hinter ihr stehenden Büsche, wie um ihre Hände zu kühlen, während der Fürst sie ansah — das Gesicht fahl, die Züge messerscharf, wie bei einer Leiche, die Augen, unter den schweren Lidern, vom Alter verschattet und getrübt.

Nebenan, hinter den Palmen wurden Schritte vernehmbar. Die fette Stimme des Majors von Tettau sagte: „Du wirst zugeben, Mon cher, daß Du weder so jung bist — noch so situiert — um Dich bei jeder, na — sagen wir beauté, so in's Zeug zu legen.“

„Bitte,“ erwiderte Egon Sternecks Stimme leise und gereizt. „Darf ich fragen, was Dich das . . .“

„Angeht — was?“ ergänzte Tettau.

„Na, älterer Kamerad, Verwandter.“

„Was willst Du?“

„Reg Dich nicht auf!“ knarrte Tettau.

„Ich sag ja nichts. Charmante Dame, Künstlerin. Ich bin der Erste, der da huldigt. Aber Du afficierst Dich heute so, man könnte denken — —“

„Nun und,“ brummte Sterneck.

„Noch eine Frage, erlaube,“ fuhr Tettau fort. „Kann der älteste Sterneck ein Fräulein Cibò oder Ziepe heiraten? Nein — also! Erlaube, ich bin gleich fertig. Du froissierst die Komtesse Irma und die Gräfin und das geht nicht, das weißt Du. Zuerst die Familie und das Regiment, dann die kleinen Passionen. Unsereiner wird nun mal mit der Kandare im Maul geboren.“

„Ach! laß mich zufrieden!“

„Sofort. Also, mein Sohn, abgeschwenkt, es ist die höchste Zeit. Unsereiner muß Ordre parieren.“

Mareile war aufgestanden, bleich bis an die Lippen, die festgeballten Hände voll roter Blumenblätter. An der Saalthüre mußte sie stehen bleiben, weil die Leute sich dort drängten.

„Fräulein Mareile,“ sagte jemand neben ihr. Es war der Kandidat Halm. Seine Augen glitzerten erregt hinter den Brillengläsern und er errötete. „Fräulein Mareile, wollen Sie nicht mit mir einen Walzer versuchen. Sie wissen doch noch, ich walze — gut.“

„Ach nein,“ sagte Mareile böse.

Halm rang vor Verlegenheit die Finger ineinander, daß sie knackten: „O! entschuldigen Sie. Natürlich — sehr natürlich.“

Mareile wandte sich ab und ging. Sie ertrug all das nicht länger. Oben in ihrem finstern Stübchen atmete sie auf. Die Stille that gut. Durch das geöffnete Fenster kam die Nachtluft und kühlte Mareilens nackte Schultern. Der Mond stand zwischen großen, goldgesäumten Wolken und ließ alle Edelsteine an ihr aufblitzen, als sie jetzt mit leisem Rauschen vor ihrem Bette niedersank und weinte. Und deutlich klang ihr wieder Hans Berkows leise, leidenschaftliche Stimme in den Ohren: „Wir beide. Wie frei würden wir sein!“ —

Am nächsten Morgen schaute Mareile trübselig auf den Hof nieder. Hinter dem Gartengitter, auf dem Tennisplatz, regten sich Herren in hellen Anzügen, Damen mit weichen, bunten Kappen auf den Köpfen. Das „out“ und „play“ der Spielenden klang lustig herüber. Nein! zu denen konnte sie jetzt nicht. Sie grollte ihnen. Ein kleiner Wagen hielt vor dem

Schloßthor. Von Günther geleitet, trat eine blaue Gestalt auf die Freitreppe hinaus. „Egon — Sterneck. Er fährt zur Station" — dachte Mareile. Sie mußte sich abwenden. „Er pariert Ordre," sagte sie kummervoll vor sich hin. Ein unerträgliches Gefühl der Demütigung machte sie krank.

* * *

Am Nachmittage wurde ein Spazierritt nach dem Walnösee unternommen. Auf einem Hügel machte die Gesellschaft halt und lagerte sich unter den großen Tannen. Unten lag der See, ein rundes Wasserbecken, schwarz und regungslos. Es wollte nicht recht heiter werden in der Gesellschaft. Auf allen Gesichtern zeigte sich ein ruhevolles Sinnen.

„Wollen wir wenigstens singen, wenn wir uns nichts zu sagen haben," sagte Günther, der solche Stimmungen nicht liebte. Also: Verlassen, verlassen —

„Verlassen bin i—
„Wie der Stein auf der Straße
„Kein Mensch mag mi ni.

Das war das Rechte. Alle sangen mit. Diese Klage that ihnen wohl. Der See begann zu dampfen; straffgezogene Nebelstreifen hingen über dem Wasser. Rehe, von dem Gesange erschreckt, flohen leidenschaftlich bellend in den Wald. Mareile saß am Rande des Abhanges, die Hände im Schoße gefaltet, die Augen voller Abendschein, und um sie her der Fürst, Remm, Tettau, Berkow. Alle dachten nur an sie, fühlten nur sie. Günther seufzte: „Ach ja, das gehört dazu! ein Mädchen, das uns betrunken macht. Warum zählte er nicht auch noch mit!"

Auf dem Heimwege ritt Hans Berkow neben Mareile her. Im Walde dämmerte es bereits. Ueber den zerzausten Föhrenwipfeln hing ein Stück Mond im bleichen Himmel.

„Ich spreche natürlich wieder von — von meiner Liebe", begann Berkow sofort: „Ist Ihnen das unangenehm?"

Mareile lächelte, aber es schien Berkow, als läge in diesem Lächeln etwas wie Kummer: „Ach Herr Berkow, Sie wissen doch, wir haben einander immer widersprochen. Ich glaubte, wir sind fast — so was — wie — wie Feinde."

Berkow trabte eine Weile schweigend vorwärts, dann lachte er.

„Die Gesellschaftsdame der Fürstin Elise, das Fräulein von Mikewitz ist doch sehr gelehrt?"

Mareile schaute verwundert auf: „Wie kommen Sie auf die arme Mikewitz?"

„Daß sie die arme Mikewitz ist, wußte ich nicht", sagte Hans: „aber gelehrt ist sie. Sie macht gelehrte Vergleiche. Gestern sagte sie: der Major tanzt wie ein Mylodon. Mylodon soll ein Faultier der Tertiärperiode sein."

„Warum erzählen Sie das — — jetzt — so —".

„Weil ich auch einen Vergleich wie Fräulein von Mikewitz machen möchte."

„Nun?"

„Also. Es giebt zwei Stoffe. Wasserstoffgas und Sauerstoff. Gut. Also diese beiden vertragen sich nicht. Kommen sie zusammen, so bleiben sie in so starker Spannung, daß sie einen sehr explosiven Stoff abgeben. Leitet man nun einen elektrischen Funken durch sie hindurch, dann explodieren

sie zwar, vereinigen sich jedoch zu einem kryſtallhellen, ſtillen Waſſertropfen."

www.ijotool.com.cn

Mareile ſagte nichts. Sie waren an den Park von Lantin gekommen.

„Was ſagen Sie von meinem Gleichnis?" fragte Hans.

„Gut iſt es," erwiderte Mareile und reichte ihm ihre Hand hinüber: „Gute Nacht."

Hans hielt die kühle Hand feſt, die wie kraftlos in der ſeinen lag. Er ſah Mareile in das mondbeglänzte Geſicht, in die Augen mit dem ſchmelzenden Glanz, den Mädchenaugen annehmen, wenn das Gefühl den Willen übermannt. Er mußte lachen, ſo ſtark ſchüttelte ihn ein plötzliches Triumphgefühl: „Fräulein Mareile," begann er, aber ſchon ſchnaufte Leutnant von Remm's Stute hinter ihnen.

* * *

Am Vormittage ſaßen einige Damen unter der mauriſchen Bogenhalle im Garten und machten Handarbeit. Leutnant von Remm pendelte unabläſſig zwiſchen den Damen und der Lindenallee hin und her, wo Mareile und Hans Berkow ſchon eine Stunde lang auf und ab gingen.

„Jetzt iſt's geſchehen," meldete er.

„Was? So ſagen Sie doch," drängte Agnes von Scharf.

„Er hat ihr die Hand geküßt," meinte Remm und ſetzte ſich bekümmert auf die Gartenbank.

„Sein Sie nicht tragiſch, Remm," ſagte die Gräfin Blankenhagen, Fräulein Cibò kann doch nicht auf alle Leutnants Rückſicht nehmen. Ich finde unſeren Maler ſehr nett."

„Das muß ſo kommen," docierte Fräulein von Mikewitz: „Wenn auf ſieben Meilen im Umkreiſe nur ein männliches und ein weibliches Individuum einer beſtimmten Gattung, ſagen wir einer Schneckenart, exiſtiert, ſo finden ſie ſich doch zuſammen. Die Natur will es. So auch hier."

„Das Fräulein wird mit ihren gelehrten Vergleichen jedes Mal unpaſſend," flüſterte Frau von Scharf der Gräfin zu. —

* * *

Auf dem Schloſſe war es ſtille geworden. Mareile und Hans Berkow waren die einzigen Gäſte. Die Ziepes hatten dem Brautpaar ein Feſteſſen gegeben. Es war ſchon ſpät, als Mareille und Hans aus der Inſpektorswohnung auf den Hof hinaustraten. Sie atmeten tief auf. Die kleinen Zimmer waren ſo voll von Speiſen und erhitzten Menſchen geweſen. Die Mondnacht war ſehr hell. Vom Garten duftete es ſüß herüber. Die Feldgrillen ſchrillten in den Stoppeln und vom Teiche ſcholl das verträumte Plaudern der Enten herauf. In der Lindenallee gingen Günther und Beate langſam auf und ab. „Famos!" rief Günther dem Brautpaare zu. „Kommt, wir machen eine Nachtrunde." Mareile und Beate faßten ſich um die Taillen und gingen den Wieſenpfad entlang. „Eine Cigarre mein Alter — bitte," ſagte Günther. „Alſo — wie — wie — wie bekommt es Dir?"

Hans hob den Kopf, als wollte er den Rauch ſeiner Cigarre dem Monde in das Geſicht blaſen.

„Danke — gut. Außerordentliche Weſen, dieſe unſere Damen. Was die nicht alles an uns für wirklich halten! Was?"

„Na, wir ſind doch auch wirklich genug," meinte Günther.

www.libtool.com.cn

„So? Ja — o ja! Aber da ist doch wieder manches wirklich, an das sie nicht glauben —; in uns nämlich. Wie der Mond, kehren wir unseren Frauen immer nur eine Seite unseres Wesens zu."

Günther wurde ungeduldig. „Eine Seite! Ist das nicht genug? Und wenn's noch die helle ist. Auswendig brauchen die Frauen uns doch nicht zu wissen. Das unnütze Grübeln! 'Ne Frau hat man über sich ergehen zu lassen wie die Douche oder das Schicksal, nur dann wirkt sie."

Sie waren bis an das Eichenwäldchen gelangt. Mitten darin lag eine kleine Lichtung, ganz mondbeglänzt.

„Ein Saal," rief Günther. „Was könnten wir hier Besonderes thun? Etwas schwören? Nein, den Halmtanz tanzen! Du weißt Hans, als wir jung waren, liebte der Kandidat Halm die Mareile. Natürlich. Zu ihrem Geburtstage hatte er ein altes Tanzlied komponiert, sehr hübsch . . . und wir tanzten den Halmtanz danach. Also."

Sie faßten sich an den Händen und drehten sich im Kreise, dazu sangen sie:

„Springen wir den Reihen
Nun Dame mein!
Freuen uns des Maien,
Der bei uns kehrt ein!
Der Winter, der der Haide
Brachte arge Not,
Ist ja nun vergangen
Wonnig ist sie umfangen
Von Blumen rot,
Von Blumen rot."

Rauschend flogen die Krähen auf, die in den Kronen der Eichen geschlafen und die Nachtraben klatschten mit ihren Flügeln. „Sie klatschen Beifall," meinte Günther.

Als man sich trennte und Hans nach Lantin zurückwanderte, nahm Günther seine beiden Damen unter den Arm und zog dem Schlosse zu. An jeder Seite eines dieser schönen Wesen, die Welt blau von Mondlicht — besser wünschte er es sich nicht. Unter den Klängen von Kandidat Halms Tanzliede, marschierten sie über die hellbeschienene Landstraße.

„Springen wir den Reihen —
Nun Dame mein —
Freuen uns des Maien."

(Fortsetzung folgt.)

www.libtool.com.cn

Aus E. T. A. Hoffmanns Kapellmeisterzeit.

Mitgetheilt von **Hans von Müller.**

In der Einleitung zu dem kürzlich erschienenen ‚Kreislerbuch' deute ich die Gesichtspunkte an, von denen nach meiner Ansicht eine künftige Biographie Hoffmanns auszugehen hat. Aus seinem Leben sind die wenigen großen inneren Erlebnisse hervorzuheben und aus seinem Schaffen die wenigen großen Werke, während das übrige — sowohl sein buntes äußeres Leben wie seine fruchtbare Unterhaltungsschriftstellerei — im Hintergrunde zu bleiben hat.

Zu Weihnachten 1903 gedenke ich das wichtigste Material zu dieser Biographie vorzulegen, nämlich die Reste von Hoffmanns Tagebüchern und Briefwechsel, sowie die Aufzeichnungen seiner Bekannten über ihn.

Einige Proben aus dieser Sammlung lasse ich hier folgen. Sie beziehen sich sämmtlich auf die Zeit, in der Hoffmann es versuchte, als Künstler von Beruf sich durchzusetzen; es ist bekannt, daß ihm das nicht gelang, daß er 1816 in den „Kerker" eines bürgerlichen Berufes „zurück mußte, so wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter so lange zugereicht wurde, daß er im Freien seine Atzung selbst zu suchen nicht vermag."

Von den mitgetheilten Stücken sind Speyers Erinnerungen und die beiden Briefe an Hitzig von diesem bereits benutzt für seine Mittheilungen ‚Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß' (Berlin 1823); die übrigen Stücke sind gänzlich unbekannt. Auf ihren litterarischen und litterarhistorischen Werth brauche ich nicht im Einzelnen hinzuweisen; ich mache nur darauf aufmerksam, daß durch die beiden Briefe an Rochlitz endgültig die Legende zerstört wird, die Rochlitzens anscheinend so genaue Mittheilungen über den Beginn von Hoffmanns Schriftstellerei geschaffen haben. Die Hoffmannbiographen Hitzig und Ellinger hatten Rochlitzens Windbeuteleien ohne Prüfung wiederholt, erst Grisebach hat 1899 in ihnen „starke Gedächtnißfehler" nachgewiesen und vermuthet, daß Hoffmanns erste Zusendungen an Rochlitz der ‚Ritter Gluck' und die Wittschen Recensionen waren. Es freut mich, daß ich in der Lage bin, durch die vorliegende Publikation diese Hypothese meines verehrten Meisters authentisch zu bestätigen.

I. Fünf Briefe Hoffmanns aus dem Jahre 1809.

1. An den Buchhändler Hitzig in Berlin.

[In Hitzigs Nachlaß.*)]

Bamberg den 1 Januar 1809
Zinkenwörth Distr. 1. No 56
bey dem Schönfärber Schneider.

Mein Lieber theurer HerzensFreund!

Was werden Sie von mir und von meinem Stillschweigen denken! Keine Entschuldigungen; am NeujahrsTage erkenne und bereue ich alle meine

*) S. meinen Aufsatz ‚Zu E. T. A. Hoffmann: Verzeichniß der Schriftstücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitze seines Biographen Hitzig gewesen sind', in ‚Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte', hg. v. August Sauer, Bd. IX, Heft 2/3 (Leipzig und Wien, Fromme, 1902), S. 360—372.

www.libtool.com.cn

Sünden und was noch gut zu machen ist, das geschieht augenblicklich. Von Ihrer Freundschafft innig überzeugt weiß ich daß meine Schicksale Sie recht sehr interreßiren und ich erzähle Ihnen daher alles wie es hier hergegangen ist rein und offen! — Mein Eintreten in Bamberg war von manchen höchst unangenehmen Ereignißen begleitet, das unangenehmste war aber, daß ich die Verhältniße bey dem Theater ganz anders fand als ich es nach den Briefen des Grafen von Soden erwarten konte. — Soden hatte nicht allein die Regie, sondern die ganze Entrepriſe einem gewiſſen Heinrich Cuno abgetreten und ſich nach Würzburg zurückgezogen. Dieſer H. C. iſt ein unwißender eingebildeter Windbeutel, der bey der Organiſation des Theaters ſo übereilt zu Werke ging, daß in dieſem Augenblick das Ganze ſeiner Auflöſung nahe iſt, indem das Publikum nun nicht mehr dem abſcheuligen Unfug der hier auf dem Theater getrieben wird, ruhig zuſehen will. Wie ſchlecht ich mit meinem Enthuſiasmus für die wahre Kunſt und mit meinen Vorſchlägen und Plänen das Ganze nur zu irgend einem Grad von Vollkommenheit zu erheben angekommen bin können Sie ſich bey jenen Umſtänden wohl denken; dies hat denn auch zur Folge gehabt daß ich bereits ſeit zwey Monathen mein MuſikDirectorat gänzlich aufgegeben und mich nur dazu verſtanden habe die etwa vorkommenden GelegenheitsStücke zB. Märſche u. Chöre in Schauſpielen u. d. zu componiren, wofür ich monathlich 30 fl. erhalten ſoll aber nicht erhalte, weil die TheaterCaße bei der gränzenloſen Unordnung des Directors fortwährend in den erbärmlichſten Umſtänden iſt. Um ſo unangenehmer ſind mir jene Theaterverhältniße, als es hier ein Publikum gibt, wie es ſich nur ein SchauſpielDirektor, der wahre Ausbildung mit Geſchmack und Talent verbindet, wünſchen kann. ZB. die luſtigen Muſikanten gut gegeben würden hier recht ſehr gefallen, doch davon nachher ein mehreres! — Das war das ſchlechte — nun zu angenehmern Dingen. — Ich ſtand, da Soden in Würzburg iſt und der einzige, an den ich ſonſt empfohlen war, der Präſident Graf von Seckendorf, ſich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier; indeßen ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich ſchon im zweiten Monathe dem beſten Theil des Publikums bekannt wurde. An der Spitze dieſes Publikums ſteht der GeneralCommiſſar Freyherr von Stengel, ein. aüßerſt humaner und in der Kunſt ganz ausgebildeter Mann. Sie können denken, wie ich erſtaunte, als er bey der erſten Viſite die ich ihm machte, ſo tief in die Theorie der Muſik hinein gerieth, daß ich glaubte mit einem tüchtigen Kapellmeiſter zu ſprechen; nun gelang es mir bald meine muſikaliſchen Kenntniße geltend zu machen, und ich erhielt in den erſten Häuſern als Singemeiſter Zutritt, ſo daß meine Exiſtenz wenigſtens geſichert iſt, indem ich überall gut und prompt bezahlt werde. — Recht erfreulich iſt es mir geweſen hier im ſüdlichen Teutſchland ſo viel Empfänglichkeit für das wahre Schöne zu finden. Ueberall wo ich hinkomme, iſt Tiek ein gefeyerter Nahme, auch unſer Freund Werner hat hier ſein Publikum; im gräflich Rothenhanſchen Hauſe wo ich fünf! Comteßen im Geſange unterrichte, habe ich (mit welchen ſonderbaren Empfindungen können Sie ſich denken) den Attila geſehen, und als ich meiner Verhältniße mit Wernern erwähnte, mußte ich erzählen was ich nur wußte aus ſeinem früheren Leben und von dem Gange, den ſeine Ausbildung genommen hat. Den andern Tag rollte ich ſein CrayonBild aus einander und ſagte: ſo ſieht er aus. Das Bild wurde gleich in Beſchlag genommen und eben jezt kopirt es Gräfin Gabriele, ein recht liebenswürdiges ſechszehnjähriges Mädchen. — Hört das Theater nun hier ganz auf, ſo erwerbe ich doch durch Unterricht und Componiren mein nothdürftiges Brodt und werde das ſchöne Bamberg

nicht verlaßen, bis ich etwa ein fixirtes Unterkommen bey einer fürstlichen oder königlichen Kapelle finde, wo sich vielleicht nach den Versicherungen meiner hiesigen Gönner eine Aussicht öffnen könnte. Unter andern (lachen Sie mich tüchtig aus, liebster Freund!) habe ich auch fürs hiesige Theater Verse gemacht. Es hatte mit ihnen folgende Bewandniß. Die Tochter des hier residirenden Herzogs von Bayern, Prinzessin von Neufchatel, deren Gemahl bekantlich in Spanien ist, ist hier. Hr. Cuno beschloß, ihren Nahmenstag im Theater zu feyern und übertrug mir die Ausarbeitung eines Prologs. Ich warf so ein recht gemein sentimentales Ding zusammen, komponirte ebensolche empfindsame Musik dazu — es wurde gegeben — Lichter — Hörner — Echos — Berge — Flüße — Brücken — Bäume — eingeschnittene Nahmen — Blumen — Kränze nicht gespart, es gefiel ungemein und ich erhielt mit sehr gnädigen Ausdrücken von der Prinzeßin Mutter für die verschaffte Rührung 30 Carolin, die gerade hinreichten mich hier so ziemlich auf reinen Fuß zu setzen. — Bey einer gewißen Stelle im Prolog „Ich ging — ich flog — ich stürzt' in ihre Arme!" (ein ungemein schöner Climax) umarmten sich in der herzoglichen Loge weinend Mutter und Tochter, wobey das Publikum ziemlich ironisch klatschte; nun hatte der Prolog auch dem Publikum gefallen und wurde für den andern Tag begehrt; die herzoglichen Personen erschienen in der Loge und umarmten sich richtig, weinend wieder bey jener Stelle, worüber das Publikum viel in die Hände klatschend seine Zufriedenheit äußerte. Mir schien es als ob dadurch sich das Ganze, Theater und Publikum, auf eine höchst vortreffliche Weise zu einer Aktion verband und so das fatale Verhältniß zwischen darstellen und zusehen ganz aufgehoben wurde; mir lachte das Herz im Leibe und ich hatte noch nicht einmahl die 30 Carolin sondern nur etwelche gnädige Blicke ins Orchester hinab erhalten. — Nun bin ich auf gewiße Weise bey dem Hofe introduzirt, singe im HoffConzert und werde die Gemahlin des Herzogs Pius, sobald sie den Catharr verlohren hat, welches wie der HofMarschall versichert, sich Mitte März zu ereignen pflegt, wo Sie (die Durchlaucht) auf der Terraße etwas weniges Sonnenschein gnädigst einzunehmen pflegen, im Gesange unterrichten. —

Nun mein lieber HerzensFreund! — noch ein paar Angelegenheiten! — Nach meinem Contrakt habe ich noch ein Benifiz und muß dazu eine Oper komponiren; den Trank der Unsterblichkeit kann ich hier nicht aufs Theater bringen, da die Stücke von Soden höchst verhaßt sind, ich muß daher etwas anderes wählen; Sie sagten mir einmahl von einer neuen Edition des Tieckschen Ungeheuers; wo ist die Oper zu erhalten? — Können Sie sie mir schicken, oder aus welchem Verlage kan ich sie bekommen? — Hier sind 2 elende Buchhandlungen und niemand weiß etwas davon; recht eilig möcht' ich komponiren, denn sonst, fürcht ich, ist es mit dem Theater vorbey, ehe ich meine gewiß gute Einnahme erhalte.

Alsdann habe ich alles Erinnerns unerachtet von meinem Geschäftsträger Krahmer nicht die mindeste Nachricht; sollte das mir noch gebührende Geld von Tettau nicht gezahlt seyn, ich kann mirs nicht denken! Hätten Sie wohl die Gefälligkeit einliegenden Brief Krahmern zu schicken und Sich gütigst nach dem Fortgange des Geschäffts erkundigen zu lassen. Ist das Geld gezahlt und könten Sie mir das neue Ungeheuer schicken, so könte Krahmer außer der kleinen Post die ich Ihnen noch restire, auch die Auslage für das Ungeheuer auszahlen. — Das noch zu erhaltende Geld ist mir, da meine Einnahme sehr geringe ist und ich darauf gerechnet habe, äußerst nöthig, und es ist unrecht von Krahmer, mir davon wie es steht nicht ein-

www.libtool.com.cn

mahl Nachricht zu geben. — Sehen Sie etwa den Hrn. von Herr oder andere von meinen Bekannten derselben Art, so bitte ich Sie inständigst ihm gar nichts von mir, oder allenfalls daß ich Bamberg verlassen hätte, zu sagen, damit man gar nichts von mir spricht. — Dagegen empfehlen Sie mich sehr im Elterlichen Hause, der Madame Levi, Hrn. Levi so wie Hrn. Reimer u. a.

Ich hoffe daß Ihre liebe Frau, der ich mich sehr empfehle, und Ihre kleine Familie gesund und wohl ist. Meine Frau, die mit unserer etwas beschränkten aber ruhigen harmlosen Lage sehr zufrieden ist, grüßt Sie und Ihre liebe Frau herzlich. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem sondern schreiben Sie bald, ich gelobe feyerlich Beßerung. Ewig unverändert

Ihr

Hff.

In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief von Krahmer mit Gelde; ich behalte daher den Brief an ihn zurück; wollten Sie mir das Ungeheuer dennoch schicken, so würde ich mit dem gröSten Vergnügen und dem innigsten Danke Ihnen die Auslage zusenden; oder bestimmen Sie wie es mit der kleinen Post zu halten ist.

NB. der Attila von Studi ist ein kurioser Mann mit einer Nase die immer krummer wird; was soll am Ende daraus werden! auch haben mir unterschiedliche Schuppens nicht gefallen.

2. An den Redakteur Rochlitz in Leipzig.

[Im Besitze der Erben des † Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.]

WohlGebohrner Herr HofRath!

Ew. WohlGebohren gegen mich geaüßertes gütiges Wohlwollen macht es mir zur angenehmen Pflicht Ihnen von dem weitern Fortgang meiner KünstlerLaufbahn Nachricht zu geben. — So wünschenswerth mir meine Anstellung als MusikDirektor bey dem hiesigen Theater schien, so ganz anders fand ich doch die Verhältniße, und ich würde, wenn ich alles, was sich ereignen würde, nur hätte ahnden können, großen Anstand genommen haben, herzugehen. Graf Soden hat, wie Ew. WohlGebohren aus den öffentlichen Blättern bekannt seyn wird, die ganze Entrepriſe einem gewißen Heinrich Cuno abgetreten, dieser aber die Organisation des Theaters so ohne alle Sachkentniß und so verkehrt angefangen, daß in kurzem die völlige Auflösung des Ganzen bevorsteht. — Zu einer guten Oper z.B. fehlt es an allen Erfordernißen; an Sänger[n], Sängerinnen, Orchester u. s. w. Auf meinen Rath, wie das Ganze nur zu irgend einem Grad von Vollkommenheit zu erheben wäre, wurde nicht geachtet, und statt auf meine Kentniße etwas zu geben fand es Hr. Cuno sogar anstößig, daß ich mich nicht darauf einlaßen wollte die Sänger mit der Violine zum Singen wie die Vögel zum Pfeifen abzurichten sondern den Gesang kunstmäßig beym Flügel einstudiren wollte. Dies mit dem Umstand, daß die Gage durchaus nicht richtig gezahlt wurde, so wie, daß ich alle meine Zeit ganz grundlos verschleudern mußte, veranlaßten meine mehrere Entfernung vom Theater. — MusikDirektor bin ich zwar geblieben, besorge indeßen nur die Gelegenheits-Compositionen z. B. Märsche, Gesänge pp die in Schauspielen vorkommen und die Composition der Ballette und bekümmre mich weder um das Ein-

studiren noch Dirigiren, welches ich dem Conzertmeister Dittmayer überlaßen habe. Für meine jetzige TheaterArbeit erhalte ich 30 rth. Gage welches zu meinem Unterhalt nicht hinreichen würde, wenn ich mir nicht NebenEinkünfte durch den Unterricht im Singen, den ich in einigen der hiesigen ersten Haüser ertheile und den man sehr schäzt, verschaffte. Ueberhaupt ist es mir gelungen das hiesige Publikum für mich zu interreßiren so daß wenn auch das Theater einstweilen ganz eingehen sollte meine Existenz gesichert ist, und nur ein anderes gutes fixirtes Unterkommen könte mich von Bamberg entfernen. — In meiner jetzigen Lage habe ich Muße genug mich ganz dem zu überlaßen, wohin mich meine ganze Neigung zieht; ich meine das Studium der Composition. — Auf das hiesige Theater habe ich keine meiner Opern bringen mögen, denn nur eine höchst erbärmliche Ausführung konte ich erwarten, und die schlechte Wirkung wäre gewiß von dem größten Theil des Publikums dem jungen unbekanten Componisten zugeschrieben worden; Graf Soden wird indeßen jezt wohl seinen Trank der Unsterblichkeit auf das Würzburger Theater bringen, welches beßer als das hiesige organisirt seyn soll, und so meiner Musik Eingang verschaffen. — Viel zu meinem Emporkommen wenigstens bis zu einem sorgenfreyeren Zustande hat ein Prolog den ich zum NahmensTage der sich jezt hier aufhaltenden Prinzeßin von Neufchatel nach Hrn. Cunos Anordnung dichtete und in Musik sezte beygetragen. Dieser Prolog (die Pilgerinn.) gefiel, mußte auf Verlangen des Publikums wiederholt werden, und die Mutter der Fürstin, Herzogin und PfalzGräfin von Bayern, ließ mir ein angenehmes Geschenk dafür zukommen, welches meinen häuslichen Zustand in Ordnung brachte. — Verzeyhen Ew. WohlGebohren meine Umständlichkeit, nur der Gedanke, daß Sie für die Kunst ganz leben, und daß Sie daher wohl auch die Schicksale eines Mannes, der in die KünstlerWelt eintritt, interreßiren, konte mich bestimmen Ihnen so viel von meinem hiesigen Thun und Treiben zu sagen. —

Ich wage es einen kleinen Aufsatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt, mit der Anfrage beyzulegen, ob er wohl in die Musikalische Zeitung aufgenommen werden könnte? — Aehnliche Sachen habe ich ehmahls in oben erwähnter Zeitung wirklich gefunden z. B. die höchst interreßanten Nachrichten von einem Wahnsinnigen, der auf eine wunderbare Art auf dem Clavier zu fantasiren pflegte. — Vielleicht könte ich mit der Redaktion der Musikalischen Zeitung in nähere Verbindung treten und zuweilen Aufsäze und auch Rezensionen kleinerer Werke einliefern. Ew. WohlGebohren würden mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie die Güte hätten Sich dafür zu interreßiren und mich mit den Bedingungen unter denen es geschehen könte bekannt machten. — Die Tendenz des beygelegten Aufsatzes werden Ew. WohlGeb. gewiß nicht verkennen. —

Auf das angelegentlichste empfehle ich mich Ew. WohlGebohren gütigem Wohlwollen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu seyn:

Ew. WohlGebohren

Bamberg.

Zinkenwörth bei dem Schönfärber — ganz ergebenster Diener

Schneider. — Hoffmann.

d. 12 Jan 1809.

Um eine baldige gütige Antwort bitte ich ganz gehorsamst.

www.libtool.com.cn

3. An den Musiker Morgenroth in Dresden.

[Im Besitze der Historical Society of Pennsylvania zu Philadelphia.]

Mein liebster theuerster Freund!

Sie würden mir sehr unrecht thun, wenn Sie glauben wollten, ich hätte Sie nur einen Augenblick vergeßen, aber tausend Unannehmlichkeiten und die beständige Hoffnung Ihnen erfreulichere Dinge von mir sagen und auch etwas für die Verbesserung Ihres Schicksals thun zu können haben mich so hingehalten und mein überlanges Stillschweigen verursacht. Jezt hat die Sache so eine Art von Ziel erreicht und in wenig Worten melde ich Ihnen den tragikomischen Gang meines Eintritts in die Künstlerwelt. —

Gleich den ersten Tag, als ich hergekommen war, merkte ich es dem Hrn. Unternehmer Heinrich Cuno an, daß sein hoher Grad von Windbeuteley und Unkentniß die ganze Sache scheitern machen würde, und so ist es denn auch gekommen; er hat in wenigen Monathen Bankerott gemacht und nach 6 Wochen hört das hiesige Theater auf. Das Orchester ist erbärmlich, die Fagotts Kämme, die Hörner Brummeisen und die Violinen Pappendeckel, dabey besitzen die Herren Capellisten des vorigen Bischoffs, dem die Musik allemahl Leibschneiden verursachte, einen Dünkel ohne Gränzen und sind nie vergnügter als wenn sie eine Sache umgeworfen haben. Ich habe daher schon seit langer Zeit der Direction des Orchesters entsagt bloß die Compositionen fürs Theater besorgt und mit einer Gage von 30 fl. vorlieb genommen. Auf diese Weise hatte ich Zeit nebenher zu componiren und im Gesange Unterricht zu ertheilen, welches mein Auskommen auch wenn das Theater aufhört und ich kein anderes Engagement finde, begründet, denn es lebt sich hier ganz angenehm und spottwohlfeil. In diesem Augenblick etablire ich unter höherm Schutz eine SingeAkademie welche allein mir so viel einbringen soll, daß ich zur Noth leben kann. Sie mit Ihrer Violine würden hier als ein Phoenix und rara avis bewundert werden, denn der erste und einzige Violinspieler hier Hr. Conzertmstr. Dittmayer spielt wenigstens 12 mahl schlechter als Sie. Die Hoffnung, daß Sie wieder neben meinem Flügel stehen und losstreichen solten, gebe ich noch gar nicht auf, und vielleicht kann eine Reorganisation des Theaters und Orchesters Sie noch mit Vortheil nach dem schönen wohlfeilen Bamberg bringen.

Es schlägt halb sechs Uhr — ich muß ins Theater um in der Zauberflöte das Glockenspiel zu handhaben, für diesmahl daher nur die Versicherung, daß ich beständig an Sie denken und mit Herz und Seele seyn werde

Bamberg
Zinkenwörth No 56.
d. 26 Febr: 1809.

Der Ihrige,
Hoffmann.

Meine Frau grüßt Sie auf das innigste und freundlichste. Die Bamberger Luft schlägt ihr an, sie wird zu meiner Freude dick und fett.

www.libtool.com.cn

4. An Rochlitz.

[In meinem Besitz.]

Bamberg den 15. Aprill 1809

Einer HochVerEhrten Redaktion der Musikalischen Zeitung übersende ich die mir Anfangs März zugekommenen Musikalien nebst der ausführlichen Rezension der Wittschen Simphonien so wie einer kurzen Beurtheilung der Stumpfschen Entr'Actes. Die Tuchsche Harmonie ist sehr unbedeutend, ich habe daher nichts darüber sagen mögen, die beyden Quatuor von Haensel und Dotzauer hatte ich aber wider Vermuthen nicht Gelegenheit gut ausführen zu hören, ich habe daher auch ihre Rezension unterlaßen müßen.

Nochmahls muß ich die lange Verzögerung meiner Rez: mit meinen sehr drückenden Verhältnissen die mir alle Muße raubten entschuldigen, indeßen ändert sich mit dem Eintritt des Sommers sehr vieles darin und ich werde nun viel prompter seyn können. Die WinterKonzerte haben indeßen jetzt aufgehört und es würde Schwürigkeiten haben Simphonien u. d. gut ausführen zu laßen, dagegen wurde ich ClavierSachen so wie Sachen für den Gesang, ja ganze Opern im ClavierAuszuge oder Partitur so wie Kirchensachen in eben dieser Art um so gründlicher beurtheilen können, als es mir zu Gebothe steht, wenigstens die SingParthien auf der Stelle ausführen zu laßen. Diese Rezensionen würden mir auch zu allgemeinen Bemerkungen Anlaß geben, die auch dem nicht ganz musikalischen Leser nicht ganz uninterreßant seyn dürften. Mir im Fall des Zutrauens solche Rezensionen zu übertragen, ersuche ich E. HochVerEhrte Redaktion ganz ergebenst und vorzüglich würden mir Partituren zu rez[ensirender] Werke sehr willkommen seyn indem sie das Studium ungemein erleichtern.

Mit dem was an dem Ritter Gluck geschehen ist, bin ich sehr wohl zufrieden, nur habe ich den alten Italiäner mit dem gekrümten Finger so wie die Berliner Egoisten nicht ganz gern vermißt, wiewohl ich mich gern bescheide, daß die Züge des Gemähldes etwas zu grell aufgefaßt seyn mochten. Dagegen haben mich der zugesezte geschloßene Handelsstaat und die bösen Groschen recht sehr erfreut.

Mein lebhaftester Wunsch ist E. HochVerEhrten Redaktion bey jeder Gelegenheit zu beweisen mit welcher Liebe und Lust ich Antheil an einem Institut nehme, das so wohlthätig für die Kunst wirkt, und ich werde nichts verabsaümen mich des mir so freundlich geaüßerten Zutrauens werth zu erhalten. Recht bald sehe ich neuen gütigen Aufträgen entgegen.

Hoffmann.

5. An Hitzig.

[In Hitzig's Nachlaß.]

Bamberg Zinkenwörth No 50
den 25. May 1809.

Mein Innigst geliebter Freund!

Zürnen Sie ja nicht über mein langes Stillschweigen, denn nächst einer gewißen Brieffaulheit, die mir, wie ich es denn zugestehen muß, von jeher angeklebt hat, lebe ich auch in solcher Geschäfftigkeit daß mir die Zeit wie im Fluge vorübereilt und ich wenig Muße behalte um mit meinen Freunden so lange und so viel als ich es wohl wünschte zu sprechen. — Der leidige Krieg hat mir aufs neue viel Schaden gethan und einen großen

www.libtool.com.cn

Theil meiner Pläne und Hoffnungen zerstört. Als noch Franzosen und Oesterreicher hier herum standen, gerieth alles in Furcht und Schrecken so daß mehrere der ersten hiesigen Familien mit dem herzoglichen Hause den Ort verließen und noch nicht zurückgekehrt sind. So ist nicht allein mein SingeInstitut nicht zu Stande gekommen sondern ich habe auch mehrere meiner Scolaren verlohren; nehmen Sie noch dazu daß mein TheaterGehalt ausblieb, so können Sie denken, wie es mir schwer wurde mich durchzufristen indessen — es muß gehen und geht auch, da ich nun und nimmermehr: Relatio ex Actis u. s. w. schreiben darf und so die eigentliche Quelle alles Uebels versiegt ist. Jezt ist hier alles ruhig, wir leben wie im tiefsten Frieden, und dies läßt mich auch die Verbeßerung meiner Lage hoffen, wozu nicht viel gehört, da man wirklich hier so wohlfeil lebt als ich es mir nicht gedacht dachte. Ueberhaupt bin ich mit dem Orte meines Auffenthaltes sehr zufrieden, da er sich ganz dazu eignet ein ruhiges Künstlerleben zu führen, welches mir meine gänzliche Entfernung von dem Theater jetzt verstattet und wozu mir die Eröffnung einer gewißen litterarisch künstlerischen Laufbahn eine nicht unangenehme Aussicht bietet. — Ueber beydes einige Worte! — Was zuerst das Theater betrifft, so ist es dabey dem ZeitGeiste getreu ganz revolutionär zugegangen und mit einer Schnelle sonder gleichen hat es die verschiedensten Perioden durchlaufen. — Schon im Februar erklärte Hr. Cuno mit einem mahle der ganzen Gesellschafft, daß er insolvent sey und das Theater aufgeben müße; den Regißeur des Schauspiels Hrn. Opel an der Spitze movirte sich die Gesellschaft gegen dies Verfahren, und es kam zu gerichtlichen Verhandlungen, die den saubern Herrn Direktor nöthigten, die Vorstellungen fortzusetzen und die Administration der Caße einem aus der Gesellschaft gewählten Committee zu überlassen. Daß hiebey auch nicht viel gescheutes herauskam können sie sich denken, das ganze kam wieder seiner völligen Auflösung ganz nahe, und nun traten die drey HauptGläubiger des Hrn. C. auf und sprachen also: Wir müssen, koste was es wolle, Hrn. C. und sein Theater erhalten, denn nur auf diese Weise können wir noch zu unserm Gelde kommen, wir übernehmen daher die Direction und garantiren die Gagen den Sommer über mit 30 p. C. Abzug. Die armen Schauspieler und Ihr Freund der Musik-Direktor in dieser unglücklichen Zeit, wo die großen Opern mit obligaten Kanonen alles übertäuben, sagten ja und das Ding ging aufs neue loß. Die neuen Direktoren zeigten sich indessen bald dem ganz getreu was sie sind, knauserten und knikten, machten tolle Streiche, wurden grob, so daß, wer noch auf eine andere Art ein Stück Brod erwerben konte, das Theater ganz verließ, wie ich es denn auch that, so daß mein Contrakt, in dem glücklicher Weise 6wöchentliche Aufkündigung bedungen war, vorigen Montag sein Ende erreicht hat und ich nichts weiter von meiner Carriere übrig behalte als den Titel MusikDirector, den ich für künftige Fälle conserviren will. Die neue Direction besteht aus einem Zuckerbäcker, einem Liqueursieder und einem jüdischen Seidenhändler!! — und damit Sie einen Begriff von dem Geiste des neu organisirten Theaters bekommen, lege ich Ihnen ein Stück KomödienZettel bey mit der Szenerie von der Teufelsmühle.*)

*) [Beigelegt ein Ausschnitt aus einem Theaterzettel:]

Verwandlung.

1ter Akt. 1. Scene Herrberge an der Straße des Wienerbergs. 9. Sc. Gemach auf Staufenburg, zuletzt sieht man einen schwarzen hellbeleuchteten Saal, mitten liegt auf einen Baradebett Agnes von Boodsheim todt; über sie schwebt ein todten Genius.]

www.libtool.com.cn

— Was nun meine artistisch litterarische Laufbahn betrifft, so ist darinn ein nicht unbedeutender Schritt dadurch geschehen, daß ich von der Redaktion der Musikalischen Zeitung in Leipzig als MitArbeiter feyerlich auf und angenommen worden bin, welches übrigens natürlicherweise ganz unter uns bleibt. Sie können meinen Debut in No 20 (ni fallor) Februar sub titulo Ritter Gluck lesen; ein Aufsatz der Ihnen in mancher Hinsicht merkwürdig seyn wird, dem sie es aber auch anmerken werden daß Rochlitz hin und wieder nach seiner Art gefeilt hat, welches ich geschehen lassen mußte, unerachtet es mir nicht lieb war. Das übrige von mir sind Rezensionen praktischer Werke die Sie nicht interreßiren, finden Sie aber künftig zufällig einen Aufsatz über OpernTexte, so würdigen Sie ihn Ihrer Aufmerksamkeit. Was meine praktische Arbeiten betrift d. h. Compositionen, so soll das Wesen jezt erst recht angehen denn bis dahin habe ich fürs Theater nicht komponiren sondern Musik schmieren müßen zB. Allegorische Ballette pp welches mir Zeit und Laune geraubt hat. —

Daß Ihre Geschäffte, mein theuerster Freund! so gut von statten gehen, daß Sie Ihren Grundsätzen getreu bleiben und sich um das beßere in der schönen Litteratur so hochverdient machen, das freut mich recht innig. Ihren Catalog habe ich Abschriftsweise vertheilt und glaube dadurch manche Nachfrage bey Goebhardt veranlaßt zu haben. Wie schmerzhaft ist es mir zur Zeit nichts auf die Reorganisation meiner kleinen Bibliothek wenden zu können, indeßen den Gozzi muß ich haben; vielleicht bekomt ihn Goebhardt, wo nicht, so könte ich ihn vielleicht von Ihnen zugeschickt erhalten und das Geld dafür an Goebhardt zahlen; schreiben Sie mir darüber das nöthige. Den zweiten Theil des Spanischen Theaters habe ich hier schon gesehen und durchblättert — Nach dem ersten Blick interreßirt mich die Brücke von Mantible ganz vorzüglich —

Werner hat wie ich in den öffentlichen Blättern gelesen habe eine Pension von 1000 rth vom Fürsten Primas erhalten — nun ist ja seine Existenz für immer gesichert, und sein Genius könte frey sich erheben, ob er aber jemahls mehr werden wird als er ist, daran zweifle ich! — Sein kleinliches Verfahren gegen Sie, dem er doch sein Aufkommen recht eigentlich zu verdanken hat, hat mich recht sehr indignirt, wie er sich gegen mich benahm, mag er gar nicht rügen. — Winzers Schicksal hat mich erschreckt, mich aber auch über die sonderbare Verstimmung, die ich immer an ihm bemerkte, aufgeklärt. —

Man debutirt hier seit einiger Zeit über den Zustand von Berlin und die dortigen Ereigniße seit dem romanesken Schillschen Ausmarsch die seltsamsten Gerüchte, so daß ich die innere Sicherheit für gefährdet glauben muß, können Sie mir darüber etwas näheres schreiben so thun Sie es,

---

2ter Akt. 1. Scene. Zimmer im Wirthshause am Wienerberge. 8. Sc. Gemach auf der Feste Staufenburg. 13. Sc. Wald. Nacht. Mondschein. 15. Sc. das innere der Teufelsmühle, wo sich alle Geister in der 12ten Stunde versammeln, der Tisch, worauf Käsperle sitzt verwandelt sich in einen Müllereſel. Kasperle reitet unter schrecklichen Gepolter durchs Fenster.

3ter Akt. 1. Scene. Herrberge am Wienerwald. 10. Sc. Gemach in der Herrberge. 14. Sc. Burgverließ in der Mitte hängt eine brennende Lampe. Verwandelt sich dann im Kampfplatz wo Otto bleibt.

3ter Akt. 1. Scene. Herrberg wie oben. 4. Se. Gemach auf der Staufenburg. 6. S. Herrberge. 8. Sc. Wald mit Einsiedlerhütte. 10. Sc. Unterrirdische Höhle. 13. Sc. Ländliche Gegend mit Haus und Brunnen, der Blitz zerschlägt den Müller der Brunnen stürzt mit ihm ein. Zum Schluß verwandelt sich die Bühne in ein Wolkentheater. Ein Regenbogen im Hintergrund in einer Schleierwolke Iriel, aller versammelt.

denn leicht können Sie glauben, wie sehr mich die neueren Thatsachen und Vorgänge in Berlin interreßiren. —

Thun Sie mir die Freundschafft beyliegende kleine Anzeige, die für die gute Wirkung hier am Orte sehr berechnet ist, so schnell als möglich in die elegante Zeitung oder ins Morgenblatt rücken zu lassen, bey Ihren Verbindungen kan es Ihnen nicht schwer fallen meine dringende Bitte darum zu erfüllen.

Meine Frau, die sich hier recht wohlgefällt und mit meinen wenn auch zur Zeit eingeschränkten Verhältnißen um so zufriedner ist als ich mehr als jemahls mit ihr und für sie leben kann, grüßt Sie und Ihre Frau, der ich mich ebenfalls sehr empfehle, herzlich. Leben Sie so glücklich und zufrieden als ich es wünsche. Ewig

der Ihrige mit ganzer Seele.
Hff

Beyliegendes Briefchen haben Sie wohl die Güte abgeben zu laßen. Sollte die Nummer des Hauses nicht eintreffen, so ist es doch gleich daneben oder etwa 86.

II. Die Erinnerungen des Dr. med. Friedrich Speyer an Hoffmann.

[In Hitzigs Nachlaß.]

Notizen über Hoffmanns Aufenthalt zu Bamberg.

In dem Hause meiner Tante, der Frau Consul Mark, machte ich die Bekanntschaft von Hoffmann. Ich hatte ihn noch nicht gesprochen, obgleich er schon einige Zeit in Bamberg zugebracht hatte. In dem Hause der Consulin Mark wurde er durch Emfehlung des Herrn Kunz eingeführt. Es war Hoffmann in diesem Zeitpunkte daran gelegen, seine Lage durch Unterricht in der Musik zu verbessern, welche Absicht er im Markschen Hause sogleich erreichte, indem er die Unterweisung der beiden Töchter übernahm. — Meiner Tante sowohl als auch mir, gefiel Hoffmann bei der ersten Bekanntschaft ungemein. So wenig emfehlend seine Persönlichkeit war, so vergaß man diesen nicht angenehmen Eindruck schnell bei der näheren Bekanntschaft. Hoffmann war noch keine Stunde im M[arkschen] Hause, als wir uns durch die Lebhaftigkeit seines Gesprächs, seine geistreichen, witzigen Einfälle, davon überzeugten, daß er nicht blos ein sehr gebildeter, äußerst unterrichteter Mann, sondern auch ein trefflicher Gesellschafter sey, der nichts schwer in der Welt nahm, sogar dem eigenen erlittenen Misgeschick eine ergötzliche Seite abzugewinnen wuste. — Von nun an sahen wir uns fast täglich, vorzüglich in dem Kaffehaus: die Rose, wo ich meinen Tisch hatte, welche der Wohnung Hoffmanns ganz nahe war und das er daher täglich besuchte. Die erste Zeit seines Aufenthaltes zu Bamberg war für Hoffmann mit vielen Verdrießlichkeiten verbunden. Graf von Soden hatte nicht ganz klug gehandelt, zur Direktion der Oper einen Fremden kommen zu lassen, da wir in dem Concertmeister Dittmaier bereits einen sehr tüchtigen Mann für dieses Fach besaßen, der zugleich mit allen Mitgliedern des Orchesters befreundet war, und als Bamberger die Meinung für sich hatte. Durch Hoffmanns Erscheinung sah sich jener zurückgesetzt, gekränkt, in seinen Verdiensten geschmälert und widerstrebte daher dem Ansinnen: die erste Violine zu spielen. Da der damalige Theaterunternehmer, Cuno, ein höchst mittel-

mäßiges Opernpersonal hatte, auch die Musiker sich gegen Hoffmann eingenommen zeigten, so war es nicht zu wundern, daß die erste, von ihn dirigirte Oper: Alina, misfiel. Man schrieb diesen übelen Erfolg seinen unzureichenden Kentnissen im Dirigiren und dem Umstande zu, daß er am Flügel, was hier ganz neu war, dirigirte. Dittmaier und die Musiker suchten dieses zu benutzen, so daß Herr Cuno nach einiger Zeit das bestandene Verhältniß mit Hoffmann aufhob, und Dittmaier zum Musik-Direktor annahm. Es ist sehr natürlich, daß dieses Ereigniß, bei der großen Reitzbarkeit Hoffmanns, und bei seiner damaligen bedrängten Lage, einen tiefen Eindruck auf ihn machen mußte. Seine Seele wurde dadurch von Ingrimm erfüllt, eine Empfindung, welche er bei der Erinnerung dieser ihm zugefügten Unbilde während seines ganzen hießigen Aufenthaltes nicht verwinden konnte und die er oft in Worten laut werden ließ. Es mußte ihn dieses widrige Begegniß umsomehr verletzen, da er sich wohl bewust war, das Dirigiren gut zu verstehen, und die Kraft in sich fühlte, gerade in diesem seinen Lieblingsfache etwas ganz vorzügliches leisten zu können. Er war hier auf das empfindlichste in seinem Ehrgefühl verletzt und aus einer Wirkungssphäre verdrängt, worin er, bei seinem Enthusiasmus für die Musik, am liebsten verweilte und eine Entschädigung für jene gehofft hatte, aus welcher er durch die politischen Verhältnisse gewaltsam herausgeworfen war. Diese Empfindung mußte um so bitterer seyn, da er seinen Gegnern an Geist und Kenntnissen so unendlich überlegen und dieser geistigen Superiorität wohl bewust war. Zugleich war dieses Ereigniß für ihn sehr schmerzhaft, da er dadurch der vorzüglichsten Quelle seiner Subsistenz beraubt wurde. — (cf. Brief aus Dresden vom 13. Juli 1813.) Alles dieses wirkte zusammen, um eine Bitterkeit in sein Gemüth zu bringen, welche seinen Aeußerungen oft etwas sehr schneidendes und verletzendes ertheilte. Diese Stimmung wurde durch eine später aufgeregte heftige Leidenschaft noch vorwaltender, so daß Hoffmann, der sich seinen Freunden durch viele interessante Seiten so anziehend zu machen wußte, sie durch jenen Ingrimm und Hohn vielfach verletzte. Und dennoch verkannte Hoffmann, trotz seines überlegenen Geistes, die wahre Lage der Sachen, da ein so mittelmäßiges Orchester und Opernpersonale sich in keiner Hinsicht für seine Direktion eignete und Dittmaiers Recht, wegen des älteren Besitzes, unbestreitbar war, dieser auch, mit den Schwächen der Musiker vertraut, besser zu ihrer Leitung paßte, wie unser Freund, der Alles grandios zu behandeln gewohnt war. —

Vom Theater verdrängt, suchte sich Hoffmann durch Privatunterricht in der Musik die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben. Es fehlte sehr an einem tüchtigen Lehrer für den Gesang und den Flügel: Hoffmann erhielt daher in kurzem hinlängliche Beschäftigung. Außer in dem Markischen Hause, war er auch Lehrer bei den Gräfinnen Rothenhan, der Frau von Redwitz, gegenwärtig Oberhofmeisterin der Kronprinzeß von Baiern, und im Hause des verlebten Kanzlers Theodori. In jenen Häusern, wo er eine freundliche, ehrenvolle Aufnahme fand, und die Schülerinnen Talent zeigten, ging er gern, und stand seinem beschwerlichen Geschäft mit Lust vor. Hier würzte er die Unterhaltung durch die glücklichsten Einfälle eines stets regen Witzes, so daß Frau von Redwitz, eine sehr geistreiche Dame, oft äußerte: man sollte Hoffmann, außer dem Honorar für die Lection, eben so viel für seine belebende Unterhaltung zahlen. Diesen geselligen Tugenden hatte Hoffmann es auch zu verdanken, daß er bald zu den freundschaftlichen Zirkeln, welche in jenen Häusern stattfanden, geladen und sehr gern gesehen wurde. Schüler, welche kein Gefühl für die Musik zeigten, sie nur mecha-

www.libtool.com.cn

nisch erlernten, besuchte er mit Widerwillen. So erzählte er mir: daß wenn er an die Pforte eines gewissen Hauses trat, um Stunden zu geben, und schon im Begriff sey, an der Glocke zu ziehen, es ihn krampfhaft packe und gewaltsam wieder wegziehe, da sich vor seiner Seele alle die Qualen deutlich vorspiegelten, welche ihm der Unterricht der prosaischen, für die Musik unempfindlichen Schülerin, verursachen würde. —

So beschränkt und drückend während dieser Zeit, wo er allein von dem musikalischen Unterricht leben mußte, seine ökonomischen Verhältnisse waren, so verließ ihn doch nicht einen Augenblick seine gute Laune und die unschätzbare Gabe, alles in einem rosenfarbenen Licht zu sehen und selbst dem widrigsten eine lächerliche Seite abzugewinnen. Eine große Ressource war ihm in jener Zeit das Kunzische Haus, wo er als ein Mitglied der Familie lebte und an allen Freuden desselben Theil nahm. In dieser Periode war es auch, wo er einer der thätigsten Mitarbeiter der musikalischen Zeitung wurde. Seine gehaltreichen Aufsätze wurden ihm gut honorirt und die kritische Beschäftigung regte in ihm viele neue Ideen auf, so daß diese literärische Wirksamkeit als der eigentliche Vorläufer seiner spätern schriftstellerischen Arbeiten betrachtet werden muß. —

Mit der Erscheinung Holbeins, der im Jahr 1810 die Leitung des Theaters übernahm, begann eine fröhlichere Epoche für unsern Freund. Holbein, schon längst mit ihm befreundet, gab ihm eine Anstellung bei der Bühne und einen zwar mäßigen Gehalt, der ihm aber damals sehr zu Statten kam. Hoffmann fühlte sich freudig aufgeregt, da er wieder in einer Lieblingsbeschäftigung thätig eingreifen konnte; er hatte die Leitung der Maschinerie, der Dekorationen, wobei er oft selbst Hand anlegte und einige Dekorationen mahlte; auch komponirte er einiges, wie die Musik zu den Melodramen Saul und Dirna vom Grafen von Soden. Eben so hatte Hoffmann vielen Einfluß auf die Wahl der Stücke und Opern und deren Besetzung. Er warf sich mit Feuer in dieses Fach und lebte und webte in der theatralischen Welt. Diese Wirksamkeit war um so belohnender, da Holbein sowohl für Schauspiel als Oper ein vorzügliches Personale, unter andern an den Sängern Bader, Hrn. und Dem. Röckel und Mad. Köhl, treffliche Subjekte besaß und Mad. Renner sich noch in der Blüthenzeit befand. Damals wurden alle klassischen Opern, besonders des unsterblichen Mozarts, auf das Repertoir gebracht und mit dem größten Beifall gegeben. Es bildete sich in jener Zeit eine Art Kunstverein, der an Hoffmann, dem verlebten Direktor Marcus, dem zu früh dahingeschiedenen Professor Klein, Professor Lichtenthaler, Kunz, Dr. Weiße, Dr. Kupfer, sehr thätige und einsichtsvolle Mitglieder besaß, und auf das Urtheil des Publikums sehr günstig einwirkte. Dieser Verein wußte Holbein dahin zu bestimmen, die Calderonschen Stücke: die Andacht zum Kreuz, den standhaften Prinzen, die Brücke von Mantible, in einer Zeit zur Darstellung zu bringen, wo diese Stücke, außer Weimar, noch nirgends gegeben worden waren. Den trefflichen Leistungen des vorzüglichen Schauspielers Brandt und Holbeins, der guten Anordnung und der Aufmunterung des Kunstvereines war es zuzuschreiben, daß diese Calderonschen Schauspiele, vorzüglich die Andacht zum Kreuz, die beste Aufnahme fanden und oft bei überfülltem Hause gegeben wurden. Holbein, wie unser Freund trugen durch neue Dekorationen und durch musikalische Begleitung, vieles zum Gelingen bei. —

Das gesellige Leben both in jener Periode zugleich viel Angenehmes dar. In der Rose versammelte sich Abends stets ein sehr interessanter Kreis von Männern, zu denen auch Holbein, Bader, Brandt, Dittmaier und

Bode gehörte, wo man über Kunstgegenstände sprach und sich durch Musik und Gesang ergötzte. Oft fanden, besonders nach dem Theater, Soupers Statt, an denen die treffliche Sängerin Köhl Theil nahm, wo bei Wein und Gesang die fröhlichsten Stunden verlebt wurden. Die Seele dieser Zirkel war unser Freund, der die herrlichste Laune, einen nie versiegenden Witz zeigte, und Alles zu erfreuen und zu beleben verstand. Zugleich wurden oft Wallfahrten auf das Land, besonders nach dem beliebten Vergnügungsort Buch gemacht, den Hoffmann vorzüglich liebte und fast täglich besuchte. — Jene zweijährige Periode war unstreitig die angenehmste während des Aufenthalts unseres Freundes in Bamberg, und auch die sorgenfreiste in oekonomischer Hinsicht. Sein poetischer Sinn fand damals die meiste Nahrung und vieles gestaltete sich in seiner Seele, was er in späteren literärischen Produktionen verarbeitete. Es war auch in jener Zeit, wo sein Gemüth von einer Leidenschaft erfüllt wurde, welche sich seiner Seele immer heftiger bemeisterte und für ihn eine Quelle der empfindlichsten Schmerzen wurde. Wie sehr sich der dichterische Sinn damals in ihm ausbildete, dafür ist die Thatsache Bürge, daß er mehrere Gedichte schrieb, soviel ich weis, die ersten Versuche in diesem Kunstgebieth.

Auch mit Mahlen beschäftigte sich Hoffmann damals fleißig. Außer dem was er für das Theater arbeitete, mahlte er auf einem Blatt die drei Kinder der Consul Mark en miniature. Auf der Altenburg, dieser ganz in der Nähe der Stadt liegenden, schönen Ruine, damals in Besitz des verlebten Marcus, und häufig von ihm besucht, mahlte Hoffmann einen Thurm, der zum Kabinett benutzt wurde, recht schön aus. Er stellte die Geschichte der Gefangennehmung des Grafen Adalbert von Babenberg vor. Unter den gemahlten Figuren finden sich mehrere Portraits, auch sein eigenes Bild. Um den Thurm recht alterthümlich zu schmücken, studierte Hoffmann Wochen lang die gothischen Verzierungen des hießigen Doms und betrieb jene Arbeit überhaupt mit großem Eifer. Dieses hatte theils seinen Grund in seiner Vorliebe für die, auch von ihm häufig besuchte Altenburg, von der man eine sehr große, schöne Aussicht genießt, theils in dem Wunsch, sich Marcus gefällig zu zeigen. Beide geistreiche Männer achteten sich sehr, waren häufig in Gesellschaft zusammen, wo der ruhige Zuhörer oft verlegen war, wer von ihnen mehr Witz und Laune besäße. Hoffmann war oft im Hause von Marcus, der für die ausgezeichnetesten Mitglieder des Theaters, vorzüglich für die Renner und Holbein, oft kleine Feste veranstaltete. Dieses gab auch dazu Gelegenheit, daß sich Hoffmann anheischig machte, einen Salon in Marcus Garten zu malen. Er begnügte sich nicht, dieses Versprechen vollkommen zu erfüllen, sondern fügte auch noch eine Wandzeichnung aus seiner Erfindung bei, auf der alle, durch ihre Eigenheit in Bamberg bekannte Menschen, abgebildet sind. —

Nach Holbeins Abgang verschlimmerten sich Hoffmanns Verhältnisse mit jedem Tage. Seine Beschäftigung beim Theater, und das damit verbundene Honorar, hörten auf, wodurch seine oekonomische Lage wieder sehr drückend wurde. Hierzu kam, daß der Gegenstand seiner Leidenschaft ihn entzogen wurde. Es war ihm schon sehr empfindlich, daß diese, ihm so interessante Schülerin, einige Zeit seinen Unterricht im Gesang nicht mehr benutzte, vielmehr von der Sängerin, Mad. Köhl, Unterricht erhielt und unter deren Leitung die raschesten Fortschritte machte. Sein Ingrimm stieg immer höher, als ganz unerwartet ein junger Mann erschien und mit ihr verlobt wurde. Da dieser Auserkohrene viele Schwächen zeigte und sich blos durch seine Glücksgüter geltend zu machen wuste, so glaubte

Hoffmann ein Recht zu haben, darüber höchst entrüstet zu seyn. Ein glühender Haß erfüllte seine Seele, sowohl gegen diesen Nebenbuhler, wie auch gegen alle diejenigen, welche zur Beförderung dieser Verbindung beigetragen hatten. Er begnügte sich nicht, diese Empfindungen in sich zu tragen, sondern ließ sie laut werden. Er wurde in seinen Aeußerungen so schneidend und bitter, daß dieses sogar die Veranlassung zu der Trennung seiner freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Markschen Hause gab. Denn er persiflirte nicht allein seinen Nebenbuhler auf das stärkste, sondern benutzte auch jede Gelegenheit, seinem Ingrimm bei den einzelnen Mitgliedern der M[arkschen] Familie Luft zu machen. Seine Leidenschaft stieg dabei zu einem immer höheren, wie er sich in dem Brief vom 13. Juli 1813 aus Dresden ausdrückt, fast wahnsinnigen Grad. Er trank daher im Uebermaß Wein und andere geistige Getränke, um seiner Misstimmung Herr zu werden, fachte aber dadurch die ihn verzehrende Flamme nur noch mehr an. Dieser längere Zeit dauernde, unnatürlich aufgeregte Zustand hätte ihn vernichtet, wäre nicht die Crisis durch eine poetische Produktion eingeleitet worden. Es war nemlich in dieser Periode, wo er seine Phantasiestücke zu schreiben begann. Indem er in diesem geistreichen Werk alles niederlegte und aussprach, was sein Inneres gewaltsam bewegte, befreite er seine Seele von einer schweren, fast erdrückenden Last, und gewann so seinen inneren Frieden. Er vollendete die ersten Bände dieses Werks in einer unglaublich kurzen Zeit und gewann immer mehr an Heiterkeit, wie er damit fortschritt. — Hoffmann befand sich wirklich in einem weit beruhigteren Zustand, als er im Frühling des Jahres 1813 den Entschluß faßte, Bamberg zu verlassen und einen sehr ehrenvollen Ruf nach Leipzig anzunehmen. Diesen führte er auch bald aus und schied von Bamberg und seinen dortigen Freunden mit Rührung und größerer Seelenheiterkeit, als er längere Zeit genossen hatte. —

III. Zwölf Briefe Hoffmanns an Breitkopf und Härtel aus dem Jahre 1813.

[Im Besitze der Firma.]

1.

Bamberg den 8. Jan: 1813

Schon hatte ich die Einlage gesiegelt um sie zur Post zu befördern, als ich Ew. WohlGebohren leztes Schreiben nebst Assignation auf 65 rth erhielt. — Um Ew. WohlGebohren zu beweisen, wie fremd mir jeder Eigennutz ist, und wie bereit ich bin, in Hoffnung dauernder Verbindung Ihnen zu dienen, erhalten Sie in der Anlage, die wie ich versichern kan mit Mühe und Sorgfalt ausgearbeite Uebersezung, indem ich mich mit dem erhaltenen Honorar zufrieden erkläre. Ein flüchtiger Blick wird Sie überzeugen, daß meine Uebersetzung ganz von der älteren deutschen Ausgabe abweicht, die im Ausdruck zwar nicht übel aber ziemlich weitschweifig ist. Ich habe mich der größten Prezision beflissen und manche Definition zum Theil hinzugefügt zum Theil schärfer auszudrücken mich bemüht. — Die Beispiele habe ich nach Nummern fortlaufen lassen, damit Sie den Stich einrichten lassen können wie Sie es für gut finden; eben so überlasse ich ganz Ihrem Gutbefinden den Titel; so wie ich ihn hingesezt habe, scheint er mir anziehender und prezifer zu seyn. —

Nächstens erhalten Ew. WohlGebohren wieder ein paar Rezensionen für die Musikalische Zeitung. Auf das Verbindlichste danke ich Ew. WohlGebohren nochmahls für die gütige Uebersendung des Honorars, welches mich in diesem Augenblick aus einer sehr drückenden Lage befreyt. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster
Hoffmann

2.

Bamberg den 27 Jan 1813.

Ew. WohlGebohren haben mir so viel Freundschafft erwiesen, daß ich es getrost wage mich in einer Angelegenheit, die mir auf das äußerste am Herzen liegt an Sie zu wenden! — Vielleicht ist es Ihnen durch kaufmännische Verbindungen möglich beyliegenden offnen Brief an meinen Geschäftsträger in Königsberg i. Pr. auch bey den jetzigen Umständen sicher zu befördern. — Ist es der Fall, so würden Sie mich ganz unendlich verbinden. Ist es nicht der Fall, so bitte ich den Brief zu vernichten und mir gütigst darüber Nachricht zu geben. —

Den lezt als Einlage erhaltenen Brief an Schäfer in Nürnberg habe ich richtig besorgt.

Mit ausgezeichneter Achtung

Ew. WohlGebohren

ergebenster
Hoffmann.

3.

Bamberg d. 23 März 1813.

Ew. WohlGebohren ermangle ich nicht sogleich nach dem Empfang Ihres lezten Briefes die Violinschule, französisches und deutsches Exemplar verlangtermaßen mit der fahrenden Post zu übersenden. — Zugleich nehme ich die Gelegenheit wahr Ihnen recht herzlich für die gütige Empfehlung an Hrn. J. Seconda zu danken. Um alles in der Welt wäre ich bey den jetzigen KriegsVerhältnissen nicht nach der Vestung Würzburg gegangen, das Theater daselbst wird sich auch wohl auflösen und um so erwünschter ist es mir ein Unterkommen in Leipzig und Dresden gefunden zu haben, als es mir die Hoffnung giebt, endlich für meine eigentlich Tendenz arbeiten und mich als TheaterComponist bekannt machen zu können. — Zwar sieht es in diesen Gegenden (Leipzig und Dresden) nach den ZeitungsNachrichten sehr kriegerisch aus, allein nach meinen Ansichten kann dies nur sehr vorübergehend und bis zu meiner Abreise von hier, die mir Hr. Seconda bis zum 10. April und zwar nach Dresden bestimt hat, alles entschieden seyn. — Hrn. Seconda's Bedingungen bin ich gänzlich eingegangen, ich sehe daher den Contrakt für abgeschlossen an und nur Kriegsbegebenheiten in unserer Nähe, die es mir ganz unmöglich machen sollten aus der Stadt herauszukommen, könnten meine Abreise hindern, welches indessen den Contrakt nicht ändern würde, da ich, so wie sich mir nur eine Gelegenheit darböte, und sollte ich den bedeutenden Umweg durch Böhmen machen, von

hier nach Dresden abgehen würde. — Ew. WohlGebohren bitte ich recht sehr dies Hrn. Seconda wenn Sie ihn sprechen, gütigst zu sagen und ihm zu versichern, daß er von mir den regsten Diensteifer und rege Liebe zur Sache zu erwarten hat. — Nochmahls danke ich Ew. WohlGebohren auf das innigste für Ihre gütige Verwendung und habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn

Ew. WohlGebohren
ganz ergebenster Diener
Hoffmann.

4.

Dresden den 25 Aprill 1813.

Unmöglich kan ich Ew. WohlGebohren meinen Schreck beschreiben, als ich nach einer kostspieligen gefahrvollen Reise, die ich kontraktmäßig unternahm, Hrn. Seconda hier nicht vorfand; auf das inständigste bitte ich ihm sogleich beyliegenden Brief einhändigen zu lassen. Ich bitte in diesem Briefe mir mit umgehender Post das zugesagte Reisegeld mit 17 rth (mir kostet die Reise an 70 rth) so wie vorschußweise eine vierzehntägige Gage zu übermachen, da meine Caße ganz erschöpft ist und ich mit meiner Frau an dem mir ganz fremden Orte sonst in die drückendste Verlegenheit gerathen würde.

Nimmermehr habe ich geglaubt in diese Angst und Noth zu kommen; ich muß mich doch einigermaßen häuslich einrichten, und dabey auch leben; verzeyhen daher Ew. WohlGebohren meine Bitte um eine kleine Remesse von ungefähr 20 rth auf Abschlag meines Honorars zum Michaeli. In diesem Augenblick, oder vielmehr nachdem ich nur zur Ruhe und Besinnung gekommen, endige ich die Rezension der Beethovenschen Meße so wie der Sinfonie von Wilms, und wenn ich nur noch alle mir aufgetragenen Rezensionen beendige, glaube ich Ew. WohlGebohren für die mir gütigst bewilligten, so wie den jetzigen Vorschuß hinlänglich gedeckt.

Nur die Hoffnung auf Hrn. Seconda und Ew. WohlGebohren Güte tröstet mich in einer Lage die wirklich nicht ängstlicher gedacht werden kan.

Haben doch Ew. WohlGebohren die Güte mir umgehend zu antworten, da ich mich wirklich in dem Augenblick nicht zu retten und rathen weiß und jede Stunde zähle die mir Antwort bringen kan. —

HochAchtungsvoll
Ew. WohlGebohren
ergebenster Diener
Hoffmann.

Ich logire in der Stadt Naumburg in der Wilsdruffer-Straße; ich lege den Brief an pp Seconda offen bey um Sie ganz von meiner Angelegenheit die mir den größten Kummer verursacht zu unterrichten.

5.

Dresden den 1 May 1813.

Ew. WohlGebohren

so schnelle Erfüllung meiner Bitte durch Uebersendung des Wechsels von 70 rth den ich richtig erhalten und der mir sogleich honorirt worden, ist mir ein neuer Beweis eines Zutrauens welches ich in der That in seinem

ganzen Umfange zu schätzen weiß und wofür ich, so wie es nur in meinen Kräften steht, auf die thätigste Weise dankbar seyn werde. — Hr. Franz Seconda will noch den ganzen Monath May hier bleiben; ich würde daher schon Morgen mit der Diligence abgereiset seyn, wenn es mir möglich gewesen wäre so schnell den Paß von der rußischen Behörde bey dem Andrang der Geschäffte zu erhalten; zudem hat man mir sowohl auf dem Bureau des russischen Commendanten als bey dem StaatsKanzler v. Hardenberg, bey welchem ich ganz unvermuthet an den StaatsRäthen v. Hippel und Staegemann spezielle Jugendfreunde, die mich mit einem wahren herzlichen Jubel empfingen, gefunden, den ausdrücklichen Rath gegeben wenigstens noch ein Paar Tage hier zu warten, da es sonst möglich seyn könte, daß ich mitten in den allerhöchsten Kriegstrouble hineinreisete und alle üblen Folgen davon empfände. Hr. Seconda kan mir es daher wohl nicht verargen, wenn ich meine Abreise bis zum Donnerstag verschoben habe und er mag meiner aufrichtigen Versichrung glauben daß mir nichts so sehr am Herzen liegt, als mein Amt anzutreten und zu seiner Zufriedenheit auf die thätigste gewissenhafteste Weise zu verwalten.

Wie sehr freue ich mich darauf Ihre und des Hrn. Hofrath Rochlitz persönliche Bekantschaft zu machen — der mündlichen Erzählung behalte ich mein Abentheuer auf der Reise hieher und alle Angst und Sorge, die ich ausgestanden, vor. —

Bald werde ich im Stande seyn mündlich die unendliche Hochachtung versichern zu können mit der ich bin

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster
Hoffmann.

6.

Dresden, den 13. May 1813.

Die bisherigen Vorfälle in Dresden werden auch in Leipzig bekannt genug seyn, so daß ich Ew. WohlGebohren wohl von der ausgestandenen Sorge und Angst keine Schilderung machen darf. — Gerade an dem Tage, da ich abreisen wollte, nehmlich den 6. d. M. ging die stärkste Retirade der Russen über die Elbe an welche den 7. und 8. fortdauerte, so daß an Reisen gar nicht zu denken, ja, daß es unmöglich war fortzukommen. Eben so wenig war dies am 9. d. M. auszuführen wo man nicht ohne Gefahr über die Hauptstraßen gehen konnte, so daß ich, der ich von der Sorge, wie die Sachen stünden getrieben in die Nähe des Brühlschen Palais ging, von einer KartätschenKugel die von dem SchloßThore abprallte, jedoch zum Glück so matt am Fuß getroffen wurde, daß ich nur einen mit Blut untergelaufenen Fleck davon trug. Daß mehrere Civilpersonen hart verwundet, ein alter Mann der in die katholische Kirche gehen wollte und ein Knabe getödtet sind, wird man in Leipzig wohl schon wissen. — Ich mußte wider meinen Willen in dem theuern Gasthofe bleiben und zu meinem Verdruß das zu einer Einrichtung bestimmte Geld verzehren — konte nichts arbeiten, kurz meine Lage war die unangenehmste, die man sich denken kan. — Sontags Abends (den 9.) als es nur etwas ruhig wurde (noch um 1½ Uhr platzte eine hineingeworfene Granate mitten auf dem Altmarkt)

gelang es mir durch die Bemühungen meines alten Freundes des Kammer-Musikus Morgenroth, auf dem Altmarkt No. 33 bey Madame Vetter 4 Treppen hoch ein meublirtes Stübchen zu finden, und nun verließ ich den 10. in aller Frühe den Gasthof, der mich den lezten Groschen in ein paar Tagen gekostet haben würde. — Unerachtet der noch fortdauernden entsetzlichen Unruhe, ist es doch hier auszuhalten, und wenn auch die jetzige überstandene Angst und Sorge mich zu tieferen Arbeiten unfähig gemacht und ich daher die Beethovensche Messe vor der Hand bey Seite gelegt, so habe ich doch eine leichtere Arbeit, nehmlich die Rezension der Braunschen und Wilmsschen Sinfonie geendet, welche ich mit der Versichrung beylege, nur bey einiger wiedergekehrter Ruhe, recht fleißig zu seyn. —

Hrn. Seconda habe ich nun abermahls geschrieben, ob ich nach Leipzig kommen soll, da sich die Umstände ganz geändert haben. Die italiänische Oper hat nehmlich aufgehört, der König ist den 12. Nachmittags angekommen, und bleibt, wie man gewiß weiß, hier, da die Familie auch in diesen Tagen eintrift, und so wird bey der hergestellten alten Ordnung der Dinge Hr. Seconda, da auch die Communication der Neustadt mit der Altstadt wieder stattfindet, wohl anhero kommen. — Der hier verbreiteten für mich schreckbarn Nachricht, daß die J. Secondasche Gesellschaft aufgelöst, will ich nicht trauen. — Hrn. Seconda habe ich, so hart es mir ankam, im Fall ich doch nach Leipzig sollte, noch um eine Kleinigkeit zur Reise bitten müssen, und, indem ich fürchten muß, daß er mich in die Classe immer und ewig Geld verlangender Theaterpersonen werfen könte, da er, wie in dieser Zeit hier für die gewöhnlichsten Bedürfnisse das Geld nur weggeflogen, sich gewiß keinen Begriff machen kann, bitte ich Ew. WohlGebohren ergebenst, ihm diese Idee zu benehmen; bey persönlicher Verbindung wird er sich ohnehin bald vom Gegentheil überzeugen. — Hrn. F. Seconda habe ich mehrmahls nicht zu Hause gefunden, er scheint sich überhaupt nicht gern sprechen lassen zu wollen. — Ew. WohlGebohren empfehle ich mich zum fortdauernden Wohlwollen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu seyn

Ew. WohlGebohren

ergebenster
Hoffmann.

7.

Dresden den 17 May 1813.
(Altmarkt No 33, 4 Treppen hoch
bey Madame Vetter)

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage die Rezension der Beethovenschen Meße mit der Bitte nicht darüber zu schelten, daß sie etwas lang gerathen und wieder mehrere Beyspiele eingeschaltet sind. Es lag mir wirklich am Herzen mehreres über KirchenMusik zu sagen und nur die zum Verständniß nöthigsten Stellen mußte ich einrücken. — Hr. Seconda, dem ich schon am 11. geschrieben, hat mir noch nicht geantwortet und sezt mich dadurch in die tödtlichste Angst und Verlegenheit. Mit jedem Tage ändern sich hier die Nachrichten, und es scheint mir am Ende wirklich für Hrn. Seconda gerathener, wenn es angeht in Leipzig zu bleiben. — In der Neustadt sieht es verödet aus wie in einer Bestung, da mehrere Einwohner

www.libtool.com.cn

in die Altstadt ziehen und vor dem schwarzen Thor stark geschanzt wird, doch kann sich das alles mit jedem Tage ändern — kurz man kann keinen Entschluß fassen, und ich bin auf alles resignirt. — So bald Hr. Seconda schreibt und mir die kleine Summe, um die ich noch gebeten (20 rth welche am Ende nicht einmahl ein Vorschuß seyn wird), schickt, bin ich Willens auf der Stelle abzureisen und habe mich deshalb schon vorläufig um einen Paß bemüht, womit man jezt drey bis vier Tage herumgezogen wird. — Ew. WohlGebohren wage ich auf Ihre mir so oft bewiesene Freundschaft mich stützend, gehorsamst zu bitten, Hrn. Seconda in meinem Nahmen doch dringend zu ersuchen, falls er nach Ankunft dieses Briefes mir noch nicht geschrieben haben sollte, schleunigst mir zu antworten, damit sein eingesperrter MusikDirektor, dem seine Unthätigkeit eine wahre Last ist, doch endlich erlöset werde. — Die hiesige Theurung ist noch im Steigen, und bey der größten Einschränkung giebt man nur zu viel Geld aus; Brod und Fleisch haben mehrere Tage beynahe gänzlich gemangelt, und heute erst komt hie und da öffentlich etwas zum Vorschein.

Erfüllen Ew. WohlGebohren gütigst meine Bitte; denn meine Lage ist in der That höchst unangenehm. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGebohren

ergebenster
Hoffmann.

8.

Ew. WohlGebohren

übersende mit dem gehorsamsten Danke, den KlavierAuszug des Figaro nebst Text, so wie die französische ViolinSchule und die Partitur der Beethovenschen Musik zum Egmont nebst KlavierAuszug der ZwischenAkte und Gesänge. Die fertig gewordene Rezension lezterer Musik lege ich mit dem Bemerken bey, daß ich die noch an mir habende Musik, welche zum Rezensiren von Ew. WohlGebohren erhalten, nächstens mit meinen übrigen Büchern und Musikalien in einer Kiste von Hrn. Kunz aus Bamberg gesendet erwarte. Sollten daher Ew. WohlGebohren die Beschleunigung irgend einer mir übertragenen Rezension zB. des Bergtschen Oratoriums wünschen, so müßte ich bitten mir das Werk noch einmahl in die Hände zu geben, ich würde dann die Rezension forderſamst fertigen und nebst dem Werk Ihnen zusenden. —

Hr. Seconda eilt Morgen früh nach Dresden, und kaum selbst im Stande die Reisekosten zu bestreiten, vermag er selbst bey dem eingetretenen GehaltsAbzug, bey dem ich schon seit mehreren Wochen beynahe die Hälfte meines Gehalts verlohren, auch nicht das mindeste zu meiner Erleichterung zu thun, unerachtet es mir rein unmöglich ist meine Frau, deren kostspielige Kur noch nicht geendet, mit der noch offnen Kopfwunde, so wie es Hr. Seconda arrangirt hat, auf einen Leiterwagen zu setzen. In dieser gränzenlosen Verlegenheit wende ich mich Zutrauungsvoll an Ew. WohlGebohren mit der gehorsamsten Bitte, ob Sie mir wohl bey der mich auf alle Weise drückenden Noth mit einem kleinen Vorschuß von circa 28 bis 30 rth, als so hoch ich meine noch hier zu bestreitenden kleinen Ausgaben und die bequeme Reise nach Dresden bey der höchsten Einschränkung berechnet, bewilligen wollten? — Außer meinem fortwährenden fleißigen Arbeiten an

www.libtool.com.cn

der Musikalischen Zeitung bitte ich Ew. WohlGebohren mir nur Gelegenheit zu geben meine Schuld so bald als möglich abzutragen, und überzeugt zu seyn, daß nur wirklich das Zusammentreffen so vieler für mich feindseeliger Umstände mich zwingen konten Ew. WohlGebohren zur Last zu fallen. Mit der gehorsamsten Bitte um eine baldige gütige Antwort, da ich Morgen in aller Frühe fort soll, und in diesem Augenblick sogar noch mit dem Einstudiren einzelner Parthien beschäftigt werde, habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGebohren

ergebenster
Hoffmann.

Leipzig d. 23 Jun: 1813.

Hr. p Seconda hat mir aufgetragen von Ew. WohlGebohren die Partitur der komischen Oper Gli Virtuosi ambulanti von Fioravanti zu erbitten, indem er sie an sich kaufen wollte. Da ich aber gar nicht weiß, in welchen Verhältnissen in dieser Hinsicht Sie mit Hrn. Seconda stehen, überlasse es Ihnen ganz, ob Sie die Güte haben wollen, eine solche zuzusenden oder nicht.

9.

Dresden den 14 Novbr: 1813.

Endlich bin ich mit den hiesigen Einwohnern aus der peinlichsten Lage gerissen indem die Stadt mittelst Capitulation den verbündeten Mächten übergeben worden, und es ist mir eine dringende Angelegenheit Ew. WohlGebohren sogleich, als der Postenlauf eröffnet ist, zu schreiben. — Seit meiner Abreise von Leipzig hat mich eine Kette von Unannehmlichkeiten, die zum Theil in den öffentlichen zum Theil in meinen Dienstverhältnissen lagen in eine fortwährende Verstimmung versezt, die mich wirklich zu litterarischen Arbeiten beynahe unfähig machte, und nur hierinn liegt es, daß ich in den mir für die Musikalische Zeitung übertragenen Arbeiten so saümig war; ich bitte mich deshalb auf das beste zu entschuldigen und ich mag, da mit den veränderten Verhältnissen mir froher Muth und gegründete Hoffnung einer beßeren Zukunft gekommen, wohl das Versprechen der Besserung hinzufügen, da ich es jezt in der That halten kann. — Schon in der letzten Zeit gelang es mir einen Aufsatz, den ich längst Hrn. HofRath Rochlitz versprochen, zu endigen; die Einkleidung, welche die Spur der Zeitverhältniße trägt, und die tröstenden Schlußworte, die ich dem Dichter in den Mund gelegt, dürften wohl ein größeres Interreße gewähren, als wenn ich dem ganzen die Form einer troknen Abhandlung gegeben. Ich lege ihn überschrieben: der Componist und der Dichter, bey und bitte nicht über die Länge zu schelten, da es mir darum zu thun war manches recht gründlich auszusprechen.

Ew. WohlGebohren bitte ich recht sehr mich recht bald durch ein Paar Worte zu überzeugen, daß Sie mir Ihre so sehr werthe Freundschafft nicht entzogen, und habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster
Hoffmann.

Um gütige Besorgung des beygelegten Briefchens an Hrn. HofRath Rochlitz bitte ganz gehorsamst.

www.libtool.com.cn

10.

Leipzig im goldnen Herz auf der FleischerGasse
1 Treppe hoch. Den 11 Dezbr: 1813.

Ew. WohlGebohren würde ich bey meiner Ankunft in Leipzig sogleich persönlich meine Hochachtung versichert haben, wenn nicht eine Kränklichkeit mich zu Hause hielte, die ich um so mehr beachten und auf der Stelle zu heben suchen muß, damit Hr. Seconda der morgen seine Vorstellungen anfangen will nicht in Verlegenheit gerathe. — Es wird mir in der That recht schwer Ew. WohlGebohren gleich mit einer ähnlichen Bitte als vor meiner Abreise im Junius, deren Erfüllung die damahligen Umstände verhinderten, beschwerlich fallen zu müssen, indem mir kein anderer Ausweg übrig bleibt mich aus der dringendsten Verlegenheit zu reißen, als mich an Ew. WohlGebohren zu wenden um wo möglich auf Abschlag des künftigen Honorars für meine litterarischen Arbeiten für die Musikalische Zeitung nur 25 rth zu erhalten. — Hr. Seconda ist in diesem Augenblick nicht im Stande mir etwas zu zahlen, unerachtet meine Caße durch die starken Ausgaben für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse in Dresden und auf der Reise im strengsten Sinn des Worts ganz erschöpft ist, und um so mehr hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, als Ew. WohlGebohren durch den Vorschuß jener kleinen Summe in keiner Art gefährdet werden: schon jezt lieferte ich mehrere Aufsätze, noch zulezt den bedeutenden: der Komponist und der Dichter, und in weniger Zeit erhalten Sie sämtliche noch rückständige Aufsätze so wie auch, so bald meine Bücher und Noten mit der Secondaschen Fracht ankommen, die Musikalien, die ich noch an mir hatte. — Ueberdem erwarte ich in kurzer Zeit eine bedeutende Remesse aus Königsberg i. P. die mich endlich ganz ins Reine setzen wird. — Schon aus meiner jetzigen Lage, die ich Ihnen hinlänglich angedeutet, wird sich mein dringender Wunsch rechtfertigen, Ew. WohlGebohren möchten die Güte haben mir, so bald es nur seyn kann, Antwort zukommen zu lassen. In der Hoffnung, daß Ew. WohlGebohren wohl diesmahl meinen Wunsch gewähren werden, indem sonst in der That meine Verlegenheit gränzenlos hier an dem mir fremden Orte seyn würde, habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster
Hoffmann.

PS. Ich setze voraus, daß Ew. WohlGebohren den Brief mit der Einlage an Hrn. p Rochlitz und den Aufsatz: der Dichter und der Komponist, richtig erhalten haben.

11.

Ew. WohlGebohren danke ich auf das verbindlichste für die gütige Erfüllung meiner Bitte, und bin ich dadurch in der That aus dringender Verlegenheit gerissen — Mit dem größten Vergnügen werde ich Rücksichts der ViolinSchule alles nöthige prompt besorgen und bin ich jeden Nachmittag von 1 Uhr an zu Hause, auch werden Ew. WohlGebohren meinem Ver-

www.libtool.com.cn

sprechen gemäß in diesen Tagen mehrere Aufsätze für die Musikalische Zeitung erhalten um dieselben dann nach Ihrem Belieben einrücken lassen zu können.

Ew. WohlGebohren
ganz ergebenster
Hoffmann
11 Decbr: 1813

12.

Ew. WohlGebohren sende in der Anlage die fertig gewordene Rezension des Bergtschen Oratoriums Christus so wie an Musikalien in beyfolgendem Packet:

1. Bergts Oratorium Christus 2. Abth.
2. Wilms Sinfonie Partitur und Parthien 2 Exemplare
3. Braun Sinfonie Partitur und Parthien
4. Beethoven Missa Partitur
5. „ EntreActes d'Egmont
6. „ Ouverture d'Egmont pour Pianoforte
7. „ „ „ pour l'Orchestre
8. Die Partitur eines Oratoriums ohne Titel die mir wahrscheinlich aus Versehen beygepakt da im Briefe davon gar keine Erwähnung geschah.

Schelten Sie nicht, daß ich nicht schon in voriger Woche jene Rezension zum Druk einsandte, bloß mannigfache Arbeit war daran Schuld, jezt werde ich weniger saümig seyn. Bald versichere ich Ew. WohlGebohren persönlich die Hochachtung womit ich verharre

Ew. WohlGeboren
ganz ergebenster
Hoffmann

Leipzig
d. 21 Decbr 1813.

www.libtool.com.cn

Zwei Menschen.

Romanzen

von **Richard Dehmel.**

Im Reich des Schweigens.

Zwei Menschen gehn durch nebelnassen Hain;
er faßt einen alten Friedhof ein.
Die feuchten Blätter hängen schwer herab,
so schwer, als möchten sie die Zweige brechen;
sie hängen um ein frisches Grab.
Ein Mann beginnt sich auszusprechen:

Nach diesen Trennungstagen,
die einen Andern aus mir machten,
will ich mein wahres Trachten
nicht länger halb im Dunkeln vor dir tragen.
Eh ich die Leiche liegen sah,
hatt' ich den Traum, ihr stilles Antlitz trüge
den Mut der Tat zur Schau; der Traum war Lüge.
Ich sah in ihre zerlittenen Züge:
dem Wahnsinn schien die starre Maske nah.
Ich habe vor dem Anblick nicht gebebt;
da lag ein Herz, der Einsamkeit erlegen.
Ich stand und fühlte das Gesetz: wer lebt,
hilft töten, ob er will ob nicht.
Und aus dem gramvollen Gesicht
schlug kalt die Mahnung mir entgegen:
Keinen zu brauchen, gottgleich allein
williges Herz der Welt zu sein!

Er neigt sich, um die tropfenschweren
Blätter von sich abzuwehren.
Mitwehrend spricht ein Weib in ihn hinein:

Wie du gestanden hast an ihrer Bahre,
erkenn ich aus dem Büschel grauer Haare,
der früher nicht an deiner Schläfe drohte.
Wozu nun noch verstorbnes Leid auffrischen!
Das Leben wird dir's ebenso verwischen
wie hier dies Zeichen — sieh: ich geb's der Toten.

Sie legt ihre Hand wie segnend auf das Grab;
sie drückt sich tief im feuchten Erdreich ab,
ein Tropfen schimmert in dem schwarzen Ballen.
Zwei Menschen stehn, als sei ein Schwur gefallen.

www.libtool.com.cn

Geständnisse.

Durch hohe Pappeln fingert grell der Mond,
legt harte Schatten vor ein kleines Haus;
fern hockt der Großstadtdunst, glanzüberthront.
Zwei Menschen sinnen in die Nacht hinaus.
Der Dunst der Felder schleicht, das Mondlicht dämpfend.
Ein Weib sagt zögernd, mit sich kämpfend:

Die Frau, die du bestattet hast,
hat uns befreit von einer Last;
ich weiß ihr Dank! und will ihn offenbaren.
Wo ist ihr Kind? Dein Kind! — gieb mir's bei Zeiten;
noch können wir's zu unserm Glück anleiten.
Was planst du immer wieder Heimlichkeiten!
Soll's etwa so ein Freund dir aufbewahren? —

Der Mann am Fenster blickt ins bleiche Land;
er wirrt in seinen grauen Schläfenhaaren.
Er spricht verhalten, abgewandt:

Vorläufig darfst du dir den Dank ersparen.
Auch wird kein Freund in deinem Glück dich stören;
die Tote wußte nichts von diesen Leuten.
Mein Kind wird meine Mutter mir verwahren;
ich schwieg nur, um dein freies Wort zu hören —
nun laß dir Eins dazu bedeuten:
Mir haben mehr als Eure beiden Seelen
ihr ganzes Glück geoffenbart;
in jeder schien ein Stück zu fehlen,
es lag in mir wie aufgespart.
Wohl band an Jene mich ihr Leidensfrieden,
wohl riß zu Dir mich deine Lebenslust,
doch immer blieb mir frei bewußt:
mir hat die Welt ein reicheres Glück beschieden.
Vielleicht entdeckst auch Du dies Glück bei Zeiten
und lernst mein Kind zu *seinem* Glück anleiten!

Er kehrt seine Stirn brüsk gegens Licht;
fern hockt der Großstadtdunst, glanzüberthront.
Sie lächelt eigen; er sieht es nicht.
Zwei Menschen blicken einsam in den Mond.

www.libtool.com.cn

Spätsommerflug.

Sonne lacht, die Stoppelfelder schimmern.
An verfärbten Blättern zupft der Wind,
Früchte lüpfend. Heimlich Leben spinnt
weiße Fäden; rings im Blauen flimmert's.
Scheinbar tändelnd hat ein Mann
einem Weibe solch ein zart Geflechte
um ihr schwarzes Haar gewunden —
nun streckt er seine narbige Rechte:

Was doch die Seele brav lernen kann,
hat's nur der Körper erst für gut befunden!
Kaum hab ich mir die eine Hand lahm geschunden,
schon stellt sich meine Linke geschickter an
als je die Rechte! Selbst auf der Jagd:
wie hat mein Vater mich neulich ausgelacht,
als ich so schießen wollte — und dann:
keinen Fehlschuß tat ich beim Kesseltreiben!
Ich kann auch wieder heimlich schreiben;
falls dir's vielleicht mal zuviel Mühe macht,
Frau Fürstin, meine Sekretärin zu bleiben —

Leichthin hat er das Spinngewebe
wieder ihrem Haar entnommen,
leichthin hält er's in der Schwebe;
bis es wegschwebt, flimmernd, wehend.
Wie mit Willen nicht verstehend
sagt sie, nur ihr Atem geht beklommen:

Du tust sehr glücklich mit deinem Spiel.
Fast wie Gaukler, die sich schämen,
Lux, ein Unglück ernst zu nehmen.
Scheint d i e s e Müh dir n i c h t zuviel? —
Doch den reichen Seelen
muß das Glück wohl fehlen,
das sie Andern zeigen als ein Ziel —

gelt? — Er schweigt. Rings lüpft der Wind
Früchte; heimlich Leben spinnt
weiße Fäden über Zaun und Dach.
Zwei Menschen schaun dem fliehenden Sommer nach.

www.libtool.com.cn

Enthüllung.

Abendröte ruht auf alten Wegen.
Stille Mühlen stehn im kahlen Land
wie gebannt;
hohe Bäume glühn der Nacht entgegen.
Wo der dämmergraue Park sich lichtet,
unweit einer Grabkapelle,
gehn zwei Menschen, Hand in Hand.
Und, als sei ein Streit geschlichtet,
weist ein Weib ins Freie, Helle:

Du mußt nit meinen, ich sei so schicksalsblind,
daß ich am Himmel niemals Wolken seh.
Hier birgt noch jeder Strauch mein einsam Weh:
hier sahst du kalt auf mein getötetes Kind.
Jetzt aber, wo dein Leben mich durchrinnt,
so warm, als klopfe unter meinem Herzen
Dein Herz mit allen Wonnen, allen Schmerzen,
jetzt will ich kämpfen, bis ich vor dir steh
so lauter wie ein wolkenloser Tag.
Wer sind nun deine dunkeln Freunde? sag!

Abendröte ruht auf alten Wegen;
durch die glühenden Kiefernkronen
graut der Nacht ein fahles Haus entgegen,
hoch mit eisernem Balkone.
Ein Mann sagt willig, sagt mit Hohn:

So laß dir denn erwidern:
schon bist du selbst im Bunde.
Von allen seinen Gliedern
ist keins so reif wie Du zur Stunde.
Denn diesen Bund hat nur die Sehnsucht gestiftet,
Nichts wider Willen mehr mit anzusehen.
Man darf sogar Verrat begehen;
das Schlimmste ist, man wird vielleicht vergiftet.
Es folgen Alle nur dem Einen Satze:
dort, lieber Freund, scheint Ihre Kraft am Platze.

Abendröte ruht auf alten Wegen;
Wolken glühn zwei Menschen wirr entgegen.

www.libtool.com.cn

Auf freiem Feld.

Morgennebel brodelt auf fernen Seen.
Gelbes Laub tanzt über abgemähte
Wiesen und zerfahrne Chausseen
zur Musik der Telegraphendrähte;
sturmbetroffen stockt ein Menschenpaar.
Jäh ist eine Wanderschaar
Schwalben durch die brausenden Pappeln
und die Drähte hingeschossen,
unbekümmert um die zerfetzten Genossen,
die im Grase abgestürzt zappeln.
Der Mann kürzt ihre Qual mit einigen Streichen.
Nun weist er auf die kleinen Leichen:

Ja, Mutter Isis: blick nur betroffen her!
Kannst du noch fliegen, Seele? und allein!? —
Dein Auge hat sehr stolzen Schein —
dann ist es gut: dann brauchst du mich nicht mehr.
Zugvögeln gleich: da ziehn sie, planvoll verbunden,
und denkt doch keiner an Ich und Du!
schon sind sie, schau nur nach, im Nebel verschwunden,
von einer Heimat der andern zu —
zum jammervollsten Tod bereit
in ihrer Sehnsuchtsherrlichkeit —
Komm weiter!

Er winkt in den Sturm, sein Stock zuckt wie ein Degen.
Da tritt das Weib ihm voll entgegen:

Lukas! Nun hast du deutlich genug gesprochen!
kennst du das Wort Selbstherrlichkeit?
Hältst du die Fürstin Lea für so gebrochen,
daß sie sich umsieht, was ihr Halt verleiht?
Nun will ich frei sein! frei auch vom letzten Band,
das mich noch fesselt an jene Welt der Gecken.
Frei, weil mir's ziemt; nicht Dir zum Unterpfand.
Dann biet' ich dir vielleicht die Helfershand.
Warum nicht früher, das wirst du bald entdecken.

Sie nimmt seinen Arm; sie sieht, er lächelt eigen.
Zwei Menschen fühlen, wie's stürmt, und schweigen.

www.libtool.com.cn

An alter Stätte.

Trüber Tag und dunkle Ahnenbilder,
Gaslichtflammen, rostige Wappenschilder,
und hohe Spiegelwände. Und inmitten
stehn zwei Menschen mit höflich kühlen
Mienen neben den steifen Stühlen
und begrüßen einen dritten.
Dieser nickt und sieht voll Schonung
und gelangweilt in die Welt.
Und nachdem man Platz gewählt,
sagt ein Weib mit merklicher Betonung:

Hoheit, ich danke für Ihr Entgegenkommen.
Und da Sie gütigst in die Scheidung willigen,
und da uns das Geschick den Erben genommen,
und um Verwickelungen zuvorzukommen,
möchte ich fragen, ob Sie's völlig billigen,
daß mir auch jetzt, das heißt nach Bruch der Ehe,
die Hälfte meiner Mitgift noch zustehe;
sonst will ich mich trotz meines Anspruchs verpflichten,
so weit wie möglich zu verzichten.

Jener wehrt mit gnädiger Bewegung;
hierauf hört man nur das Gaslicht raunen.
Und nach flüchtigem Erstaunen
nimmt ein Mann das Wort, fast mit Erregung:

Hoheit, auch mich verlangt es, Dank zu sagen —
ich leg' ihn nicht mit leeren Händen nieder:
hier bring' ich die Archivpapiere wieder,
die ich gewillt war zu unterschlagen.
Ich möchte aber nicht, daß Hoheit glauben,
ich sei aus Leichtsinn zu der Tat geschritten;
ich trat mein Amt an mit dem Zweck, zu rauben.
Ich möchte nur, daß Hoheit mir erlauben,
als Mensch den Menschen um Verzeihung zu bitten.

Er legt errötend ein Bündel auf den Tisch;
Jener wehrt, als ob er Staub wegfächelt.
Wieder hört man nur das Gasgezisch.
Zwei Menschen glühen; der dritte lächelt.

www.libtool.com.cn

Die Abrechnung.

Ein Stübchen schwimmt voll Cigarettenduft;
zwei Menschen hauchen Ringe in die Luft.
Immer umwölkter blickt und sinnt der Mann
das Weib an:
ihren herrischen Wuchs, ihr sorgsam schlicht Gewand,
ihr schwer zu glättendes Haar, die große Hand,
den kühnen Hals, das sanftgeschwungene Kinn —
endlich wirft er gezwungen hin:

Du hast es äußerst talentvoll angestellt,
dich mir als reiche Frau zu entpuppen;
ich hoffe, daß mir's immer öfter wie Schuppen
von den verliebten Augen fällt.
Ich bin dir dankbar für das charmant posirte
Schauspiel der Armut, das du mir geboten,
beinah so dankbar wie der Toten,
die mir zu Liebe Demut simulirte.
Nur glaube nicht, mit allerhand geschickten
Künsten sei Klarheit zu erzielen;
im Leben führt das Rollespielen
zu arg verwirrenden Conflicten.
Da wird die Wahrheit denn statt Ziel
ein offenherzig Lügenspiel.

Sein Blick wird schärfer; sie hält ihn aus.
Sie scheucht den Rauch weg, sie sagt klar heraus:

Wundert dich das, du freier Mann?
Du wolltest doch, ich sollt dir zeigen,
ob ich verstünde, planvoll zu schweigen;
du schuldigst deine eignen Künste an!
Was unterschied mich denn von einer Dirne,
bevor ich glauben durfte, wir sind Eins?
Der Schutz des Reichtums! nicht des schönen Scheins:
ich biete aller Welt die Stirne.
Die Tote aber lehre uns fürs Leben:
nur volles Selbstgefühl kann voll sich selbst hingeben!

Sie blickt ins Freie; er hat die Augen geschlossen.
Zwei Menschen sitzen rauchumflossen.

www.libtool.com.cn

Das Erste Gebot.

Die Georginen schütteln sich im Wind;
gefallnes Obst liegt auf den Gartensteigen.
Am Straßenzaun steht scheu ein armes Kind
unter den brausenden Pappelzweigen
vor einer Frau; sie schenkt ihm von den Früchten.
Selig rennt's weg, als müßt es flüchten.
Sie tritt zu einem Mann, sie sagt gelind:

Jetzt stand gewiß dein Töchterchen vor dir,
ob ich wohl ‚reif' sei, ihm zuzureden
zu seinem Glück — o glaube mir:
ein rechtes Kind vergißt für jeden
Apfel den ganzen Garten Eden,
drum ist es glücklicher als wir.
Wir schwelgen ewig im Geist und putzen
zu Vorbildern einander aus,
Einbildung träumt von ihrem Nutzen,
bis wir verdutzt im Lebensbraus
zum Sinn des alten Gebotes erwachen:
Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen!
Statt uns getrost an allen neuen
Reizen wie Götter frei zu freuen —

Ein fallender Apfel macht sie stocken.
Er liegt zerplatzt. Der Mann sagt trocken:

Du hast sehr reizend gepredigt — aber
mich sticht nicht mehr der Götterhaber.
Im Geist zwar geht's schön glatt vom Fleck
auf dem beliebten hohen Pferde;
aber der Leib liebt halt die Erde,
und eh man's denkt, liegt man plattweg
— pardon — im Dreck.
Bis wir nicht lenkbare Luftschiffe bauen,
wohnen wir nicht auf Wolkenauen;
inzwischen zeigt uns jeder Kinderdrachen,
der Mensch muß Alles zum Gleichnis machen.

Die Georginen schütteln sich im Wind;
zwei Menschen spüren, der Herbst beginnt.

www.libtool.com.cn

Alltag und Träume.

Die Sonnenblumen beugen sich im Regen;
zuweilen rauscht's vom Dach wie Geisterklopfen.
Der wilde Wein hängt schlaff dem Sand entgegen,
die roten Blätter scheinen Blut zu tropfen.
Der Mann steht trommelnd an der Fensterscheibe.
Plötzlich sagt er zu dem Weibe:

Ich will dir einen Traum erzählen.
Wir standen feierlich in einem Saal,
als sollten wir vor Zeugen uns vermählen.
Ich hielt und bot dir einen vollen Pokal,
um durch den Trunk den Trauschwur zu besiegeln.
Mit einem Mal
seh ich tief unten in dem dunkeln Wein,
wie hoch von oben her, vollkommen rein
ein lächelndes Gesicht sich spiegeln:
die Tote lebt. Sie schwebt. Sie lächelt wieder.
Sie nimmt ein Fläschchen Gift aus ihrem Mieder.
Sie träufelt es in unser Kelchglas nieder.
Und ich: ich lächle mit — und laß dich trinken —
und trinke selbst — mir weiten sich die Glieder —
und fühle fern mich in die Welt versinken.

Und ich — beginnt das Weib zu überlegen
und starrt abwesend in den rauschenden Regen —

ich stand heute Nacht allein im Traum;
ich war ein leuchtender Schneeglöckchenbaum.
Aber fern kam furchtbar ein Funkeln an,
als wollt's mich zerstören: ein sturmgesträubter Tann,
ein Wald wilder Lichter, braungolden, grün, blau,
wie ein riesenhaft sich spreizender Pfau,
und mir geht's bis ins Mark, so eilt das Ungeheuer.
Da wird aus mir ein einziges Blütenfeuer;
von weißen Flammen stiebt die ganze Au
und flammt frei hoch mit mir, hoch, immer freier —
und unten prasselt der verbrennende Pfau.

Und wieder rauscht's vom Dach wie Geisterklopfen;
zwei Menschen hören's tropfen und tropfen.

www.libtool.com.cn

Ausflucht ins All.

Licht kämpft mit Wolken über Forst und See.
Durchs Wasser jagen Schatten, wie Centauern
aufbäumend an den düstern Kiefernmauern,
die rings im Bodenlosen schauern;
durchs Uferdickicht rauscht ein flüchtendes Reh.
Zwei Menschen treten aus der Waldesruh.
Innig schaut ein Weib dem Lichtkampf zu:

Ich fange an, dein märkisches Land zu lieben;
es liegt wie wartend, was der Himmel bringt.
Und wenn ich seh, wie dort die Winde stieben
und hier die Stille mit sich selber ringt,
und wie sich all die Sehnsucht nach dem Licht,
die aus dem grauen Wasserspiegel bricht,
paart mit der Sehnsucht in die Nacht
des Weltenschooßes, drin die Sonne wacht,
und selbst die Bäume beben, als ob sie ringen
den Umschwung der Gestirne mitzuschwingen:
dann geht mir auf, was uns ans Leben bannt
und doch uns lockt, dem Tod anheimzufallen,
und immer freier streckt sich meine Hand
nach deinen Freunden, nach den Menschen allen.

Und gleißend öffnet sich ein Wolkenspalt,
den See durchfährt ein schlangenhaftes Blenden,
hinschillernd an den starren Kiefernwänden,
die rings ins Bodenlose enden —
ein Mann sagt kalt:

Jawohl, es ist im Himmel wie auf Erden.
Was sich noch unfrei fühlt, das sehnt sich frei
und möchte immer freier werden;
für mich ist dies Gelüst vorbei.
Ich lernte meine Sehnsucht stillen;
ich bin so gotteins mit der Welt,
daß nicht ein Sperling wider meinen Willen
vom Dache fällt.

Grell greift ein Sonnenstrahl ins Waldesgrauen;
zwei Menschen müssen zu Boden schauen.

www.libtool.com.cn

Rückblick bei Nacht.

Die Nacht der Großstadt scheint ins Land zu wogen,
Laternen lauern bleich den Fluß entlang.
Gleich trunknen Nixen zucken schwank
die Widerscheine unterm Brückenbogen,
vom Takt der Strömung hin und her gezogen;
zwei Menschen bleiben stehn am Uferhang.
Ein Mann, wie von dem Zerrspiel mitgezwungen,
weckt schwanke Erinnerungen:

Ellewelline tanzt Serpentine —
oh, wie war der Maitag wunderbar!
als der Herr Eidechs im Sonnenschein erwarmte,
als ich im Weibe noch die Welt umarmte;
da hatt ich noch kein graues Haar.
Da hatt ich blaue Himmelschuh an
und war ein schön feuriger Reitersmann;
jetzt zieh ich durch die Nacht im Hundetrott.
Und könnt doch spornstreichs, wie rüstige Witwer dürfen,
aus ‚allen neuen Reizen' Freude schlürfen —
gelt, Fürstin — freier als ein Gott!

Er lacht. Er lacht sie an. Sie rührt sich nicht.
Es zuckt wie buhlend in den Wassergrüften.
Sie will's nicht sehn — wegblicken! — Nein, nicht — o Licht:
heilig strömt's über — sie flammt, sie spricht,
schauernd bis in die schwangern Hüften:

Ich bin nicht mehr Fürstin! ich bin dein Weib!
ich trage dein Blut in meinem Leib!
Du wirst Mein bleiben! du wirst mich nicht schänden!
du hast mein nacktes Leben in Händen!
Das ist die tötlichste Schmach für ein Weib,
verschmäht ein Mann ihren willigen Leib!
Das war's, was Jene zum Aeußersten trieb;
was ihr nicht ahntet, wie Wir jetzt, Wir —
drum gingst du pflichtlos, schuldlos von ihr.
Mich aber hast du blutpflichtig lieb!

Sie zittert; sie will seine Hände fassen.
Er starrt; er wehrt ihr. Zwei Menschen erblassen.

www.libtool.com.cn

Ein Aufglanz.

Der Mond erleuchtet scheu ein kleines Zimmer;
das Licht durchranken Schatten, viele, viele.
Ein Mann umschreitet schweigend, wie zum Spiele,
die schwarzen Fensterkreuze auf der Diele.
Doch nun, als löse sich ein Blatt vom Stiele,
bebt eines Weibes Stimme durch den Schimmer:

Ich trag ein Kind, von Dir, von Dir —
ich tu meine Wonne auf vor dir —
o trag sie mit mir! gemeinsam! grenzenlos!
Du mußt ja; fühl's doch! Ich weiß es und ich sag'es,
mit jedem Pulsschlag sagt mir's Herz und Schooß:
Wir Beide, wir sind Eines Schlages.
Was quälst du uns! o denk an die Nacht zurück,
als sich's erfüllte, dein Weisheitswort vom Glück!
Ja: alle Torheit, alles Leid
sind Ausgeburt der Einsamkeit.

Die Stimme schweigt; der Raum schweigt mit, wie leidend.
Die Fensterkreuze flehn ins kahle Feld;
doch drüber schwebt die fremde, fahle Welt.
Der Mann sagt schneidend:

Oh, ich denke an viele Nächte zurück;
jede war voll Wonne — doch Glück? ist Das Glück?
Dein Schooß, ich hab ihn nicht erschlossen:
ein Andrer hatte ihn vor mir genossen.
Und dein Herz — ich wollt mich nicht danach fragen,
aber wieder und wieder mußt ich mir sagen:
die reinste Glückseligkeit zwischen uns Beiden
ist die zwischen Heiden —
und daß dein Leib dir nicht heilig gewesen ist,
Das zu vergessen vermag nur ein Christ!

Er stiert plötzlich: es war, als flog
jäh ein Glanz hoch, überirdisch schlank.
Da macht's ihn aufschrein: Lea! — sie wankt,
will fliehn — Er — Licht, Schatten, Alles — schwankt,
schwankt Herz an Herz ihr: ich log, ich log!
Zwei Menschen weinen — o Glück! — Dank — Dank.

www.libtool.com.cn

Entwirrung.

Nun krümmt das welke Laub sich sacht zum Falle;
nun bringt's die lange verhüllten Früchte alle
in Feld und Garten voll zu Ehren.
Die Ebereſche ſchwenkt die hundert ſchweren
hochroten Büſchel kühn vorm Ziegeldache.
Nur des Hollunders purpurſchwarze Beeren
betrauern ſich am dunkelgrünen Bache,
zu dem ſie laſtend niederſchwellen.
Ein Mann verfolgt die Bilder in den Wellen:

Eins greift ins andre — keins ruht — nichts ruht —
o hilf ein Ziel ſehn! wie's lockt, wie's warnt, dies Drängen!
Es bringt kein Glück, du, ſtill Bruſt an Bruſt zu hängen;
ſo trieb's die Tote — das fraß an ihrem Blut.
Ich war ihr Vampyr. Du wirſt der meine,
wenn ich noch länger in dir ruh.
Schon immer bannender werfen Deine
Augen mir ihre Blicke zu.
Dann kreiſt die Welt mir, als will ſie mich befreien,
als ſind auch Wir nur einſam zu Zweien.

Im dunkeln Waſſer kreiſt Bild in Bild.
Er faßt das Weib an, wie innerſt aus den Gleiſen.
Sie neigt ſich zu ihm muttermild:

Du Ungeſtümer — ſo laß die Welt doch kreiſen.
Sie kreiſt durch mich wie dich. Was wehrſt du ihr!
Bald wirſt du dankbar das Wunder preiſen,
daß dir die Tote auferſteht in mir.
O Du! wie lag ich einſt voll Grauen,
vom Geiſt der Unterwelt durchwütet;
da lehrteſt Du mich, ihm vertrauen,
der Luſt wie Leid zur Reife brütet.
Nun ſieh, wie dort ums Dach die Früchte lachen,
rot uns ins Herz, ſtill wirkende Gebote!
Heute fühlſt du nur das Rote;
morgen wirſt du froh erwachen.

Leis umweht ihr Haar ihm Bart und Wangen.
Zwei Menſchen ſehn die Welt gen Himmel prangen.

www.libtool.com.cn

Das Unfaßbare.

Doch bei Halblicht, grau um etwas Dunkles,
hocken Menschen in einem Raum, der dumpf ist,
wie Kaninchen um eine Schlange.
Denn da läßt von allen möglichen Geistern
ein berühmtes Medium sich bemeistern,
und man lauscht ihm immer neugierbanger.
Und nun zuckt die Schlafende, wimmert, röchelt;
und ein Weib, das eben stolz noch lächelte,
rauscht zum Saal hinaus, blaß, fliehend,
hastig einen Mann mitziehend.
Draußen, tief ausatmend, haucht sie glühend:

Empörend — schamlos — diese entmenschten Augen!
Nun weiß ich, daß ich nicht zum Vampyr tauge;
verzeih mein Bitten, dies Schauspiel zu besehn!
Erniedrigend! Noch fühl ich mein Herz mitpochen
mit diesem Weibsbild, als könnt's mich unterjochen —

und Dich? Auch? Sprich doch! — Sie späht ihn an im Gehn;
um sie braust die Weltstadt, zur Nacht auf, lichtdurchbrochen.
Mich? fragt er ruhig und bleibt hell stehn:

Was schiert mich diese feile Verzückte,
was diese geflissentlich Verrückten,
die wichtig tun mit dem Geschäfte,
den überirdischen Geist zu fassen,
um dann vom Dunst der irdischen Säfte
ihr bißchen Geist noch benebeln zu lassen.
Hol sie der Teufel, die hirnschwachen Tröpfe,
die mit dem Anspruch gottgleicher Geschöpfe
vor lauter Tiefsinn danach gieren,
zurückzukehren zu den Tieren!
Ein Pferd, das Nachts die Ohren spitzt,
wo Wir, die's lenken, froh sind, Nichts zu hören,
weiß mehr von derlei Geisterchören
als solch ein Mensch, das Od ausschwitzt.
Komm, fasse dich! Das Unfaßbare
bedeutet nur: bring Dich ins Klare!

Zwei Menschen schreiten weiter, lichtumblitzt.

www.libtool.com.cn

Spiele und Ziele.

Windfackeln lodern. Rot rauſchen die Bäume
um ſcharrende Pferde, bunt blinkernde Zäume;
hoch leuchten die Blätter in die Umnachtung.
Hoch Wimpel und Seile! und drüber die Sterne!
ſo zeigen die fahrenden Leute gerne
die Künſte ihrer Todesverachtung.
Froh ſtaunt das Dorfvolk unten im Kreiſe.
Abſeits lehnt ein Paar. Ein Mann rühmt leiſe:

Ja, ſie tun mir wohl, dieſe Vogelfreien,
mit ihrer Geiſtesgegenwart.
Als ob eine uralte Mannszucht ſie feie:
jeder Griff bedacht, zielbedacht, willenshart.
Nur auf ſich bedacht — klar im Wirbel des Traums
der Mitgefühle: nur die Tat gilt, die Tat!
So üben ſie auf ſchwankem Draht,
im Flitter der Armut Beherrſcher des Raums,
die großen Tugenden der Zeit:
Gefaßtheit und Gelaſſenheit!

Und erregt, als ob er mitſchwingen möchte,
umſpannt ſein Blick ihr Spiel immer funkelnder.
Und des Weibes Blick ſchwankt immer verdunkelter.
Heftig faßt ſie ſeine vernarbte Rechte:

Lux! was ſchwärmſt du! — Scheinen dir Deine Ziele
auf einmal nur noch Träume und Spiele?
bin Ich's, die dein Gefühl entzweit?
Ich denke anders von deinen Handlungen!
Mir winkte ſtrahlend aus all deinen Wandlungen
die große Tugend der Ewigkeit:
die Kraft, den Willen der Welt zu faſſen
und Nichts, rein Nichts beim Alten zu laſſen!
Und da iſt mein Stern ſtill dem deinen genaht:
wie du mich fühlſt, iſt das nicht meine Tat?!

Und da ſchmettern Trompeten und Trommelton,
und das Volk klatſcht Beifall den kühnen Springern;
und ſie bitten ſtolz um den kleinen Lohn.
Zwei Menſchen geben mit haſtigen Fingern.

www.libtool.com.cn

Die Beichte.

Rauch und Funken flüstern im Kamin:
Unruh ist, wo Feuergeister hausen,
Unruh, wo die kühlen Wolken ziehn,
horch, die halb entlaubten Pappeln brausen.
Horch — da legt sich das Gemurr der Flammen:
ein Weib nimmt all ihr Selbstgefühl zusammen:

Mir sagt der Geist, wir wollen Ruhe haben!
Und sperr ich dir den Weg zur Tat, nun gut:
du sollst nicht sagen, ich sei dein Wankelmut:
geh hin, sei frei! und nimm mein Hab und Gut
in deinen Dienst wie andre Freundesgaben! —
Was stehst du nun und staunst mich lächelnd an?
Lukas! — welch Rätsel bist du, Mann —

Sie will in seinen Augen lesen;
es blaut ein Glanz darin wie nie zuvor.
Die Flammen geistern hell und laut empor.
Ein Mann bekennt sein stillstes Wesen:

Ja, staun ihn an, den Mann — hier steht er, lacht,
der einst mit furchtbar heiligem Ernst gedacht:
ich bin bös gut, ich bin ein Geist,
an dem die Ueberlebten sterben,
verführt von ihm, sich vollends zu verderben,
damit der Weltlauf schneller kreist —
so macht sich der gebrechlichste Verbrecher
im Handumdrehn zum Richter und zum Rächer,
bis ihn die Welt in seine Schranken weist.
Das war's; drum hatt' ich Helfershelfer von Nöten.
Drum steh ich jetzt und beichte mit Erröten:
gewichtige Mittel zu nichtigen Zwecken,
das ist die Taktik der Gaukler und Gecken —
ein einzig Fünkchen neue Tugend wecken
frommt mehr, als tausend alte Sünder töten.
Und bist du jetzt noch mein mit Hab und Gut,
dann, Fünkchen, hei: hell lacht die Glut!

Die Flammen murmeln eine Wunder-Erzählung:
zwei Geister feiern ihre Vermählung.

www.libtool.com.cn

Mit Seele und Leib.

Und sie staunen ins Land: es atmet Glanz ohne Ende.
Mittagsnebel wandern und weiten alle Grenzen;
aus jedem der tausend Schleier scheint die Sonne zu glänzen.
Und der Mann berührt des Weibes gefaltete Hände:

Also morgen geh ich uns mein Töchterchen holen.
Du wirst dich wundern, Lea — vielleicht auch nicht:
sie wird dein Ebenbild — Gang, Haltung, Gesicht —
trotzdem sie blond ist wie ein Goldfuchsfohlen.
Ja, Meine, du hast mir schon im Geist geschlafen,
bevor sich unsre wachen beiden Körper trafen;
und nun begreifst du wohl mein Mannesbangen.
Der Geist, der Alles antreibt, in Eins zu gehören,
der strebt das Einzelgeschöpf zu zerstören;
denk, wie wir todeslüstern am Meer uns umschlangen!
Da jauchzten wir den irresten Lebenstrieben;
da hätte die Liebesgier uns aufgerieben,
hätt ich nicht Botschaft von der Toten empfangen.
Jetzt seh ich dort die Nebelgeister walten
und freu mich unsrer festeren Gestalten.

Es wogt; und blaß, wie ferne Inseln, erscheinen
die Wälder durch die leuchtend wehenden Falten.
Das Weib legt schwer die Hände in die seinen:

So laß uns denn den Leib recht heilig halten;
die Seele weiß sich schon allein zu frommen.
Mir ahnt ohnehin, uns wird von deinen alten
Geistesfreunden noch Unheil kommen.
Nimm's nicht für Furcht! O, umso stolzer bin ich,
daß du nicht loskonntest von mir.
Und umso demutwilliger weiß ich innig,
daß ich nicht lassen kann von Dir.
Und so, leibhaftig, ist dein Kind auch mein;
ich will ihm eine Mutter sein,
als hätt's in meinem Schooß geruht,
es ist ja Blut von Deinem Blut.

Und blaß und blasser wehn die Nebel ins Leere.
Zwei Seelen segnen ihre Erdenschwere.

www.libtool.com.cn

Das Paradies.

Doch funkeln Sterne wie von je.
Der Nachtwind irrt ums Haus mit Sehnsuchtsrufen
und rüttelt an den morschgewordenen Stufen;
die Pappeln brausen wie die See.
Ergriffen lauscht das Weib den hohen Bäumen;
ein Mädchenseelchen ruht vor ihr in Träumen,
sie dämpft besorgt das Lampenlicht.
Sie tritt ans Fenster zu dem Mann. Sie spricht:

Lukas — wir müssen nun wohl streben,
dem kommenden Geschlecht zu leben.
Wenn meine schwere Stunde naht,
dann ist kein Raum hier. Noch kann ich reisen,
und — gelt? uns wird auf jedem Pfad
das Wunder der Ehe sich neu erweisen,
beim alleroffenherzigsten Treiben
uns doch ein reizend Geheimnis zu bleiben —
und drum: frei heraus, Lux: ich möcht, wir fahren
nach den Inseln, wo wir selig waren!
Da kann keine fremde Hand uns hindern,
ein Paradies zu bauen mit unsern Kindern.
Und deine alten Eltern, so sehr sie jetzt grollen,
ich glaube, dann werden sie mitbauen wollen.

Die Sterne funkeln wie von je.
Der Nachtwind rauscht ums Haus wie Wogenrollen.
Der Mann blickt lächelnd auf die dunkle Chaussee.

Und wenn die alten Eltern nun niemals wollen?
kannst du die Welt zu Deinem Glück bekehren?
Willst du den kommenden Geschlechtern lehren,
man brauche Inseln, um selig zu sein? —
Ja, komm, wir reisen! hoch steht dein Schloß am Rhein!
Da rauscht das Leben rings kreuz und quer,
an dem alles Menschenstreben sich mißt!
Wer in der weiten Welt nicht selig ist,
der wird's auf einer Insel nimmermehr!

Und da: da dehnt ein Hauch den engen Raum —
zwei Menschen sehn: ein Kind lächelt im Traum.

www.libtool.com.cn

Sterne im Wappen.

Und es glänzt ein Strom im Tal; Rebhügel steigen
von kleinen Städten zu Berg und Burg empor.
Herbstfeierlich in letzter Prunksucht umzweigen
die Wälder sie mit hundertfarbigem Flor.
Am Schloßteich spielt ein Kind im Sonnenschein
und schmückt sich mit den sterbebunten Blättern;
ihr goldrot Haar huscht durch den alten Hain —

husch — lacht der Mann — gleich wird's ein Eichkätzchen sein
und über uns im Epheu klettern.
Und der Himmel, schau, wie hochzeitsblau;
ich wollt am liebsten, wir gingen Beide
in edlem Sammet und lautrer Seide,
wie deine Ahnen einst hier schritten.
Wir dürften's wagen, aus diesem Freiherrnbau
die Toten alle heraufzubitten
zur Feier der Freiheit, die Unsern Bund umschwebt:
Vivat, ihr Herrn! wie schwarz das Grab auch nachtet,
Erinnerung schimmert, und wer's recht betrachtet,
der hat das Leben hundertmal gelebt;
hier soll der Odem eines Glückes wehn,
das Macht hat, tausend Tode zu bestehn!

Das Weib lächelt; sie hat das Wappen besehn,
das unterm Epheu nistet überm Thor.
Sie weist empor:

Schau dort: da lugt das selbe Glück hervor:
für diesen Sternschild hat manch Herz gelodert,
das einst die Welt zu stürmen sich verschwor
und das jetzt unter unsern Füßen modert.
O Lux, hier rührt mich jeder Strauch und Baum,
und jeder raunt mir doch: die Welt ist Traum.
Nur Du, du bist wie ich so wirklich mir;
du lebst, du leibst, du liebst mit mir.

Da raschelt's. Blätter flattern; durchs Buschwerk schlüpft
das Kind, den Lockenkopf umrankt mit Reben.
Bin ich nicht schön?! jubelt's und hüpft es.
Zwei Menschen öffnen beide Arme dem Leben.

www.libtool.com.cn

Vor einem Spiegel.

Und Kerzen schimmern; und still ins Schlafgemach
dürfen die Träume Ewigen Lebens treten.
Rings im gebräunten Schnitzwerk beten
Engel aus Erz und hüten immerwach
die Sterne auf den silberblauen Tapeten.
Die hohen Spiegel stehn gleich Lichtportalen,
aus denen, in verklärte Schatten getaucht,
die Leiber zweier seliger Geister strahlen —
das Weib haucht:

Bin ich nicht schön? O wie das liebreizend klang,
als unser Eichkätzchen so vor uns sprang;
ich sah uns nackt vor Gott in Wonne stehn —
wie jetzt. O Meiner! Uns hat mit Urgewalt
das Meer getraut! Und diese Muttergestalt,
nicht wahr, du kannst sie fromm beschauen
wie Meister Dürers benedeicte Frauen,
und sie darf jubeln: in Himmelshöhn
brennt keine Scham mehr — sag: bin ich noch schön? —

Die Schatten beben; die Kerzenflammen wehn.
Es flimmern Menschensterne rings im Blauen.
Des Mannes Blick scheint über weite Auen
hinzugehn:

Als du auf wildem Meer mit mir
wogtest im Boot, sahst weg von mir,
sahst unter uns das Grab hinschwanken
und über uns den grauen Himmel wanken
und bebtest nicht — da warst du schön.
Jetzt aber, hier, vor diesem klaren Spiegel,
wo jeder deiner Makel mir ein Siegel
auf meine eignen Häßlichkeiten drückt,
und siehst mich an, und fühlst nun, wie wir rangen,
bis wir das wüste Element bezwangen,
und bebst beglückt —
oh Du, jetzt sind wir mehr als schön!

Es schimmern Erzengel aus Lichtportalen.
Zwei Menschen strahlen.

www.libtool.com.cn

Gen Eden.

Und Kerzen wehn noch in den hellen Tag;
entzückte Lippen glühn, verschämte Wangen.
Geburtstagsblumensträuße prangen.
Das Kind hat seinen Glückwunsch aufgesagt;
nun darf's mit Gärtnersmann und Magd
und mit dem riesigen Rosinenkuchen
wohlgemut das Weite suchen.
Und während draußen Tanz und Trubel lacht,
nimmt zart der Mann des Weibes Blick gefangen:

Komm, Seele — weißt du noch? heut jährt sich's grad,
als ich, ein Lohnmensch, vor dich trat
und deinen Blick empfing, der Ketten sprengte.
Und nun, in diesem freien Turmgemach,
an diesem lichterloh gekrönten Tag,
der dir und mir dein Leben schenkte,
der jedes Wort belebt zum Dankausruf,
daß uns die Welt zu denkenden Wesen schuf,
daß wir uns nicht mehr dumpf im Urnebel drehn,
daß wir zu weinen und zu lachen verstehn,
nicht mehr in Sümpfen uns ungetümlich plagend,
nicht mehr wie Brüllaffen mondsüchtig klagend,
auch nicht mehr wie solch Kindlein handelnd,
das sich, von jeder Laune betört,
sein eignes Himmelreich verstört —
wir, Adam und Eva, gen Eden wandelnd:
komm —: siehst du dort den Schieferberg im Tann:
da ließ dein Ururahn sechs Knechte henken —
willst du mir diesen kahlen Berg heut schenken,
der hundert freie Menschen nähren kann,
wenn wir sie mitmenschlich zum Werk anlenken?!

Sie blickt den Berg, sie blickt den Himmel an:
er scheint sich in ein Zukunftsland zu senken.
Sie blickt zu Tal, wie übermannt vom Denken —

sie lacht: hab Dank, mein Herr und Lehensmann!

Und talher prangt voll Sonnengold der Fluß.
Zwei Menschen tauschen einen Festtagskuß.

www.libtool.com.cn

Das Licht der Welt.

Und eine Mondverfinſterung beginnt.
Den blanken Ball beſchleicht ein ſcharfer Schatten.
Der Schatten ſchwillt und macht mit ſeinem matten
Erdſchwarz den Himmelskörper blind.
Der kahle Burghain ſteht um Turm und Erker
wie ein Geſpenſterſchwarm um einen Kerker.
Das Weib ſinnt:

Es hat eine Seele ſich befreit:
ſie band ſich ſelber die Hände.
Da kam die Ruhe: nun biſt du gefeit,
ich halt dich umfangen wie Raum und Zeit,
unſer Band hat nicht Anfang noch Ende.
Nun ſeh ich ohne Sehnen und Bangen
um unſre Sterne das ewige Dunkel hangen:
wir wiſſen ungeblendet heimzufinden.
Und ſelbſt der Mond, der alte Böſewicht
mit ſeinem unheimlich geborgten Licht,
kann uns das Sonnenband nicht mehr entwinden.

Im Mond der Schatten ſchwillt und ſchwillt;
im dunkeln Weltraum blinkt immer befreiter
das Licht, das von den Sternen quillt.
Der Mann ſinnt weiter:

Und man erkennt: Verbindlichkeit iſt Leben,
und Jeder lebt ſo völlig, wie er liebt:
die Seele will, was ſie erfüllt, hingeben,
damit die Welt ihr neue Fülle giebt.
Dann wirſt du Gott im menſchlichen Gewühle
und ſagſt zu mir, der dich umfangen hält:
du biſt mir nur ein Stück der Welt,
der ich mich ganz verbunden fühle.
Bei Tag, bei Nacht umſchlingt uns wie ein Schatten
im kleinſten Kreis die große Pflicht:
wir Alle leben von geborgtem Licht
und müſſen dieſe Schuld zurückerſtatten.

Im Mond der Schatten ſchickt ſich an zu weichen.
Zwei Menſchen ſehn den Himmel voller Zeichen.

www.libtool.com.cn

Erhebung.

Und an fernen Dächern und Kirchen hin wie an Särgen
fliegt der Morgen mit phönixgoldnem Schweif.
Die Nebel lösen sich von den kalten Bergen
und schmücken die Tannen mit reinstem Reif.
Und im Geist aufgehend in den verklärten Landen,
sagt der Mann dem Weib, als sei aller Kampf überstanden:

Sieh, Seele: so werd'ich's immer wieder spüren,
und bin ich noch so menschenmüd, Du:
nur dein Blick braucht sonnig mich anzurühren,
dann fliegen mir Gotteskräfte zu.
Nicht, du, wie damals, als wir uns noch
hochtrabende Götternamen gaben —
die hab ich mit der Toten begraben;
jetzt tragen wir willig das Menschenlebensjoch.
Jetzt weiß unser Wille erst recht die Flügel zu breiten,
jeden Augenblick kann er hinaus über Räume und Zeiten,
denn selig Seel in Seele ergeben
begreifen wir das Ewige Leben,
das Leben ohne Maß und Ziel,
selbst Haß wird Liebe, selbst Liebe wird Spiel.
Dann ist der Geist von jedem Zweck genesen,
dann weiß er unverwirrt um seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
jedweder Torheit — durch die Liebe.

Er sucht ihren Blick; er will ihr Dunkelstes lesen.
Sie steht, als höre sie ferne Glocken klingen.
Sie spricht, als sei sie in der Zukunft gewesen:

Dann wird uns Segen aus jedem Werk entspringen.
Dann lebst du nicht mehr mit dem Leben in Streit.
Dann kann uns ganz die Ruhe der Allmacht durchdringen.
Nicht Mann, nicht Weib mehr wird um die Obmacht ringen.
Klar über aller Menschenfreundlichkeit
steht Mensch vor Mensch in Menschenfreudigkeit!

Sie öffnet die Arme, als will sie die Welt umschlingen.
Fern flammt der Himmel in goldner Herrlichkeit.
Mit flammt ein Seelenpaar auf Geistesschwingen.

(Das ganze Epos, dem diese Romanzen entnommen sind, erscheint später als Buch.)

www.libtool.com.cn

Die Gräfin von Amalfi.

Von **Gabriele d'Annunzio.**

Als gegen zwei Uhr nachmittags Don Giovanni Ussorio im Begriff war, den Fuß auf die Schwelle von Violetta Kutufàs Haus zu setzen, erschien oben an der Treppe Rosa Catana und sagte mit leiser Stimme und gesenktem Kopf:

„Don Giovà, die gnädige Frau ist abgereist."

Don Giovanni zeigte bei der unerwarteten Nachricht die größte Bestürzung. Er blieb einen Augenblick mit offnem Mund und weitaufgerissenen Augen stehen und blickte nach oben, als warte er auf weitere erklärende Worte. Da Rosa mit einem Zipfel ihrer Schürze spielend und sich ein wenig in den Hüften wiegend oben an der Treppe schwieg, fragte er:

„Aber wie? aber wie . . .?"

Und er kam einige Stufen hinauf, mit leichtem Stottern wiederholend:

„Aber wie? aber wie?"

„Don Giovà, was kann ich Ihnen sagen? Sie ist abgereist."

„Aber wie?"

„Don Giovà, ich kann es doch nicht wissen."

Und Rosa machte ein paar Schritte im Flur nach der Thür der leeren Wohnung zu. Sie war eine magere Frauensperson, mit rötlichem Haar. Das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt. Ihre grauen Augen jedoch waren von seltsam lebendigem Ausdruck. Der allzugroße Zwischenraum zwischen Nase und Mund gaben dem unteren Teil des Gesichts etwas affenartiges.

Don Giovanni stieß die halbgeöffnete Thür auf und trat in das erste Zimmer, dann in das zweite, dann in das dritte. Mit hastigen Schritten eilte er durch die ganze Wohnung. In dem kleinen Badezimmer machte er halt. Das Schweigen erschreckte ihn fast; eine furchtbare Angst schnürte ihm das Herz zusammen.

„Es ist wahr! Es ist wahr!" stammelte er, fassungslos um sich blickend.

In dem Zimmer standen die Möbel an ihrem gewohnten Platz. Aber auf dem Tisch, vor dem runden Spiegel, fehlten die Kristallflakons, die Schildpattkämme, die Schachteln, die Bürsten, alle die kleinen Gegenstände, die der Pflege der weiblichen Schönheit dienen. In der Ecke stand ein großes Zinkbecken in Form einer Zither und in dem Becken leuchtete das von einer Essenz mattrosa gefärbte Wasser. Es strömte einen leichten Duft aus, der sich in der Luft mit dem Geruch des Puders vermischte. Etwas wollüstiges lag in dieser Atmosphäre.

„Rosa! Rosa!" rief Don Giovanni mit erstickter Stimme, fühlend daß ein großer Schmerz über ihn hereinbrach.

Das Mädchen erschien.

„Erzähle, wie ist es zugegangen? Wohin ist sie gereist? Und wann ist sie gereist? Und warum?" fragte Don Giovanni, seinen Mund in kindischer und komischer Weise verziehend, wie um sich das Weinen zu verhalten oder ein Schluchzen zu unterdrücken. Er hatte Rosa bei beiden Handgelenken ergriffen und drängte sie zu sprechen, zu enthüllen.

www.libtool.com.cn

„Ich kann's nicht wissen, gnädiger Herr. . . . Heute Morgen hat sie die Sachen in den Koffer gepackt, hat zu Leone nach einem Wagen geschickt; und fort ist sie, ohne ein Wort zu sagen. Was wollen Sie da thun? Sie wird wiederkommen."

„Sie wird wiederkommen?" jammerte Don Giovanni, die Augen erhebend, in denen schon die Thränen aufstiegen. „Hat sie es Dir gesagt? Sprich!"

Das letzte Wort war ein fast drohender und zorniger Aufschrei.

„Ja, zu mir hat sie eigentlich gesagt: Leb wohl Rosa, wir sehen uns nicht wieder . . . Aber . . . schließlich . . . wer weiß! . . . Möglich ist alles."

Don Giovanni sank bei diesen Worten in einen Stuhl und begann mit so leidenschaftlichem Schmerz zu schluchzen, daß es die Frau beinahe rührte.

„Gehn Sie, Don Giovà, was thun Sie? Als gäbe es keine anderen Frauen auf der Welt? Meinen Sie nicht, Don Giovà?"

Don Giovanni hörte nicht auf sie. Er fuhr fort zu schluchzen, wie ein Kind, sein Gesicht in Rosas Schürze versteckend. Sein ganzer Körper wurde von dem Weinkrampfe geschüttelt. „Nein, nein, nein . . . Ich will Violetta! Ich will Violetta!"

Angesichts dieses kindischen Benehmens konnte sich Rosa des Lächelns nicht erwehren. Und sie streichelte Don Giovannis kahlen Schädel und flüsterte Trostesworte:

„Ich werde Ihnen Violetta wiederfinden; ich werde sie Ihnen finden. Still! Still! Weinen Sie nicht mehr, Don Giovannino. Die Leute, die vorbeigehen, können Sie hören. Nicht wahr, das wollen Sie doch nicht?"

Unter dem Eindruck der besänftigenden Liebkosung bezwang Don Giovanni allmählich seine Thränen und trocknete sich die Augen an der Schürze.

„Oh! Oh! was für eine Geschichte!" rief er, nachdem er einen Augenblick auf das Zinkbecken gestarrt hatte, in dem das Wasser jetzt, von einem Sonnenstreifen getroffen, glitzerte: „Oh Gott! Oh Gott! was für eine Sache! Oh! Oh!"

Und er nahm seinen Kopf zwischen die Hände und zwei- oder dreimal schwankte er hin und her, wie es zuweilen die Affen im Käfig thun.

„Gehen Sie, Don Giovannino, gehen Sie!" sagte Rosa Catana, ihn sanft beim Arm nehmend und fortziehend.

In dem kleinen Raum schien der Duft stärker zu werden. Zahllose Fliegen summten um eine Tasse, in der noch ein Kaffeerest war. Der Reflex des Wassers auf der Wand flimmerte, wie ein feines Goldnetz.

„Laß alles so, wie es ist!" empfahl Don Giovanni dem Mädchen mit einer von verhaltenem Schluchzen erstickten Stimme an. Und er ging die Treppe hinunter, den Kopf über sein Schicksal schüttelnd. Seine hervorquellenden Augen waren rot und geschwollen, Augen wie bei gewissen entarteten Hunderassen. Sein wohlbeleibter Körper mit dem vorspringenden Bauch ruhte auf zwei kurzen, ein wenig nach innen gebogenen Beinchen. Seinen kahlen Schädel umrahmte ein Kranz langen, gelockten Haares, das nicht auf der Kopfhaut, sondern auf den Schultern angewachsen und nach dem Nacken und den Schläfen aufzustreben schien. Mit seinen beringten Fingern pflegte er dann und wann eine verwirrte Strähne zu ordnen; die kostbaren und auffallenden Ringe funkelten selbst an seinem Daumen und ein erdbeergroßer Karneolknopf schloß den Schlitz des Hemdes auf der Mitte der Brust.

Als er in das blendende Licht des Platzes hinaustrat, empfand er von neuem einen unbezwingbaren Schmerz. Einige Schuster in der Nähe, waren bei ihrer Arbeit beschäftigt und aßen Feigen dazu. Eine Amsel im Käfig pfiff ununterbrochen die Garibaldihymne, immer wieder von vorne anfangend, mit erschütternder Ausdauer.

„Ihr Diener, Don Giovanni!“ sagte Don Domenico Oliva, im Vorbeigehen den Hut mit seiner sieghaften neapolitanischen Herzlichkeit lüftend. Dann aber, von Neugier gestachelt über das verwirrte Aussehen des Herrn, drehte er nach einigen Schritten wieder um und grüßte noch einmal mit noch größerer Herzlichkeit in Gebärde und Lächeln. Er war ein Mann mit überlangem Oberkörper und kurzen Beinen, der immer, ohne es zu wollen, einen spöttischen Ausdruck um den Mund hatte.

„Ihr Diener!“

Don Giovanni, in dem ein giftiger Zorn zu gären begann, denn das Lachen der Feigenesser und das Pfeifen der Amsel hatten ihn gereizt, wandte bei dem zweiten Gruß, den er für eine Verhöhnung hielt, verächtlich den Rücken und ging weiter. Don Domenico, ganz verblüfft, folgte ihm.

„Aber . . . Don Giovà! . . . hören Sie . . . aber . . .“

Don Giovanni wollte nicht hören. Er ging mit schnellen Schritten weiter, seinem Hause zu. Die Obsthändlerinnen und die Hufschmiede längs der Straße sahen der Jagd dieser beiden atemlosen, schweißtriefenden Männer zu, ohne etwas davon zu begreifen. Bei seiner Thür angelangt, drehte sich Don Giovanni, der nahe am bersten war, wie eine Natter um, grün und gelb vor Wut.

„Don Domé, ah Don Domé, der Teufel hole Dich!“

Und nach dieser Drohung trat er ins Haus und warf die Thür mit Gewalt hinter sich ins Schloß.

Don Domenico, ganz bestürzt, blieb sprachlos stehen. Dann ging er den Weg zurück, überlegend was wohl der Grund für diese Handlungsweise sein mochte. Matter Verdura, einer der Feigenesser rief:

„Kommen Sie! Kommen Sie! Ich muß Ihnen 'ne große Neuigkeit sagen.“

„Was für eine Neuigkeit?“ fragte der Mann mit der langen Wirbelsäule und trat näher hinzu.

„Wissen Sie noch nichts?“

„Was?“

„Haha! Sie wissen noch nicht?“

„Ja, was denn?“

Verdura fing an zu lachen und die anderen Schuhflicker thaten es ihm nach. Einen Augenblick lang wurden alle diese Männer bei ihren verschiedenen Hantierungen von dem gleichen, heiseren und mißtönenden Lachen geschüttelt.

„Bezahlen Sie drei Soldi für Feigen, wenn ich's Ihnen sage?“

Don Domenico, der geizig war, zögerte einen Augenblick. Aber die Neugier siegte.

„Schön, ich zahle.“

Verdura rief eines von den Weibern heran und ließ sich das Obst auf seine Schusterbank häufen. Dann sagte er:

„Die Dame, die da oben wohnte, Donna Violetta, wissen Sie? . . . Die vom Theater, wissen Sie? . .“

„Nun?“

„Ist heute Morgen durchgegangen. Tusch!“

„Wahrhaftig?“

„Wahrhaftig, Don Domé!“

„Ah, nun verstehe ich!“ rief Don Domenico, der ein feiner Kopf war, grausam hohnlächelnd.

Um sich für die schmähliche Behandlung Don Giovannis und den Verlust der drei Soldi zu rächen, eilte er sofort ins Kasino um die Nachricht weiterzugeben und die Sache gehörig aufzubauschen.

www.libtool.com.cn

Das Kasino, eine Art Kaffeehalle, lag ganz im Schatten; von dem mit Wasser besprengten Fußboden stieg ein eigentümlicher, muffiger Staubgeruch auf. Der Doktor Panzoni saß auf einem Stuhl in sich zusammen gesunken und schnarchte, mit baumelnden Armen. Der Baron Cappa, ein Alter, der sich für lahme Hunde nnd zarte Mädchen begeisterte, schlummerte diskret hinter einer Zeitung. Don Ferdinando Giordano ließ auf einer Karte, die den französisch-deutschen Kriegsschauplatz vorstellte, Fähnchen spielen. Don Settimio de Marinis diskutierte mit dem Doktor Fiocco über Pietro Metastasio, was nicht ohne häufige Kraftproben der Stimme und eine gewisse, mit poetischen Zitaten geschmückte Beredtsamkeit abging. Der Notar Gaiulli, der nicht wußte, mit wem er spielen sollte, hantierte einsam für sich mit den Karten und legte sie in Reihen auf den Tisch. Don Paolo Seccia machte mit abgemessenen Schritten einen Verdauungsspaziergang um das Billard.

Don Domenico Oliva trat mit solchem Ungestüm ein, daß alle sich nach ihm umwandten außer dem Doktor Panzoni, der sich im Schlafe nicht stören ließ.

„Wissen Sie schon? Wissen Sie?"

Don Domenico war so begierig seine Geschichte zu erzählen und so außer Atem, daß er zunächst nur stotterte, ohne sich verständlich zu machen. Alle diese Biedermänner hingen an seinen Lippen, freudig ahnten sie irgend ein ungewöhnliches Ereignis, das endlich etwas Leben in ihre nachmittäglichen Unterhaltungen bringen würde.

Don Paolo Seccia, der auf einem Ohr ein wenig taub war, sagte ungeduldig:

„Hat man Ihnen denn die Zunge festgebunden, Don Domé?"

Don Domenico fing seine Geschichte wieder von vorne an. Diesmal mit mehr Ruhe und Klarheit. Er berichtete alles. Er übertrieb Don Giovanni Ussorios Raserei, er fügte Einzelheiten eigener Erfindung hinzu; er berauschte sich an seinen Worten.

„Denken Sie nur! Verstehen Sie? Und dann dies und dann jenes . . ."

Bei dem Lärm schlug Doktor Panzoni die Lider auf und mit seinen vorstehenden, noch ganz verschlafenen Augen um sich blickend und durch die mit abscheulichen Warzen bedeckte Nase noch weiter schnarchend, sagte oder schnarchte er vielmehr mit näselndem Ton:

„Was giebts? Was giebts?"

Und sich mühsam auf den Spazierstock stützend erhob er sich langsam und schwerfällig und trat zu der Gruppe, um zu hören.

Der Baron Cappa, dem der Speichel im Munde zusammenlief, erzählte gerade, angeregt durch Violetta Kutufà, eine saftige Geschichte. Die Augen der gesammten Zuhörer leuchteten dann und wann auf. Don Paolo Seccias grünliche Aeugelchen funkelten wie in übermütigster Laune. Zum Schluß brachen alle in Lachen aus.

Nur der Doktor Panzoni war im Stehen wieder eingeschlafen; ihm saß immer der Schlaf, schwer wie eine Krankheit, im Nacken. Und er blieb allein, schnarchend, den Kopf auf die Brust gesunken, mitten in dem Raum, während die anderen sich im ganzen Ort zerstreuten, um die Neuigkeit von Haus zu Haus zu tragen.

Und die so verbreitete Neuigkeit versetzte ganz Pescara in Aufregung. Gegen Abend, bei der frischen, vom Meer herüberwehenden Brise und dem zunehmenden Monde ergingen sich die Einwohner in den Straßen und auf den Plätzen. Des Geschwätzes war kein Ende. Der Name Violetta Kutufà war in aller Munde. Don Giovanni Ussorio ließ sich nicht blicken.

www.libtool.com.cn

II.

Violetta Kutufà war im Monat Januar, während des Carnevals, mit einer Gesangstruppe nach Pescara gekommen. Sie erzählte, daß sie eine Griechin vom Archipelagus sei, daß sie in einem Theater in Korfu vor dem griechischen König gesungen habe und ein englischer Admiral aus Liebe zu ihr wahnsinnig geworden sei. Sie war eine Dame von üppigen Körperformen und sehr zarter Hautfarbe. Ihre Arme waren ungewöhnlich fleischig und voller kleiner Grübchen, die bei jeder Bewegung rosig schimmerten; und die kleinen Grübchen, und die Ringe, und all die anderen Reize eines kindlichen Körpers verliehen ihrer Rundlichkeit etwas seltsam anmutiges, frisches, fast strahlendes. Die Züge des Gesichts waren ein wenig vulgär. Die lohfarbenen Augen, träge, odaliskenhaft; der Mund groß mit platten Lippen, wie breitgedrückt. Die Nase offenbarte nicht den griechischen Ursprung: sie war kurz, ein bischen aufgebogen mit breiten, sich blähenden Nasenflügeln. Die schwarzen Haare umrahmten den Kopf in üppiger Fülle. Und sie sprach mit weichem Accent, bei jedem Wort zögernd, fast immer lachend. Ihre Stimme wurde oft ganz plötzlich heiser.

Als die Truppe eintraf, zitterten die Pescarefer vor Erwartung. Die Gebärden der fremden Sänger, ihre Art zu gehen, sich zu kleiden, ihr ganzes Gebahren wurde auf der Straße bewundert. Aber die Person, auf die sich aller Aufmerksamkeit konzentrierte, war Violetta Kutufà.

Sie trug eine Art Husarenjacke von dunkler Farbe, mit Pelz verbrämt und Goldverschnürungen, auf dem Kopf eine Art Toque ganz aus Pelz, den sie keck etwas zur Seite rückte. Sie ging allein, mit schnellen Schritten ausschreitend. Sie trat in die Läden, behandelte die Verkäufer mit einer gewissen Mißachtung, beklagte sich über die Mittelmäßigkeit der Waren, ging hinaus ohne etwas gekauft zu haben und trällerte gleichmütig vor sich hin.

In den Straßen, auf den Plätzen, an allen Mauern kündigten große, mit der Hand geschriebene Plakate die Vorstellung der Gräfin von Amalfi an. Der Name Violetta Kutufà leuchtete in roten Lettern. Die Gemüter der Pescarefer erhitzten sich. Der erwartete Abend kam heran.

Das Theater war in einem Saal des ehemaligen Militärhospitals am Ende des Ortes nach dem Meer zu, untergebracht. Der Saal war niedrig, schmal und lang wie ein Korridor: die Bühne ganz aus Holzwerk und bemaltem Papier bestehend, erhob sich nur wenige Handbreit über dem Boden. An den Hauptwänden waren aus Tischen und Brettern Tribünen errichtet, die mit dreifarbigen Fahnen bedeckt und mit Guirlanden geschmückt waren. Der Vorhang, das gelungene Werk des Cucuzzitto, Sohn des Cucuzzitto, stellte die Tragödie, die Komödie und die Musik dar, die einander umschlungen hielten, wie die drei Grazien, und über der Schiffsbrücke schwebten, unter der die dunkelblaue Pescara floß. Die aus der Kirche herbeigeschafften Stühle nahmen die eine Hälfte des Parkett ein, die aus der Schule herbeigeschafften Bänke die andere Hälfte.

Gegen sieben Uhr begann die Stadtkapelle auf dem Platz zu spielen, und machte spielend einen Umzug durch den Ort, bis sie schließlich am Theater Halt machte. Der geräuschvolle Marsch erhob die Gemüter der Eintretenden im Vorbeigehen. Die Damen zitterten vor Ungeduld in ihren schönen Seidenkleidern. Schnell füllte sich der Saal.

Auf den Tribünen leuchtete eine Korona glänzender Frauen und Mädchen. Teodolinda Pomàrio, die sentimentale und lymphatische Kunstfreundin saß neben Fermina Memma, der Männlichen. Aus Castellammare waren die Fusilli gekommen, große Mädchen mit tiefschwarzen Augen, alle in dem gleichen, rosa-

farbenen Stoff gekleidet, alle die Haare in enge Zöpfe geflochten, die ihnen im Nacken hingen. Sie lachten laut und gestikulierten lebhaft. Emilia d'Annunzio ließ ihre schönen rötlichbraunen Augen mit dem Ausdruck unendlicher Gelangweiltheit umherschweifen. Marianina Cortese machte Donna Rachele Profeta, die ihr gegenüber saß, Zeichen mit dem Fächer. Donna Rachele Bucci diskutierte mit Donna Rachele Carabba über sprechende Tische und Geistererscheinungen. Die Lehrerinnen Del Gado, beide in Changeantseide gekleidet mit altmodischen Mantelets und mit gewissen Häubchen, die von Stahlpailletten funkelten, saßen stumm und zerknirscht da, vielleicht bestürzt über die Neuheit des Falles, vielleicht voller Reue, zu einem profanen Schauspiel gekommen zu sein. Costanza Lesbi hustete unaufhörlich, und wurde unter ihrem roten Schal von Fieberschauern geschüttelt; sie war von zartester Weiße, lichtblond und von schmächtiger Gestalt.

Auf den ersten Parkettplätzen saßen die Patrizier. Ganz vorne Don Giovanni Ussorios wohlgepflegte Person, mit prachtvollen, weiß und schwarz karrierten Beinkleidern, mit Gehrock aus glänzendem Kastor, an den Fingern und am Hemd eine Menge von Schmuck. Don Antonio Bratella, Mitglied des Marseiller Areopags, ein Mann, dessen Bedeutendheit aus allen seinen Poren drang, und besonders aus dem linken Ohrläppchen, das so dick wie eine unreife Aprikose war, erzählte mit lauter Stimme den Inhalt des lyrischen Dramas von Giovanni Peruzzini. Und die Worte, die aus seinem Munde flossen, waren von ciceronianischer Abgerundetheit. Die anderen Inhaber der Parkettsitze bewegten sich mit mehr oder weniger Wichtigkeit. Doktor Panzoni kämpfte vergebens gegen die süßen Verlockungen des Schlafs und von Zeit zu Zeit mischte sich ein schnarchendes Geräusch in das a der stimmenden Instrumente.

„Pst! pssst! pssssst!

Im Theater herrschte heiliges Schweigen. Der Vorhang hebt sich, die Bühne ist leer. Aus den Kulissen drangen die Töne eines Violoncells. Tilde trat auf und sang. Dann trat Sertorio auf und sang. Dann erschien eine Schar von Schülern und Freunden und sie stimmten einen Chor an. Dann näherte Tilde sich langsam dem Fenster.

„Oh wie langsam schleichen die Stunden
Dem sehnenden Verlangen!" . . .

Das Publikum begann sich ergriffen zu zeigen, denn nun mußte ein Liebesduett folgen. Tilde war in Wahrheit ein erster Sopran, über die erste Jugend hinaus. Sie trug ein blaues Kleid und das blondliche Haar bedeckte nur spärlich ihr Haupt. Mit dem weißgepuderten Gesicht glich sie einem rohen, mit Mehl bestreuten Kotelette, das man in eine Hanfperrücke gesteckt hatte.

Egidio erschien, der jugendliche Tenor. Da er eine seltsam hohle Brust und etwas krumme Beine hatte, glich er einem Löffel mit doppeltem Stiel, auf den man einen jener von allen Muskeln befreiten und gereinigten Kalbsköpfe anbringt, wie man sie zuweilen in den Metzgerausstellungen sieht.

Tilde! Deine Lippen bleiben stumm
Du senkst den Blick zu Boden.
Den sonst so freundlichen Gruß, weigerst Du ihn mir?
Warum?
Und Deine Hand, sie zittert
Mein Mädchen, sprich warum?

Und Tilde antwortet mit einem Gefühlserguß:

„In so feierlichem Augenblick
Fragst Du bei mir danach?"

www.libtool.com.cn

Das Duett wurde zärtlicher. Die Melodien des Kavaliere Petrella entzückten die Ohren der Zuhörer. Alle Damen saßen in unbeweglicher Spannung über die Brüstung der Tribüne gelehnt, und ihre Gesichter erblaßten in dem Reflex der grünen Fahnen.

„Ein zweites Paradies
Wird der Tod uns scheinen!"

Tilde geht ab, und der Herzog Carnioli tritt auf und singt, ein korpulenter und grimmiger Herr mit wilder Mähne, wie es einem Bariton zukommt. Er singt mit florentinischem Accent, die anlautenden c s aspirierend, sie zuweilen sogar ganz verschluckend:

„Weißt Du nicht, daß bleischwer an den Füßen
Die Ehekette hängt?

Aber als er in seinem Gesang endlich die Gräfin von Amalfi erwähnte, ging eine tiefe Bewegung durch das Publikum.

Don Giovanni Ussorio fragte den Don Antonio Brattella:

„Wann kommt sie?"

Und Don Antonio antwortete von oben herab:

„Oh mein Gott, Don Giovà! Das wissen Sie nicht? Im zweiten Akt! Im zweiten Akt!"

Sertorios Rede wurde mit einer gewissen Ungeduld angehört. Der Vorhang fiel unter schwachem Beifall. So begann Violetta Kutufàs Triumph.

Im Parkett auf den Tribünen schwirrte es geräuschvoll und der Lärm wurde immer größer, während man das Hämmern der Maschinisten hinter dem Vorhang hörte. Diese unsichtbare Geschäftigkeit erhöhte noch die Erwartung.

Als der Vorhang in die Höhe ging, erfüllte sprachlose Bewunderung die Gemüter. Die scenische Einrichtung war von überwältigender Schönheit. Drei beleuchtete Bogengänge verlängerten sich in der Perspektive, der mittlere endete in einem phantastischen Garten. Hier und da waren Pagen aufgestellt und verneigten sich. Die Gräfin von Amalfi, ganz in rotem Samt gekleidet mit königlicher Schleppe, mit nackten Armen und Schultern, rosigem Gesicht trat mit gemessenen Schritten auf die Bühne.

„Es war ein Abend liebestrunkener Wonne
Und meine Seele ist noch erfüllt davon" . . .

Ihre Stimme war ungleich, zuweilen kreischend, aber oft mächtig und von außerordentlicher Höhe. Sie übte auf das Publikum eine seltsame Wirkung, nach dem zarten Gepiepse der Tilde. Sofort bildeten sich zwei Parteien im Publikum: die Frauen standen für Tilde, die Männer für Leonora.

„Meinen Reizen widerstehen
Ist kein so leichtes Spiel" . . .

Leonora hatte in ihren Stellungen, in den Gebärden, in der Art zu gehen etwas herausforderndes, das die an die welken Aphroditen aus der Gasse San Agostino gewöhnten Junggesellen und die der ehelichen Nüchternheiten müden Gatten berauschte und entflammte. Aller Augen ruhten bei jeder Wendung der Sängerin, auf den weißen, vollen Schultern, wo beim Spiel der runden Arme zwei Grübchen zu lächeln schienen.

Am Schluß des Solo ertönte stürmischer Beifall. Und in der Folge ernteten all die anderen Scenen, die Ohnmacht der Gräfin, die Vorstellung vor dem Herzog Carnioli, der Anfang des Duetts Applaus. Die Luft im Saal war dick und heiß geworden: auf den Tribünen bewegten sich die Fächer unregelmäßig auf und ab, und in dem Fächeln erschienen und verschwanden die

www.libtool.com.cn

weiblichen Gesichter. Als die Gräfin in der Haltung liebender Hingebung von dem Mondlicht einer bengalischen Flamme übergossen sich gegen eine Säule lehnte, während Egidio seine süße Romanze sang, sagte Don Antonio Brattello laut:

„Sie ist großartig!"

Don Giovanni Ussorio in einem plötzlichen Impulse, klatschte allein in die Hände. Die anderen geboten Ruhe, weil sie hören wollten. Don Giovanni wurde verlegen.

„Alles spricht die Sprache der Liebe:
Der Mond, die Lüfte, die Sterne, das Meer . . ."

Die Köpfe der Zuhörer wiegten sich nach dem Rhythmus der Petrella'schen Melodie, obwohl Egidios Stimme nicht angenehm war, und die Augen ergötzten sich, obwohl das Mondlicht rauchig und ein wenig gelblich war. Aber als nach einem Gegenspiel von Leidenschaft und Verführung, die Gräfin von Amalfi, dem Garten zuschreitend, die Romanze wieder anstimmte, die Romanze, die noch in den Seelen nachzitterte, war das Entzücken der Hörer so groß, daß viele den Kopf erhoben und ihn ein wenig nach hinten neigten, fast als wollten sie einstimmen in die Triller der Sirene, die jetzt zwischen den Blumen verschwand.

„Die Barke wartet — komm o Schöne
Amor ladet uns — leben heißt lieben."

Bei diesem Punkt eroberte Violetta Kutufà vollständig Don Giovanni Ussorio, der außer sich, wie von einem musikalischen und erotischen Furor gepackt, unaufhörlich „Brava! Brava! Brava!" rief.

Don Paolo Seccia sagte laut:

„Sieh einer an, Ussorio ist verrückt geworden."

Alle Damen blickten erstaunt und erschreckt auf Ussorio. Die Lehrerinnen Del Gado ließen unter ihren Mantillen den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Teudolinda Pomàrio war ganz starr vor Verwunderung. Nur die Fusillis behielten ihre Munterkeit und zwitscherten ganz rosig, bei den raschen Bewegungen die gewundenen Zöpfe hin und her werfend.

Im letzten Akt vermochten weder die Todesseufzer der von den Damen protegierten Tilde, noch die Schmähungen des Sertorio und Carnioli, noch die Lieder der Landleute, noch der Monolog des melancholischen Egidio, noch das fröhliche Treiben der Damen und der Cavaliere das Publikum von dem vorangegangenen Entzücken abzulenken.

Leonora! Leonora!

Und Leonora erschien, die Stufen eines Pavillons heruntersteigend, am Arm des Grafen Lara. Und sie erreichte den Gipfel des Triumphs.

Sie trug jetzt ein violettes Kleid mit Silberborten und riesigen Agraffen geschmückt. Sie wandte sich zum Parkett und indem sie der Schleppe einen kleinen Fußstoß gab, zeigte sie ein Stückchen Bein. Dann sang sie ihre Worte mit tausend Mätzchen und anmutigen Scherzen untermischend, halb fröhlich und halb spöttisch:

„Ich bin der Schmetterling, der
Zwischen Blumen spielt . . ."

Bei dieser schon bekannten Melodie geriet das Publikum fast in Raserei.

Die Gräfin von Amalfi, die die glühende Bewunderung und die Begehrlichkeit der Männer bis zu sich dringen fühlte, berauschte sich und vervielfältigte die Verführungskünste der Gebärden und des Ganges. Ihre Stimme stieg in die höchsten Höhen. Ihr voller, entblößter Hals, den die Venusfalten zierten, zitterte bei den Trillern.

www.libtool.com.cn

„Ich bin die Biene, die sich vom Honig nährt,
Ich berausche mich an des Himmels durchsichtiger Bläue . . ."

Don Giovanni Ussorio blickte in seiner Verzückung mit einer solchen Intensität, daß seine Augen aus den Höhlen zu treten schienen. Don Antonio Bratella, Mitglied des Marseiller Areopags, blähte und blähte sich, bis er endlich das Wort herausbrachte:

„Kolossal!"

III.

So eroberte Violetta Kutusà Pescara.

Länger als einen Monat hindurch fanden die Vorstellungen der Oper des Cavaliere Petrella mit steigendem Beifall ihren Fortgang. Das Theater war immer bis zum letzten Plätzchen gefüllt. Und bei jedem Arienschluß jubelte man Leonore tosenden Beifall zu. Ein seltsames Phänomen: die gesammte Bevölkerung Pescaras schien von einer Musikmanie ergriffen, das ganze pescaresische Leben in den Zauberkreis einer einzigen Melodie gebannt zu sein, der Melodie des Schmetterlings, der zwischen den Blumen spielt. Ueberall, zu jeder Stunde, in allen möglichen Variationen, auf allen Instrumenten mit einer erstaunlichen Ausdauer wurde diese Melodie wiederholt. Und das Bild Violettas verband sich mit den gesungenen Noten, wie, Gott verzeih es mir, das Bild des Paradieses mit den Orgeltönen.

Die musikalische und lyrische Begabung, die dem lateinischen Volk schon von Natur im hohen Grade eigen sind, gewann in dieser Zeit eine unbegrenzte Expansion. Die Straßenjungen pfiffen auf den Straßen; alle musizierenden Dilettanten erprobten sie. Donna Lisetta Memma spielte die Melodie auf dem Klavizimbel von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Don Antonio Bratella spielte sie auf der Flöte, Don Domenico Quaquino auf der Klarinette, Don Giacomo Palusci, der Geistliche, auf einem alten Rokokospinett, Don Vincenzo Rapagnetta auf dem Violoncell, Don Vincenzo Ranieri auf der Trompete, Don Nicola d'Annunzio auf der Violine. Von dem Bollwerk von Sant' Agostino bis zum Arsenal und von der Pescheria bis zur Dogana mischten sich die verschiedenartigen Klänge und gaben mißtönende Disharmonien. In den ersten Stunden des Nachmittags erschien der ganze Ort, wie ein großes Tollhaus angefüllt mit unheilbar Kranken. Selbst Scheerenschleifer versuchten beim Schleifen der Messer gegen das Rad, das quietschende Geräusch des Eisens und des Wetzsteins dem Rhythmus anzupassen.

Da man im Carneval war, wurde in dem Theatersaal ein öffentlicher Ball veranstaltet.

Am Donnerstag vor Fastnacht erstrahlte um zehn Uhr Abends der Saal im Lichte der Stearinkerzen, roch nach Myrten und glänzte von Spiegeln. Scharenweise strömten die Masken herbei. Der Pulchinell überwog. Auf einer, mit grünen Schleiern ausgeschlagenen Estrade, die Sterne aus Silberpapier besäten, begann das Orchester zu konzertieren. Don Giovanni Ussorio trat ein.

Er war als spanischer Edelmann gekleidet und machte den Eindruck eines korpulenteren Grafen Lara. Ein blaues Barett mit einer langen, weißen Feder verdeckte seine Glatze. Ein rotes, goldverbrämtes Samtmäntelchen flatterte von den Schultern. Das Kostüm ließ seinen stattlichen Bauch und die Kürze der Beine noch deutlicher hervortreten. Die von kosmetischen Oelen glänzenden Haare sahen wie eine künstlich an dem Barett befestigte Franse aus und waren schwärzer als gewöhnlich.

www.libtool.com.cn

Ein frecher Pulchinell kreischte im Vorbeigehen mit verstellter Stimme:

„O Du meine Güte!“

Und machte bei dem Anblick von Don Giovannis Verkleidung eine so komische Gebärde des Entsetzens, daß die Umstehenden in Lachen ausbrachen. Die Ciccarina, die aus der schwarzen Kapuze ihres Dominos ganz rosig blickte, wie eine schöne, lebendige Blume, lachte mit einem bedeutungsvollen Lachen, während sie sich zwischen zwei geflickten Harlekins wiegte.

Don Giovanni verlor sich ärgerlich in der Menge. Er suchte Violetta Kutufà. Die spöttischen Bemerkungen der anderen Masken verfolgten und kränkten ihn.

Plötzlich stand er einem zweiten spanischen Edelmann, einem zweiten Grafen Lara gegenüber. Er erkannte Don Antonio Bratella und es versetzte ihm einen Stoß ins Herz. Denn zwischen diesen Männern war eine Art Rivalität ausgebrocheu.

„Was kostet die Mispel?“ kreischte Don Donato Brandimarte mit hoher Stimme; eine boshafte Anspielung auf den fleischigen Auswuchs, den das Mitglied des Marseiller Areopags am linken Ohr hatte.

Don Giovanni jubelte in lauter Freude. Die beiden Rivalen musterten und beobachteten einander vom Kopf bis zu den Fußspitzen; und sie hielten sich immer nahe beieinander, obwohl sie sich in der Menge bewegten.

Um elf Uhr ging eine Bewegung durch die Menge. Violetta Kutufà trat ein.

Sie war diabolisch gekleidet in schwarzem Domino mit langer, scharlachroter Kapuze und einer roten Maske vor dem Gesicht. Das runde, weiße Kinn und die vollen, roten Lippen schimmerten durch ein feines Schleiergewebe. Die Augen, die durch die Maske länger und ein wenig schrägstehend wirkten, schienen zu lachen.

Sie wurde sofort von allen erkannt und fast alle bildeten Spalier. Don Antonio Bratella näherte sich zierlichen Schrittes von der einen Seite. Von der anderen näherte sich Don Giovanni. Violetta Kutufà warf einen schnellen Blick auf die Ringe, die auf den Fingern des Don Giovanni funkelten. Dann nahm sie den Arm des Areopagiten. Sie lachte und ging an seiner Seite mit einem ihr eigenen lebhaften Wiegen der Hüften. Der Areopagit, der mit ihr sprach und ihr seine gewöhnlichen, geschwollenen Dummheiten sagte, nannte sie Gräfin und ließ die lyrischen Verse von Giovanni Peruzzini in die Unterhaltung einfließen. Sie lachte und beugte sich zu ihm und drückte seinen Arm geflissentlich, weil die Liebesglut und das Zerfließen dieses häßlichen und aufgeblasenen Herrn sie ergötzten. In einem gewissen Augenblick sang der Areopagit sogar, indem er die Worte des Grafen Lara aus dem Petrella'schen Melodrama wiederholte, im Flüsterton:

„So darf ich hoffen?“

Violetta Kutufà antwortete mit Leonora:

„Wer verwehrt's Euch? . . . Addio.“

Und Don Giovanni ganz in der Nähe erblickend, ließ sie den Arm des bezauberten Kavaliers los und hing sich in den des Anderen, der schon seit einiger Zeit mit neidischen und ärgerlichen Blicken das Gebaren des Paares in der tanzenden Menge verfolgt hatte.

Don Giovanni zitterte, wie ein Jüngling unter dem ersten Blick des angebeteten Mädchens. Dann zog er in einem sieghaften Impuls die Sängerin in den Strudel des Tanzes. Keuchend drehte er sich, die Nase in den Busen der Dame steckend, und das Mäntelchen flatterte hinter ihm, die Feder bog sich. Bäche von Schweiß, die sich mit den kosmetischen Oelen mischten, rieselten ihm

www.libtool.com.cn

von den Schläfen. Als er nicht mehr konnte, hielt er inne. Der Schwindel machte ihn taumeln. Zwei Hände stützten ihn und eine spöttische Stimme raunte in sein Ohr:

„Don Giovà, kommen Sie wieder zu Atem!“

Es war die Stimme des Areopagiten, der nun seinerseits die Schöne zum Tanze führte.

Er tanzte, den linken Arm in die Hüfte gestützt, mit dem Fuß den Rhythmus stampfend und versuchte so leicht und biegsam wie eine Feder zu erscheinen. Seine plumpe Grazie, seine affenartigen Grimassen erregten die Heiterkeit der Nächststehenden und die Scherze der Clowns begannen auf ihn zu hageln.

„Es kostet einen Soldo, meine Herren!“

„Hier ist der Bär aus Polen, der wie ein Christenmensch tanzt! Immer herau meine Herren!“

„Wer kauft Mispeln? Wer kauft Mispeeeln?“

„O seht! O seht! Der Orangutang!“

Don Antonio bebte vor Wut, fuhr aber dennoch fort würdevoll zu tanzen.

Um ihn herum tanzten andere Paare. Der Saal hatte sich mit einem gemischten Publikum gefüllt. Bei der großen Hitze brannten die Kerzen mit einer rötlichen Flamme zwischen den Myrtenguirlanden. Das ganze bunte Treiben wurde von den Spiegeln zurückgeworfen.

Die Ciccarina, die Tochter von Montagna, die Tochter von Suriano, die Schwestern Montanaro, alle tauchten auf und verschwanden wieder, den Glanz ihrer jugendfrischen, plebejischen Schönheit in der Menge ausstrahlend. Donna Teodolinda Pomario, groß und schlank, in blauen Atlas gekleidet, wie eine Madonna, überließ sich traumverloren den Armen ihres Tänzers, die aufgelösten Haare flossen in langen Locken über ihre Schultern. Costanzella, die gewandteste und unermüdlichste, und auch die blondeste Tänzerin, flog wie der Blitz von einem Ende des Saales zum andern. Amalia Solofra, mit den flammendroten Haaren, als Bäuerin gekleidet, unglaublich herausfordernd, trug ein seidenes Mieder, das nur durch das um die Schulter gelegte Band gehalten wurde und beim tanzen sah man dann und wann unter der Achsel einen dunklen Fleck. Amalia Gagliano, die triefäugige Schöne, in dem Kostüm einer Zauberin, glich einem aufrechtwandelnden Sarg. Eine Art Rausch war über alle diese Mädchen gekommen. Die heiße, dicke Luft hatte sie erregt, wie ein verfälschter Wein. Lorbeer und Myrte strömten einen seltsamen, fast kirchlichen Duft aus.

Die Musik schwieg. Alle gingen jetzt die Stufen hinunter, die in den Erfrischungsraum führten.

Don Giovanni Ussorio kam um Violetta zum Abendessen einzuladen. Um zu zeigen, wie vertraulich er mit der Sängerin stände, neigte sich der Areopagit zu ihr, flüsterte ihr etwas ins Ohr nnd lachte dann laut. Don Giovanni kümmerte sich nicht um den Nebenbuhler.

„Kommen Sie, Gräfin?“ sagte er ganz feierlich, ihr den Arm bietend.

Violetta nahm an. Beide gingen langsam die Stufen hinunter. Don Antonio folgte ihnen.

„Ich liebe Sie!“ wagte Don Giovanni zu sagen, mit dem Versuch, seiner Stimme einen leidenschaftlichen Ausdruck zu geben, den er von dem jugendlichen Liebhaber einer dramatischen Truppe in Chieti gelernt hatte.

Violetta Kutufà antwortete nicht. Sie amüsierte sich zu beobachten, wie die Leute sich an das Büffet drängten, wo der Besitzer Andreuccio die Erfrischungen austeilte und die Preise laut, wie bei einem ländlichen Jahrmarkt

www.libtool.com.cn

ausrief. Andreuccio hatte einen riesigen Kopf mit blankpoliertem Schädel und eine Nase, die mit einem gewaltigen Haken über die Unterlippe hing: er glich einem jener großen Papierlampions, die die Form eines menschlichen Kopfes haben. Die Masken aßen und tranken mit wahrhaft tierischer Gefräßigkeit, sich die Kleider mit Kuchenkrümeln bestreuend und mit verschüttetem Wein befleckend. Als er Giovanni sah, rief Andreuccio:

„Was befehlen der Herr?"

Don Giovanni war sehr reich, Witwer und hatte keine nahen Verwandten, so daß alle ihm gegenüber sich sehr dienstfertig zeigten und ihm schmeichelten.

„'N Souperchen," antwortete er. „Aber! . . ." Und er machte eine ausdrucksvolle Gebärde, die besagen sollte, daß es eine ausgezeichnete und auserlesene Sache sein müsse.

Violetta Kutufà setzte sich. Mit träger Gebärde nahm sie die Maske vom Gesicht und öffnete ein wenig den Domino über der Brust. In der roten Kapuze hatte ihr von der Hitze gerötetes Gesicht etwas herausforderndes. Durch die Oeffnung des Dominos schimmerte eine Art rosa Trikot, das die Illusion lebendigen Fleisches hervorrief.

„Gott zum Gruß!" rief Don Pompeo Nervi, vor dem festlich hergerichteten Tisch stehen bleibend und, angezogen durch ein saftiges Hummergericht, platznehmend.

Darauf gesellte sich Don Tito De Sieri zu ihnen und setzte sich ohne Umstände. Es kamen Don Giustino Franco mit Don Pasquale Virgilio und Don Federico Sicoli. Die Tafel vergrößerte sich. Nach vielem Hin- und Herwinden kam endlich auch Don Antonio Bratella. Alle diese waren mehr oder weniger die gewöhnlichen Tischgäste Don Giovannis, sie bildeten eine Art schmeichlerischen Hofes um ihn, gaben ihm ihre Stimme bei den Gemeindewahlen, lachten über jeden seiner Witze und nannten ihn den Prinzipal.

Don Giovanni nannte Violetta Kutufà alle bei Namen. Die Parasiten fingen an zu tafeln und hielten die gefräßigen Mäuler über die Teller gebeugt. Jedes Wort, jeder Satz von Don Antonio Bratella wurde mit feindlichem Schweigen aufgenommen. Jedem Worte, jedem Satz Giovannis wurde mit wohlgefälligem Lächeln Beifall gezollt, mit Kopfnicken zugestimmt. Don Giovanni triumphierte inmitten seines Hofes. Violetta Kutufà war liebreich zu ihm, denn sie fühlte das Gold; und nunmehr von der Kapuze befreit, mit Haaren, die in Stirn und Nacken ein wenig rebellisch hingen, überließ sie sich ihrer natürlichen, etwas geräuschvollen und kindischen Lustigkeit.

Rings um sie her entfaltete sich ein buntes Treiben. Inmitten der Menge krochen drei oder vier Harlekins auf Händen und Füßen am Boden und wälzten sich wie große Käfer. Amalia Solofra schwang, auf einem Stuhl stehend, mit den erhobenen nackten, an den Ellbogen roten Armen, ein Tamburin. Unter ihr hüpfte ein Paar nach ländlicher Sitte, kurze Schreie ausstoßend, und eine Gruppe junger Leute blickte mit lüsternen Blicken zu ihr auf. Von Zeit zu Zeit drang aus dem unteren Saal die Stimme Don Ferdinando Giordanos herauf, der die Quadrillen mit großer Bravour kommandierte:

„Balancez! Turdemeng! Rondagosch!"

Nach und nach wurde Violetta Kutufàs Tisch immer besetzter. Don Nereo Pica, Don Sebastiano Pica, Don Grisostomo Troilo, die auch zu dem Hofstaat Ussorios gehörten, fanden sich ein und später gesellten sich auch Don Cirillo d'Amelio, Don Camillo d'Angelo und Don Rocco Mattace zu ihnen. Viele Vorübergehende pflanzten sich um die Tafel auf und schauten den Essenden mit dummen Gesichtern zu. Die Frauen waren neidisch. Dann und wann er-

klang von dem Tisch ein Gelächter aus heiseren Kehlen und ab und zu knallte ein Pfropfen und der Schaum des Weines ergoß sich über das Tuch.

Don Giovanni machte es Spaß, seine Gäste, besonders die Kahlköpfigen, zu bespritzen, um Violetta zum Lachen zu bringen. Die Schmarotzer hoben die geröteten Gesichter und lächelten, ohne das Geschäft des Kauens zu unterbrechen, dem Prinzipal unter dem weißen Schaumregen zu. Nur Don Antonio Bratella nahm es übel und machte Miene fortzugehen. Alle die anderen erhoben ein unterdrücktes Gemurmel gegen ihn, das wie ein Bellen klang.

Violetta sagte:

„Bleiben Sie."

Don Antonio blieb und brachte ein poetisches Hoch in Jamben aus.

Auch Don Federico Sicoli ließ, halb betrunken, Violetta und Don Giovanni leben, wobei er sogar etwas von Hochzeitsfackeln und Hymens Bande mit einfließen ließ. Er deklamierte mit lauter Stimme. Er war ein langer, hagerer Mensch und grünlich wie eine Wachskerze. Er lebte davon, daß er Hochzeits- und Geburtstagsgedichte verfaßte und Meßgesänge für die Kirchenfeste. In der Trunkenheit flossen ihm jetzt die Reime von den Lippen, alte und neue Reime, alles durcheinander. An einem gewissen Punkt versagten ihm die Beine den Dienst, er knickte zusammen wie eine von der Hitze geschmolzene Kerze und schwieg.

Violetta Kutufà kam nicht aus dem Lachen. Die Leute drängten um den Tisch, wie zu einem Schauspiel.

„Wir wollen gehen" sagte Violetta in einem gegebenen Augenblick, indem sie die Maske wieder vor das Gesicht nahm und in ihre Kapuze schlüpfte.

Don Giovanni, auf dem Gipfel verliebter Begeisterung, ganz rot und schwitzend, reichte ihr den Arm. Die Schmarotzer leerten das letzte Glas und erhoben sich etwas wirr im Kopfe, hinter dem Paar.

IV.

Wenige Tage darauf bewohnte Violetta Kutufà eine Wohnung in einem Don Giovanni gehörenden Hause auf dem Rathausplatz, und aufregende Gerüchte liefen in Pescara um. Die Operntruppe reiste ohne die Gräfin von Amalfi nach Brindisi ab. In der stillen und ernsten Fastenzeit bildeten das Geklätsch und die Verleumdung für die Pescareser, ein bescheidenes Vergnügen. Jeden Tag machte eine neue Neuigkeit die Runde in der Stadt, und jeden Tag förderte die Phantasie der Bevölkerung ein neues Märchen zutage.

Violetta Kutufàs Haus lag gerade in der Richtung von Sant Agostino, dem Palazzo Brina gegenüber und neben dem Palazzo Memma. Jeden Abend waren die Fenster erleuchtet und unten sammelten sich die Neugierigen.

Violetta empfing die Besucher in einem Zimmer, auf dessen Tapete einige Geschehnisse der Mythologie in französischem Geschmack abgebildet waren. Zwei dickbäuchige Kommoden aus dem achtzehnten Jahrhundert standen zu beiden Seiten des Kamins. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein gelbes Sofa zwischen zwei Portieren aus demselben Stoff. Auf dem Kaminsims stand eine Venus aus Gips, eine kleine Medizeische Venus zwischen zwei vergoldeten Kandelabern. Auf den Kommoden waren verschiedene Porzellanvasen, ein Strauß künstlicher Blumen unter einer Kristallglocke, ein Körbchen mit Wachsfrüchten, ein hölzernes Schweizerhäuschen, ein Stück Alaun, einige Muscheln und eine Kokosnuß aufgebaut.

Zunächst hatten die Herren, aus einer Art Keuschheitsgefühl gezögert,

zu der Sängerin hinaufzugehen. Aber allmählich hatten sie jedes Bedenken besiegt. Selbst die schwerfälligsten unter den Männern erschienen ab und zu in Violettas Salon, auch die Familienväter, und sie kamen fast mit Bangen, wie zu einem verbotenen Vergnügen, um eine kleine Untreue an ihren Gattinnen zu begehen, als gingen sie zu einem Ort süßer Verderbnis und Sünde. Sie kamen in Gruppen zu zweien, zu dreien; sie schlossen Bündnisse zur größeren Sicherheit und um sich vor einander zu rechtfertigen, sie lachten unter sich und stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen an, um sich Mut zu machen. Dann berauschten sie die erleuchteten Fenster und die Töne des Klaviers und der Gesang der Gräfin von Amalfi und die Stimmen und der Beifall der anderen Besucher. Eine plötzliche Begeisterung packte sie, mit einer jugendlichen Bewegung reckten sie sich, erhoben den Kopf und gingen entschlossen hinauf mit der Ueberzeugung, daß man schließlich das Leben genießen und die Gelegenheit bei der Stirnlocke ergreifen müsse.

Aber bei Violettas Empfängen ging es außerordentlich anständig, fast zeremoniös zu. Sie empfing die Neukommenden mit Liebenswürdigkeit und bewirtete sie mit Himbeerwasser und Rosolio. Die neuen Gäste blieben ein wenig befangen, sie wußten nicht, wie sie sich benehmen, wohin sie sich setzen, was sie sagen sollten. Die Unterhaltung drehte sich um das Wetter, um die politischen Neuigkeiten, um den Gegenstand der Fastenpredigten, und um andere gewöhnliche und langweilige Dinge. Don Giuseppe Postiglione sprach über die Kandidatur des preußischen Prinzen von Hohenzollern für den spanischen Thron. Don Antonio Bratella liebte es über die Unsterblichkeit der Seele und andere erbauliche Dinge zu diskutieren. Der Areopagit verfügte über eine außerordentliche Gelehrsamkeit. Er sprach langsam und abgerundet, ab und zu über ein schwieriges Wort hinweggleitend, und die Silben verschluckend. Die Stadtchronik wußte davon eine ganze Anzahl spaßiger Geschichten zu erzählen.

Don Giovanni Ussorio, der immer zugegen war, nahm die Miene des Hausherrn an. Alle Augenblicke näherte er sich Violetta und flüsterte ihr mit ostentativer Vertraulichkeit etwas ins Ohr. Es entstanden lange Pausen, in denen Don Grisostomo Troilo sich die Nase putzte und Don Federico Sicoli wie ein schwindsüchtiger Makako hustete, wobei er sich beide Hände vor den Mund hielt und sie hin und her bewegte.

Die Sängerin brachte dann Leben in die Unterhaltung, indem sie von ihren Triumphen in Corfu, Ancona, Bari erzählte. Nach und nach erregte sie sich und überließ sich ganz und gar ihrer Phantasie. Mit diskreter Zurückhaltung sprach sie von fürstlichen Liebschaften, von königlichen Gunstbeweisen, von romantischen Abenteuern; all ihre flüchtigen Erinnerungen an Romane, die sie in früherer Zeit gelesen, wurden heraufbeschworen: sie vertraute in vollstem Maße der Leichtgläubigkeit ihrer Zuhörer. Don Giovannis Augen hingen in solchen Augenblicken voller Unruhe, beinahe fassungslos an ihr, eine seltsame Gemütserregung, ein vages, unklares Gefühl der Eifersucht wollte in ihm aufwallen.

Schließlich brach Violetta mit einem faden Lächeln ab.

Wieder schleppte sich die Unterhaltung mühselig weiter.

Nun setzte Violetta sich ans Klavier und sang. Alle hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Am Schlusse applaudierte man. Dann erhob sich der Areopagit mit der Flöte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich der Hörer bei diesen Tönen, eine Ohnmacht des Geistes und des Körpers. Alle standen mit fast bis zur Brust gesenktem Kopf, in der Haltung von Duldern.

Schließlich gingen alle fort, einer nach dem anderen. Da sie beim Abschied Violetta die Hand gereicht hatten, blieb etwas von dem Parfüm, einem

www.libtool.com.cn

starken Moschusparfüm, an ihren Fingern haften; und es versetzte sie in eine gewisse Erregung. Auf der Straße vereinigten sie sich dann zu Gruppen, sprachen wie Wüstlinge, fachten ihre Leidenschaften von neuem an, versuchten sich die verhüllten Formen der Sängerin vorzustellen, dämpften die Stimmen oder schwiegen, wenn jemand in ihre Nähe kam. Leise gingen sie hinüber zum Palazzo Brina, auf der anderen Seite des Platzes und spähten hinauf zu Violettas noch immer erleuchteten Fenstern. Man sah unbestimmte Schatten an den Scheiben vorübergleiten. Dann verschwand das Licht, man sah es durch zwei oder drei Zimmer gleiten, bis es im letzten Zimmer Halt machte, und das letzte Fenster erleuchtete. Kurz danach erschien eine Gestalt, die die Läden schloß. Und die Untenstehenden glaubten Don Giovanni zu erkennen. Sie besprachen sich noch eine Weile unter den Sternen, und ab und zu lachten sie und gaben sich gegenseitig kleine Stöße. Don Antonio Bratella schien, vielleicht in der Beleuchtung der Straßenlaterne, ganz grün auszusehen. Die Schmarotzer offenbarten im Gespräch allmählich eine gewisse Animosität gegen die Sängerin, die ihren Amphitryon mit soviel Anmut rupfte.

Sie fürchteten, daß die großen Gastereien dabei gefährdet werden könnten. Ja, Don Giovanni war schon sparsamer mit Einladungen geworden. „Man müßte dem Aermsten die Augen öffnen. Eine Abenteurerin! . . . Pah! Sie wäre imstande, sich heiraten zu lassen. Warum nicht? Und dann der Skandal . . .“

Don Pompeo Nervi schüttelte seinen Dickkopf, der etwas von einem Kalbe hatte und stimmte zu:

„Das ist wahr! Das ist wahr! Man muß sich die Sache überlegen.“

Don Nereo Pica, der Hausmarder, schlug Auswege vor und ersann Kriegslisten; er, der fromme Mann, an die geheimen und beschwerlichen Sakristeikriege gewöhnt, war findig im Säen von Zwietracht.

In dieser Weise unterhielten die Flüsternden sich noch lange Zeit; und wieder führten sie schlüpfrige Reden mit bitterem Munde. Es war Frühling, die blütenschweren, weißen Bäume in den öffentlichen Anlagen schwankten und dufteten vor ihnen und in den benachbarten Gassen sah man die Gestalten von Dirnen mit gelösten Kleidern huschen.

V.

Als Don Giovanni Ussorio, nachdem er von Rosa Catana die Abreise Violetta Kutufàs erfahren hatte, in das verwitwete Haus heimkehrte und seinen Papagei die Melodie vom Schmetterling und der Biene anstimmen hörte, wurde er von neuer und noch tieferer Mutlosigkeit ergriffen.

Auf den blendend weißen Gang fiel ein Sonnenstreifen. Durch das Eisengitter sah man in den stillen Garten, der voller Heliotrope war. Ein Diener schlief auf einer Matte, den Strohhut über das Gesicht gezogen.

Don Giovanni weckte den Diener nicht. Er stieg mühsam die Treppe hinauf, die Augen starr auf die Stufen geheftet, jeden Augenblick stehenbleibend und vor sich hinmurmelnd:

„Oh, was für eine Sache! Oh Gott, oh Gott, was für eine Sache!“

In seinem Zimmer angelangt, warf er sich auf das Bett, den Mund in die Kissen vergrabend und begann von neuem zu schluchzen. Dann erhob er sich. Es herrschte tiefes Schweigen. Die Bäume im Garten, die bis zur Höhe des Fensters reichten, bewegten sich kaum in der stillen Luft. Nichts ungewöhnliches zeigten die Dinge rings umher. Er wunderte sich fast darüber.

Er begann zu grübeln. Lange Zeit verharrte er bei der Erinnerung an

die Haltung, an die Gebärden, an die Worte, an die geringfügigsten Züge der Flüchtigen. Er sah ihre Gestalt so deutlich vor sich, als ob sie ihm vor Augen stünde. Bei jeder Erinnerung wuchs sein Schmerz, bis eine Art Stumpfsinn sein Gehirn betäubte.

Er blieb auf dem Bette sitzen, fast unbeweglich, mit roten Augen, die Schläfen von der mit dem Schweiß sich mischenden Haartinktur ganz schwarz gefärbt, das Gesicht mit Falten durchfurcht, die sich plötzlich vertieft hatten, in einer Stunde um zehn Jahre gealtert: ein lächerlicher und jämmerlicher Anblick.

Don Grisostomo Troilo, der die Neuigkeit erfahren hatte, erschien zum Besuch. Er trat ein. Er war ein betagter Herr, von kleiner Statur, mit einem runden, aufgeschwemmten Gesicht, aus dem die beiden feinen, spitzen, wohl gezwirbelten Schnurrbartenden, wie zwei Stacheln hervorragten. Er sagte:

„Nun, Giovà, was bedeutet das?"

Don Giovanni antwortete nicht, aber er zuckte mit den Schultern, wie, um jeden Trost zurückzuweisen. Don Grisostomo schlug nun einen freundschaftlichen, salbungsvollen Ton an, ohne Violetta Kutufà zu erwähnen.

Es erschienen Don Civillo D'Amelio mit Don Nereo Pica. Beide traten mit beinahe triumphierender Miene ein.

„Siehst Du wohl? Siehst Du wohl, Giovà? Wir haben es gleich gesagt! Wir haben es gleich gesagt!"

Sie sprachen beide durch die Nase und hatten sich durch die Gewohnheit zur Orgel zu singen einen besonderen Tonfall angewöhnt, denn sie waren beide Mitglieder der Brüderschaft des Santissimo Sacramento. Sie fingen beide an in erbarmungsloser Weise über Violetta herzufallen. „Das hat sie gethan, und das, und das."

Don Giovanni, sich in Qualen windend, versuchte dann und wann durch eine Gebärde ihre Reden zu unterbrechen, um nicht alle diese Schändlichkeiten zu hören. Aber die beiden ließen sich nicht stören. Es erschienen weiter Don Pasquale Virgilio, Don Pompeo Nervi, Don Federico Sicoli, Don Tito De Sieri, so daß fast alle die Schmarotzer beisammen waren. So vereint wurden sie grausam, blutdürstig. „Violetta Kutufà war für Hinz und Kunz, für jeden zu haben gewesen . . . Das stand fest, ganz fest!" Sie gaben ganz genaue Details an, bezeichneten genau den Ort.

Jetzt hörte Don Giovanni zu, mit brennenden Augen, begierig alles zu erfahren, von einer qualvollen Neugier gepackt. Anstatt ihm Widerwillen zu erregen, entfachten diese Enthüllungen seine Brunst von neuem. Violetta erschien ihm noch begehrenswerter, noch schöner; und eine wütende Eifersucht fraß an seinem Herzen und mischte sich in seinen Schmerz. Plötzlich sah er im Geiste das Weib in einer wollüstigen Stellung vor sich. Er sah sie nur noch in dieser Stellung und ein Schwindel erfaßte ihn bei dieser andauernden Vorstellung.

„Oh Gott! Oh Gott! Oh! Oh!" Und er begann wieder zu schluchzen. Die Anwesenden wechselten Blicke mit einander und verhielten sich das Lachen. In der That nahm der Schmerz bei diesem feisten, kahlköpfigen und mißgestalten Manne einen so lächerlichen Ausdruck an, daß er ganz unwirklich erschien.

„Geht jetzt fort!" stammelte unter Thränen Don Giovanni.

Don Grisostomo machte den Anfang. Die anderen folgten. Und auf der Treppe ging das Geschwätz los.

Als der Abend kam, richtete sich der Verlassene allmählich auf. Eine weibliche Stimme fragte an der Thür:

„Ist's erlaubt, Don Giovanni?"

Er erkannte Rosa Catana und empfand plötzlich eine instinktive Freude. Er lief hin und öffnete. Rosa Catana trat in das Halbdunkel des Zimmers.

www.libtool.com.cn

„Komm! komm!“ sagte er.

Er ließ sie neben sich niedersetzen, sie mußte sprechen, er fragte sie tausend Dinge. Es schien ihm, daß er weniger litt, wenn er dieser ihm vertrauten Stimme zuhörte, in der er sich einbildete, etwas von Violettas Stimme wieder zu finden. Er nahm ihre Hände.

„Du kämmtest sie, nicht wahr?“

Er streichelte die rauhen Hände und die Augen schließend, dachte er mit seinem ein wenig geschwächten Geist an das reiche, aufgelöste Haar, das diese Hände so oft berührt hatten. Rosa verstand ihn zuerst nicht. Sie glaubte an ein plötzliches Begehren Don Giovannis und zog ihre Hände sanft zurück, ein zweideutiges Wort sagend und lachend. Aber Don Giovanni murmelte:

„Nein, nein! . . . Sei still! Du kämmtest sie, nicht wahr? Du hast sie gebadet, nicht wahr?“

Und er begann Rosas Hände zu küssen, diese Hände, die Violetta gekämmt, gebadet, gekleidet hatten. Er stammelte, während er sie küßte, so seltsame Worte, daß Rosa Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. Aber schließlich hatte sie ihn verstanden; und als schlaues Weib berechnete sie, sich zum Ernst zwingend, alle Vorteile, die ihr aus dieser närrischen Komödie Don Giovannis erwachsen konnten. Und sie wurde gefügig; sie ließ sich streicheln; sie ließ sich Violetta nennen, sie wandte alle die Erfahrung an, die sie beim Spähen durch das Schlüsselloch und beim Lauschen an der Herrin Thür gesammelt hatte; sie versuchte auch ihre Stimme so sanft wie möglich zu machen.

In dem Zimmer war kaum noch etwas zu sehen. Durch das offene Fenster drang ein rosiger Schimmer, und die Bäume im Garten, die sich fast schwarz vom Horizont abhoben, rauschten im Abendwind. Von den Sümpfen des Arsenale klang das langgezogene Quaken der Frösche herüber. Nur undeutlich tönte das Geräusch der Straßen herauf.

Don Giovanni zog das Weib auf seinen Schooß; und ganz verwirrt, als hätte er irgend ein zu feuriges Getränk getrunken, stammelte er tausend kindische, alberne Liebkosungen, trieb, sein Gesicht an das ihre legend, endlose Thorheiten.

„Meine schöne, kleine Violetta! Mein süßes Täubchen! Geh nicht fort, Täubchen! . . . Wenn Du fortgehst, stirbt Dein Nini. Armer Nini! . . . . Baubaubaubauuu!“

Und so fuhr er noch eine Weile ganz blöde fort, wie er es früher mit der Sängerin gethan hatte. Und geduldig erwiderte Rosa Catana die kleinen Liebkosungen, wie bei einem kranken und verwöhnten Kinde. Sie nahm seinen Kopf und drückte ihn an ihre Schulter, sie küßte seine geschwollenen und verweinten Augen, sie streichelte seinen kahlen Schädel und strich ihm die öligen Haare glatt.

VI.

So trat Rosa Catana allmählich Don Giovanni Ussorios Erbschaft an, der im März 1871 an Paralyse starb.

www.libtool.com.cn

Der Arme Heinrich.

Von **Alfred Kerr.**

I.

Im verflossenen August war ich zum erstenmal in Bayreuth. Ich kannte die Musik und die Worte vom Parsifal. Aber nicht Bayreuth.

Wie ich angekommen war, gegen Abend, fuhr ich gleich hinaus vor die Stadt nach dem Schlosse Phantasie. Einst war ich nach den Borromäischen Inseln gereist, deren eine Jean Paul beschrieben, im Titan. Jetzt war das Erste: die verrauschte, doch fortklingende Gloria dieses Seligen in der Gartenwirrnis des Schlosses zu suchen. In der Dämmerung ließ ich den Einspänner draußen halten, ich war ganz allein, und sah von einer Art Terrasse den grünen Abgrund zu meinen Füßen. Stieg hiernach durch umdunkelte Baumgänge, auch umbuschte Stufensteige den einsamen Hang hinab; kam an ein Wasser; stieg auf der anderen Seite empor. Immer auf und ab, über Baumwurzeln. Der Garten verlief zuletzt an Schindelhäuser, davor Leute Abendrast hielten. Das Ganze war kein Garten: es war ein Hang; die seligste Wildnis, ins Fränkische verebbend . . . Ich sprach im Schreiten mit der Natalie aus dem Siebenkäs. Der Armenadvokat schritt zu meiner Rechten. In naher Ferne lag das Grab einer sicheren Lenette, verewigten Gattin des Schulrats Stiefel, ihm angetraut in zweiter Ehe, früh verstorben. Aus den Wipfeln aber drang die verschollene, doch unzerstörte Gegenwart des Jean Paul Friedrich Richter, Legationsrates und Schriftstellers, gebürtig aus Wunsiedel, eines großen, unsterblichen, gütigen Meisters unter den Deutschen. Der Abend glänzte wie etwas Kindliches in dies ruhige Thal. Und ich dachte: morgen soll ich die schwüle Wundenoper hören, mit dem heiligen Speer, mit dem kranken Amfortas, die Büßer- und Blutsache. — — —

II.

Diese Kunst paßt zu dem Orte Bayreuth wie die Faust aufs Auge. Das Jeanpaulische, Markgräfliche, Fränkische wirkt nicht zur Sammlung, aber sehr zur Ablenkung. Es stimmt für die Meistersinger. Mit nichten für Tristan, mit nichten für Helden und Götter. Der köstliche Ort ist so unpathetisch . . . dazu vollends dies Religionsweihestück, mit dem toten Vater, der im Sarge singt —.

Mein Reich ist von dieser Welt. Ich fühle den Genius der Meistersinger und

des Tristan. Auch in der Parsifalmusik das Unvergängliche. Selbst in der Dramatik fassen zwei Dinge ans Herz. Kundrys Ruf: „Ich lachte!“ Und ihre Demut, — wie sie retabliert ist in den Augen des Publikums, das arme Geschöpf. Wie man sie bethulich, hilfreich, sittevoll hin- und herlaufen läßt, — das arme Geschöpf. Aber wieviel vertuschte Feindseligkeit; wieviel ausschließende Feindseligkeit; wieviel liebesanfte Feindseligkeit haftet in dieser Mitleidsreligion: das ist nicht zum Sagen. Allen gegenüber wird innerlich ein Auge zugedrückt: aber dem Klingsor (mit dem Turban) nicht; und der ewigen Kundry nur, falls sie untergeht.

Schrecklich.

In der rue de Bruxelles, in Paris, hatte Zola zu mir von der Wagnerschen Musik gesprochen. Ich höre noch den Klang der Stimme: „Elle est, démocratiquement, mauvaise“. Die Musik nicht, — vielleicht nicht einmal die Kunst. Und wenn sie es wäre! Es lag in dem Worte die Beschränktheit eines Genies. Aber: daß R. Wagners Ausgang mit den besten Teilen heutiger Menschenkraft irgend etwas gemein habe, — das ist ausgeschlossen.

Das letzte Werk erinnert an Vieles, was Schumann rechtens dem Meyerbeer vorwarf: Religion und Theaterei gemischt. Man glaubt einem Gottesdienst beizuwohnen in der Kirche, wenn mit dem Graal hantiert wird; einer steigt auf ein Ding wie einen Altar, bückt sich wie der Priester. Und so fort. Aber das ist, als wenn ein Dramatiker den Zapfenstreich einlegte. Eine Wirkung, geliehen von andrem Felde; der Zapfenstreich wirkt immer. Nie hat ein Künstler, um eine Wirkung zu machen, so viel außerhalb der Kunst hineinbezogen; religiöse Bräuche; Patriotismus. Beethoven hat nichts gethan, um sich als Nationalgipfel zu etablieren; Wagner alles. Ein Höhepunkt war die Fußwaschung. Warum soll man seine Gefühle verstecken? Ich hatte dieses: man müsse Front machen wie gegen ein Brimborium; wie gegen etwas Dümmstes und Schlimmstes. Ich hielt mich stramm zu Klingsor (mit dem Turban); und zu der Nattern-Kundry: bloß um nichts mit den Lammesrittern gemein zu haben, — diesen unter der Form von Demut selbstsüchtigen und ausschließenden Burschen.

Mein Reich ist von dieser Welt. Wie herrlich bleibt der Landstrich um den Main, um Bamberg, mit allem was da gegessen und getrunken wird. Ich ergötzte mich am derben Schinken und am Sauerkraut und an den Würsteln allenthalben in Nähe und Ferne in gehobner Stimmung. Ich möchte wohl einmal dies ganze Ländchen abgrasen, in unbekannten Orten mit der Bewohnerschaft leben. Und Gesichter unter den Bayreutherinnen sieht man —! Und amerikanische Mädchen unter den Gästen. Angezogen —! und gesund in Schönheit strahlend —! Ich ging mit Mißbehagen nach jedem Zwischenakt ins Haus, um die Wunde des Amfortas zu verfolgen.

Was mir nahe ging, außer der sinnlichen und der seelischen Wirkung dieser einzigen Musik, die bald judenpriesterlich zerknirscht, bald orientalisch fett schillernd . . . doch nicht mehr so fett wie einst im Tannhäuser ist — was mir nahe ging, war das Mitleid mit den Tieren. Wie schön! Nicht aber diese feierlich betrübten Vereinsbrüder. Am nächsten schimmernden Vormittag stand ich an dem Grabe, darin Jean Paul Friedrich Richter bestattet liegt: ein Bürger Derer, welche kommen werden. Ich stellte darauf einen Stock von wundersamen, leuchtend blauen Hortensien.

Mein Reich ist von dieser Welt.

www.libtool.com.cn

III.

Ich muß nach solchen Eindrücken glauben, daß ich ein schwacher Boden für die Aufnahme nazarenischer Wirkungen bin. Auch wenn der Fall irdischer liegt; so wie im Armen Heinrich. Das Katholische hier ist nicht ein Hauptmannscher Glaube; sondern eine Hauptmannsche Sachgestaltung. Kein Imperativ: sondern ein Mittel für das Begründen.

Aber dieser Spezialismus mit gerösteten Märtyrern, mit dem heiligen Laurentius, mit der heiligen Agnes, und Isaaks Opfer . . . Das ganze Werk ist von so tiefer Innigkeit, zugleich von so wunderholdem Liebreiz; Hauptmann so offenkundig der geweihteste und gebenedeiteste unter den Künstlern dieser deutschen Gegenwart: daß man desto herzlicher und verwegener sagen darf, was dawider zu sagen ist.

Der Katholizismus ist also nicht ein Hauptmannscher Glaube; nur eine Hauptmannsche Sachgestaltung. Hervor geht es daraus, daß Hauptmann die Heiligen mit Naturalistenaugen sieht. Er begründet die Ekstase physiologisch: Ottegebe kommt in die Geschlechtsjahre; sie zeigt den halbkranken Zustand der jungen, weiblichen Uebergangszeit, voll Verzückungsphantastereien, sie geißelt sich, ihre Seele hat das Stigma; kurz: er giebt physiologisch die Sphäre, in der manche Fakten gesteigerter Menschlichkeit vorkommen. Und wie Hauptmann ein Dichter ist, unter dessen Händen alles zur Fülle wird: so steigt hier gleich die ganze Welt der Ueberwinder herauf, — wie gewiß in keinem andren Drama zuvor. Man sehe noch genauer hin.

Das Religiöse liegt in Hauptmann so wie die andren Welten. Die Größe eines Gestalters ruht ja darin, daß er Gebiete außerhalb seines Ichs beschwören kann. Hauptmann hat den alten Hilse gezeichnet: aber Hauptmann ist nicht Hilse. Im Hannele erschien der „Fremde"; das Kind selber träumte sich als „eine Heilige" geehrt. Im Hannele ging das Geschlechtliche neben dem Religiösen; jetzt wieder. (Und es war ein fast genialer Zug der Schauspielerin Irene Triesch, wie sie im zweiten Akt das spitzig-scharfe Messer gleich einem Phallus gegen sich schob.) Zu alledem wird am Schluß gesagt: Himmlische Liebe ist irdische Liebe; es giebt keine Scheidung. Also wenn das Werk vielen Katholizismus hat: so ist es ein eingerenkter und berichtigter Katholizismus.

Immerhin: er erfüllt das Drama. Wenn man für Hauptmanns geniehafte Gestalt Vergleiche von einem Litteraten nehmen kann: Paul Bourget giebt in einem Buch auf neunundneunzig Blättern Geschlechtlichkeiten; auf dem hundertsten sagt er: ich mißbillige sie. Aber das ganze Buch bleibt doch voll von Geschlechtlichkeiten! Dies Seitenstück paßt nur ungefähr; Hauptmanns Fall liegt folgendermaßen: Bloß das Kind ist gläubig; der Held ist glaubenslos (oder ein freier Eklekt in den Dogmen). Aber: dieses Kind rettet ihn. Nicht aus Religion, — ich weiß; doch lange sieht es so aus. Er bricht zusammen, in der Kapelle, — gewiß nicht aus Gläubigkeit, sondern weil Ottegebe dort ist: aber man hat das Bild eines vor dem Altar zusammenbrechenden Mannes . . . und von hier ab geht sein Schicksal aufwärts.

Ist es nicht ein fortwährendes Streifen der Grenze? „Ich habe," schrieb Nietzsche, „ich habe die Besorgnis, daß Wagners Wirkungen zuletzt in den Strom einmünden, der jenseits der Berge entspringt . . ." Ich hatte für einen Augenblick dieselbe Besorgnis. Nun, Hauptmann vermenschlicht, verirdischt, — und wir danken ihm dafür. Es mag auch nur eine Wortwendung sein, wenn er von Englein

www.libtool.com.cn

und Wegen Gottes spricht, als wenn er spräche: die Sonne geht unter. Und wie gesagt: Sachgestaltung.

Doch schließlich kommt es darauf an, Menschen unserer Tage zu gestalten; heutiger Gesinnung. Zu zeigen, wie innerlich große Thaten möglich sind ohne die Täuschungen nazarenischer Verzückung; ohne die Formeln eines überstandnen Wahnsinns. Unser aller Reich ist von dieser Welt. „Trink, Du Schleck! Dein Haar ist mir lieber als das Haar der allerseligsten Jungfrau" — wer sprach so? Florian Geyer. Hauptmann gab damals einen Vorbild-Menschen, mild und stark, und war ein Führer. Jetzt ist er weit mehr ein Künstler als ein Führer.

Wie steht er zu Hartmann von der Aue? Der heutige Dichter ist weniger fromm, — und doch frömmer. Naturalistischer, doch zugleich ekstatischer. Hartmann giebt ein kindlich glaubendes, aber dreistes Mädelchen. Sie schilt die Männer ob ihres Hasenmuts. So inbrunstvoll aber mit Lamm und Rost und Geißel und Zinzendorf: so inbrunstvoll ist sie beim Hartmann nicht.

Immerhin: der Fall liegt nicht einfach. Man fühlt bei alledem, wieviel Hauptmann mit Ottegebes Verzückung dennoch gewonnen hat. Bei ihm wird alles gesteigert, tragischer, — Hartmann giebt doch nur eine fromme Idylle. Es schweben und schreiten und wachsen bei Hauptmann dräuendere Gewalten empor, Unterwelt und Sterne rücken näher aneinander, der Abgrund des Wahnsinns lugt nicht allein aus dem Mann, auch aus dem Kinde, — sodaß die Holdheit und Helle der endlichen Krönung wundersamer und hinreißender wird. Hauptmann schuf hier nach tiefstem Erdenschrecken eine Lieblichkeit; eine holde Ruhe des Glücks, und Zuversicht nach dem lallenden Geschluchz der Verzückungsstarre, der Fieberverzerrung. Ich kann das nur mit denselben Worten sagen, wie nach dem ersten Eindruck. Er ist ein Erdendichter auf der Grundlage eines Höllendichters. Er baut ein Paradies über den schrecklichen Glutflüssen des Weltinneren. Und der zweite Akt, mit dem Aufwühlen letzten menschlichen Elends, mit dem Hinweis auf letzte menschliche Beziehungen, ist etwas Neues in der Geschichte des Dramas. Hier steht Hauptmann neben den Allergrößten: in diesem Ausbruch des vernichteten Mannes — und in dieser Seligkeit des erlösenden Kindes. Ein ähnlicher Gipfel ist im vierten Akt: wenn das Kind, bereit zur That, herniedersteigt mit unsichtbarer Glorie. Beidemal also spricht die religiöse Verzückung mit. So fließt aus Gefühlen, deren Wesensinhalt uns fremd ist, zuletzt der holdeste und stärkste Schönheitsreiz dieser bitter-süßen Dichtung.

Der Künstler in Hauptmann hat die Sage dunkler, zuckender gestaltet. Zugleich (mag das Wort schon abgenutzt klingen) vertieft.

IV.

Er hat sie vertieft, indem er den Helden zu einem Leugner machte. Nun stehn beide Seiten unserer Dämonen- und Engelswelt: Zweifel und Glaube, Trotz und Ergebung, in Mann und Weib verkörpert. Aber Sagendichtung bleibt immer gefährlich. Richard Wagner . . . wieviel Windungen, Zwängungen, Einrenkungen hat er gemacht, um etwas zu unsrem Geist Sprechendes herauszubringen. Oder hineinzubringen. Der Ring bleibt großenteils ein verkniffenes Monstrum, — dessen Gedankenkern beiläufig nie von der Bühne herausspringt. Hat Wagner das Alte erneut? Oder hat er schließlich doch den Feuerzauber komponiert; und das Wald-

www.libtool.com.cn

weben; und den Gesang der Rheintöchter? Die Frage bleibt offen. Jedenfalls sind ohne Musik Sagen schwer erneubar, deren Kern ein Wunder ist. Das Wunder lasse sich denn real erklären. Ganz unmöglich ist aber das Zusammenschmieden vom Naturalismus mit einem nicht erklärbaren Wunder. Das scheint mir hier der Fall. Ein Sagenpunkt wird für Hauptmann der anfechtbarste Punkt: die Heilung. Durch „Erregung" ist sie nicht glaublich zu machen. Hautkrankheiten schwinden nicht durch Gemütsvorgänge. Der Gipfel des Werks fällt aus dem Werk heraus. Zugleich aber gerät der allgemeine Satz, der aus ihm sprechen will, ins Wanken. Man blicke näher zu.

Der Held rechtet mit Gott. Wir fragen, warum er sich mit ihm versöhnt. Weil er zufällig geheilt wird? (wie er zufällig befallen ward?) Hinter der Heilung steckt nichts Logisches oder Gerechtes. Man kann nicht sagen, daß alle, die ein fremdes Kind für sich opfern lassen wollen, doch es im letzten Augenblick nicht zugeben, geheilt werden. Oder: daß eine noch so große Selbstüberwindung und sittliche Stärke die Heilung irgend eines Menschen herbeiführt. Heinrich versöhnt sich mit Gott, weil „nach dem Schweren auch das Leichte kommt." Manchmal. Auch da zufallsmäßig, — nicht gerecht. Der Dichter könnte sagen: in Heinrichs besonderem Falle kam das Leichte nach dem Schweren: deshalb ist er dankbar, deshalb in dieser Stimmung. Gewiß. Aber dann steckte nichts Allgemeines dahinter.

Wird jedoch eine seelische Krankheit verstanden unter Miselsucht; der Groll mit dem Dasein; und wird als Heilmittel betrachtet erstens die Liebe der Anderen, zweitens die Selbstüberwindung, — dann kommt die Frage: worin besteht Heinrichs Ueberwindung? Daß er ein bereits festgebundenes Kind nicht schlachten ließ, nachdem er seit Anbeginn an den Heilerfolg dieser Schlachtkur nicht geglaubt hatte? Ist das hoch zu rechnen?

Die Sage, die Sage!

Wie mag sie entstehen? Ein Aussätziger irgendwo nimmt das Opfer des Aberglaubens nicht an, — schließlich wird er auch so geheilt. Die Sage spricht: deshalb ist er geheilt worden. Damit aber wissen wir nichts anzufangen; wir halten auf Ursächlichkeit. Kurz: manche Sagen sind nicht erneubar. Diese vom Heilen der Miselsucht gewiß nicht. Ueber eine Lähmung ließe sich reden. Ueber eine Hautkrankheit nie. Oder das Ganze müßte auf Wunderwirkungen gestellt sein. Aber dreiviertel Naturalismus, und der Schluß als Mirakel, — das geht nicht.

Was hat man davon? Einen Helden, bedeutsam durch seine Schicksale, nicht durch seine Eigenschaften. Und diese Schicksale sind im wichtigsten Punkt unverständlich.

Am Ende beeinflußt die Sage gar . . .

V.

Am Ende beeinflußt sie gar die Technik.

. . . Wenn Hauptmann Salerno gemacht hätte, würden die Leute geschrieen haben: Welche Schlächterei, — es kam auf die inneren Vorgänge an! Nun er die inneren Vorgänge gemacht hat, schreien sie: Salerno! Salerno! —

Ich habe mit denen nichts zu schaffen. Hauptmann arbeitet an der Veredelung der Bühne. Jeder Vollblutdramatiker (das heißt: jeder Philippi, jeder Sudermann, jeder Pinero) würde Salerno gemacht haben, mit dem dramatischen

www.libtool.com.cn

„Halt' ein!". Es wäre einer vorgesprungen. Hauptmann will die Staatsaktion im Drama (in voller Absicht des Versuchens) civiler machen; er will die Dinge zurückführen auf innerliche Wirkungen von Mensch zu Mensch. Er wollte zuerst nur eine Reihe von Duetten geben. Dabei blieb es ungefähr.

Man sieht also nicht, wie Heinrich den Aussatz bemerkt, im Glanz des Hofs, — es wird erzählt. Ottegebe erscheint nicht im Wald, — es wird erzählt. Heinrich sieht nicht sein eigenes Begräbnis, — er erzählt es. Und der Gipfel, das Opfer, die Unterbrechung des Opfers, die Heilung, der Umschwung in Ottegebe, — es wird erzählt.

Nun: die drei ersten Dinge wirken so stark in der Herrlichkeit dieser Erzählung, daß niemand was vermissen kann. Das Opfer selbst hätt' ich gern gesehen. Aber — jetzt kommt der Punkt — es ist nicht möglich. Warum? Erstens, daß der Held nur Ottegebes Anschnallen zugab, war unausführbar. Zweitens: Wenn man leibhaft den Grafen erblickt hätte, wie er plötzlich ausrief: „Ich bin genesen!" — nämlich von einer Schorfkrankheit — niemand würde das nach dem vorangegangenen Naturalismus hingenommen haben. Keiner hätte dagesessen, ohne den Kopf zu schütteln. Also muß es zur Abschwächung, zur Verringerung des Staunens nur erzählt werden. Zugleich aber muß der dramatische Gipfel in die Opferforderung des Mannes gelegt werden (als er das Kind hinnimmt in der Kapelle) — nicht an den Ort des thatsächlichen Gipfels: in sein Opferbringen; in seinen Verzicht. Und doch soll auf diesem letzten Gipfel der ganze Schluß ruhen, mit Zukunft und Glück und Ausklingen.

Kurz: Die Sage!

VI.

Der Arme Heinrich ist ein Werk des bewußten Glanzes der Rede. Man spürt inmitten des Hinströmens die bändigende Hand eines seltnen Dialektikers. Hauptmanns Sprache hat die prachtvolle Innerlichkeit einer Bibelsprache, wie vergangene Jahrhunderte sie verdeutscht. Sie hat Groll und letzten Hohn, sie hat eine absonderliche Kraft der Musik, sie hat auch schimmernde Weichheit. Daß er fertig geworden ist mit der Thätigkeit des Ausscheidens, glaub ich nicht. Doch was er giebt, ist recht himmlisch. Sein schönstes Eigentum bleibt diese starke Macht des Scherischen; so beseelte, auch so tief umsummte und durchhuschte Stimmungen. Unvergänglich, wenn Ottegebe spricht: „Es war einmal ein Graf, Mutter! — Der tanzte mit des Kaisers Tochter im Saal. — Sie war schon heimlich seine Braut! — Da rief des Kaisers Leibarzt ihn ganz leise beim Namen und hieß den Jüngling mit ihm gehn: selbander stiegen sie in ein Gezimmer. — Dort sprach der Arzt . . . sprach: Zeig mir Deine Hand! Und als der Herr und Fürst die Hand ihm zeigte, wies ihm der Meister ein vertieftes Mal in seiner weißen Haut und sagte — das: Herr, Deine schwerste Stunde ist gekommen, sei standhaft! Du bist unrein." Es ist nur ein Griff. Oder: Ottegebe wird von Heinrich erblickt: „Als wir am Abend gestern, nah dabei — ich und mein Rößlein — sorgsam abwärts stiegen, hört' ich im Chor von leisen Kinderstimmen ein Ave Maria singen, und zugleich sah ich, nicht weit von mir, am Rand des Steigs, im Steinwall flackern eine kleine Brunst . . . Da sagt' ich: kleine Hexlein, grüß Euch Gott! was braut und backt und kocht Ihr hier im Dunklen." Wie herrlich. Oder: „Er glich dem Stern ob Friedrichs Haupte"; alles

dreht sich um ihn, mehr als um die Majestät „des Kaisers selbst, die nie zur Tafel ging, . . . Heinrich von Aue schritt ihr denn zur Seite.“ Was denkt ihr von dem Rhythmus? Und welcher Stefan George kann das: „Wenn einer sagt: Heinrich, der Herr, er trug sich wie ein Türk, der seidne Turban saß auf seinem Haupt, Araberblut war sein milchweißer Hengst, und klingelnd unterm Zeichen des Propheten, umhüpft von güldnen Monden, schritt das Tier: ihm hat dafür der Gott der Christenheit das Zeichen von Aleppo angeheftet . . .“ Wer kann das? Von den Hiobsstellen vollends schweig' ich. Und wenn bei der Krönung Ottegebe sagt: „Heinrich! — Nun sterb' ich doch den süßen Tod! —“

(Das ist die Hauptmannsweis'.)

VII.

Der Dichter war eines Nachts von zeitweiliger Taubheit befallen. Er wollte dieses Schreckgefühl, den Uebergang von einem gesunden Menschen zu einem geschlagenen Menschen gestalten. Er goß es in die Form der Armen-Heinrichssage. Aber diese Form war eine Hemmung. Hauptmann blieb am größten, wo er nichts mit der Sage zu thun hat.

Und wenn das Ganze so schön ist; wenn es so stark redet . . . Weil hier ein Dichter über Irrungen, über Einspruchsmöglichkeiten hinwegschreitet und hinwegträgt mit der alles erobernden Macht seines Empfindens und Weltgestaltens, seines Dräuens und Leuchtens von Innen heraus. Er hat ein Durchdrungensein und Durchdringen mit Tiefem und Hohem, mit Dunklem und Strahlendem, mit Elend und Seligkeit, mit Gewaltig-Innigem, das aus dem Sitz der Seele selber flutet.

Außer dem greisen Ibsen (der beiläufig fünfzig Jahre war, als er nur die „Stützen der Gesellschaft“ schrieb) — wer rührt solche Tiefen auf? Sage hin, Sage her. Was bleibt, ist: ein faustisches Minnestück. Hauptmann gab die lieblichste und erschütterndste Hochzeitsdichtung unsrer Poesie.

www.libtool.com.cn

Lehren und Sprüche für die reifere Jugend.

Von **Oskar Wilde.**

Die erste Pflicht im Leben ist, so künstlich als möglich zu sein. Die zweite Pflicht ist noch nicht entdeckt.

Verworfenheit ist ein Mythus, den gute Leute erfanden, um die seltsame Anziehungskraft anderer zu erklären.

Wären die Armen nur nicht so häßlich, dann wäre die soziale Frage leicht gelöst.

Wer einen Unterschied zwischen Körper und Seele findet, hat weder das eine noch das andere.

Ein wahrhaft gut gemachtes Bouquet für's Knopfloch ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet.

Religionen sterben, sobald man ihre Wahrheit nachweist. Die Wissenschaft ist die Geschichte toter Religionen.

Gebildete widersprechen anderen. Weise widersprechen sich.

Nichts was wirklich geschieht, hat den geringsten Wert.

Wenn der Ernst zu Jahren kommt, wird er Langeweile.

In allen unwesentlichen Dingen kommt es auf den Stil, nicht auf die Wahrhaftigkeit an. In allen wesentlichen Dingen kommt es auf den Stil, nicht auf die Wahrhaftigkeit an.

Wenn man die Wahrheit sagt, kommt es sicherlich früher oder später an den Tag.

Das Vergnügen ist das einzige, wofür man leben sollte.

Nichts macht so alt, wie das Glück.

Nur wer seine Schulden nicht bezahlt, ist sicher, im Gedächtnis von Händlern zu leben.

Kein Verbrechen ist vulgär, aber jede Vulgarität ist ein Verbrechen. Vulgarität ist das Benehmen der anderen.

Nur Flachköpfe kennen sich.

Zeit ist Geldverschwendung.

Man sollte stets ein wenig unwahrscheinlich sein.

Es schwebt ein Verhängnis über allen guten Entschlüssen. Man faßt sie ohne Ausnahme zu früh.

Es giebt nur eine Entschuldigung dafür, sich gelegentlich ein wenig übertrieben anzuziehen, nämlich, immer überkultiviert zu sein.

Frühreif sein, heißt vollkommen sein.

www.libtool.com.cn

Wer sich darüber Gedanken macht, was im Benehmen recht oder unrecht ist, verrät, daß er geistig zurückgeblieben ist.

Ehrgeiz ist die letzte Zuflucht des Schiffbrüchigen.

Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn mehr als ein Mensch an sie glaubt.

Im Examen fragen Narren, worauf Weise nicht antworten können.

Die griechische Kleidung war wesentlich unkünstlerisch. Nur der Körper sollte den Körper offenbaren.

Man muß ein Kunstwerk sein oder ein Kunstwerk tragen.

Nur die Eigenheiten der Oberfläche dauern. Des Menschen tiefere Natur kommt bald zu Tage.

Der Fleiß ist die Wurzel aller Häßlichkeit.

Die Zeiten leben in der Geschichte durch ihre Anachronismen.

Nur die Götter kosten vom Tode. Apollo schwand dahin, doch Hyacinth lebt fort, ob auch die Menschen sagen, daß ihn Apollo erschlug. Nero und Narcissus sind immer um uns.

Greise glauben alles, Männer mißtrauen allem, die Jugend weiß alles.

Die Voraussetzung zur Vollkommenheit ist Müßiggang: das Ziel der Vollkommenheit ist Jugend.

Nur den großen Meistern des Stiles gelingt es, dunkel zu sein.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß eine so ungeheure Zahl junger Leute ihr Leben in Schönheit beginnen und schließlich einen nützlichen Beruf ergreifen.

Selbstliebe ist der Anfang zu einem lebenslangen Roman.

Es ist wesentlich, keine geschäftliche Verpflichtung einzuhalten, wenn man den Sinn für die Schönheit des Lebens nicht einbüßen will.

Wer hartnäckig allein bleibt, macht sich zu einer beständigen öffentlichen Versuchung.

Vermeide stets, zu begründen. Es ist immer vulgär und überzeugt bisweilen.

Verwandte sind einfach eine Gesellschaft von Leuten, die nicht im geringsten ahnen, wie man leben soll, noch den Takt besitzen, im rechten Augenblick zu sterben.

Wenn ein Mann anfängt, seine häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, wird er unangenehm weibisch.

Es ist absurd, feste Vorschriften darüber zu machen, was man lesen sollte und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur entstammt dem, was man nicht lesen sollte.

Unwissenheit ist wie eine zarte exotische Frucht. Berühre sie und der Flaum ist fort.

Moralität ist eine Pose. Wir wenden sie gegen die Leute an, die uns persönlich unangenehm sind.

Drei Adressen flößen selbst Kaufleuten Vertrauen ein.

Die beiden schwachen Punkte unserer Zeit sind ihr Mangel an Prinzipien und ihr Mangel an Physiognomie.

Frauen haben einen wundervollen Instinkt. Sie finden alles, nur nicht, was auf der Hand liegt.

Das Unerwartete zu erwarten, ist das Zeichen eines ganz modernen Intellekts.

www.libtool.com.cn

Rundschau.

Die Anfänge des Kapitalismus.

Kapitalismus und kapitalistischer Geist regieren die Welt. Aber, wann ihre Herrschaft begann, wie sie in das Leben eingegriffen haben, das ist noch immer nicht klar erkannt worden.

Die kapitalistische Wirtschaft kann gewissermaßen unorganisch einem Volk aufgezwungen werden, wenn fremdes Kapital eindringt und die ursprüngliche Wirtschaftsverfassung auflöst. Derartige Vorgänge sind indessen für das Problem der Entstehung kapitalistischer Wirtschaft belanglos. Man muß vielmehr fragen, wann überhaupt zum ersten Mal in der Geschichte das Kapital auftrat und kapitalistische Wirtschaft als ein Novum im Gegensatz zu anderen Wirtschaftsformen sich entwickelte.

Wann kann man die Geburtsstunde des Kapitals datieren? Marx hat darauf die Antwort gegeben: „Welthandel und Weltmarkt eröffnen im 16. Jahrhundert die moderne Lebensgeschichte des Kapitals."

Eine hiervon abweichend und überhaupt neue Auffassung vertritt Sombart in seinem kürzlich erschienenen Werk „Der moderne Kapitalismus".*) Verdrießliche Oberkollegen des Verfassers haben den Versuch gemacht, das verdienstvolle Buch teils totzuschweigen, teils zu verkleinern. Diese freundlichen Bemühungen dürften ohne Erfolg bleiben, weil die wichtigsten wirtschaftlichen Zeitprobleme in dem vorliegenden Werke behandelt werden. Wer könnte an den Ausführungen Sombarts über den Kampf des Handwerks mit der Groß-Industrie, über das Wesen der modernen Städte, über Warenhäuser und Detailhandel, über Entwicklung der Mode und des Kunstgewerbes achtlos vorübergehen? Eher wäre zu befürchten, daß einige schwierige Kapitel wirtschaftshistorischen Inhalts nicht gebührend gewürdigt werden. Gerade deshalb halte ich es für nötig, auf diese für Historiker, wie für Nationalökonomen gleich interessanten Untersuchungen besonders hinzuweisen.

Im zweiten Buch seines ersten Bandes schildert Sombart die Genesis des modernen Kapitalismus und beantwortet die oben aufgeworfene Frage, wann das Kapital entstanden, folgendermaßen: „will man schon ein Geburtsjahr des modernen Kapitalismus ansetzen, so würde ich nicht zögern, das Jahr 1202 als solches zu bezeichnen. Leonardo Pisano schreibt in diesem Jahr das Werk, das die Grundlage für die exakte kaufmännische Kalkulation legt. Im selben Jahre zieht Venedig zur Eroberung Konstantinopels aus, es beginnt mit diesem Jahre die Epoche der Besitzergreifung des Orients durch die Westeuropäer und damit die Geldakkumulation im größeren Stile."

Die erste Bedingung kapitalistischer Wirtschaft ist die Ansammlung von größeren Geldbeträgen in einzelnen Händen. Wie bildeten sich diese Anfänge des modernen Reichtums? Etwa aus den Spargroschen kleiner Leute, der Handwerker und der Händler, die man sich im Mittelalter nicht als königliche Kaufleute, sondern als ärmliche Krämer denken muß. Sombart räumt unbarmherzig mit dieser vielbeliebten Hypothese auf. Die Handwerker, durch Zunftschranken gefesselt, konnten die Produktion nicht erweitern, sie konnten sich ernähren, aber nicht bereichern. Der Handel mit seinen geringen Umsätzen und enormen Spesen blieb handwerksmäßig und wurde nicht kapitalistisch.

Der neue Reichtum entstand nicht aus dem Handelsprofit, noch aus den Einnahmen der kleinen Handwerker. Seine Quellen sind anderwärts zu suchen. Man könnte an direkte Aneignung von Edelmetallen durch Bergbau oder Raub denken. In der That spielt dieses Moment später in der kapitalistischen Entwicklung eine bedeutende Rolle. Wir erinnern an die enorme Beute der Conquistadoren, an die Thatsache, daß im 16. Jahrhundert die Engländer, im 17. Jahrhundert die Holländer Silberflotten der Krone Spanien erbeuteten, oft im Werte von 14 Millionen und mehr. So bedeutende Vermehrung der Edelmetall-Vorräte mußte die Kapitalbildung im Lande anregen. Doch konnte diese „direkte Akkumulation" vor der Entdeckung Amerikas keinen großen Einfluß haben. Damals war allein der deutsche Silberbergbau von Wichtigkeit und seine Erträge zersplitterten sich zu sehr, um die Bildung großer Vermögen zu befördern.

Da also die Fonds für kapitalistische Zwecke am Ende des Mittelalters weder „direkt", noch aus kleinen Ersparnissen gesammelt wurden, so müssen sie aus bereits früher vorhandenen Geldvermögen abgeleitet worden sein. Nun waren die großen Geldmächte des Mittelalters die Päpste, die Ritterorden und einige Monarchen. Die

*) Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Leipzig, Duncker & Humblot. I. Band. Die Genesis des Kapitalismus. XXXIV und 669 SS. II. Band. Die Theorie der kapitalistischen Entwicklung. 643 SS.

Templer verfügten nicht nur über ein Vermögen von vielen Millionen, sondern über Depositen von bedeutendem Wert. Am wichtigsten war der Geldverkehr der Kirche. Sie bedurfte der Dienste von Bankiers zur Uebermittlung der großen Geldsummen, die als Peterspfennige und Zehnten nach Rom strömten. Seltsame Ironie der Geschichte, die römische Curie saß an der Wiege des Kapitalismus! Die ersten „usurarii papae" traten auf unter dem Pontifikat Gregor IX. Die Florentiner Bankiers verdienten an derartigen Geschäften bis 35 %. Ebenso bedeutend waren die Gewinne, die italienische Handelshäuser als Zoll- und Steuerpächter in verschiedenen Ländern Europas machten. Dazu kam, daß Venedig, Genua, Pisa, Florenz und andere Städte ein ungeheueres Kolonialgebiet im Orient erobert hatten, dessen Einwohner durch Sklavenhandel, Konfiskation, Zwangsarbeit in brutalster Weise ausgebeutet wurden. So konnten die Italiener sich rasch bereichern. Sismondi behauptet, daß das Kapital Italiens im 15. Jahrhundert größer gewesen, als das aller anderen Nationen zusammen.

Die Männer, die alle lukrativen Geschäfte, Rhederei, koloniale Unternehmungen, auch Wucher trieben, waren Aristokraten. Geburtsaristokratie und Geldaristokratie sind in ihren Anfängen identisch, das ist das erstaunliche Resultat, zu dem Sombart gelangt. Die stolzen Namen der Doria, Spinola, Strozzi, Pazzi, Accaiuoli glänzen in der Handelsgeschichte von Genua und Florenz. Die Geschichte des Genter Handels, sagt ein belgischer Historiker, ist die Geschichte des Adels. — Die Geschlechter beteiligten sich am Erwerbsleben. Sie konnten dies, weil sie — gering an Zahl — alleinige Besitzer des städtischen Grund und Bodens waren. Der Bodenwert war in den aufblühenden Städten im Steigen begriffen und der Grundbesitz konnte leicht versilbert werden, seitdem an die Stelle der Leihe der Verkauf trat. Monetarisierte Grundrente bildete den ursprünglichen Fonds für kapitalistische Zwecke, die grundbesitzenden Adligen wurden so die ersten Kapitalisten. In Italien, wo der Landadel in die Städte zog, war seine wirtschaftliche Bedeutung größer, als in Deutschland. Hier blieb der Adel auf dem Lande und befehdete das Bürgertum, statt sich mit ihm zu alliieren.

Die Ansammlung von Geldvermögen ist nur der erste Schritt auf der kapitalistischen Bahn. Die großen Summen sollten nicht thesaurirt oder unproduktiv vergeudet, sondern gewinnbringend angelegt werden. Deshalb mußte der Erwerbstrieb in stärkster Weise erwachen. Auch dies geschah frühzeitig in Italien. „Semper ardet ardor habendi", heißt es in einer Beschreibung von Florenz aus dem Jahre 1339. Sombart stellt die anziehende, freilich nicht genügend belegte Vermutung auf, der Erwerbstrieb, eine spezifisch plebejische Seelenstimmung, sei von unten her, aus den Tiefen der Gesellschaft emporgestiegen, um allmählich alle, auch die vornehmeren Kreise zu ergreifen.

Geldbesitz und Erwerbstrieb genügen nicht, um kapitalistisch zu wirtschaften. Zum Erwerbstrieb muß sich noch der ökonomische Rationalismus gesellen. Diesen Umstand scharf hervorgehoben zu haben, ist ein besonderes Verdienst der Sombartschen Darstellung.

„Alles, was technische und ökonomische Rationalistik heißt, ist von Natur dem Wesen des Handwerks fremd, das ja vielmehr in der Empirie seinen bezeichnenden Ausdruck findet." Der Sinn für rationelle Wirtschaft geht aber nicht nur dem Bauern, Handwerker und Feudalherrn, sondern auch dem mittelalterlichen Kaufmann ab. Können wir uns Kaufleute vorstellen, die nicht lesen und schreiben, geschweige denn rechnen können? Paradiesische Zeiten, wo ein Kaufmann bewundert wurde, wenn er richtig dividieren konnte. — Große Fortschritte im Rechnen und im Rechnungswesen waren notwendig, um eine genaue Preiskalkulation, eine Unterscheidung von Kapital und Einkommen, eine richtige Vermögensdisposition zu ermöglichen. Die Verwendung der arabischen Ziffern, die doppelte Buchhaltung, den Clearingverkehr, sie alle verdanken wir Italien. 1494 gab der Minoritenmönch Lucas Pacioli einen Leitfaden der doppelten Buchführung heraus, durch den die dem italienischen Handel längst vertraute Kunst Gemeingut aller wurde. Aber erst 1531 erschien ein deutsches Werk über die doppelte Buchführung und noch Anfang des 17. Jahrhunderts mußte Simon Stevin lange Vorträge über das Wesen der Buchhaltung dem Statthalter Moritz von Oranien halten. Zugleich mit der Buchführung wurde die Kartographie verbessert, es erschienen die ersten technologischen Werke, die Statistik entstand, Taschenuhren, Zinstafeln und Globen wurden allgemeiner. Alle diese Fortschritte mußten gemacht werden, um eine rationelle Wirtschaft an Stelle des handwerksmäßigen Schlendrians zu setzen.

Nur, wenn man erwägt, daß in Italien 2 Jahrhunderte kapitalistischer Entwicklung vorausgegangen, wird die enorme Kulturhöhe und beispiellose Kunstblüte der Renaissance verständlich. Wie rätselhaft erscheint nicht die Riesengestalt Leonardo da Vincis? Wie sehr scheint sein technisches Genie die Schranken der Zeit zu überschreiten. Der „Faust der Renaissance" konstruierte Spinnmaschinen, die den modernen ähnlich sein sollen, entwarf die Zeichnung eines Dampfschiffes und nahm sogar den Gedanken der modernsten Erfindung, die Idee des Unterseebots vorweg . . (Vgl. Paul Müller-Walde, Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen Bd. 20, S. 69.) Und doch erklären selbst diese fabelhaften Leistungen sich aus den Zeitverhältnissen. Die Spinnereien Bolognas, die Florentiner Weberei und

www.libtool.com.cn

Appretur, das Genueser Seidengewerbe müssen selbst nach heutigen Begriffen ziemlich hoch entwickelte Industriezweige gewesen sein. Mit Recht sagt Hermann Grothe: „Die Blüte der Industrie mußte den Leonardo anregen zur Teilnahme, andererseits konnte es nicht fehlen, daß die Industrie sich bei diesem talentvollen und zugleich menschenfreundlichen Manne Rats erholte, ihn anging, ihre Maschinen zu verbessern und neue zu erfinden .... Für uns steht fest, daß Leonardo da Vinci seine Zeichnungen *nach* den und *für* die Maschinen seiner Zeit gemacht hat, daß er ebenso von ihnen gelernt uud sie verbessert, vielleicht manche neue erfunden hat." In ähnlicher Weise förderte das damalige Gewerbe Cellini. Goethe sagt: „Das allgemeine technische Talent, das unserem Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen erforderte, genugsam Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweis hinaufbilden."

Jahrhunderte sind seit jener Zeit verflossen und unermeßlich scheint der wirtschaftliche und technische Fortschritt zu sein. Sombart belehrt uns dagegen, daß der Gesamtcharakter des deutschen Wirtschaftslebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht so arg verschieden war von demjenigen, den das Wirtschaftsleben um 1350 oder wenigstens um 1450 trug. Ungeheuer gering waren, so versichert unser Autor, die Fortschritte des Kapitalismus bis in die neueste Zeit. Erst gegen 1850 nimmt das Zeitalter mit vorwiegend kapitalistischem Gepräge seinen Anfang in Deutschland. Daß die ökonomische Entwicklung bis dahin in so auffallender Weise gehemmt wurde, erklärt Sombart nur aus zwei Ursachen. Zunächst sollen die großen Kriege, besonders im 16. und 17. Jahrhundert viele Werte zerstört und die Kapitalbildung gehindert haben. Man kann dies wohl zugeben, allein damit ist wenig bewiesen. Der Volkswohlstand konnte unter Kriegen leiden, die Konzentration der Vermögen, die Spekulation, kurz der Kapitalismus mußte gerade durch kriegerische Ereignisse befördert werden. Die Republik der vereinigten Niederlande entstand mitten im Kriege und erwarb in beständigen Kriegen ihre Handelsgröße. Wenn die italienische Industrie seit dem 16. Jahrhundert zurückging, so erklärt sich dies vorwiegend aus nicht kriegerischen Ursachen. Die Genueser Seidenindustrie z. B. erhielt hauptsächlich durch die Pest von 1579 den Todesstoß. — Neben den Kriegen soll eine allzu langsame Volksvermehrung und dadurch verursachter Arbeitermangel in den meisten Ländern Europas das Wachstum der Industrie gehindert und kapitalistische Betriebsformen unmöglich gemacht haben. Die Behauptung Sombarts, es habe allgemein eine schwache Volksvermehrung seit dem 16. Jahrhundert in Europa stattgefunden, ist nicht richtig. Häblers Berechnungen, die einen Rückgang der spanischen Bevölkerung beweisen sollen, sind von Bernays angefochten worden. Wenn die Bevölkerung einiger Länder, wie Italien und Irland, stationär bleibt, so vermehrt sie sich dafür rasch in England, Holland, Dänemark und einigen Teilen Deutschlands. Die Bevölkerungszunahme der Provinz Holland betrug 1515—1632 200%! Schon im 17. Jahrhundert klagen holländische Schriftsteller über Uebervölkerung. Gerade nach dem 30jährigen Kriege stieg die Einwohnerzahl Württembergs, die Quote der jährlichen Zunahme betrug 4,1%, 5,3%, 1,8%, 2,1%, also mehr, als die deutsche Bevölkerungszunahme Ende des 19. Jahrhunderts. — Nach Sombarts eigenen Angaben wuchs die Gesamtbevölkerung Westeuropas 1700 — 1800 von 80 Millionen auf 120 Millionen, 1800 bis 1900 von 120 Millionen auf 280 Millionen, also auch im 18. Jahrhundert sehr bedeutend.

Der Zusammenhang zwischen Bevölkerungsbewegung und Industrieentwicklung ist auch nicht so einfach, als Sombart annimmt. Auch eine Zunahme der Bevölkerung vergrößerte nicht immer die Zahl der Industrieproletarier, sondern vermehrte in jenen Zeitläuften eher das Heer der Arbeitsscheuen, der Lazzaroni und Briganten. Umgekehrt verminderte Rückgang oder schwacher Fortschritt der Bevölkerung nicht notwendig das der Industrie zur Verfügung. stehende Menschenmaterial. Dagegen kämpfte die merkantilistische Staatsweisheit mit allen Mitteln. Gegen Auswanderung wurden strenge Verbote erlassen, Arbeitshäuser wurden errichtet, Zuchthäusler und Waisenkinder beschäftigt. Für den Fall, daß durch diese Maßregeln der Arbeitermangel nicht beseitigt werden sollte, wurden noch drastischere Mittel empfohlen. Der berühmte Dr. Johann Joachim Becher wollte die Negersklaverei in Deutschland eingeführt wissen, um die Bevölkerung zu vermehren. 1698 schrieb Fletcher von Saltoun, einer der hervorragendsten Männer Schottlands: „Es sind gegenwärtig außer sehr vielen armen Familien 200000 Bettler in Schottland, die von Thür zu Thür gehen, diese sind natürlich eine sehr beschwerliche Last für ein so armes Land. Sie sind nicht nur ein unaussprechlich harter Druck für arme Pächter, die vielleicht täglich 40 Schurken dieser Art Brot verabreichen müssen, sondern sie plündern auch manche arme Leute, die in abgelegenen Häusern wohnen." Deshalb wollte Fletcher die herumstreifenden Bettler samt ihren Kindern in den Zustand von Sklaven versetzen und jeden Grundbesitzer zwingen, eine Anzahl Sklaven zu übernehmen. „3—400 der anrüchigsten dieser Schurken sollten des Beispiels halber der Republik Venedig ausgeliefert werden, um auf den Galeeren gegen die Türken zu dienen." (Lecky, Gesch. Englands II S. 42.)

Weder die populationistische Hypothese,

noch der Hinweis auf die Kriegsverheerungen genügen, um zu erklären, weshalb der Kapitalismus so geringe Fortschritte von der Renaissancezeit bis ins 19. Jahrhundert gemacht hat. Man wird nach allgemeinen Gründen sozialpsychologischer Natur suchen müssen. Vielleicht hat Nietzsche nicht ganz unrecht: „Was beweist die Renaissance? .... Die Verschwendung ist zu groß, es fehlt die Möglichkeit selbst zu sammeln, zu kapitalisieren und die Erschöpfung folgt auf dem Fuße. Es sind Zeiten, wo alles verthan wird, wo die Kraft selbst verthan wird mit der man sammelt, kapitalisiert, Reichtum auf Reichtum häuft."

Sicher ist, daß der ganze Geist der Gegenreformation Neuerungen feindlich war und den wirtschaftlichen Fortschritt aufhalten mußte. Selbst in den protestantischen Ländern konnte sich die alte Stadtwirtschaft und der alte Zunftgeist nie völlig mit den neuen Wirtschaftsformen abfinden, fast nirgends gelangten dieselben vollkommen zum Durchbruch. Darum blieb das Wirtschaftsleben eine Krähwinkeliade, wie Schmoller treffend sagt.

Sombarts Darstellung führt uns durch viele Jahrhunderte. Diese, wie er selbst sagt, etwas stürmische Wanderung, mußten wir im Interesse der Kürze noch beschleunigen. Der Verfasser resumiert seine Aufführungen: „Die ökonomische Revolution des gewerblichen Lebens, die vor mehr als einem halben Jahrtausend in Westeuropa einsetzt, ist zu einem vorläufigen Abschluß gelangt: die handwerksmäßige Produktionsweise hat aufgehört dem Wirtschaftsleben ihren Stempel aufzudrücken, kapitalistisches Wesen ist auf der ganzen Linie zur Herrschaft gelangt."

Wir haben gerade den die Genesis des Kapitals behandelnden Teil des Sombartschen Werks betrachtet, weil er das Fundament für die ganze Sozialtheorie des Verfassers bildet. Die Pointe derselben findet sich in folgendem Satze: „Irgend welche psychische Ursachenreihe, die soziales Leben bewirken soll, kann von uns immer nur als in einer bestimmten, historisch gewordenen Umwelt wirksam vorgestellt werden. Es erscheint mir als einer der verhängnisvollsten Irrtümer bedeutender, theoretischer Richtungen in der modernen Nationalökonomie (ich denke vor allem an die sog. „österreichische" Schule), daß sie diesen Umstand außer Acht lassen."

Aus dem obigen Satze kann man z. B. folgern: „Wäre der Kapitalismus antiken und nicht mittelalterlichen Ursprungs, wäre er nicht in Italien, sondern irgendwo in Asien zur Welt gekommen, so hätte er total andere Wirkungen gehabt." Wir hätten heute nicht das Europa des Welthandels, der Elektrizität und der modernen Arbeiterbewegung, sondern einen Gesellschaftszustand von ganz anderer Beschaffenheit. Vielleicht philosophieren künftige Nationalökonomen über denselben, wie die Mathematiker nichteuklidische Räume untersuchen. Man wird die These Sombarts, die Borgius sogar benutzt, um die Aussichten des Sozialismus zu prüfen, im allgemeinen gutheißen können. Immerhin wird der Vorbehalt zu machen sein, daß künftige Forschung uns noch sehr wesentliches über die Entstehung des Kapitalismus zu sagen haben wird. Keinenfalls genügt es, bisher unerklärte Erscheinungen mit dem Schlagwort „Racen-Eigentümlichkeiten" abzutun.

Sombart folgert weitert: „Für verschiedene historische Wirtschaftsperioden sind verschiedene Theorien aufzustellen. Eine allgemeine Wirtschaftslehre hat nur einen beschränkten Wert, als eine Art Propädeutik." So energisch ist der abstrakten Wirtschaftstheorie der Krieg noch nicht erklärt worden.

Unsere Kritik wäre unvollständig, wenn wir nicht einige Worte über die formale Seite des Werks hinzufügen würden. Sombart will, wenn wir ihn recht verstehen, ebenso sehr nach der Form, wie nach dem Inhalt beurteilt werden. Die Linien, die Farben, die er seinem Bilde giebt, sind ihm gleich wichtig, wie der Vorwurf desselben. Das Bemühen, ein Buch künstlerisch zu gestalten, ist höchst anerkennenswert in einer Disziplin, deren meiste Werke Schutthaufen von Materialien sind und von Unverständlichkeiten wimmeln. Freilich war der von Sombart behandelte Stoff sehr spröde, aber große Abschnitte des Werks bleiben ein Muster ebenso schöner, wie durchsichtiger Darstellung.

Ex ungue leonem. Nur einen kleinen Abschnitt des ganzen Werks konnten wir behandeln. Aber schon wird der Leser erkannt haben, welche Mine von Sombart eröffnet worden ist. Noch viele Arbeiter werden einfahren müssen, bis die auf dem Grunde liegenden Schätze abgebaut sind.

O. P.

Empfindsame Reise.

Das Gefühlsreich des achtzehnten Jahrhunderts steigt aus den Aufzeichnungen und Bekenntnissen einer kurländischen Edelfrau auf.

Elise von der Recke, deren Papiere als Familienchronik von einem verehrenden Sachwalter herausgegeben wurden,*) war keine Erste ihrer Zeit, keine repräsentative Geistespersönlichkeit, aber gerade deshalb überliefern uns ihre Zeugnisse typische Zeitstimmen.

Im ersten früher erschienenen Band dieses Gefühls- und Sittenarchives lasen wir ihren Eheroman, in dem sich für den Forscher höchst interessant menschlich-psychologische Motive mit litterarischen Motiven aus den schwärmerischen Modebüchern der Zeit vermischten. Den Konflikt zweier Perioden stellte diese Ehe dar. Der Mann, ganz im Herrenrecht einer rauheren Vergangenheit wurzelnd, ein Nimrod, rustikal, mit derben Fäusten, — die Frau im weichen, blumigen Bann der neuen, femininen Zeit, Klopstock- und Siegwarttrunken, seelenhungrig

*) Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. Herausgegeben von Paul Rachel.

www.kitoob.com

nach den Entzückungen seraphischen Gefühlsaustausches, nach den Sehnsuchtsextasen unkörperlicher Gemeinschaft. Hier das lärmende Jägertreiben kurischen Adels mit Hundegeheul, Bärenhetzen, derben Schmausereien und artigen Zötlein voll saftigen, dröhnenden Behagens, im Lederhosen- und Humpenstil, wie er beim biderben Ritter Hans von Schweinichen im Schwange steht und bei der urwüchsigkeitsfrohen Liselotte, die im freien Laufe des Gefühls vor den Mund und die andern bijoux indiscrets ihres strammen Leibes nie ein Blatt nahm — dort leises Flehen, süßes Wimmern, Mond- und Sternenandacht, blaßblaue Almanache, seufzende Seligkeit, Gräberelegien, Jenseitsstammeln, zitternde Hände, die sich über der thränenfeuchten Messiade zu scheuem Drucke finden und wieder entsetzt sich meiden. Denn Tugend ist das große Wort dieser Schwärmerei. Nicht der Leidenschaftsüberschwang der Romantik, der mit starkem Glückswillen Liebende in den Rausch selbstvergessenden Genusses reißt, wirkt hier, sondern mehr eine bläßlich laue Vorstellungserotik. An Ideen entzünden sich die Paare; einander und Klopstocks wert zu sein, gilt ihnen als das höchste. Die Entsagung ist der Stolz der Edleren. „Nicht einmal meine Hände sollen dich berühren, du Heilige," stammelt ein bleicher Jüngling, als er von Elisen scheidet. Vor Lebensnähe haben sie bange Scheu, doch der Tod dünkt ihnen süß, aus ihm blickt die Vollendung: „dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen, die du Natur einander bestimmtest."

Konnte man über diese Blätter als Aufschrift den Titel „Bekenntnisse einer schönen Seele" setzen, so darf man dem zweiten Band als Etikett gleichfalls einen Buchtitel der Zeit geben, „Empfindsame Reise" kann er heißen. Ein anderes Bild bietet er, als der erste; nicht mehr seelische Intimitäten entschleiern sich, états d'âmes, sondern die Kulissen des äußeren Lebens, Städte und Menschen der Chodowieckizeit werden in einer Mappe fein gestrichelter Stiche gezeigt. Die starken Gefühlsüberreizungen jener gespannten Ehejahre sind vorüber. Elise ist geschieden. Nach schwerem Kämpfen hat sie sich aus der Gemeinschaft gerettet. Eine unsinnliche Natur vermeidet sie alle Schlichen der Liebe, die zu neuen Enttäuschungen führen könnten; den Weihrauch zarter Verehrung aber genießt sie gerne; die hohe Elisa nennen sie ihre Getreuen, doch wehrende Hände und strenge, gebietende Augen hat sie für jedes ungestümere Nahen und sehr bezeichnend ist, daß der letzte Seelenfreund der hohen Elisa der sanfte Sänger der ätherischen Urania war, Tiedge, der bei ihrer ersten Begegnung verzückt in keuschen Flammen an einen Freund schrieb: „denk dir eine erhabene junonische Gestalt, vereint mit Lieblichkeit und Anmut einer Psyche oder Hebe. Ein durchaus zierratloses, um den Hals geschlossenes Gewand, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheines „chemise" genannt, fließt an der feinen Gestalt zwanglos herab . . ."

* * *

„Empfindsame Reise" — Elise zieht mit ihrer treuen Gesellschafterin, der Demoiselle Sophie Becker, in einer ungefügen Reisearche durch ganz Deutschland, sie grüßt die Kunst und sucht die Aussprache ihrer Brieffreunde. Nach menschlichen Sehenswürdigkeiten ging die Expedition und Frau Rat durfte sich selbstbewußt als Mutter des größten Zeitgenossen moquieren:

„Ich bin viel glücklicher als die Frau von Reck. Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehn, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wems Gott gönnt, giebt ers im Schlaf."

Diese Begegnungen haben ihren eigenen Stil. Ohne sich zu kennen, „ohne von irgend etwas anderem als ihrem inneren Gefühl überzeugt zu sein, daß sie es waren, wo für sie einander hielten," umfangen sich die Freunde.

Kraftgenialisch war noch Goethes und Lavaters erster Gruß: „Bists?" — „Bins", jetzt wird das ahnungsvolle Erkennen verwandter Seelen in fremder irdischer Hülle pathetischer und schwelgerischer. Dem poesielahmen Dichter Goecking, der also die Harfe stimmte:

„Ich saß dich nie und werde dich nicht sehn
Als bis die Erd uns beide nicht mehr faßt;
Ich werde wohl voran dir gehn.
Als Freundschaftsband laß ich dies Buch zurück
Bis du auch nachkömmst und — o Glück —
Wir uns zum ersten male sehn.
Da wird kein Königreich, kein Meer
Kein Strom und kein Gebürg uns trennen;
Da werden wir uns frey und hehr
Als Freund und Freundin lieben können —"

Ihm fliegt Elisa zitternd entgegen und im Bann dieser Muse dichtet sie selbst:

„Goeckings edler Geist
Hebt aber doch Elisas Seele mehr
Als alle Pracht der wechselnden Natur"

Und noch emphatischer grüßt sie Fritz Stollberg. Enthusiastisch eilt sie in Dresden auf ihn zu, „ohne auch nur einen Augenblick zu fragen, ob er es sei."

Die Männer aber halten nicht ganz der Hochgespanntheit dieser idealen Gläubigerin Stand. Fritz Stollberg ward der Feierlichkeitsorkan, der immer um diese Kothurngestalt brandete, unheimlich und er entzog sich ihr — dem derberen Freunde Voß schrieb er vertraulich: „Ueber die Recken denke ich ungefähr wie Sie. Ich bin ihr sehr gut, wünsche aber, sie nicht mehr in Berlin anzutreffen. Der Strudel ihrer Existenz, oder vielmehr die vielen Wirbel ihrer Existenzen ermatten mich zu sehr." Elise selbst war übrigens sehr kritisch, konnte ganz Indignation und eisige Mißbilligung werden, wenn eine ihrer Idealfiguren aus der Rolle, die ihre Imagination ihr zugeteilt, herausfiel. Sogar der göttliche Sänger Klopstock fand nicht völlig

Gnade vor ihrem richtenden Blick und sie verzeichnet mit einer Gebärde der Gekränktheit: „Seine Gestalt ist so wenig erhaben, daß ich in meinem Bild von ihm sehr herunterstimmen muß."

In Hamburg, der Klopstockstadt, wird Elise dabei selbst etwas irdischer. Zuerst ruhten ihre Augen sehr überheblich auf dem fetten, „nach hamburgischer Art gemästeten Postmeister", dann aber gewinnt sie den Austern und dem englischen Aale viel Sympathie ab, und Demoiselle Sophie, die immer das treue Echo ihrer Herrin ist, die in der Seelensphäre geläufig mit Wolken, Ossianversen, Grabblümelein und Ewigkeitsgedanken spielt, schreibt von diesem nahrhaften Diesseits ganz menschlich: „Ich fürchte immer, wir bringen eine, um ein paar Zoll erweiterte Peripherie mit."

Auch sonst wird die Schöngeistigkeit hier etwas weltlicher gewandelt und zu fruchtbarem Interesse wendet sie sich in der Teilnahme am Werk der Karoline Rudolfi. Diese ist eine Urahnin jener Wackeren, die jetzt unter dem Feldgeschrei „Die Kunst im Leben des Kindes" die Kinderstuben der Anderen reformieren.

Sie hatte schon jene Grundbegriffe sich zu eigen gemacht, daß es nicht auf das Lehren, sondern auf das Wecken und Augen-öffnen ankommt. Sie umgab ihre Zöglinge — die aus allen Gegenden Deutschlands, nur nicht aus Hamburg zu ihr strömten — in Haus und Garten mit „schönen Eindrücken": „Im Freien wie in dem Zimmer mußten lebendige Blumen, zierlich geordnet, Auge und Herz erfreuen. Rings umher sah man in den Bildern und in den einfachen Gerätschaften die reinsten Formen."

Elisen gefällt diese Pépinère der Schönheit und sie verzeichnete voll pompösem Wohlwollen und mit dem bedeutenden Ton, der sie nie verließ: „Wollte Gott, daß sich mehr dergleichen Frauenzimmer, als die Rudolfi ist, zu dem ehrwürdigen Posten von Erzieherinnen bestimmen möchten, denn nur ein kluges Frauenzimmer wird ihr Geschlecht am besten bilden können."

* * *

Dabei fehlt der Blick für Realitäten durchaus nicht ganz. Das Kunterbunt friderizianischen Hauswesens wird zwar nicht so scharf und scheckig fixiert, wie in jener Goethebriefstelle an Merk voll Menzelscher Energie: „ich guckte nur drein, wie das Kind in Schön-Raritäten-Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschaun lebe, es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören" — aber Elisa und Sophie, die Empfindsamen bemerken auch, daß es hier nicht darauf ankommt, sich choquieren zu lassen, sondern das Kuriose und Kauzige in dieser Königswirtschaft einzusehen: das Burschikose der Zimmer, „wo die lieben Hunde keinen Stuhl unbeschenkt lassen," die zerrissenen Teppiche, die Garderobe aus einem halben Dutzend getragener Röcke in einem Durchgang hängend, dies Fürstenbett, das aus einer Matratze und einer seidenen Decke besteht.

Doch in ihrem Element ist die empfindsame Reisende immer nur da, wo befreundete Seelen in ähnlicher Sphäre der Hochspannung wandeln. Dem Berlin Nikolais rief sie zu: „Leb denn wohl, Berlin, meinen Verstand hast Du mehr gerührt, als mein Herz." Seelische Heimat fand sie dafür in dem kleinen Friedrichsfelde. Mit der Herzogin Dorothea sitzt sie hier in deren traulichem Schlafzimmer, „welches grün lackiert ist und ganz nach dem Park liegt" und fühlt an „Freundes Seite die Wollust edler Herzen". Ramler, der Barde und Moses Mendelssohn, der Weise kommen zum Besuch. Elisa geht glücklich „in den hohen Alleen von zwei hohen Geistern geleitet." Nathan lesen sie und danach „unsere ernsten Empfindungen sanfter zu stimmen, tritt die liebe Herzogin an ihr Klavier und spielt ein paar Arien mit dem angenehmsten Ausdruck" und als Mendelssohn geht, versichert er mit einer Thräne im Auge: „er hätte heut mit dem Geist geschwelgt."

Der wahre Triumph der Empfindsamkeit wird jedoch in dem Park von Seifersdorf gefeiert, wo Graf und Gräfin Brühl Landschaftsszenerien der Anakreontik und der Humanität mit steifer Grazie und rhetorischer Philantropie angelegt hatten. Freundschaftstempel, Altäre, des Biedersinnes, der „Ahndung künftiger Bestimmung", des „Andenkens guter Menschen" erheben sich am Ende der Baumgänge; in versteckten Gebüschen giebt es heroische und idyllische Motive, Bildersarkophage zum Gedächtnis der Helden, ein Altar mit Leyer und Hirtenflöte, die ein N umrahmen, als Mal für den Kapellmeister Naumann, und eine „chaumière indienne" als Weihestätte für Petrarca. Das Ganze eine große, künstliche Spielzeugschachtel mit pädagogischer Tendenz zur Veredelung des Gemüts.

Hier werden Feste gefeiert, bei denen die Morgenröte der Humanität feierlich gegrüßt wird, Pastoralen werden gespielt, doch nicht mit der freien, kokketten Anmut Klein-Trianons, sondern mit lehrhaften Moralen: „nächst der Bewunderung der schönen Natur labt man sich an dem süßen Anblick reiner und edler Menschlichkeit."

Elisa ist hier ganz glücklich, lange hat sie sich nicht in dieser „sittlich wollüstigen Stimmung" befunden und Demoiselle Sophie — wieder ein Herz und eine Seele — pflückt beim Abschiedsfest, während von Schäfern und Schäferinnen Lieder gesungen wurden „die sich auf die gegenwärtige Lage der Sachen und die nahe Trennung bezogen", Moos vom „Altar der guten Menschen", läßt „unwillkürlich eine heiße Thräne darauffallen" und steckt es „als heiliges Denkmal" dieses Ortes

www.libtool.com.cn

ein: „es soll mit in mein Grab gelegt werden".

* * *

Dieser anakreontisch-encyklopädische Park voll höherer Bestimmung wäre der echte Schauplatz gewesen für die Scene, die den Höhepunkt dieses Gefühlsspiels bildet.

Drei Personen stellen sie dar, drei verschiedene Temperamente: Elisa, die hohe Urania; ihre Schwester Dorothee, ganz französisches Rokoko, voll Watteauzierlichkeit und Marivauxkoketterie; Graf Geßler, der Typus des Kosmopoliten, des überlegen ironischen Kultur-Kavaliers der Zeit, ein Amateursammler von Büchern und Frauen, ein geistreicher Genießer, ein epigrammatischer Causeur.

Elise interessierte sich für ihn, trotzdem sie die schmerzliche Bemerkung macht, daß „Geister, die sich durch französische Lektüre bilden und dann im Geräusch der großen Welt leben, den Glauben an Gott und Tugend verlieren". Sie möchte seine Seele retten und ihn reizt wohl der Kontrast, denn er, der Spötter, stimmte sich stilgewandt in ihren Ton und schreckte nicht davor zurück zu sagen: „Möge der Abend ihres Lebens so schön als diese Abendröte sein".

Als aber Dorothee ein anmutiges Liebesgeplänkel anhebt, ziehen sich die verwandten Temperamente an. Der Graf wendet sich von dem strengen Alabasterprofil der hohen Elisa zu dem Puder- und Mouche-Charme der galanten Herzogin. Und nun lebt sich Elisens Wesen so recht aus. Entsagung, Veredelung, höhere Gemeinschaft schwebt ihr vor. Sie will der Schutzgeist, die überschwebende Mittlerin der Liebenden sein. Und — das ist sehr charakteristisch für die Auffassung der Zeit — ihr ethisches Gefühl denkt gar nicht daran, daß ihre Schwester Dorothee, die Herzogin von Kurland, doch verheiratet ist. Das Seelenbündnis, das die Menschen veredelt — nur so versteht sie die Liebe — darf ja ruhig neben der Ehe bestehen. So führt sie eines Morgens die Schwester und den Grafen — Dorothee war „schön geschmückt wie die Morgenröte", in weißem ostindischen Musselin mit „aurorafarbenem" Unterkleid und dem Hut mit Flatterbändern über dem schalkhaften Gesicht — im Park zusammen, sie vereinigt beider Hände und sagt: „O, sein Sie unser Bruder. Hier schon beseligt edle Freundschaft."

* * *

Im Park zu Seifersdorf lernten wir schon die aus der philantropischen aufklärerischen Richtung stammende moralisierend-allegorische Naturauffassung der Zeit kennen. Neben der Rousseauschen Hingebung an elementare Großheit und Ganzheit besteht lange noch diese teleologische magistrale Naturandacht. Des alten Brookes Wort vom „irdischen Vergnügen in Gott" ist ihre Parole und ihr Zeichen jener Chodowieckistich, der eine Landschaft mit der aufgehenden Sonne über Berg, Busch und Thal als Allegorie der Aufklärung zeigt.

Die Natur wird nicht pantheistisch gläubig empfangen, sondern man hängt ihr Noten, Scholien, Kommentare an. Die moralische Wirkung der Landschaft spielt eine wichtige Rolle und immer giebt es allegorische Deutung. Auf steilem Gebirgspfad fühlen die empfindsamen Reisenden: „Wie war der ganze Weg ein Bild unsers Erdenlebens voll Mühe und Stein des Anstoßes, dann zur Linken und Rechten ein Blümchen, in der Ferne die schönen Gefilde der Phantasie und der strahlenden Hoffnung". Immer macht sich breit die kleinlich-redselige Klopstock-Brookesche Schöpferverehrung: „Der Gedanke an meine Bestimmung begleitet mich. Ein Geschöpf Gottes grüßte ich jede Blume mit brüderlicher Liebe. Auch ihr unbelebten Geschöpfe kommt aus der Hand dessen, der alles zum Glück, zum immerwährenden Fortschritt schuf."

* * *

Je mehr man diesen Stimmen zuhört, um so sicherer merkt man, daß diese Empfindsamkeit und dieser Gefühlskultus doch ein ganz anderer ist, als die starken Vibrationen Werthers, die Jean Paulschen Titaniden-Räusche, Klingersche und Lenzische hingewühlte Leidenschaftshymnen, sie weisen in die Zukunft, sie bereiten den Persönlichkeitsüberschwang der Romantik vor. Der „hohen Elise" Seele aber scheint ein Wechselbalg, die Empfindsamkeit zeugte sie mit der Aufklärung, und ihr Schöngeisttum ahnte diese Zwiespältigkeit gar nicht. F. P.

Billige Kunst.

Knecht Ruprecht wollte einst von bildender Kunst nichts wissen, heut ist er ernstlich dafür eingenommen. Er hat ein großes Lager von billigen und billigsten Kunstblättern und Kunstbüchern und kann für ein paar Pfennige die größten Freuden bereiten. Der amerikanische Millionär, der sich für ein Vermögen einen schlechten Rafael kauft, kann sich nicht mehr freuen, als der deutsche Bürger, der jetzt für ein Trinkgeld einen netten kleinen Dürer oder Rembrandt erhält. Jährlich fallen einige faule Guido Reni's oder Mengs' von den Wänden, um den einfachen und wirksamen Reproduktionen von uns verwandten Meistern zu weichen. Jährlich schränkt sich der Bedarf an Oeldrucken oder an den bunten Lichtdrucken ein, die Oelgemälde vorspiegeln wollen und von Vereinen ins Volk gebracht wurden, die sich zeitweise den Titel „amtliche Publikationen der Nationalgalerie" zulegen durften. Jetzt lieben wir wieder die Originale. Eine Lithographie braucht nicht ein Bild nachzumachen und kann in sich bunt genug sein. Eine Gravüre, die ein Bild reproduziert, bleibt schwarz und weiß, und

ersetzt durch die Originalität dieser Form den Mangel an bunter Illusion. Für alles Imitatorische ist das Wesenseigne eingetreten und dem Theater der Surrogate wird die schlichte Ehrlichkeit selbständiger Graphik vorgezogen.

Das ist das Resultat der modernen Strömung in Wandbildern. Verzeichnisse, die zu Weihnachten erscheinen und dem Volke Anschaffungen empfehlen, wie beispielsweise der „litterarische Ratgeber", den der Kunstwart jeden Dezember herausgiebt, beschränken sich heut nicht mehr auf Bücher, sondern wenden Bildern dieselbe Aufmerksamkeit zu. Da sind die Reproduktionen alter Bilder genannt, die Hanfstängl, Braun und Bruckmann in Kohle- oder Pigmentdrucken herausgeben, von größeren Blättern bis zu den netten kleinen zu 1 Mk. Jede Art guter Photographie kann man ebenso namhaft machen. Man braucht nur die großen italienischen Photographiekataloge von Anderson oder Alinari durchzublättern, um hunderte von Blättern zu finden, die einen von jeder Mode unabhängigen, anständigen Wandschmuck ergeben. Dazu kommen die Seemann'schen Wandbilder, Lichtdrucke nach berühmten Bauten, Statuen, Bildern zwischen 2 und 3 Mk., auch gleich mit Wechselrahmen geliefert. Der Kunstwart selbst giebt ausgewählte und gut gedruckte „Meisterbilder" heraus, sogar mit Text, für 25 Pfennige, daneben Vorzugsdrucke und Künstlermappen. Schließlich sind alle „Bilderschätze", „Skulpturenschätze" und sehr z. B. die Tafeln des „Museum" auch so zu verwenden. In vornehmster Reihe stehen die vorzüglichen Gravüren der Reichsdruckerei, die jetzt schon ein Stück Kunstgeschichte ergeben, mit dekorativem Auge gesehen.

Unter den bunten Blättern sind unerreicht die „deutschen Künstlersteinzeichnungen", deren Verkauf ja vereinsmäßig geordnet ist — der sicherste Kampf gegen die alten Oel- und Buntdrucke. Zwischen 3 und 6 Mark geben uns da erlesene deutsche Maler, wie Kampmann und Volkmann, vollendete Lithographien in sehr anständigen Formaten, die mit jeder Pastellwirkung konkurrieren oder, wenn sie schärfer ausfallen, wie Kallmorgens Dorfstraße, jedes Phantasie- und Anschauungsmaterial an den Wänden der Schulen und Kinderzimmer durch ihre reife Schönheit übertreffen. In Berlin hat sich ebenfalls ein Lithographenverein gebildet, der aber im Ganzen mit dieser Karlsruher Gruppe noch nicht wetteifern kann und seine Preise mehr für Liebhaber stellt. Kampmanns Mondaufgang, Volkmanns Sonnenaufgang sind die besten aller billigen bunten Blätter, die jemals im Hause eines Menschen zu finden waren.

Den Versuch der Seemann'schen Kunsthandlung, Gemälde bunt zu autotypieren, der in einer Sammlung 1. alter Meister (auch unter dem Titel „Die Malerei") und 2. Meister der Gegenwart vorliegt, kann man vorläufig noch nicht ganz gut heißen. Höchstens für den Kunsthistoriker kommt es in Betracht, sich durch diese bunten Kopien gewisse Erinnerungsvorstellungen von Farben hervorzurufen, einen Genuß dagegen bieten sie nicht immer und die Dauerprobe eines Wandschmucks dürften sie nicht aushalten.

Sehr populäre Preise werden von den teilweise farbigen Blättern erzielt, die Breitkopf & Härtel herausgeben. Zunächst zeitgenössische Kunstblätter nach Thoma, Steinhausen, Klinger, Sascha Schneider, Volkmann in halber Metergröße zu 2 Mk., und dann die neuen Flugblätter, die volkstümliche Lieder mit Zeichnungen deutscher Künstler in drittel Metergröße für 10 Pfg. bieten!

So hat man, um fast nur deutsche Blätter zu nennen, reichlich die Auswahl für Mappen oder Wände, den sozialen Wert dieser Einrichtung begreift man. Und von hier aus ging eine neue Einwirkung auch in die Bücher hinüber. Es findet sich eine Mittelgattung ein zwischen Gelehrsamkeit und Kunstgenuß. Billige kleine Kunstgeschichten jeder Art gab es schon lange, meistens waren sie wertlos. Hübscher ausgestattet, auf Spezialgebiete beschränkt, können sie den Genuß erhöhen, die Wissenschaftlichkeit zurücktreten lassen. So sind gegen die Knackfuß-Monographien, die ja auf allen Gebieten der lieben Kunst und Wissenschaft durchgeführt wurden, die neuen kleinen Bard'schen Bändchen ein Fortschritt. Muther hat ihre Redaktion übernommen. Im ersten schreibt er über Lucas Cranach, im zweiten Cornelius Gurlitt über die Stadt Wittenberg. Die Inscenesetzung der Illustrationen ist nett. Ganz vorzüglich gedruckt, sind sie gern auf besonderem Papier einem grauen Karton aufgepickt. Man könnte sie mit Vergnügen einrahmen. Im Text giebts kein System, Freiheit des Themas und des Autors. Ein Index der Werke zum Schluß macht alle Lücken gut. Und dieses Büchlein ist hübsch kartonniert heut für 1,25 M. zu verkaufen.

Das Aeußerste ist in einer von Fritz Wolff herausgegebenen Kunstgeschichte in Einzelbildern erreicht, Verlag Mathias Müllern-Schönenbeck, Breslau. Erster Band: Van Dyck von Emil Schäffer. Elf ausgezeichnet gedruckte Bilder in Lexikonoktav, Tafelerklärung, kurze Biographie und Verzeichnis der Litteratur. Dies Bändchen mit den elf schönen Bildern wird für eine Mark verkauft! Der Fortschritt liegt im Zurückdrängen des Textes vor der noblen und künstlerisch selbständigen Form der Bilder. Der schreckliche Begriff „Illustration" ist erledigt.

O. B.

Gärten.

Paul Schultze-Naumburg schreitet in seinem Lebenswerk weiter, das den Titel „Kulturarbeiten" führt. Der erste Band war dem „Hausbau" gewidmet, ich habe ihn hier angezeigt und habe die Methode des Beispiels

www.libtool.com.cn

nnd Gegenbeispiels empfohlen, des guten Hauses, das meist alt, und des schlechten, das meist neu war. Ich bin seitdem dieses Buch nicht wieder losgeworden. Mit einer Evidenz sonder gleichen führt es uns vor Augen, was Empfindung im Bauen und was Empfindungslosigkeit ist. Man glaubt, solche Dinge unterlägen dem Geschmack. Aber es ist wirklich nicht so. Sie unterliegen nur der Reife des Urteils. Urteilslose sehen gar nicht, Urteilsreife müssen so sehen, wie dieser Autor. Er hat etwas Selbstverständlich-Zwingendes. Man braucht einem Ungläubigen bloß seine Beispiele und Gegenbeispiele aufzuschlagen, und er ist besiegt. Viel solcher Erfolge giebt es nicht.

Schultze-Naumburg ist auch auf andere Gebiete gegangen. Er hat „über die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung" geschrieben. Wohl auch richtig, aber lange nicht so glücklich. Der Feind war hier stärker. Das Raffinement des Korsetts, die Idee der Bluse lassen sich nicht so schnell mit den treuherzigen Worten eines natürlichen Verstandes besiegen. Hierfür gehört ein weltmännisch geschultes Organ, ein Wisser und Besserwisser aus tiefsten Tiefen, ein Psychologe der Sünden. Und vor allem ein genialer Künstler. Mit Worten läßt es sich nicht machen, mit primitiven Ausstellungen erreicht man wenig. Die Worte stehen schon in ältesten Modejournalen und der Geistreichtum der ersten Bände von Bertuch's Journal des Luxus ist schwer zu übertreffen. Hier arbeitet der Denker in einer Zeitströmung mit und nur der Künstler der Schneiderei wird positive Erfolge erzielen. Hier heißt alles: machen können.

In den anderen „Kulturarbeiten" haben wirs leichter. Da steht ein unraffinierter, dummer, vertölpelter und einsichtsloser Feind uns gegenüber, den jedes treue Herz auf den ersten Anhieb wirft. Die schlechten Hauseingänge oder geschnitzten Zäune oder dummen Stühle sind so erbärmlich, daß sie gar nicht mucksen, wenn man sie als Gegenbeispiele brandmarkt. Was eine Modedame ersten pariser Stils aus der Kultur von Jahrhunderten heraus nur mit einem verführerischen Lächeln abthut, das können diese ungebildeten Dächer und Wege und Stufen nicht leisten. Sie sind Geburten flüchtiger Stunden; wer gegen sie anfährt, hat im Gegenteil die Jahrhunderte und die gute Ueberlieferung auf seiner Seite und schlägt sie blindlings.

So blindlings, daß er fast vergißt, wie leicht er auch einmal eine offene Thür einhauen kann. Es ist heut eher besser als schlechter geworden. Das Organ für die Empfindung in Häusern und Gärten ist gewachsen. Die schlimmsten Dinge datieren aus den 70er und 80er Jahren. Behördliches ist oft noch sehr zurück. Privates aber strebt ganz ordentlich vorwärts und wirkt schon auf das Behördliche. Die neuen Akademien Berlins für Musik und bildende Kunst sind die ersten Schulen dieser Art seit dem seligen Caracci, die nicht als Palastkasten, sondern als Häuser gebaut wurden. Ihre Dächer sind entzückend, ihre Fensterproportionen oft überraschend gut, ihre Portale und Durchfahrten und Terrassen und Altanen von feinster Empfindung. Man gehe zu Messels Haus in der Matthäikirchstraße, das er für Koner erbaute, oder vor einige Villen und Ställe in Grunewald — dann kommt einem Schultze-Naumburgs Pessimismus ein klein wenig verspätet vor, auch wenn er sich im Vorwort dagegen verwahrt.

Doch es schadet nichts. Er hat vor allem in die Provinz zu wirken, in die kleinen Städte, die dem Aufschwung nicht so schnell folgen. Da hat er tausendmal Recht. In der großen Stadt sind die Fragen verwickelter. Er hält den Leuten endlich mal klar die Sünden vor, die sie vor einigen Jahrzehnten begingen und die sie sicherlich durch manche Barbarei und Unbildung noch vermehren wollen. Er kennt die Verhältnisse im Lande gut. Er geht mit scharfen Augen umher und sucht wie wild die Gegenbeispiele. Er verliebt sich in die Beispiele und gewinnt ihnen die besten Seiten ab. Ueberall findet er den Standpunkt, weil er kein Techniker, sondern ein Maler ist, weil er allen guten Dingen ihre Stimmung abzulösen weiß. Sein Radikalismus kann nur nützlich sein, er wird die Augen öffnen, das Schlechte hindern, das Gute bestärken, in jedem dumpfen Gehirn etwas Licht verbreiten. Gerade weil er ohne jeden historischen Apparat arbeitet, nur aus einem unverbildeten Auge, wird er eher die Sprache finden, die die Zurückgebliebenen verstehen, als mancher tiefgründige Aesthetiker. Es wird ein Hundertstel von dem erreicht werden, was er sich denkt, aber er hat doch dann das Glücksgefühl des Organisators.

Der zweite Band behandelt die Gärten, dann kommen die Dörfer und Kolonien dran, dann der Städtebau, die Kirchen und Friedhöfe, die technischen Bauten, Straßen und Brücken, die Burgen und Schlösser, die modernen Bauten, die Innenräume und das Baumaterial, endlich die Pflanzen, Bäume und Forsten. Das ist ein Lebenswerk! Eine Gründlichkeit! Jeder Band wird wieder von neuem packen, jedesmal werden wir wieder das Vergnügen haben, Gebiete, die wir alle schon in uns zu Idealen wandelten, nochmals gründlich gereinigt zu sehn, nochmals über alle Geschmacklosigkeiten zu grinsen und bewährte alte Stimmungen wieder behaglich durchzukosten. Alles wird klar werden.

Schultze-Naumburg hat einen Zauberkodak. Er macht entzückende Photographien, er ist eben ein Maler. Ich sehe mir seine Alleen an und denke an Pissarro, seine Pavillons und denke an Vogeler, seine sonnenbeschienenen Thüren und denke an Manet. Er entschuldigt sich wegen seiner Amateurkunst. Aber er irrt sich, es ist nicht ein Bild

dabei, das nicht bewundernswert wäre. Wie geschickt er alberne Gartenwege von oben aufnimmt, daß ihre Karrikatur herauskommt, wie er die Hanswurstiade eines dämlichen Pfeilers mit einer kindischen Eisenthür und einer pedantischen Treppe herausschneidet, wie er die Geheimnisse von Lauben erspäht, die Dächer von Gartenhäusern über den Mauern erhascht, die hohe Luft um stolze Terrassen spielen läßt, die Parvenütöne von rotem Backstein und gelbem Sandstein herausplatzen läßt, die er im Text kühn paraphrasiert: Häring mit Schlagsahne ist nicht gleich der Summe von beiden Genüssen. Fast verschwindet dieser Text vor der Sprache seiner Bilder, die vom Sanssoucizauber bis zum Proletenschuppen, vom holländischen Schloß bis zur städtischen Vorgartenvilla das ganze traurige und lustige Theater schlechter und guter Gärten uns aufspielen.

Von Gartenmauern, Gartenhäusern, Pavillons, Weinberghäusern, Thüren, Lauben, Wegen, Hecken — von all dem ist die Rede, was wir mit den Vegetabilien bauen und was wir in sie hineinstellen und wie wir sie mit dem Haus verbinden. Man findet eine ganze Reihe von Typen für den Pavillon oder für das Weinberghaus. Schon als Typensammlung ist das so angenehm. Nichts historisches stört. Der Autor sah in Italien wie in England alles mit gleichem Auge: alles als Ausdruck. Er ist von jeder pedantischen Konstruktivität weit entfernt. Gerade Wege liebt er wie krumme, nur jeden an seinem Ort. Bassins in regelmäßiger Form geben ihm genug Stimmung, um sie nicht zu verwerfen. Ja selbst gegen das Heckenschneiden am rechten Ort hat der Vorkämpfer der Korsettlosigkeit nichts einzuwenden. Wie ist er hier zart und fein gestimmt. Wie weiß sein Auge die Reize der Geradlinigkeit und der Stilisierung so gut neben denen der Natürlichkeit zu empfinden, wie stört ihn nichts als falsche Natürlichkeit und undisziplinierte Ornament! Hier findet sich das Malerauge zu jener Wiederaufnahme des giardinetto, die seit Jahrzehnten schon zu beobachten ist, das Malerauge, das neben der köstlichen Schönheit der Farben des Kohls und des blühenden Obstes auch die Linien der Steinbecken und Oleander und Terrassengewächse zu kosten versteht, alles, was direkt von Seele zu Seele geht, ohne irgend eine heuchelnde Zuthat, ein Verstecken des Zwecks, ein Vortäuschen von theatralischer Natur. Er fühlt, daß der gerade Weg zwischen Buchsbaumhecken ein Dokument menschlichen Empfindens, daß die Allee der Buchen ein Werk unserer Schönheitssehnsucht ist, ein Idealisieren, nicht um die Natur zu verschönern, sondern um uns in der Natur zur Geltung zu bringen.

Ich gratuliere ihm dazu. Er hat damit unser Feld nur erweitert. Alles, was war, ist wert, daß es ein Ziel unserer Empfindung werde, wenn es nur echt empfunden wird. Die Renaissance hat uns veredelt, damit wir die Natur wiederfinden und das Entzücken dieses Wiederfindens auf ihre eigenen Werke übertragen. Wie sie einst die Antike aufnahm, sind wir schon fast fähig geworden, sie selbst wieder aufzunehmen. Ihre Giardinetti sind das Material für unsere Stimmungen geworden. Wir sind auch hierin keine Naturalisten mehr. Aber was wir durch den Naturalismus des englischen Gartens gelernt haben, das gewann nun die Mathematik des Gartens, sie gewann Ausdruck, nachdem sie einst nur Architektur gewesen war.

Schultze-Naumburg wird kaum noch Feinde finden für seine Theorie der geraden Wege, die besser sind als unnatürliche krumme. Er weiß ja, daß krumme auch besser sind, als unnatürliche gerade. Er weiß, daß die Echtheit des Gefühls schließlich alles entscheidet. Das wissen heut alle besseren, die die Schulzeit des Naturalismus hinter sich haben Wir glauben zuversichtlich, daß die Klarheit seiner Anschauung durch dieses Buch sich Wirkung schaffen muß. Er hat recht, daß nicht bloß das Alter seiner Beispiele ihre Empfehlung ist. Die schrecklichen Gegenbeispiele aus dem neuen Jenaer Park um fünfzig Jahre patiniert würden so wenig besser werden, als die alten, feinen Goetheschen Gartenhäuschen, wenn sie heut gebaut würden, schlechter wären. Die Industrie, ja ganz deutlich das Eisen, hat den Garteneinfassungen und den Gartenbauten geschadet. Aber nur beim Uebergang. Sobald wir das gute Auge wieder erlangt haben, kann sie im Gegenteil nützen und die Mittel vereinfachen. Wir sind nur verwirrt geworden. Den Kopf haben wir nicht verloren und niemals haben wir gestrebt, ästhetisch reinlicher zu werden, als heute. Ob sich nicht doch schon ein Band moderner guter Gärten zusammenstellen ließe? In England sicherlich. Bei uns geht die Assimilierung nicht so schnell. Wir dürfen nie vergessen, daß unsere Lebensführung eine andere als die der Großväter ist, und daß es nötig sein wird, nunmehr aus unseren Bedürfnissen auch die Lebenskunst einer neuen Gartenschönheit zu entwickeln.

O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

www.libtool.com.cn

Tonio Kröger.

Von **Thomas Mann.**

1.

Die Wintersonne stand nur als ein armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenschichten über der engen Stadt. Naß und zugig war's in den giebeligen Gassen, und manchmal fiel eine Art von weichem Hagel, nicht Eis, nicht Schnee.

Die Schule war aus. Ueber den gepflasterten Hof und heraus aus der Gatterpforte strömten die Scharen der Befreiten, teilten sich und enteilten nach rechts und links. Große Schüler hielten mit Würde ihr Bücherpäckchen hoch gegen die linke Schulter gedrückt, indem sie mit dem rechten Arm wider den Wind dem Mittagessen entgegen ruderten; kleines Volk setzte sich lustig in Trab, daß der Eisbrei umherspritzte und die Sieben Sachen der Wissenschaft in den Seehundsränzeln klapperten. Aber hie und da riß Alles mit frommen Augen die Mützen herunter vor dem Wotanshut und dem Jupiterbart eines gemessen hinschreitenden Oberlehrers . . .

„Kommst Du endlich, Hans?" sagte Tonio Kröger, der lange auf dem Fahrdamm gewartet hatte; lächelnd trat er dem Freunde entgegen, der im Gespräch mit anderen Kameraden aus der Pforte kam und schon im Begriffe war, mit ihnen davon zu gehen . . . „Wieso?" fragte er und sah Tonio an . . . „Ja, das ist wahr! Nun gehen wir noch ein bischen."

Tonio verstummte, und seine Augen trübten sich. Hatte Hans es vergessen, fiel es ihm erst jetzt wieder ein, daß sie heute Mittag ein wenig zusammen spazierengehen wollten? Und er selbst hatte sich seit der Verabredung beinahe unausgesetzt darauf gefreut!

„Ja, adieu, ihr!" sagte Hans Hansen zu den Kameraden. „Dann gehe ich noch ein bischen mit Kröger." — Und die Beiden wandten sich nach links, indeß die Anderen nach rechts schlenderten.

Hans und Tonio hatten Zeit, nach der Schule spazieren zu gehen, weil sie beide Häusern angehörten, in denen erst um vier Uhr zu Mittag gegessen wurde. Ihre Väter waren große Kaufleute, die öffentliche Aemter bekleideten und mächtig waren in der Stadt. Den Hansens gehörten schon seit manchem Menschenalter die weitläufigen Holz-Lagerplätze drunten am Fluß, wo gewaltige Sägemaschinen unter Fauchen und Zischen die Stämme zerlegten. Aber Tonio war Konsul Krögers Sohn, dessen Getreidesäcke mit dem breiten schwarzen Firmendruck man Tag für Tag durch die Straßen kutschieren sah; und seiner Vorfahren großes altes Haus war das herrschaftlichste der ganzen Stadt . . . Beständig mußten die Freunde, der vielen Bekannten wegen, die Mützen herunter nehmen, ja, von manchen Leuten wurden die Vierzehnjährigen zuerst gegrüßt . . .

www.libtool.com.cn

Beide hatten die Schulmappen über die Schultern gehängt, und beide waren sie gut und warm gekleidet; Hans in eine kurze Seemanns-Ueberjacke, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Kragen seines Marine-Anzuges lag, und Tonio in einen grauen Gurt-Paletot. Hans trug eine dänische Matrosenmütze mit kurzen Bändern, unter der ein Schopf seines bastblonden Haares hervorquoll. Er war außerordentlich hübsch und wohlgestaltet, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, mit freiliegenden und scharf blickenden stahlblauen Augen. Aber unter Tonios runder Pelzmütze blickten aus einem brünetten und ganz südlich scharfgeschnittenen Gesicht dunkle und zart umschattete Augen mit zu schweren Lidern träumerisch und ein wenig zaghaft hervor . . . Mund und Kinn waren ihm ungewöhnlich weich gebildet. Er ging nachlässig und ungleichmäßig, während Hansens schlanke Beine in den schwarzen Strümpfen so elastisch und taktfest einherschritten . . .

Tonio sprach nicht; er empfand Schmerz. Indem er seine etwas schräg stehenden Brauen zusammenzog und die Lippen zum Pfeifen gerundet hielt, blickte er seitwärts geneigten Kopfes ins Weite. Diese Haltung und Miene war ihm eigentümlich.

Plötzlich schob Hans seinen Arm unter den Tonios und sah ihn dabei von der Seite an, denn er begriff sehr wohl, um was es sich handelte. Und obgleich Tonio auch bei den nächsten Schritten noch schwieg, so ward er doch auf einmal sehr weich gestimmt.

„Ich hatte es nämlich nicht vergessen, Tonio," sagte Hans und blickte vor sich nieder auf das Trottoir, „sondern ich dachte nur, daß heute doch wohl nichts daraus werden könnte, weil es ja so naß und windig ist. Aber mir macht das gar nichts, und ich finde es famos, daß Du trotzdem auf mich gewartet hast. Ich glaubte schon, Du seist nach Hause gegangen und ärgerte mich . . ."

Alles in Tonio geriet in eine hüpfende und jubelnde Bewegung bei diesen Worten.

„Ja, wir gehen nun also über die Wälle!" sagte er mit bewegter Stimme. „Ueber den Mühlenwall und den Holstenwall, und so bringe ich Dich nach Hause, Hans . . . Bewahre, das schadet gar nichts, daß ich dann meinen Heimweg allein mache; das nächste Mal begleitest Du mich."

Im Grunde glaubte er nicht sehr fest an das, was Hans gesagt hatte und fühlte genau, daß jener nur halb so viel Gewicht auf diesen Spaziergang zu zweien legte, wie er. Aber er sah doch, daß Hans seine Vergeßlichkeit bereute und es sich angelegen sein ließ, ihn zu versöhnen. Und er war weit von der Absicht entfernt, die Versöhnung hintanzuhalten . . .

Die Sache war die, daß Tonio Hans Hansen liebte und schon Vieles um ihn gelitten hatte. Wer am meisten liebt, ist der Unterlegene und muß leiden, — diese schlichte und harte Lehre hatte seine vierzehnjährige Seele bereits vom Leben entgegengenommen; und er war so geartet, daß er solche Erfahrungen wohl vermerkte, sie gleichsam innerlich aufschrieb und gewissermaßen seine Freude daran hatte, ohne sich freilich für seine Person danach zu richten und praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Auch war es so mit ihm bestellt, daß er solche Lehren weit wichtiger und interessanter achtete, als die Kenntnisse, die man ihm in der Schule aufnötigte, ja, daß er sich während der Unterrichtsstunden in den gothischen Klassengewölben meistens damit abgab, solche Einsichten bis auf den Grund zu empfinden und völlig auszudenken. Und diese Beschäftigung bereitete ihm eine ganz ähnliche Genugthuung, wie wenn er mit seiner Geige (denn er spielte die Geige) in seinem Zimmer umherging und die Töne, so weich wie er sie nur hervorzubringen vermochte, in das Plätschern

des Springstrahles hinein erklingen ließ, der drunten im Garten unter den Zweigen des alten Wallnußbaumes tänzelnd emporstieg . . .

Der Springbrunnen, der alte Wallnußbaum, seine Geige und in der Ferne das Meer, die Ostsee, deren sommerliche Träume er in den Ferien belauschen durfte, diese Dinge waren es, die er liebte, mit denen er sich gleichsam umstellte und zwischen denen sich sein inneres Leben abspielte, Dinge, deren Namen mit guter Wirkung in Versen zu verwenden sind und auch wirklich in den Versen, die Tonio Kröger zuweilen verfertigte, immer wieder erklangen.

Dieses, daß er ein Heft mit selbstgeschriebenen Versen besaß, war durch sein eigenes Verschulden bekannt geworden und schadete ihm sehr, bei seinen Mitschülern sowohl, wie bei den Lehrern. Dem Sohne Konsul Krögers schien es einerseits, als sei es dumm und gemein, daran Anstoß zu nehmen, und er verachtete dafür sowohl die Mitschüler wie die Lehrer, deren schlechte Manieren ihn obendrein abstießen und deren persönliche Schwächen er seltsam eindringlich durchschaute. Andererseits aber empfand er selbst es als ausschweifend und eigentlich ungehörig, Verse zu machen und mußte all denen gewissermaßen recht geben, die es für eine befremdende Beschäftigung hielten. Allein das vermochte ihn nicht, davon abzulassen . . .

Da er daheim seine Zeit verthat, beim Unterricht langsamen und abgewandten Geistes war und bei den Lehrern schlecht angeschrieben stand, so brachte er beständig die erbärmlichsten Zensuren nach Hause, worüber sein Vater, ein langer, sorgfältig gekleideter Herr mit sinnenden blauen Augen, der immer eine Feldblume im Knopfloch trug, sich sehr erzürnt und bekümmert zeigte. Der Mutter Tonio's jedoch, seiner schönen, schwarzhaarigen Mutter, die Consuelo mit Vornamen hieß und überhaupt so anders war, als die übrigen Damen der Stadt, weil der Vater sie sich einstmals von ganz unten auf der Landkarte heraufgeholt hatte, — seiner Mutter waren die Zeugnisse grundeinerlei . . .

Tonio liebte seine dunkle und feurige Mutter, die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte, und war froh, daß sie sich, ob seiner zweifelhaften Stellung, unter den Menschen nicht grämte. Andererseits aber empfand er, daß der Zorn des Vaters weit würdiger und respektabler sei und war, obgleich er von ihm gescholten wurde, im Grunde ganz einverstanden mit ihm, während er die heitere Gleichgültigkeit der Mutter ein wenig liederlich fand. Manchmal dachte er ungefähr: Es ist gerade genug, daß ich bin wie ich bin und mich nicht ändern will und kann, fahrlässig, widerspänstig und auf Dinge bedacht, an die sonst niemand denkt. Wenigstens gehört es sich, daß man mich ernstlich schilt und straft dafür und nicht mit Küssen und Musik darüber hinweggeht. Wir sind doch keine Zigeuner im grünen Wagen, sondern anständige Leute, Consul Krögers, die Familie der Krögers . . . Nicht selten dachte er auch: Warum bin ich doch so sonderlich und in Widerstreit mit Allem, zerfallen mit den Lehrern und fremd unter den anderen Jungen? Siehe sie an, die guten Schüler und die von solider Mittelmäßigkeit. Sie finden die Lehrer nicht komisch, sie machen keine Verse und denken nur Dinge, die man eben denkt und die man laut aussprechen kann. Wie ordentlich und einverstanden mit Allem und Jedermann sie sich fühlen müssen! Das muß gut sein . . . Was aber ist mit mir und wie wird dies Alles ablaufen?

Diese Art und Weise, sich selbst und sein Verhältnis zum Leben zu betrachten, spielte eine wichtige Rolle in Tonios Liebe zu Hans Hansen. Er liebte ihn zunächst, weil er schön war; dann aber, weil er in allen Stücken als sein eigenes Widerspiel und Gegenteil erschien. Hans Hansen war ein vortrefflicher Schüler und außerdem ein frischer Gesell, der ritt, turnte, schwamm wie ein Held und sich der allgemeinen Beliebtheit erfreute. Die Lehrer waren

ihm beinahe mit Zärtlichkeit zugethan, nannten ihn mit Vornamen und förderten ihn auf alle Weise, die Kameraden waren auf seine Gunst bedacht, und auf der Straße hielten ihn Herren und Damen an, faßten ihn an dem Schopfe bastblonden Haares, der unter seiner dänischen Schiffermütze hervorquoll und sagten: „Guten Tag, Hans Hansen, mit Deinem netten Schopf! Bist Du noch Primus? Grüß Papa und Mama, mein prächtiger Junge . . .“

So war Hans Hansen, und seit Tonio Kröger ihn kannte, empfand er Sehnsucht, sobald er ihn erblickte, eine neidische Sehnsucht, die oberhalb der Brust saß und brannte. Wer so blaue Augen hätte, dachte er, und so in Ordnung und glücklicher Gemeinschaft mit aller Welt lebte, wie Du! Stets bist Du auf eine wohl anständige und allgemein respektierte Weise beschäftigt. Wenn Du die Schulaufgaben erledigt hast, so nimmst Du Reitstunde oder arbeitest mit der Laubsäge, und selbst in den Ferien, an der See, bist Du vom Rudern, Segeln und Schwimmen in Anspruch genommen, indeß ich müßiggängerisch und verloren im Sande liege und auf die geheimnisvoll wechselnden Mienenspiele starre, die über des Meeres Antlitz huschen. Aber darum sind Deine Augen so klar. Zu sein wie Du . . .

Er machte nicht den Versuch, zu werden wie Hans Hansen, und vielleicht war es ihm nicht einmal sehr ernst mit diesem Wunsche. Aber er begehrte schmerzlich, so, wie er war, von ihm geliebt zu werden, und er warb um seine Liebe auf seine Art, eine langsame und innige, hingebungsvolle, leidende und wehmütige Art, aber von einer Wehmut, die tiefer und zehrender brennen kann, als alle jähe Leidenschaftlichkeit, die man von seinem fremden Aeußeren hätte erwarten können.

Und er warb nicht ganz vergebens, denn Hans, der übrigens eine gewisse Ueberlegenheit an ihm achtete, eine Gewandtheit des Mundes, die Tonio befähigte, schwierige Dinge auszusprechen, begriff ganz wohl, daß hier eine ungewöhnlich starke und zarte Empfindung für ihn lebendig sei, erwies sich dankbar und bereitete ihm manches Glück durch sein Entgegenkommen — aber auch manche Pein der Eifersucht, der Enttäuschung und der vergeblichen Mühe, eine geistige Gemeinschaft herzustellen. Denn es war das Merkwürdige, daß Tonio, der Hans Hansen doch um seine Daseinsart beneidete, beständig trachtete, ihn zu seiner eigenen herüberzuziehen, was höchstens auf Augenblicke und auch dann nur scheinbar gelingen konnte . . .

„Ich habe jetzt etwas Wundervolles gelesen, etwas Prachtvolles . . .“ sagte er. Sie gingen und aßen gemeinsam aus einer Düte Fruchtbonbons, die sie bei Krämer Iwersen in der Mühlenstraße für zehn Pfennige erstanden hatten. „Du mußt es lesen, Hans, es ist nämlich Don Carlos von Schiller . . . Ich leihe es Dir, wenn Du willst . . .“

„Ach nein,“ sagte Hans Hansen, „das laß nur, Tonio, das paßt nicht für mich. Ich bleibe bei meinen Pferdebüchern, weißt Du. Famose Abbildungen sind darin, sage ich Dir. Wenn Du mal bei mir bist, zeige ich sie Dir. Es sind Augenblicks-Photographieen, und man sieht die Gäule im Trab und im Galopp und im Sprunge, in allen Stellungen, die man in Wirklichkeit garnicht zu sehen bekommt, weil es zu schnell geht . . .“

„In allen Stellungen?“ fragte Tonio höflich. „Ja, das ist fein. Was aber Don Carlos betrifft, so geht das über alle Begriffe. Es sind Stellen darin, Du sollst sehen, die so schön sind, daß es einem einen Ruck giebt, daß es gleichsam knallt . . .“

„Knallt es?“ fragte Hans Hansen . . . „Wieso?“

„Da ist zum Beispiel die Stelle, wo der König geweint hat, weil er von dem Marquis betrogen ist . . . aber der Marquis hat ihn nur dem Prinzen

www.libtool.com.cn

zu Liebe betrogen, verstehst Du, für den er sich opfert. Und nun kommt aus dem Kabinet in das Vorzimmer die Nachricht, daß der König geweint hat. ‚Geweint?‘ ‚Der König hat geweint?‘ Alle Hofmänner sind fürchterlich betreten, und es geht einem durch und durch, denn es ist ein schrecklich starrer und strenger König. Aber man begreift es so gut, daß er geweint hat, und mir thut er eigentlich mehr leid, als der Prinz und der Marquis zusammengenommen. Er ist immer so ganz allein und ohne Liebe, und nun glaubt er einen Menschen gefunden zu haben, und der verrät ihn . . .“

Hans Hansen sah von der Seite in Tonios Gesicht, und irgend etwas in diesem Gesicht mußte ihn wohl dem Gegenstande gewinnen, denn er schob plötzlich wieder seinen Arm unter den Tonios und fragte:

„Auf welche Weise verrät er ihn denn, Tonio?“

Tonio geriet in Bewegung.

„Ja, die Sache ist,“ fing er an, „daß alle Briefe nach Brabant und Flandern . . .“

„Da kommt Erwin Jimmerthal,“ sagte Hans.

Tonio verstummte. Möchte ihn doch, dachte er, die Erde verschlingen, diesen Jimmerthal! Warum muß er kommen und uns stören! Wenn er nur nicht mit uns geht und den ganzen Weg von der Reitstunde spricht . . . Denn Erwin Jimmerthal hatte ebenfalls Reitstunde. Er war der Sohn des Bankdirektors und wohnte hier draußen vorm Thore. Mit seinen krummen Beinen und Schlitzaugen kam er ihnen, schon ohne Schulmappe, durch die Allee entgegen.

„Tag, Jimmerthal,“ sagte Hans. „Ich gehe ein bißchen mit Kröger . . .“

„Ich muß zur Stadt,“ sagte Jimmerthal, „und etwas besorgen. Aber ich gehe noch ein Stück mit Euch . . . Das sind wohl Fruchtbonbons, die Ihr da habt? Ja, danke, ein paar esse ich. Morgen haben wir wieder Stunde, Hans.“ — Es war die Reitstunde gemeint.

„Famos!“ sagte Hans. „Ich bekomme jetzt die ledernen Gamaschen, Du, weil ich neulich die Eins im Exercitium hatte . . .“

„Du hast ja wohl keine Reitstunde, Kröger?“ fragte Jimmerthal, und seine Augen waren nur ein Paar blanker Ritzen . . .

„Nein . . .“ antwortete Tonio mit ganz ungewisser Betonung.

„Du solltest,“ bemerkte Hans Hansen, „Deinen Vater bitten, daß Du auch Stunde bekommst, Kröger.“

„Ja . . .“ sagte Tonio zugleich hastig und gleichgültig. Einen Augenblick schnürte sich ihm die Kehle zusammen, weil Hans ihn mit Nachnamen angeredet hatte; und Hans schien dies zu fühlen, denn er sagte erläuternd:

„Ich nenne Dich Kröger, weil Dein Vorname so verrückt ist, Du, entschuldige, aber ich mag ihn nicht leiden. Tonio . . . Das ist doch überhaupt kein Name. Uebrigens kannst Du ja nichts dafür, bewahre!“

„Nein, Du heißt wohl hauptsächlich so, weil es so ausländisch klingt und etwas Besonderes ist . . .“ sagte Jimmerthal und that, als ob er zum Guten reden wollte.

Tonios Mund zuckte. Er nahm sich zusammen und sagte:

„Ja, es ist ein alberner Name, ich möchte, weiß Gott, lieber Heinrich oder Wilhelm heißen, das könnt Ihr mir glauben. Aber es kommt daher, daß ein Bruder meiner Mutter, nach dem ich getauft worden bin, Antonio heißt; denn meine Mutter ist doch von drüben . . .“

Dann schwieg er und ließ die beiden von Pferden und Lederzeug sprechen. Hans hatte Jimmerthal untergefaßt und redete mit einer geläufigen Teilnahme, die für Don Carlos niemals in ihm zu erwecken gewesen wäre . . . Von Zeit

www.libtool.com.cn

zu Zeit fühlte Tonio, wie der Drang, zu weinen ihm prickelnd in die Nase stieg; auch hatte er Mühe, sein Kinn in der Gewalt zu behalten, das beständig ins Zittern geriet . . .

Hans mochte seinen Namen nicht leiden, — was war dabei zu thun? Er selbst hieß Hans, und Jimmerthal hieß Erwin, gut, das waren allgemein anerkannte Namen, die niemand befremdeten. Aber „Tonio“ war etwas Ausländisches und Besonderes. Ja, es war in allen Stücken etwas Besonderes mit ihm, ob er wollte oder nicht, und er war allein und ausgeschlossen von den Ordentlichen und Gewöhnlichen, obgleich er doch kein Zigeuner im grünen Wagen war, sondern ein Sohn Konsul Krögers, aus der Familie der Krögers . . . Aber warum nannte Hans ihn „Tonio“ solange sie allein waren, wenn er, kam ein dritter hinzu, anfing, sich seiner zu schämen? Zuweilen war er ihm nahe und gewonnen, ja. Auf welche Weise verrät er ihn denn, Tonio? hatte er gefragt und ihn untergefaßt. Aber als dann Jimmerthal gekommen war, hatte er dennoch erleichtert aufgeatmet, hatte ihn verlassen und ihm ohne Not seinen fremden Rufnamen vorgeworfen. Wie weh es that, dies alles durchschauen zu müssen! . . . Hans Hansen hatte ihn im Grunde ein wenig gern, wenn sie unter sich waren, er wußte es. Aber kam ein dritter, so schämte er sich dessen und opferte ihn auf. Und er war wieder allein. Er dachte an König Philipp. Der König hat geweint . . .

„Gott bewahre,“ sagte Erwin Jimmerthal, „nun muß ich aber wirklich zur Stadt! Adieu, ihr, und Dank für die Fruchtbonbons!“ Darauf sprang er auf eine Bank, die am Wege stand, lief mit seinen krummen Beinen darauf entlang und trabte davon.

„Jimmerthal mag ich leiden!“ sagte Hans mit Nachdruck. Er hatte eine verwöhnte und selbstbewußte Art, seine Sympathieen und Abneigungen kundzugeben, sie gleichsam gnädigst zu verteilen . . . Und dann fuhr er fort, von der Reitstunde zu sprechen, weil er einmal im Zuge war. Es war auch nicht mehr so weit bis zum Hansenschen Wohnhause; der Weg über die Wälle nahm nicht so viel Zeit in Anspruch. Sie hielten ihre Mützen fest und beugten die Köpfe vor dem starken, feuchten Wind, der in dem kahlen Geäst der Bäume knarrte und stöhnte. Und Hans Hansen sprach, während Tonio nur dann und wann ein künstliches Ach und Jaja einfließen ließ, ohne Freude darüber, daß Hans ihn im Eifer der Rede wieder untergefaßt hatte, denn das war nur eine scheinbare Annäherung, ohne Bedeutung.

Dann verließen sie die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sahen einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählten zum Zeitverteib die Wagen und winkten dem Manne zu, der in seinen Pelz vermummt zuhöchst auf dem allerletzten saß. Und am Lindenplatze, vor Großhändler Hansens Villa blieben sie stehen, und Hans zeigte ausführlich, wie amüsant es sei, sich unten auf die Gartenpforte zu stellen und sich in den Angeln hin und her zu schlenkern, daß es nur so kreischte. Aber hierauf verabschiedete er sich.

„Ja, nun muß ich hinein,“ sagte er. „Adieu, Tonio. Das nächste Mal begleite ich Dich nach Hause, sei sicher.“

„Adieu, Hans,“ sagte Tonio, „es war nett, spazieren zu gehen.“

Ihre Hände, die sie sich drückten, waren ganz naß und rostig von der Gartenpforte. Als aber Hans in Tonios Augen sah, entstand etwas wie ein reuiges Besinnen in seinem hübschen Gesicht.

„Uebrigens werde ich nächstens ‚Don Carlos‘ lesen!“ sagte er rasch. „Das mit dem König im Kabinet muß famos sein!“ Dann nahm er seine Mappe unter den Arm und lief durch den Vorgarten. Bevor er im Hause verschwand, nickte er noch einmal zurück.

www.libtool.com.cn

Und Tonio Kröger ging ganz verklärt und beschwingt von dannen. Der Wind trieb und trug ihn von hinten, aber es war nicht darum allein, daß er so leicht von der Stelle kam.

Hans würde „Don Carlos" lesen, und dann würden sie etwas mit einander haben, worüber weder Jimmerthal noch irgend ein anderer mitreden konnte! Wie gut sie einander verstanden! Wer wußte, — vielleicht brachte er ihn noch dazu, ebenfalls Verse zu schreiben? . . . Nein, nein, das wollte er nicht! Hans sollte nicht werden, wie Tonio, sondern bleiben, wie er war, so hell und stark, wie alle ihn liebten und Tonio am meisten! Aber daß er „Don Carlos" las, würde trotzdem nicht schaden . . . Und Tonio ging durch das alte, untersetzte Thor, ging am Hafen entlang und die steile, zugige und nasse Giebelgasse hinauf zum Haus seiner Eltern. Damals lebte sein Herz; Sehnsucht war darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit.

2.

Die blonde Inge, Ingeborg Holm, Doktor Holms Tochter, der am Markte wohnte, dort, wo hoch, spitzig und vielfach der gothische Brunnen stand, sie wars, die Tonio Kröger liebte, als er sechzehn Jahre alt war.

Wie geschah das? Er hatte sie tausendmal gesehen; an einem Abend jedoch sah er sie in einer gewissen Beleuchtung, sah, wie sie im Gespräch mit einer Freundin auf eine gewisse übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewisse Art ihre Hand, eine gar nicht besonders schmale, gar nicht besonders feine Klein-Mädchen-Hand, zum Hinterkopfe führte, wobei der weiße Gaze-Aermel von ihrem Ellenbogen zurückglitt, hörte, wie sie ein Wort, ein gleichgültiges Wort, auf eine gewisse Art betonte, wobei ein warmes Klingen in ihrer Stimme war, und ein Entzücken ergriff sein Herz, weit stärker als jenes, das er früher zuweilen empfunden hatte, wenn er Hans Hansen betrachtete, damals, als er noch ein kleiner, dummer Junge war.

An diesem Abend nahm er ihr Bild mit fort, mit dem dicken, blonden Zopf, den länglich geschnittenen, lachenden, blauen Augen und dem zart angedeuteten Sattel von Sommersprossen über der Nase, konnte nicht einschlafen, weil er das Klingen in ihrer Stimme hörte, versuchte leise, die Betonung nachzuahmen, mit der sie das gleichgültige Wort ausgesprochen hatte, und erschauerte dabei. Die Erfahrung lehrte ihn, daß dies die Liebe sei. Aber obgleich er genau wußte, daß die Liebe ihm viel Schmerz, Drangsal und Demütigung bringen müsse, daß sie überdies den Frieden zerstöre und das Herz mit Melodieen überfüllte, ohne daß man Ruhe fand, eine Sache rund zu formen und in Gelassenheit etwas Ganzes daraus zu schmieden, so nahm er sie doch mit Freuden auf, überließ sich ihr ganz und pflegte sie mit den Kräften seines Gemütes, denn er wußte, daß sie reich und lebendig mache, und er sehnte sich, reich und lebendig zu sein, statt in Gelassenheit etwas Ganzes zu schmieden . . .

Dies, daß Tonio Kröger sich an die lustige Inge Holm verlor, ereignete sich in dem ausgeräumten Salon der Consulin Husteede, die es an jenem Abend traf, die Tanzstunde zu geben; denn es war ein Privat-Kursus, an dem nur Angehörige von ersten Familien teilnahmen, und man versammelte sich reihum in den elterlichen Häusern, um sich Unterricht in Tanz und Anstand erteilen zu lassen. Aber zu diesem Behufe kam allwöchentlich Balletmeister Knaak eigens von Hamburg herbei.

www.deutschestextarchiv.de

François Knaak war sein Name, und was für ein Mann war das! „J'ai l'honneur de me vous représenter," sagte er, „mon nom est Knaak . . . Und dies spricht man nicht aus, während man sich verbeugt, sondern wenn man wieder aufrecht steht, — gedämpft und dennoch deutlich. Man ist nicht täglich in der Lage, sich auf Französisch vorstellen zu müssen, aber kann man es in dieser Sprache korrekt und tadellos, so wird es einem auf Deutsch erst recht nicht fehlen." Wie wunderbar der seidig schwarze Gehrock sich an seine fetten Hüften schmiegte! In weichen Falten fiel sein Beinkleid auf seine Lackschuhe hinab, die mit breiten Atlasschleifen geschmückt waren, und seine braunen Augen blickten mit einem müden Glück über ihre eigene Schönheit umher . . .

Jedermann ward erdrückt durch das Uebermaß seiner Sicherheit und Wohlanständigkeit. Er schritt — und niemand schritt wie er, elastisch, wogend, wiegend, königlich — auf die Herrin des Hauses zu, verbeugte sich und wartete, daß man ihm die Hand reiche. Erhielt er sie, so dankte er mit leiser Stimme dafür, trat federnd zurück, wandte sich auf dem linken Fuße, schnellte den rechten mit niedergedrückter Spitze seitwärts vom Boden ab und schritt mit bebenden Hüften davon . . .

Man ging rückwärts und unter Verbeugungen zur Thür hinaus, wenn man eine Gesellschaft verließ, man schleppte einen Stuhl nicht herbei, indem man ihn an einem Bein ergriff, oder am Boden entlang schleifte, sondern man trug ihn leicht an der Lehne herzu und setzte ihn geräuschlos nieder. Man stand nicht da, indem man die Hände auf dem Bauch faltete und die Zunge in den Mundwinkel schob; that man es dennoch, so hatte Herr Knaak eine Art, es ebenso zu machen, daß man für den Rest seines Lebens einen Ekel vor dieser Haltung bewahrte . . .

Dies war der Anstand. Was aber den Tanz betraf, so meisterte Herr Knaak ihn womöglich in noch höherem Grade. In dem ausgeräumten Salon brannten die Gasflammen des Kronleuchters und die Kerzen auf dem Kamin. Der Boden war mit Talkum bestreut, und in stummem Halbkreise standen die Eleven umher. Aber jenseits der Portièren, in der anstoßenden Stube, saßen auf Plüschstühlen die Mütter und Tanten, und betrachteten durch ihre Lorgnetten Herrn Knaak, wie er, in gebückter Haltung, den Saum seines Gehrockes mit je zwei Fingern erfaßt hielt und mit federnden Beinen die einzelnen Teile der Mazurka demonstrierte. Beabsichtigte er aber, sein Publikum gänzlich zu verblüffen, so schnellte er sich plötzlich und ohne zwingenden Grund vom Boden empor, indem er seine Beine mit verwirrender Schnelligkeit in der Luft um einander wirbelte, gleichsam mit denselben trillerte, worauf er mit einem gedämpften, aber alles in seinen Festen erschütternden Plumps zu dieser Erde zurückkehrte . . .

Was für ein unbegreiflicher Affe, dachte Tonio Kröger in seinem Sinn. Aber er sah wohl, daß Inge Holm, die lustige Inge, oft mit einem selbstvergessenen Lächeln Herrn Knaaks Bewegungen verfolgte, und nicht dies allein war es, weshalb all diese wundervoll beherrschte Körperlichkeit ihm im Grunde etwas wie Bewunderung abgewann. Wie ruhevoll und unverwirrbar Herrn Knaaks Augen blickten! Sie sahen nicht in die Dinge hinein, bis dorthin, wo sie kompliziert und traurig werden; sie wußten nichts, als daß sie braun und schön seien. Aber deshalb war seine Haltung so stolz. Ja, man mußte dumm sein, um so schreiten zu können, wie er; und dann wurde man geliebt, denn man war liebenswürdig. Er verstand es so gut, daß Inge, die blonde, süße Inge auf Herrn Knaak blickte, wie sie es that. Aber würde denn niemals ein Mädchen so auf ihn selbst blicken?

www.libtool.com.cn

O doch, das kam vor. Da war Magdalena Vermehren, Rechtsanwalt Vermehrens Tochter, mit dem sanften Mund und den großen, dunklen, blanken Augen voll Ernst und Schwärmerei. Sie fiel oft hin beim Tanzen; aber sie kam zu ihm bei der Damenwahl, sie wußte, daß er Verse dichtete, sie hatte ihn zwei Mal gebeten, sie ihr zu zeigen, und oftmals schaute sie ihn von Weitem mit gesenktem Kopfe an. Aber was sollte ihm das? Er, er liebte Inge Holm, die blonde, lustige Inge, die ihn sicher darum verachtete, daß er poetische Sachen schrieb . . . er sah sie an, sah ihre schmalgeschnittenen, blauen Augen, die voll Glück und Spott waren, und eine neidische Sehnsucht, ein herber, drängender Schmerz, von ihr ausgeschlossen und ihr ewig fremd zu sein, saß in seiner Brust und brannte . . .

„Erstes Paar en avant!“ sagte Herr Knaak, und keine Worte schildern, wie wunderbar der Mann den Nasal-Laut hervorbrachte. Man übte Quadrille, und zu Tonio Krögers tiefem Erschrecken befand er sich mit Inge Holm in ein und demselben Carré. Er mied sie wie er konnte und dennoch geriet er beständig in ihre Nähe; er wehrte seinen Augen, sich ihr zu nahen, und dennoch traf sein Blick beständig auf sie . . . Nun kam sie an der Hand des rotköpfigen Ferdinand Matthiessen gleitend und laufend herbei, warf den Zopf zurück und stellte sich aufatmend ihm gegenüber; Herr Heinzelmann, der Klavierspieler, griff mit seinen knochigen Händen in die Tasten, Herr Knaak kommandierte, die Quadrille begann.

Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend, ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten, weißen Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und seine Augen trübten sich mehr und mehr. Ich liebe dich, liebe, süße Inge, sagte er innerlich, und er legte in diese Worte seinen ganzen Schmerz darüber, daß sie so eifrig und lustig bei der Sache war und sein nicht achtete. Ein wunderschönes Gedicht von Storm fiel ihm ein: „Ich möchte schlafen; aber Du mußt tanzen.“ Der demütigende Widersinn quälte ihn, der darin lag, tanzen zu müssen, während man liebte . . .

„Erstes Paar en avant!“ sagte Herr Knaak, denn es kam eine neue Tour. „Compliment! Moulinet des dames! Tour de main!“ Und niemand beschreibt, auf welche graziöse Art er das stumme e vom „de“ verschluckte.

„Zweites Paar en avant!“ Tonio Kröger und seine Dame waren daran. „Compliment!“ Und Tonio Kröger verbeugte sich. „Moulinet des dames!“ Und Tonio Kröger, mit gesenktem Kopfe und finsteren Brauen, legte seine Hand auf die Hände der vier Damen, auf die Inge Holms, und tanzte „moulinet“.

Ringsum entstand ein Kichern und Lachen. Herr Knaak fiel in eine Ballet-Pose, welche ein stilisiertes Entsetzen ausdrückte. „O weh!“ rief er. „Halt, halt! Kröger ist unter die Damen geraten! En arrière, Fräulein Kröger, zurück, zurück, fi donc! Alle haben es nun verstanden, nur Sie nicht. Husch! Fort! Zurück mit Ihnen!“ Und er zog sein gelbseidenes Taschentuch und scheuchte Tonio Kröger damit an seinen Platz zurück.

Alles lachte, die Jungen, die Mädchen und die Damen jenseits der Portièren, denn Herr Knaak hatte etwas gar zu Drolliges aus dem Zwischenfall gemacht, und man amüsierte sich wie im Theater. Nur Herr Heinzelmann wartete mit trockener Geschäftsmiene auf das Zeichen zum Weiterspielen, denn er war abgehärtet gegen Herrn Knaaks Wirkungen.

Dann ward die Quadrille fortgesetzt. Und dann war Pause. Das Folgmädchen klirrte mit einem Theebrett voll Weingelé-Gläsern zur Thür herein, und die Köchin folgte mit einer Ladung Plumcake in ihrem Kielwasser. Aber Tonio Kröger stahl sich fort, ging heimlich auf den Korridor hinaus und stellte sich

dort, die Hände auf dem Rücken, vor ein Fenster mit herabgelassener Jalousie, ohne zu bedenken, daß man durch diese Jalousie garnichts sehen konnte, und daß es also lächerlich sei, davorzustehen und zu thun, als blicke man hinaus.

Er blickte aber in sich hinein, wo so viel Gram und Sehnsucht war. Warum, warum war er hier? Warum saß er nicht in seiner Stube am Fenster und las in Storms „Immensee“ und blickte hie und da in den abendlichen Garten hinaus, wo der alte Wallnußbaum schwerfällig knarrte? Das wäre sein Platz gewesen. Mochten die anderen tanzen und frisch und geschickt bei der Sache sein! . . . Nein, nein, sein Platz war dennoch hier, wo er sich in Inges Nähe wußte, wenn er auch nur einsam von ferne stand und versuchte, in dem Summen, Klirren und Lachen dort drinnen ihre Stimmen zu unterscheiden, in welcher es klang von warmem Leben. Deine länglich geschnittenen, blauen, lachenden Augen, Du blonde Inge! So schön und heiter wie Du kann man nur sein, wenn man nicht „Immensee“ liest und niemals versucht, selbst dergleichen zu machen; das ist das Traurige! . . .

Sie müßte kommen! Sie müßte bemerken, daß er fort war, müßte fühlen, wie es um ihn stand, müßte ihm heimlich folgen, wenn auch nur aus Mitleid, ihm ihre liebe Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns, sei froh, ich liebe Dich. Und er horchte hinter sich und wartete in unvernünftiger Spannung, daß sie kommen möge. Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht auf Erden.

Hatte auch sie ihn verlacht, gleich allen anderen? Ja, das hatte sie gethan, so gern er es ihret- und seinetwegen geleugnet hätte. Und doch hatte er nur aus Versunkenheit in ihre Nähe „moulinet des dames“ mitgetanzt. Und was verschlug das? Man würde vielleicht einmal aufhören, zu lachen! Hatte etwa nicht kürzlich eine Zeitschrift ein Gedicht von ihm angenommen, wenn sie dann auch wieder eingegangen war, bevor das Gedicht hatte erscheinen können? Es kam der Tag, wo er berühmt war, wo alles gedruckt wurde, was er schrieb, und dann würde man sehen, ob er nicht Eindruck auf Inge Holm machen würde . . . Es würde *keinen* Eindruck machen, nein, das war es ja. Auf Magdalena Vermehren, die immer hinfiel, ja, auf die. Aber niemals auf Inge Holm, niemals auf die blauäugige, lustige Inge. Und war es also nicht vergebens? . . .

Tonio Krögers Herz zog sich schmerzlich zusammen bei diesem Gedanken. Zu fühlen, wie wunderbare spielende und schwermütige Kräfte sich in Dir regen, und dabei zu wissen, daß diejenigen, zu denen Du Dich hinübersehnst, ihnen in heiterer Unzugänglichkeit gegenüberstehen, das thut sehr weh, Aber obgleich er einsam, ausgeschlossen und ohne Hoffnung vor einer geschlossenen Jalousie stand und in seinem Kummer that, als könne er hindurchblicken, so war er dennoch glücklich. Denn damals lebte sein Herz. Warm und traurig schlug es für Dich, Ingeborg Holm, und seine Seele umfaßte Deine blonde, lichte und übermütig gewöhnliche kleine Persönlichkeit in seliger Selbstverleugnung.

Mehr als einmal stand er mit erhitztem Angesicht an einsamen Stellen, wohin Musik, Blumenduft und Gläsergeklirr nur leise drangen, und suchte, in dem fernen Festgeräusch Deine klingende Stimme zu unterscheiden, stand in Schmerzen um Dich und war dennoch glücklich. Mehr als einmal kränkte es ihn, daß er mit Magdalena Vermehren, die immer hinfiel, sprechen konnte, daß sie ihn verstand und mit ihm lachte und ernst war, während die blonde Inge, saß er auch neben ihr, ihm fern und fremd und befremdet erschien, denn seine Sprache war nicht ihre Sprache; und dennoch war er glücklich. Denn das Glück, sagte er sich, ist nicht, geliebt zu werden; das ist eine mit Ekel gemischte Genugthuung für die Eitelkeit. Das Glück ist, zu lieben und vielleicht kleine,

www.libtool.com.cn

trügerische Annäherungen an den geliebten Gegenstand zu erhaschen. Und er schrieb diesen Gedanken innerlich auf, dachte ihn völlig aus und empfand ihn bis auf den Grund.

Treue! dachte Tonio Kröger. Ich will treu sein und Dich lieben, Ingeborg, solange ich lebe! So wohlmeinend war er. Und dennoch flüsterte in ihm eine leise Furcht und Trauer, daß er ja auch Hans Hansen ganz und gar vergessen habe, obgleich er ihn täglich sah. Und es war das Häßliche und Erbärmliche, daß diese leise und ein wenig hähmische Stimme recht behielt, daß die Zeit verging und Tage kamen, da Tonio Kröger nicht mehr so unbedingt, wie ehemals, für die lustige Inge zu sterben bereit war, weil er Lust und Kräfte in sich fühlte, auf seine Art in der Welt eine Menge des Merkwürdigen zu leisten.

Und er umkreiste behutsam den Opfer-Altar, auf dem die lautere und keusche Flamme seiner Liebe loderte, kniete davor und schürte und nährte sie auf alle Weise, weil er treu sein wollte. Und über eine Weile, unmerklich, ohne Aufsehen und Geräusch, war sie dennoch erloschen.

Aber Tonio Kröger stand noch eine Zeit lang vor dem erkalteten Altar, voll Staunen und Enttäuschung darüber, daß Treue auf Erden unmöglich war. Dann zuckte er die Achseln und ging seiner Wege.

3.

Er ging den Weg, den er gehen mußte, ein wenig nachlässig und ungleichmäßig, vor sich hinpfeifend, mit seitwärts geneigtem Kopfe ins Weite blickend, und wenn er irre ging, so geschah es, weil es für Etliche einen richtigen Weg überhaupt nicht giebt. Fragte man ihn, was in aller Welt er zu werden gedachte, so erteilte er wechselnde Auskunft, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß er die Möglichkeiten zu tausend Daseinsformen in sich trage, zusammen mit dem heimlichen Bewußtsein, daß es im Grunde lauter Unmöglichkeiten seien . . .

Schon bevor er von der engen Vaterstadt schied, hatten sich leise die Klammern und Fäden gelöst, mit der sie ihn hielt. Die alte Familie der Krögers war nach und nach in einen Zustand des Abbröckelns und der Zersetzung geraten, und die Leute hatten Grund, Tonio Krögers eigenes Sein und Wesen ebenfalls zu den Merkmalen dieses Zustandes zu rechnen. Seines Vaters Mutter war gestorben, das Haupt des Geschlechts, und nicht lange darauf, so folgte sein Vater, der lange, sinnende, sorgfältig gekleidete Herr mit der Feldblume im Knopfloch, ihr im Tode nach. Das große Krögersche Haus stand mitsamt seiner würdigen Geschichte zum Verkaufe, und die Firma ward ausgelöscht. Tonios Muttnr jedoch, seine schöne, feurige Mutter, die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte und der alles ganz einerlei war, vermählte sich nach Jahresfrist aufs Neue und zwar mit einem Musiker, einem Virtuosen mit italienischem Namen, dem sie in blaue Fernen folgte. Tonio Kröger fand dies ein wenig liederlich; aber war er berufen, es ihr zu wehren? Er schrieb Verse und konnte nicht einmal beantworten, was in aller Welt er zu werden gedachte . . .

Und er verließ die winklige Heimatstadt, um deren Giebel der feuchte Wind pfiff, verließ den Springbrunnen und den alten Wallnußbaum im Garten, die Vertrauten seiner Jugend, verließ auch das Meer, das er so sehr liebte, und empfand keinen Schmerz dabei. Denn er war groß und klug geworden,

hatte begriffen, was für eine Bewandnis es mit ihm hatte, und war voller Spott für das plumpe und niedrige Dasein, das ihn so lange in seiner Mitte gehalten hatte.

Er ergab sich ganz der Macht, die ihm als die erhabenste auf Erden erschien, zu deren Dienst er sich berufen fühlte, und die ihm Hoheit und Ehren versprach, der Macht des Geistes und Wortes, die lächelnd über dem unbewußten und stummen Leben thront. Mit seiner jungen Leidenschaft ergab er sich ihr, und sie lohnte ihm mit allem, was sie zu schenken hat, und nahm ihm unerbittlich all das, was sie als Entgelt dafür zu nehmen pflegt.

Sie schärfte seinen Blick und ließ ihn die großen Wörter durchschauen, die der Menschen Busen blähen, sie erschloß ihm der Menschen Seelen und seine eigene, machte ihn hellsehend und zeigte ihm das innere der Welt und alles letzte, was hinter den Worten und Thaten ist. Was er aber sah, war dies: Komik und Elend — Komik und Elend.

Da kam, mit der Qual und dem Hochmut der Erkenntnis, die Einsamkeit, weil es ihn im Kreise der Harmlosen mit dem fröhlich dunklen Sinn nicht litt und das Mal an seiner Stirn sie verstörte. Aber mehr und mehr versüßte sich ihm auch die Lust am Worte und der Form, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß die Kenntnis der Seele allein unfehlbar trübsinnig machen würde, wenn nicht die Vergnügungen des Ausdrucks uns wach und munter erhielten . . .

Er lebte in großen Städten und im Süden, von dessen Sonne er sich ein üppigeres Reifen seiner Kunst versprach; und vielleicht war es das Blut seiner Mutter, welches ihn dorthin zog. Aber da sein Herz tot und ohne Liebe war, so geriet er in Abenteuer des Fleisches, stieg tief hinab in Wollust und heiße Schuld und litt unsäglich dabei. Vielleicht war es das Erbteil seines Vaters in ihm, des langen, sinnenden, reinlich gekleideten Mannes mit der Feldblume im Knopfloch, das ihn dort unten so leiden machte und manchmal eine schwache, sehnsüchtige Erinnerung in ihm sich regen ließ an eine Lust der Seele, die einstmals sein eigen gewesen war, und die er in allen Lüsten nicht wiederfand.

Ein Ekel und Haß gegen die Sinne erfaßte ihn und ein Lechzen nach Reinheit und wohlanständigem Frieden, während er doch die Luft der Kunst atmete, die laue und süße, duftgeschwängerte Luft eines beständigen Frühlings, in der es treibt und braut und keimt in heimlicher Zeugungswonne. So kam es nur dahin, daß er, haltlos zwischen krassen Extremen, zwischen eisiger Geistigkeit und verzehrender Sinnenglut hin und her geworfen, unter Gewissensnöten ein erschöpfendes Leben führte, ein ausbündiges, ausschweifendes und außerordentliches Leben, das er, Tonio Kröger, im Grunde verabscheute. Welch Irrgang! dachte er zuweilen. Wie war es nur möglich, daß ich in alle diese excentrischen Abenteuer geriet? Ich bin doch kein Zigeuner im grünen Wagen, von Hause aus . . .

Aber in dem Maße, wie seine Gesundheit geschwächt ward, verschärfte sich seine Künstlerschaft, ward wählerisch, erlesen, kostbar, fein, reizbar gegen das Banale und aufs Höchste empfindlich in Fragen des Taktes und Geschmacks. Als er zum ersten Male hervortrat, wurde unter denen, die es anging, viel Beifall und Freude laut, denn es war ein wertvoll gearbeitetes Ding, was er geliefert hatte, voll Humor und Kenntnis des Leidens. Und schnell ward sein Name, derselbe, mit dem ihn einst seine Lehrer scheltend gerufen hatten, derselbe, mit dem er seine ersten Reime an den Wallnußbaum, den Springbrunnen und das Meer unterzeichnet hatte, dieser aus Süd und Nord zusammengesetzte Klang, dieser exotisch angehauchte Bürgersname zu einer Formel, die Vortreffliches be-

zeichnete; denn der schmerzlichen Gründlichkeit seiner Erfahrungen gesellte sich ein seltener, zäh ausharrender und ehrsüchtiger Fleiß, der im Kampf mit der wählerischen Reizbarkeit seines Geschmacks unter heftigen Qualen ungewöhnliche Werke entstehen ließ.

Er arbeitete nicht wie Jemand, der arbeitet, um zu leben, sondern wie Einer, der nichts will, als arbeiten, weil er sich als lebendigen Menschen für nichts achtet, nur als Schaffender in Betracht zu kommen wünscht und im Uebrigen grau und unauffällig umhergeht, wie ein abgeschminkter Schauspieler, der nichts ist, solange er nichts darzustellen hat. Er arbeitete stumm, abgeschlossen, unsichtbar und voller Verachtung für jene Kleinen, denen das Talent ein geselliger Schmuck war, die, ob sie nun arm oder reich waren, wild und abgerissen einhergingen oder mit persönlichen Kravatten Luxus trieben, in erster Linie glücklich, liebenswürdig und künstlerisch zu leben bedacht waren, unwissend darüber, daß gute Werke nur unter dem Druck eines schlimmen Lebens entstehen, daß, wer lebt, nicht arbeitet, und daß man gestorben sein muß, um ganz ein Schaffender zu sein.

4.

„Störe ich?“ fragte Tonio Kröger auf der Schwelle des Ateliers. Er hielt seinen Hut in der Hand und verbeugte sich sogar ein wenig, obgleich Lisaweta Iwanowna seine Freundin war, der er Alles sagte.

„Erbarmen Sie sich, Tonio Kröger, und kommen Sie ohne Ceremonien herein!“ antwortete sie mit ihrer hüpfenden Betonung. „Es ist bekannt, daß Sie eine gute Kinderstube genossen haben und wissen, was sich schickt.“ Dabei steckte sie ihren Pinsel zu der Palette in die linke Hand, reichte ihm die rechte und blickte ihm lachend und kopfschüttelnd ins Gesicht.

„Ja, aber Sie arbeiten,“ sagte er. „Lassen Sie sehen . . . O, Sie sind vorwärts gekommen.“ Und er betrachtete abwechselnd die farbigen Skizzen, die zu beiden Seiten der Staffelei auf Stühlen lehnten, und die große, mit einem quadratischen Linien-Netz überzogene Leinwand, auf welcher, in dem verworrenen und schemenhaften Kohle-Entwurf, die ersten Farbflecke aufzutauchen begannen.

Es war in München, in einem Rückgebäude der Schellingstraße, mehrere Stiegen hoch. Draußen, hinter dem breiten Nordlicht-Fenster, herrschte Himmelsblau, Vogelgezwitscher und Sonnenschein, und des Frühlings junger, süßer Atem, der durch eine offene Klappe hereinströmte, vermischte sich mit dem Geruch von Fixativ und Oelfarbe, der den weiten Arbeitsraum erfüllte. Ungehindert überflutete das goldige Licht des hellen Nachmittags die weitläufige Kahlheit des Ateliers, beschien freimütig den ein wenig schadhaften Fußboden, den rohen, mit Fläschchen, Tuben und Pinseln bedeckten Tisch unterm Fenster und die ungerahmten Studien an den untapezierten Wänden, beschien den Wandschirm aus rissiger Seide, der in der Nähe der Thür einen kleinen stilvoll möblierten Wohn- und Mußewinkel begrenzte, beschien das werdende Werk auf der Staffelei und davor die Malerin und den Dichter.

Sie mochte etwa so alt sein, wie er, nämlich ein wenig jenseits der Dreißig. In ihrem dunkelblauen, fleckigen Schürzenkleide saß sie auf einem niedrigen Schemel und stützte das Kinn in die Hand. Ihr braunes Haar, fest frisiert und an den Seiten schon leicht ergraut, bedeckte in leisen Scheitelwellen ihre Schläfen und gab den Rahmen zu ihrem brünetten, slavisch geformten,

unendlich sympathischen Gesicht mit der Stumpfnase, den scharf herausgearbeiteten Wangenknochen und den kleinen, schwarzen, blanken Augen. Gespannt, mißtrauisch und gleichsam gereizt musterte sie schiefen und gekniffenen Blicks ihre Arbeit . . .

Er stand neben ihr, hielt die rechte Hand in die Hüfte gestemmt und drehte mit der Linken eilig an seinem braunen Schnurrbart. Seine schrägen Brauen waren in einer finsteren und angestrengten Bewegung, wobei er leise vor sich hin pfiff, wie gewöhnlich. Er war äußerst sorgfältig und gediegen gekleidet, in einen Anzug von ruhigem Grau und reserviertem Schnitt. Aber in seiner durcharbeiteten Stirn, über der sein dunkles Haar so außerordentlich simpel und korrekt sich scheitelte, war ein nervöses Zucken, und die Züge seines südlich geschnittenen Gesichts waren schon scharf, von einem harten Griffel gleichsam nachgezogen und ausgeprägt, während doch sein Mund so sanft umrissen, sein Kinn so weich gebildet erschien . . . Nach einer Weile strich er mit der Hand über Stirn und Augen und wandte sich ab.

„Ich hätte nicht kommen sollen," sagte er.

„Warum hätten Sie nicht, Tonio Kröger?"

„Eben stehe ich von meiner Arbeit auf, Lisaweta, und in meinem Kopf sieht es genau aus, wie auf dieser Leinwand. Ein Gerüst, ein blasser, von Korrekturen beschmutzter Entwurf und ein paar Farbflecke, ja; und nun komme ich hierher und sehe das Selbe. Und auch den Konflikt und Gegensatz finde ich hier wieder," sagte er und schnupperte in die Luft, „der mich zu Hause quälte. Seltsam ist es. Beherrscht Dich ein Gedanke, so findest Du ihn überall ausgedrückt, Du riechst ihn sogar im Winde. Fixativ und Frühlingsarom, nicht wahr? Kunst und — ja, was ist das Andere? Sagen Sie nicht ‚Natur', Lisaweta, ‚Natur' ist nicht erschöpfend. Ach, nein, ich hätte wohl lieber spazieren gehen sollen, obgleich es die Frage ist, ob ich mich dabei wohler befunden hätte: Vor fünf Minuten, nicht weit von hier, traf ich einen Kollegen, Adalbert, den Novellisten. ‚Gott verdamme den Frühling!' sagte er in seinem aggressiven Stil. ‚Er ist und bleibt die gräßlichste Jahreszeit!' Können Sie einen vernünftigen Gedanken fassen, Kröger, können Sie die kleinste Pointe und Wirkung in Gelassenheit ausarbeiten, wenn es Ihnen auf eine unanständige Weise im Blute kribbelt und eine Menge von unzugehörigen Sensationen Sie beunruhigt, die, sobald Sie sie prüfen, sich als ausgemacht triviales und gänzlich unbrauchbares Zeug entpuppen? Was mich betrifft, so gehe ich nun ins Café. Das ist neutrales, vom Wechsel der Jahreszeiten unberührtes Gebiet, wissen Sie, das stellt sozusagen die entrückte und erhabene Sphäre des Litterarischen dar, in der man nur vornehmerer Einfälle fähig ist . . . Und er ging ins Café; und vielleicht hätte ich mitgehen sollen."

Lisaweta amüsierte sich.

„Das ist gut, Tonio Kröger. Das mit dem ‚unanständigen Kribbeln' ist gut. Und er hat ja gewissermaßen recht, denn mit dem Arbeiten ist es wirklich nicht sonderlich bestellt im Frühling. Aber nun geben Sie acht. Nun mache ich trotzdem noch diese kleine Sache hier, nur diese kleine Pointe und Wirkung, wie Adalbert sagen würde. Nachher gehen wir in den ‚Salon' und trinken Thee, und Sie sprechen sich aus; denn das sehe ich genau, daß Sie heute geladen sind. Bis dahin gruppieren Sie sich wohl irgendwo, zum Beispiel auf der Kiste da, wenn Sie nicht für Ihre Patrizier-Gewänder fürchten . . ."

„Ach, lassen Sie mich mit meinen Gewändern in Ruh, Lisaweta Iwanowna! Wünschten Sie, daß ich in einer zerrissenen Sammetjacke oder einer rotseidenen Weste umherliefe? Man ist als Künstler innerlich immer Abenteurer genug. Aeußerlich soll man sich gut anziehen, zum Teufel, und sich be-

nehmen wie ein anständiger Mensch . . . Nein geladen bin ich nicht," sagte er und sah zu, wie sie auf der Palette eine Mischung bereitete. „Sie hören ja, daß es nur ein Problem und Gegensatz ist, was mir im Sinne liegt und mich bei der Arbeit störte . . . Ja, wovon sprachen wir eben? Von Adalbert, dem Novellisten, und was für ein stolzer und fester Mann er ist. ‚Der Frühling ist die gräßlichste Jahreszeit,' sagte er und ging ins Café. Denn man muß wissen, was man will, nicht wahr? Sehen Sie, auch mich macht der Frühling nervös, auch mich setzt die holde Trivialität der Erinnerungen und Empfindungen, die er erweckt, in Verwirrung; nur, daß ich es nicht über mich gewinne, ihn dafür zu schelten und zu verachten; denn die Sache ist die, daß ich mich vor ihm schäme, mich schäme vor seiner reinen Natürlichkeit und seiner siegenden Jugend. Und ich weiß nicht, ob ich Adalbert beneiden oder geringschätzen soll, dafür, daß er nichts davon weiß . . .

„Man arbeitet schlecht im Frühling, gewiß, und warum? Weil man empfindet. Und weil der ein Stümper ist, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden. Jeder echte und aufrichtige Künstler lächelt über die Naivetät dieses Pfuscher-Irrtums, — melancholisch vielleicht, aber er lächelt. Denn das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgiltige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Ueberlegenheit zusammenzusetzen ist. Liegt Ihnen zu viel an dem, was Sie zu sagen haben, schlägt Ihr Herz zu warm dafür, so können Sie eines vollständigen Fiaskos sicher sein. Sie werden pathetisch, Sie werden sentimental, etwas Schwerfälliges, Täppisch-Ernstes, Unbeherrschtes, Unironisches, Ungewürztes, Langweiliges, Banales entsteht unter Ihren Händen, und nichts als Gleichgiltigkeit bei den Leuten, nichts als Enttäuschung und Jammer bei Ihnen selbst ist das Ende . . . Denn so ist es ja, Lisaweta: Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Extasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas Außermenschliches und Unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt. Das wußte Adalbert, und darum begab er sich ins Café, in die ‚entrückte Sphäre,' jawohl!"

„Nun, Gott mit ihm, Batuschka," sagte Lisaweta und wusch sich die Hände in einer Blechwanne; „Sie brauchen ihm ja nicht zu folgen."

„Nein, Lisaweta, ich folge ihm nicht und zwar einzig, weil ich hie und da imstande bin, mich vor dem Frühling meines Künstlertums ein wenig zu schämen. Sehen Sie, zuweilen erhalte ich Briefe von fremder Hand, Lob- und Dankschreiben aus meinem Publikum, bewunderungsvolle Zuschriften ergriffener Leute. Ich lese diese Zuschriften und Rührung beschleicht mich angesichts des warmen und unbeholfenen menschlichen Gefühls, das meine Kunst hier bewirkt hat, eine Art von Mitleid faßt mich an, gegenüber der begeisterten Naivetät, die aus den Zeilen spricht, und ich erröte bei dem Gedanken, wie sehr dieser redliche Mensch ernüchtert sein müßte, wenn er je einen Blick hinter die Coulissen thäte, wenn seine Unschuld je begriffe, daß ein rechtschaffener, gesunder und anständiger Mensch überhaupt nicht schreibt, mimt, komponiert . . . was alles ja nicht hindert, daß ich seine Bewunderung für mein Genie benütze, um mich zu

www.libroot.com.cn

steigern und zu stimulieren, daß ich sie gewaltig ernst nehme, und ein Gesicht dazu mache, wie ein Affe, der den großen Mann spielt . . . Ach, reden Sie mir nicht darein, Lisaweta! Ich sage Ihnen, daß ich es oft sterbensmüde bin, das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben . . . Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage ‚das Weib' danach! Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger . . . Wir singen ganz rührend schön. Jedoch —"

„Sie sollten sich ein bischen schämen, Tonio Kröger. Kommen Sie nun zum Thee. Das Wasser wird gleich kochen, und hier sind Papyros. Beim Sopran-Singen waren Sie stehen geblieben; und fahren Sie da nur fort. Aber schämen sollten Sie sich. Wenn ich nicht wüßte, mit welcher stolzen Leidenschaft Sie Ihrem Berufe ergeben sind . . ."

„Sagen Sie nichts von ‚Beruf', Lisaweta Iwanowna! Die Litteratur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch, — damit Sie's wissen. Wann beginnt er fühlbar zu werden, dieser Fluch? Früh, schrecklich früh. Zu einer Zeit, da man billig noch in Frieden und Eintracht mit Gott und der Welt leben sollte. Sie fangen an, sich gezeichnet, sich in einem rätselhaften Gegensatz zu den anderen, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen, der Abgrund von Ironie, Unglaube, Opposition, Erkenntnis, Gefühl, der Sie von den Menschen trennt, klafft tiefer und tiefer, Sie sind einsam, und fortan giebt es keine Verständigung mehr. Was für ein Schicksal! Gesetzt, daß das Herz lebendig genug, liebevoll genug geblieben ist, es als furchtbar zu empfinden! . . . Ihr Selbstbewußtsein entzündet sich, weil Sie unter Tausenden das Zeichen an Ihrer Stirne spüren nnd fühlen, daß es niemandem entgeht. Ich kannte einen Schauspieler von Genie, der als Mensch mit einer krankhaften Befangenheit und Haltlosigkeit zu kämpfen hatte. Sein überreiztes Ichgefühl zusammen mit dem Mangel an Rolle, an darstellerischer Aufgabe bewirkten das bei diesem vollkommenen Künstler und verarmten Menschen . . . Einen Künstler, einen wirklichen, nicht einen, dessen bürgerlicher Beruf die Kunst ist, sondern einen vorbestimmten und verdammten, ersehen Sie mit geringem Scharfblick aus einer Menschenmasse. Das Gefühl der Separation und Unzugehörigkeit, des Erkannt- und Beobachtetseins, etwas zugleich Königliches und Verlegenes ist in seinem Gesicht. In den Zügen eines Fürsten, der in Civil durch eine Volksmenge schreitet, kann man etwas Aehnliches beobachten. Aber da hilft kein Civil, Lisaweta! Verkleiden Sie sich, vermummen Sie sich, ziehen Sie sich an wie ein Attaché oder ein Gardeleutnant in Urlaub: Sie werden kaum die Augen aufzuschlagen und ein Wort zu sprechen brauchen, und jedermann wird wissen, daß Sie kein Mensch sind, sondern irgend etwas Fremdes, Befremdendes, Anderes . . .

„Aber was ist der Künstler? Vor keiner Frage hat die Bequemlichkeit und Erkenntnisträgheit der Menschheit sich zäher erwiesen, als vor dieser. ‚Dergleichen ist Gabe,' sagen demütig die braven Leute, die unter der Wirkung eines Künstlers stehen, und weil heitere und erhabene Wirkungen nach ihrer gutmütigen Meinung ganz unbedingt auch heitere und erhabene Ursprünge haben müssen, so argwöhnt niemand, daß es sich hier vielleicht um eine äußerst schlimm bedingte, äußerst fragwürdige ‚Gabe' handelt . . . Man weiß, daß Künstler leicht verletzlich sind, — nun, man weiß auch, daß dies bei Leuten mit gutem Gewissen und solid gegründetem Selbstgefühl nicht zuzutreffen pflegt . . . Sehen Sie, Lisaweta, ich hege auf dem Grunde meiner Seele — ins Geistige übertragen — gegen den Typus des Künstlers den ganzen Verdacht, den jeder meiner ehrenfesten Vorfahren droben in der engen Stadt irgend einem Gaukler und abenteuernden Artisten entgegengebracht hätte, der in sein Haus gekommen

wäre. Hören Sie Folgendes. Ich kenne einen Bankier, einen ergrauten Geschäftsmann, der die Gabe besitzt, Novellen zu schreiben. Er macht von dieser Gabe in seinen Mußestunden Gebrauch, und seine Arbeiten sind manchmal ganz ausgezeichnet. Trotz — ich sage ‚trotz‘ — dieser sublimen Veranlagung ist dieser Mann nicht völlig unbescholten; er hat im Gegenteil bereits eine schwere Freiheitsstrafe zu verbüßen gehabt, und zwar aus triftigen Gründen. Ja, es geschah ganz eigentlich erst in der Strafanstalt, daß er seiner Begabung inne wurde, und seine Sträflingserfahrungen bilden das Grundmotiv in allen seinen Produktionen. Man könnte daraus, mit einiger Keckheit, folgern, daß es nötig sei, in irgend einer Art von Strafanstalt zu Hause zu sein, um zum Dichter zu werden. Aber drängt sich nicht der Verdacht auf, daß seine Erlebnisse im Zuchthause weniger innig mit den Wurzeln und Ursprüngen seiner Künstlerschaft verwachsen gewesen sein möchten, als *das, was ihn hineinbrachte* —? Ein Bankier, der Novellen dichtet, das ist eine Rarität, nicht wahr? Aber ein nicht krimineller, ein unbescholtener und solider Bankier, welcher Novellen dichtete, — *das kommt nicht vor* ... Ja, da lachen Sie nun, und dennoch scherze ich nur halb und halb. Kein Problem, keines in der Welt, ist quälender, als das vom Künstlertum und seiner menschlichen Wirkung. Nehmen Sie das wunderartigste Gebilde des typischsten und darum mächtigsten Künstlers, nehmen Sie ein so morbides und tief zweideutiges Werk wie ‚Tristan und Isolde‘ und beobachten Sie die Wirkung, die dieses Werk auf einen jungen, gesunden, stark normal empfindenden Menschen ausübt. Sie sehen Gehobenheit, Gestärktheit, warme, rechtschaffene Begeisterung, Angeregtheit vielleicht zu eigenem ‚künstlerischen‘ Schaffen ... Der gute Dilettant! In uns Künstlern sieht es gründlich anders aus, als er mit seinem ‚warmen Herzen‘ und ‚ehrlichen Enthusiasmus‘ sich träumen mag. Ich habe Künstler von Frauen und Jünglingen umschwärmt und umjubelt gesehen, während ich über sie *wußte* ... Man macht, was die Herkunft, die Miterscheinungen und Bedingungen des Künstlertums betrifft, immer wieder die merkwürdigsten Erfahrungen ...“

„An Anderen, Tonio Kröger — verzeihen Sie — oder nicht nur an Anderen?“

Er schwieg. Er zog seine schrägen Brauen zusammen und pfiff vor sich hin.

„Ich bitte um Ihre Tasse, Tonio. Er ist nicht stark. Und nehmen Sie eine neue Cigarette. Uebrigens wissen Sie sehr wohl, daß Sie die Dinge ansehen, wie sie nicht notwendig angesehen zu werden brauchen ...“

„Das ist die Antwort des Horatio, liebe Lisaweta. ‚Die Dinge so betrachten, hieße, sie zu genau betrachten‘, nicht wahr?“

„Ich sage, daß man sie ebenso genau von einer anderen Seite betrachten kann, Tonio Kröger. Ich bin bloß ein dummes malendes Frauenzimmer, und wenn ich Ihnen überhaupt etwas zu erwidern weiß, wenn ich Ihren eigenen Beruf ein wenig gegen Sie in Schutz nehmen kann, so ist es sicherlich nichts Neues, was ich vorbringe, sondern nur eine Mahnung an das, was Sie selbst sehr wohl wissen ... Wie also: Die reinigende, heiligende Wirkung der Litteratur, die Zerstörung der Leidenschaften durch die Erkenntnis und das Wort, die Litteratur als Weg zum Verstehen, zum Vergeben und zur Liebe, die erlösende Macht der Sprache, der litterarische Geist als die edelste Erscheinung des Menschengeistes überhaupt, der Litterat als vollkommener Mensch, als Heiliger, — die Dinge *so* betrachten, hieße, sie nicht genau genug betrachten?“

„Sie haben ein Recht, so zu sprechen, Lisaweta Iwanowna, und zwar im Hinblick auf das Werk Ihrer Dichter, auf die anbetungswürdige russische Litteratur, die so recht eigentlich die heilige Litteratur darstellt, von der Sie reden. Aber ich habe Ihre Einwände nicht außer Acht gelassen, sondern sie gehören mit zu

Dem, was mir heute im Sinne liegt . . . Sehen Sie mich an. Ich sehe nicht übermäßig munter aus, wie? Ein bischen alt und scharfzügig und müde, nicht wahr? Nun, um auf die ‚Erkenntnis' zurückzukommen, so ließe sich ein Mensch denken, der, von Hause aus gutgläubig, sanftmütig, wohlmeinend und ein wenig sentimental, durch die psychologische Hellsicht ganz einfach aufgerieben und zu Grunde gerichtet würde. Sich von der Traurigkeit der Welt nicht übermannen lassen; beobachten, merken, einfügen, auch das Quälendste, und übrigens guter Dinge sein, schon im Vollgefühl der sittlichen Ueberlegenheit über die abscheuliche Erfindung des Seins, — ja freilich! Jedoch zuweilen wächst Ihnen die Sache trotz aller Vergnügungen des Ausdrucks ein wenig über den Kopf. Alles verstehen hieße Alles verzeihen? Ich weiß doch nicht. Es giebt etwas, was ich Erkenntnisekel nenne, Lisaweta: Der Zustand, in dem es dem Menschen genügt, eine Sache zu durchschauen, um sich bereits zum Sterben angewidert (und durchaus nicht versöhnlich gestimmt) zu fühlen, — der Fall Hamlets, des Dänen, dieses typischen Litteraten. Er wußte, was das ist: zum Wissen berufen werden, ohne dazu geboren zu sein. Hellsehen noch durch den Thränenschleier des Gefühls hindurch, erkennen, merken, beobachten und das Beobachtete lächelnd bei Seite legen müssen noch in Augenblicken, wo Hände sich umschlingen, Lippen sich finden, wo des Menschen Blick, erblindet von Empfindung, sich bricht, — es ist infam, Lisaweta, es ist niederträchtig, empörend . . . aber was hilft es, sich zu empören?

„Eine andere, aber nicht minder liebenswürdige Seite der Sache ist dann freilich die Blasiertheit, Gleichgültigkeit und ironische Müdigkeit aller Wahrheit gegenüber, wie es denn Thatsache ist, daß es nirgends in der Welt stummer und hoffnungsloser zugeht, als in einem Kreise von geistreichen Leuten, die bereits mit allen Hunden gehetzt sind. Alle Erkenntnis ist alt und langweilig. Sprechen Sie eine Wahrheit aus, an deren Eroberung und Besitz Sie vielleicht eine gewisse jugendliche Freude haben, und man wird Ihre ordinäre Aufgeklärtheit mit einem ganz kurzen Entlassen der Luft durch die Nase beantworten . . . Ach, ja, die Litteratur macht müde, Lisaweta! In menschlicher Gesellschaft kann es einem, ich versichere Sie, geschehen, daß man vor lauter Skepsis und Meinungsenthaltsamkeit für dumm gehalten wird, während man doch nur hochmütig und mutlos ist . . . Dies zur ‚Erkenntnis'. Was aber das ‚Wort' betrifft, so handelt es sich da vielleicht weniger um eine Erlösung als um ein Kaltstellen und Aufs Eis legen der Empfindung? Im Ernst, es hat eine eisige und empörend anmaßliche Bewandnis mit dieser prompten und oberflächlichen Erledigung des Gefühls durch die litterarische Sprache. Ist Ihnen das Herz zu voll, fühlen Sie sich von einem süßen oder erhabenen Erlebnis allzu sehr ergriffen: nichts einfacher! Sie gehen zum Litteraten, und Alles wird in kürzester Frist geregelt sein. Er wird Ihnen Ihre Angelegenheit analysieren und formulieren, bei Namen nennen, aussprechen und zum reden bringen, wird Ihnen das Ganze für alle Zeit erledigen und gleichgültig machen und keinen Dank dafür nehmen. Sie aber werden erleichtert, gekühlt und geklärt nach Hause gehen und sich wundern, was an der Sache Sie eigentlich soeben noch mit so süßem Tumult verstören konnte. Und für diesen kalten und eitlen Charlatan wollen Sie ernstlich eintreten? Was ausgesprochen ist, so lautet sein Glaubensbekenntnis, ist erledigt. Ist die ganze Welt ausgesprochen, so ist sie erledigt, erlöst, abgethan . . . Sehr gut! Jedoch ich bin kein Nihilist . . ."

„Sie sind kein —" sagte Lisaweta . . . Sie hielt gerade ihr Löffelchen mit Thee in der Nähe des Mundes und erstarrte in dieser Haltung.

„Nun ja . . . nun ja . . . kommen Sie zu sich, Lisaweta! Ich bin es nicht, sage ich Ihnen, in Bezug auf das lebendige Gefühl. Sehen Sie, der

www.libtool.com.cn

Litterat begreift im Grunde nicht, daß das Leben noch fortfahren mag, zu leben, daß es sich dessen nicht schämt, nachdem es doch ausgesprochen und ‚erledigt' ist. Aber siehe da, es sündigt trotz aller Erlösung durch die Litteratur unentwegt darauf los; denn alles Handeln ist Sünde in den Augen des Geistes. —

„Ich bin am Ziel, Lisaweta. Hören Sie mich an. Ich liebe das Leben, — dies ist ein Geständnis. Nehmen Sie es und bewahren Sie es, — ich habe es noch Keinem gemacht. Man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben . . . Sie lächeln, Lisaweta, und ich weiß, worüber. Aber ich beschwöre Sie, halten Sie es nicht für Litteratur, was ich da sage! Denken Sie nicht an Cesare Borgia oder an irgend eine trunkene Philosophie, die ihn aufs Schild erhebt! Er ist mir nichts, dieser Cesare Borgia, ich halte nicht das Geringste auf ihn, und ich werde nie und nimmer begreifen, wie man das Außerordentliche und Dämonische als Ideal verehren mag. Nein, das ‚Leben', wie es als ewiger Gegensatz dem Geiste und der Kunst gegenübersteht, — nicht als eine Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Leben in seiner verführerischen Banalität! Der ist noch lange kein Künstler, meine Liebe, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Excentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung, Vertraulichkeit und menschlichem Glück, — die verstohlene und zehrende Sehnsucht, Lisaweta, nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit! . . .

„Ein menschlicher Freund! Wollen Sie glauben, daß es mich stolz und glücklich machen würde, unter Menschen einen Freund zu besitzen? Aber bislang habe ich nur unter Dämonen, Kobolden, tiefen Unholden und erkenntnisstummen Gespenstern, das heißt: unter Litteraten Freunde gehabt.

„Zuweilen gerate ich auf irgend ein Podium, finde mich in einem Saale Menschen gegenüber, die gekommen sind, mir zuzuhören. Sehen Sie, dann geschieht es, daß ich mich bei einer Umschau im Publikum beobachte, mich ertappe, wie ich heimlich im Auditorium umherspähe, mit der Frage im Herzen, wer es ist, der zu mir kam, wessen Beifall und Dank zu mir dringt, mit wem meine Kunst mir hier eine ideale Vereinigung schafft . . . Ich finde nicht, was ich suche, Lisaweta. Ich finde die Heerde und Gemeinde, die mir wohlbekannt ist, eine Versammlung von Ersten Christen gleichsam: Leute mit ungeschickten Körpern und feinen Seelen, Leute, die immer hinfallen, sozusagen, Sie versteh'n mich, und denen die Poesie eine sanfte Rache am Leben ist, — immer nur Leidende und Sehnsüchtige und Arme und niemals jemand von den Anderen, den Blauäugigen, Lisaweta, die den Geist nicht nötig haben! . . .

„Und wäre es nicht zuletzt ein bedauerlicher Mangel an Folgerichtigkeit, sich zu freuen, wenn es anders wäre? Es ist widersinnig, das Leben zu lieben und dennoch mit allen Künsten bestrebt zu sein, es auf seine Seite zu ziehen, es für die Finessen und Melancholieen, den ganzen kranken Adel der Litteratur zu gewinnen. Das Reich der Kunst nimmt zu, und das der Gesundheit und Unschuld nimmt ab auf Erden. Man sollte, was noch davon übrig ist, aufs Sorgfältigste konservieren und man sollte nicht Leute, die viel lieber in Pferdebüchern mit Momentaufnahmen lesen, zur Poesie verführen wollen!

„Denn schließlich, — welcher Anblick wäre kläglicher, als der des Lebens, wenn es sich in der Kunst versucht? Wir Künstler verachten niemand gründlicher, als den Dilettanten, den Lebendigen, der glaubt, obendrein bei Gelegenheit

www.libtool.com.cn

einmal ein Künstler sein zu können. Ich versichere Sie, diese Art von Verachtung gehört zu meinen persönlichsten Erlebnissen. Ich befinde mich in einer Gesellschaft in gutem Hause, man ißt, trinkt und plaudert, man versteht sich aufs Beste, und ich fühle mich froh und dankbar, eine Weile unter harmlosen und regelrechten Leuten als ihresgleichen verschwinden zu können. Plötzlich (dies ist mir begegnet) erhebt sich ein Offizier, ein Leutnant, ein hübscher und strammer Mensch, dem ich niemals eine seines Ehrenkleides unwürdige Handlungsweise zugetraut hätte, und bittet mit unzweideutigen Worten um die Erlaubnis, uns einige Verse mitzuteilen, die er angefertigt habe. Man giebt ihm, mit bestürztem Lächeln, diese Erlaubnis, und er führt sein Vorhaben aus, indem er von einem Zettel, den er bis dahin in seinem Rockschoß verborgen gehalten hatte, seine Arbeit vorliest: etwas an die Musik und die Liebe, kurzum, ebenso tief empfunden wie unwirksam. Nun bitte ich aber jedermann: ein Leutnant! Ein Herr der Welt! Er hätte es doch wahrhaftig nicht nötig . . .! Nun, es erfolgt, was erfolgen muß: Lange Gesichter, Stillschweigen, ein wenig künstlicher Beifall und tiefstes Mißbehagen ringsum. Die erste seelische Thatsache, deren ich mir bewußt werde, ist die, daß ich mich mitschuldig fühle an der Verstörung, die dieser unbedachte junge Mann über die Gesellschaft gebracht: und kein Zweifel: auch mich, in dessen Handwerk er gepfuscht hat, treffen spöttische und entfremdete Blicke. Aber die zweite besteht darin, daß dieser Mensch, vor dessen Sein und Wesen ich soeben noch den ehrlichsten Respekt empfand, in meinen Augen plötzlich sinkt, sinkt, sinkt . . . Ein mitleidiges Wohlwollen faßt mich an. Ich trete, gleich einigen anderen beherzten und gutmütigen Herren, an ihn heran und rede ihm zu. ‚Meinen Glückwunsch,‘ sage ich, „Herr Leutnant! Welch hübsche Begabung! Nein, das war allerliebst!‘ Und es fehlt nicht viel, daß ich ihm auf die Schulter klopfe. Aber ist Wohlwollen die Empfindung, die man einem Leutnant entgegenzubringen hat? . . . Seine Schuld! Da stand er und büßte in großer Verlegenheit den Irrtum, daß man ein Blättchen pflücken dürfe, ein einziges, vom Lorbeerbaume der Kunst, ohne mit seinem Leben dafür zu zahlen. Nein, da halte ich es mit meinem Kollegen, dem kriminellen Bankier — — Aber finden Sie nicht, Lisaweta, daß ich heute von einer hamletischen Redseligkeit bin?“

„Sind Sie nun fertig, Tonio Kröger?“

„Nein. Aber ich sage nichts mehr.“

„Und es genügt auch. — Erwarten Sie eine Antwort?“

„Haben Sie eine?“

„Ich dächte doch. — Ich habe Ihnen gut zugehört, Tonio, von Anfang bis zu Ende, und ich will Ihnen die Antwort geben, die auf Alles paßt, was Sie heute Nachmittag gesagt haben, und die die Lösung ist für das Problem, das Sie so sehr beunruhigt hat. Nun also! Die Lösung ist die, daß Sie, wie Sie da sitzen, ganz einfach ein Bürger sind.“

„Bin ich?“ fragte er und sank ein wenig in sich zusammen . . .

„Nicht wahr, das trifft sie hart, und das muß es ja auch. Und darum will ich den Urteilsspruch um etwas mildern, denn das kann ich. Sie sind ein Bürger auf Irrwegen, Tonio Kröger, — ein verirrter Bürger.“

— Stillschweigen. Dann stand er entschlossen auf und griff nach Hut und Stock.

„Ich danke Ihnen, Lisaweta Iwanowna; nun kann ich getrost nach Hause gehn. Ich bin erledigt.“

www.libtool.com.cn

5.

Gegen den Herbst sagte Tonio Kröger zu Lisaweta Iwanowna:

„Ja, ich verreise nun, Lisaweta; ich muß mich auslüften, ich mache mich fort, ich suche das Weite."

„Nun, wie denn, Väterchen, geruhen Sie wieder nach Italien zu fahren?"

„Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, daß ich mir einbildete, dorthin zu gehören. Kunst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit . . . Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Die ganze bellezza macht mich nervös. Ich mag auch alle diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Diese Romanen haben kein Gewissen in den Augen . . . Nein, ich gehe nun ein bißchen nach Dänemark."

„Nach Dänemark?"

„Ja. Und ich verspreche mir Gutes davon. Ich bin aus Zufall noch niemals hinaufgelangt, so nah ich während meiner ganzen Jugend der Grenze war, und dennoch habe ich das Land von jeher gekannt und geliebt. Ich muß wohl diese nördliche Neigung von meinem Vater haben, denn meine Mutter war doch eigentlich mehr für die bellezza, sofern ihr nämlich nicht alles ganz einerlei war. Aber nehmen Sie die Bücher, die dort oben geschrieben werden, diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher, Lisaweta, — es geht mir nichts darüber, ich liebe sie. Nehmen Sie die skandinavischen Mahlzeiten, diese unvergleichlichen Mahlzeiten, die man nur in einer starken Salzluft verträgt (ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch vertrage), und die ich von Hause aus ein wenig kenne, denn man ißt schon ganz so, bei mir zu Hause. Nehmen Sie auch nur die Namen, die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geschmückt sind und von denen es ebenfalls schon viele bei mir zu Hause giebt, einen Laut wie ‚Ingeborg', ein Harfenschlag makelloseſter Poesie. Und dann die See, — sie haben die Ostsee dort oben! . . . Mit einem Worte, ich fahre hinauf, Lisaweta. Ich will die Ostsee wiedersehen, will diese Vornamen wieder hören, diese Bücher an Ort und Stelle lesen; ich will auch auf der Terrasse von Kronborg stehen, wo der „Geist" zu Hamlet kam und Not und Tod über den armen, edlen jungen Menschen brachte . . ."

„Wie fahren Sie, Tonio, wenn ich fragen darf? Welche Route nehmen Sie?"

„Die übliche," sagte er achselzuckend und errötete deutlich. „Ja, ich berühre meine — meinen Ausgangspunkt, Lisaweta, nach dreizehn Jahren, und das kann ziemlich komisch werden."

Sie lächelte.

„Das ist es, was ich hören wollte, Tonio Kröger. Und also fahren Sie mit Gott. Versäumen Sie auch nicht mir zu schreiben, hören Sie? Ich verspreche mir einen erlebnisvollen Brief von Ihrer Reise nach — Dänemark . . ."

6.

Und Tonio Kröger fuhr gen Norden. Er fuhr mit Komfort (denn er pflegte zu sagen, daß jemand, der es innerlich so viel schwerer hat, als andere Leute, gerechten Anspruch auf ein wenig äußeres Behagen habe), und er rastete nicht eher, als bis die Türme der engen Stadt, von der er ausgegangen war,

sich vor ihm in die graue Luft erhoben. Dort nahm er einen kurzen, seltsamen Aufenthalt . . .

Ein trüber Nachmittag ging schon in den Abend über, als der Zug in die schmale, verräucherte, so wunderlich vertraute Halle einfuhr; noch immer ballte sich unter dem schmutzigen Glasdach der Qualm in Klumpen zusammen und zog in gedehnten Fetzen hin und wieder, wie damals, als Tonio Kröger, nichts als Spott im Herzen, von hier gefahren war. — Er versorgte sein Gepäck, ordnete an, daß es ins Hotel geschafft werde, und verließ den Bahnhof.

Das waren die zweispännigen, schwarzen, unmäßig hohen und breiten Droschken der Stadt, die draußen in einer Reihe standen! Er nahm keine davon; er sah sie nur an, wie er alles ansah, die schmalen Giebel und spitzen Türme, die über die nächsten Dächer herübergrüßten, die blonden und lässig-plumpen Menschen mit ihrer breiten und dennoch rapiden Redeweise rings um ihn her, und ein nervöses Gelächter stieg in ihm auf, das eine heimliche Verwandtschaft mit Schluchzen hatte. — Er ging zu Fuß, ging langsam, den unabässigen Druck des feuchten Windes im Gesicht, über die Brücke, an deren Geländer mythologische Statuen standen, und eine Strecke am Hafen entlang.

Großer Gott, wie winzig und winklig das Ganze erschien! Waren hier in all der Zeit die schmalen Giebelgassen so putzig steil zur Stadt emporgestiegen? Die Schornsteine und Masten der Schiffe schaukelten leise in Wind und Dämmerung auf dem trüben Flusse. Sollte er jene Straße hinaufgehen, die dort, an der das Haus lag, das er im Sinne hatte? Nein, morgen. Er war so schläfrig jetzt. Sein Kopf war schwer von der Fahrt, und langsame, nebelhafte Gedanken zogen ihm durch den Sinn.

Zuweilen in diesen dreizehn Jahren, wenn sein Magen verdorben gewesen war, hatte ihm geträumt, daß er wieder daheim sei in dem alten hallenden Haus an der schrägen Gasse, daß auch sein Vater wieder da sei und ihn hart anlasse wegen seiner entarteten Lebensführung, was er jedesmal sehr in der Ordnung gefunden hatte. Und diese Gegenwart nun unterschied sich durch nichts von einem dieser bethörenden und unzerreißbaren Traumgespinste, in denen man sich fragen kann, ob dies Trug oder Wirklichkeit ist, und sich notgedrungen mit Ueberzeugung für das Letztere entscheidet, um dennoch am Ende zu erwachen . . . Er schritt durch die wenig belebten, zugigen Straßen, hielt den Kopf gegen den Wind gebeugt und schritt wie schlafwandelnd in der Richtung des Hotels, des ersten der Stadt, wo er übernachten wollte. Ein krummbeiniger Mann mit einer Stange, an deren Spitze ein Feuerchen brannte, ging mit wiegendem Matrosentritt vor ihm her und zündete die Gaslaternen an.

Wie war ihm doch? Was war das alles, was unter der Asche seiner Müdigkeit, ohne zur klaren Flamme zu werden, so dunkel und schmerzlich glomm? Still, still und kein Wort! Keine Worte! Er wäre gern lange so dahin gegangen, im Wind durch die dämmerigen, traumhaft vertrauten Gassen. Aber alles war so eng und nah beieinander. Gleich war man am Ziel.

In der oberen Stadt gab es Bogenlampen, und eben erglühten sie. Da war das Hotel, und es waren die beiden schwarzen Löwen, die davor lagen, und vor denen er sich als Kind gefürchtet hatte. Noch immer blickten sie mit einer Miene, als wollten sie niesen, einander an; aber sie schienen viel kleiner geworden, seit damals. — Tonio Kröger ging zwischen ihnen hindurch.

Da er zu Fuß kam, wurde er ohne viel Feierlichkeit empfangen. Der Portier und ein sehr feiner, schwarzgekleideter Herr, welcher die Honneurs machte und beständig mit den kleinen Fingern seine Manschetten in die Aermel zurückstieß, musterten ihn prüfend und wägend vom Scheitel bis zu den Stiefeln, sichtlich bestrebt, ihn gesellschaftlich ein wenig zu bestimmen, ihn hierarchisch und

bürgerlich unterzubringen und ihm einen Platz in ihrer Achtung anzuweisen, ohne doch zu einem beruhigenden Ergebnis gelangen zu können, weshalb sie sich für eine gemäßigte Höflichkeit entschieden. Ein Kellner, ein milder Mensch mit brotblonden Backenbartstreifen, einem altersblanken Frack und Rosetten auf den lautlosen Schuhen, führte ihn zwei Treppen hinauf in ein reinlich und altväterlich eingerichtetes Zimmer, hinter dessen Fenster sich im Zwielicht ein pittoresker und mittelalterlicher Ausblick auf Höfe, Giebel, und die bizarren Massen der Kirche eröffnete, in deren Nähe das Hotel gelegen war. Tonio Kröger stand eine Weile vor diesem Fenster; dann setzte er sich mit gekreuzten Armen auf das weitschweifige Sofa, zog seine Brauen zusammen und pfiff vor sich hin.

Man brachte Licht, und sein Gepäck kam. Gleichzeitig legte der milde Kellner den Meldezettel auf den Tisch, und Tonio Kröger malte mit seitwärts geneigtem Kopfe etwas darauf, das aussah, wie Name, Stand und Herkunft. Hierauf bestellte er ein wenig Abendbrot und fuhr fort, von seinem Sofawinkel aus ins Leere zu blicken. Als das Essen vor ihm stand, ließ er es noch lange unberührt, nahm endlich ein paar Bissen und ging noch eine Stunde im Zimmer auf und ab, wobei er zuweilen stehen blieb und die Augen schloß. Dann entkleidete er sich mit langsamen Bewegungen und ging zu Bette. Er schlief lange, unter verworrenen und seltsam sehnsüchtigen Träumen. —

Als er erwachte, sah er sein Zimmer von hellem Tage erfüllt. Verwirrt und hastig besann er sich, wo er sei und machte sich auf, um die Vorhänge zu öffnen. Des Himmels schon ein wenig blasses Spätsommer-Blau war von dünnen, vom Wind zerzupften Wolkenfetzchen durchzogen; aber die Sonne schien über seiner Vaterstadt.

Er verwandte noch mehr Sorgfalt auf seine Toilette, als gewöhnlich, wusch und rasierte sich aufs Beste und machte sich so frisch und reinlich, als habe er einen Besuch in gutem und korrektem Hause vor, wo es gelte, einen schmucken und untadelhaften Eindruck zu machen; und während der Hantierungen des Ankleidens horchte er auf das ängstliche Pochen seines Herzens.

Wie hell es draußen war! Er hätte sich wohler gefühlt, wenn, wie gestern, Dämmerung in den Straßen gelegen hätte; nun aber sollte er unter den Augen der Leute durch den klaren Sonnenschein gehen. Würde er auf Bekannte stoßen, angehalten, befragt werden und Rede stehen müssen, wie er diese dreizehn Jahre verbracht? Nein, gottlob, es kannte ihn keiner mehr, und wer sich seiner erinnerte, würde ihn nicht erkennen, denn er hatte sich wirklich ein wenig verändert, unterdessen. Er betrachtete sich aufmerksam im Spiegel und plötzlich fühlte er sich sicherer hinter seiner Maske, hinter seinem früh durcharbeiteten Gesicht, das älter als seine Jahre war . . . Er ließ Frühstück kommen und ging dann aus, ging unter den abschätzenden Blicken des Portiers und des feinen Herrn in Schwarz durch das Vestibule und zwischen den beiden Löwen hindurch ins Freie.

Wohin ging er? Er wußte es kaum. Es war wie gestern. Kaum daß er sich wieder von diesem wunderlich würdigen und urvertrauten Beieinander von Giebeln, Türmchen, Arkaden, Brunnen umgeben sah, kaum daß er den Druck des Windes, des starken Windes, der ein zartes und herbes Aroma aus fernen Träumen mit sich führte, wieder im Angesicht spürte, als es sich ihm wie Schleier und Nebelgespinnst um die Sinne legte . . . Die Muskeln seines Gesichtes spannten sich ab; und mit stille gewordenem Blick betrachtete er Menschen und Dinge. Vielleicht, daß er dort, an jener Straßenecke, dennoch erwachte . . .

Wohin ging er? Ihm war, als stehe die Richtung, die er einschlug, in einem Zusammenhange mit seinen traurigen und seltsam reuevollen Träumen

zur Nacht. Auf den Markt ging er, unter den Bogengewölben des Rathauses hindurch, wo Fleischer mit blutigen Händen ihre Waare wogen, auf den Marktplatz, wo hoch, spitzig und vielfach der gothische Brunnen stand. Dort blieb er vor einem Hause stehen, einem schmalen und schlichten, gleich anderen mehr, mit einem geschwungenen, durchbrochenen Giebel, und versank in dessen Anblick. Er las das Namensschild an der Thür und ließ seine Augen ein Weilchen auf jedem der Fenster ruhen. Dann wandte er sich langsam zum Gehen.

Wohin ging er? Heimwärts. Aber er nahm einen Umweg, machte einen Spaziergang vors Thor hinaus, weil er Zeit hatte. Er ging über den Mühlenwall und den Holstenwall und hielt seinen Hut fest vor dem Winde, der in den Bäumen rauschte und knarrte. Dann verließ er die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sah einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählte zum Zeitvertreib die Wagen und blickte dem Manne nach, der zuhöchst auf dem allerletzten saß. Aber am Lindenplatze machte er vor einer der hübschen Villen Halt, die dort standen, spähte lange in den Garten und zu den Fenstern hinauf und verfiel am Ende darauf, die Gatterpforte in ihren Angeln hin und her zu schlenkern, sodaß es kreischte. Dann betrachtete er eine Weile seine Hand, die kalt und rostig geworden war, und ging weiter, ging durch das alte, untersetzte Thor, am Hafen entlang und die steile und zugige Gasse hinauf zum Hause seiner Eltern.

Es stand, eingeschlossen von den Nachbarhäusern, die sein Giebel überragte, grau und ernst wie seit dreihundert Jahren, und Tonio Kröger las den frommen Spruch, der in halb verwischten Lettern über dem Eingang stand. Dann atmete er auf und ging hinein.

Sein Herz schlug ängstlich, denn er gewärtigte, sein Vater könnte aus einer der Thüren zu ebener Erde, an denen er vorüberschritt, hervortreten, im Kontor-Rock und die Feder hinterm Ohr, ihn anhalten und ihn wegen seines extravaganten Lebens streng zur Rede stellen, was er sehr in der Ordnung gefunden hätte. Aber er gelangte unbehelligt vorbei. Die Windfangthür war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt, was er als tadelnswert empfand, während ihm gleichzeitig zu Mute war, wie in gewissen leichten Träumen, in denen die Hindernisse von selbst vor einem weichen und man, von wunderbarem Glück begünstigt, ungehindert vorwärts dringt . . . Die weite Diele, mit großen, viereckigen Steinfließen gepflastert, widerhallte von seinen Schritten. Der Küche gegenüber, in der es still war, sprangen wie vor Alters in beträchtlicher Höhe die seltsamen, plumpen, aber reinlich lackierten Holzgelasse aus der Wand hervor, die Mägdekammern, die nur durch eine Art freiliegender Stiege von der Diele aus zu erreichen waren. Aber die großen Schränke und die geschnitzten Truhen waren nicht mehr da, die hier gestanden hatten . . . Der Sohn des Hauses beschritt die gewaltige Treppe, und stützte sich mit der Hand auf das weißlackierte, durchbrochene Holzgeländer, indem er sie bei jedem Schritte erhob und beim nächsten sacht wieder darauf niedersinken ließ, wie als versuche er schüchtern, ob die ehemalige Vertrautheit mit diesem alten, soliden Geländer wieder herzustellen sei . . . Aber auf dem Treppenabsatz blieb er stehen, vorm Eingang zum Zwischengeschoß. An der Thür war ein weißes Schild befestigt, auf dem in schwarzen Buchstaben zu lesen war: Volksbibliothek.

Volksbibliothek? dachte Tonio Kröger, denn er fand, daß hier weder das Volk noch die Litteratur etwas zu suchen hatten. Er klopfte an die Thür . . . Ein Herein ward laut, und er folgte ihm. Gespannt und finster blickte er in eine höchst unziemliche Veränderung hinein.

Das Geschoß war drei Stuben tief, deren Verbindungsthüren offen standen. Die Wände waren fast in ihrer ganzen Höhe mit gleichförmig gebundenen Büchern

bedeckt, die auf dunklen Gestellen in langen Reihen standen. In jedem Zimmer saß hinter einer Art von Ladentisch ein dürftiger Mensch und schrieb. Zwei davon wandten nur die Köpfe nach Tonio Kröger, aber der erste stand eilig auf, wobei er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützte, den Kopf vorschob, die Lippen spitzte, die Brauen emporzog und den Besucher mit eifrig zwinkernden Augen anblickte . . .

„Verzeihung", sagte Tonio Kröger, ohne den Blick von den vielen Büchern zu wenden. „Ich bin hier fremd, ich besichtige die Stadt. Dies ist also die Volksbibliothek? Würden Sie erlauben, daß ich mir ein wenig Einblick in die Sammlung verschaffe?"

„Gern!" sagte der Beamte und zwinkerte noch heftiger . . . „Gewiß, das steht jedermann frei. Wollen Sie sich nur umsehen . . . Ist Ihnen ein Katalog gefällig?"

„Danke", antwortete Tonio Kröger. „Ich orientiere mich leicht." Damit begann er, langsam an den Wänden entlang zu schreiten, indem er sich den Anschein gab, als studiere er die Titel auf den Bücherrücken. Schließlich nahm er einen Band heraus, öffnete ihn und stellte sich damit ans Fenster.

Hier war das Frühstückszimmer gewesen. Man hatte hier morgens gefrühstückt, nicht droben im großen Eßsaal, wo aus der blauen Tapete weiße Götterstatuen hervortraten . . . Das dort hatte als Schlafzimmer gedient. Seines Vaters Mutter war dort gestorben, so alt sie war unter schweren Kämpfen, denn sie war eine genußfrohe Weltdame und hing am Leben. Und später hatte dort sein Vater selbst seinen letzten Seufzer gethan, der lange, korrekte, ein wenig wehmütige und nachdenkliche Herr mit der Feldblume im Knopfloch . . . Tonio hatte am Fußende seines Sterbebettes gesessen, mit heißen Augen, ehrlich und gänzlich hingegeben an ein stummes und starkes Gefühl, an Liebe und Schmerz. Und auch seine Mutter hatte am Lager gekniet, seine schöne, feurige Mutter, ganz aufgelöst in heißen Thränen; worauf sie mit dem südlichen Künstler in blaue Fernen gezogen war . . . Aber dort hinten, das kleinere, dritte Zimmer, nun ebenfalls ganz mit Büchern angefüllt, die ein dürftiger Mensch bewachte, war lange Jahre hindurch sein eigenes gewesen. Dorthin war er nach der Schule heimgekehrt, nachdem er einen Spaziergang, wie eben jetzt, gemacht, an jener Wand hatte sein Tisch gestanden, in dessen Schublade er seine ersten innigen und hilflosen Verse verwahrt hatte . . . Der Wallnußbaum . . . Eine stechende Wehmut durchzuckte ihn. Er blickte seitwärts durchs Fenster hinaus. Der Garten lag wüst, aber der alte Wallnußbaum stand an seinem Platze, schwerfällig knarrend und rauschend, im Winde. Und Tonio Kröger ließ die Augen auf das Buch zurückgleiten, das er in Händen hielt, ein hervorragendes Dichtwerk und ihm wohlbekannt. Er blickte auf diese schwarzen Zeilen und Satzgruppen nieder, folgte eine Strecke dem kunstvollen Fluß des Vortrags, wie er in gestaltender Leidenschaft sich zu einer Pointe und Wirkung erhob und dann effektvoll absetzte . . .

Ja, das ist gut gemacht, sagte er, stellte das Dichtwerk weg und wandte sich. Da sah er, daß der Beamte noch immer aufrecht stand, und mit einem Mischausdruck von Diensteifer und nachdenklichem Mißtrauen seine Augen zwinkern ließ.

„Eine ausgezeichnete Sammlung, wie ich sehe," sagte Tonio Kröger. „Ich habe schon einen Ueberblick gewonnen. Ich bin Ihnen sehr verbunden. Adieu." Damit ging er zur Thür hinaus; aber es war ein zweifelhafter Abgang, und er fühlte deutlich, daß der Beamte, voller Unruhe über diesen Besuch, noch minutenlang stehen und zwinkern würde.

Er spürte keine Neigung, noch weiter vorzudringen. Er war zu Hause gewesen. Droben, in den großen Zimmern hinter der Säulenhalle, wohnten

fremde Leute, er sah es; denn der Treppenkopf war durch eine Glasthür verschlossen, die ehemals nicht dagewesen war, und irgend ein Namensschild war daran. Er ging fort, ging die Treppe hinunter, über die hallende Diele und verließ sein Elternhaus. In einem Winkel eines Restaurants nahm er in sich gekehrt eine schwere und fette Mahlzeit ein, und kehrte dann ins Hotel zurück.

„Ich bin fertig," sagte er zu dem feinen Herrn in Schwarz. „Ich reise heute Nachmittag." Und er bestellte seine Rechnung sowie den Wagen, der ihn an den Hafen bringen sollte, zum Dampfschiff nach Kopenhagen. Dann ging er auf sein Zimmer und setzte sich an den Tisch, saß still und aufrecht, indem er die Wange in die Hand stützte und mit blicklosen Augen auf die Tischplatte niedersah. Später beglich er seine Rechnung und machte seine Sachen bereit. Zur festgesetzten Zeit ward der Wagen gemeldet, und Tonio Kröger stieg reisefertig hinab.

Drunten, am Fuße der Treppe, erwartete ihn der feine Herr in Schwarz.

„Um Vergebung!" sagte er und stieß mit den kleinen Fingern seine Manschetten in die Aermel zurück . . . „Verzeihen Sie, mein Herr, daß wir sie noch eine Minute in Anspruch nehmen müssen. Herr Seehaase — der Besitzer des Hotels — ersucht Sie um eine Unterredung von zwei Worten. Eine Formalität . . . Er befindet sich dort hinten . . . Wollen Sie die Güte haben, sich mit mir zu bemühen . . . Es ist nur Herr Seehaase, der Besitzer des Hotels."

Und er führte Tonio Kröger unter einladendem Gestenspiel in den Hintergrund des Vestibules. Dort stand in der That Herr Seehaase. Tonio Kröger kannte ihn von Ansehen aus alter Zeit. Er war klein, fett und krummbeinig. Sein geschorener Backenbart war weiß geworden; aber noch immer trug er eine weit ausgeschnittene Frackjacke und dazu ein grün gesticktes Sammetmützchen. Uebrigens war er nicht allein. Bei ihm, an einem kleinen, an der Wand befestigten Pultbrett, stand, den Helm auf dem Kopf, ein Polizist, welcher seine behandschuhte Rechte auf einem bunt beschriebenen Papier ruhen ließ, das vor ihm auf dem Pulte lag, und Tonio Kröger mit seinem ehrlichen Soldatengesicht so entgegensah, als erwartete er, daß dieser bei seinem Anblick in den Boden versinken müsse.

Tonio Kröger blickte von Einem zum Anderen und verlegte sich aufs Warten.

„Sie kommen von München?" fragte endlich der Polizist mit einer gutmütigen und schwerfälligen Stimme . . .

Tonio Kröger bejahte dies.

„Sie reisen nach Kopenhagen?"

„Ja, ich bin auf der Reise in ein dänisches Seebad."

„Seebad? — Ja, Sie müssen mal Ihre Papiere vorweisen," sagte der Polizist, indem er das letzte Wort mit besonderer Genugthuung aussprach.

„Papiere . . ." Er hatte keine Papiere. Er zog seine Brieftasche hervor und blickte hinein; aber es befand sich außer einigen Geldscheinen nichts darin, als die Korrektur einer Novelle, die er an seinem Reiseziel zu erledigen gedachte. Er verkehrte nicht gern mit Beamten, und hatte sich noch niemals einen Paß ausstellen lassen . . .

„Es thut mir leid," sagte er, „aber ich führe keine Papiere bei mir."

„So?" sagte der Polizist . . . „Gar keine? — Wie ist Ihr Name?"

Tonio Kröger antwortete ihm.

„Ist das auch wahr?!" fragte der Polizist, reckte sich auf und öffnete plötzlich seine Nasenlöcher so weit er konnte . . .

„Vollkommen wahr," antwortete Tonio Kröger.

www.libtool.com.cn

„Was sind Sie denn?“

Tonio Kröger schluckte hinunter und nannte mit fester Stimme sein Gewerbe. — Herr Seehaase hob den Kopf und sah neugierig in sein Gesicht empor.

„Hm!“ sagte der Polizist. „Und Sie geben an, nicht identisch zu sein mit einem Individium namens —“ Er sagte ‚Individium‘ und buchstabierte dann aus dem bunt beschriebenen Papier einen ganz verzwickten und romantischen Namen zusammen, der aus den Lauten verschiedener Rassen abenteuerlich gemischt erschien, und den Tonio Kröger im nächsten Augenblick wieder vergessen hatte. „— Welcher,“ fuhr er fort, „von unbekannten Eltern und unbestimmter Zuständigkeit wegen verschiedener Betrügereien und anderer Vergehen von der Münchener Polizei verfolgt wird und sich wahrscheinlich auf der Flucht nach Dänemark befindet?“

„Ich gebe das nicht nur an,“ sagte Tonio Kröger und machte eine nervöse Bewegung mit den Schultern. — Dies rief einen gewissen Eindruck hervor.

„Wie? Ach so, na gewiß!“ sagte der Polizist. „Aber daß Sie auch gar nichts vorweisen können!“

Auch Herr Seehaase legte sich beschwichtigend ins Mittel.

„Das Ganze ist eine Formalität,“ sagte er, „nichts weiter! Sie müssen bedenken, daß der Beamte nur seine Schuldigkeit thut. Wenn Sie sich irgendwie legitimieren könnten . . . Ein Papier . . .“

Alle schwiegen. Sollte er der Sache ein Ende machen, indem er sich zu erkennen gab, indem er Herrn Seehaase eröffnete, daß er kein Hochstapler von unbestimmter Zuständigkeit sei, von Geburt kein Zigeuner im grünen Wagen, sondern der Sohn Konsul Krögers, aus der Familie der Kröger? Nein, er hatte keine Lust dazu. Und waren diese Männer der bürgerlichen Ordnung nicht im Grunde ein wenig im Recht? Gewissermaßen war er ganz einverstanden mit ihnen . . . Er zuckte die Achseln und blieb stumm.

„Was haben Sie denn da?“ fragte der Polizist. „Da, in dem Porteföhch?“

„Hier? Nichts. Es ist eine Korrektur,“ antwortete Tonio Kröger.

„Korrektur? Wieso? Lassen Sie mal sehen.“

Und Tonio Kröger überreichte ihm seine Arbeit. Der Polizist breitete sie auf der Pultplatte aus und begann, darin zu lesen. Auch Herr Seehaase trat näher herzu und beteiligte sich an der Lektüre. Tonio Kröger blickte ihnen über die Schultern und beobachtete, bei welcher Stelle sie seien. Es war ein guter Moment, eine Pointe und Wirkung, die er vortrefflich herausgearbeitet hatte. Er war zufrieden mit sich.

„Sehen Sie!“ sagte er. „Da steht mein Name. Ich habe dies geschrieben, und nun wird es veröffentlicht, verstehen Sie.“

„Nun, das genügt!“ sagte Herr Seehaase mit Entschluß, raffte die Blätter zusammen, faltete sie und gab sie ihm zurück. „Das muß genügen, Petersen!“ wiederholte er kurz, indem er verstohlen die Augen schloß und abwinkend den Kopf schüttelte. „Wir dürfen den Herrn nicht länger aufhalten. Der Wagen wartet. Ich bitte sehr, die kleine Störung zu entschuldigen, mein Herr. Der Beamte hat ja nur seine Pflicht gethan, aber ich sagte ihm sofort, daß er auf falscher Fährte sei . . .“

So? dachte Tonio Kröger.

Der Polizist schien nicht ganz einverstanden; er wandte noch etwas ein von „Individium“ und „vorweisen“. Aber Herr Seehaase führte seinen Gast unter wiederholten Ausdrücken des Bedauerns durch das Vestibule zurück, geleitete ihn zwischen den beiden Löwen hindurch zum Wagen und schloß selbst unter Achtungsbezeugungen den Schlag hinter ihm. Und dann rollte die lächerlich

hohe und breite Droschke stolpernd, klirrend und lärmend die steilen Gassen hinab zum Hafen . . .

Dies war Tonio Krögers seltsamer Aufenthalt in seiner Vaterstadt.

7.

Die Nacht fiel ein, und mit einem schwimmenden Silberglanz stieg schon der Mond empor, als Tonio Krögers Schiff die offene See gewann. Er stand am Bugsprit, in seinen Mantel gehüllt vor dem Winde, der mehr und mehr erstarkte, und blickte hinab in das dunkle Wandern und Treiben der starken, glatten Wellenleiber dort unten, die um einander schwankten, sich klatschend begegneten, in unerwarteten Richtungen auseinander schossen und plötzlich schaumig aufleuchteten . . .

Eine schaukelnde und still entzückte Stimmung erfüllte ihn. Er war ein wenig niedergeschlagen gewesen, daß man ihn daheim als Hochstapler hatte verhaften wollen, ja, — obgleich er es gewissermaßen in der Ordnung gefunden hatte. Aber dann, nachdem er sich eingeschifft, hatte er, wie als Knabe zuweilen mit seinem Vater, dem Verladen der Waaren zugesehen, mit denen man, unter Rufen, die ein Gemisch aus Dänisch und Plattdeutsch waren, den tiefen Bauch des Dampfers füllte, hatte gesehen, wie man außer den Ballen und Kisten auch einen Eisbären und einen Königstiger in dick vergitterten Käfigen hinabließ, die wohl von Hamburg kamen und für eine dänische Menagerie bestimmt waren; und dies hatte ihn zerstreut. Während dann das Schiff zwischen den flachen Ufern den Fluß entlang glitt, hatte er Polizist Petersens Verhör ganz und gar vergessen, und Alles, was vorher gewesen war, seine süßen, traurigen und reuigen Träume der Nacht, der Spaziergang, den er gemacht, der Anblick des Wallnußbaumes, war wieder in seiner Seele stark geworden. Und nun, da das Meer sich öffnete, sah er von fern den Strand, an dem er als Knabe die sommerlichen Träume des Meeres hatte belauschen dürfen, sah die Glut des Leuchtturms und die Lichter des Kurhauses, darin er mit seinen Eltern gewohnt . . . Die Ostsee! Er lehnte den Kopf gegen den starken Salzwind, der frei und ohne Hindernis daherkam, die Ohren umhüllte und einen gelinden Schwindel, eine gedämpfte Betäubung hervorrief, in der die Erinnerung an alles Böse, an Qual und Irrsal, an Wollen und Mühen, träge und selig unterging. Und in dem Sausen, Klatschen, Schäumen und Aechzen rings um ihn her glaubte er das Rauschen und Knarren des alten Wallnußbaumes, das Kreischen einer Gartenpforte zu hören . . . Es dunkelte mehr und mehr.

„Die Sterne, Gott, sehen Sie doch bloß die Sterne an," sagte plötzlich mit schwerfällig singender Betonung eine Stimme, die aus dem Innern einer Tonne zu kommen schien. Er kannte sie schon. Sie gehörte einem rotblonden und schlicht gekleideten Mann mit geröteten Augenlidern und einem feuchtkalten Aussehen, als habe er soeben gebadet. Beim Abendessen in der Kajüte war er Tonio Krögers Nachbar gewesen und hatte mit zagen und bescheidenen Bewegungen erstaunliche Mengen von Hummer-Omelette zu sich genommen. Nun lehnte er neben ihm an der Brüstung und blickte zum Himmel empor, indem er sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger erfaßt hielt. Ohne Zweifel befand er sich in einer jener außerordentlichen und festlich-beschaulichen Stimmungen, in denen die Schranken zwischen den Menschen dahinsinken, in denen das Herz auch Fremden sich öffnet und der Mund Dinge spricht, vor denen er sich sonst schamhaft verschließen würde . . .

„Sehen Sie, Herr, doch bloß die Sterne an. Da stehen sie und glitzern,

www.libtool.com.cn

es ist, weiß Gott, der ganze Himmel voll. Und nun bitt' ich Sie, wenn man hinaufsieht und bedenkt, daß viele davon doch hundert mal größer sein sollen, als die ganze Erde, wie wird einem da zu Sinn? Wir Menschen haben den Telegraphen erfunden und das Telephon und so viele Errungenschaften der Neuzeit, ja, das haben wir. Aber wenn wir da hinaufsehen, so müssen wir doch erkennen und verstehen, daß wir im Grunde Gewürm sind, elendes Gewürm, und nichts weiter, — hab' ich Recht oder Unrecht, Herr? Ja, wir sind Gewürm!" antwortete er sich selbst und nickte demütig und zerknirscht zum Firmament empor.

Au . . . nein, der hat keine Litteratur im Leibe! dachte Tonio Kröger. Und alsbald fiel ihm etwas ein, was er kürzlich gelesen hatte, der Aufsatz eines berühmten französischen Schriftstellers über kosmologische und psychologische Weltanschauung: es war ein recht feines Geschwätz gewesen.

Er gab dem jungen Mann etwas wie eine Antwort auf seine tief erlebte Bemerkung, und dann fuhren sie fort, mit einander zu sprechen, indem sie, über die Brüstung gelehnt, in den unruhig erhellten, bewegten Abend hinausblickten. Es erwies sich, daß der Reisegefährte ein junger Kaufmann aus Hamburg war, der seinen Urlaub zu dieser Vergnügungsfahrt benutzte . . .

„Sollst," sagte er, „ein bißchen mit dem steamer nach Kopenhagen fahren, denk' ich, und da seh' ich nun, und es ist ja so weit ganz schön. Aber das mit den Hummer-Ommeletten, das war nicht richtig, Herr, das sollen Sie sehn, denn die Nacht wird stürmisch, das hat der Kapitän selbst gesagt, und mit so einem unbekömmlichen Essen im Wagen ist das kein Spaß . . ."

Tonio Kröger lauschte all dieser zuthunlichen Thorheit mit einem heimlichen und freundschaftlichen Gefühl.

„Ja," sagte er, „man ißt überhaupt zu schwer hier oben. Das macht faul und wehmütig."

„Wehmütig?" wiederholte der junge Mann und betrachtete ihn verdutzt . . . „Sie sind wohl fremd hier, Herr?" fragte er plötzlich . . .

„Ach ja, ich komme weit her!" antwortete Tonio Kröger mit einer vagen und abwehrenden Armbewegung.

„Aber Sie haben recht," sagte der junge Mann; „Sie haben, weiß Gott, recht in Dem, was Sie von wehmütig sagen! Ich bin fast immer wehmütig, aber besonders an solchen Abenden, wie heute, wenn die Sterne am Himmel stehn." Und er stützte wieder sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger.

Sicherlich schreibt er Verse, dachte Tonio Kröger, tief ehrlich empfundene Kaufmannsverse . . .

Der Abend rückte vor, und der Wind war nun so heftig geworden, daß er das Sprechen behinderte. So beschlossen sie, ein wenig zu schlafen und wünschten einander gute Nacht.

Tonio Kröger streckte sich in seiner Koje auf der schmalen Bettstatt aus, aber er fand keine Ruhe. Der strenge Wind und sein herbes Arom hatte ihn seltsam erregt, und sein Herz war unruhig wie in ängstlicher Erwartung von etwas Süßem. Auch verursachte die Erschütterung, welche entstand, wenn das Schiff einen steilen Wogenberg hinabglitt und die Schraube wie im Krampf außerhalb des Wassers arbeitete, ihm arge Uebelkeit. Er kleidete sich wieder vollends an und stieg ins Freie hinauf.

Wolken jagten am Monde vorbei. Das Meer tanzte. Nicht runde und gleichmäßige Wellen kamen in Ordnung daher, sondern weithin, in bleichem und flackerndem Licht, war die See zerrissen, zerpeitscht, zerwühlt, leckte und sprang in spitzen, flammenartigen Riesenzungen empor, warf neben schaumerfüllten Klüften zackige und unwahrscheinliche Gebilde auf und schien mit der Kraft

ungeheurer Arme in tollem Spiel den Gischt in alle Lüfte zu schleudern. Das Schiff hatte schwere Fahrt; stampfend, schlenkernd und ächzend arbeitete es sich durch den Tumult, und manchmal hörte man den Eisbären und den Tiger, die unter dem Seegang litten, in seinem Innern brüllen. Ein Mann im Wachstuchmantel, die Kapuze überm Kopf und eine Laterne um den Leib geschnallt, ging breitbeinig und mühsam balancierend auf dem Verdecke hin und her. Aber dort hinten stand, tief über Bord gebeugt, der junge Mann aus Hamburg und ließ es sich schlecht ergehen. „Gott," sagte er mit hohler und wankender Stimme, als er Tonio Kröger gewahrte, „sehen Sie doch bloß den Aufruhr der Elemente, Herr!" Aber dann wurde er unterbrochen und wandte sich eilig ab.

Tonio Kröger hielt sich an irgend einem gestrafften Tau und blickte hinaus in all den unbändigen Uebermut. In ihm schwang sich ein Jauchzen auf, und ihm war, als sei es mächtig genug, um Sturm und Flut zu übertönen. Ein Sang an das Meer, begeistert von Liebe, tönte in ihm. Du meiner Jugend wilder Freund, so sind wir einmal noch vereint . . . Aber dann war das Gedicht zu Ende. Es ward nicht fertig, nicht rund geformt und nicht in Gelassenheit zu etwas Ganzem geschmiedet. Sein Herz lebte . . .

Lange stand er so; dann streckte er sich auf einer Bank am Kajütenhäuschen aus und blickte zum Himmel hinauf, an dem die Sterne flackerten. Er schlummerte sogar ein wenig. Und wenn der kalte Schaum in sein Gesicht spritzte, so war es ihm im Halbschlaf wie eine Liebkosung.

Senkrechte Kreidefelsen, gespenstisch im Mondschein, kamen in Sicht und näherten sich; das war Möen, die Insel. Und wieder trat Schlummer dazwischen, unterbrochen von salzigen Sprühschauern, die scharf ins Gesicht bissen und die Züge erstarren ließen . . . Als er völlig wach wurde, war es schon Tag, ein hellgrauer, frischer Tag, und die grüne See ging ruhiger. Beim Frühstück sah er den jungen Kaufmann wieder, der heftig errötete, wahrscheinlich vor Scham, im Dunklen so poetische und blamable Dinge geäußert zu haben, mit allen fünf Fingern seinen kleinen rötlichen Schnurrbart emporstrich und ihm einen soldatisch scharfen Morgengruß zurief, um ihn dann ängstlich zu meiden . . .

Und Tonio Kröger landete in Dänemark. Er hielt Ankunft in Kopenhagen, gab Trinkgeld an Jeden, der sich die Miene gab, als hätte er Anspruch darauf, durchwanderte von seinem Hotelzimmer aus drei Tage lang die Stadt, indem er sein Reisebüchlein aufgeschlagen vor sich her trug, und benahm sich ganz wie ein besserer Fremder, der seine Kenntnisse zu bereichern wünscht. Er betrachtete des Königs Neumarkt und das „Pferd" in seiner Mitte, blickte achtungsvoll an den Säulen der Frauenkirche empor, stand lange vor Thorvaldsens edlen und lieblichen Bildwerken stieg auf den Runden Turm, besichtigte Schlösser und verbrachte zwei bunte Abende im Tivoli. Aber es war nicht so recht eigentlich all dies, was er sah.

An den Häusern, die oft ganz das Ansehen der alten Häuser seiner Vaterstadt mit geschwungenen, durchbrochenen Giebeln hatten, sah er Namen, die ihm aus alten Tagen bekannt waren, die ihm etwas Zartes und Köstliches zu bezeichnen schienen und bei alldem etwas wie Vorwurf, Klage und Sehnsucht nach Verlorenem in sich schlossen. Und allerwegen, indeß er in verlangsamten, nachdenklichen Zügen die feuchte Seeluft atmete, sah er Augen, die so blau, Haare, die so blond, Gesichter, die von eben der Art und Bildung waren, wie er sie in den seltsam wehen und reuigen Träumen der Nacht geschaut, die er in seiner Vaterstadt verbracht hatte. Es konnte geschehen, daß auf offener Straße ein Blick, ein klingendes Wort, ein Auflachen ihn ins Innerste traf . . .

Es litt ihn nicht lange in der munteren Stadt. Eine Unruhe, süß und

thöricht, Erinnerung halb und halb Erwartung, bewegte ihn, zusammen mit dem Verlangen, irgendwo still am Strande liegen zu dürfen und nicht den angelegentlich sich umthuenden Touristen spielen zu müssen. So schiffte er sich aufs Neue ein und fuhr an einem trüben Tage (die See ging schwarz) nordwärts der Küste von Seeland entlang gen Helsingör. Von dort setzte er seine Reise unverzüglich zu Wagen auf dem Chausseewege fort, noch drei Viertelstunden lang, immer ein wenig oberhalb des Meeres, bis er an seinem letzten und eigentlichen Ziele hielt, dem kleinen weißen Badehotel mit grünen Fensterläden, das inmitten einer Siedelung niedriger Häuschen stand und mit seinem holzgedeckten Turm auf den Sund und die schwedische Küste hinausblickte. Hier stieg er ab, nahm Besitz von dem hellen Zimmer, das man ihm bereit gehalten, füllte Bort und Spind mit Dem, was er mit sich führte, und schickte sich an, hier eine Weile zu leben.

8.

Schon rückte der September vor: es waren nicht mehr viele Gäste in Aalsgaard. Bei den Mahlzeiten in dem großen balkengedeckten Eßsaal zu ebener Erde, dessen hohe Fenster auf die Glas-Veranda und die See hinausblickten, führte die Wirtin den Vorsitz, ein bejahrtes Mädchen mit weißem Haar, farblosen Augen, zartrosigen Wangen und einer haltlosen Zwitscherstimme, das immer seine roten Hände auf dem Tafeltuche ein wenig vorteilhaft zu gruppieren trachtete. Ein kurzhalsiger alter Herr mit eisgrauem Schifferbart und dunkelbläulichem Gesicht war da, ein Fischhändler aus der Hauptstadt, der des Deutschen mächtig war. Er schien gänzlich verstopft und zum Schlagfluß geneigt, denn er atmete kurz und stoßweise und hob von Zeit zu Zeit den beringten Zeigefinger zu einem seiner Nasenlöcher empor, um es zuzudrücken und dem anderen durch starkes Blasen ein wenig Luft zu verschaffen. Nichtsdestoweniger sprach er beständig der Aquavitflasche zu, die sowohl beim Frühstück als beim Mittag- und Abendessen vor ihm stand. Dann waren nur noch drei große amerikanische Jünglinge mit ihrem Gouverneur oder Hauslehrer zugegen, der schweigend an seiner Brille rückte und tagüber mit ihnen Fußball spielte. Sie trugen ihr rotgelbes Haar in der Mitte gescheitelt und hatten lange, unbewegte Gesichter. „Please, give me the wurst-things there!“ sagte der Eine. „That's not wurst, that's schinken!“ sagte ein Anderer, und dies war Alles, was sowohl sie als der Hauslehrer zur Unterhaltung beitrugen; denn sonst saßen sie still und tranken heißes Wasser.

Tonio Kröger hätte sich keine andere Art von Tischgesellschaft gewünscht. Er genoß seinen Frieden, horchte auf die dänischen Kehllaute, die hellen und trüben Vokale, in denen der Fischhändler und die Wirtin zuweilen konversierten, wechselte hie und da mit dem Ersteren eine schlichte Bemerkung über den Barometerstand und erhob sich dann, um durch die Veranda wieder an den Strand hinunter zu gehen, wo er schon lange Morgenstunden verbracht hatte.

Manchmal war es dort still und sommerlich. Die See ruhte träge und glatt, in blauen, flaschengrünen und rötlichen Streifen, von silbrig glitzernden Lichtreflexen überspielt, der Tang dörrte zu Heu in der Sonne, und die Quallen lagen da und verdunsteten. Es roch ein wenig faulig und ein wenig auch nach dem Teer des Fischerbootes, an welches Tonio Kröger, im Sande sitzend, den Rücken lehnte, — so gewandt, daß er den offenen Horizont und nicht die schwedische Küste vor Augen hatte; aber des Meeres leiser Atem strich rein und frisch über Alles hin.

www.bibtothek.com

Und graue, stürmische Tage kamen. Die Wellen beugten die Köpfe wie Stiere, die die Hörner zum Stoße einlegen und rannten wütend gegen den Strand, der hoch hinauf überspühlt und mit naßglänzendem Seegras, Muscheln und angeschwemmtem Holzwerk bedeckt war. Zwischen den langgestreckten Wellenhügeln dehnten sich unter dem verhängten Himmel blaßgrün-schaumig die Thäler; aber dort, wo hinter den Wolken die Sonne stand, lag auf den Wassern ein weißlicher Sammetglanz.

Tonio Kröger stand in Wind und Brausen eingehüllt, versunken in dies ewige, schwere, betäubende Getöse, das er so sehr liebte. Wandte er sich und ging fort, so schien es plötzlich ganz ruhig und warm um ihn her. Aber im Rücken wußte er sich das Meer; es rief, lockte und grüßte. Und er lächelte.

Er ging landeinwärts, auf Wiesenwegen durch die Einsamkeit, und bald nahm Buchenwald ihn auf, der sich hügelig weit in die Gegend erstreckte. Er setzte sich ins Moos, an einen Baum gelehnt, so, daß er zwischen den Stämmen einen Streifen des Meeres gewahren konnte. Zuweilen trug der Wind das Geräusch der Brandung zu ihm, das klang, wie wenn in der Ferne Bretter auf einander fallen. Krähengeschrei über den Wipfeln, heiser, öde und verloren ... Er hielt ein Buch auf den Knieen, aber er las nicht eine Zeile darin. Er genoß ein tiefes Vergessen, ein erlöstes Schweben über Raum und Zeit, und nur zuweilen war es, als würde sein Herz von einem Weh durchzuckt, einem kurzen, stechenden Gefühl von Sehnsucht oder Reue, das nach Namen und Herkunft zu fragen er zu träge und versunken war.

So verging mancher Tag; er hätte nicht zu sagen vermocht, wie viele und trug kein Verlangen danach, es zu wissen. Dann aber kam einer, an welchem etwas geschah; es geschah, während die Sonne am Himmel stand und Menschen zugegen waren, und Tonio Kröger war nicht einmal so außerordentlich erstaunt darüber.

Gleich dieses Tages Anfang gestaltete sich festlich und entzückend. Tonio Kröger erwachte sehr früh und ganz plötzlich, fuhr mit einem feinen und unbestimmten Erschrecken aus dem Schlafe empor, und glaubte, in ein Wunder, einen feeenhaften Beleuchtungszauber hineinzublicken. Sein Zimmer, mit Glasthür und Balkon nach dem Sunde hinaus gelegen und durch einen dünnen, weißen Gaze-Vorhang in Wohn- und Schlafraum geteilt, war zartfarbig tapeziert und mit leichten, hellen Möbeln versehen, sodaß es stets einen lichten und freundlichen Anblick bot. Nun aber sahen seine schlaftrunkenen Augen es in einer unirdischen Verklärung und Illumination vor sich liegen, über und über getaucht in einen unsäglich holden und duftigen Rosenschein, der Wände und Möbel vergoldete und den Gaze-Vorhang in ein mildes, rotes Glühen versetzte ... Tonio Kröger begriff lange nicht, was sich ereignete. Als er aber vor der Glasthür stand und hinausblickte, sah er, daß es die Sonne war, die aufging.

Mehrere Tage lang war es trüb und regnicht gewesen; jetzt aber spannte sich der Himmel wie aus straffer, blaßblauer Seide schimmernd klar über See und Land, und durchquert und umgeben von rot und golden durchleuchteten Wolken, erhob sich feierlich die Sonnenscheibe über das flimmernd gekrauste Meer, das unter ihr zu erschauern und zu erglühen schien ... So hub der Tag an, und verwirrt und glücklich warf Tonio Kröger sich in die Kleider, frühstückte vor allen Anderen drunten in der Veranda, schwamm hierauf von dem kleinen hölzernen Badehäuschen aus eine Strecke in den Sund hinaus und that dann einen stundenlangen Gang am Strande hin. Als er zurückkehrte, hielten mehrere omnibusartige Wagen vorm Hotel, und vom Eßsaal aus gewahrte er, daß sowohl in dem anstoßenden Gesellschaftszimmer, dort, wo das

Klavier stand, als auch in der Veranda und auf der Terrasse, die davor lag, Menschen in großer Anzahl, kleinbürgerlich gekleidete Herrschaften, an runden Tischen saßen und unter angeregten Gesprächen Bier mit Butterbrod genossen. Es waren ganze Familien, ältere und junge Leute, ja sogar ein paar Kinder.

Beim zweiten Frühstück (der Tisch trug schwer an kalter Küche, Geräuchertem, Gesalzenem und Gebackenem) erkundigte sich Tonio Kröger, was vor sich gehe.

„Gäste!“ sagte der Fischhändler. „Ausflügler und Ballgäste aus Helsingör! Ja, Gott soll uns bewahren, wir werden nicht schlafen können, diese Nacht! Es wird Tanz geben, Tanz und Musik, und man muß fürchten, daß das lange dauert. Es ist eine Familienvereinigung, eine Landpartie nebst Réunion, kurzum, eine Subskription oder dergleichen, und sie genießen den schönen Tag. Sie sind zu Boot und zu Wagen gekommen und jetzt frühstücken sie. Später fahren sie noch weiter über Land, aber abends kommen sie wieder, und dann ist Tanzbelustigung hier im Saale. Ja, verdammt und verflucht, wir werden kein Auge zuthun . . .“

„Das ist eine hübsche Abwechslung,“ sagte Tonio Kröger.

Hierauf wurde längere Zeit nichts mehr gesprochen. Die Wirtin ordnete ihre roten Finger, der Fischhändler blies durch das rechte Nasenloch, um sich ein wenig Luft zu verschaffen, und die Amerikaner tranken heißes Wasser und machten lange Gesichter dazu.

Da geschah dies auf einmal: Hans Hansen und Ingeborg Holm gingen durch den Saal. —

Tonio Kröger lehnte, in einer wohligen Ermüdung nach dem Bade und seinem hurtigen Gang, im Stuhl und aß geräucherten Lachs auf Röstbrod; — er saß der Veranda und dem Meere zugewandt. Und plötzlich öffnete sich die Thür, und Hand in Hand kamen die Beiden herein, — schlendernd und ohne Eile. Ingeborg, die blonde Inge, war hell gekleidet, wie sie in der Tanzstunde bei Herrn Knaak zu sein pflegte. Das leichte, geblümte Kleid reichte ihr nur bis zu den Knöcheln, und um die Schultern trug sie einen breiten, weißen Tüllbesatz mit spitzem Ausschnitt, der ihren weichen, geschmeidigen Hals freiließ. Der Hut hing ihr an seinen zusammengeknüpften Bändern über dem einen Arm. Sie war vielleicht ein klein wenig erwachsener, als sonst, und trug ihren wunderbaren Zopf nun um den Kopf gelegt; aber Hans Hansen war ganz wie immer. Er hatte seine Seemanns-Ueberjacke mit den goldenen Knöpfen an, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Kragen lag; die Matrosenmütze mit den kurzen Bändern hielt er in der hinabhängenden Hand und schlenkerte sie sorglos hin und her. Ingeborg hielt ihre schmal geschnittenen Augen abgewandt, vielleicht ein wenig geniert durch die speisenden Leute, die auf sie schauten. Allein Hans Hansen wandte nun grade und aller Welt zum Trotz den Kopf nach der Frühstückstafel und musterte mit seinen stahlblauen Augen Einen nach dem Anderen herausfordernd und gewissermaßen verächtlich; er ließ sogar Ingeborgs Hand fahren und schwenkte seine Mütze noch heftiger hin und her, um zu zeigen, was für ein Mann er sei. So gingen die Beiden, mit dem still blauenden Meere als Hintergrund, vor Tonio Krögers Augen vorüber, durchmaßen den Saal seiner Länge nach und verschwanden durch die entgegengesetzte Thür im Klavierzimmer.

Dies begab sich um halb zwölf Uhr vormittags, und noch während die Kurgäste beim Frühstück saßen, brach nebenan und in der Veranda die Gesellschaft auf und verließ, ohne daß noch Jemand den Eßsaal betreten hätte, durch den Seitenzugang, der vorhanden war, das Hotel. Man hörte, wie draußen unter Scherzen und Gelächter die Wagen bestiegen wurden, wie ein Gefährt

nach dem anderen auf der Landstraße sich knirschend in Bewegung setzte und davonrollte . . .

www.lbproof.com.cn

„Sie kommen also wieder?“ fragte Tonio Kröger . . .

„Das thun sie!“ sagte der Fischhändler. „Und Gott sei's geklagt. Sie haben Musik bestellt, müssen Sie wissen, und ich schlafe hier überm Saale.“

„Das ist eine hübsche Abwechslung,“ wiederholte Tonio Kröger. Dann stand er auf und ging fort.

Er verbrachte den Tag, wie er die andern verbracht hatte, am Strande, im Walde, hielt ein Buch auf den Knieen und blinzelte in die Sonne. Er bewegte nur Einen Gedanken: diesen, daß sie wiederkehren und im Saale Tanzbelustigung abhalten würden, wie es der Fischhändler versprochen hatte; und er that nichts, als sich hierauf freuen, mit einer so ängstlichen und süßen Freude, wie er sie lange, tote Jahre hindurch nicht mehr erprobt hatte. Einmal, durch irgend eine Verknüpfung von Vorstellungen, erinnerte er sich flüchtig eines fernen Bekannten, Adalberts, des Novellisten, der wußte, was er wollte, und sich ins Kaffeehaus begeben hatte, um der Frühlingsluft zu entgehen. Und er zuckte die Achseln über ihn . . .

Es wurde früher, als gewöhnlich, zu Mittag gegessen, und das Abendbrot nahm man, ebenfalls zeitiger als sonst, im Klavierzimmer, weil im Saale schon Vorbereitungen zum Balle getroffen wurden: auf so festliche Art war alles in Unordnung gebracht. Dann, als es schon dunkel war und Tonio Kröger in seinem Zimmer saß, ward es wieder lebendig auf der Landstraße und im Hause. Die Ausflügler kehrten zurück; ja, aus der Richtung von Helsingör trafen zu Rad und zu Wagen noch neue Gäste ein, und bereits hörte man drunten im Hause eine Geige stimmen und eine Klarinette näselnde Uebungsläufe vollführen . . . Alles versprach, daß es ein glänzendes Ballfest geben werde.

Nun setzte das kleine Orchester mit einem Marsche ein: gedämpft und taktfest scholl es herauf: man eröffnete den Tanz mit einer Polonaise. Tonio Kröger saß noch eine Weile still und lauschte. Als er aber vernahm, wie das Marschtempo in Walzertakt überging, machte er sich auf und schlich geräuschlos aus seinem Zimmer.

Von dem Korridor, an dem es gelegen war, konnte man über eine Nebentreppe zu dem Seiteneingang des Hotels und von dort, ohne ein Zimmer zu berühren, in die Glasveranda gelangen. Diesen Weg nahm er, leise und verstohlen, als befinde er sich auf verbotenen Pfaden, tastete sich behutsam durch das Dunkel, unwiderstehlich angezogen von dieser dummen und selig wiegenden Musik, deren Klänge schon klar und ungedämpft zu ihm drangen.

Die Veranda war leer und unerleuchtet, aber die Glasthür zum Saale, wo die beiden großen, mit blanken Reflektoren versehenen Petroleum-Lampen hell erstrahlten, stand geöffnet. Dorthin schlich er sich auf leisen Sohlen, und der diebische Genuß, hier heimlich im Dunklen stehen und ungesehen Die belauschen zu dürfen, die im Lichte tanzten, verursachte ein Prickeln in seiner Haut. Hastig und begierig sandte er seine Blicke nach den Beiden aus, die er suchte . . .

Die Fröhlichkeit des Festes schien schon ganz frei entfaltet, obgleich es kaum seit einer halben Stunde eröffnet war; aber man war ja bereits warm und angeregt hierhergekommen, nachdem man den ganzen Tag miteinander verbracht, sorglos, gemeinsam und glücklich. Im Klavierzimmer, das Tonio Kröger überblicken konnte, wenn er sich ein wenig weiter vorwagte, hatten sich mehrere ältere Herren rauchend und trinkend beim Kartenspiel vereinigt; aber andere saßen bei ihren Gattinnen im Vordergrunde auf den Plüschstühlen und an den Wänden des Saales und sahen dem Tanze zu. Sie hielten die Hände auf

die gespreizten Kniee gestützt und bliesen mit einem wohlhabenden Ausdruck die Wangen auf, indeß die Mütter, Kapothütchen auf den Scheiteln, die Hände unter der Brust zusammenlegten und mit seitwärtsgeneigten Köpfen in das Getümmel der jungen Leute schauten. Ein Podium war an der einen Längswand des Saales errichtet worden, und dort thaten die Musikanten ihr Bestes. Sogar eine Trompete war da, welche mit einer gewissen zögernden Behutsamkeit blies, als fürchtete sie sich vor ihrer eigenen Stimme, die sich dennoch beständig brach und überschlug . . . Wogend und kreisend bewegten sich die Paare umeinander, indeß andere Arm in Arm den Saal umwandelten. Man war nicht ballmäßig gekleidet, sondern nur wie an einem Sommer-Sonntag, den man im Freien verbringt: Die Kavaliere in kleinstädtisch geschnittenen Anzügen, denen man ansah, daß sie die ganze Woche geschont wurden, und die jungen Mädchen in lichten und leichten Kleidern mit Feldblumensträußchen an den Miedern. Auch ein paar Kinder waren im Saale und tanzten untereinander auf ihre Art, sogar, wenn die Musik pausierte. Ein langbeiniger Mensch in schwalbenschwanzförmigem Röckchen, ein Provinzlöwe mit Augenglas und gebranntem Haupthaar, Post-Adjunkt oder dergleichen und wie die fleischgewordene komische Figur aus einem dänischen Roman, schien Festordner und Kommandeur des Balles zu sein. Eilfertig, transpirierend und mit ganzer Seele bei der Sache, war er überall zugleich, schwänzelte übergeschäftig durch den Saal, indem er kunstvoll mit den Zehenspitzen zuerst auftrat und die Füße, die in glatten und spitzen Militär-Stiefeletten steckten, auf eine verzwickte Art kreuzweis übereinander setzte, schwang die Arme in der Luft, traf Anordnungen, rief nach Musik, klatschte in die Hände, und bei all dem flogen die Bänder der großen, bunten Schleife, die als Zeichen seiner Würde auf seiner Schulter befestigt war, und nach der er manchmal liebevoll den Kopf drehte, flatternd hinter ihm drein . . .

Ja, sie waren da, die Beiden, die heute im Sonnenlicht an Tonio Kröger vorübergezogen waren, er sah sie wieder und erschrak vor Freude, als er sie fast gleichzeitig gewahrte. Hier stand Hans Hansen, ganz nahe bei ihm, dicht an der Thür; breitbeinig und ein wenig vorgebeugt, verzehrte er bedächtig ein großes Stück Sandtorte, wobei er die hohle Hand unters Kinn hielt, um die Krümel aufzufangen. Und dort an der Wand saß Ingeborg Holm, die blonde Inge, und eben schwänzelte der Adjunkt auf sie zu, um sie durch eine ausgesuchte Verbeugung zum Tanze aufzufordern, wobei er die eine Hand auf den Rücken legte und die andere graziös in den Busen schob; aber sie schüttelte den Kopf und deutete an, daß sie zu atemlos sei und ein wenig ruhen müsse, worauf der Adjunkt sich neben sie setzte.

Tonio Kröger sah sie an, die Beiden, um die er vor Zeiten Liebe gelitten hatte, — Hans und Ingeborg. Sie waren es nicht so sehr vermöge einzelner Merkmale und der Aehnlichkeit der Kleidung, als kraft der Gleichheit und Stärke der Rasse und des Typus, dieser lichten, stahlblauäugigen und blondhaarigen Art, die eine Vorstellung von Reinheit, Ungetrübtheit, Heiterkeit und einer zugleich stolzen und schlichten, unberührbaren Sprödigkeit hervorrief . . . Er sah sie an, sah, wie Hans Hansen so keck und wohlgestaltet wie nur jemals, breit in den Schultern, und schmal in den Hüften, in seinem Matrosenanzug dastand, sah, wie Ingeborg auf eine gewisse übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewisse Art ihre Hand, eine garnicht besonders schmale, garnicht besonders feine Klein-Mädchen-Hand, zum Hinterkopfe führte, wobei der leichte Aermel von ihrem Ellenbogen zurückglitt, — und plötzlich erschütterte das Heimweh seine Brust mit einem solchen Schmerz, daß er unwillkürlich weiter ins Dunkel zurückwich, damit niemand das Zucken seines Gesichtes sähe.

Hatte ich euch vergessen? fragte er. Nein, niemals! Nicht Dich, Hans,

noch Dich, blonde Inge! Ihr wart es ja, für die ich arbeitete, und wenn ich Applaus vernahm, blickte ich heimlich um mich, ob ihr daran teilhättet . . . Hast Du nun den Don Carlos gelesen, Hans Hansen, wie Du es mir an eurer Gartenpforte versprachst? Thu's nicht! ich verlange es nicht mehr von Dir. Was geht Dich der König an, der weint, weil er einsam ist? Du sollst Deine hellen Augen nicht trüb und traumblöde machen vom Starren in Verse und Melancholie . . . Zu sein wie Du! Noch einmal anfangen, aufwachsen gleich Dir, rechtschaffen, fröhlich und schlicht, regelrecht, ordnungsgemäß und in Einverständnis mit Gott und der Welt, geliebt werden von den Harmlosen und Glücklichen, Dich zum Weibe zu nehmen, Ingeborg Holm, und einen Sohn zu haben wie Du, Hans Hansen, — frei vom Fluch der Erkenntnis und der schöpferischen Qual leben, lieben und loben in seliger Gewöhnlichkeit! . . . Noch einmal anfangen? Aber es hülfe nichts. Es würde wieder so werden, — Alles würde wieder so kommen, wie es gekommen ist. Denn Etliche gehen mit Notwendigkeit in die Irre, weil es einen rechten Weg für sie überhaupt nicht giebt.

Nun schwieg die Musik; es war Pause, und Erfrischungen wurden gereicht. Der Adjunkt eilte persönlich mit einem Theebrett voll Häringssalat umher und bediente die Damen; aber vor Ingeborg Holm ließ er sich sogar auf ein Knie nieder, als er ihr das Schälchen reichte, und sie errötete vor Freude darüber.

Man begann jetzt dennoch im Saale, auf den Zuschauer unter der Glasthür aufmerksam zu werden, und aus hübschen, erhitzten Gesichtern trafen ihn fremde und forschende Blicke; aber er behauptete trotzdem seinen Platz. Auch Ingeborg und Hans Hansen streiften ihn beinahe gleichzeitig mit den Augen, mit jener vollkommenen Gleichgiltigkeit, die fast das Ansehen der Verachtung hat. Plötzlich jedoch ward er sich bewußt, daß von irgendwoher ein Blick zu ihm drang und auf ihm ruhte . . . Er wandte den Kopf, und sofort trafen seine Augen mit denen zusammen, deren Berührung er empfunden hatte. Ein Mädchen stand nicht weit von ihm, mit blassem, schmalen und feinen Gesicht, das er schon früher bemerkt hatte. Sie hatte nicht viel getanzt, die Cavaliere hatten sich nicht sonderlich um sie bemüht, und er hatte sie einsam mit herb geschlossenen Lippen an der Wand sitzen sehen. Auch jetzt stand sie allein. Sie war hell und duftig gekleidet, wie die Anderen, aber unter dem durchsichtigen Stoff ihres Kleides schimmerten ihre bloßen Schultern spitz und dürftig, und der magere Hals stak so tief zwischen diesen armseligen Schultern, daß das stille Mädchen fast ein wenig verwachsen erschien. Ihre Hände, mit dünnen Halbhandschuhen bekleidet, hielt sie so vor der flachen Brust, daß die Fingerspitzen sich sacht berührten. Gesenkten Kopfes blickte sie Tonio Kröger von unten herauf mit schwarzen, schwimmenden Augen an. Er wandte sich ab . . .

Hier, ganz nahe bei ihm, saßen Hans und Ingeborg. Er hatte sich zu ihr gesetzt, die vielleicht seine Schwester war, und umgeben von anderen rotwangigen Menschenkindern aßen und tranken sie, schwatzten und vergnügten sich, riefen sich mit klingenden Stimmen Neckereien zu und lachten hell in die Luft. Konnte er sich ihnen nicht ein wenig nähern? Nicht an ihn oder sie ein Scherzwort richten, das ihm einfiel, und das sie ihm wenigstens mit einem Lächeln beantworten mußten? Es würde ihn beglücken, er sehnte sich danach; er würde dann zufriedener in sein Zimmer zurückkehren, mit dem Bewußtsein, eine kleine Gemeinschaft mit den Beiden hergestellt zu haben. Er dachte sich aus, was er sagen könnte; aber er fand nicht den Mut, es zu sagen. Auch war es ja wie immer: sie würden ihn nicht verstehen, würden befremdet auf das horchen, was er zu sagen vermöchte. Denn ihre Sprache war nicht seine Sprache . . .

Nun schien der Tanz aufs Neue beginnen zu sollen. Der Adjunkt ent-

faltete eine umfassende Thätigkeit. Er eilte umher und forderte alle Welt zum Engagieren auf, räumte mit Hilfe des Kellners Stühle und Gläser aus dem Wege, erteilte den Musikern Befehle und schob einzelne Täppische, die nicht wußten wohin, an den Schultern vor sich her. Was hatte man vor? Je vier und vier Paare bildeten Carrés . . . Eine schreckliche Erinnerung machte Tonio Kröger erröten. Man tanzte Quadrille.

Die Musik setzte ein, und die Paare schritten unter Verbeugungen durcheinander. Der Adjunkt kommandierte; er kommandierte, bei Gott, auf Französisch, und brachte die Nasallaute auf unvergleichlich distinguierte Art hervor. Ingeborg Holm tanzte dicht vor Tonio Kröger, in dem Carré, das sich unmittelbar an der Glasthür befand. Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend, ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und er schloß die Augen in einem Gefühl, das ihm von je so wohl bekannt gewesen, dessen Arom und herben Reiz er in all diesen letzten Tagen leise verspürt hatte, und das ihn nun wieder ganz mit seiner süßen Drangsal erfüllte. Was war es doch? Sehnsucht? Zärtlichkeit? Neid? Selbstverachtung? . . . Moulinet des dames! Lachtest Du, blonde Inge, lachtest Du mich aus, als ich moulinet tanzte und mich so jämmerlich blamierte? Und würdest Du auch heute noch lachen, nun, da ich doch so etwas wie ein berühmter Mann geworden bin? Ja, das würdest Du und würdest drei Mal recht daran thun! Und wenn ich, ich ganz allein, die neun Symphonieen, die Welt als Wille und Vorstellung und das Jüngste Gericht vollbracht hätte, — Du würdest ewig Recht haben zu lachen . . . Er sah sie an, und eine Verszeile fiel ihm ein, deren er sich lange nicht erinnert hatte, und die ihm doch so vertraut und verwandt war: „Ich möchte schlafen, aber Du mußt tanzen.“ Er kannte sie so gut, die melancholisch-nordische, innig-ungeschickte Schwerfälligkeit der Empfindung, die daraus sprach. Schlafen . . . Sich danach sehnen, einfach und völlig dem Gefühle leben zu dürfen, das ohne die Verpflichtung, zur That und zum Tanz zu werden, süß und träge in sich selber ruht, — und dennoch tanzen, behend und geistesgegenwärtig den schweren, schweren und gefährlichen Messer-Tanz der Kunst vollführen zu müssen, ohne je ganz des demütigenden Widersinnes zu vergessen, der darin lag, tanzen zu müssen, indeß man liebt . . .

Auf einmal geriet das Ganze in eine tolle und ausgelassene Bewegung. Die Carrés hatten sich aufgelöst, und springend und gleitend stob Alles umher: man beschloß die Quadrille mit einem Galopp. Die Paare flogen zum rasenden Eiltakt der Musik an Tonio Kröger vorüber, chassierend, hastend, einander überholend, mit kurzem, atemlosem Gelächter. Eines kam daher, mitgerissen von der allgemeinen Jagd, kreisend und vorwärts sausend. Das Mädchen hatte ein blasses, feines Gesicht und magere, zu hohe Schultern. Und plötzlich, dicht vor ihm, entstand ein Stolpern, Rutschen und Stürzen . . . Das blasse Mädchen fiel hin. Sie fiel so hart und heftig, daß es fast gefährlich aussah, und mit ihr der Kavalier. Dieser mußte sich so gröblich weh gethan haben, daß er seiner Tänzerin ganz vergaß, denn, nur halbwegs aufgerichtet, begann er unter Grimassen seine Kniee mit den Händen zu reiben; und das Mädchen, scheinbar ganz betäubt vom Falle, lag noch immer am Boden. Da trat Tonio Kröger vor, faßte sie sacht an den Armen und hob sie auf. Abgehetzt, verwirrt und unglücklich sah sie zu ihm empor, und plötzlich färbte ihr zartes Gesicht sich mit einer matten Röte.

„Tak! O, mange Tak!“ sagte sie, und sah ihn von unten herauf mit dunklen, schwimmenden Augen an.

„Sie sollten nicht mehr tanzen, Fräulein,“ sagte er sanft. Dann blickte

www.libtool.com.cn

er sich noch einmal nach ihnen um, nach Hans und Ingeborg, und ging fort, verließ die Veranda und den Ball und ging in sein Zimmer hinauf.

Er war berauscht von dem Feste, an dem er nicht Teil gehabt, und müde von Eifersucht. Wie früher, ganz wie früher war es gewesen! Mit erhitztem Gesicht hatte er an dunkler Stelle gestanden, in Schmerzen um euch, ihr Blonden, Lebendigen, Glücklichen, und war dann einsam hinweggegangen. Jemand müßte nun kommen! Ingeborg müßte nun kommen, müßte bemerken, daß er fort war, müßte ihm heimlich folgen, ihm ihre Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns! Sei froh! Ich liebe Dich! . . . Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht. Ja, wie damals war es, und er war glücklich wie damals. Denn sein Herz lebte. Was aber war gewesen während all der Zeit, in der das geworden, was er nun war? — Erstarrung; Oede; Eis; und Geist! Und Kunst! . . .

Er entkleidete sich, legte sich zur Ruhe, löschte das Licht. Er flüsterte zwei Namen in das Kissen hinein, diese paar keuschen, nordischen Silben, die ihm seine eigentliche und ursprüngliche Liebes- Leides- und Glückesart, das Leben, das simple und innige Gefühl, die Heimat bezeichneten. Er blickte zurück auf die Jahre seit damals bis auf diesen Tag. Er gedachte der wüsten Abenteuer der Sinne, der Nerven und des Gedankens, die er durchlebt, sah sich zerfressen von Ironie und Geist, verödet und gelähmt von Erkenntnis, halb aufgerieben von den Fiebern und Frösten des Schaffens, haltlos und unter Gewissensnöten zwischen krassen Extremen, zwischen Heiligkeit und Brunst hin und her geworfen, raffiniert, verarmt, erschöpft von kalten und künstlich erlesenen Exaltationen, verirrt, verwüstet, zermartert, krank — und schluchzte vor Reue und Heimweh.

Um ihn war es still und dunkel. Aber von unten tönte gedämpft und wiegend des Lebens süßer, trivialer Dreitakt zu ihm herauf.

9.

Tonio Kröger saß im Norden und schrieb an Lisaweta Iwanowna, seine Freundin, wie er es ihr versprochen hatte.

Liebe Lisaweta dort unten in Arkadien, wohin ich bald zurückkehren werde, schrieb er. Hier ist nun also so etwas wie ein Brief, aber er wird Sie wohl enttäuschen, denn ich denke, ihn ein wenig allgemein zu halten. Nicht, daß ich so garnichts zu erzählen, auf meine Weise nicht Dies und Das erlebt hätte. Zu Hause, in meiner Vaterstadt wollte man mich sogar verhaften . . . aber davon sollen Sie mündlich hören. Ich habe jetzt manchmal Tage, an denen ich es vorziehe, auf gute Art etwas Allgemeines zu sagen, anstatt Geschichten zu erzählen.

Wissen Sie wohl noch, Lisaweta, daß Sie mich einmal einen Bürger, einen verirrten Bürger nannten? Sie nannten mich so in einer Stunde, da ich Ihnen, verführt durch andere Geständnisse, die ich mir vorher hatte entschlüpfen lassen, meine Liebe zu Dem gestand, was ich das Leben nenne; und ich frage mich, ob Sie wohl wußten, wie sehr Sie damit die Wahrheit trafen, wie sehr mein Bürgertum und meine Liebe zum „Leben" Eins und Dasselbe sind. Diese Reise hat mir Veranlassung gegeben, hierüber nachzudenken . . .

Mein Vater, wissen Sie, war ein nordisches Temperament: betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies

eine Mischung, die außerordentliche Möglichkeiten — und außerordentliche Gefahren in sich schloß. Was herauskam, war dies: ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Bohémien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen. Denn mein bürgerliches Gewissen ist es ja, was mich in allem Künstlertum, aller Außerordentlichkeit und allem Genie etwas tief Zweideutiges, tief Anrüchiges, tief Zweifelhaftes erblicken läßt, was mich mit dieser verliebten Schwäche für das Simple, Treuherzige und Angenehm-Normale, das Ungeniale und Anständige erfüllt.

Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolge dessen ein wenig schwer. Ihr Künstler nennt mich einen Bürger, und die Bürger sind versucht, mich zu verhaften . . . ich weiß nicht, was von beidem mich bitterer kränkt. Die Bürger sind dumm; ihr Anbeter der Schönheit aber, die ihr mich phlegmatisch und ohne Sehnsucht heißt, solltet bedenken, daß es ein Künstlertum giebt, so tief, so von Anbeginn und Schicksals wegen, daß keine Sehnsucht ihm süßer und empfindenswerter erscheint, als die nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit!

Ich bewundere die Stolzen und Kalten, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuern und den „Menschen" verachten, — aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Litteraten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß Einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.

Was ich gethan habe, ist nichts, nicht viel, so gut wie nichts. Ich werde Besseres machen, Lisaweta, — dies ist ein Versprechen. Während ich schreibe, rauscht das Meer zu mir herauf, und ich schließe die Augen. Ich schaue in eine ungeborene und schemenhafte Welt hinein, die geordnet und gebildet sein will, ich sehe in ein Gewimmel von Schatten menschlicher Gestalten, die mir winken, daß ich sie banne und erlöse: tragische und lächerliche und solche, die beides zugleich sind, — und diesen bin ich sehr zugethan. Aber meine tiefste und verstohlenste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen.

Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit.

www.libtool.com.cn

Elektricität und organisches Leben.

Von **Hans Kurella.**

Die Erforschung der elektrischen Erscheinungen im 19. Jahrhundert knüpft sich an die Erzeugung elektrischer Ströme, deren Entdeckung wir der rivalisierenden Thätigkeit der Italiener Volta und Galvani im letzten Lustrum des 18. Jahrhunders verdanken.

Historisch, und wohl auch psychologisch, berührt sich die Arbeit Galvanis eng mit der Hypothese eines magnetischen Fluidums; diese ging von Mesmer aus, der mit diesem Fluidum einschläfern und im magnetischen Schlafe heilen wollte.

Es war das Lebensprincip des Nerven, das man vor 100 Jahren im elektrischen Strome vor sich zu haben glaubte, und im Grunde ist die elektrische Welle, die Kunde von Schiff zu Schiff trägt, ist der wellenförmige Strom, der uns über den Eigergletscher zum schneeigen Gipfel der, ach, nicht mehr unberührten Jungfrau hebt, nur ein Nebenproduct des unablässigen Suchens nach der geheimnisvollen Grundlage der Reizbarkeit unseres Ich.

Der gewaltige Strom des Denkens, der seine bescheidene Quelle im Arbeitszimmer des Biologen von Como hatte, scheint nun, wie es eben der elektrischen Strömung geziemt, wieder rückströmen zu wollen in das Quellgebiet der biologischen Erscheinungen. Wieder stehen wir nun am Thor des Lebens; tausend Hände, mit krausbärtigen Schlüsseln bewehrt, strecken sich nach ihm aus; aber Niemand vermag zu sagen, wessen Hand uns den Weg frei machen wird zu den Müttern.

> Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
> Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit.
> Wohin der Weg? Kein Weg! Ins Unbetretene,
> Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
> Nicht zu Erbittende.

Es fehlt uns nicht an chemischen Theorieen des Lebens und an Versuchen, aus ihnen eine Theorie der Empfindung und des Bewußtseins abzuleiten; sie knüpfen alle an die Vorstellungen von der Materie an, die herrschten, ehe die Elektrochemie und die Erforschung der Leitung des elektrischen Stroms durch einen äußerst luftverdünnten Raum eine vollkommene Umgestaltung dieser Vorstellungen anbahnten.

Ein tüchtiger Forscher, der Engländer Crookes hat lange vor der fundamentalen Entdeckung Röntgens schon weitgehende Schlüsse über die Constitution der Materie aus den elektrischen Strömungserscheinungen im luftleeren Raume gezogen; als überzeugten Spiritisten hat die quasi Vergeistigung des Stoffs, welche diese Versuche zeigen, ihn mächtig angezogen und so zeigt sich in dieser wichtigsten Phase der Elektricitäts-Erforschung

ein Zusammenhang mit den Mysticismus, wie während der Phase Mesmer-Galvani.

www.ndbook.com.cn

Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Elektricität sehr bald völlig rationalistisch behandelt worden; die trockene, deductive, vorwiegend mathematische Behandlung gewann die Oberhand, die technische Anwendung beschränkte sich im wesentlichen auf die Telegraphie, die elektrischen Erscheinungen am lebenden Gewebe, besonders an der Nervenfaser, wurden von Dubois-Reymond unter virtuoser Beherrschung aller damaligen technischen und mathematischen Hilfsmittel untersucht, freilich ohne ein Hinausgehen über diese Mittel, so daß ein starres, lebloses Schema, ein blechernes Modell schließlich fast dieselben Erscheinungen gab, wie die lebende Nervenfaser, dieses complicirteste Product einer unvorstellbar langen Entwicklung, in deren Substanz jede neue Entwicklungsstufe eine neue Complication hervorgerufen hat. Denn wo hat sich Schicht über Schicht die ganze Last der Vererbung vollständiger abgelagert, als im Nervensystem?

Die höchst esoterische Fortbildung der mathematischen Elektricitätslehre, deren vielfache Integralzeichen nur einem kleinen Kreise von Specialforschern eigentümlich war, erhielt eine unerwartete Ablenkung durch die naiven Gedanken eines Laboratoriums-Dieners, des unsterblichen Faraday, in dessen nur der Anschauung zugänglichen Kopf die Vorstellung der Fernwirkung eines elektrischen Stromes nicht hineinwollte; etwas zu ungelehrt, um sich bei einer mathematisch höchst subtil durchgearbeiteten, aber jeder Anschauung spottenden Hypothese etwas vorstellen zu können.

Für ihn wurde wesentlich Träger eines elektrischen Stromes gar nicht der metallene, gut „leitende" Draht, sondern die den Draht umgebende, bisher als nicht leitend, als unbetheiligt betrachtete Substanz z. B. die der Luft. Sie war für ihn der Sitz von „Kraftlinien", die er dann auch im und nahe am Magneten fand, und was Fernwirkung zu sein schien, z. B. die Ablenkung einer Magnetnadel, das Auftreten eines Funkens an den einander nahen Enden eines Drahtkreises, der schnell einem stromleitenden Drahte genähert wird, erklärte sich aus dem Hineingeraten dieser Gebilde in das „Kraftfeld" des elektrischen Stromes.

Mit diesen Ideen war die Grundlage der gesamten heutigen Elektrotechnik gegeben; aber auch die Medicin griff die Faraday'sche Lehre von der Induction — so heißen momentane elektrische Erregungen, die im „Kraftfelde" eines Stroms oder eines Magneten auftreten — auf und gewann im Inductionsapparat, den der geniale französische Nervenarzt Duchenne zweckentsprechend umformte, eines der wichtigsten Untersuchungs- und Heilmittel, vorwiegend auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten. Damit war auch ein Anstoß zu weiterer Untersuchung der Einwirkung eines Stroms elektrischer Batterien, des constanten Stroms, auf den Körper gegeben, und die frühere „Volta-Kette" erhielt wieder einen wichtigen Platz im Instrumentarium des Arztes, besonders des Nervenarztes. Die „Erregungsgesetze" des gesunden und kranken Nerven gegenüber dem constanten Strom und dem Inductionsschlage wurden an Menschen aufs genauste ermittelt, ein großer Schatz von Erfahrungen über Heilerfolge der Elektrotherapie wurde gesammelt und systematisch bearbeitet. Freilich blieb das „Wie" dieser Erfolge physikalisch wenig verständlich; aber es waren doch Erfolge, und die Elektrotherapie zwar keine rationell deductive, aber doch eine empirisch wohlbegründete Disciplin.

Im Besitze dieser Erfahrungen sollte sie plötzlich arg gestört werden. Möbius in Leipzig, der Philosoph und geistreiche Skeptiker unter den

Nervenärzten, erklärte auf dem Elektrotherapeuten-Kongreß, der 1885 während der internationalen Elektricitäts-Ausstellung in Frankfurt tagte, die Heilerfolge der Elektrotherapeuten für im wesentlichen reine Suggestionseffecte.

Die rein empirische, nur an wenigen Punkten durch das Tierexperiment oder die physikalische Theorie gestützte Grundlage der Elektrotherapie macht es begreiflich, wie Möbius zu dieser Auffassung kommen konnte, zumal der alte „tierische Magnetismus" gerade in jenem Jahre unter dem Namen des Hypnotismus wieder aufgelebt war, und es in manchen Fällen ebensogut durch „magnetische Striche" oder Handauflegen wie durch Galvanisation gelang, unruhige Stimmungen zu verscheuchen, einzuschläfern oder gelähmte Glieder wiederzubeleben.

Möbius hat aber nicht einmal den Schein der Berechtigung dieser Interpretation in solchen Fällen für sich, wo es sich um die Wiederbelebung eines völlig gelähmten Nerven handelt, z. B. des Gehirnnerven, dessen Entzündung vollständige Lähmung der Gesichts-, Mund- und äußeren Augenmuskeln einer Seite herbeiführt; berechtigter schien seine Auffassung bei Heilerfolgen an verstimmten, nervösen, gereizten, unruhigen, schlaflosen Menschen, die ja so oft Ruhe, Selbstbeherrschung und Schlaf wieder bekommen, wenn man einen auf ihre Stirn gelegten feuchten Gazeverband mit dem positiven Pole einer Volta-Kette verbindet.

Nun hat Professor Leduc aus Nantes Anfang September vorigen Jahres im physiologischen Institut zu Bern mir in einem Kreise von Festgenossen gezeigt, daß dieselbe, eben beschriebene Versuchsanordnung (mit einer kleinen Zugabe, der eines rhythmisch arbeitenden Stromunterbrechers), einen Hund binnen wenigen Secunden in einen tiefen Schlaf versenkt, aus dem ihn nichts erwecken kann, auch Schneiden, Stechen und Brennen nicht, als das Aussetzen des einschläfernden Stroms. Sowie das geschieht, springt der Hund munter umher, spielt vergnügt, hat den besten Appetit, und bleibt, wie mir eine mehrtägige Beobachtung gezeigt hat, vollkommen wohl.

Ich habe mich vor dem Versuche überzeugt, daß dieser Hund der liebenswürdigen Beredsamkeit des Professor Leduc nicht ausgesetzt gewesen ist, und daß er auch sonst keine Suggestionen über die beruhigende Wirkung der Galvanisation am Kopfe aufgenommen hat.

Dieses jederzeit leicht zu wiederholende Experiment beseitigt also für immer den Möbius'schen Einwand, es befestigt die gute Position des galvanischen Stroms in dem Kampfe zwischen Nervenheilkunde und Neurasthenie, und beruhigt auch die Zweifel, ob es uns wirklich gelingen kann, einen energisch wirkenden Anteil unserer Batterieströme durch die dicken knöchernen Hüllen des Gehirns und Rückenmarks in diese Organe hineinzuschicken.

Die wesentlichen Fortschritte der medicinischen Elektrologie knüpfen aber nicht an diese Erscheinungen an.

Vielmehr ist die Ausgestaltung der Physik des Aethers, der elektrischen Theorie der Lösungen, der Untersuchung der Wechselströme und der Production der X-Strahlen als vierfache Wurzel jener Fortschritte zu betrachten.

Zahlreiche Forscher haben seit 30 Jahren die Physik des Aethers bearbeitet, aber drei Namen müssen genannt werden, wenn man von ihr spricht: Faraday, der intuitive Zerstörer der absurden Idee von der elektrischen Fernwirkung; Maxwell, der Mathematiker der Faraday'schen Intuitionen; Hertz, der experimentierende Naturphilosoph, der eine neue Mechanik schuf, in deren System sich die elektrischen Erscheinungen einreihen lassen.

Für die so geschaffene Physik des Aethers ist die Erschütterung, die eine sich entladende Leydener Flasche, ein Blitzschlag oder der Funke einer

Inductionsspirale zunächst in ihrer Nachbarschaft hervorrufen, im Princip dasselbe, wie der Sonnenstrahl, der von diesem weit entfernten Centralfeuer in unser Auge gelangt, oder der unsichtbare Wärmestrahl, der uns die Nähe des Ofens behaglich empfinden läßt; Alles das ist nichts als eine rhythmische Erregung des Aethers, der soweit in den Weltraum reicht, wie die Quellen der astronomischen Photographie des Unsichtbaren.

Der Aether ist der Raum; aber er ist kein leerer Raum, sondern eine gleichartige, lückenlose, höchst elastische Masse, so elastisch, das der leiseste Stoß eines glimmenden Gasmoleküls, fern in einem unaussprechlich weit abliegenden, kosmischen Nebel mit der Geschwindigkeit von 300 Millionen Metern in der Secunde in ihm nach allen Seiten in den Weltraum fortgeleitet wird. So erscheint uns das Universum nicht mehr als eine ungeheure Leere, in der in seltenen Zwischenräumen durch Millionen Meilen getrennt, kleine Inseln aus Materie — Sonnensysteme, Planetensysteme — eingelagert sind, sondern als ein endlos ausgedehnter Block einer lückenlosen Gallerte, unaufhörlich bewegt von unendlich vielen sich kreuzenden, zitternden, unvorstellbar schnellen Rhythmen, die, soweit sie unsere Sinnesorgane erregen, als Wärme oder Licht empfunden werden. Aber was wir empfinden, umfaßt kaum zwei Octaven des großen Weltensolfeggio, in dessen unendlich vielfach abgestuften Rhythmen das eine, lückenlose Universum schwingt. Wer mikroskopiert hat, ist mit dem Mikron, dem Tausendstel-Millimeter, vertraut; zwischen einem Mikron und $^4/_{10}$ Mikren liegen die Aetherschwingungen, die noch auf unsere Sinne wirken. Mit selbstgeschaffenen Sinnen aber — mit dem elektrischen Resonator einerseits, der photographischen Platte andrerseits, oder durch Berechnung vollkommen bekannter Wechselstrom-Erscheinungen — können wir lange Wellen nachweisen, die über 300 Millionen Mikren, und kurze, die kleine Bruchteile eines Mikrons in die Länge messen. Und was wir von solchen Wellen auf unserem Planeten finden, stammt fast ausschließlich — nur abgesehen von den Wellen, die uns die Sterne zusenden — von der Sonne her; wenn Slaby oder Marconi ihre Wellen über die See schicken, so stammt der dazu verwendete Wechselstrom entweder aus den in der Kohle des Generators aufgespeicherten Lichtwellen, oder aus den Wärmewellen der Sonne, die unsere Flüsse und Bäche strömen machen.

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang."

So finden wir, wo wir den Raum suchten, eine grenzenlose, lückenlose, krystallhelle, in Milliarden Erschütterungen endlos zitternde Substanz; wo wir unsere irdische Zeit suchten, thut sich in den Grenzen der Secunde, die uns das Maaß der Zeit bedeutet, eine Welt von nicht Milliarden, sondern Billionen Erregungen auf, für die wir wohl ein Wort, eine Zahl haben, an deren Vorstellung uns aber ein Schwindel erfaßt.

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Raum, noch weniger eine Zeit.

Vielleicht ist der Dreifuß der Röntgen-Lampe wirklich der, von dem der Dämon dem Magier zuraunt:

Er thut Dir endlich kund
Du seyst im tiefsten, allertiefsten Grund;
Bei seinem Schein wirst Du die Mütter sehn.

Der Körper eines lebenden Wesens erscheint nun im Lichte einer weiteren modernen Theorie dem elektrischen Strome gegenüber nicht als

bloßer passiver Leiter (wie man sich das lange vorgestellt hat), auf den der Strom nur nerven- und muskelerregend wirkt, ohne weitere wesentliche Wirkung auf die nicht erregbaren Bestandteile.

Vielmehr verhält er sich dem gleichmäßig fließenden Strome gegenüber wesentlich wie eine Kochsalzlösung, die einige andere, vorwiegend Natronsalze, beigemischt enthält, und Sauerstoff und Kohlensäure in gebundener Form. Diese ansehnliche Menge Kochsalzlösung, eingeschlossen in einen von zahlreichen Poren durchsetzten Sack aus Hornsubstanz — die Epidermis — enthält in mannigfacher Anordnung Einlagerung von Eiweißmolekülen, in geringere Menge Fett- und Kohlehydrat-Moleküle, aber diese Einlagerungen leiten den Strom nicht, sondern verhalten sich passiv gegen denselben; nur im Momente des Eindringens oder des Austritts des Stroms reagiren diese Einlagerungen, soweit sie unter sich zu höheren Einheiten mit der Eigenschaft der Irritabilität gruppiert sind, durch die ihrer Gruppe eigene Reaction, mit der sie auch auf mechanische, chemische, Wärme-, Licht-, u. s. w.-Reize zu reagiren pflegen.

Diese Vorstellung von den Vorgängen beim Durchleiten eines Stromes durch einen lebenden Körper entspricht den modernen, elektrochemischen Untersuchungen; diese haben zugleich eine erhebliche Aenderung der Vorstellungen von der Constitution der Materie gebracht; ein zur Lösung gebrachter, chemischer Körper zerfällt im auflösenden Wasser nach diesen Untersuchungen sofort in zwei Bestandteile, seine Jonen, welche entgegengesetzte, elektrische Ladung von sehr bedeutender Größe haben; leitet man durch die Lösung — und als eine Lösung vorwiegend von Natronsalzen ist der tierische Körper anzusehen — einen gleichmäßigen, elektrischen Strom, so beginnen die Jonen zu wandern, die positiv geladenen wandern zu der Fläche, an der der negative Pol des Stromes liegt, geben dort ihre Ladung ab und werden dadurch zu den Atomen gleichen Namens, deren Eigenschaften aus der vorelektrischen Chemie wohlbekannt sind, entsprechend verhalten sich die negativ geladenen Jonen.

Mit der glänzenden Ausgestaltung dieser Anschauungen — der Dissociationstheorie — durch den Schweden Arrhenius waren der Physiologie große Gebiete der Erkenntnis erschlossen, und der Elektrotherapie war der Weg gewiesen, auf dem sie vielen merkwürdigen Wirkungen des Stroms auf kranke Körper-Gewebe nachgehen kann. Die Forschung ist hier im vollen Gange, besonders der oben erwähnte, französische Forscher Leduc und der Berliner Arzt Frankenhäuser haben diese Probleme energisch angefaßt.

Freilich sind wir dem Hauptproblem der Physiologie überhaupt, dem der specifischen Reizbarkeit der verschiedenen Gewebe, dadurch noch nicht viel näher gekommen; ich neige zu der Annahme, daß dieses Problem in die Physik des Aethers, nicht in die der Materie gehört, da anscheinend die eigentlichen Träger der Reizbarkeit Nichtleiter sind, d. h. weder wie die Metalle in ihrer ganzen Substanz, noch wie die Lösungen durch Wanderung der in ihnen enthaltenen Jonen leiten.

Die tiefgreifendsten Wirkungen elektrischer Processe auf den tierischen Körper finden wir auf einem anderen Gebiete. Es ist das von Crookes, Hittorf u. A. gefundene, von Röntgen aufgeschlossene Gebiet der elektrischen Strahlungsvorgänge, das in den Händen der medicinischen Röntgenologen so vielseitig durchforscht worden ist.

Die wohlbekannten X-Strahlen mit ihrem merkwürdigen Durchdringungs-Vermögen haben nicht nur die Ideen von den Umwandlungsformen der

elektrischen Energie erheblich umgestaltet, sie haben auch ganz neue Einblicke in die Constitution der Materie ermöglicht.

Wie die Physik des Aethers uns zeigt, daß in einer Secunde hunderte von Millionen Ereignisse möglich und wirklich sind, so zeigen uns die Vorgänge in der Röntgenröhre, daß ein Atom eine Welt in sich schließt; das Wort vom Mikrokosmos erhält einen neuen Sinn. Wie sich ein Bacillus der Größe nach zum Billardball verhält, so verhält sich das Elektron zum Atome der Chemiker; so hat ein Physiker einen Hauptsatz der neu gewonnenen Erkenntnis anschaulich ausgedrückt.

Zu der Annahme solcher Elektronen zwingt die Stromleitung in den Röntgen-Röhren und ähnlichen nach Möglichkeit luftleer gemachten Hohlkörpern, in denen kein leitendes Medium — auch kein nichtleitendes mehr — vorhanden ist, in denen Platten, von denen die eine zum negativen, die andere zum positiven Pole einer sehr starken Quelle hochgespannter Elektricität führt, einander gegenüber stehen; hier bleibt kein andrer Weg, als der Transport der Elektricität durch äußerst feine Teilchen, welche negativ geladen sind, und mit ungeheurer Geschwindigkeit gegen den positiven Pol geschleudert werden; sie bringen durch ihr wütendes Bombardement die positive Polplatte schnell zum Glühen, und erregen zugleich in dem allgegenwärtigen Aether, den sie durchrasen, eine gewaltige Unruhe, die sich in Aethererscheinungen zum Teil noch unbekannter, zum Teil bekannter aber rätselhafter Art, zum Teil in wohlbekannten eigenartigen Lichterscheinungen äußert; auf diesen wohlbekannten (Fluorescenz)-Erscheinungen beruht die Möglichkeit, Schattenbilder der Knochen, des Blutes und der großen Drüsen des tierischen Körpers zu erhalten, und dieselben zu photographieren.

Es ist noch immer nicht sicher ermittelt, ob einer der vielen von der Röntgenröhre ausgehenden Processe, eben die X- oder Röntgen-Strahlen mit ihren merkwürdigen Eigenschaften, Aetherschwingungen noch unbekannter Art darstellen, oder ob sie nur die Fluglinien der Elektronen darstellen, die vom positiven Pole der Röhre aus durch die Wand derselben hindurch weggeschleudert werden.

Mir scheint die Stärke der Gründe, welche für die letztere Anschauung sprechen, nach dreijährigen eigenen Beobachtungen — und die ganze Disciplin ist noch nicht sieben Jahre alt — zu überwiegen; dafür sprechen auch die ganz merkwürdigen, erst viele Wochen nach der Bestrahlung auftretenden, oft tiefgreifenden Zerstörungen der Haut, welche die X-Strahlen hervorrufen, und die ebenso merkwürdigen Heilungen schwerer Hautleiden durch richtig dosierte Bestrahlung. Ein Bombardement stark elektrisch geladener, enorm schnell dahinfliegender Partikelchen, die sich der Größe nach zum Atom verhalten, wie ein Bacillus zum Billardball; die mit ihrer unsagbar geringen Masse den Körper völlig durchdringen, nur von den Knochen zurückgehalten werden, zum Teil auch vom Blut; die eine gefährliche, unter Umständen jahrelang anhaltende Wirkung in und unter der Haut hervorrufen, die nach dem Durchsetzen des Körpers Metalle, die sie treffen, in eine merkwürdige Unruhe versetzen, das Alles gewährt endlose Perspectiven. Mit den Elektronen, die den Körper durchsetzen, verglichen, erscheinen die viele tausend Male größeren, langsam dahinwandernden Jonen träge und leblos, und es spricht manches dafür, daß die Vorgänge in der lebenden Substanz eines Tages mit mehr Glück auf Elektronen-Bewegung werden zurückgeführt werden, als auf die Atome der mechanistischen Biologie des Neunzehnten Jahrhunderts.

Ich berufe mich für diese Annahme besonders auf die Arbeiten von

Drude, der zu dem Resultate kommt, daß in jedem Körper negativ geladene Elektronen vorhanden sind. Aehnlich wie Arrhenius die Leitung des Stroms durch eine salzhaltige Flüssigkeit auf die Wanderung elektrisch geladener Jonen der gelösten Stoffe zurückgeführt hat, sucht Drude die Leitung des Stroms durch Metalle aus der Bewegung der in ihnen anwesenden freien Elektronen zu erklären.

Neben Drude tritt nun der Holländer Lorenz, mit der wohlbegründeten Hypothese, daß wir in den Elektronen die eigentliche, letzte Ursubstanz vor uns haben; man darf heute schon annehmen, daß die Atome aller chemischen Elemente in Elektronen zerlegt werden können.

Für die qualitative Gleichheit der Elektronen aller Substanzen spricht vor Allem die Thatsache, daß alle Elektronen, gleichviel aus welchem Stoffe sie hervorgehen, die gleiche Masse haben; die Folgerungen aus der Lorenz'schen Elektronen-Theorie für die Theorie des Lichtes sind durch die Versuche seines Schülers Zeeman — Spaltung der Linien des Spectrums, wenn die „zerlegten Lichtstrahlen" zwischen den Polen eines starken Magneten hindurchpassieren — bestätigt worden.

Mich ergreift bei dem Lesen dieser Arbeiten, die eine alte Annahme der Naturphilosophie, die von der Einheit des Stoffes und damit alle Träume der Alchymisten zu einer banalen Thatsache machen, ein wunderbares Gefühl, es ist mir, als hörte ich ein: zu früh!

Wie ich zu diesem Gefühle komme?

Ich vermag mich bei aller Laboratoriums-Dressur und aller erkenntnistheoretischen Schulung sehr wohl in die Stimmung und auf die intellectuelle Position zu versetzen, die den „Faust" vom Erdgeist bis zu den Müttern erfüllt. Diesem Erkenntnisdrange wird durch die Messung der Spannung, und durch die Berechnung der Energiemenge von $1{,}9 \times 10^{-10}$ Erg, die zur Bildung von Elektronen verbraucht werden, nicht genügt.

Ich finde, daß die ganz eigenartige, durchaus nicht momentane Aenderung, welche die lebende Haut durch die Röntgen-Strahlen erfährt, daß ferner die eigenartige Beeinflussung des Innenlebens der Zelle durch Wechselströme von maximaler Spannung und einigen hunderttausend Schwingungen in der Secunde, daß diese neusten Erfahrungen über den Einfluß elektrischer Processe auf die lebende Substanz darauf hindeuten, daß eine befriedigende Theorie des Lebens eine Kenntnis der Elektronen so gebieterisch voraussetzt, wie sie dazu hinführt.

Ich erinnere daran, daß ein so scharfsinniger Erforscher der Materie, der zugleich der Mathematiker der Psyche ist, G. Th. Fechner, die inneren Kräfte der organischen Moleküle anders definiert hat, als die der unorganischen, und daß dieser organische Zustand der Materie ihm als der ursprüngliche, der unorganische dagegen als der später entstandene galt.

Nun, der Zustand der belebten Materie ist in vielen Stücken dem Zustande der elektrisch entfesselten unbelebten Materie ähnlicher, als diese beiden Zustände einem dritten Zustande, dem, in welchem sich das Eisen der Nägel an meinen Stiefeln und das Silber der Münzen in meiner Börse befinden. Das Eisenelektron, das „durch die Schläfen des Dichters rinnt", und dasjenige, welches im Hochspannungsfunken dahin fliegt, ist doch nicht dasselbe das in potentia im „Schwungrad der Locomotive durch die Prairie saust", um mit Dubois-Reymond zu reden.

Ich brauche die Elektronentheorie nicht, um meine Röntgenröhre tadellos betreiben und um meine Patienten mit Tesla-Effluvien behandeln zu können. Ich brauche sie aber, um das Gefühl der Einheit aller Dinge, der funda-

mentalen Bedeutung des Lebens zu haben, in welchem geborgen ich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gefaßt betrachten kann.

Ich will daran erinnern, daß wir nur einen Weg kennen, um zu erfahren, ob ein in unsere Hände geratenes Stück eines organisierten Körpers lebt, oder abgestorben ist: lebt es, so werden gewisse elektrische Erscheinungen daran nachweisbar sein.

Und deshalb bin ich überzeugt, daß erst das Studium der Lebens-Erscheinungen uns eine systematische Erkenntnis der elektrischen Erscheinungen gewähren wird, wie ein naives Froschschenkel-Experiment vor einem Jahrhundert zum ersten Male den Schleier hob und eine Welt von Erscheinungen und Gesetzen ahnen ließ.

Alle Probleme der Physiologie, wie schließlich auch alle Versuche, Bewußtsein und Empfindung zu erklären, vereinigen sich in der Frage nach dem Wesen der Reizbarkeit lebender Substanz. Die Antwort darauf wird durch die Elektricität in der Medicin gefunden werden.

Leider erfreuen sich, im Gegensatze zu Holland und Frankreich, wo selbst die Herren „de l'Institut" eifrig auf diesem Gebiete arbeiten, diese Probleme in Deutschland keines Interesses in den officiellen wissenschaftlichen Kreisen; nur einige Physiologen arbeiten gelegentlich einmal in den Bahnen und im Sinne der Dubois-Reymond'schen schematischen Nervenphysik.

Als im September vorigen Jahres die medicinischen Elektriker in Bern zusammen waren, war auch nicht ein ordentlicher Professor, nicht ein Vertreter einer Klinik aus Deutschland zu entdecken. Unsere officielle Gelehrsamkeit schweigt die immensen Fortschritte der Elektricität in der Medicin einfach tot; es ist sehr schwer, die Ursachen dieses Verhaltens jemandem klar zu machen, dem diese kleine Welt Privilegierter nicht aus eigener Anschauung bekannt ist.

Um so glänzender war in Bern die deutsche Technik vertreten; das Kapital und die Intelligenz, die in unseren großen elektrotechnischen Firmen concentriert ist, wird auch ohne die Mitarbeit der officiellen Gelehrsamkeit dafür sorgen, daß die Arbeit auf diesem wichtigen Gebiete weiter fortschreitet.

Und wenn dieser Fortschritt, im ewigen Kreislauf der Dinge, einmal auf einen toten Punkt gelangt ist, wird gewiß eine Professur geschaffen werden, deren Inhaber die Errungenschaften der medicinischen Elektricität treu vor leichtfertigen Neuerungen behütet.

www.libtool.com.cn

Beate und Mareile.

Eine Schloßgeschichte.

Von **E. Graf Keyserling.**

(1. Fortsetzung.)

VII.

Helle Spätherbsttage. Gelb lag der Sonnenschein auf den bunten Bäumen. Unten im Obstgarten wurde die Aepfelernte vorgenommen.

Günther war abwesend.

Beate hatte sich ihren Sessel in den Obstgarten stellen lassen, wo die Sonne noch schön wärmte. Sie war guter Hoffnung und schwerfällig geworden. So saß sie gern ruhig da und sann dem Wunderbaren nach, das in ihr vorging. Vor sich sah sie ihre Mutter bei den Mägden sitzen, welche die Aepfel in große Kisten packten, und Seneïde, die ihre langen, schwarzen Arme emporreckte, um die Körbe in Empfang zu nehmen. Der Wind trug Obstdüfte zu Beate herüber. Wenn sie emporschaute, war der Himmel hellblau und voll segelnder Sommerfäden. Alles was sie erlebt, schien ihr dann so ferne. Es war ihr, als sei sie noch das kleine Kaltiner Mädchen und wartete friedlich auf das Schöne, das im Leben für sie bereit lag. Doch dann faltete sie plötzlich die Hände und in ihren Augen erwogte ein angstvolles Flackern. Das war die Todesfurcht, die sie jetzt zuweilen erfaßte. Seneïde kam und setzte sich zu ihr.

„Wie geht es Beating? Du machst solche Augen?"

„Ich dachte — wenn — wenn ich das Kind nicht erlebe — wenn . . ."

„Was thut das," sagte Seneïde heiter: „Eine Mutter, dort oben, bei Gott, kann vielleicht mehr für ihr Kind sorgen — als wir hier . . ."

Natürlich! Tante Seneïde ließ auf den Tod nichts kommen — das wußte man!

Jenseits des Zaunes begannen die Stoppelfelder schon rot zu werden in der Abendsonne. Die weidenden Gänse zogen schnatternd heim und von den Wiesen wehte es feucht herüber: „Beating, geh hinein!" rief die Baronin.

Am Abend kam das Zusammensitzen im Wohnzimmer, die Gespräche über die Grafensteiner Aepfel, über Pastors und Ahlmayors, über die Gänse und die Zeitungen, und Alles bekam in diesen Gesprächen einen kleinen, friedlichen Nimbus. Die Meierin kam und berichtete vom Vieh: Kora hatte gerindert, Malo zum ersten Male gekalbt. Um zehn Uhr war die Abendandacht. Die Mandelkoch erschien mit ihrem strengen Pensionsvorsteheringesicht; Lisette, die Kammerjungfer, die Mägde. Sie brachten etwas von der feuchten Herbstluft in den schweren, wollenen Kleidern mit

und standen schläfrig da, während Seneide das Gebet vorlas — mit ihrer singenden, erregten Stimme, wie ein schwärmerisches Wiegenlied für die arbeitsmüden Leute.

* * *

Als Beckmann die Lampen im linken Flügel anzündete und Beate still und bleich im Gartensaal saß und auf Günthers Rückkunft wartete, schien es ihr, als beginne jetzt wieder eine Arbeit, zu der sie sich ein wenig müde fühlt. Und dann war Günther da. Die helle, laute Stimme tönte durch das Haus. „Das ist hübsch! So 'ne Frau, die einen erwartet, das ist ja 'ne raffinirte Erfindung!" Draußen in Berlin hatte er sich neue Begeisterung für die „Heiligkeit" von Kaltin geholt, meinte er.

Eifrig machte er sich nun an das Familienleben. Er wußte genau, wie er sein wollte: „Hör, Beating" — sagte er beim Frühstück: „Meine Leute sollen nicht im alten Flügel bei der Andacht schmarotzen. Ich werde selbst eine Andacht halten. Ja — ich werd' selbst eine schreiben. Du sollst sehn."

Am Vormittage ging er auf die lebhaftesten Arbeitsplätze, dort, wo es nach feuchtem Stroh, nach Theer und Fettstiefel roch, wo er das Brummen der Maschine überschreien mußte und Augen, Nase und Haar voller Staub bekam. Das gab dann für den Abend eine angenehme Müdigkeit. Er streckte sich im Gartensaal in einem Sessel aus, sehr zufrieden mit sich selbst: „Erzähl, Beating" — sagte er zu seiner Frau: „wenn Du erzählst, riecht es gut wie nach weißem Flieder von Pinaut — wie Deine Sachen, Du erzählst so reinlich."

Beate mußte früh zur Ruhe gehen. Günther saß noch in seinem Zimmer auf. Er las ein landwirtschaftliches Buch und warf es bald fort. Dann begann er eine Liste landwirtschaftlicher Reformen zu entwerfen. Auch das wollte nicht recht gehen. Endlich begann er die Andacht für seine Leute zu schreiben, allein es fiel ihm nichts Erbauliches ein. An den Fenstern klagte der Wind; im Hause war es still. Wie einsam das war! Es war Günther plötzlich, als fühlte er in dieser Nachtstunde wie kostbare Augenblicke seines Lebens leer und ereignislos verrannen. Nein! das war nicht zu ertragen! Er mußte sprechen hören. Er rief Peter, der sollte ihm zuhören, ihn bewundern, ihn unterhalten.

* * *

Im Dezember fiel Schnee. Eines Morgens war das Land weiß. Die Gebäude, Zäune, das Ackergerät, alles hatte sich über Nacht mit weißen Puffen und Säumen geschmückt. Die Wohnräume erschienen größer und wie festlich im klaren, kalten Schneelichte. Das Leben im Schlosse war sehr still geworden. Es herrschte die Ruhe eines Krankenzimmers, denn Beate trug schwer an ihrer Schwangerschaft. Günther ging unruhig ab und zu. Seine Frau bleich und entstellt —, wie zu einem grausamen Opfer ausersehen, vor sich zu haben, das quälte ihn. Rührung, Aufregung — gut! das gehört zum Leben, aber dieses Mitleid, das an uns nagt, wie eine Krankheit, wozu das? Warum konnten solche Dinge nicht schön und heiter vor sich gehen?

Eines Abends saß die Familie, recht schweigsam, im Gartensaal beieinander. Günther machte Ringe aus dem Rauch seiner Cigarre und

www.libtool.com.cn

hing seinen unruhigen Gedanken nach. Da erschien Frau Ziepe mit frostroten Bäckchen. Das brachte ein wenig Leben in die schweigsame Stunde. Günther richtete sich angeregt auf. Frau Ziepe hatte einen Brief aus Bordighera von Mareile erhalten und den wollte sie den Herrschaften mitteilen. Sie machte sich an das Vorlesen:

„Ich lebe hier ganz still," hieß es: „auf diesem gesegneten Felsen und besinne mich auf mich selbst. Gerade — wenn wir ruhig dasitzen und in uns hineinhorchen, dann erleben wir die seltsamsten Dinge. Nicht wahr? ich glaube, ich habe eine ganz neue Mareile entdeckt mit neuen Ansprüchen auf Glück und neuer Kraft für Glück. Daß Hans Berkow dazu nötig war, darüber wundere ich mich zuweilen; aber das ist nun mal nicht anders. Wie fern sind die armen Mädchenphantasieen! Hier wird die Seele frei und heiß. Es ist mir, als dürfte ich ein lästiges Kleid abwerfen, weil ich verstehe, daß ich schöner bin als das Kleid. Das klingt wohl alles sehr fremd in Dein armes, liebes Wohnzimmer hinein und Du lächelst über Deine wilde Tochter." Frau Ziepe hielt inne, lächelte —, dann fuhr sie fort: „Wie dankbar bin ich der verehrten Baronin und den lieben Schloßbewohnern für alles, was sie an mir gethan. Du weißt, wie ich diese von weißen, reinen Schleiern verhangene Welt geliebt habe. Aber die Welt ohne Schleier ist doch mächtiger. Hier bekennt alles sich zu seiner eigenen Schönheit. Das steckt an. Vor mir liegt das Meer, eine Fläche von blau und violetter Seide, schwer mit Gold beschlagen; aber Seide, die lebt, eine Seele hat, in ihrem Rauschen zu uns spricht. Das regt mich so stark auf, daß ich das Meer wie toll ansinge, es soll nicht allein schön sein. In solchen Zeiten schicke ich Hans fort, ich ertrage ihn kaum — ich muß mit der neuen Mareile allein sein." — So ging es noch eine Weile fort und Frau Ziepe las ausdrucksvoll, als trüge sie ein kostbares Stück Litteratur vor. Jetzt war der Brief zu ende. Frau Ziepe schaute glücklich und erwartungsvoll auf. Allein die Damen arbeiteten emsig fort, die Köpfe auf die Strickereien niedergebeugt und eine Weile sprach Niemand: „Na," bemerkte die Baronin endlich: „Sie ist gesund, das ist die Hauptsache."

„Ja — ja — ich bin auch so dankbar!" murmelte Frau Ziepe. Sie war befangen und enttäuscht. Es war war ihr, als stieße sie hier auf etwas Kaltes, Mareile Feindliches. „Ja, nun will ich wieder gehn," sagte sie kleinlaut und schlich niedergeschlagen über den beschneiten Hof der Inspektorswohnung zu.

Günther schritt im Gartensaale auf und ab. Mareilens Brief erregte ihn; es wehte ihn daraus so wundersam heiß an. Wie in einer Vision, sah er Mareile auf dem Felsen von Bordighera stehn und ein leuchtendes Meer ansingen, und zwar eine seltsam veränderte Mareile — wild, frei, triumphierend — die sich stolz und froh ihrer Schönheit und ihrer Sinnlichkeit bewußt wird. Daß er, Günther, das nicht besitzen konnte! Der verdammte Hans Berkow!

„Daß sie so schreiben kann," sagte Beate. Seneïde zuckte die Achseln.

„Und die gute Ziepe liest uns das alles ganz andächtig vor" — meinte die Baronin.

„Und das mit dem Kleide, wie unangenehm das klingt," bemerkte Seneïde, „daran ist dieser Herr Berkow schuld." Die Damen sahen sich an und lachten.

„Mir," fuhr Günther auf, „mir gefällt der Brief. Mareile ist ein schönes, starkes Geschöpf und sie erfreut sich an sich selbst — und an der Welt — und an ihrer Freiheit."

www.libtool.com.cn

„Ich bitte Sie, welche Freiheit?“ warf Seneïde ein.

„Nein, lieber Sohn,“ sagte die Baronin, „So kann man nicht schreiben, das schickt sich nicht.“

Günther schwieg ärgerlich und setzte seine Wanderung durch das Gemach fort. Noch, als alle sich zur Ruhe begeben hatten, schritt er sinnend auf und ab. Es war sehr still um ihn, nur die große englische Uhr des Eßsaales sprach zu der kleinen Bouleuhr des Gartensaales herüber. Das Parquet knackte unter Günthers unruhigen Füßen.

Warum hatte er nichts Starkes, Heißes? Die arme Beate schloß ihre geduldigen Opferaugen gerade vor allem, nach dem er sich jetzt sehnte. Die Luft hier war dünn und kühl. Er wollte Schwüle, wollte etwas, das berauscht. War es denn aus mit dem Erleben? Ungeduldig und feindlich dachte er an die Frauen hier, mit ihrem vornehmen Verhüllen aller schönen Nacktheit —, an die Frau, deren Leib nach jeder Umarmung rein und keusch zu bleiben schien. Konnte das ihn satt machen! — — Heute mußte er etwas thun, das ihn daran erinnerte, daß er noch jung war. In das Schlafzimmer mit der schläfrigen Ampel konnte er heute nicht hinein. Er trat an das Fenster und zog den Vorhang zurück. Der Vollmond stand am Himmel. Der Schnee flimmerte bläulich. Wie festlich und weit das aussah! Und da sollte er, Günther, drinnen bleiben, bei den gelben Lampen und zuhören, wie die gefräßigen Uhren ihm die ungenützten Lebensaugenblicke forttickten? In solchen Nächten hatte er als Knabe seine ersten Liebesabenteuer unter Peters und Jagdabenteuer unter Mankow's Leitung erlebt. Ja! Das war's! Wilddiebsjagd bei Mondschein — wie damals! „Peter — Peter —,“ rief Günther erregt, „Hasenjagd im Mondschein — wie früher in Lantin. Wir fahren zu Mankow und seiner roten Eva. Spann den Braunen ein.“

* * *

Als Günther mit Peter im Schlitten saß und in die Mondnacht, wie in eine blaue Glaswelt, hinausfuhr, da packte ihn die Jugendlust so stark, daß er Peter an den Pelzkragen faßte und rüttelte: „Daß Du Dich nicht unterstehst, alt und schläfrig zu sein.“

„Ich — schon nich' — Herr Graf,“ meinte Peter.

Im Trabe ging es durch das schlafende Dorf. Hunde schlugen an, aber klagend, nicht böse, als hätte das Mondlicht auch sie gefühlvoll gemacht.

Der Schlitten bog jetzt in einen alten Kiefernbestand ein, eine weiße, stille Säulenhalle.

„Sehr gut,“ schmunzelte Peter.

„Ach — schweig!“ herrschte ihn Günther an.

„Warum denn, Herr Graf?“

„Weil das nicht dazu da ist, damit Du es bewunderst.“

„Aha — ich versteh', das is nur für Grafen.“

„Ja —.“

Sie näherten sich dem Waldkruge, in dem sie an einer Wand kleiner Tannen hinfuhren, die wie mit großen Händen in kalten, weißen Handschuhen die Gesichter der Fahrenden streiften.

„Der Mankow wird sich wundern,“ bemerkte Günther.

„Nee — der wundert sich lange schon nich' mehr,“ erwiderte Peter.

„Wenn er nur zu Hause ist!“

„Na, dann is die Eve zu Hause.“

www.libtool.com.cn

„Du denkst auch nur an die Weiber.“

„Naja — die gehören doch dazu.“

In der qualmigen Krugsstube saß der alte Mankow an einem Tische bei einer trüben Unschlittkerze. Eine Brille auf der Nase, ein rotes Tuch vor Mund und Nase gebunden, drehte er Giftpillen für die Füchse: „Guten Abend Alter!“ rief Günther. Der Alte erhob sich, stand unbeweglich da, den Kopf vorgestreckt, wie ein sicherndes Wild. Er hatte seinen Herrn erkannt und wollte nichts thun und sagen, was ein Fehler sein könnte. „Na Peter, mach's dem Alten klar, was wir wollen. Du siehst ja, wie sein Gewissen ihn beißt,“ befahl Günther. Peter und Mankow gingen hinaus. Günther wärmte sich an dem großen, qualmenden Feuer. So war's gut! Hier wehte wenigstens die angenehme Luft versteckter Abenteuer, wenn man's nicht wie Hans Berkow haben konnte. In der niedrigen Thüre der Nebenkammer stand plötzlich Eve Mankow und sah Günther unverwandt an. In ihrem kurzen, roten Rock, das rotblonde Haar wirr über dem heißen Gesichte, die nackten Arme, Schultern, Beine vom Ofenlicht beschienen, war sie eine bunte, leuchtende Gestalt in dem rußgeschwärzten Thürrahmen.

„Warum schläfst Du nicht?“ fragte Günther.

„Ich mag nicht.“

„Na, dann komm.“

Eve kam, vorsichtig, mißtrauisch — wie die Menschen des Waldes es den Tieren nachthun.

„Willst Du mit auf die Jagd? Du kannst ja schießen.“

„Ja Herr.“

„Hast Du auf mich gewartet?“

„Ich dachte, Sie werden mal kommen.“

„Wer sagte Dir das denn?“

„Die Karten.“

Günther trat an Eve heran, nahm ihren Kopf in beide Hände, bog ihn zurück und küßte den breiten, roten, sehr heißen Mund. „So!“ sagte er; „nun gehen wir zu den Hasen.“ Eve war blaß geworden. Sie saß einen Augenblick still da, die grellen, rotbraunen Augen wurden klar und groß; sie seufzte so tief, daß die rauhen Spitzen der Brüste fast das Hemd durchstechen wollten. Dann erhob sie sich und ging in ihre Kammer hinüber.

Die Jäger stellten sich am Waldrande auf, während die wenigen Treiber leise pfeifend über die beschneiten Wintersaaten gingen und die dort zur Nachtäsung versammelten Hasen dem Walde zutrieben. Eve stand neben Günther. Vor ihnen die dämmerige Fläche, auf der es wie weißer Nebel lag. Die Flintenhähne knackten; dann Stille. Nur ein dumpfes Geräusch schlug an Günthers Ohr, wie Schritte in weichem Schnee. Das war der erregte Schlag seines eigenen Herzens. Jetzt huschten hier und dort rege Schatten über den Schnee, wunderliche, graue Gespenster mit langen Ohren, im unsicheren Lichte groß und wesenlos. Günther schoß, neben ihm schoß Eve. Nun blitzte es am ganzen Waldrande auf. „Der hat's gekriegt,“ sagte eine vor Erregung heisere Stimme. Es war Eve. Auf ihren Flintenlauf gestützt, lachte sie unter der alten Fuchsfellmütze ihres Vaters Günther an, daß ihre Zähne im Mondlichte blitzten.

„Jetzt komm,“ sagte Günther, und die andern hinter sich lassend, gingen sie dem Waldkruge zu.

* * *

www.libtool.com.cn

Günther liebte es jetzt, in der Dämmerstunde in seinem Zimmer zu sitzen, Rotwein zu trinken und sich von Peter von dem Waldkruge vorsprechen zu lassen.

„Ja, ja, die Eve," meinte Peter, „die is ein klarer Apfel."

„Unsinn," sagte Günther, „hör' zu! Ich will Dir was von meinen Vorfahren erzählen."

„Bitte, Herr Graf, von Vorfahren hör' ich sehr gern."

„Na also!" begann Günther nachdenklich. „Vor einigen hundert Jahren war's. Ein Graf Günther von Tarniff verließ sein deutsches verschneites Schloß und seine schöne, weiße Gräfin und zog in das gelobte Land. Nach drei Jahren kehrte er heim. Seine blonde Gräfin hatte treu auf ihn gewartet. Im Morgenlande aber hatte er in einem weißen Hause auf einem roten Felsen eine braune, schwarzäugige Gräfin zurückgelassen."

„Aha! ich versteh'," warf Peter ein.

„Gut! Der Graf blieb drei Jahre bei seiner blonden Gräfin, da begann ihn die Sehnsucht nach den braunen Armen der Morgenländerin zu quälen und er wollte sich auf die Reise machen. Nun gab's schon damals Diener, die mehr sprachen, als sie sollten. So'n Kerl hatte der Gräfin mitgeteilt, was ihren Gemahl von ihr trieb. Die schöne Frau weinte zwar, aber sie sagte zu ihrem Grafen:

„Ich halte Dich nicht. Geh Deiner Sehnsucht nach. Gott gab Dir ein zwiespältiges Herz; möge dieses Herz Dich auch wieder zu mir zurückführen."

„Bravo!" rief Peter.

„Daß an dem Bravo des Peter Ruskowski der Gräfin etwas gelegen gewesen wäre," fuhr Günther fort, „glaube ich kaum. Also, der Graf pilgerte in das gelobte Land, wohnte in dem weißen Hause auf dem roten Felsen und trank sich toll und voll an der wilden Liebe seiner braunen Gräfin. Als nun die Zeit gekommen war, da ihn wieder nach Tannen, Schnee und der bleichen, blonden Frau verlangte, da tobte und schrie die braune Gräfin. „Ich weiß, warum Du mich verstößt. Du hast ein Weib jenseits des Meeres, und das gilt Dir mehr als ich." Der Graf tröstete sie. Er erzählte ihr von seinem zwiespältigen Herzen — und daß auch ihre Zeit wieder kommen würde. Die Frau wurde ruhig und der Graf schlief an ihrer braunen, heißen Brust ein. Da ergriff sie den Dolch, stieß ihn dem Grafen in das Herz und schrie: „Ich will mir meine Herzenshälfte nehmen!"

Peter nickte nachdenklich: „Ja, Vorfahren, die haben immer solche Geschichten."

„Maul halten!" schloß Günther die Unterhaltung.

* * *

Von nun an wartete der Braune mit dem Schlitten öfters bei Nacht hinter der verschneiten Spirrahecke. Dann jagte Günther in die Winternacht hinaus. Das erschien ihm, wie ein angenehmer Protest gegen die ruhige Ordnung des Lebens um ihn her. Auf halbem Wege zum Kruge mußte Eve ihn erwarten. Im kurzen Schafspelz, die Fuchsfellmütze über die Ohren gezogen, trat sie aus dem weißen Dickicht hervor. Das Gesicht, das Haar, die Wimpern voll kalter Tropfen; und sie lachte, daß im Sternschein ihre Zähne blitzten.

Das kleine Hinterzimmer des Waldkruges duftete nach den Tannennadeln, die über den Boden gestreut worden waren. Im Ofen verglomm

ein Feuer. Günther setzte sich auf das niedrige Bett und wärmte seine Hände am Feuer. Eve ging ab und zu; tauchte unter in die schwarzen Schatten der Ecken; trat wieder in den Feuerschein, bunt und leuchtend in ihrem roten Rock, ihrem roten Haar, das Fleisch blank und warm.

„Sitz!" befahl Günther. „Kehr das Gesicht zum Feuer hin. Laß die Zöpfe über die Schultern hängen. So!"

Eve gehorchte. Sie saß schweigend da, die Hände flach auf die Knien gelegt; die runden Augen, unverwandt auf Günther geheftet, verschleierten sich feucht vor Erregung.

„So." Günther war zufrieden. Das große halbnackte Mädchen, mit seiner unbekümmerten Sinnlichkeit, atmete eine ruhige, zuversichtliche Kraft, von der etwas auch auf ihn überzugehen schien. Er glaubte den nervösen, unbefriedigten Günther für einige Augenblicke los zu sein.

Durch die halbangelehnte Thüre sah er in der Schankstube pelzvermummte Gestalten mit Peitschen in den Händen am Tische sitzen. Sie flüsterten und tranken Schnaps. Auf der Ofenbank schlief der Hausierer Abbe.

„Wie war's als Du mit dem Pankow gingst?" fragte Günther. Eve schwieg. „Sprich!" befahl Günther.

„Der Hund," sagte Eve heiser.

„Na ja, er sagt doch — daß er Dich gehabt hat — nicht?"

Eve stand auf, ging in die dunkle Ecke des Zimmers. Günther hörte sie dort weinen.

So war's jedesmal. Das Starke in diesem wilden Mädchen zog Günther an, aber kaum fühlte er es in seiner Gewalt, dann trieb es ihn, es zu beugen. Er mußte Eve weinen und gehorchen sehen.

„Hierher!" rief Günther. Eve schwieg. „Hierher — hierher," wiederholte Günther, als riefe er einen Hund. Eve kam langsam näher; das Gesicht warm und rosig vom Weinen. Die Augen richtete sie brennend, wie hungrig, auf Günther. „Totschießen werd' ich den Pankow. Fuchspillen soll er kriegen," murmelte sie atemlos; dann sank sie schwer auf Günther nieder. Das Feuer verglomm. Durch das kleine Fenster schienen blanke Wintersterne; der Wald rauschte laut.

„Steh auf — geh —" herrschte Günther dann plötzlich Eve an. Er stieß sie von sich — er wollte nicht mehr bleiben, er hatte es eilig, wieder in dem stillen Schlafgemach zu sein, in dem es nach weißem Flieder duftete und wo die matte Ampel über einer schlafenden, weißen Frau wachte.

VIII.

In der Herrschaftsküche mit den blau und weißen Kachelwänden wurde die Weihnachtspastete gebacken. Herr Mieszeck, der Küchenchef, litt am Magen und war sehr nervöse. Wenn er es mit Trine, der Küchenmagd, garnicht aushalten konnte, ging er in einen kleinen Nebenraum und spielte die Flöte. In der allgemeinen Küche war es lauter. Frau Mandelkoch befahl hier. Beständig kamen Leute, die hier nichts zu thun hatten —, um zu sehn, zu riechen, sich zu wärmen und die Mägde zu kneifen. Amélie, die Zofe, stand vor dem Feuer und starrte vor sich hin. Die anderen störten sie nicht, man sah sie zuweilen an und flüsterte.

Beckmann erschien in seiner schwarzgoldenen Livree — mit seinen dicken Waden und dem weißen Engländergesicht. Unnahbar durchschritt er den Raum und verschwand in der Herrschaftsküche. Amélie schaute auf, folgte

ihm mit Augen, die blank vor Bewunderung wurden. Dann seufzte sie, strich ihre kleine Schürze glatt und ging hinaus. Als Beckmann den finstern Gang hinuntereilte, der zur Außenthüre führte, faßte jemand ihn am Rockaufschlag und zog ihn auf die Schwelle. „Auf Dich wart' ich" — sagte Amalie. Beckmanns starres Gesicht verzerrte sich. „Na — was denn? Hier doch nich."

„Ja woll," meinte Amélie. „Ich muß Dich sprechen."

Beckmann blieb stehn, steckte das Kinn tief in den hohen Hemdkragen und seine Waden in den weißen Strümpfen zitterten vor Kälte. „Na — los," brummte er. Amélie lehnte sich an ihn, strich mit kleinen roten Händen über seinen Rockärmel. „Ich muß doch wissen, was nu sein wird."

„Immer die alte Jacke," schnarrte Beckmann, „das Vergnügen wollt ihr, und später sind wir schuld."

„Wer sagt denn von Schuld, Beckmann" —, flehte Amélie. „Ich frag' nur, was is nu? Die andern sprechen schon. Ich geh zur Frau Gräfin."

Die weiße Lakaiennase hob sich streng zu den Sternen auf.

„Von mir kein Wort," befahl er.

„Aber Beckmann, ich muß doch sagen, wer der Vater zu dem Kind is." Amélie weinte nur leise.

„Kein Wort," wiederholte Beckmann.

Jetzt schüttelte das Weinen den ganzen, runden Mädchenkörper.

„Hör'," sagte Beckmann mit seiner diskreten, leblosen Dienerstimme, „das Flennen hilft so nichts. Wenn Du von mir Nichts sagst — hm — verstehst Du? Wenn Du mir nicht den Dienst verdirbst, nachher geb ich das Geld, damit Du im Dorfe Deine Sache abmachst. Das wird hübsch kosten." Amélie drängte sich noch an ihn heran, sie lächelte, nahm seine Hand und stützte ihre thränenfeuchte Wange darauf. „Und später — Beckmann — sag — später?" hauchte sie.

„Von später weiß ich Nichts," meinte Beckmann kühl. „Jetzt muß ich gehn." Er wandte sich ab, als bemerkte er es nicht, wie das Mädchen sich auf die Fußspitzen stellte, um mit dem Gesichte an seine schmalen, bleichen Lippen zu reichen.

Als Beckmann fort war, wischte Amélie sich mit der Schürze die Augen und starrte trübselig auf den Hof hinaus, der in der bleichen Schneedämmerung sehr still zwischen den hohen, weißen Häusern lag. Ein grellgoldener Schein fiel auf den Schnee. Drüben bei Inspektors wurde der Weihnachtsbaum angesteckt. Amélie wandte sich ab. Das Herz war ihr voll Zorn gegen die Herrschaft, die sie fürchten mußte, und so voll von Liebe zu Beckmann, daß sie wieder weinte.

Am ersten Weihnachtstage saß Beate in ihrem Ankleidezimmer und wartete auf Amélie. Der letzte Abendschein war schon hinter den Parkbäumen verglommen. Beate war in einem leichten Halbschlummer verfallen. Als jemand in das Zimmer trat, fragte sie. „Sind Sie es Amélie? Dann stecken Sie die Lampe an." Da es still und finster blieb — sagte Beate: „Machen Sie doch Licht. Ich muß mich ankleiden."

Jetzt rauschte etwas neben ihr auf den Teppich nieder, ein nasses Gesicht legte sich auf ihre Hände. „Sind Sie 's Amélie?" fragte Beate: „Warum weinen Sie? Haben Sie etwas gethan?"

„Schlecht — schlecht hab' ich gethan!" schluchzte das Mädchen. „Und die Schande jetzt. Was soll ich thun? Frau Gräfin werden Erbarmen haben — verzeihen — ach! ach!"

www.digitalisat.de

Während Amélie sprach, fühlte sie, wie Beate allmählich vor ihr zurückwich — die Hand, das Knie, das Amélie umschlungen hielt, fortzog: „Stehn Sie auf," sagte Beate leise, aber das geschulte Zofenohr hörte aus diesen Worten doch Strenge und Widerwillen heraus. „Wie konnten Sie das thun — Sie wissen doch . . ."

Amélie schluchzte unter ihrer Schürze, die sie über den Kopf geschlagen hatte: „Ja — ja — ich weiß. Sünde is' — aber es kommt man so —"

Beate schwieg. Sie empfand Mitleid mit dem weinenden Mädchen. Mein Gott! die Welt ist so voll Sünde und Elend; aber sie empfand auch Groll gegen Amélie. Was hatte sie ihre unreinliche Liebesgeschichte hier zu ihr — Beate — hereinzutragen! „Stecken Sie das Licht an!" befahl Beate. Als die Lampe brannte und Beate vor dem Spiegel saß, machte Amélie sich daran, ihre Herrin zu frisieren. Sobald Beate jedoch die Hände des Mädchens in ihren Haaren spürte, bog sie den Kopf zur Seite, wie von Ekel erfaßt.

„Lassen Sie," sagte sie hastig. „Ich mach' das selbst. Gehn Sie hinaus, gehn Sie."

Amélie schlug wieder die Schürze über den Kopf und verließ lautjammernd das Zimmer.

* * *

Um die Zeit des Sonnenunterganges saß Beate im Ahnensaal und ruhte. Günther war abwesend. Seneïde, die Arme über der Brust verschränkt, ging im Saale auf und ab, dunkel und schmal in dem roten Lichte.

Peter brachte einen Brief: „Aus dem Dorf — von der Amélie," sagte er.

„O — von der!" meinte Seneïde und zog die Augenbrauen empor. Beate sah den Brief mit Widerwillen an, wie wir ein unangenehmes Insekt anschauen, und schloß dann wieder die Augen.

Später im Wohnzimmer wurde die Lampe angesteckt. Die drei Frauen saßen um den runden Tisch. Die schweren, dunkeln Vorhänge wurden vor die Fenster gezogen, die alten dunkeln Thüren geschlossen. Wieder einmal schien die Außenwelt mit ihrer Unreinlichkeit und Feindseligkeit ausgesperrt zu sein. Die Meierin kam und sprach von einer kranken Kuh. Beate öffnete widerwillig den Brief und las:

„Gnädige Frau Gräfin, Ziepe sagt, ich darf im Dorfe nicht bleiben. Er sagt, er muß mich rausschmeißen. Ich hab nur gethan, was andere Mädchen hier auch thun. Wer is denn so heilig? Wohin soll ich denn gehn? Wie'n raudiges Vieh soll ich hier raus, sagt Ziepe, der so aufgeblasen ist, daß er bersten wird. Gott geb' es! Ich muß raus und die Eve Mankow darf bleiben und warten, daß der Herr Graf bei Nacht zu ihr rausfährt. Und dann prahlt das freche Menschen noch damit. Das ist Sünde. Ich fahre zu meiner Tante nach Stolpe, die wird christlicher sein als die Herrschaft. Adjö. Amélie Miller." —

Beate schaute auf. Die Meierin erzählte noch von der kranken Kuh. Das Zimmer lag im Lampenschein friedlich und wohl verwahrt da . . ., und doch — etwas Fremdes, Entsetzliches war herein gekommen — war da. Beate fröstelte. Hastig mit zwei Fingern faßte sie den Brief und warf ihn in den Kamin. Wie das Papier aufflammte, wie es sich krümmte und wand! Jetzt war nur ein wenig schwarzer Staub übrig, der eilig in

den Schlot hinauf fuhr. Bleich lehnte sich Beate in den Sessel zurück. So — war's vernichtet — das — dem sie mit ihren Gedanken zu nahen — nicht wagte.

Erst als sie schlaflos im Bette lag, konnte sie dem Entsetzlichen nicht entrinnen. Sie sah beständig Eve Mankow vor sich, das große, hochbusige Mädchen, mit den grellen Augen. Ekel schüttelte sie; Ekel vor ihrem eigenen Körper, der wie Eve nach Günther verlangte, der Günther dasselbe bot, wie Eve. — Beate fuhr auf, als mußte sie etwas abwehren, — sich von einer quälenden Gemeinschaft befreien: „Es ist nicht wahr!" flüsterte sie in das Dunkel hinein. Das beruhigte, das leuchtete ein. So etwas kann ja nicht wahr sein! Wie konnten die Even und Amélies an ihre — Beatens, Ehe rühren! Nein so etwas durfte, konnte nicht in ihr Leben hinein; das war ihr fester Wille — So etwas durfte nicht wahr sein. Und um ihre Seele ganz zu befreien, badete sie dieselbe in die Extase eines langen Gebetes.

* * *

Nach einer langwierigen, qualvollen Entbindung, war dann endlich der tarniffsche Erbe da. Günther küßte seine blasse Frau triumphierend auf die blasse Stirn: „Danke — Schatz. Er hat Dir Mühe gemacht — was? Ja — so sind wir Tarniff's; wir machen Mühe."

Beate langte nach Günthers Hand. „Ja — aber Ihr seid gut — Ihr Tarniff's — nicht," sagte sie.

Günther lachte: „Gut —? Natürlich sind wir gut —, und ob!"

„Ein schönes, schweres Kind," bemerkte die Hebamme.

„Ja — was haben Sie denn erwartet?" schloß Günther die Unterhaltung. —

IX.

Es war Mai geworden. Frau Ziepe saß müßig und gedankenvoll in ihrem Wohnzimmer. Vater Ziepe kam zum Zehnuhrfrühstück heim. „Na — Imbiß her!" rief er sehr laut. Frau Ziepe holt Schnaps und Wurst, aber so vornehm und ergeben, daß ihr Mann sie fragte: „Was is wieder los?"

„Mareile hat geschrieben," antwortete sie und machte ihr unzufriedenes Gouvernantengesicht.

„So — unsere Malerin," Ziepe lachte breit. „Stimmt's da nich. Oder kommt's Kind?"

Dieses Lachen, der Stallgeruch, alles verletzte Frau Ziepe heute an ihrem Manne und sie wurde um so vornehmer.

„Mein Gott! Ich versteh's selbst nicht recht. Es sind Nuancen. Aber mir ist so bang."

„Nuancen — Unsinn Mama!" fuhr Ziepe auf. „Zanken sie sich, oder läuft er zu Frauenzimmern oder was is?"

Frau Ziepe weinte jetzt: „Sie schreibt von dem großen Mißverständnis ihrer Ehe und von Recht auf Freiheit — und Enttäuschung — ich weiß nicht — aber gut ist das nicht."

„Quatsch," donnerte Ziepe. „Schreib ihr — ich hab Dich auch enttäuscht, das is man so . . . und wenn eine 'nen Mann hat —, soll sie ihn halten, Männer sind heutzutage rar. Das sag ich, Vater Ziepe und basta." Er goß einen Gilka herunter und ging zu seiner Mistfuhr hinaus. —

www.dibtool.com.cn

Auch im Schloß erregte Mareilens seltsame Ehegeschichte alle. Die Gräfin Blankenhagen in einem Reitkleide in der Art des großen Kurfürsten und in Begleitung ihrer Tochter Ida und deren Gemahl Egon Sterneck, kam eigens von Steindorf herüber, um zu sehen, was für Gesichter die Kaltiner zu Mareilens Ehegeschichte machen würden.

Thatsache war, daß Mareile ganz plötzlich ihre Ehe gelöst hatte und zu der Fürstin Elise gezogen war. Hans Berkow war im Unrecht, das stand fest. Was er gethan hatte, wußte man nicht, aber für die Gesellschaft war er ein toter Mann. Um Mareile zu heben, mußte Hans Berkow sehr tief hinabgedrückt werden. Die five o'clocks der Fürstin Elise waren sehr besucht. Eine jede wollte Mareile schön und unumwunden über ihre Ehe sprechen hören. All diese Frauen, die ihre Ehen vor der Oeffentlichkeit mit weißen Schleiern zu verhängen liebten, sie konnten sich an Mareilens Evangelium, von der Pflicht der Empörung gegen den Mann, der die Frau nicht zur Liebe zu zwingen versteht, nicht satt hören. „Man muß diese entzückende Frau selbst sprechen hören," berichtete Ida Sterneck. — „Sie sagt —, wie sagt sie doch? Sie — sagte: Wenn der Mann die Frau nur so als die Schönheitslinie zu seinem Gebrauche ansieht — dann — dann entwürdigt sich die Frau."

„Das sind so Redensarten unserer guten Fürstin," meinte die Baronin.

„Nein aber," drängte die Gräfin Blankenhagen, „es müssen doch Geschichten passiert sein. Wenn eine Ehe auseinander geht, müssen doch Geschichten da sein — nicht wahr?"

Da begann Günther zu sprechen, spöttisch und erregt: „Geschichten, meine gnädige Frau Gräfin, werden Sie noch genug darüber zu hören kriegen. Daß Mareile aber keine Geschichten nötig hat, um zu handeln, das ist das Große an dieser Frau. Ja — bitte —, wenn Sie in einem Brief einen Satz angefangen haben — und Sie merken, der geht so nicht weiter, der giebt keinen Sinn —, dann streichen Sie ihn durch — nicht? Na also! Grad so macht's Mareile. Der Anfang mit Hans Berkow giebt ihr keinen rechten Sinn. Gut — sie macht ihren Strich darüber, so 'nen dicken, schwarzen Strich, wissen Sie, mitten durch den armen Hans durch . . . und sie wird einen besseren Satz anfangen."

„Ach! sprecht nicht so von meinem armen Kinde!" klagte Seneïde und ihre fanatischen Augen wurden feucht.

„Ja — eigne Sache," schnarrte Egon Sterneck, „Das mit dem Strich — ganz hübsch — Nur wenn das Mode wird, ich meine bei unsern Frauen."

„Unsere Frauen!" wiederholte Günther verwundert, „wer spricht denn von unseren Frauen? Ich spreche doch von den Mareilen."

„Hm — ja so!"

* * *

Wie einst vor einem Jahre, stieg Mareile an der kleinen Kaltiner Station aus dem Zuge: „Wieder kein Wagen — ich bin untröstlich, Signora, gnädige Frau" — sagte der Stationsvorsteher Ahlmeyer, „und bei Ihrer Abneigung gegen meinen Fuchs — naja, spatlahm, freilich . . ."

So wanderte Mareile denn wieder über die Haide. Die Sonne ging hinter den Hügeln unter. Ein angenehmer Wind, voll von dem Dufte der Wacholderbüsche, wehte. Mareilens Gesicht war schmaler geworden. In die hellen, blühenden Farben hatte sich etwas wie ein bleiches Leuchten gemischt. Die Augen — die „durstig-machenden Augen," wie Hans Berkow

sagte, — schienen größer und reicher an Licht. Das Leben hatte auf dieser Schönheit die Spuren einer erregenden Erkenntnis zurückgelassen. Ja — heute war sie eine andere als damals, heute lächelte sie still vor sich hin, als genieße sie die süße Reife der eignen Seele.

Der arme Hans! Er hatte sie in seiner Art geliebt, wie solch' eine morsche, abgetakelte Seele lieben kann. Sie konnte ihn nicht brauchen. Aber, er hatte sie sehr stark begehrt und hatte sie ihre Sinne verstehen gelehrt, und erst, wenn ein Weib seine eigne Sinnlichkeit versteht, versteht es sich selbst. „Weißt Du," hatte Mareile zu Hans in Bordighera gesagt, in jenen wunderlich traumhaften Tagen des Eheanfangs, in denen Geist und Körper fiebern: „Weißt Du, warum wir Mädchen, die auf den Schlössern aufwachsen, so dumm über die Liebe denken? Weil dort, bei dem Gerede über die Liebe immer der Körper unterschlagen wird."

„Das will ich meinen!" hatte Hans geantwortet. „Glaubst Du, Diotima hätte so fein über die Liebe gesprochen, wenn sie von Tante Seneïde erzogen wäre?"

Eine glasige, graue Dämmerung sank auf das Land nieder. In der Kirche wurde der Sonntag eingeläutet. Unten auf der Dorfstraße tobten die Kinder vor dem Schlafengehen. Blonde Köpfe und nackte Beine legten helle Flecke in die Dämmerung. Nebel erhoben sich auf den Wiesen, spannen das Land in kühle Schleierstreifen ein. Im Felde begann eine Wachtel zu schnarren, eintönig und unermüdlich, als spräche sie im Traum von unendlichen Kornfeldern. Das ergriff Mareile. So war's gut; hier wollte sie ruhen, bis das Erlebnis kam, das ihrer würdig wäre.

Ueber dem Schlosse stand der Mond. Aus den Fenstern drangen Stimmen und Klaviertöne, der hübsche Lärm jenes Lebens, das Mareile einst so schmerzhaft geliebt hatte.

Die Fenster des Inspektorhauses waren dunkel. Leise öffnete Mareile die Stubenthür. Das Wohnzimmer war leer. Aus dem Schlafzimmer der Kinder aber klang Frau Ziepens Stimme. Sie sang ein Wiegenlied, müde und eintönig. Behutsam ging Mareile vor. Da saß die Mutter zwischen den Betten der Zwillinge. Etwas Mondlicht fiel in die matten Augen und auf die spitzen Züge des Gesichtes. Ihr zu Füßen kauerte die fünfzehnjährige Lene — im Hemde. Den Kopf auf die Kniee der Mutter gestützt, schlief sie.

„Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Rock zerrissen."

nahm die geduldige, freudlose Stimme wieder auf. Mareile näherte sich leise und sank dann neben ihrer Mutter nieder. „Mareiling" — sagte Frau Ziepe tonlos; sie lehnte ihr heißes, eingefallenes Gesicht an Mareiles kühle Wange und weinte.

Auch Lene erwachte. Sie verstand nicht, was vorging, — warum es wie Seide rauschte, warum es süß nach Orchideen duftete, warum Goldsachen im Mondlichte flimmerten, bis auch sie die Arme ausbreitete und mit dem Seufzer schlaftrunkener Kinder: „Mareiling" — flüsterte.

* * *

Die Baronin streichelte sanft Mareilens schönes Gesicht und sagte freundlich: „Ja, Kind, bleib bei uns. Du gehörst zu uns." Von dem großen Ehenevangelium war hier nicht die Rede und Mareile that es wohl

zu schweigen. Sie wußte, hier war es Sitte, seine Not und seine Wunden rücksichtsvoll zu verdecken, um die Harmonie nicht zu stören. Der Mittsommer war eine stille Zeit. Die Jalousien an der Sonnenseite des Schlosses wurden niedergelassen. Die Zimmer lagen im Dämmerlichte, wie im Schlafe, unter dem leisen Brummen der Sommerfliegen und in dem Dufte der in den Vasen welkenden Blumen. Alte Tanten aus fernen Fräuleinstiften zogen in das Schloß ein; Tante Riecke, Tante Lolo, lange losnitzer Feldherrennasen unter den schwarzen Spitzen des Altjungferhäubchens. Sie füllten die Räume mit ihren verschollnen Parfüms Verthiver und Esbouquet und die Abende mit ihren verschollnen Geschichten.

Das Inspektorhaus war unerträglich; voller Sonne, Fliegen, Suppengeruch. Mareile wanderte daher schon am Morgen, unter dem roten Sonnenschirm, über den Hof in das Schloß. Dort saß sie gern allein und müßig in der Bibliothek und sann, sann dem nach, was kommen mußte. Sie fühlte sich reich und müde, wie nach einer Ernte. O! sie hatte keine Eile! Die Erlebnisse dee Lebens konnten noch ein wenig warten; jetzt wollte sie ruhen und ihre Schönheit fühlen, wie ein Rosenstock mit all seinen Knospen unbeweglich dasteht in der Mittagssonne, froh der Gewißheit des Blühens.

Günther, nervös und unruhig durch die Zimmer wandernd, blieb in der Thüre des Bibliothekzimmers stehen. „Sie sitzen hier so eigentümlich," sagte er zu Mareile. „So — so — als ob Sie bei etwas Angenehmem wachhielten, das eben eingeschlafen ist."

„Das ist hübsch, was Sie da sagen," meinte Mareile.

Günther schwieg und sah sie an. „Sie haben sich verändert. Die frühere Mareile — wenn ich so denke . . ."

„War die nicht gut?"

„Doch — doch! Aber solche Fräulein, die leben vor verschlossenen Thüren . . . jedenfalls ergreifen Sie mich jetzt mehr."

„Das ist doch gut?"

„Freilich, freilich! Aber jetzt geh ich mich unter die kalte Douche stellen," schloß Günther. „Reiten Sie nicht mehr?" fragte er im Fortgehen.

„Jetzt nicht," erwiderte Mareile.

„Singen Sie nicht?"

„Jetzt nicht."

„Ach so, ich verstehe. Sie wollen noch innere Komiteesitzung abhalten. Gut — gut!"

Am Abend saß Mareile im Gartensaal ein wenig abseits von den andern an der geöffneten Glasthüre. Die Julinacht war schwarz und voll von dem süßen Dufte der Sommerblumen. Unter der Lampe las Seneïde der Gesellschaft die Kreuzzeitung vor.

Hübsch, hübsch — dachte Mareile —, aber als könnte nichts Anderes, Besseres mehr kommen — so beruhigt. Sie erinnerte sich, wie sie schon als Kind zuweilen ein unwiderstehliches sich Empören gegen dieses — abgeklärte, hübsche Herrschaftsleben empfunden hatte, das sie doch so liebte. Aber in solchen Stunden mußte sie nein sagen zu allen heiligen Regeln. Statt zur französischen Stunde zu kommen, war sie einmal in den Wald gelaufen, hatte im See gebadet. Unerhörte Dinge. Aber der verzweifelte Wagemut brannte so köstlich im Blute. Später kam dann die Stunde der Reue in Tante Seneïdens Zimmer, wo die Blätterschatten lautlos über den Fußboden flirrten. „Wollen wir beten," sagte Tante Seneïde. Mareile und Seneïde knieten nieder, mitten unter die Blätterschatten. Seneïde

www.libtool.com.cn

betete mit ihrer klagenden, heißen Stimme. Dieses Gebet erfüllte das Kind mit wunderlicher Erregung —, Andacht war es und Märchenschauer; leises Flügelrauschen glaubte es hinter sich zu vernehmen.

So siegte damals stets das Kaltiner Leben über die Empörung der kleinen Mareile. Das war vorüber! Jetzt gehörte sie nicht mehr zu diesen guten Menschen, die ihr Lebenskapital in der Bank jenseits des Grabes anlegten.

Aber da war noch einer, dessen unruhiger Schritt zu sagen schien, daß Mareile einen Gefährten ihrer Lebensungeduld hatte. Günther ging unablässig auf und ab. Zuweilen blieb er an der Gartenthüre stehen und horchte hinaus, als sollte durch die Nacht etwas zu ihm kommen. „Der wartet auch noch," dachte Mareile. — — — —

Es war zwei Uhr nachmittags, die schläfrigste Zeit des Tages im Schlosse. Die alten Damen im Wohnzimmer nickten über ihren Strickereien ein. Beate saß an der Wiege ihres Kindes und summte leise vor sich hin. Da schlug ein Ton in diese Stille, laut und süß. Mareile sang im Musiksaal. Wie ein seltsam schönes, fremdes Ereignis zogen die Töne durch die verschlafenen Räume.

Tante Lolo schreckte aus dem Schlaf auf: „Mein Gott! was giebts?"

„Die Mareile singt," sagte Tante Riecke und verzog das faltige Gesicht, als hätte sie einen Tropfen zu starken, süßen Weins getrunken.

„Ah! unsere Nachtigall singt wieder," — meinte die Baronin freundlich. —

„Du — Peter," sagte Günther, „öffne die Thüre und verschwinde, Deine Gestalt stört jetzt."

„Ich weiß ja," meinte Peter.

Lange hielt es Günther jedoch nicht aus, stille dazuliegen, er mußte dem neuen Ereignisse näher sein. Er eilte in den Musiksaal, streckte sich in einen Sessel aus, schloß die Augen, hörte zu. Das war gut. Er reckte seine Glieder ordentlich vor physischem Behagen. Aber was sang sie denn? War das nicht Isoldens Liebestod? Es klang jedoch fremd. Das Dämmerige, die süße Tiefe dieser Klage, in der Lieben und Sterben geheimnisvoll und einträchtiglich beieinander wohnen, das fehlte. Diese Musik war eine scharfe, klare, fast böse Leidenschaft. „Seltsam," dachte Günther, „wie ein nordischer See unter einer südlichen Sonne. Ja — gerade so! Was hat die Frau nur um das so zu singen?" Er schaute sie an. Die Linien ihres Körpers bebten sachte in der Anstrengung des Gesanges. Aus dem skabiosenblauen Sommerkleide — leuchtete der Nacken hervor — wie Widerschein von Gold lag es auf ihm. Ein leichter Flaum bedeckte die Arme mit winzigen Lichtstricheln. In den runden Linien dieser Arme lag soviel Irdisch-junges — lag etwas, das zum Volk gehörte — an Arbeit denken ließ.

Mareile sang:

„Wie sie schwellen,
„Mich umrauschen,
„Soll ich atmen?
„Soll ich lauschen?
„Soll ich schlürfen,
„Süß in Düften
„Mich verhauchen?
„In des Wonnemeeres
„Wogenden Schwall?"

Günther schloß wieder die Augen. Die Musik stellte mit visionärer Farbigkeit ferne, südliche Erinnerungen vor ihn hin: Rote Felsen, blonder

www.libtool.com.cn

Meersand, das Meer ein tiefblaues Atlastuch, das rauschend steife, blanke Falten schlägt. An der sonnenwarmen Felswand, auf den Sand niedergekauert, die kleine Photini, die junge Frau des alten Maoro Petros, des Zollaufsehers von Hydra. Dort wartete sie täglich auf Günther, wenn er vom Bade kam. Regungslos hockte sie, das Kinn auf die Kniee gestützt, die Augen schmal und schwarz in die Helligkeit hinausstarrend, wie schöne Raubtieraugen, die auf Beute lauern. Wenn er dann vor ihr stand, zuckten die Wimpern. Er beugte sich nieder und nahm das ganze, sonnenwarme Figürchen in seine Arme. Photini lachte ein schrilles Mövenlachen. So trug er sie in einen Winkel, den die überhängenden Felsen zu einer schattigen Kammer machten. Die Wellen hatten große Sandpolster hineingespühlt — blank und gewässert, wie alte Brokate. Es roch nach Stein und Algen. Hier streckte Photini sich aus, ein mattgelber Elfenbeinleib, der glänzte — als flösse Honig statt Blut in seinen Adern, dann warf sie sich auf Günther — — umschlang ihn mit den blanken Armen — den blanken Beinen, eidechsenwohlig zuhause in der sinnlichen Glut — wie in der Sonnenglut an der Felswand. Günther entsann sich, wie er einmal in dieser wilden Umarmung seine Sinne schwinden fühlte. Eine Ohnmacht überwältigte ihn. Als er zu sich kam —, sah er Photinis schmale, blanke Augen über sich — ängstlich und neugierig—, dann lachte sie ein wenig spöttisch, und mit der schrillen Musik ihrer Stimme rief sie „ptochos“ — „Armer“ — das klang mitleidig und fast verächtlich.

„Schlafen Sie?“ fragte Mareile. Sie hatte sich auf dem Stuhle umgewandt und lächelte Günther an. „Sie sehn aus, wie jemand, der angestrengt träumt.“

„Thu ich auch,“ sagte Günther. „Bei Musik träumen wir so lebhaft, wie im Fieber. Aber sagen Sie — wie singen Sie das?“

„Schlecht — ich weiß,“ meinte Mareile. „Noch kann ich nicht so recht. Es kommt immer eigenes hinein. Nun, Isolde leiht mir wohl mal ihre Musik — für meine eignen Angelegenheiten.“

„O gewiß!“ stimmte Günther zu. „Sie brauchen ein Stimmungsventil. Das versteh' ich. Wenns sich in mir so rührt, dann geh ich zu Peter und schreie ihn an. Wunderbar haben sie gesungen.“

Beide schwiegen einen Augenblick Mareile schlug sinnend einige Töne an.

„Sind Sie krank?“ fragte sie dann. „Sie sehn so — still aus?“

„Ja — Acedia.“

„Ist das eine Krankheit?“

„Ja, eine Klosterkrankheit. Die Nönnchen kriegen das von zu viel Heiligkeit. Ach, das ist heilbar . . . Es ist so 'n Art Katzenjammer.“

„Was thut man dagegen?“

„Starke Verzückungen werden angewandt. Ein neuer Rausch, wie immer bei Katzenjammer. Aber singen Sie noch — das ist auch so'n neuer Rausch.“

Mareile sang:

„Du bist der,
„Nach dem ich verlangte
„In frostigen Winters Frist.
„Dich grüßet mein Herz
„Mit heiligem Grauen.“

Günther nahm seinen Traum wieder auf: die griechische Sonne — die roten Felsen gegen den unsagbar blauen Himmel . . . aber jetzt stand

www.libtool.com.cn

Mareile in alldem. Sie schaute mit den tokayerbraunen Augen den Strand entlang und wartete auf ihn. Auf ihn —! Teufel! das wäre etwas!

„Hell wie der Tag
„Taut es mir auf,
„Wie tönender Schall —"

sang Mareile.

Wie sie im Singen bebte, wie die Töne in ihr schwollen! —

Plötzlich ging Günther hinaus. Er fürchtete, wunderlich auszusehn, mit dieser neuen, großen Aufregung im Herzen.

* * *

„Da Sie wieder singen," sagte Günther zu Mareile, „so reiten Sie wohl auch wieder."

Mareile hatte nichts dawider: „Gut!" bestimmte Günther. „Ich reite heute mit Ihrem Vater aufs Vorwerk hinaus. Sie kommen also mit!"

Am Nachmittage saß Mareile im olivgrünen Reitkleide, den niedrigen, blanken Hut auf dem Kopfe, auf der Fuchsstute. Sie liebte das Reiten. Die Freude machte ihr Gesicht rosa und kindlich.

„Achtgeben," mahnte Vater Ziepe. „Ein Pferd ist kein Klavier."

Ein Gewitterregen war über das Land gegangen, jetzt schien die Sonne wieder zwischen den großen, metalligen Wolkenballen hindurch. Glatt und grün lagen die gemähten Wiesen da. Die Schwalben schossen ganz niedrig darüber hin.

„Jetzt Galopp!" rief Mareile, „— ho — ho — Grana." Günther blieb neben ihr. Die Pferde nahmen a tempo einen Graben, sausten am Pfarrgarten hin, wo Betty Ahlmeyer, jetzt Pastorin Halm, Johannisbeeren abnahm und die, wie in Blut getauchten Hände gegen die Sonne hielt, um den Reitern nachzuschauen. Plötzlich ließ Mareile ihr Pferd in Schritt fallen.

„Ich kann nicht mehr," sagte sie atemlos. Günther legte seine Hand auf Granes Sattel, beugte sich vor — sah Mareile mit einer brennenden Bewunderung in das Gesicht. Er wollte etwas besonderes sagen: „Das nenn ich beinander sein, was — —? Alles andere bleibt zurück, kann nicht mit. Nur wir beide." Er sprach schnell und undeutlich vor Erregung.

Als sie im Vorwerk anlangten, stand die Sonne schon tief. Günther ritt mit Ziepe zu einer Stauwiese. Mareile setzte sich auf einen umgestürzten Schiebkarren am Feldrande. Sie fühlte sich froh. Der Ritt — und dann, aus Günthers Augen hatte sie eben etwas angeglänzt, das sie eine Weile entbehrt hatte und das doch ihre eigenste Lebensluft war.

Die Sonne ging himbeerrot zwischen violetten Wolkenstreifen unter. Dämmerung legte sich über das Land. Ein roter Mond stand dicht über dem Horizonte. Die Arbeiter gingen auf dem Fußpfade zwischen den Feldern heim. Wo ein Bursche hinter einem Mädchen herging, da folgte Mareile ihnen mit den Augen, und wenn sie hinter den Erlen verschwanden, sagte sie sich:

„Jetzt bleiben sie stehn. Jetzt langt er nach seinem Mädchen," und sie kam sich dort auf ihrem Schiebkarren plötzlich einsam und um ihr Recht an die Sommernacht betrogen vor.

www.libtool.com.cn

Endlich kehrte Günther zurück. „Aufs Pferd, aufs Pferd," rief er. „Vater Ziepe reitet einen andern Weg. Heute ist gute, preußische Sentimentalität in der Luft, nicht?"

Der Mond war höher gestiegen. Nebel lagen auf den Wiesen. Es roch nach Moor und feuchtem Laub. Die Frösche quarrten in den Tümpeln und die Rebhühner lockten im Klee. „Jetzt gehn wir wieder miteinander durch — hoio!" rief Günther. Sie trieben die Pferde an. Anfangs ging es an jungen Kiefern hin, die mit ihren Blütenbüscheln, wie mit kleinen Affenhänden, nach Mareilens Reitkleide faßten. Dann kam der Hochwald, hohe, dunkle Stämme vom Mondlicht silbern gestreift. Alles stürzte schnell, gewaltsam, wehend vorüber — Düfte, niederrieselnder Tau, flüchtige Bilder von Lichtungen, von weidenden Rehen, von großen, lautlosen Eulen. „Geben Sie mir Ihre Hand — dann gehts besser," rief Günther. Sie hielten sich an den Händen; diese Hände drückten sich, als wollten sie einander danken. Auf einer kleinen Waldwiese stand Eve Markow und weidete verbotnerweise dort ihre Kuh. Sie schützte mit der Hand die Augen gegen das Mondlicht und starrte ernst den beiden nach, die Hand in Hand —, einen Augenblick hell beschienen, wie Traumgestalten an ihr vorüberrasten.

Auf der Chaussee hielt Vater Ziepe und wartete.

* * *

Im Schlafe leben wir weiter. Unsere Gefühle reifen dann, uns unbewußt. Günther erwachte am nächsten Morgen mit einer neuen, fertigen Leidenschaft. Beate schlief noch. Er blieb eine Weile vor ihr stehen und schaute sie aufmerksam an. Sie sah fast kindlich aus, wie sie da lag, die Stirne voller Löckchen, die Lippen halb geöffnet. Günther war gerührt. Dieses auserlesene Wesen hier, war sein, er konnte es am empfindlichsten treffen und verwunden. Wiederum freute er sich an seiner eignen Rührung vor dieser Frau, der er untreu zu werden fest entschlossen war. Stand dort zwischen Beatens Augenbrauen nicht eine kleine aufrechte Falte, ein feiner Strich, wie mit einem Messer in die Haut geritzt? Die mußte eine Sorge um ihn da hineingezeichnet haben; wer sonst, als er, durfte solche Zeichen in dieses königliche Buch schreiben? Nie hatte er die sanfte Klarheit dieser Frau deutlicher empfunden. Kein Begehren mischte sich bei ihrem Anblick in sein Gefühl. Der Friede, der über ihr lag, war ganz tief und rein. Ein Heiligtum, das Günther mit Bedauern zu verlassen sich anschickte.

Er ging in den Hof hinunter. Es trieb ihn, vor Mareilens Fenster eine imponierende Gutsherrenthätigkeit zu entfalten. Dann ließ er Grane vorführen, um zu sehen, ob sie gut gestriegelt sei. Grane gehörte ja jetzt zu Mareile. Plötzlich war auch Mareile da, in ihrem gelben Morgenkleide, unter dem rosafarbenen Sonnenschirm.

„Ist Grane unser Ritt bekommen?" fragte sie. Günther hatte so intensiv an Mareile gedacht, daß ihr Erscheinen ihm selbstverständlich erschien.

„O! Grane ist munter," sagte er. „Wollen Sie nicht meinem Surhab auch guten Morgen wünschen? Er ist noch im Stall. Er gehört doch auch zu uns Vieren?

„Ja, zu uns," meinte Mareile lächelnd.

Sie gingen in den Stall. „Setzen Sie sich, bis ich Grane an die Kette lege," sagte Günther. Eine starke Erregung bedrückte seine Stimme; er sprach, als wäre er gelaufen. „Hier ist's hübsch, nicht? Ich habe es mir hier gemütlich gemacht. Für manche Stimmungen ist dieses hier ein

Kapitalort. Hier ist Andacht, finden Sie nicht? Warten Sie! Sprechen Sie nicht. Sein wir stille, damit Sie fühlen, was ich meine. Surhab schaut Sie an, er kennt Sie natürlich."

Sie saßen auf rotlackierten Stühlen. Rundbogenfenster füllten den Raum mit ruhiger, weißer Helligkeit. Es roch nach Heu und Riemenzeug. Die Pferde atmeten einen feinen Dampf aus, der die Luft erwärmte. Ab und zu klirrte eine Kette, oder ein Huf schlug auf den Boden, und jeder Ton ließ über die blanken Flanken der Tiere ein Zittern hinlaufen.

Günther sah Mareile unverwandt an. „Fühlen Sie's?" Mareile nickte. „Es ist" — fuhr Günther fort — „es ist das Rasseblut, das hier niedergehalten wird. Verstehen Sie das? Ruhig, hübsch, einförmig, still muß es hier sein. Das wilde Blut und die feinen Nerven müssen eingeschläfert werden. Sehen Sie Surhab. Er schaut geduldig aus, so als leide er; verachtungsvoll ruhig — nicht? Er weiß, er darf sich hier nicht ausgeben, weil, weil . . . ." Günther suchte nach Worten, er wußte in seiner Aufregung nicht mehr recht, was er sprach. „Nun — eben, weil er ein Rassepferd ist," ergänzte Mareile und lachte . . . . „weil er nicht auf die Weide gehen darf, wie die andern — und nicht arbeiten."

Günther schlug sich mit der Hand auf das Knie. „Das ist's, natürlich! Lebensluft aufspeichern — sich nicht aufgeben dürfen. Na — wenn die weißen, stillen Schlösser nicht wären und die weißen, strengen Damen und so — diese Luft — die auch weiß und still ist — Teufel — man würde sterben vor — vor Lebensverschwendung."

Mareile schlug vor Günthers blankem, begehrenden Blick die Augen nieder, aber sie fühlte diesen Blick über sich hin streichen, über ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen. „Sollte es sein?" dachte sie. Günthers Stimme wurde gedämpft, klagend. „Aber die geduldigen Rassetiere haben auch ihre Stunden, in denen sie frei kommen. Da wird verschwendet, was aufgespart war. So bei Mondschein über die Wiese jagen — was? Nicht schlecht! Da vergessen sie Alles. Wenn sie wieder in den Stall kommen, dann ist ihnen die Krippe und das Heubündel fremd. Sie scheuen und steilen wie toll. Ja — das giebt's schon." Er beugte sich vor, um Mareile gierig in die Augen zu sehen. Das war jener wunderliche, fast feindliche Blick, den sie in Männeraugen kannte. Sie wurde ein wenig bleich: „Wenn es wäre!" dachte sie. Sofort erfüllte sie ein starkes, inneres Frohlocken. Es war ihr, als habe sie etwas erlangt, nach dem sie lange, lange — bis in die Kinderzeit hinein, gehungert hatte, damals, als sie am Ende der Ferien, wenn Günther fortreiste, sich in die finsteren Winkel des Hauses versteckte, um zu heulen, weil sie keine Baronesse war und nicht, wie Beate, Günther heiraten sollte. „Wenn es wäre," dachte sie immer wieder. Günther sprach weiter. „Ja — Sie Mareile, Sie können sich auch nicht gleich in den Gartensaal und die Kreuzzeitung finden, wenn wir vom Mondschein und der Wiese kommen. Nicht wahr?" „Ich!" Mareile wollte scherzen, aber ihre Stimme hatte den fliegenden Atem des schnell schlagenden Herzens. „Ich! ich bin kein Rassepferd. Ich habe doch keine vornehmen, resignierten Augen. Nein, ich habe freie Weide — Gott sei Dank!" — „Sagen Sie, Mareile. Ist wirklich noch was vom Landmädchen in Ihnen, so von freier Weide, wie Sie sagen?"

Mareile errötete: „O — gewiß. Ich kann arbeiten, und ich spare — und flaches Land hab' ich nötig, um hinüber zu sehen."

„Und doch ist was Fremdes in Ihnen," meinte Günther sinnend.

www.digital.com

Mareile erhob sich. „Gehn wir. Die Luft hier — diese Rasseluft, ist beklommen.“

Sie standen noch einen Augenblick und plauderten ruhig und unbefangen. „Sehn Sie die alte Fuchsstute dort,“ bemerkte Günther, „die hat ihr Blut untergekriegt. Sehen Sie den Blick. Wie Tante Lola, wenn sie die Kreuzzeitung liest.“

* * *

Mareile ging zur Haide hinab. Sie mußte nachdenken. Es lag sich gut auf dem Haidekraut mitten in dem Blinzeln und Schnurren der Mittagsstunde.

Mareile verstand sich auf die Männer. Sie wußte, was jetzt in Günther vorging Und hatte es nicht so kommen müssen? Sie fühlte wieder in sich etwas wie den Triumph des kleinen, neidischen Mädchens von früher, das vor Beate auch mal etwas voraus haben wollte. Sie streckte sich wohlig. Schon das Gefühl, daß — wie das Evangelium sagt — wieder einmal „eine Kraft von ihr ausgegangen“ war, machte sie froh. Liebte Günther sie, gut, dann wollte sie diese Liebe genießen. Sie war stark genug, um ihn und sich selbst in Zaum zu halten. Aber Liebe ist schön, sie sollte dauern dürfen. O! sie würde schon dafür sorgen, daß daraus nicht etwas Häßliches wurde. Das sollte eine Liebe werden von Mareilens eigenster Erfindung, wie die Cibò-Rosen. So! damit war sie im Reinen. Sie wühlte die Füße tiefer in die Halme, die ihr durch die seidenen Strümpfe stachen. Angenehm war es, klug — stark und schön zu sein! Sie schloß die Augen. Das Blut pochte heiß und unruhig in ihren Adern, als wollte es sie mit einer heimlichen, frohen Botschaft wecken. Mareile griff mit beiden Händen in das Haidekraut, um sich fester an die Erde, an all das Warme, Summende, Wachsende, Zeugende zu drücken. Fern am Rande der Haide lag das Feld, eine goldene Vision. Der Duft reifer Aehren wehte herüber. Dort wurde gearbeitet. Mareile mußte die Mittagzeit verträumt haben.

* * *

Die Prassawitz's aus Kastrow und der General Lassow waren zum Diner geblieben. Die Herren standen in der Gartenthüre, steckten die Köpfe zusammen und hörten einer Geschichte des Generals zu, die nicht für Damen war. Die Damen saßen um den runden Tisch und unterhielten sich ein wenig lässig. Den Kastrow'schen Mädchen, mit den weiß und roten Pastellgesichtern, wurde es schwül in ihren enggeschnürten, weißen Besuchskleidern. Mareilens Erscheinen belebte die Gesellschaft, als läge in dem Orchideenduft, den sie verbreitete, etwas, das erregt und zu Kopf steigt. Der lange Prassawitz strich sich über seinen blonden Kaiser-Friedrich-Bart, ging auf Mareile zu und wich nicht von ihrer Seite, dabei lächelte er so einfältig entzückt, wie man, nach Günthers Behauptung, in Damengesellschaft nicht lächeln darf. Nach dem Diner setzten die Herren sich zum Whist, die jungen Damen spielten Chopin'sche Walzer vor.

Mareile trat auf die Gartentreppe hinaus, sie erstickte da drinnen. Die Nacht war schwarz und lau. Ein leichtes Wehen brachte den Hauch nebeliger Wiesen, großer thauiger Flächen herüber. Mareile schritt langsam auf und ab. Sie hätte weinen können, so stark war ihr Empfinden. Unten vom Parkteich tönte der einsame Ruf eines Wasservogels herauf. Dieser

www.libtool.com.cn

Ton nahm für Mareile Bedeutnng an. Er wurde zur Melodie ihrer Seele. In die schwüle, duftschwere Finsternis immer den einen Ton hineinrufen, mit dem ganzen Verlangen, das sich in der Nachtstille hervorwagt. Mareile blieb stehn, streckte ihre Arme in die Dunkelheit hinein. Sie fühlte es, Günthers Seele war bei ihr, es war, als stünde er neben ihr, schnell und heiß atmend, als striche sein Verlangen wie eine warme Hand über ihren Körper. Der Mond stieg über den Parkbäumen auf und warf die Schatten tintenschwarz auf die Terrasse. „Warum kam Günther nicht?“ dachte Mareile. Sie stieg die Treppe hinunter. Ein Beet voller Hyancintha candida lag da, sehr weiß in all den Schatten. Sie hörte Schritte auf dem Kies. Das war Günther, sie wußte es. Sie ging bis zu den Hyacintha candida; dort wartete sie.

„Warum gehn Sie allein fort?“ sagte Günther. „Sind Sie traurig?“

„Muß ich lustig sein?“ erwiderte Mareile, „Eine einsame Frau, die ihr Leben neu aufzubauen hat.“

„Unsinn“ — sagte Günther, und das klang gedrückt, zerstreut, als dächte er nicht an das, was er sagte. „Das klingt ja nach Litteratur. Weiß Gott! mir ist nicht nach Litteratur zumute. Da drinnen halt ich's nicht aus. Die Mama übernahm meine Partie. Ihr Leben — Mareile? Toll geliebt werden müssen Sie — das ist's.“ Er stieß das heftig hervor. Die Spannung in seinen Zügen löste sich in ein Lächeln. Das war es, was er gedankenvoll hergetragen, nun warf er es heraus, Mareile sah es seinen Händen an, wie er es ihr hinwarf. „Sie müssen toll geliebt werden. Da!“

Sie nickte freundlich. Wo diese Frau einer Männerleidenschaft begegnete, da fühlte sie festen Boden unter den Füßen. „Ja, das wäre gut,“ sagte sie einfach.

„Ach was! quälen Sie mich nicht, Mareile,“ brachte Günther ungeduldig heraus. „Natürlich quälen Sie mich. Sie müssen's doch wissen, daß ich Sie toll liebe. So was sieht man doch — fühlt man doch.“

Mareile streckte die Arme aus, um beide Hände in die weißen Blumen zu stecken. „Wer sagt es Ihnen, daß ich das nicht gewußt?“

„Mein Gott, Mareile! und dann konnten Sie mich so neben sich hergehn lassen — wie — wie — einen Kranken? Aber das ist jetzt gleich. Sagen Sie — nein — hören Sie lieber — also meine Liebe . . . Gott wie ruhig Sie sind!“

„Wenn ich Sie quäle, muß ich wohl gehn,“ versetzte Mareile, die Hände noch immer über die Blumen, wie über ein weißes Feuer haltend.

„Gehn?“ wiederholte Günther. „Gehn — jetzt? Das wäre eine schlechte That — verstehen Sie das nicht — Mädchen — Frau!“

„Ja — wenn es wird, wie ich will, dann — dann — kann ich bleiben,“ meinte Mareile. Ein triumphierendes Gefühl beseelte sie. Sie glaubte auf einer gefährlichen Höhe zu stehn — auf der nur sie zu stehn vermochte. „Ich will eine Liebe, die niemandem etwas stiehlt —, verstehen Sie? Eine Liebe, die nur Sie — und ich haben. Das dürfen wir. Sie — in Ihrer Gesellschaft sind ja stark — Sie können ja Kehrtmachen. Und ich — ich bin auch stark — wie man im Volke stark ist. Das kann dann schön sein.“

„Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte Günther leise und verwirrt. „Was Sie wollen. So was giebt's wohl nicht. Aber das ist ja egal. Sagen Sie ganz einfach, daß Sie mich lieb haben. Können Sie das?“

www.libtool.com.cn

Mareile zog ihre Hände von den Blumen zurück und gab sie Günther — kühl und thaufeucht. Ihr Gesicht war froh und ruhig, wie das Gesicht eines Menschen, der Heimatluft atmet. „Ja — ja — das kann ich," sagte sie. „Ich liebe Sie, Günther."

Günther seufzte tief auf. „Ah — so — ja — dann ist's gut." Eine friedliche Schlaffheit kam über ihn, wie sie am Ende einer Angst, einer Spannung zu stehn pflegt. „Also dann — gute Nacht — Mareile." Er freute sich jetzt auf den ruhigen Schlaf der Nacht.

* * *

Günther, bleich und müde, hielt es im lavendelfarbenen Wohnzimmer, bei den guten, beruhigten Menschen, nicht lange aus. Dort bedauerte Beate ihn und sah ihn aus hellen Augen freundlich an. Man sprach von der Ernte. Tante Lolo erzählte von längst vergangnen Ernten auf alten Familiengütern. Das Kind wurde gebracht, der kleine Went. Günther ließ ihn auf dem Knie reiten. „Vater und Sohn," sagte Tante Lolo gefühlvoll; und bei all dem dachte Günther doch immer nur: „Wo ist Mareile? Wo ist Mareile?" — Er stand auf, ging eilig fort, als riefe ihn ein dringendes Geschäft.

Mareile jedoch erschien erst am Abend im Schlosse. Wenn die anderen im Gartensaal saßen, ging sie draußen auf der Gartentreppe auf und ab. Sie versuchte es mit ihrem Willen Günther vom Whisttisch herauszuziehen. Wenn man sich liebt, muß solch ein „Komm — komm" doch zwingen. Die Nacht war sehr schwarz. Ab und zu leuchtete ein Wetter auf und zeigte eine blaue Glaswelt. „Mareile," rief Günther in die Dunkelheit hinein.

„Fühlten Sie, daß ich Sie zog?" fragte Mareile.

„O —! Gewiß!" Dann lachten sie beide halblaut. „Was haben Sie den Tag über gemacht?" fragte Günther. „Ach! nicht viel!" Sie sprachen über kleine, alltägliche Dinge, aber die Worte glichen einem sanften Halten der Hände. Oder sie lehnten am Gitter der Veranda und versuchten es, den Duft der Blumen zu unterscheiden: „Die Reseden spür ich, die sind immer am unverschämtesten."

„Jetzt kommt solch ein schwerer — schwüler Duft, was ist das?" — „Die Tuberosen." — „Jetzt riech ich den Geisblatt — süß — süß." — „Ich mag ihn nicht, er riecht nach Liebe von Pfarrerstöchtern." Bald jedoch wurde Günther verzagt, fast feindselig: „Ich sehe Sie nicht, Mareile. Gehört das zu der neuen, dummen Liebe, die Sie sich ausgedacht haben? Was ist das für eine Liebe!"

„Sie vergessen, lieber Freund, daß Sie hier nicht eine Schuld eintreiben, sondern ein Geschenk nehmen."

„Ja — ja — aber — weiß der Teufel!" sagte Günther kummervoll. „Ich glaube — Sie sind nicht freigiebig. Ich bin wohl nur so 'ne Vorübung des Herzens. Sie sparen für einen, der kommen soll. Ist das nicht so? Denn sehen Sie, wenn man liebt, — Teufel noch eins! Da kommts nicht darauf an, ob daraus was Trauriges oder Heiteres, was Hübsches oder was Häßliches, was Gesegnetes oder Verfluchtes wird."

„Nein, nein," meinte Mareile, „verderben Sie mir meine Liebe nicht. Es ist doch gut, sich immer wieder zu sagen, — daß wir uns lieben? Wie wir lieben? Immer, immer über die Seele des andern gebeugt, diese Liebe zu fühlen? So führen wir ein Leben abseits, miteinander, allein für uns."

www.libtool.com.cn

Günther lachte grimmig: „Das müssen Sie von Tante Seneïde gelernt haben. Gut, wenn ich Tag und Nacht still liegen dürfte und Sie säßen neben mir und wiederholten immer — wie ein Wiegenlied: ‚Günther — ich liebe Dich! Günther, ich liebe Dich!‘ na, — dann würde ich vielleicht verstehn, was Sie meinen — so — so — die Liebe als Morphium.“

„Aber das thue ich,“ sagte Mareile eindringlich. „Das: ‚ich liebe Dich‘ — spreche ich Tag und Nacht. Hören Sie es denn nicht?“

Drinnen, im Gartensaal, wurde zur Abendandacht gerufen. An der Thüre standen schon die Mägde mit erhitzten Backen, die Stirnlöckchen voller Lindenblüten, die Kleider verschoben und voller Geisblattduft und Thau. Tante Seneïde las die Andacht, dann wünschte man sich freundlich „Gute Nacht.“ Ein jedes stellte sein Leben, eine wohlgeordnete, reinliche Sache, für die Nacht beiseite, sicher, es den nächsten Morgen unverändert, reinlich und nett, wieder hervorholen zu können.

* * *

In dem engen Bette der Ziepeschen Logierstube verbrachte Mareile jetzt seltsam erregte Nächte, voll wacher Träume. Die nackten Arme unter dem Kopf verschränkt, starrte sie mit weitoffnen Augen vor sich hin. Das Fensterkreuz schnitt den Himmel in enge Vierecke voll schwarzer Nacht oder voller Sterne, oder es ging ein Regen nieder, eine erfrischende, tröstende Musik. Und Mareilens Gedanken, ihr Fühlen nahm eine köstliche Eintönigkeit an. Immer wieder das feste an ihn Gebundensein, und jeder Nerv ihres Körpers nahm an diesem Gedanken Anteil: „Er und ich. — Er und ich.“ Sie spürte es, wie er dort drüben im Schloß nach ihr verlangte, wie sie in das Blut des geliebten Mannes ihre Wärme goß: „Er und ich.“ Schön waren diese schlaflosen Nächte mit ihrem einen Gedanken. Wenn die Fensterscheiben endlich im Morgenlichte weiß wurden und im Hof unten die Stallthüren knarrten, dann wandte Mareile ihr Gesicht traurig der Wand zu. Sie war mit ihrem einen Gedanken noch lange nicht fertig.

* * *

„Die gnädige Frau ist zum See runter,“ meldete Peter. „Sah sehr gut aus.“ Das war jetzt Peters Geschäft. Er mußte stets wissen, was Mareile that, um es Günther zu melden.

Mareile war heute früher als sonst zum See hinunter gegangen, um zu baden. Der See war voller Sonnenschein. Der nächtliche Regen hatte das Wasser ein wenig getrübt, es grau und undurchsichtig, wie Seide, gemacht. Mareile stand im Wasser, ließ sich von ihm heben und wiegen. Ringsum zitterte das Licht. In den blanken Schilfinseln schnatterten die Enten. Wie das Leben all dies trug und wärmte! Man hat Nichts dazu zu thun — nehmen — genießen — immer nur dem dunkeln geliebten Gesetze des Lebens nachgehn. Das machte Mareile heute still und froh. Regungslos im Wasser stehend, fühlte sie, wie der See sich an ihren heißen Körper schmiegte, mit kleinen, grünen Wellen nach ihren Brüsten griff, als verlange auch er nach ihr.

Als Mareile später den Ellernbruch entlang nach Hause ging, fand sie Günther dort stehn und warten. In seinem dunkelblauen Radfahreranzug, einen Strohhut auf dem Kopfe, sah er heute besonders jung aus. „Wie ein hübscher, böser Junge,“ dachte Mareile.

www.literaturforum.de

„Ich warte hier auf Sie," rief er ihr zu.

„Das ist hübsch," sagte Mareile. Günther ging neben ihr her. „Hübsch!" wiederholte er, „ich dachte, Sie vermeiden mich am Tage. Sie haben mich auf Abendration gesetzt." Mareile hörte wohl den Groll heraus, der in Günthers Stimme kochte. „Ja, aber heute kommen Sie mir recht," sagte sie einfach.

„Recht oder nicht," meinte Günther. „Ich kam, um Ihnen zu — sagen —; ja — es geht so nicht. Ich halte es nicht aus, nur so — so — 'n Turnreck für Ihr Herz zu sein — für — für Ihre Kunst zu lieben — was weiß ich. Das ist Alles verteufelt dummes Zeug." Wirklicher Zorn lag jetzt in seinen Sammetaugen. Mareile wurde ein wenig bleich; ruhig sagte sie: „Ja —, dann ist es wohl aus."

„Aus!" Günther lachte böse: „Sprechen Sie doch keine Gemeinheiten. Wie kann es aus sein? Man muß doch wissen, was man ist. Irgendwelche Schloßideen sind Ihnen angeflogen. Sie sind nun mal keine weise, tugendhafte Frau. Sie sind Mareile, Sie zahlen bar. Aber plötzlich wollen Sie so'n Gemisch von Mareile und Fürstin Elise — und Tante Seneïde sein. Das ist unmoralisch. Wollen Sie was von mir? Gut — was wollen — Sie? Ich thue Alles —."

Mareile senkte den Kopf und hörte schweigend zu. Wie Peitschenhiebe traf sie die Brutalität von Günthers Worten. Dennoch wünschte sie, er solle weiter sprechen. Die gewaltsamen Worte — thaten ihr wohl, schnürten ihr die Kehle zusammen, ließen ihr das Blut heiß in die Schläfen steigen.

„Warum sagen Sie Nichts?" fragte Günther ein wenig kleinlaut. „Jetzt hab' ich Sie natürlich beleidigt? Sie fürchten sich vor mir."

Mareile sah auf. Sie war selbst erstaunt über den ruhig überlegten Ton, mit dem sie sagte:

„O nein! ich fürchte mich nicht."

„Wollen Sie mit mir heute reiten?" Günther beugte den Kopf, um Mareile unter den Hut zu sehn. „Sie wollen nicht? Sehn Sie . . ."

„Doch; warum nicht?" erwiderte Mareile und lächelte; sie zwang sich zu diesem Lächeln, denn ihre schöne Sicherheit war fort. Günther aber triumphierte. Er schwenkte seinen Hut, rief: „Haio! dann ist ja Alles gut!"

* * *

Um drei Uhr ritten sie aus. Die Sonne stach durch leichte, graue Wolken. Es war windstill und schwül. Unter den Hufen der Pferde erhoben sich Staubwolken. Grane, von Fliegen belästigt, war unruhig, Mareile mußte Acht geben. Günther gab ihr kurze Verhaltungsmaßregeln: „Wenn sie ausfällt, die Peitsche." — „Gut im Zügel halten." Mareile war niedergeschlagen. Alles schien ihr bedrückend und feindlich: der heiße Staub, die großen Schnaken, das Schrillen der Feldgrillen. Sie wollte hübsche Gedanken denken, aber diese ließen sich nicht rufen. Eines nur lebte in ihr, niedrig, staubig, wie die Wegwarte am Feldrain, eines nur, ein freudloses, bohrendes, dumpfes Verlangen, von Günther genommen zu werden —, nur das . . . Sie schaute zu Günther hinüber. Sein Gesicht trug einen müden, gequälten Ausdruck: „Wir sind alle traurig," dachte Mareile, „der Wald und Günther und Grane und ich."

Als sie einen Abhang hinabritten spürten sie den kühlen Hauch des nahen See's. Da lag er vor ihnen, schwarz und regungslos, eine stumme Trauer.

www.libtool.com.cn

„Steigen wir hier ab?“ fragte Günther.

„Wie Sie wollen,“ erwiderte Mareile. Es lag ein demütiges Gehorchen in ihrem Ton, so daß Günther erstaunt aufblickte. Er half ihr vom Pferde, band die Tiere an einen Baum. Mareile starrte währenddessen gedankenlos auf den See, sah einer schwarzen Taucherente zu, die langsam, wie ein kleines, einsames Fahrzeug, über das Wasser schiffte. Plötzlich stieß der Vogel seinen Ruf aus, so schrill und angstvoll, daß Mareile erschrocken fragte: „Was hat er?“

Günther stand neben ihr, sehr bleich, mit unruhig flimmernden Augen.

„Mareile,“ begann er leise, kummervoll, „wir können nicht mehr.“ Sie stand vor ihm, die Arme hingen schlaff an ihr nieder. Sie verstand ihn wohl! sie wiederholte: „Nein — wir können nicht.“ Da nahm Günther sie in seine Arme . . . . .

Die Sonne schien schon schräg durch die Zweige, als Günther und Mareile noch am See beisammen waren. Er lehnte den Rücken gegen eine Tanne und rauchte eine Cigarette; sie lag in dem Moos und starrte zu den Baumwipfeln auf. „Also heruntergeholt!“ sagte sie klagend vor sich hin, „jetzt ist sie so'n gewöhnliches Ding wie — wie — wir's überall finden, — in allen Gesindestuben.“ Ungeduldig warf Günther die Cigarette fort und nahm Mareilens Hände, die schwer und heiß in den seinen lagen. „Sprichst Du von unserer Liebe? Na, das verbitte ich mir. Erstens gleicht eine Liebe nie irgend einer anderen Liebe. Und dann unsere! So was hat es noch nie gegeben; die ist einzig.“

„Ja — Du bist jetzt der Herr,“ erwiederte Mareile. „Was Du aus ihr machst, das wird sie sein.“

„Froh sein Schatz,“ mahnte Günther. Auf seinem Gesichte glänzte wieder zuversichtliche, eigensinnige Lebensfreude. „Wir müssen an unsere Feste glauben, wenn wir sie feiern wollen. Gott! wir wollen unsere Liebe schon herausputzen. Mit allem Schönen wollen wir sie füttern — nicht? Wir, zwei solche Prachtmenschen; kluge Köpfe mit Rosen umwunden; na, das soll eine Liebe werden!“

Mareile lächelte, lehnte ihren Kopf an Günthers Schulter und weinte. Er ließ sie weinen. Erst wenn ein Weib um seinetwillen geweint hatte, fühlte er es ganz als sein Eigentum. Rote Abendlichter hingen in den Zweigen. Lange Züge von Wildenten schwirrten pfeifend über den See. Am jenseitigen Ufer standen äsende Rehe, feine, rote Figürchen am schwarzen Wasser.

„Wir müssen heim,“ sagte Günther, „die andern warten.“

Mareile fuhr auf: „Die andern, die sind auch alle noch da — das Diner — und die Tanten — und — und . . .“

„Da sind sie,“ tröstete Günther, „aber weißt Du, nur so ganz verschwommen. Wirklich sind eigentlich — nur Du und ich.“

(Schluß folgt.)

www.libtool.com.cn

Der Aufmarsch der Parteien zum Wahlkampf.

Von **H. v. Gerlach.**

Nie zeigt sich der deutsche Individualismus deutlicher, als wenn es sich um die Entscheidung großer politischer Fragen handelt. Selbst Länder wie Frankreich, die so himmelweit vom Zweiparteiensystem Englands entfernt sind, kennen in großen Stunden nur ein hüben und drüben. So war es, als es unter Mac Mahons Präsidentschaft galt, allen monarchistischen Restaurationsversuchen ein für allemal ein Ziel zu setzen, so, als die drohende Militärdiktatur Boulangers alle Franzosen in Boulangisten und Antiboulangisten schied, so noch bei den letzten Wahlen, als der „bloc républicain“ alle Elemente der Linken einschließlich der meisten Sozialdemokraten zu einer geschlossenen Abwehrmehrheit gegenüber dem nationalistischen Ansturm vereinte. In Deutschland, das doch viel weniger Parteizerrissenheit aufweist als Frankreich, giebt es so etwas nicht. Nur einmal, 1887, gab es wenigstens auf der einen Seite einen festen Zusammenschluß, das „Kartell“ der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen. Aber weder wurde es strikte durchgeführt, noch veranlaßte es die Parteien, gegen die es sich richtete, zu einem Defensivbündnis. Immerhin war es der einzige bisher mit Erfolg durchgeführte Versuch einer großen Parteienkooperation für die Dauer einer Wahlbewegung. Aber es gehörte die ganze Wucht einer Persönlichkeit wie Bismarck dazu, um eine Anzahl von Parteiführern für einen Augenblick zum Verzicht auf ihre engsten Fraktionsinteressen zu bewegen. Und selbst ihm wäre es kaum gelungen, wenn er nicht mit teilweise recht anfechtbaren Mitteln der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung von einer augenblicklich drohenden Gefährdung der Sicherheit des Reiches beizubringen gewußt hätte.

Der Erfolg Bismarcks von 1887 reizte den schlauen Miquel zur Nachahmung. Er inaugurierte 1898 die „Politik der Sammlung“. Sie basierte auf einem Appell an den Egoismus der herrschenden Parteien. Großindustrie und Agrariertum sollten sich zu einem Bunde auf Gedeih und Verderb zusammenfinden, um mit vereinten Kräften die Arbeiterbewegung kurz zu halten. Als Mörtel dieses Bündnisses sollte der neue Zolltarif dienen, der dazu bestimmt war, den großen Produzenten auf Kosten der übrigen Bevölkerung Vorteile zu verschaffen.

Die Miquelsche Spekulation ist nur zum Teil geglückt. Gewiß waren sich Agrarier und Großindustrielle einig in dem Wunsche nach Niederhaltung der Arbeiterbewegung. Gewiß behagte ihnen die Aussicht auf einen für sie möglichst günstigen Zolltarif. Aber jeder der beiden konkurrierenden Teile wollte für sich so viel Vorteil wie möglich und für den anderen so wenig wie möglich. Keiner traute dem anderen. Der Zentralverband deutscher Industrieller erschöpfte sich in Liebeserklärungen für die Landwirtschaft, und der Bund der Landwirte versicherte immer wieder, wie sehr ihm die Interessen der deutschen Industrie am Herzen lägen. Aber wenn es zum Klappen kam, so wollte doch jeder von beiden lieber einen Kandidaten der eigenen speziellen Richtung durch-

gebracht haben. Darum brachten weder die 1898er Wahlen eine ähnliche allgemeine Vereinbarung der Zollparteien, wie sie das Kartell von 1887 dargestellt hatte, noch ist für die kommenden Wahlen darauf zu rechnen. Gewiß, daß überhaupt der Zolltarif durch eine konservativ-nationalliberale Zentrums-Koalition durchgebracht werden konnte, ist eine Frucht der Miquelschen Sammlungsideen. Aber dies Ergebnis war doch nur zu erzielen in Opposition nicht nur gegen die zollgegnerische Linke, sondern auch gegen eine erhebliche Absplitterung von rechts. Bund der Landwirte, Antisemiten und ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Konservativen haben gegen den Zolltarif gestimmt. Diese Thatsache wird der nächsten Wahlbewegung die Signatur geben.

Wer als Nichtpolitiker die inneren Kämpfe des letzten Jahres verfolgt hat, der muß den Eindruck bekommen haben, daß sich alles um die Frage „Für oder wider Zollerhöhungen?“ gedreht hat. Das ganze Volk schien in Zollfreunde und Zollgegner gespalten. Die einen erblickten im Zolltarif eine nationale Errungenschaft ersten Ranges, die anderen die schwerste Bedrohung des nationalen Wohlstandes. Was natürlicher, als daß diese tiefgehenden Unterschiede zu einer reinlichen Scheidung führen: auf der einen Seite die Hochschutzzöllner, auf der anderen die unbedingten Handelsvertragsfreunde! Damit wäre die Schlachtordnung für die Reichstagswahlen von 1903 gegeben.

In Wirklichkeit ist die Sache unendlich viel komplizierter. Selbst wenn die Regierung nicht noch künstlich eine „nationale“, d. h. eine militärische Parole in den Wahlkampf wirft, wird es sich in diesem Frühjahr keineswegs blos um den Gegensatz von Zollfreunden und Zollgegnern handeln. Innerhalb der Rechten wie innerhalb der Linken werden sich die schwersten Kämpfe abspielen. Auf beiden Seiten wird die Hauptwucht des Kampfes sich nicht gegen die andere Seite richten, sondern gegen die Leute auf der eigenen Seite, die man für gefährlicher hält als die Gegner mit diametral entgegengesetztem wirtschaftlichen Standpunkt. Die Parteizersplitterung wird größere Orgien feiern als je zuvor.

Auf der rechten Seite werden sich die Dissidenten um den Bund der Landwirte gruppieren. Der Bund der Landwirte hat mit seiner Opposition gegen den Zolltarif außerordentlich schlau gehandelt. Er hat sich dadurch geradezu seine Existenz gesichert. Nicht als wenn man sagen dürfte, er habe um seiner Existenz willen opponiert. Man soll nie von einem Gegner etwas behaupten, was man nicht beweisen kann, selbst wenn für die Behauptung noch so starke Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen. Aber sicher ist, daß der Bund einpacken könnte, wenn er sich auf die Regierungsvorlage zurückgezogen und damit für die Wahlen auf jede Oppositionsstellung verzichtet hätte. Er entsprach den Wünschen der Mehrheit seiner Mitglieder, wenn er das nicht that.

Zwei Elemente sind für seine Politik maßgebend: die hochverschuldeten Großgrundbesitzer Ostelbiens und die größeren Bauern Westelbiens. Jenen Großgrundbesitzern nützen die Getreidezölle des Regierungsentwurfs kaum etwas. Ihre Güter sind eben so stark über den Wert belastet, daß ihnen wirklich nur der 7 Mk. 50 Pfg.-Zoll hätte Rettung bringen können. Mit anderen Worten: diese Existenzen sind derartig schiffbrüchig, daß ihnen überhaupt keine in Deutschland mögliche Politik mehr aufhelfen kann. Darum klammern sie sich an den Strohhalm der Va banque-Politik des Bundes. Die größeren Bauern Westelbiens sind aus einem anderen Grunde Gegner des Regierungstarifes. Sie haben an höheren Getreidepreisen wenig Interesse, da sie zum großen Teil nur wenig oder gar kein Getreide verkaufen. Ihre Einnahmen fließen zumeist aus der Viehzucht, daneben aus Obst-, Gemüse-, Wein-, Hopfen- und Tabakproduktion. Sie sahen sich nun dem östlichen Großgrundbesitz gegenüber benachteiligt, weil

www.libtool.com.cn

ihm seine höheren Getreidepreise durch die Minimalzölle garantiert sind, die Zölle auf ihre Produkte dagegen sämtlich durch die Handelsverträge beliebig herabgesetzt werden können. Die agrarischen Zollerhöhungen der Regierungsvorlage stellen darum für sie eine höchst unsichere Errungenschaft dar, während die höheren Industriezölle ziemlich sicher ihre Belastung steigern werden. Vom Standpunkt einer Richtung aus, die in den höheren Zöllen überhaupt einen Segen sieht, ist es ihnen daher in der That nicht zu verdenken, wenn sie in der Annahme des Zolltarifes das größere Uebel erblicken.

So hatte denn die Bundesleitung festen Boden unter den Füßen, als sie die Annahme des Zolltarifs mit einer Kriegserklärung an die Annehmenden beantwortete. Sie entsprach damit den teils reellen, teils eingebildeten Interessen der Mehrheit ihrer Leute. Sie schuf sich aber vor allem ein Sprungbrett für die weitere Agitation. Dem Bund der Landwirte geht es wie der Sozialdemokratie: beide wären in dem Augenblick ruiniert, wo sie ihren Angehörigen sagen müßten, das Wesentliche ihrer Forderungen sei erfüllt. Der Bund befindet sich sogar in noch ungünstigerer Lage als die Sozialdemokratie, deren Mitglieder im Durchschnitt mehr Idealismus und mehr politische Schulung aufzuweisen haben. Die Agrarier denken im Allgemeinen ungeheuer nüchtern und materiell. Wenn sie ihre Mitgliederbeiträge zahlen, so wollen sie dafür bald reelle Vorteile einheimsen. Der Bund hätte es nie auf eine Viertelmillion gebracht, wenn er nicht mit seinen „ideellen“ Zielen die Schweineversicherung und den Rabatt bei allen möglichen Lieferungen verbunden hätte. Wer den Bundesversammlungen auf den Dörfern beigewohnt hat, weiß, wie diese „Realien“ in den Vordergrund gerückt werden, und welche Zugkraft gerade sie entwickeln. Natürlich genügen sie allein nicht. Denn die Bauern kommen allmählich dahinter, daß sie durch andere Vereinigungen dieselben Vorteile billiger haben können. Darum muß ihnen das Schlaraffenland des agrarischen Zukunftsstaates als das große Loos winken, auf das ihnen der 2 Mk.-Beitrag die Anwartschaft eröffnet. Die Bundesleiter sind gute Psychologen. Hätten sie den Zolltarif akzeptiert, so würde die nächste Generalversammlung im Zirkus Busch kläglich ausfallen. Was könnten sie ihren Leuten noch bieten? Nun aber gellt es durch alle Dörfer: „Der Zolltarif ist angenommen. Die Landwirtschaft ist verraten. Retten wir, was wir retten können. Nieder mit den kommenden Handelsverträgen!“

Da hat man eine Wahlparole, und wahrlich keine schlechte vom agrarischen Standpunkt aus. Oh, Herr Dr. Oertel ist ein kluger Mann, und Dr. Diederich Hahn ist ein beredter Künder seines Willens. Gewiß, im Ausschuß des Bundes der Landwirte sitzen manche gut situierte Rittergutsbesitzer, die einerseits ihrer Rentenaufbesserung durch den Zolltarif mit Vergnügen entgegensehen und es andrerseits nicht gern ganz mit der Regierung verderben möchten. Aber sie werden schwerlich den Ausschlag geben. Die Herrschaft im Bunde haben die Redakteure und die Angestellten des Bundes, die Männer ohne Ar und Halm, der von dem Meister sentimental-perfider Journalistik Dr. Oertel und dem Virtuosen der Agitation und Organisation Dr. Hahn herangezogene und eingedrillte Stab von Männern, denen die extremste Agrarpolitik Lebensberuf ist. Frhr. v. Wangenheim ist nur ein Schattenkaiser. Der heimliche Kaiser ist Dr. Oertel und Dr. Hahn sein Kanzler. Den Männern im Ehrenamte geht es wie den meisten Ehrenpräsidenten: sie haben nur dekorative Bedeutung. Die „Angestellten“ regieren. Sie haben ihre Zeit zu nützen verstanden. Mit allen Künsten der Demagogie haben sie, gestützt auf unleugbare Fähigkeiten, die Masse der Mitglieder in ihren Bann zu zwingen gewußt.

Die Bildung einer radikalen Agrarpartei bereitet sich vor. Ob sie schon

das Ergebnis der kommenden Wahlen sein wird, ist nicht sicher, aber sehr leicht möglich. Jedenfalls war das Pronunciamento der Bundesleitung nach der Erledigung des Zolltarifes die Ouvertüre dazu. Doch man geht vorsichtig vor. Auf die Fanfare dieser offiziellen Kriegserklärung an alle Befürworter der Regierungssätze ist inzwischen schon mehr als eine Chamade gefolgt. Man verwirft nicht alle Freunde des Kompromißantrages Kardorff, sondern nur die freikonservativen und die nationalliberalen. Die Deutschkonservativen werden geschont. Sie haben sich zwar auch in ihrer Mehrheit zu der Kompromisselei verführen lassen. Aber es steht zu hoffen, daß sie sich wieder auf den rechten agrarischen Weg besinnen werden, während an den Mittelparteilern Hopfen und Malz verloren ist.

Diese Taktik des Bundes ist überaus schlau. Sie rechnet mit den gegebenen Machtverhältnissen. Der Bund ist sehr stark, aber doch noch nicht stark genug, um überall den Kampf nach allen Richtungen hin aufnehmen zu können. Männer wie Graf Kanitz, Graf Schwerin-Löwitz und Graf Limburg-Stirum kann man nicht gut auf die Proskriptionsliste setzen. Sie haben zwar für den Antrag Kardorff gestimmt. Aber sie sind in deutschen Landen so sehr als die Typen des Hochagrariertums bekannt, daß ein Kampf gegen sie vom agrarischen Standpunkt aus den Angreifern nur Schaden bringen könnte. Darum läßt man sie und die Deutschkonservativen ungeschoren, indem man sich zu diesem Behuf die zwar nicht ganz logische, dafür aber um so praktischere Formel zurecht gemacht hat: „Wenn Nationalliberale und Freikonservative für 5 Mk. Zoll stimmen, so thun sie das in Konsequenz ihrer „pflaumenweichen" Natur. Sie sind als grundsätzliches Uebel zu bekämpfen. Wenn Deutschkonservative dasselbe thaten, so thaten sie es in Widerspruch mit ihrem besseren agrarischen Ich, einer momentanen Verirrung nachgebend. Sie werden schon wieder von selbst zur Besinnung kommen."

Damit ist die Taktik des Bundes für die Wahlen gegeben. Die Deutschkonservativen wird er nirgends oder doch fast nirgends bekämpfen. Es würde ihm freilich auch nicht viel nützen. Dann im Osten, wo sie zumeist zu Hause sind, ist der Landrat mächtiger als der Bundesagitator. Und so agrarisch auch die Mehrzahl der Landräte denkt, so sind sie doch andrerseits von hinreichender gouvernementaler Korrektheit, um bei einem Konflikt zwischen den „wilden" Agrariern vom Bunde der Landwirte und den zahmen — was man so „zahm" nennt! — vom Schlage der Schwerin und Kanitz ihren ganzen Einfluß für die Grafen einzusetzen. Das wissen die Oertel und Diederich Hahn sehr genau. Sie kämpfen nicht, wo sie nicht siegen können. Deswegen verzichten sie noch lange nicht auf die Beeinflussung auch der deutschkonservativen Wahlen. Aber sie gehen als Freunde vor, nicht als Gegner, nach dem Muster der 1893er Wahlen. Damals hat es der neu begründete Bund der Landwirte fertig gebracht, alle Konservativen, die für den österreichischen Handelsvertrag gestimmt hatten, durch unbedingte Handelsvertragsgegner zu ersetzen, sodaß der russische Handelsvertrag 1894 in der konservativen Fraktion nur noch Gegner fand. Diesem ersten agrarischen Reinigungsbad wird jetzt ein zweites folgen. Der Bund der Landwirte wird seinen überall großen Einfluß bei der Kandidatenaufstellung dazu benutzen, um die „schwankenden Gestalten" in der deutschkonservativen Fraktion durch „aufrechte" Männer zu ersetzen. An die ganz Großen, an die Kanitz und Schwerin und Limburg wird er sich ja nicht heranwagen. Aber sonst wird er schrecklich Musterung halten. Die minderen Größen unter den „Pflaumenweichen" werden durch andere mindere Größen ersetzt werden, die auf das Kommando des Bundes einschwenken wie die Unteroffiziere. Die deutschkonservative Fraktion im neuen Reichstag wird viel extremer agrarisch sein als im bestehenden.

www.libtool.com.cn

Was sich bei den Deutschkonservativen in den äußeren Formen der Liebe und Freundschaft vollzieht, das wird den „Industrieparteien", den Freikonservativen und Nationalliberalen gegenüber durch offenen Kampf durchgesetzt werden. Wenigstens soweit sie Westelbien angehören, und das ist ja bei der Mehrzahl der Fall, gehen sie keinen angenehmen Tagen entgegen. Dort ist der Bund der Landwirte auf dem Lande wirklich die größte Macht. Schon 1898 siegten da die mittelparteilichen Kandidaten meist nur mit Unterstützung des Bundes. Seitdem hat der Bund organisatorisch und agitatorisch Enormes geleistet. Er hat allein im Jahre 1901 7200 Versammlungen in Deutschland abgehalten, in jedem Wahlkreis durchschnittlich etwa 20, d. h. er hat mehr an Agitation geleistet als je irgend eine andere Richtung, die Sozialdemokratie nicht ausgenommen. Die Parteien haben auf dem Lande fast nichts gethan, der Bund hat 5 Jahre hindurch unermüdlich gearbeitet. So hat er eine Radikalisierung der Landbevölkerung zu Wege gebracht, deren Früchte einzuheimsen er sich jetzt anschickt. Schon hat er verschiedenen mittelparteilichen Mandatsinhabern in Mitteldeutschland einfach den Stuhl vor die Thür gesetzt. Doch das ist nur ein Anfang. Er ist im Westen, Süden, in der Mitte und stellenweise auch im Norden stark genug, um die Mittelparteiler anzuheischen: se soumettre ou se démettre! Sie haben beim Zolltarif „versagt", d. h. seinen Befehlen nicht gehorcht. Wer von ihm gewählt werden will, darf sich nicht freikonservativ oder nationalliberal nennen. Deutschkonservative Kandidaturen werden toleriert. Am liebsten aber sind ihm Parteilose, Nichts-als-Agrarier.

Wer die Stimmung auf dem Lande kennt, weiß, daß diese Taktik Erfolg verspricht. In Thüringen, in der Pfalz, in der Provinz Sachsen, in Hannover sind eine Anzahl rein bündlerischer Mandate zu erwarten. In Württemberg wird man sogar eine völlige Umwälzung des Besitzstandes erleben. Bis jetzt stellen die Nichts-als-Bündler im Reichstag nur ein Dreimännerkollegium dar: Dr. Hahn, Dr. Rösicke, Lucke. Im nächsten Reichstag werden sie mit Leichtigkeit die vorgeschriebene Fraktionsstärke — 15 Mann — erreichen, zumal allerlei „Wilde" wie die Herren v. Dallwitz, v. Bloedau u. ä. wohl nur auf das Anschwellen der bündlerischen Elemente warten, um mit ihnen, zu denen sie sachlich durchaus gehören, einen Fraktionsverband zu bilden. Lediglich vom Willen der Führer wird es also voraussichtlich abhängen, ob der nächste Reichstag in der „Deutschen Agrarpartei" eine neue Fraktion zählt oder nicht. Die Liebermannschen Antisemiten würden einen gegebenen Bestandteil dieser neuen Fraktion darstellen.

Ueber den Antisemitismus im Reichstag zu schreiben, ist eine undankbare Sache. Man wird jemand, der nicht Berufspolitiker ist, doch nicht klar machen können, in wieviel Schattierungen die 12 antisemitischen Abgeordneten eigentlich zerfallen, oder gar, worin sich diese Schattierungen von einander unterscheiden. Da sind die deutsch-sozialen Reformer, die den nicht gewählten Herrn Zimmermann aus Dresden als Führer verehren. Da ist der Hospitant dieser „Fraktion", der Abgeordnete Köhler, Vertreter der antipreußischen hessisch-bauernbündlerischen Kouleur des Antisemitismus. Da ist Herr Ahlwardt, Partei und Programm seiner Partei in eigener und einziger Person. Da ist Herr Böckel, der Vertrauensmann des Deutschen Volksbundes. Da sind schließlich die noch am ernstesten zu nehmenden vier Deutsch-Sozialen des Herrn Liebermann v. Sonnenberg. Alle diese Nuancen des Antisemitismus — wobei die Christlich-sozialen Stöckers und die bayerischen Bauernbündler noch gar nicht einmal mit angeführt sind — werden im nächsten Wahlkampfe gesondert operieren, alle mit den gleich schlechten Aussichten. Der Antisemitismus, der Anfang der 90er Jahre eine Art Volksbewegung zu sein schien, hat eben als Partei-

erscheinung in kürzester Zeit völlig Bankrott gemacht. An seiner Unfruchtbarkeit ist er gescheitert. Schon seine spaltpilzartige Zerteilung beweist seine Dekadenz. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß irgend eine Richtung des Antisemitismus noch einmal einige Mandate erobert. Dem Deutschen Volksbund z. B., der die fähigsten und eifrigsten Agitatoren in seiner Mitte zählt, könnte dies vorübergehende Glück vielleicht erblühen. Aber in seiner Gesamtheit wird er 1903 nur eine Fortsetzuug des Rückganges erleben, die bei den Wahlen von 1898 begonnen hat. Unaufhaltsam rollt er seiner Selbstvernichtung zu.

Nur der Liebermannsche Flügel wird davon ausgenommen sein. Nicht als wenn sich bei ihm der Antisemitismus als zugkräftiger bewiesen hätte. Nein, sondern weil der zwar sehr unwissende, aber keineswegs unbegabte Herr Liebermann v. Sonnenberg rechtzeitig sich von der schwanken Nußschale des Antisemitismus auf das breite Floß der Agrarbewegung zu retten gewußt hat. Seit Jahren ist Herr v. Liebermann nur noch im Nebenamt Judengegner, im Hauptamt aber Bündler. An eine programmatische Behandlung der Judenfrage denkt er gar nicht mehr. Ihm dient das Judentum heute lediglich noch als Unterlage für wohlfeile Witze. Dagegen hat er sich mit voller Wucht auf die überagrarische Bewegung geworfen, deren Ausbreitungsfähigkeit er wohl erkannt hat. Und der Bund der Landwirte sah in dem volkstümlichen Redner und unermüdlichen Agitator eine Kraft, wie er sie brauchen konnte. Die beiden gehörten zu einander. So ist denn heute Graf Reventlow-Wulfshagen, der Intimus Liebermanns, Provinzialvorsitzender des Bundes der Landwirte für Schleswig-Holstein und einer seiner bevorzugten Reichstagskandidaten. Und Liebermann v. Sonnenberg selbst durfte in ostentativer Weise auf der großen Bundesversammlung in Braunschweig neben Diederich Hahn als offizieller Bundesreferent fungieren. Dr. Hahn aber bedachte seinerseits von allen Parteien des Reichstages allein die Deutsch-Sozialen mit uneingeschränktem Lobe. In der Sache ist die Identifizierung eigentlich schon da. Es fehlt nur noch der letzte formelle Akt der Verschmelzung. Liefern die Wahlen hinreichend Material für die Fraktion der „Deutschen Agrarpartei", so werden die deutsch-sozialen Antisemiten restlos in ihr aufgehen.

Die Agrarbewegung des Bundes der Landwirte ist heute so stark, daß die protestantischen agrarischen Parteien, die den Bund gegen sich haben, schweren Zeiten entgegengehen. Die Deutschkonservativen werden bei den Wahlen ziemlich ohne Verlust abschneiden. Wenn sie z. B. in Pommern einige Mandate an die freisinnige Vereinigung und sonst einzelne an die Sozialdemokratie verlieren, so steht ihnen andrerseits durch die Hilfe des Bundes Ersatz dafür in bisher mittelparteilichen Wahlkreisen in Aussicht. Weit ungünstiger stehen die im Reichstage sich Reichspartei nennenden Freikonservativen.

Die Reichspartei ist ein sonderbares Parteigebilde. Ihrem Ursprung nach bedeutete sie im Gegensatz zu den Konservativen, die hier und da der Regierung gegenüber Selbständigkeitsmucken zeigten, eine Partei Bismarck sans phrase. Irgend einen programmatischen Unterschied von den Deutschkonservativen kennt sie nicht. Das heißt, die Deutschkonservativen haben ein Programm, während die Freikonservativen bisher ohne diesen Ballast durchgekommen sind. Praktisch ist die Politik beider im Reichstage absolut dieselbe. Im Abgeordnetenhause gehen sie in Kirchen- und Schulfragen auseinander, weil die Deutschkonservativen orthodox-kirchlich, die Freikonservativen schlankweg staats-kirchlich sind. Im Reichstag, wo die Schul- und Kirchenfragen ausscheiden, brauchte dieser Trennungspunkt kein Trennungspunkt zu sein. Auch das Mehr oder Weniger an Gouvernementalismus ist nicht ausschlaggebend. Denn der Levetzowsche Flügel der Deutschkonservativen steht an Willen zur Regierungs-

freundlichkeit sicherlich nicht hinter den Herren v. Kordorff und Gamp zurück. Warum also das Nebeneinanderbestehen der beiden Fraktionen? Die Gründe, die mit der Zusammensetzung der Partei zusammenhängen, sind folgende:

1. In Westelbien kandidieren durchaus konservativ gesinnte Männer unter der Firma „freikonservativ", weil das Wörtlein „frei" der Wählerschaft eine wünschenswerte Abgrenzung gegen den unbeliebten junkerlichen Konservatismus Ostelbiens zu bieten scheint.

2. In manchen Wahlkreisen, in denen es kaum einen sich „freikonservativ" nennenden Wähler, wohl aber eine starke nationalliberale und konservative Wählerschaft giebt, sieht man in einer freikonservativen Kandidatur die geeignete „mittlere Linie" zur Abwehrung eines gemeinsamen Gegners, etwa eines Polen oder eines Sozialdemokraten.

3. Konservative Elemente, die ebenso stark an der Landwirtschaft wie an der Syndikatsindustrie interessiert sind, glauben in der Bezeichnung „freikonservativ" den adäquaten Ausdruck für diese Interessengemeinschaft zu finden.

4. Politisch und wirtschaftlich ganz rechts stehende Leute, die religiös-skeptisch denken, nennen sich freikonservativ, weil sie bei der üblichen Verquickung von Konservatismus und protestantischer Orthodoxie durch das Bekenntnis zur deutschkonservativen Partei sich dem Verdacht der Heuchelei auszusetzen fürchten.

Schon aus dieser kurzen Aufstellung geht hervor, daß die freikonservative Partei einen Boden im Volk überhaupt nicht hat. Sie ist lediglich ein Produkt der Tradition und lokaler Zufälligkeiten. Eine freikonservative Wählerschaft steht nicht hinter ihr, wie sonst hinter jeder Partei eine Wählerschaft mit dem Namen derselben Partei steht. Meines Wissens giebt es im ganzen deutschen Reich keinen freikonservativen Verein. Auch Einzelpersonen, die sich als freikonservativ bezeichnen, wird man höchst selten begegnen. Diese Partei ist eigentlich überhaupt keine Partei, sondern nur ein Kompromiß anderer Parteien, oder ein falsches Etikett für eine andere Partei. Die Kampfesansage des Bundes der Landwirte muß einem auf so schwachen Füßen stehenden Gebilde natürlich sehr teuer zu stehen kommen. Es müßte wunderbar zugehen, wenn die Fraktion von bisher 21 Mitgliedern im neuen Reichstag überhaupt noch Fraktionsstärke erreichte. Konsolidieren sich die Nichts-als-Agrarier in einer oppositionell gerichteten „deutschen Agrarpartei," so fällt der letzte innere Grund fort, der einer Verschmelzung der beiden konservativen Reichstagsfraktionen allenfalls noch im Wege steht. Man müßte denn gerade den Ehrgeiz bestimmter Herren, Führer einer besonderen Partei zu sein, oder sich wenigstens als solche zu fühlen, für einen hinreichenden sachlichen Trennungsgrund halten.

Am bangsten von allen großen Parteien müssen die Nationalliberalen den kommenden Wahlkämpfen entgegensehen. Ihnen hat das Eintreten für den Zolltarif, und namentlich die Beteiligung an dem Geschäftsordnungsumsturz im Reichstag nur Schaden gebracht. Sie haben sich dadurch erheblich den Konservativen genähert. Aber das nützt ihnen nichts. Denn im Osten, wo die Konservativen die Macht hätten, ihnen zu helfen, sind sie zu schwach, um eigene Kandidaturen aufzustellen. Und im Westen sind die Konservativen wiederum fast überall so sehr quantité négligeable, daß ihre Wahlhilfe praktisch kaum ins Gewicht fällt. Um so stärker ist dort der Bund der Landwirte, der ja den Nationalliberalen Krieg bis aufs Messer erklärt hat. Und neben allem anderen wird schon des mächtigen Diederich Hahn Haß gegen seine Fraktionskollegen von einst dafür sorgen, daß diese Kriegserklärung nicht blos auf dem Papier steht. In einer Anzahl mitteldeutscher Wahlkreise ist sie auch bereits in die That umgesetzt worden. Auch auf Beistand seitens des Centrums dürfen die Nationalliberalen kaum rechnen, so wenig Unterschiede praktisch-politischer Natur

www.libtool.com.cn

zwischen den beiden Parteien auch noch bestehen mögen. Denn gerade weil sich die Nationalliberalen in der Zollsache einfach an die Rockschöße des Centrums gehängt haben, werden sie in der nächsten Zeit um so mehr kulturkämpferische Töne anschlagen müssen. Sonst werden ihnen zu starke Bestandteile ihrer eigenen Partei, die durch die Kooperation von Bassermann und Spahn in ihrer antiultramontanen Stimmung allzu sehr gekränkt worden sind, kopfscheu. Anlaß zu Kulturkampfpauken bietet ja, neben dem Kultusbudget in Preußen, schon die badische Klosterfrage in ausreichendem Maße. Es ist eine eigene Ironie der Geschichte, daß die Nationalliberalen sich, bei Strafe der völligen Zertrümmerung ihrer Partei, gegen die Richtung am meisten kehren müssen, mit der sie in der letzten Zeit am meisten konform gegangen sind.

Nach rechts hin hat also das antiliberale Verhalten der Nationalliberalen ihnen nichts eingebracht. Und nach links hat es die letzten verbindenden Brücken zerstört. Gerade weil die Nationalliberalen auf ihrem letzten Delegiertentag in Eisenach gelobt hatten, ihre liberale Gesinnung wieder besonders zu betonen, darum empfand man auf der Linken ihren Abmarsch zu dem reaktionären Kartell als direkten Verrat. Ihre übertriebene Zollfreundlichkeit hätte man vielleicht noch ertragen. Aber daß sie durch Unterstützung der Anträge Kardorff und Groeber sich selbst über die elementarsten Grundsätze des formalen Liberalismus hinwegsetzten, das mußte die Beziehungen zur Linken völlig vergiften. Nicht nur, daß der Haß der Arbeitermassen gegen sie bis zur Siedehitze aufgepeitscht wurde. Nein, auch bürgerliche Elemente fühlten sich gerade dadurch besonders vor den Kopf gestoßen, daß eine sich liberal nennende Partei durch ihre Zustimmung zu den reaktionärsten Maßregeln diesen eine Art liberaler Sanktion erteilte. Ein Zusammengehen von Freisinnigen und Nationalliberalen, wie es bei früheren Wahlen in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen der Fall war, ist jetzt ein Ding der Unmöglichkeit.

In völliger Isolierung tritt also die nationalliberale Partei in den Wahlkampf. Das wäre noch nicht so schlimm, wenn sie wenigstens in sich geschlossen wäre. Aber gerade da hapert es. Der Einmütigkeit, mit der die Reichstagsfraktion mit einziger Ausnahme des Abgeordneten Büsing dem Zolltarif zugestimmt hat, entspricht keineswegs einer gleichen Einmütigkeit innerhalb ihrer Wählermassen.

Die nationalliberale Partei ist ihrem Ursprung nach keine Interessentengemeinschaft, sondern eine Vereinigung auf ideeller Grundlage. Sie war lange Zeit so recht eigentlich die Partei der Gebildeten. Je mehr die formalpolitischen Fragen in den Hintergrund und die wirtschaftspolitischen in den Vordergrund traten, um so mehr verlor sie an Bedeutung. Sie erhob zwar die wirtschaftspolitische Neutralität zum Parteigrundsatz. Aber ganz konnte sie sich doch dem Zuge der Zeit nicht entziehen. So wurde sie denn seit Anfang der achtziger Jahre zu einer immer ausgeprägteren Vertretung der Interessen der Großindustrie. Je schärfer jedoch in der Industrie der Gegensatz zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen sich entwickelte, um so mehr verlor sie am Boden gerade in den Bezirken, auf die ihre Politik besonders zugeschnitten war. Die Beteiligten erblickten in ihr ihre geborene Vertreterin. Aber die industriellen Arbeiter wenden sich immer mehr der Sozialdemokratie zu. Der Besitzstand in den Industriebezirken wankte. Ziemlich unerschüttert blieb er dagegen in den ländlichen Bezirken Westelbiens, in denen die nationalliberale Partei von altersher die nationale Partei war. Die ländliche Wählerschaft wurde allmählich für die Partei ausschlaggebend. Auf dem Lande hatte seit 1893 der Bund der Landwirte seine Radikalisierungsarbeit begonnen. Die Nationalliberalen, zu bequem oder zu ungeschickt, um dieser Bundesagitation eine Aufklärungsarbeit über die Verderblichkeit der Hochschutzzöllnerei entgegenzusetzen, glaubten, kein

anderes Mittel zu besitzen, um vor dem Bunde ihre Wahlkreise zu retten, als indem sie den bündlerischen Forderungen soweit wie irgend möglich entgegenkamen. In vielen Fällen ging dies Entgegenkommen soweit, daß sich die nationalliberalen Kandidaten dem Bunde der Landwirte mit Haut und Haaren verschrieben. Man braucht ja nur daran zu denken, daß der von Bennigsen für „gemeingefährlich“ erklärte Antrag Kanitz von verschiedenen Abgeordneten seiner eigenen Partei unterschrieben wurde, oder daran, daß hervorragende nationalliberale Abgeordnete sich für den 7,50-Mark-Zoll erklärten. Selbst ein Mann wie Bassermann, von dem man die liberale Wiedergeburt und soziale Neugeburt der Partei erwartete, ist in Jena nur dadurch in den Reichstag gelangt, daß ihn der Bund der Landwirte auf den Schild erhob, was natürlich mit gewissen moralischen Verpflichtungen verbunden war.

Die fortlaufende Agrarisierung der Partei hat bei einem Teil ihrer Angehörigen zu einer Reaktion geführt. Auf der einen Seite revoltierten die freihändlerischen Elemente und benutzten den Handelsvertragsverein, um den Zolltarif im Gegensatz zu ihrer parlamentarischen Vertretung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Auf der anderen Seite fühlten sich die Ideologen der Partei durch das ständige Liebäugeln mit der Rechten abgestoßen. Insbesondere waren die in den letzten Jahren zur Auffrischung des Nationalliberalismus begründeten „Jugendvereine“ die Träger des Wunsches nach einem Linksabmarsch. Der Eisenacher Delegiertentag schien den Triumph der liberalen Unterströmung zu bedeuten. Zwar sprach man sich für den Regierungstarif aus. Aber man erklärte ihn doch für das Aeußerste. Und vor allem wurde es als der Höhepunkt der Verhandlungen empfunden, als Bassermann den Kampf gegen die „bis auf die Knochen reaktionäre Mehrheit des Reichstages“ proklamierte. Wie der Heidelberger Delegiertentag von 1884 einen Wendepunkt der nationalliberalen Politik darstellte, indem er sie endgiltig von links nach rechts schob, so schien auch Eisenach eine Grenzscheide darzustellen: von nun an links!

Selten ist auf einen politischen Rausch rascher und radikaler die Ernüchterung gefolgt. Nie ist die nationalliberale Politik reaktionärer gewesen als in den drei Monaten, die auf den Eisenacher Delegiertentag gefolgt sind. Der Kampf gegen die „bis auf die Knochen reaktionäre Mehrheit“ bestand ausschließlich darin, daß die Herren Bassermann, Paasche und Sattler sich dazu hergaben, bei besonders eklatanten Rechtsbrüchen der Mehrheit das Mundstück eben dieser Mehrheit zu spielen. Noch nie ist die nationalliberale Fraktion in einer wirtschaftlichen Frage so geschlossen aufgetreten wie diesmal. Alle ihre Mitglieder mit kaum einer Ausnahme hatten sich eben zur wirtschaftlichen und politischen Reaktion bekehrt.

Grollend sah diesem Schauspiel ein gut Teil der Männer im Lande zu, die bisher stets ihren nationalliberalen Stimmzettel abgegeben haben. Noch hält die Partei äußerlich zusammen. Nur hie und da sagt sich ein hervorrager Mann wie Professor Lotz in München offen von ihr los. Nur hie und da löst sich ein nationalliberaler Verein wie der in Leer aus Mißstimmung über die Fraktion offen vor aller Welt auf. Aber fast allenthalben in der Partei gährt es. Eine Reihe gerade der angesehensten Parteiblätter — Nationalzeitung, Münchner Neueste Nachrichten, Hannoverscher Kurier, Hamburgischer Korrespondent — mißbilligen das Verhalten ihrer parlamentarischen Vertretung. In den nationalliberalen Vereinsversammlungen kommt es zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Angesehene Nationalliberale versichern es jedem, der es hören will, daß sie bei künftigen Wahlen sicher keinem Kandidaten ihrer eigenen Partei mehr die Stimme geben würden, sondern nur weiter links stehenden.

Ganze Wahlkreise lehnen sich gegen die Parteileitung auf und suchen bei der Freisinnigen Vereinigung Unterkunft.

Wenn die nationalliberale Partei nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, wird sie sich sagen müssen, daß keine Partei unter ungünstigeren Auspizien in den Wahlkampf tritt als die nationalliberale. Diskreditiert nach außen, desorganisiert im Innern, geht sie in den Krieg. Wieviel die Minen des Bundes der Landwirte, das Rottenfeuer der Sozialdemokratie und die Fahnenflucht der eigenen Mannschaft von ihr übrig lassen werden, das läßt sich natürlich im Voraus nicht präzisieren. Die konfessionellen Gegensätze sichern den „Konservativen Westelbiens" ja noch einen Stamm von Mandaten. Aber er ist sehr morsch, dieser Stamm, und arg behauen.

Weitaus günstiger steht der wirtschaftspolitische Zwillingsbruder der Nationalliberalen, das Zentrum, da. Es stellt einen Mikrokosmos des deutschen Volkes dar. Alle Interessengegensätze sind in seinem Schoße vereinigt. A priori sollte man annehmen, daß bei einer Frage wie der des Zolles, wo es sich um die Austragung materieller Interessengegensätze handelt, die widerstreitenden Interessen katholischer Feudalherren und katholischer Industriearbeiter in unversöhnlichem Widerstreit hätten zusammenprallen müssen. Aber es hat sich gezeigt, daß der Mörtel des Kulturkampfes fast noch unvermindert wirkt. Gewiß hat es innere Schwierigkeiten für das Zentrum gegeben. Aber fast unmerkbar für die Oeffentlichkeit sind sie erledigt worden. In imponierender Geschlossenheit hat die stärkste Partei des Reichstages den Zolltarif durchgekämpft. Einig waren sich Fraktion, Presse und Organisationen im Lande.

Die Früchte dieser Einigkeit wird der Wahlkampf reifen lassen. Von rechts her hat das Zentrum fast nichts zu befürchten. Der Bund der Landwirte hat trotz zahlloser Versuche in katholischen Landen noch keinen festen Fuß zu fassen gewußt. Die katholischen Ueberagrarier des Niederrheins, die sich um die „Rheinische Volksstimme" in Kempen gruppieren, werden es vielleicht zu ein paar Sonderkandidaturen, aber kaum zu einem einzigen wirklichen Erfolg bringen. Noch ist die Herrschaft des Kaplans auch bei den großen Bauern nicht gebrochen. Die einzige Agrarbewegung, die einst dem Zentrum bedrohlich zu werden schien, die der bayerischen Bauernbünde, ist in sich zusammengesunken. Innere Zwietracht und die absolute Unfähigkeit ihrer parlamentarischen Vertretung haben ihr jede Expansionskraft geraubt.

Von links her sind ein paar Erfolge über das Zentrum möglich. Unter den unsagbar armen polnisch-katholischen Industriearbeitern Oberschlesiens hat die Sozialdemokratie guten Boden gefunden. Trotz aller äußeren Erschwerung der Agitation durch den trauten Dreibund von Behörden, Geistlichkeit und Arbeitgebertum, trotz der inneren Schwierigkeit, die in der Rückständigkeit der Bevölkerung liegt, sind einige Verluste des Zentrums wahrscheinlich. Gerade dort leiden eben die Arbeiter zu stark unter dem neuen Zollgesetz mit seiner Erschwerung des Grenzverkehrs und mit seiner Verteuerung aller Lebensbedürfnisse. Hinzu kommt, daß das Zentrum durch die nationalpolnische Agitation geschwächt wird. Auch am Rhein sind ein paar industrielle Wahlkreise des Zentrums, wie Düsseldorf, bedroht. Unter den in den christlichen Gewerkschaften organisierten Arbeitern hat sich dort eine starke Strömung gegen das offizielle Zentrum bemerkbar gemacht. Aber es gehört schon Optimismus dazu, um dem Zentrum auch nur die Einbuße von einem halben Dutzend Mandaten vorauszusagen. Mit anderen Worten: das Zentrum ist heute noch der festeste Punkt in dem Auf und Ab des Parteigetriebes. Der Politiker mag dazu stehen, wie er will, jedenfalls muß er mit dieser Thatsache rechnen. Und zwar steht das Zentrum fast völlig auf eigenen Füßen.

www.libtool.com.cn

Der Stichwahlsorgen aller anderen Parteien bleiben ihm in der Hauptsache erspart.

Ebensowenig wie durch die Zollkämpfe ein Zollkartell der Rechten hervorgerufen worden ist, ist dadurch ein Antizollkartell auf der Linken zustande gekommen. Hie und da ist ja in der Presse der Ausdruck „Kartell der Linken“ gebraucht worden. Aber das war entweder nur ein Versuchsballon oder einfach nur ein schiefer Ausdruck. So nahe der Gedanke läge, gegenüber der agrarischen Mehrheit, der nach den Geschäftsordnungsbrüchen jede weitere reaktionäre That, z. B. eine Verschlechterung des Wahlrechts, zuzutrauen ist, ein Abwehrkartell zu schließen, das mit einem Schlage die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag umstürzen könnte, so wenig Aussicht hat er auf Verwirklichung. Dazu sind wir in Deutschland noch nicht reif. Wir reifen dazu heran. Das Verhalten der Freisinnigen Vereinigung, der Mahnruf des greisen Mommsen, das Vordringen des Revisionismus innerhalb der Sozialdemokratie sind Vorstufen dazu. Aber noch regieren die Vorurteile auf beiden Seiten, auf der bürgerlichen wie bei den Arbeitern. Der liberale Spießer, dessen typische Vertretung die freisinnige Volkspartei ist, denkt bei dem Worte „Sozialdemokratie“ noch immer an blutige Revolution und vor allem an die Gefährdung seines Kassenschrankes. Ihm spukt das Richter'sche Märchen vom „Teilen“ noch immer im Kopfe herum. Er ist noch so rückständig, daß die Volkspartei es bisher noch kein einziges Mal gewagt hat, ihm auch nur für die Stichwahl die Unterstützung der Sozialdemokratie anzusinnen. Lieber ließ sie die krassesten Reaktionäre durchkommen. Andererseits steht die Sozialdemokratie noch heute im Banne des unglückseligen Schlagwortes von der „einen reaktionären Masse“. Soviel aufgeklärte Sozialdemokraten die Thorheit dieses Schlagwortes auch einsehen, so oft die Partei auch schon durch Kompromisse bei Kommunal- und Landtagswahlen und durch ihr Verhalten bei Reichstagsstichwahlen selbst seine Unhaltbarkeit anerkannt hat, noch immer hindert es die einzig vernünftige Maßregel: das antiagrarische Kartell für den ersten Wahlgang bei den Reichstagswahlen. Eins freilich dient zur Erklärung des Verhaltens der Sozialdemokratie. Sie weiß, daß sie eine vordringende Partei ist, während der bürgerliche Liberalismus zurückgeht. Ob Kartell oder Nichtkartell, sie gewinnt. Aber sie bedenkt nicht, daß die gegenseitige Zerfleischung der Linken, verbunden mit der Stärkung der Sozialdemokratie, Regierung und Reichstagsmehrheit zu einer Beschränkung der Volksrechte bringen kann, worunter sie am meisten leiden würde.

Wenn ein allgemeines Kartell der Linken vorläufig noch eine Utopie ist, so ist sogar noch nicht einmal ein Kartell der bürgerlichen Linken erreicht. Freisinnige Volkspartei und freisinnige Vereinigung bekämpfen einander noch nicht offen. Aber was noch nicht ist, kann jeden Tag werden. Sie haben eine gründliche Abneigung gegen einander. Noch bebt jede von beiden vor einer Kriegserklärung zurück, weil in einer Reihe von Wahlkreisen beide auf einander angewiesen sind. In der Presse beider Parteien zittert Kampfesstimmung hindurch. Hinter den Kulissen wird gegeneinander gearbeitet. Eifersüchtig wacht zumal Eugen Richter über seinen thatsächlichen Besitzstand nicht nur, sondern auch über das, was er als seinen Besitzstand ansieht, d. h. über die Wahlkreise, wo seine Partei stets durchgefallen ist, und wo er daher das Monopol des Durchfallens für sich in Anspruch nimmt. Im Wahlkreis Stralsund trat das offen zu Tage. Lieber brachte er die aussichtsvolle Kandidatur eines freisinnigen Vereinlers zu Falle, ehe er auf eine volksparteiliche Durchfallskandidatur — die letzte Pommerns! — verzichtet hätte. Trotzdem währt der Scheinfrieden zwischen den beiden freisinnigen Fraktionen noch fort. Eine Kleinigkeit kann das auf beiden Seiten angehäufte Maß gegenseitiger Abneigung zum Ueberlaufen bringen.

www.libtool.com.cn

Gerade weil man noch nicht sagen kann, ob die beiden Parteien schiedlich-friedlich oder schiedlich-feindlich in den Wahlkampf treten werden, ist es schwer, ihre Aussichten genau zu bestimmen. Immerhin läßt sich auch heute schon Einiges fast mit Sicherheit feststellen.

Die freisinnige Volkspartei ist die Partei, in der es neben der nationalliberalen am meisten gährt. Nur dringt davon nicht soviel in die Oeffentlichkeit, weil Eugen Richters eiserne Energie und unvergleichliche Rücksichtslosigkeit alle Protestbewegungen im Keime erdrückt. Nur selten wagt es eine freisinnige Organisation, offen wider den Stachel des Parteigewaltigen zu löcken. Aber immer mehr frühere Mitkämpfer ziehen sich verärgert vom politischen Leben zurück. Jüngere Talente giebt es in der Partei kaum noch, weil Richter keinen selbständigen Willen, keine eigene Meinung neben sich duldet. Sein Verhalten in den Zollkämpfen hat ihm den letzten Rest von Boden im Volke gekostet. Daß er, der „Volkstribun" von einst, der Minderheit im schwersten Kampf, den sie je durchzufechten hatte, unter dem betäubenden Jubel der Rechten in den Rücken fiel, das entfremdete ihm gerade die intelligentesten und kampffrohesten seiner bisherigen Anhänger. Namentlich in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, die noch das letzte Band zwischen Arbeiterschaft und Volkspartei darstellen, hat seitdem eine rapide Loslösung vom alten Parteiband begonnen.

Trotzdem werden der moralischen Einbuße die materiellen Verluste nicht entsprechen. Die Volkspartei erfreut sich einer besonderen Gunst der äußeren Lage. Aus eigener Kraft kann sie in keinem einzigen Wahlkreise mehr siegen. Aber sie hat gute Stichwahlaussichten. Kommt sie mit reaktionären Kandidaten in die Stichwahl, so müssen die Sozialdemokraten sie als das kleinere Uebel unterstützen, selbst wenn sie sie noch so sehr mißachten. Steht sie dagegen in Stichwahl mit einem Sozialdemokraten, so ist ihr natürlich jede Stimme von rechts, abgesehen vielleicht von ein paar eigensinnigen Bündlern, absolut sicher. So wird sie denn nur einige Wahlkreise verlieren, wo die Sozialdemokratie nur etwas Stimmen zu gewinnen braucht, um sie aus der Stichwahl zu drängen.

Schlechter ist ihre süddeutsche Schwesterpartei daran, die deutsche Volkspartei. Der fehlt die energische Führung Richters, die wahlpolitisch wenigstens in etwas die begangenen politischen Fehler kompensieren kann. Ihr fehlt es an Kandidaten. Ihr fehlt es vor allem an Selbstvertrauen. Sie, die energische Zolltarifgegnerin im Reichstage, wagte es nicht, das halbe Dutzend Landtagsabgeordneten aus der Partei auszuschließen, das im württembergischen Landtag für die Zollerhöhungen gestimmt hatte. Sie kennt keine Grundsätze mehr, sondern wurstelt nur noch fort. Sie ist so alt geworden, daß sie vom Volk als überständig empfunden wird. Zwischen Bauernbund und Sozialdemokratie wird sie ebenso zerrieben werden wie die sich in Württemberg „deutsche Partei" nennenden Nationalliberalen. Ob sie von ihren 7 Mandaten noch 3 oder 4 retten wird, ist natürlich nicht sicher zu sagen. Jedenfalls giebt es schon jetzt Volksparteiler, die mit der Möglichkeit rechnen, daß die süddeutsche Volkspartei im Reichstag nur noch durch einen Mann vertreten sein wird.

Dem Zusammenschrumpfen der freisinnigen und dem Absterben der süddeutschen Volkspartei steht frisches Leben bei der Freisinnigen Vereinigung gegenüber. Die kleine Fraktion von 14 Mitgliedern hat es verstanden, in den Zollkämpfen die führende bürgerliche Partei für gute Handelspolitik und gegen die Lebensmittelverteuerung zu werden. Zwei Mitgliedern, die erst durch Ersatzwahlen hereingekommen waren, verdankt sie hauptsächlich diesen Aufschwung. Gothein stellte sich als der beste Sachkenner der deutschen Handelspolitik im ganzen Reichstage heraus. Und Dr. Barth erwies sich als

www.libtool.com.cn

der nach Temperament und Begabung gegebene Führer einer vernünftigen Opposition. Die Freisinnige Vereinigung ist für die Wahlbewegung der Kristallisationspunkt aller gleichzeitig national, sozial und liberal gesinnten Elemente des deutschen Volkes geworden. Ihr Verständnis für die Flotten- und Wehrmachtfragen hat dem linken Flügel der Nationalliberalen den Weg zu ihr geebnet. Ihre richtige Beurteilung der Arbeiterbewegung macht sie den sozial gesinnten Elementen der bürgerlichen Linken sympathisch. Ihr zäher Kampf ums Recht im Reichstage an der Seite der Sozialdemokratie läßt sie in der Oeffentlichkeit als die einzig zuverlässige Vertretung des Liberalismus erscheinen. Daß ein Mann wie Professor v. Liszt für sie kandidiert, daß ein Mommsen nach geschlagener Schlacht gerade ihr Verhalten im Reichstage als vorbildlich hinstellt, verbürgt ihr eine Gefolgschaft in weiten Kreisen der „Intellektuellen", die, wenn nicht an Zahl, so doch an geistigem Gewicht außerordentlich schwer in die Wagschale fällt.

Daß dieser Aufschwung sich auch in Wahlsiege umsetzen wird, ist schon jetzt als sicher anzunehmen. Einige der alten Mandate sind allerdings wohl verloren. Sie wurden 1898 nur durch besondere Glücksumstände erlangt. Die wenigen Hundert Stimmen, die den Sozialdemokraten damals fehlten, sind ihnen inzwischen durch das natürliche Wachstum der Industriearbeiterschaft in den Schoß gefallen. Aber den zu erwartenden Verlusten stehen weit mehr wahrscheinliche Gewinne gegenüber. Keine Partei wird von der Zersetzung der Nationalliberalen mehr profitieren als gerade die Freisinnige Vereinigung. Auch steht ihr eine weit über den bisherigen Parteibestand hinausreichende Presse zur Verfügung. Dazu kommt als wichtigstes Moment die Gunst der öffentlichen Meinung.

Fast die gleiche Stellung wie die Freisinnige Vereinigung nimmt im Wahlkampfe die bisher im Reichstag noch nicht vertretene nationalsoziale Partei ein. Sie hat die parlamentarische Aktion der Vereinigung gegen Zolltarif und Geschäftsordnungsumsturz durch eine große und erfolgreiche agitatorische Parallelaktion im Lande begleitet. Bei den 1898er Wahlen hat sie sich vergeblich um Mandate beworben. Aber sie hat von den damaligen Fehlern gelernt. Statt ihre Kräfte auf zuviele Wahlkreise zu zersplittern, beschränkt sie sich diesmal auf wenig über ein halbes Dutzend aussichtsvoller und vorzüglich bearbeiteter Bezirke. Da sie trefflich organisiert ist und über einen Stab tüchtiger Redner verfügt, sind einige Erfolge für sie um so eher zu erwarten, als ihr dieselbe Gunst der Umstände zur Seite steht wie der Freisinnigen Vereinigung.

Mit der größten Zuversicht von allen Parteien kann die Sozialdemokratie in den Wahlkampf treten. Sie war in der glücklichen Lage, von vornherein dem Ausgang des Zollkampfes ziemlich gleichmütig entgegensehen zu können. Natürlich mußte sie sich im Arbeiterinteresse aufs Aeußerste ins Zeug legen. Aber rein vom Parteistandpunkt angesehen, war es für sie ungefähr einerlei, ob sich der Wahlkampf unter der Parole: „Für oder wider den Brotwucher!" oder unter der: „Rache an den Brotwucherern!" vollzog. Ihre Segel wurden auf alle Fälle geschwellt. Daß die Mehrheit sich zu einer Reihe grober Rechtsbrüche hinreißen ließ, war noch ein besonderes Gnadengeschenk für sie. „Wir leben ja nur von den Fehlern unserer Gegner," hat Bebel einmal gesagt. Dieser Fehler liegen so viele und so gründliche vor, daß die Sozialdemokratie sich für die bevorstehenden Wahlen gar nicht in die Unkosten eigenen Nachdenkens zu stürzen braucht. Es genügt, wenn sie das klar zu Tage liegende Material, das ihr die Gegner geliefert haben, ihren Agitatoren überantwortet. Das wird schon seine Wirkung thun. Extreme Parteien profitieren am meisten von den groben Dingen in der Politik. Etwas Gröberes, etwas Sinnfälligeres als die Frage des täglichen Brotes giebt es nicht. Die rüttelt

www.libtool.com.cn

auch den letzten armen Teufel auf. Und die armen Teufel sind nun einmal in der Mehrheit.

Hinzu kommt, daß in den gebildeten Kreisen das früher vorhandene Gefühl des absoluten Gegensatzes gegen die Sozialdemokratie immer mehr erschüttert worden ist. Die Zuchthausvorlage und die lex Heinze haben in der Beziehung beträchtlich gewirkt, und der Rechtskampf der Sozialdemokratie gegen den Antrag Kardorff hat diese Wirkung verstärkt. Heute kann man so ziemlich in allen Kreisen der Gebildeten und Besitzenden bis zu den Professoren und Kommerzienräten hinauf Männer finden, die da erklären, sie seien zwar keine Sozialdemokraten, und würden es wohl auch nicht werden, aber sie hätten durchaus keine Abneigung mehr, einem Sozialdemokraten die Stimme zu geben. Gewiß, manche hyperästhetisch empfindende Menschen haben an den Formen der sogenannten Obstruktion Anstoß genommen. Aber weit mehr sind es doch, die sich freuen, daß eine große Partei im Reichstage war, die mit der Verve und der Zähigkeit der Sozialdemokratie der Reaktion Schritt für Schritt den Boden streitig gemacht hat

Diese günstige Stimmung weiter, liberal fühlender Kreise, die in dem Aufruf Mommsens ihren prägnantesten Ausdruck gefunden hat, ist für die Sozialdemokratie deshalb von so großem Werte, weil die Mehrzahl ihrer Mandate von den Stichwahlen abhängt. Bisher hat das Schwenken des roten Tuches genügt, um für die Stichwahlen fast überall Liberale und Reaktionäre zusammenzuschweißen. Das war einer der Hauptgründe, weshalb die Sozialdemokratie so unverhältnismäßig weniger Mandate besitzt, als ihrer Stimmenzahl entspräche. Mit der Wirkung des roten Tuches ist es noch lange nicht ganz, aber doch vielfach vorbei. Und da oft wenige Hundert Stimmen Plus genügen, um der Sozialdemokratie eine Anzahl neuer Sitze zu verschaffen, so ist die Wirkung Mommsenscher Stimmungen innerhalb der Gebildeten nicht nur von unendlichem moralischem, sondern auch von materiellem Werte für sie.

Ein paar Tage schien es, als wenn der „Fall Krupp“ der Sozialdemokratie einen Teil ihrer Zollerrungenschaften rauben sollte. Ob der „Vorwärts“ sachlich im Rechte war oder nicht, jedenfalls machte die öffentliche Behandlung peinlicher Privatangelegenheiten eines politischen Gegners in dem sozialdemokratischen Centralorgan einen unangenehmen Eindruck. Das fühlten viele Sozialdemokraten selbst. Allenthalben konnte man unter ihnen das Bedauern über den Mißgriff des „Vorwärts“ äußern hören. Wäre die Angelegenheit mit dem Tode Krupps und der Essener Kaiserrede erledigt gewesen, so hätte das der Sozialdemokratie ernstlich geschadet. Aber sie hatte wieder einmal das ihr von Groeber nachgesagte „Schweineglück“. Zu der Essener Kaiserrede, deren Motive man allseitig billigte, kam die Breslauer hinzu, die schon starken Anstoß erregen mußte, und dann gar die Einmischung des Kronprinzen, der selbst die eifrigsten Byzantiner nur ein Kopfschütteln widmen konnten. Dann die moralisch erzwungenen Huldigungsadressen mit ihren zum Teil geradezu empörenden Begleitumständen. Fester als je mußte das Ehrgefühl die Arbeiter an die sozialdemokratische Fahne fesseln. Schließlich die Einstellung des Gerichtsverfahrens gegen die sozialdemokratischen Blätter — ein Triumph ohne gleichen. Die so übel begonnene Sache endete mit einem vollen Siege der Sozialdemokratie. Ihre Gegner sind wirklich zu ungeschickt.

Ob sie 20, ob sie 25 neue Mandate aus dem Kampfe heimbringen wird, wer kanns wissen? Daß die Beute nicht gering sein wird, ist sicher. Es scheint eben wirklich so, daß im neuen deutschen Reiche alle Dinge der Sozialdemokratie zum Besten dienen müssen.

www.libtool.com.cn

der nach Temperament und Begabung gegebene Führer einer vernünftigen Opposition. Die Freisinnige Vereinigung ist für die Wahlbewegung der Kristallisationspunkt aller gleichzeitig national, sozial und liberal gesinnten Elemente des deutschen Volkes geworden. Ihr Verständnis für die Flotten- und Wehrmachtfragen hat dem linken Flügel der Nationalliberalen den Weg zu ihr geebnet. Ihre richtige Beurteilung der Arbeiterbewegung macht sie den sozial gesinnten Elementen der bürgerlichen Linken sympathisch. Ihr zäher Kampf ums Recht im Reichstage an der Seite der Sozialdemokratie läßt sie in der Oeffentlichkeit als die einzig zuverlässige Vertretung des Liberalismus erscheinen. Daß ein Mann wie Professor v. Liszt für sie kandidiert, daß ein Mommsen nach geschlagener Schlacht gerade ihr Verhalten im Reichstage als vorbildlich hinstellt, verbürgt ihr eine Gefolgschaft in weiten Kreisen der „Intellektuellen", die, wenn nicht an Zahl, so doch an geistigem Gewicht außerordentlich schwer in die Wagschale fällt.

Daß dieser Aufschwung sich auch in Wahlsiege umsetzen wird, ist schon jetzt als sicher anzunehmen. Einige der alten Mandate sind allerdings wohl verloren. Sie wurden 1898 nur durch besondere Glücksumstände erlangt. Die wenigen Hundert Stimmen, die den Sozialdemokraten damals fehlten, sind ihnen inzwischen durch das natürliche Wachstum der Industriearbeiterschaft in den Schoß gefallen. Aber den zu erwartenden Verlusten stehen weit mehr wahrscheinliche Gewinne gegenüber. Keine Partei wird von der Zersetzung der Nationalliberalen mehr profitieren als gerade die Freisinnige Vereinigung. Auch steht ihr eine weit über den bisherigen Parteibestand hinausreichende Presse zur Verfügung. Dazu kommt als wichtigstes Moment die Gunst der öffentlichen Meinung.

Fast die gleiche Stellung wie die Freisinnige Vereinigung nimmt im Wahlkampfe die bisher im Reichstag noch nicht vertretene nationalsoziale Partei ein. Sie hat die parlamentarische Aktion der Vereinigung gegen Zolltarif und Geschäftsordnungssturz durch eine große und erfolgreiche agitatorische Parallelaktion im Lande begleitet. Bei den 1898er Wahlen hat sie sich vergeblich um Mandate beworben. Aber sie hat von den damaligen Fehlern gelernt. Statt ihre Kräfte auf zuviele Wahlkreise zu zersplittern, beschränkt sie sich diesmal auf wenig über ein halbes Dutzend aussichtsvoller und vorzüglich bearbeiteter Bezirke. Da sie trefflich organisiert ist und über einen Stab tüchtiger Redner verfügt, sind einige Erfolge für sie um so eher zu erwarten, als ihr dieselbe Gunst der Umstände zur Seite steht wie der Freisinnigen Vereinigung.

Mit der größten Zuversicht von allen Parteien kann die Sozialdemokratie in den Wahlkampf treten. Sie war in der glücklichen Lage, von vornherein dem Ausgang des Zollkampfes ziemlich gleichmütig entgegensehen zu können. Natürlich mußte sie sich im Arbeiterinteresse aufs Aeußerste ins Zeug legen. Aber rein vom Parteistandpunkt angesehen, war es für sie ungefähr einerlei, ob sich der Wahlkampf unter der Parole: „Für oder wider den Brotwucher!" oder unter der: „Rache an den Brotwucherern!" vollzog. Ihre Segel wurden auf alle Fälle geschwellt. Daß die Mehrheit sich zu einer Reihe grober Rechtsbrüche hinreißen ließ, war noch ein besonderes Gnadengeschenk für sie. „Wir leben ja nur von den Fehlern unserer Gegner," hat Bebel einmal gesagt. Dieser Fehler liegen so viele und so gründliche vor, daß die Sozialdemokratie sich für die bevorstehenden Wahlen gar nicht in die Unkosten eigenen Nachdenkens zu stürzen braucht. Es genügt, wenn sie das klar zu Tage liegende Material, das ihr die Gegner geliefert haben, ihren Agitatoren überantwortet. Das wird schon seine Wirkung thun. Extreme Parteien profitieren am meisten von den groben Dingen in der Politik. Etwas Gröberes, etwas Sinnfälligeres als die Frage des täglichen Brotes giebt es nicht. Die rüttelt

www.libtool.com.cn

auch den letzten armen Teufel auf. Und die armen Teufel sind nun einmal in der Mehrheit.

Hinzu kommt, daß in den gebildeten Kreisen das früher vorhandene Gefühl des absoluten Gegensatzes gegen die Sozialdemokratie immer mehr erschüttert worden ist. Die Zuchthausvorlage und die lex Heinze haben in der Beziehung beträchtlich gewirkt, und der Rechtskampf der Sozialdemokratie gegen den Antrag Kardorff hat diese Wirkung verstärkt. Heute kann man so ziemlich in allen Kreisen der Gebildeten und Besitzenden bis zu den Professoren und Kommerzienräten hinauf Männer finden, die da erklären, sie seien zwar keine Sozialdemokraten, und würden es wohl auch nicht werden, aber sie hätten durchaus keine Abneigung mehr, einem Sozialdemokraten die Stimme zu geben. Gewiß, manche hyperästhetisch empfindende Menschen haben an den Formen der sogenannten Obstruktion Anstoß genommen. Aber weit mehr sind es doch, die sich freuen, daß eine große Partei im Reichstage war, die mit der Verve und der Zähigkeit der Sozialdemokratie der Reaktion Schritt für Schritt den Boden streitig gemacht hat

Diese günstige Stimmung weiter, liberal fühlender Kreise, die in dem Aufruf Mommsens ihren prägnantesten Ausdruck gefunden hat, ist für die Sozialdemokratie deshalb von so großem Werte, weil die Mehrzahl ihrer Mandate von den Stichwahlen abhängt. Bisher hat das Schwenken des roten Tuches genügt, um für die Stichwahlen fast überall Liberale und Reaktionäre zusammenzuschweißen. Das war einer der Hauptgründe, weshalb die Sozialdemokratie so unverhältnismäßig weniger Mandate besitzt, als ihrer Stimmenzahl entspräche. Mit der Wirkung des roten Tuches ist es noch lange nicht ganz, aber doch vielfach vorbei. Und da oft wenige Hundert Stimmen Plus genügen, um der Sozialdemokratie eine Anzahl neuer Sitze zu verschaffen, so ist die Wirkung Mommsenscher Stimmungen innerhalb der Gebildeten nicht nur von unendlichem moralischem, sondern auch von materiellem Werte für sie.

Ein paar Tage schien es, als wenn der „Fall Krupp“ der Sozialdemokratie einen Teil ihrer Zollerrungenschaften rauben sollte. Ob der „Vorwärts“ sachlich im Rechte war oder nicht, jedenfalls machte die öffentliche Behandlung peinlicher Privatangelegenheiten eines politischen Gegners in dem sozialdemokratischen Centralorgan einen unangenehmen Eindruck. Das fühlten viele Sozialdemokraten selbst. Allenthalben konnte man unter ihnen das Bedauern über den Mißgriff des „Vorwärts“ äußern hören. Wäre die Angelegenheit mit dem Tode Krupps und der Essener Kaiserrede erledigt gewesen, so hätte das der Sozialdemokratie ernstlich geschadet. Aber sie hatte wieder einmal das ihr von Groeber nachgesagte „Schweineglück“. Zu der Essener Kaiserrede, deren Motive man allseitig billigte, kam die Breslauer hinzu, die schon starken Anstoß erregen mußte, und dann gar die Einmischung des Kronprinzen, der selbst die eifrigsten Byzantiner nur ein Kopfschütteln widmen konnten. Dann die moralisch erzwungenen Huldigungsadressen mit ihren zum Teil geradezu empörenden Begleitumständen. Fester als je mußte das Ehrgefühl die Arbeiter an die sozialdemokratische Fahne fesseln. Schließlich die Einstellung des Gerichtsverfahrens gegen die sozialdemokratischen Blätter — ein Triumph ohne gleichen. Die so übel begonnene Sache endete mit einem vollen Siege der Sozialdemokratie. Ihre Gegner sind wirklich zu ungeschickt.

Ob sie 20, ob sie 25 neue Mandate aus dem Kampfe heimbringen wird, wer kanns wissen? Daß die Beute nicht gering sein wird, ist sicher. Es scheint eben wirklich so, daß im neuen deutschen Reiche alle Dinge der Sozialdemokratie zum Besten dienen müssen.

www.libtool.com.cn

ECCE POETA

VON

FELIX POPPENBERG

EINE NACHLESE

Ein großer, schwarzer Traum
Legt sich auf mein Leben;
Alles wird zu Raum,
Alles will entschweben.

Ich kann nicht mehr sehn
All das Gute, Schlimme;
Kann dich nicht verstehn,
O du trübe Stimme.

Eine dunkle Hand
Schaukelt meinen Willen;
Fernher graut ein Land
Still, im Stillen.

Paul Verlaine
(Nachdichtung von Richard Dehmel)

Menschliche Lebenswildniß, von Blumen wuchernd und von wirrem Unkraut, blüht in den Strophen Christian Günthers. Um ihn weht die wilde und erschütternde Tragik der Unvollendeten, die in verstörter Zeit zu früh geboren, taumelnd und unstät, zerfallen mit sich und den Menschen, schwanke Bahnen ziehen und des Elends und der Verwüstung tiefste Bitterniß trinken müssen, um aus zerrissenem Fühlen ein paar ewige Verse zu stammeln. Sie bezahlen sie teuer. Die Späteren aber, die erlebend lesen, werden stärker ergriffen von den vibrirenden, brechenden Tönen, als von den reinen Klängen erlesener Reifekunst.

Zwei Jahrhunderte liegen fast zwischen uns und dem Schlesier Günther. Barock, schweifig, mit den Weitläufigkeiten pedantischer Polyhistorie ist sein Schriftwesen überladen; der verbummelte Student und verpfuschte Mediziner, der als Fahrender durch das Land zog, verdiente sich den Unterhalt durch Gelegenheitspoesien, die à la mode gehalten, im bilderreichen Triumphbogenstil der Zeit gebaut werden mußten. Aber zwischen dem devoten Bänkelsang, den er als Cyniker selbstironisirend verspottete (Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld, So fing ich prächtig an: „Orakel unsrer Welt“ . . . „Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen ging.“) feierte er in jähen Impulsen, leidenschaftlich bewegt, seines eignen Innern Feste und Trübsale. Maßlos den Freuden und den Leiden hingegeben, rast er sich aus; ein toller Reiter stürmt er auf seinen Stimmungen daher; Vernichtungsrausch tobt in ihm; auf Scherben wälzt er sich; im fahlen Frühschein zwingt er sein Schicksal Auge in Auge und trinkt ihm ein Pereat. Die Lust sucht er in jeglicher Gestalt; zarter Liebeslyrik giebt er sich, und dann wieder, in grandiosem Cynismus, in grimmigem Vergnügen des bunten

Taumels vom Höchsten zum Tiefsten, singt er prachtvoll trotzige Lasterlieder. Und wenn in den Versen vom Wein, und in der volksliedhaften Liebesweise Goethischer Vorfrühling duftet, so hört man in jenen Rhythmen schmerzensvoller Brünste Verlainesche Töne. Und Verlaine, den Verlaine der „Sagesse", hören wir, wenn der von Lüsten und Leiden wund gepeitschte als müde Seele nach der Gnade und der Barmherzigkeit des Himmels auf den Knien schreit.

Solch menschlich-künstlerisches Schauspiel, für den Empfänglichen stärkster Erregungen voll, wird jetzt durch das kostbare kleine Güntherbrevier, das Herr Wilhelm von Scholz in einem von Vogeler liebevoll gezierten Bändchen bei Eugen Diederichs herausgab, unmittelbar gemacht. Es stellt dar, was modernes Gefühl in diesem Dichter miterlebend findet, ähnlich wie Hartlebens Goethe- und Angelus Silesius-Buch den Reiz verwandten Wesens suchte.

Persönliche Auslese rettet aus Wust und Staub Edeltrümmer und ordnet sie mit feinfühliger Hand; ein sicheres Gefühl erkennt die Stellen voll Herzschlag und befreit sie aus der umgebenden Schlacke. Die Wahl bestimmt allein das Gepräge der Gefühlsechtheit; keine gegen das „Wüstlingstum" bedenkliche Philologenprüderie, die in einer früheren, der Litzmannschen Ausgabe, uns um die Wildheiten dieses Temperaments betrog, mischt sich hier ein.

Güntherſche Lebensfragmente werden so gespiegelt; tagebuchartig, gleich dem Goethebrevier, sind die Stellen aneinander gereiht, und im Ueberfluß der Stimmung, im Wechsel der Launen, schicksalsgehetzt, jauchzend, lästernd, schluchzend, höhnisch lachend, stumm verzweifelnd erschließt sich eine Seele . . .

* * *

Auf der Gnadenschule in Schweidnitz spielt die Jugendlyrik Günthers. Der Druck gebundenen Lebens, Kärglichkeit und Enge lasten auf ihm, — „ein Nebel, den die Macht der Armut angericht, verhüllte meinen Sinn in eitel schwarze Nächte," — die Todesgedanken der Frühreifen überschatten auch ihn mit Dunkel. Doch wird die Todesstimmung noch nicht persönlich empfunden, sondern mehr allgemein im „Pompe funèbre"-Stil der Zeit durch faltenreiche langschleppende Verse der Trauercarmina verkündet. Dazwischen giebt es Reimepisteln, die nicht unwitzig mit Stilvariationen spielen und in den Scenen der Schulbühne die Kulissen barocken Scholarchenklassizismus malen, wie sie bei Terenz- und Plantusaufführungen dieser Zeit figuriren:

Auf einer sitzt der Pan in einem deutschen Kleide
Und an der andern sitzt ein Bachus auf der Weide.
Aktäon schießt ein Reh mit einer Flinte tot,
Hier trägt der Himmel Gras, dort ist die Erde rot;
Hier sieht der Jupiter aus einer Zopfperrücke,
Wie Juno sein Gemahl sich die Fontange flicke;
Dort zieht die Cynthia den weiten Steifrock aus;
Wo Troja untergeht, da brennt ein altes Haus.
Hier eilt der Pegasus mit einer Sau zum Troge
Dort kommt das goldne Vließ auf einer Wasserwoge.
Dort steht Terentius und zeigt zu dieser Frist
Wie emsig er das Buch des Molière liest . . .

Die starken Töne heftiger Impulse klingen aber auch hier schon vor in seinen ersten Liebesleiden um die Leonore, die später in seines Lebens zweitem Teil noch

www.libnoloxy.ru

einmal eine schmerzensreiche Rolle spielt. Aufgewühltheit brennender quälerischer Leidenschaft zerreißt das Innere des Jünglings, eine zornige grollende Liebe; in dem Abschiedslied bäumen sich die Schmerzen, und mit zusammengebissenen Lippen und finsteren Augen stößt er die Worte heraus:

Schweig Du doch nur, Du Hälfte meiner Brust,
Denn was Du weinst, ist Blut aus meinem Herzen,
Ich taumle so und hab an nichts mehr Lust . . .

Und nachklingt diese finstere Leidenschaft in seinen Briefen aus Wittenberg an die Geliebte.

Doch in demselben Wittenberg, das ihm erst so „zuwider scheint," springt er in toller Ausgelassenheit aus seiner alten Haut, das ungebundene Studentenleben zieht ihn in seine Wirbel, er stürzt sich mit offnen Armen hinein. Christian Günther ist nun recht der fahrende Schüler und wüste Gesell, der von der Schenke durch winklige Gassen beim Mondschein zwischen gefälligen Mädchen heimtaumelt.

Alle gebundenen Triebe seines dumpfen Innern werden frei, und in dem wilden Treiben, zwischen der Gosse und den Sternen, fühlt er sich in Lebenfülle, und singt heiß und fröhlich, Weinlaub im Haar, brausende Lebenslieder. Das Gaudeamus dröhnt, durch die Straße zieht die volle Kompanei, „dort klingt die Laute, hier ein Degen", und die Klingen der „Renommisten" schlagen Feuer aus den Steinen.

Sein Lebenslauf ist Lieb und Lust, und die brausende Jugend bleibt ihm auch in Leipzig treu. Beflügelt, dem Augenblick hingegeben, genießt er den Sturmwind seiner eigenen Existenz: „es ist, als flögen wir davon" . . .

„Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt, so leb ich, weil es Lebens gilt." Aus „dichten Räuschen" spricht er trunkene Verse: „Werft Blumen, bringt Wein . . . führt mich halbberauscht ins Bette . . . Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt" . . .

Die Pein der Leidenschaften und der quälerischen Neigung vergißt er jetzt in derber Liebeslust. Und seine Verse können sich nicht genug thun im Preis des „süßen Spiels," und es geht überall, wie in Goethes „Tagebuch": „Von reifer Saat umwogt, von Rohr umschlossen, an manchem Unort, wo ichs mich erfrechte; wir waren augenblicklich unverdrossen, und wiederholt bedient vom braven Knechte."

„Gieb mir die schönen Lenden bloß" flüstert er, und auf der Frühlingswiese umschmeichelt er mit flinken Fingern ein „verschämtes Kind": „Erschrick nicht vor der schnellen Hand, und laß sie in dem Busen spielen." Als Kenner und Enthusiast rühmt er die „tausend ersinnlichen" Touren der Liebesstrategie. Er trinkt auf das Vergnügen derer, die „Schoß und Knie fein gemählich fügen," und lehrt der Hüften geschmeidigen Tanz. Und in des Küssens Virtuosität recht nach der Kunst „so ich ziemlich ausstudiret" führt er die schüchternen Novizen ein.

Die Entzückungen des Wechsels und die Steigerungsreize lieblich ungetreuen Doppelspiels genießt er und kostet sie in Versen nach, wie Goethe später in dem gleichen Leipzig that. Uebermütig ruft er die Parole: „Wir sind doch nicht alle vor eine geboren." Und die Mischung aller Gefühle: Erinnerungsstimulanz, Gegenwartsgenuß und die Dämonie der Todesstimmung überwältigt seine lechzende Seele mit Graun und Wollust in den nächtlichen Liebesstunden auf den Kirchhofsgräbern mit der Leipziger Geliebten, die gleich seiner Ersten Leonore hieß. Erlebter Vorklang Bürgerscher Ballade . . .

* * *

Doch seines Schicksals Spürhunde sind ihm auf den Versen. Schon ist der Sang verschollen, der Wein verrauscht. Er soll sich in die Ordnung finden und sein Weg geht in die Irre. Verkehrter Ratschlag Wohlmeinender verwirrt ihn; er, über sich selbst im Unklaren, befolgt ihn gedankenlos; im letzten Moment geht sein Temperament durch und verdirbt alles. Er weiß nicht selbst, was er thun soll, und wenn er auf die Wohlmeinenden hört, macht er erst recht ein Falsches. Man will ihn als Hofdichter am sächsischen Hof unterbringen. Er hält still und läßt sich hindirigieren. Im entscheidenden Moment der Vorstellung aber ist er betrunken.

Schiffbrüchig, verelendet, uferlos scheint ihm nun sein Leben; seine Dichtung beginnt jetzt, worin sie nachher ihre tiefsten Töne findet, den bitteren Schicksalshader: „Das Glücke spielt mir tausend Possen und lockt mich auf des Hofes Eis.“ Und ein Verächter wirft er

„endlich auch den Anker aus den Händen,
Und laß es, wie es will, ohn' alle Sorgfalt gehn;
Man mag mich treten, ziehn, verstoßen, schmähn und schänden,
Ich zwing mich, es verstockt und lachend auszustehn.“

Im verstockt-lachenden Schicksalstrotz, in der selbstquälerischen Schadenfreude gegen sich selbst, erwachen aber weiche, sehnsüchtige Jugendträume; das Bild der ersten Leonore steigt voll bittersüßen Heimwehs auf: „Kommt, tröstet mich ihr alten Tage“. Es zieht ihn nach Schweidnitz zurück, dem „ehmals liebsten Ort der treuen Leonore“. Die ganze bange Erwartung, das Melancholische veränderter Plätze, die stumme Gleichgültigkeit der Begegnenden befällt ihn schwer beim Einzug:

Wo find ich aber nun mein Allerliebstes wieder,
Verrät mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder.
Ich spüre keinen Schritt, die Sommerstub ist leer . . .
Du schickst mich in die Stadt; die treff ich desto schlimmer:
Der Wirt, das Volk ist neu, ein Gast entweiht das Zimmer,
Worin sonst nichts als wir und unsere Liebe kam . . .

Und dann das erratmende Wiedersehen, da sich die Verlorenen im Arm liegen: „Die Regung ist zu scharf, ich muß Dich stumm umfangen“ . . . Kurzes Bettlerglück ist's:

Man lacht uns beiderseits, geliebter Engel, aus,
Warum ich armes Kind dich armes Kind erwähle.

Und wieder Abschied; Günther wird von seinem Vater als Verkommener verstoßen; vogelfrei zieht er in die Welt hinaus; jetzt will er alles abschütteln, die weiche Regung ist vorbei, verhärten will er sich; Leonorens Wehmut wehrt er:

„Ich bin wohl so genug geplagt,
Verfolgt, verläumdet und verjagt . . .
Ach, Kind, verschone mich in dir
Und laß mich unbetrübt von hier
Was quälst Du mich mit so viel Thränen.“

Er giebt sich nun einem ziellosen Vagantenleben hin, durch Gelegenheitsdichtung schafft er sich notdürftig Unterhalt, alle Versuche geordneter Existenz, Hofmeisterstellen, Neuaufnahmen des medizinischen Studiums in Jena mit Hülfe von Gönnern zerschlagen sich. Günther beginnt sein verfahrenes Sein zu hassen:

www.libtool.com.cn

Leiden, hungrig sein und täglich gehn und kommen

ist es, und er schreibt in Briefen: „Beschrieb ich dir die Qual, so wär ein Buch zu klein.“ In ihm schwillt dabei der dunkle Stolz der Gezeichneten, der Glücksmärtyrer, die sich (man denkt an Gorkys Edel-Vagabunden) los und ledig fühlen und dabei tiefer das Menschenwesen überschauen gelernt haben als die Leute der Ordnung:

. . . in eigener Brust, da lern ich im Betrachten,
Viel, was die Welt erhebt, gering und schändlich achten.
— — — — — — — — — — — — — — —
Ich bin der Erden nah; hier leben große Wunder,
Die größten in mir selbst . . .

Doch jäher Stimmungswechsel fällt auf den Mürben. Die philosophisch stoische Kontemplation bricht in müde Kinderthränen aus:

Laß mich doch nur in der Stille
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will
Daß mir bessere Tage scheinen.

Dann wieder ein Aufrecken mit geballter Faust, der Mund höhnisch verzerrt — ein Lästern von Felsen herab gegen die Ewigkeit, furchtbar prächtig:

Wo steckt denn nun der Gott, der helfen will und kann,
Er nimmt ja, wie ihr sprecht, die gröbsten Sünder an:
Ich will der Gröbste sein, ich warte, schreie, leide;
Wo bleibt denn auch sein Sohn? Wo ist der Geist der Ruh?
Langt jenes Unschuldskleid und dieses Kraft nicht zu,
Daß beider Liebe mich vor Gottes Zorn bekleide?

Und eine Verzweiflungsabrechnung macht er mit dem „ew'gen Wesen“, das seine „größte Macht an ihm nur zeigen will und ihn zur Marter auserlesen“, das ihn stets nur zu seinem Falle führt und leitet:

Aus dieser Quelle springt mein langes Ungemach:
Viel Arbeit und kein Lohn als Krankheit, Haß und Schande.
Die Spötter pfeifen mir mit Not und Lügen nach,
Die Armut jagt den Fuß aus dem und jenem Lande.
Die Eltern treiben mich den Feinden vor die Thür.

Und dieser Schrei endet mit tollgeifernden Verwünschungen und Flüchen, in starr grausiger Mischung des Barocken und alttestamentarischer Eifergebärde, die von allen Blößen die Hüllen reißt:

O, daß doch nicht mein Zeug aus Rabenfleisch entsprossen,
O, daß doch dort kein Fluch des Vaters Lust verbot,
O, wär doch seine Kraft auf kaltes Tuch geflossen.
O, daß doch nicht das Ei, in dem mein Bildnis hing,
Durch Fäulung oder Brand der Mutter Schoß entging,
Bevor mein armer Geist dies Angsthaus eingenommen.

Nach solcher Exaltation stürzt er dann im eigenen Feuer wie ein waidwundes Tier zusammen und gleich Verlaine schleppt er sich auf Knien zur Gnadenstätte. Wirr und leer ist sein Hirn, er kann nicht mehr, er kann nur stammeln und flehn:

www.libtool.com.cn

Ach Jesu, sage selbst, weil ich nicht fähig bin,
Die Beichte meiner Reu; ich weiß nicht mehr wohin?
Und sinke Dir allein vor Ohnmacht in die Armen:
Von außen quälet mich des Unglücks starke Flut,
Von innen Schrecken, Furcht und aller Sünden Wut,
Die Rettung ist allein: Mein Tod und Dein Erbarmen.

Augenblicke still erschöpfter Resignation folgen, da schreibt er einem Freund:

Es komme, was die Schickung will,
Ich halte wie ein Kranker still.

Und wie ein großes Teil der Welt
Mich unwert, toll und schimpflich hält,
So lach ich nunmehr aller Sachen . . .

Nur einen Wunsch hat er noch:

Ich bin ein Mensch und weiß es nicht
Wo Kräuter meines Grabes grünen;
Auch weiß ich nicht den Angenblick
An dem mein Kreuz und Ungelück
Sich mit einander schließen sollen;
Doch sprech ich Dich noch, weil ich kann
Um dieses Freundschaftszeichen an:
Erzähl einmal der Welt, wie viel wir leisten wollen.

* * *

Zu stark lodert der innere Brand dieses Wesens, als daß ihm des Lebens Unsal so schnell erstickte. Er ist noch nicht am Ende. Er rafft sich taumelnd vom Boden. Weiter geht die tolle Hetzjagd seines Schicksals — im Kreis, und an den gleichen Stellen stehen wieder die alten Dämonen bereit mit der Geißel. Alter Liebe Nachklang tönt von fern. Leonore, die erste Geliebte, heiratet, und aus Wüstheit und Elend ringt sein weichstes, tiefstes Gefühl sich zu erschütternd einfacher Klage:

Will ich Dich doch gerne meiden
Gieb mir nur noch einen Kuß
Eh ich sonst das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß,

und sie schließt mit dem Aufschrei, Verlaines Verzweiflungsversen gleichgeboren, jenen Versen: „Wahrlich, ich bin von Leid zerfetzt, vertrieben, wie ein Wolf gehetzt:"

In den Wäldern will ich irren
Vor den Menschen will ich fliehn
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube
Bis die Kräfte sich verschrein
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als Dein Herze sein.

Trotzig läßt er dann noch einmal alle seine Triebe aufflackern, er schürt ihre Glut und trägt ihr Opfer höhnisch zu den Dirnen.

www.libtool.com.cn

Das Rasen krampfhafter, aufgestachelter Sinnlichkeit mischt er, wie er einstmals nur zum Spiele that, jetzt in düsterer Vernichtungslaune mit den Schauern des Todes: der „galanten Phyllis" schenkt er einen Ring mit dem Totenkopf und in den Stunden, wo er das Gekose „zärtlicher Zungen" besingt, reimt er auch Lieb und Tod zusammen, „denn beide sind von gleicher Stärke, und spielen ihre Wunderwerke mit allen, die auf Erden gehn."

Und wieder, nur zerstörender noch als vordem, schlägt ihn die furchtbare Hand seines Geschickes zusammen. Wie die grauen Weiber suchen ihn Apathie, Verzweiflung, letzter ohnmächtiger Empörungsgroll, verzagendes Zerknirschen heim. Eins löst das andere ab, Günther hält ihnen still, er lauscht nur in sich hinein, und des zerronnenen Lebens letzte Leiden fügen sich zu Versen, in denen der Menschheit ganzer Jammer die verzagenden Hände schütternd ringt: Wie Felsblöcke wälzt er seine Seelenlast . . .

Ach Gott, mein Gott, erbarme Dich!
Was Gott? Was mein? Und was Erbarmen?

Die Schickung peitscht die ausgestreckten Armen,
Und über mich
Und über mich allein
Kommt weder Tau noch Sonnenschein.

Ihn ekelt die Freude: „Was hast Du Herz von aller Lust." Dem Amor wehrt er den Eintritt: „Ich müßte Dich auf Dornen legen." Und der Fortuna, der „Hure vor des Pöbels Leib," wirft er die Scherben seines Glückes vor die Füße:

Was willst Du noch von dem gewinnen,
Der nun nichts mehr verlieren kann?
Du stäupst nun einen tauben Rücken,
Den Draht und Geißel müde macht,
Und ohne sich vor dir zu bücken
Den aufgefangnen Streich verlacht.

Wie ein müdes Kind birgt er sich in dem weiten Mantel der Gottheit. Durch alle seine Wunden zieht nun Gottseligkeit ein:

Dein armer Dichter kommt schon wieder
Und fällt mit seiner Bürde nieder,
Und sieht dich, weil er sonst nichts kann
Mit Augen voller Schwermut an.
Er hat kein Blut mehr zu den Thränen
Und kann vor Schwachheit nicht mehr schrein,
Mein Heiland, laß das stumme Sehnen,
Ein Opfer um Erbarmung sein.

Weihnachtslieder singt jetzt gläubig der verwüstete Mund, der Lüfte Band fühlt er gebrochen:

Jetzt find' ich Lust in Kreuz und Pein;
Die Seele muß geläutert sein
Und über Felsen steigen.

In tiefer Regung erkennt er: Gott heilet die zerschlagenen Herzen.
Nur eine Qual bleibt übrig, der Vaterfluch, der ihn belastet:

www.libtool.com.cn

„Mit dem im Himmel wär' es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden?"

Doch die Ruhe wird ihm auch so nicht beschieden, an seines Lebens letztem Ziel schrecken ihn die Gespenster vergeudeter Jahre, und seines Geistes Möglichkeiten weint er bitterlich verzweifelnd nach. Er ist nur achtundzwanzig Jahre erst und ein verlorener, unterganggeweihter Mensch, seine Jugend begräbt er: „Mein Gott, wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren?" Er schreibt in trauriger Gefaßtheit jene Verse, die Hebbel in seinen Sterbetagen so erschütterten:

Feuer, Mut und Kraft verrauchen,
Und indem ich klüger bin
Zeit und Jugend erst zu brauchen,
Sind sie wie ein Schatten hin.

Und so erlosch das Licht. Am 15. März 1723 starb Günther in Jena. Echt war sein Flammen, ob es in Spelunken und Freudenhäusern oder auf Altären brannte. Es leuchtete heiß und brennend eigener Opferung . . . Ecce Poeta . . .

www.libtool.com.cn

Ein Kapitel aus Dorian Grays Bildnis.

Von **Oscar Wilde.**

Plötzlich blieb Lord Henry stehen und sah an den Häusern hinauf. Er bemerkte, daß er um ein gutes Stück am Hause seiner Tante vorbei gegangen war, lächelte vor sich hin und kehrte um. Als er in die etwas finstere Halle eintrat, sagte ihm der Diener, man sei zu Tisch gegangen. Er gab einem der Leute Hut und Stock und ging in den Speisesaal.

„Wie gewöhnlich zu spät, Harry," rief seine Tante und schüttelte den Kopf.

Er erfand eine leichte Entschuldigung, setzte sich auf den leeren Stuhl neben ihr und sah sich um, wer da wäre. Dorian Gray verneigte sich scheu vom unteren Ende des Tisches her gegen ihn und eine Röte des Vergnügens stahl sich in seine Wange. Gegenüber saß die Herzogin von Harley, eine Dame von erstaunlicher Gutmütigkeit, die jeder, der sie kannte, gern hatte und welche jene großzügigen architektonischen Verhältnisse aufwies, die zeitgenössische Historiker bei Damen, die keine Herzoginnen sind, als Beleibtheit schildern. Zur rechten neben ihr saß Sir Thomas Burdon, ein radikales Parlamentsmitglied, der im öffentlichen Leben dem Führer seiner Partei, im privaten Leben den besten Köchen folgte, der mit den Tories dinierte und — im Einklang mit einer klugen und wohlbekannten Regel — mit den Liberalen dachte. Den Stuhl zu ihrer linken nahm Mr. Erskine of Treadley ein, ein alter Herr von viel Reiz und Kultur, der aber der schlechten Gewohnheit des Schweigens verfallen war, da er, wie er Lady Agatha einmal erklärte, alles was er zu sagen hatte, vor seinem dreißigsten Jahre gesagt hatte. Seine eigene Nachbarin war Mrs. Vandeleur, eine der ältesten Freundinnen seiner Tante, eine vollkommene Heilige unter den Frauen, aber in ihrem Aeußeren so vernachlässigt, daß sie an ein schlecht gebundenes Gebetbuch erinnerte. Zu seinem Glück hatte sie auf der anderen Seite Lord Faudel, eine sehr intelligente Mittelmäßigkeit von mittleren Jahren, der kahl war wie eine Ministerialerklärung im Unterhause und mit dem sie sich in jenem absoluten Ernst unterhielt, der, wie er selbst einmal bemerkte, der eine unverzeihliche Fehler ist, in den alle wirklich guten Leute verfallen, und den keiner von ihnen je ganz wieder los wird.

„Wir sprechen von dem armen Dartmoor, Lord Henry," rief die Herzogin und nickte ihm freundlich über den Tisch zu. „Glauben Sie, daß er wirklich dieses fascinierende junge Mädchen heiraten wird?"

„Ich glaube, sie ist entschlossen, sich ihm zu erklären, Herzogin."

www.libtool.com.cn

„Wie furchtbar!“ rief Lady Agatha aus. „Wahrhaftig, man sollte das verhindern.“

„Ich höre, ihr Vater handelt mit amerikanischen Trockenwaren,“ sagte Sir Thomas Burden mit hochmütigem Blick.

„Mein Onkel vermutete, mit Schweinefleisch, Sir Thomas.“

„Trockenwaren! Was sind amerikanische Trockenwaren?“ fragte die Herzogin und erhob ihre großen Hände verwundert, um dem Verbum Nachdruck zu geben.

„Amerikanische Romane,“ antwortete Lord Henry, indem er sich eine Wachtel nahm.

Die Herzogin sah verlegen aus.

„Achten Sie nicht auf ihn, Liebe,“ flüsterte Lady Agatha. „Er meint niemals, was er sagt.“

„Als Amerika entdeckt wurde,“ sagte der radikale Abgeordnete, und gab einige langweilige Thatsachen. Wie alle Leute, die einen Gegenstand erschöpfen wollen, erschöpfte er seine Hörer. Die Herzogin seufzte und machte von ihrem Vorrecht, zu unterbrechen, Gebrauch.

„Ich wollte zu Gott, es wäre nie entdeckt worden,“ rief sie aus. „Wahrhaftig, unsere Mädchen haben gar keine Aussichten mehr, heutzutage. Es ist sehr ungerecht.“

„Vielleicht ist Amerika im Grunde niemals entdeckt worden,“ sagte Mr. Erskine; „ich selbst möchte sagen, es ist nur erforscht.“

„O, aber ich habe Proben der Bewohner gesehen,“ antwortete die Herzogin unbestimmt. „Ich muß gestehen, daß die meisten sich außerordentlich gut anziehen. Sie lassen alles in Paris arbeiten. Ich wollte, ich könnte mir das auch leisten.“

„Man sagte, wenn gute Amerikaner sterben, gehen sie nach Paris,“ kicherte Sir Thomas, der eine große Garderobe aus den abgelegten Kleidern des Prinzen Witz besaß.

„Wirklich? Und wohin gehen schlechte Amerikaner, wenn sie sterben?“ fragte die Herzogin.

„Sie gehn nach Amerika,“ murmelte Lord Henry.

Sir Thomas runzelte die Stirn.

„Ich fürchte, Ihr Neffe hat ein Vorurteil gegen das große Land,“ sagte er zu Lady Agatha. „Ich habe es ganz durchreist, in Wagen, die mir die Direktoren zur Verfügung stellten. Sie sind sehr höflich in solchen Dingen. Ich versichere Sie, eine Reise dort ist eine Erziehung.“

„Aber muß man wirklich Chicago sehen, um erzogen zu sein?“ fragte Mr. Erskine in klagendem Ton. „Ich fühle mich der Reise nicht mehr gewachsen.“

Sir Thomas wiegte die Hand.

„Mr. Erskine of Treadley hat die Welt in seinen Bücherschränken. Wir praktischen Leute wollen die Dinge sehen, nicht über sie lesen. Die Amerikaner sind ein höchst interessantes Volk. Sie sind absolut vernünftig. Ich versichere Sie, es giebt keinen Unsinn bei den Amerikanern.“

„Wie furchtbar!“ rief Lord Henry. „Ich kann brutale Kraft vertragen, aber brutale Vernunft ist unerträglich. Ihr Gebrauch hat etwas nicht ganz Anständiges. Sie trifft unter dem Intellekt.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Sir Thomas und wurde ziemlich rot.

„Ich verstehe, Lord Henry,“ murmelte Mr. Erskine lächelnd.

„Paradoxen sind am rechten Ort ganz gut“ . . . nahm der Baronet wieder auf.

www.libtool.com.cn

„War das paradox?“ fragte Mr. Erskine. „Ich dachte nicht. Vielleicht doch. Nun, der Weg des Paradoxen ist der Weg der Wahrheit. Um die Wirklichkeit zu prüfen, muß man sie auf dem Drahtseil sehen. Wenn die Wahrheiten Akrobaten werden, können wir sie beurteilen.“

„Um des Himmels willen!“ rief Lady Agatha, „wie Sie Männer reden! Ich wenigstens kann nie heraus bekommen, wovon Sie reden. O! Harry, Dir bin ich ganz böse. Warum willst du den netten Mr. Dorian Gray überreden, das East-End aufzugeben? Ich versichere Dich, er wäre unschätzbar. Den Armen würde sein Spiel gefallen.“

„Er soll mir vorspielen,“ rief Lord Henry lächelnd und sah den Tisch hinunter, wo er einen strahlenden Blick als Antwort auffing.

„Aber sie sind so unglücklich in Whitechapel,“ beharrte Lady Agatha.

„Ich kann mit allem außer dem Leiden fühlen,“ sagte Lord Henry und zog die Schultern hoch. „Damit kann ich kein Mitgefühl haben. Es ist zu häßlich, zu furchtbar, zu betrübend. Die moderne Sympathie mit dem Schmerz hat etwas Furchtbar-krankhaftes. Man sollte mit der Farbe, der Schönheit, der Freude des Lebens sympathisieren. Je weniger man vom Uebel des Lebens redet, um so besser.“

„Und doch ist das East-End eins der wichtigsten Probleme,“ bemerkte Sir Thomas mit ernstem Kopfschütteln.

„Gewiß,“ antwortete der junge Lord. „Es ist das Problem der Sklaverei, und wir versuchen eine Lösung, indem wir die Sklaven amüsieren.“

Der Politiker sah ihn scharf an.

„Welche Aenderung schlagen Sie also vor?“ fragte er.

Lord Henry lachte.

„Ich wünsche nicht, daß irgend etwas in England anders wird, außer dem Wetter,“ antwortete er. „Ich begnüge mich gern mit der philosophischen Betrachtung. Da aber das neunzehnte Jahrhundert durch eine Mehrausgabe an Sympathie bankrott geworden ist, so würde ich vorschlagen, daß wir uns an die Wissenschaft um Hülfe wendeten. Der Vorzug der Gefühle ist, daß sie uns in die Irre führen, und der Vorzug der Wissenschaft ist, daß sie keine Gefühle wachruft.“

„Aber wir tragen so schwere Verantwortung,“ sagte Mrs. Vandeleur furchtsam.

„Schrecklich schwere,“ echote Lady Agatha.

Lord Henry sah zu Mr. Erskine hinüber.

„Die Menschheit nimmt sich selbst zu ernst. Das ist die Erbsünde der Welt. Hätte der Höhlenmensch zu lachen verstanden, die Geschichte wäre ganz anders verlaufen.“

„Sie sind wirklich trostreich,“ zwitscherte die Herzogin. „Ich habe mich immer schuldig gefühlt, wenn ich Ihre liebe Tante besuchte; denn mich interessierte das East-End gar nicht. In Zukunft werde ich ihr wieder ohne Erröten ins Auge sehen können.“

„Erröten steht sehr gut, Herzogin,“ bemerkte Lord Henry.

„Nur, wenn man jung ist,“ antwortete sie. „Wenn eine alte Frau wie ich, errötet, so ist das ein schlimmes Zeichen. Ah, Lord Henry, ich wollte, Sie sagten mir, wie man wieder jung wird.“

Er besann sich einen Augenblick.

„Entsinnen Sie sich irgend eines großen Fehlers, den Sie in jungen Tagen begingen, Herzogin?“ fragte er, indem er sie über den Tisch hin ansah.

www.libtool.com.cn

„Einer Menge, fürchte ich," rief sie.

„Begehen Sie sie von neuem," sagte er ernst. „Um seine Jugend zurückzugewinnen, braucht man nur seine Thorheiten zu wiederholen."

„Eine köstliche Theorie," rief sie aus. „Ich muß sie in die Praxis umsetzen."

„Eine gefährliche Theorie!" kam es von Sir Thomas dünnen Lippen. Lady Agatha schüttelte den Kopf, war aber doch amüsiert. Mr. Erskine lauschte.

„Ja," fuhr er fort, „das ist eines der großen Geheimnisse des Lebens. Heute sterben die meisten Leute an einer Art schleichenden Menschenverstandes und entdecken erst, wenn es zu spät ist, daß das einzige, was wir nie bereuen, unsere Fehler sind."

Ein Lachen lief um den Tisch.

Er spielte mit dem Gedanken und wurde übermütig; stieß ihn in die Luft und formte ihn neu; ließ ihn entspringen und fing ihn wieder; lieh ihm die Farben der Fantasie und beflügelte ihn mit Paradoxen. Wie er fortfuhr, erhob sich das Lob der Thorheit zur Philosophie und die Philosophie selber wurde jung und da sie die tolle Musik des Genusses hörte, tanzte sie, mochte man meinen, im weinbefleckten Gewande und mit Epheukränzen gleich einer Bacchantin über die Hügel des Lebens und spottete des langsamen Silens, weil er nüchtern war. Thatsachen flohen vor ihr gleich schüchternen Tieren des Waldes. Ihre weißen Füße stampften die große Presse, an der Omar sitzt, bis der kochende Traubensaft sich um ihre nackten Glieder in Wogen purpurnen Gischtes erhob, oder in rotem Schaum über die schwarzen, tropfenden, hängenden Seiten der Kufe floß. Es war eine großartige Improvisation. Er fühlte, daß die Augen Dorian Grays an ihm hingen, und das Bewußtsein, daß unter seinen Hörern einer war, dessen Temperament er zu bezaubern wünschte, gab seinem Witze Schärfe und Farbe seiner Fantasie. Er war glänzend, fantastisch, zügellos. Er bezauberte seine Zuhörer aus sich selbst heraus und sie folgten lachend seiner Pfeife. Dorian Gray wandte den Blick von ihm nicht ab, sondern saß gleich einem unter einem Zauber da, und über seine Lippen huschte Lächeln, und Staunen wurde ernst in seinen verdunkelten Augen.

Schließlich aber trat im Gewande unserer Zeit die Wirklichkeit ins Zimmer: ein Diener meldete der Herzogin, ihr Wagen warte. Sie rang die Hände in komischer Verzweiflung. „Wie ärgerlich!" rief sie. „Ich muß gehen. Ich soll meinen Mann im Klub abholen, um ihn in eine lächerliche Versammlung bei Willis zu begleiten, wo er den Vorsitz führen soll. Wenn ich zu spät komme, wird er wütend und ich kann in diesem Hut keine Scene haben. Er ist viel zu gebrechlich. Ein rauhes Wort wäre sein Verderb. Nein, ich muß gehn, liebe Agatha. Adieu, Lord Henry, Sie sind ganz entzückend, und furchtbar unmoralisch. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich zu Ihren Ansichten sagen soll. Sie müssen einmal zum Diner zu uns kommen. Dienstag? Sind Sie frei am Dienstag!"

„Für Sie würde ich jeden im Stich lassen, Herzogin," sagte Lord Henry mit einer Verbeugung.

„Ah, das ist reizend und sehr unrecht von Ihnen," rief sie; „also vergessen Sie nicht!" und sie fegte zum Zimmer hinaus. Lady Agatha und die anderen Damen folgten.

Als Lord Henry sich wieder gesetzt hatte, kam Mr. Erskine herum, setzte sich dicht neben ihn und legte ihm die Hand auf den Arm.

www.literaturnetz.de

„Sie reden Bücher fort," sagte er; „warum schreiben Sie keins?"

„Ich liebe zu sehr, Bücher zu lesen, um sie zu schreiben, Mr. Erskine. Ich möchte gewiß gern einmal einen Roman schreiben, einen Roman, der so schön wäre, wie ein persischer Teppich, und ebenso unwirklich. Aber in England finden nur Zeitungen, Schulbücher und Lexica ein Publikum. Unter allen Völkern giebt es keins, bei dem der Sinn für die Schönheit der Litteratur so wenig ausgebildet wäre wie bei den Engländern."

„Ich fürchte, Sie haben Recht," antwortete Mr. Erskine. „Ich selber hatte früher wohl litterarischen Ehrgeiz, aber ich habe ihn längst aufgegeben. Und nun, mein lieber, junger Freund, wenn Sie mir erlauben, Sie so zu nennen, darf ich fragen, ob alles, was Sie uns beim Lunch erzählten, Ihre wahre Meinung war?"

„Ich habe ganz vergessen, was ich sagte," lächelte Lord Henry. „War es sehr schlimm?"

„Sehr schlimm, wirklich. Ich halte Sie für sehr gefährlich, und wenn unserer guten Herzogin irgend etwas zustößt, werden wir alle Sie als den Verantwortlichen ansetzen. Aber ich möchte wohl mit Ihnen über das Leben reden. Die Generation, in die ich geboren wurde, war langweilig. Wenn Sie eines Tages Londons müde sind, kommen Sie nach Treadley hinunter und setzen Sie mir Ihre Philosophie des Genusses bei einem Glase vortrefflichen Burgunders auseinander, den ich glücklich genug bin, zu besitzen."

„Ich werde entzückt sein. Ein Besuch auf Treadley wäre eine große Ehre. Es hat einen vollkommenen Herrn und eine vollkommene Bibliothek."

„Sie werden es ganz vollkommen machen," antwortete der alte Herr mit höflicher Verbeugung. „Und jetzt muß ich Ihrer vortrefflichen Tante Adieu sagen. Ich bin im Athenaeum fällig. Es ist die Stunde, in der wir dort schlafen."

„Schlafen alle, Mr. Erskine?

„Alle vierzig, in vierzig Lehnstühlen. Wir üben für eine englische Akademie der Wissenschaften."

Lord Henry lachte und stand auf.

„Ich gehe in den Park," rief er.

Als er zur Thür hinaustrat, berührte ihn Dorian Gray am Arm.

„Lassen Sie mich mitkommen," murmelte er.

„Aber ich dachte, Sie hätten Basil Hallward versprochen, ihn zu besuchen?" antwortete Lord Henry.

„Ich möchte lieber mit Ihnen gehn; ja, ich fühle es, ich muß mit Ihnen gehn. Bitte, lassen Sie mich. Und Sie versprechen mir, die ganze Zeit zu reden? Niemand redet so wundervoll wie Sie!"

„Ah, ich habe für heute ganz genug geredet," sagte Lord Henry lächelnd. „Jetzt will ich nichts, als das Leben ansehn. Sie können kommen und es auch thun, wenn Sie wollen."

www.libtool.com.cn

Der Bericht über das Drama.

I.

Der Schriftsteller, als der Fremde in sein Arbeitszimmer trat, saß am Klavier. Es war zwischen sechs und sieben. So ein junger Musiker (dachte er), so eine Knospe, neunzehn Jahre, — Alle haben „Weil' auf mir Du dunkles Auge" komponiert, aber dieser am schönsten. So dacht' er; und schob die Hand auf das Notenblatt des Klaus P., skandierte, suchte heimlich im Innern Verse zu finden, während er den Vereinsvorsitzenden ansah, der sich verbeugte; —

. . . Ein Reich verschollner Stimmen süßer Geigen,
Aus dem sich Geister und Cypressen neigen
Und sternenweite Schmerzen innig schweigen . . .

So ungefähr . . . „Wenn sie zweimal im Winter in unsre kleine Stadt reisten," sprach der Vorsitzende, „und einen Bericht über das Drama geben wollten, sodaß unser Verein einen Ueberblick hätte, was in Berlin dargestellt wird; Sie müssen nicht glauben, daß, wenn wir auch in einer kleinen Stadt . . ." Der Schriftsteller sprach „Jawohl" und skandierte:

. . . . . .
Weich bist Du nicht, mit Deinen neunzehn Jahren,
Dein Herz ist nicht mit Thränenschmalz gemästet,
Empfindsam nicht verpestet und bebrestet, —
Doch junge Schmerzen dämmern . . . leis gefestet.

So ungefähr. Zugleich sprach der Schriftsteller: „Ja, ja. Es wird also nur ein Bericht sein, nicht eine Kritik. Bloß daß der Verein, wie Sie es wünschen, ein Bild hat von dem Stofflichen, das an uns vorüberzieht."

„Es wird," sprach er dann, „alles gestreift, nicht bloß Etliches hervorgehoben werden. Sie könnten sonst (fügt' er mit erhobenem Zeigefinger wichtig hinzu), Sie könnten sonst am Ende die persönlichen Neigungen des Kritikers, nicht aber den Stand des Theaters kennen lernen." Der Vorsitzende machte einen überzeugten Gestus der Dankbarkeit. „Und," setzte der Schriftsteller hinzu, „— kennen Sie Hennequin . . .? Ein französischer Kritiker. Verlangte, daß der wahre Kritiker keinen Stil haben solle; der Wiener Schriftsteller R. Lothar erzählte mir das vor Jahren. Ich habe leider Hennequin noch nicht lesen können, — aber viele deutsche Kritiker scheinen sich nach ihm zu richten."

„Ich will also," äußerte der Schriftsteller endgiltig und schlug zum letzten Mal einen Desdur-Akkord an, „so oft ich in dem Verein auftrete, keinen Stil haben. Seien Sie ruhig. Und wird es mein eifrigstes Bestreben sein, aufzuhören ein Individuum zu sein, — vielmehr in die Sache als ein wesenloses Geschöpf hineinzukriechen, der Sache zu dienen, — kurz: einen Bericht zu geben." Der Vorsitzende

ergriff die Hand des Schriftstellers und sprach: „Wie soll ich Ihnen danken? Also am 20. Januar?“

Der Schriftsteller sprach: „Am 20. Januar,“ indem er bauchrednerisch zusetzte:

. . . Und junge Schmerzen dämmern . . . leis gefestet.

II.

Als der Tag herankam, setzte sich der Schriftsteller am Morgen hin, etwas unruhig, ging das Material durch und notierte Stichworte. Zwischendurch sah er den Saal, erlebte den ersten Augenblick des Dasitzens, der Befangenheit, fragte sich ob es gehn werde oder nicht, und sah im Geist eine Anzahl junger Mädchen, in holder Kleidung, denn auch in einer kleineren Stadt . . ., halb geblendet, im flimmernden Licht, und dachte: Ich möchte lieber in einem besseren Klima Kahn fahren mit einer von euch, in den „Süßen Wassern“ von Eyub, hinter der hängenden Gartenstadt Byzanz, dieser milden, weiten, über Inseln und Hügel zerstreuten Siedelung, wo das ferne Gewimmel der Menschen und Seedunst und Marmorschlösser an der Meerenge eine Musik werden. Er dachte: Ich möchte dorthin zurückfahren. Dann dacht' er, während des Nachdenkens: Oder dorthin, wo ich im letzten Frühsommer spazieren ging, in dem Stadtteil der Villen mit den trunkenen Blumen, in Nordafrika, in der Höhe über dem blauen Mittelmeer; Mustapha Supérieur genannt, oberhalb Algiers. Ich möchte das lieber thun als eine geschlagne Stunde von den Arbeiten fremder Leute sprechen. Es ist doch nur das Nebensächliche im Leben.

Er begann dann zusammenhängend zu schreiben. Etwa Folgendes.

III.

Anmerkung der Redaktion: Wir lassen die Stellen aus, die auf „Monna Vanna“ und den „Armen Heinrich“ Bezug haben, weil in diesen Blättern beide Werke besprochen worden sind, durch Dr. Kerr. Erwähnt sei nur, daß, wie der Bericht von Gerhart Hauptmann redet, eine tiefere Hingebung zweifellos bemerkbar wird.

. . . Im Uebrigen (heißt es) sind es nur ein Schwede, ein Britte, ein Deutscher und ein Russe, die mich im Gegensatz zu den Sonstigen gefesselt haben. Aber das enthält ein subjektives Urteil; ich wollte sagen: von denen Stücke gespielt worden sind. Nämlich Strindberg, Wilde, Wedekind, Gorki. „Rausch“ von August Strindberg . . . nun, man könnte sagen: das ist Mystik. Aber wo fängt Mystik an, — wo hört „Stimmung“ auf? Es ist hier vielleicht eine Gebietserweiterung. Die Fäden des Unsichtbaren werden sichtbar, die Poesie des Wahnsinns guckt hinein; es sind Gefühle, die in Dämmerungsstunden der Seele gefühlt werden; das Unterirdische dieser strahlenden armen Daseinswelt, in der das „Gewissen“ doch eine Realität ist — eine nicht wegzuleugnende. Die dogmatische Form des Katholizismus lehnt man freilich ab, läßt sie nur insofern gelten, als Priester auch Gewissensbeamte sind. Aber Reuestimmungen? Stimmungen, wie nachts, wenn man die dunkle Treppe hinaufgeht? Jeder hat sie. Stille, — Jeder. Was bei Ibsen als Seelenmord spricht — im Borkman, der das Liebesleben vor Jahr und Tag in einer Frau ge-

www.libtool.com.cn

tötet hat; im Rubel, der eine Lebensschuld vor Jahr und Tag an Irene beging; was im Solneß schon vorher durchbrach, in der nagenden Erinnerung an eine Feuersbrunst, an zwei umgekommne Kinder, an einen vorausgegangnen Wunsch: das alles schlurft und pocht und lächelt in „Rausch".

Hat bei Ibsen ein Wunsch die Kinder getötet? Auch Strindberg giebt den Tod eines Kindes — und einen vorangegangenen Wunsch. Die Grenze zwischen Schwachsinn und dem Glauben an Telepathie ist hier ganz klar nicht abzustecken. Aber Strindberg giebt neben dem Kind eine verratene Frau. Und einen verratenen Freund. Und als Weiberfeind fügt er eine ganz schuldige Frau hinzu, eine Allerschuldigste, ein Leib ohne Seele, die Verbrecherin an sich, die weiß nicht was Gewissen ist. Astarte: im Glühlicht, in den Spukstunden der Nacht; und wenn der Alltag kommt, eine Dame, die zuletzt niedergeschlagen aufs Land reist. Hier steckt E. T. A. Hoffmann und Poe ... Aber auch der Verratene ist schuldig. Büßer sind Alle. Der Zusammenhang mit anderen Welten wird seltsam, fast unabweisbar gestaltet, wenn Strindberg die Ungeborenen einbezieht, die Wesen im Leibe, an denen Verbrechen begangen sind, die Lebezwitter, die nicht mehr Schleim, nicht mehr Mannessamen und noch nicht Menschen sind, die vor dem Dasein im Dämmer schlafen und schon gemordet werden. Stimmen aus anderen Reichen, tonlos, mahnend, fragend. Und in diesem oberirdischen Leben trinkt man Champagner, mit der besten Geliebten des besten Freundes, alles geht über Stock und Stein, — und jeder hat einen Mord begangen.

... Strindberg ist ein großer Maler des Strahlend-Dunklen; seht diese Champagnerszene; seht, wie Mann und Weib dann im Garten sitzen auf der Bank, gleich Adam und Eva, zwei Verbrecher, die Glocke tönt, der Garten soll geschlossen werden! ... Sie half, ein Kind im Leibe töten, ihre Freundin starb daran. Und es hatte mit dieser Freundin eine seltsam Bewandtnis. Tote scheinen zu drohen. Alles geht hier bei Strindberg Hand in Hand: sein Geist beginnt zu schwärmen, Greisenverkalkung im Gehirn, Aberglaube, — doch im selben Zuge, davon ganz lostrennbar, Urgründe der Seele, die Reue-Seite dieses Lebens, letzte Anwandlungen ...

Soll man das verwerfen? Soll man kraftheuchlerisch rufen: wir wollen sonnige, lebensstarke, kühne Menschen, die sich an Erinnerungen nicht kehren? Das ist Unsinn. Wir sind „kühn" und „lebensstark" und „sonnig" und haben doch Erinnerungen; und wenn sie kommen, sind sie Wirklichkeiten. Aus diesem Werke lugt nur eine Seite des Lebens; nur eine. Aber das Kreuz und den Occultismus abgezogen, bleibt etwas Großes, etwas das stärker mahnt und bewegt als Tolstois Bauerngrobheiten. Das Phantasiehafte wirkt hier mit dem Ethischen; Hoffmann und Poe haben nicht umsonst gelebt; die Technik ..., ja ich weiß, es ist nur Bildertechnik; bloß dramatisierter Roman; nur „Szenen"; — aber wenn es nicht anders sein kann, geht es auch so. Ich spreche kraft einer Erfahrung.

Das wäre zu sagen über „Rausch" von Strindberg, dargestellt im Kleinen Theater, das an den Grand Guignol in Paris, in der Straße Victor Massé, durch seine Räumlichkeit und seine Rührlichkeit erinnert. Im Kleinen Theater hat man auch die zwei folgenden Stücke gespielt. Während Martin Zickel, die zweite jüngere Kraft, in dem Pleitestrudel des Bunten Theaters hoffnungslos vor den Thoren Berlins kämpft, hat der Schauspieler Max Reinhardt die Führung übernommen. Alles Gute! und bleiben Sie jung! Brahm, im Deutschen Theater, zeigt einen stetigen, fürsichtigen Kapitalistenstillstand. Lindau ist heut ein verschleiertes Bild ...

www.libtool.com.cn

IV.

Kommt „Salome“ von Wilde. Soll man Berührungspunkte vorsuchen? Man soll es nicht. Salome ist ja lange Jahre vor Strindbergs „Rausch“ geschrieben worden. Man kann also nicht sagen: Stücke mit solchen Merkmalen werden heut geschrieben. Immerhin kann man sagen: Stücke mit solchen Merkmalen werden heut gespielt. Was „Rausch“ mit „Salome“ verbindet, ist: Romantik, durchsetzt mit neueren Seelenerfahrungen. Aber Wilde braucht symbolistische Kunstmittel. Wir kennen die Wortsymbole, welche der erste Maeterlinck verwendet, um Stimmungen auszudrücken; Ibsen hat Wortsymbole für den Ausdruck von Begriffen (seltener von Stimmungen). Wilde braucht nun dies Wortmotiv, den Refrain in unerhörter Steigerung. Und er drückt am stärksten hierdurch eine Willensregung aus; das, was ein Mensch von einem andren anstrebt; er zeichnet das Verhältnis zweier Menschen hierdurch, — indem er alles Sekundäre wegläßt, er giebt bloß den Kern ihrer Beziehungen: durch ein Wortsymbol. Damit wird die Gestalt einprägsam und greifbar.

Gewiß steckt in einem ganzen Menschen mehr als diese Hauptlinie, — ausscheiden aber muß der Künstler doch; den ganzen Menschen bringt er nie; es fragt sich nur, wo er anfängt auszuscheiden. Johannes ist ganz Abwehr gegen Salome, von vorn bis hinten, von oben bis unten; er sagt nichts als: Hebe dich weg, Dirne; oder: Dirne, hebe dich weg; so ähnlich immerfort. Damit wird der Zug des Verwerfens gezeichnet. Zweitens: sein Prophetentum, seine Stierheit, noch primitiver gemalt; man hört ihn rumoren im Keller; raunzen; unterirdisch toben. Und er zerlegt seine Worte nicht, — wenigstens der Hörer zerlegt sie nicht beim Hören, er hat nur das allgemeine und doch erschütternde Gefühl: ja dies Wesen ist ein Prophet von oben bis unten, von hinten bis vorne; — er ist ein Prophet. Und, meine Lieben, kommt es denn mehr darauf an uns wissen zu lassen, was der Prophet sagt? Oder uns wissen zu lassen, daß er ein Prophet ist? Der Inhalt seiner Prophetismen erschüttert uns vielleicht gar nicht: aber vor der Thatsache des Prophetismus erschauern wir. An die Lehren des Jochanan schiert sich die Gegenwart nicht. Doch wir substituieren, daß Einer Worte sagen könnte, an die wir glauben, mit gleicher Gewittermacht. Kurz: es scheint mir bei solchen Legendengestalten (die uns ja immer entrückt sind) das Wilde'sche Verfahren des Verdichtens sehr gut; es giebt ihre Größe; sie werden selbst zu einem einzigen Trieb; zerlegen wäre leicht zerkleinern. Wir sollen hier nicht fühlen, woraus sie bestehn; wir sollen nachfühlen, wie sie gewirkt haben.

Das Wildesche Verfahren . . . Er ist ein Zusammendränger, ein Herausholer, und ein Erschütterer. Ein kalter Grundzug, kaum Schmerz zu nennen. Was er giebt, läßt uns erschauern (auch lachen in der Komödie). Immerhin . . . wir fühlen doch nicht: du sprichst zu uns. Vielleicht, weil ein Stück Anordner in ihm lebt. Er ordnet das Erschütternde — und erschüttert. Er ordnet das Lachhafte — und macht lachen. Doch . . . er spricht nicht zu uns. Nicht zum Letzten in unsrer Seele. Genauer: er spricht vielleicht auf Umwegen zu ihm. Es bleibt dennoch ein Spalt, eine Trennung

Im Uebrigen hat man nicht das Gefühl, einen Dichter von erster Selbstständigkeit zu finden . . . aber bisweilen ein verwandtes Gefühl. Und die allerletzte Wahrheit wird sein: . . . . Ein Techniker.

www.libtool.com.cn

V.

Also Salome: das Arrangement, zur Erschütterung geworden. (Und wieviel bei Baudelaire ist Arrangement). Rausch: der Poe-ethische Gewissensroman dramatisiert. Jetzt Wedekind mit dem „Erdgeist“: es erscheint die bleiche und rote Schar seiner Verzerrungen in mattbunter, stiller Tollheit, taumelt durcheinander, begehrt durcheinander, verendet; ein kalter, überirdischer Puppenspieler giebt ulkige Beleuchtung von tragischen Verhältnissen; es wird das Spiel dieses dunklen, komischen und erbarmungslosen Lebens als ein Spiel bewußt.

Man sieht also die Richtung zum Phantasiehaften; eine Kunst neuer Linien. Strindberg, Wilde, Wedekind, alle drei sind poètes maudits, der Sache nach. Wedekind und Wilde scheinen als Komiker verwandten Stammes: Nachfahren der romantischen Ironie. Wenn Oscar Wilde Komödien macht, giebt er grotesken Humor, kalt gegen Alle, nicht mitfühlend; eine Zeichnuung in verrückenden Linien. Dasselbe im Erdgeist. Die einzelnen Szenen im Erdgeist gehn kaum auf Lebenswahrheit: aber das ganze Stück ist eine Lebenswahrheit. Und „Rausch“? Auch im Erdgeist ist Romantik verquickt mit dem heutigen Realismus; E. T. A. Hoffmann; unvermittelte Schrecklichkeiten wie bei Achim von Arnim. Kurz: Phantasiehaftes und unsere Gegenwart. Wie nahe der späte Ibsen dieser Gruppe steht, behält man leicht im Auge.

Poètes maudits . . . auch Wedekind sieht im Weib die Verbrecherin: wie sie als Salome erscheint; wie bei Strindberg in der Dame ohne Gewissen. Oder doch anders? Strindberg spürt Abscheu; Wilde unterirdische Trauer, . . . und Wedekind fast Bewunderung. Fast dämonisches Behagen. Astarte; selbst herzlos ohne Mitgefühl; unter dem Namen Lulu wird sie zur Umwälzerin des Lebens; ein Sinnbild in einem mattbunten Wirrwarr, wo Todesfälle halb und halb eine Quelle des Gelächters werden. Wedekind klagt nicht über Verführung und Untergang der Edlen, wie des wackren Künstlers bei Strindberg, wie des Jochanan bei Wilde: Wedekind sieht nur zu. Er zeigt ein Ferment. Ein Ferment auf zwei Beinen, und zwischen ihnen das Geheimnis der Bewegung, der Umwälzung. Nicht so sehr eine Frau als Urheberin des Zerfalls und der Schmerzen . . . mehr als Urheberin kaleidoskopischer Bilder, wechselnd grotesker Bestände; wo, in einer raschen Folge, aus der Vogelperspektive gesehn, das Tragische wirklich fast komisch, das Komische gelegentlich mit einem Anflug von Tragik erscheint. Er selber mit verschränkten Armen . . . sieht zu. Noch das Wiedergeben dieser geschauten Dinge nimmt er wenig ernst, er schludert sie hin. Und bei alledem bleibt doch nur zu wiederholen, was ich 1890 von ihm schrieb: er ist unter den humorhaften Dichtern in Deutschland heut der erste. Doch ich kann bei ihm nicht stehn bleiben. Die Zeit drängt.

Bleibt Gorki. Neben den Neu-Phantastikern ein Nachklang des Naturalismus. In den „Kleinbürgern“ steckt ein leiser, fast mürrisch-ironischer Humor. Er giebt das Träge . . . nicht nur des Alltags: sondern des russischen Alltags. Doux pays! Die Gestalten thun ihm wohl nicht einmal leid. Das Wort „So ist das Leben“ wird hier auf eine recht einseitige Art erfaßt. Ohne ein Hinübertragen; ohne Ahnung von Glanz; ohne den Flug einer träumenden Genießerseele. Unten drunter oder zwischendurch ein unausgesprochener Anteil, ein Zusammenkneifen der Lippe, Wurstigkeit. Ein Selbstmordversuch wird hier zu einer Magenverbrennung, zu einem kleinlichen, ironievollen Vorgang. „Kämpfe“ zwischen Vätern und Söhnen mit Ironie betrachtet; ohne Glauben. Was Flaubert in einem Roman versucht hat (Education sentimentale), ein Durchschnittsleben, einen unbedeutenden Menschen zum Mittelpunkt

zu machen, das versucht Gorki im Drama. Schattenmenschen. Ein Vogelhändler und ein Kirchensänger allein sind liebreich behandelt, — Stromernaturen. Mir ist die Betrachtung des Werkes fesselnd, weil Gorki ersichtlich dort hält, wo Hauptmann längst gewesen ist. Nicht sowohl tragische Zustände als unleidliche Zustände . . . wie in dem gewaltigeren „Friedensfest", wenn die Ofenthür zugeschlagen wird. In Summa: der Alltag, verschärft durch Rußland. (Doux pays.)

Aber, meine Teuren, ein Stück birgt nicht die Weltanschauung eines Dichters. Es birgt nur die Weltanschauung eines Stücks.

Damit wäre jedenfalls der Schwede, der Brite, der Deutsche, der Russe gezeichnet, welche vier neben Hauptmann und Maeterlinck am stärksten gewirkt haben. Alle vier sind keine Wegweiser. Sie zeigen nur das bunte Gewimmel; jeder mit andren Farben; jeder mit einer andren Haltung. Sie sind aber so ratlos wie unser Zeitalter. Lachende, verzweifelnde, erschauernde, mürrische Köpfe eines Uebergangszeitalters.

. . . Und auch Gorki, wenngleich nicht gewerbsmäßig, ist im letzten Grunde ein poète maudit.

IV.

Wildenbruch nicht. Meine Damen und Herren! das Ideal eines Berichtes, sofern es bisher nicht erreicht worden, soll jetzo doppelt eifrig angestrebt werden. Nur Wildenbruchs Gegenstand, nicht seine Art wechselt. Unverwehrt lediglich sei dem Berichterstatter, die Vorgänge des „Königs Laurin" der Reihe nach zu billigen. Amalasuntha will ihr Volk mit Justinians Volk einen; schön. Justinian will Amalasuntha heiraten; schön. Justinian heiratet Theodora; schön. Amalasuntha läßt sich töten; schön. Mit dem dunklen Zwerg Laurin verglichen wird der Kaiser von Byzanz, dieser hängenden Gartenstadt, einer milden, über Inseln und Hügel zerstreuten Siedelung bei den „Süßen Wassern" von Eyub, man fährt dorthin per Kaik, welches der Name für ein sehr schmales Boot oder Seelenverkäufer mit einem einzigen Ruder ist, oben auf der Höhe liegen die alten arabischen Friedhöfe, vermorschte Grabsteine, tausend und abertausend, zwischen Cypressen, man sieht Asien und Europa, auf dem Grab eines Mannes ist immer ein Turban eingemeißelt, leise Winde lächeln, es herrscht Zauberfrieden, kein Ton regt sich. . . Es ist ein Lärm in dem Stück (o meine Abirrung). Auch mancher Schwung und manche Lyrik. Platen sprach von „einer großen That in Worten" . . . und ich will rasch über Philippis Drama „Das dunkle Thor" berichten, weil es einen Berührungspunkt durch den Lärm bietet, ohne jedoch von einem Poeten zu stammen. Ein Kommerzienrat droht sich zu töten, fünftausend Arbeiter drohen getötet zu werden, ein schlechter Mensch hat früher jemanden in einem Tunnel getötet, er wird jetzt zusammen mit dem Vater des Getöteten getötet, der Tunnel kracht zusammen; solche Stücke werden recht gern gesehn — von dem körperstarken Publikum des Hoftheaters. Um wieviel edler ist die Theatralik Schönherrs im „Sonnwendtag". Zusammenprall des finsteren Stocktirols mit den jungen Lichtbringern, Heimatstöne, Bauerntum, Brudermord. Gewiß mehr Effekte als Affekte. Schönherr besitzt Einiges, um dessentwillen man sich scheut, ihn als hoffnungslosen Macher abzustempeln. Wer weiß, eines Tages . . . (denkt man). Bürgschaft wird nicht geleistet . . . Vorwärts! Schlankere österreichische Reize, Novellengenre, Hauptstadt giebt „Der Gemeine" von Felix Salten. Kasernenluft, Volkssängertum; auch Theaterzufälle.

Hermann Bahr, der dritte Oesterreicher, gab den „Krampus“. Sehr fein (sagt man zuerst) . . . so etwa dramatischer Poppenberg. Das Stück ist ganz achtzehntes Jahrhundert; also Zeitton; also Feinschmeckerei. Aber nein! Aber es ist viel Grobschmeckerei darin! Aber es ist viel Breite darin! Aber es ist nicht blos Goldoni, es ist auch Frau von Weißenthurn darin. Und mein Zweifel: Hat er gemalt, wie damals das Leben war? oder hat er gemalt, wie damals die Litteratur das Leben gemalt hat? Ich glaube das Letzte. Schließlich kommt alles auf eine Rolle hinaus. Auf den Krampus, auf den Sonderling, den Selbstling, den Tyrannen, den spitzen, grotesken, mit der Nachtmütze, mit der Gicht, mit dem Mißtrauen, mit dem Hinundherfahren (Rossinische Musik!) Als hätte Bahr im Schaffen nicht an ein menschliches Urbild gedacht, sondern . . . an den Schauspieler Novelli?

Lemaitre schrieb seine Komödie „L'âge difficile“ im Hinblick auf Coquelin, — „on me pria d'écrire une comédie où il tiendrait le principal rôle. Je me dis, tout naturellement: — Tirons notre sujet de la personne même de M. Coquelin“. Aehnlich wohl Bahr. Vielleicht auch Felix Holländer und Lothar Schmidt, Verfasser von „Ackermann“. Naturalistisches Genrebild des betrogenen Geizigen. Die Handlung berührt sich mit einem Roman von, wenn ich nicht irre, Tovote, „Der Erbe“. Ein Mann will einen Sohn, seine junge Frau gebiert ihn dank der Mitwirkung eines Studenten. Bei Holländer und Schmidt wirft der Geizige, nach erfahrenem Zusammenhang, allen Besitz ins Feuer; man hat das konvulsivische Schlußbild einer italienischen Novelle, „Die Habe“, wo der Geizige vor dem Tod alles Erreichbare vernichtet. Das Stück der beiden Verfasser ist flüchtig gebaut, immerhin wirksam und klar.

Bleibt das rein muntere Gebiet. Eine Schnurre von Reuling, „Der Schatzgräber“. Ein Bauer sperrt vor der Frau sein Bett. Er wird um vieles Geld, fast um die Frau betrogen, doch im letzten Augenblick . . . Wenig Vorzüge, einige Lüstelei, — eine Gleichgiltigkeit. Fulda schrieb „Kaltwasser“. Man denke sich etwan die Bewohner einer Kaltwasserheilanstalt rücksichtslos von Wedekind gezeichnet! eine halbe Wahnsinnigengesellschaft; verzerrende Linien; humorhafter Lebensstiefsinn . . . Fulda giebt bürgerliche Späße, nicht Hoffmannsche; ein Musiker trifft seine ehemalige Frau dort, im Handumdrehn vereint man sich, im Handumdrehn soll es die Hörerschaft glauben, — nur gegen sie ist er rücksichtslos. Blumenthal und Kadelburg . . . Aber nein. Alle brauchen nicht erwähnt zu werden; der Ueberblick ist ohnedies gegeben, — zumal wenn ich Max Bernsteins Schauspiel „D'Mali“ noch am Schluß genannt habe. Eine Mädchenverführung. Schusterstochter, Landgerichtsdirektorssohn. Alles jus ist auf seiner Seite, alles Recht auf ihrer. Er verläßt sie (und wem es just passieret, der bricht das Herz entzwei). Gewiß eine Kopfarbeit, aber menschliche Regungen brechen durch.

. . . Dies war der Bericht über die erste Hälfte des Berliner Winters. Anwesende! der Bericht über die zweite erfolgt in etlichen Monaten, so Gott uns allen das Leben schenkt.

— —

— — — Der Schriftsteller machte den Schlußpunkt. Er ging zum Schrank, sich umzuziehn, fuhr zur Bahn und sprach am Schalter: „Zweiter, Eyub, . . . oh, Rückfahrkarte nach Nebelwitz!“ und sang bauchrednerisch: . . . ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht . . .

www.libtool.com.cn

Rundschau.

Moderne Religion.

Nun ist die Schönheit der Welt wieder erobert; sie genußvoll zu erleben sind neue Organe und verfeinerte Sinne ausgebildet; die Seligkeit höchster Aufschwünge ist auch in die leisesten namenlosen Stunden eingekehrt. Und schon kommen Menschen in der frohen Sicherheit junger Erben; sie wollen nicht mehr kämpfen; sie kommen wie ein tauschwerer Morgen in die Welt. Sie wollen nicht mehr Schatten der Dämmerung um ihre Schönheit; sie lieben nur die Träume, die im hellen Tag bestehen können, im Tag der wirklichen Dinge, im Tag des Bauers und des Kinds. Es giebt für sie noch keine Wahrheit; und von den „drei guten Wahrscheinlichkeiten" jedes Dinges wählen sie nicht die erste, wie das Kind und der Träumer, nicht die zweite, wie der Fanatiker der Wirklichkeit, sondern die letzte, die klar die einzelnen Dinge sieht, aber auf dem Hintergrund des großen Rätsels, das ihnen seine Größe und Schönheit zurückgiebt. Das große Rätsel! Es ist der letzte Mantel, in den sich die Scheu ihres Erlebens hüllt; es ist ihre letzte Zuflucht vor der Aufdringlichkeit der Viel- und Sicherwissenden; es ist das Ziel ihres erregtesten Werbens. Und der Genuß Gottes ist ihnen wieder ein Studium geworden. Wie viel neue Möglichkeiten dieses Genusses wurden im letzten Jahrzehnt ausgebildet! Wo überall glaubt der moderne Mensch seinen Gott zu erleben! Im Rausch seines Intellekts, in der Ekstase seines Naturwissens; in liebesmüder Erschöpfung; in einer Geste, einem Schritt. Und zwischen irrem Taumel und erhitzter Ermüdung geht der wachsende Strom einer tiefen dringenden Sehnsucht, neue Wege vom Sichtbaren ins Unsichtbare zu finden. Ein kraftloses Sichabfinden scheint nun die alles auflösende Einheitsempfindung indischer Mystik und philosophischer Religiosität. In der Schönheit der wirklichen Dinge selber soll ihre kosmische Seele mitempfunden werden; und aus der ungenossenen Atmosphäre ihres Unsichtbaren soll den Sichtbarkeiten ihre Weihe und ihr subtilster Reiz zuwachsen. In diesem Streben hat sich schon eine immer mehr anschwellende Litteratur gebildet, der namentlich Eugen Diederichs, der Schutzherr neuidealistischer Bücher, eine beachtenswerte Sammelstätte schuf. Hier, wo auch Julius Hart in apokalyptischen Fackelritten den neuen Gott zu erjagen sucht, wo Bruno Wille, stiller und inniger, den Geheimnissen des Wachholderbeerbaums lauscht, sind eine Reihe auf neureligiöse Kultur gerichteter Werke ausgegangen. Darunter nun auch ein Büchlein von Meyer-Benfey, mit dem Anspruch ein Zeitdokument zu sein, obwohl es eigentlich nur exoterische Tendenzen mit jenen anderen Büchern gemeinsam hat; unter dem Titel: „Moderne Religion". Ein ehrlich schwärmendes Allempfinden sucht sich darin als Religion zu erfassen und sich mit der am schönsten in Maeterlincks Weisheitsbüchern zu Tag gekommenen modernen Strömung in Beziehung zu setzen. Zunächst kommt leider eine sehr unerquickliche Exekution. Etwas Plattheit aus der Kraft und Stoffzeit, etwas aufklärerischer Hohn und ein oft verblüffender Positivismus umzäunen die Richterstätte, wo das Christentum endgiltig totgeschlagen, und dann das neue kosmische Empfinden für alle besseren Menschen wie ein starker Wein ausgeboten wird. Gerade dieser Teil wird Erfolg haben. Ich las in einem Exemplar, worin zwei preußische Leutnants, denen über der Lektüre eine geheime Wut gegen Gott zu einem kriegerischen Affekt angewachsen war, von ihrem erfolgreichen Kampf für das neue Universum in Randglossen Zeugnis ablegen. Daß wir neben dem alten Gott auch die unsterbliche Seele, „dieses Unding", in die historische Rumpelkammer werfen müssen, bekräftigen sie mutig mit einem „sehr richtig", und die Ansicht, daß sich jeder seine eigene Religion ausbilden soll, wenn er die Kraft dazu in sich fühlt, begleitet die triumphierende Glosse: „Die große Masse ist leider dazu nicht fähig". — Und doch ist die moderne Religion sehr einfach geworden. Denn was bleibt im Grund übrig, nachdem das religiöse Gefühl durch die Spießruten des modernen „klaren Denkens" getrieben ist? Für das Metaphysische, Uebersinnliche, ist in unsrer Welt kein Raum mehr; dafür verbürgt sich der Autor. Als Inhalt wahrer Religion bleiben noch die Augenblicke des Allempfindens, wo wir unser Dasein nicht in seinen einzelnen Wirklichkeiten, sondern in seiner unausschöpfbaren Fülle von Möglichkeiten hinabschlürfen, als uns alle verbindenden Ocean. Und der Verfasser hat recht, wenn er in diesem Gefühl das Gemeinsame aller modernen „Religionen" darzustellen glaubt.

Im Wirrwarr der Evangelien, die dies immer von neuem mißbrauchte Wort bedrängen, sucht man nach einem Halt. Die moderne Philosophie, die ja sonst die „Beruhigung über die großen Zusammenhänge" uns zu besorgen pflegt, hat hier ihr Werk noch nicht gethan. Gern geht man zu den Helfern aus der Vergangenheit. Da ist es ein guter und fruchtbarer Gedanke Meyer-

Benfeys, daß er Schleiermacher, den großen Religionsforscher der Romantik, aufruft. In jener Epoche reichsten Seelenüberschwangs, der letzten bei uns, die aus sich ein neues religiöses Empfinden erzeugte, hat dieser strenge und schwer ringende Freund der romantischen Schwärmer das Wesen der Religion eigentlich erst — für den Begriff — entdeckt. Lieber freilich als den mühsamen Ernst seiner Reden hört man Wackenroders oder Novalis' kühle Innigkeit von diesen an der Grenze des Bewußtseins verschwebenden Gefühlen reden. Aber doch wird jede begriffliche Analyse an ihn anzuknüpfen haben. Seine Abgrenzung der religiösen Seelenprovinz ist im wesentlichen giltig.

Religion ist nach ihm nicht Moral, nicht Metaphysik. Sie ist nicht an irgend einen sachlichen Inhalt gefesselt; nicht an die Despotie einer bestimmten Wahrnehmung oder Vorstellung. Sie ist etwas völlig Individuelles; in jedem Einzelnen einzig und neu, wie alles Große zugleich sein Zustand und seine That. Sie ist ein freies, ursprüngliches Verhalten unsrer Seele im Zudrang der Welt; die tiefste Funktion, die sie an den Sachinhalten unseres Bewußtseins ausüben kann; eine letzte Antwort auf den Ruf der Dinge. Ihre Form ist Mystik; ihr Quellgebiet sind die letzten, im Gefühl noch ungesondert eingehüllten Seelenprovinzen, aus denen Erkennen und Handeln, Wissenschaft und Praxis erst hervorgehen. Wissenschaft ist das Sein der Dinge in uns. Kunst, des Lebens und des Scheins, ist unser Sein in den Dingen. Zum Leben kann beides in uns nur gedeihen, indem es auf eine tiefre, ewige Einheit sich bezieht, aus ihr sich nährt.

Aus dieser Einheit, die dem Bewußtsein untergebreitet ist, giebt die Seele allem tiefsten Erleben den Klang, den wir religiös nennen. Hier ist das verborgenste Heiligtum unseres Lebens. Gefühl und Anschauung sind darin eins. Hier vollzieht sich, im einfachsten wie im höchsten Moment unsres Daseins, meist uns unbewußt, das Mysterium, in dem die Dinge sich mit unserm Sein vermählen. Ihr unabhängiges Handeln dringt auf uns ein. In jeder dieser Berührungen ist ein erster geheimnisvoller Augenblick, wenn der Sinn und sein Gegenstand gleichsam ineinandergeflossen und eins geworden sind, ehe noch beide an ihren ursprünglichen Ort zurückkehren; ehe der Gegenstand wieder losgerissen vom Sinn uns zur Anschauung wird, und wir selbst wieder losgerissen vom Gegenstand uns zum Gefühl werden. Hier ist die erste Empfängnis jedes lebendigen Lebensmoments; Sein und Werden, Geben und Nehmen rätselvoll verschlungen. Hier wurzelt die mystische Ansicht von den Dingen, die nicht als Werden, in ihrer vom Verstand erst geschaffenen ursächlichen Verkettung in uns erscheinen, sondern als Sein, als Ewiges, Verwandtes, als Welle des Ganzen. Wo das Empfinden bis in diese Sphäre hinabreicht, erscheint es uns religiös. Das Handeln der Dinge wird als Handeln des Universums ergriffen, herausgehoben aus der Gesetzlichkeit von Geburt und Tod, Werden und Vergehen. Im Endlichen wird das Unendliche sichtbar und wirksam, willenlos versenkt sich der Geist in die eine ewige Flut. In zeugender Umarmung wirft er sich an den Busen der Welt, wir sind dann ihre Seele, all ihre Kräfte sind unser; sie ist unser Leib, all unsere Kräfte strömen in sie ein. — Was in diesem trunken genossenen Allempfinden Religion genannt werden kann, ist — und das hat Meyer-Benfey völlig übersehen — nicht der Inhalt dieses Empfindens, sondern die rätselvolle Form des Gebens und Nehmens, in der es sich darstellt und in der allein das Ewige zu erfassen ist. — Wund von der nie zu überwindenden Besonderung und Trennung, in der uns die Wirklichkeit der Dinge und Menschen gegeben ist, wollen wir das Ewige, Eine fassen; es soll nicht der bloße Ablauf all dieses Einzelnen sein, aber doch in diesem Einzelsein soll es sichtbar werden. „Es ist das Wesen der religiösen Stimmung, daß sie, in aller Sicherheit und Meeresstille, doch noch ihren Gott suche; in aller Seligkeit des Gefundenhabens klingt die suchende Sehnsucht noch in irgend einer Schicht der Seele mit oder nach, sie kann die Ruhe nur an einer dennoch gefühlten Entferntheit genießen; so sehr in der religiösen Ekstase alles Gegenüber und Getrenntsein ausgelöscht scheint, so ist sie in Wirklichkeit doch nur die Schwingung aus der Unerträglichkeit der völligen Sonderung in die Unmöglichkeit des völligen Einsseins." (Es sind Worte G. Simmels, der uns nichts Schöneres als eine Religionsphilosophie schenken könnte.) Dies seltsame Verhältnis bedingt das Wesen der religiösen Empfindung. Sie ist an das Gegenüber gebunden; sie ist die letzte Ausprägung jener tiefsten seelischen Erscheinungen, die sich logisch nur als Widerspruch darstellen; die in Zweiheit und Andersein die Quelle ihres Glücks und ihrer immer neuen Sehnsucht haben und das Ziel ihres Glücks in der Auflösung eben dieser Zweiheit, in der Zerstörung ihrer eignen Bedingung und damit ihres Sinns. — Wo unser Empfinden bis in diese immer erneute tieferdrängende Leidenschaft des Gebens und Nehmens, in diese Unerschöpflichkeit von Glück und Sehnsucht hinabreicht, ist es religiös. Jedes Gernhaben, ob wir es Kunst oder Weltfreude oder Liebe nennen, kann sich aus diesem dunklen Brunnen seine Ewigkeit, seine Religion schöpfen. Nur von hier aus ließe sich begrifflich das Wesen der Religion bestimmen, ihr Teilhaben an unserer Kultur und Moral, ihr Neuwerden in unserem Empfinden. Wir nennen die Romantik religiös, weil in ihren Besten jedes Erleben wie ein Nachen hinausging ins ewige Meer dieses grenzenlosen Tiefer- und Näherwollens, weil

sie ihren Gott in den verborgenen Kräften der Menschen suchten und von ihnen alles Heil, das große Zusammenkommen der Seelen, die Wunder seltsamer Begegnungen und Erlösungen hofften. Und vor allem lieb ist uns Novalis, weil diese Kräfte in ihm schon wie eine heilige Flut aufsteigen, weil er einer der ersten war, der nicht mehr kämpfen brauchte und dem alles was er erlebte, Religion ward. Er sah am schönsten die neue religiöse Menschheit, die neue goldne Zeit mit dunklen unendlichen Augen, die „eine prophetische, wunderthätige und wundenheilige, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein wird, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann, doch unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird."

E. K.

Die Kunstgeschichte der Stühle.

Nachdem wir alte Möbel wieder lieben gelernt haben, kommen wir nicht davon los, sie unter Umständen auch gelehrt anzusehen. Die Liebe half der Gelehrsamkeit, wie diese wieder der Liebe helfen wird. Es beginnt sich eine Geschichte der Möbelformen zu etablieren, zu der Frankreich, das kulturhistorische Land par excellence, durch Viollet de Duc's Werke anregte, England durch einige größere Untersuchungen beitrug und auch Deutschland jetzt mit dem ganzen Apparat chronologischer Forschungen ins Feld rückt. Man sehnt sich danach, aus der Fülle des Materials einmal die einzelnen Stoffgebiete loszulösen und die Methode der Ikonographie auf einen Bezirk der Kunstgeschichte zu übertragen, der gerade am wenigsten mit Künstlerpersönlichkeiten zu thun hat und fast ganz vom Walten und Weben der Typen ausgefüllt wird. Wie die gleichzeitig erscheinenden, bemerkenswert gut ausgestatteten „Dokumente des modernen Kunstgewerbes", die der vielgewanderte Pudor herausgiebt, ihre Hefte nach dem Material, nicht nach dem Zufall ordnete, so sind die „Tafeln zur Geschichte der Möbelformen", die seit kurzem bei Karl W. Hiersemann, Leipzig, herauskommen, serienweise nach dem Stoffgebiet zusammengefaßt: Stühle, Bänke, Truhen, Schränke und des Tisches wechselnd Formenspiel. Der Herausgeber A. G. Meyer verfaßt dazu kurze Texte, eine schnelle Geschichte der Hauptformen, einige Blicke auf die Kultur, Charakteristiken der Typen und Beschreibung der einzelnen Nummern. Die erste Serie „Stühle" ist heraus, Stühle vom alten Aegypten bis zur schönen Empirezeit von Hamburg, à travers les siècles. Wenn Octave Uzanne ein solches Buch schriebe, wie er über den Fächer, die Frau, die Wagen oder sonst etwas à travers schrieb, so würde er kleine Kulturbilder zeichnen, alles Alte ins Neue übersetzen, das Neue wieder in den alten Stil, römische Korbstühle zu Vignetten verarbeiten und von Fidus sich eine Flötenspielerin auf geschweiftem griechischen Sessel zeichnen lassen. Der deutsche Gelehrte nimmt es ernster. Er denkt sozusagen zuerst an die Vorlesung auf der Hochschule, dann an die Studienkollegen, zuletzt an ein Publikum. Er macht dadurch nur noch durstiger. Man möchte ihn bitten, ein genaues Verzeichnis der großen Möbelsammlungen, wie der offiziellen des Cluny in Paris, der privaten des Herrn Figdor in Wien, zu geben, eine Bibliographie der Möbelkunde, Quellenkunde, alle Kunden, die wir so gern bequem nachschlagen, um nicht mit dem Spediteur des Möbels den Künstler zu vergessen. In den Kunstgeschichten sind die Meckenem, Bosse, Moreau, Eisen, Freudenberg, Olivier, Cochin, Longhi niemals recht geachtet gewesen, weil sie die Kulturhistoriker als Bilderbücher benutzen. Jetzt tritt diese Seite in den Vordergrund. Man möchte die Quellenkunde der Möbelgeschichte, alle diese textlichen und bildlichen Illustrationen zur vergangenen Kultur, wie sie die Sammelwerke des Lacroix durchziehen, einmal von einem deutschen Gelehrten systematisch fein registriert erhalten, eine Ausarbeitung der Goncourts in die Zeit vor dem XVIII. Jahrhundert. Wir haben immer noch keine zuverlässige Trachtengeschichte, wie wir keine Möbelgeschichte hatten. Mit Vorliebe wurde auf eine versteckte Einleitung verwiesen, die Brinckmann zu seinem Hamburger Gewerbemuseumskatalog schrieb, eine der wenigen bisherigen deutschen Zusammenfassungen. Den Trachtenhistorikern, die sich zunächst einmal nach einer bloßen Folge dokumentarischer Tafeln sehnen, sind jetzt die Möbelhistoriker zuvor gekommen. Meyers cyclisches Werk ist diese ersehnte Tafelstatistik, mit der die Geschichte zu arbeiten beginnt. Mit überaus dankenswertem Fleiß hat er, ohne sich viel auf die weiteren Folgerungen einzulassen, eine Reihe von Stühlen auf Tafeln zeichnen lassen, die Reliefs, Stichen oder Originalen nachgezogen sind. Der Zeichner nahm von der mechanischen Reproduktion Abstand, weil er mancherlei zu ergänzen hatte und überall deutlich sein wollte. Er ist tischlerisch gebildet und bringt jedes Detail zur klaren Anschauung. Kurze Unterschriften geben den ersten Anhalt und die Stichworte. Der Text bringt die näheren Angaben und Quellen. So ist der Anfang gemacht zu einer Gattung der Kunstgeschichte. die uns allen sehr im Blute lag.

Als die ersten zarten und malerischen modernen Keramiken gemacht wurden, sprach man sie gern als lebendige Wesen an, man sah in ihnen Lyrik, ein Liebesgedicht, ein Notturno. Jedes Möbel verdient diese selbe

www.libtool.com.cn

Vermenschlichung. Auch die Galerie der Stühle, auf denen die Welt bisher geruht hat, hat von ihrem Geiste angenommen, ist der Ausdruck geworden der gesellschaftlichen Wünsche des Einzelnen, der korporativen Gefühle der Gesamtheit, von historischen Erinnerungen und auch allerlei Bizarrerien, die die Überlieferung mit der Laune der Zeit treibt. Ist es nicht eine Bizarrerie, daß gerade das Tabouret, der kreuzbeinige Schemel im Ceremoniell des französischen Hofs zum vielbeneideten Ehrensitz wird? Spielen da Erinnerungen an die alte Form des Feldherrnstuhls mit, die der Dagobertsessel für das Mittelalter im berühmtesten Exemplar darstellt? Die Gothik kennt den Baldachinstuhl am Bett; warum giebt ihm die Renaissance, die den Bettempfang so typisch ausbildet, nicht die Ehrenstelle? Sonst formt das Klima so schnell den Stuhl, der als Ruhepunkt im gesellschaftlichen Leben eine selbstverständliche Kultur ansetzt. Wie wird er in der nachgothischen Zeit leichter und individueller, wie charakterisiert er wieder die Gesellschaft als Korporation, indem er die Einzelform beliebig in der Garnitur wiederholt. Er wird gepolstert, sobald sich die Behaglichkeit des Lebens einstellt; er wird in der Lehne griffig und durchbrochen, als England in der Aufklärerzeit die leichten Formen des Verkehrs entwickelt, da sich der Mensch nicht setzt, wo er den Stuhl findet, sondern den Stuhl dorthin stellt, wo er sich setzen will. Und wie vielfältig sind die Beziehungen von Stil und gesetzmäßiger Technik. Das alte Aegypten, eine der konstruktivsten Kulturen, die es gab, entwickelt Schemel und Stühle, die mit belgischer, oft fast amerikanischer Feinfühligkeit und Praxis den Bedingungen des sitzenden Körpers folgen. Das Hellenentum aber schwankt. Mitten in allerlei asiatischen Traditionen und barocken Verzierungskünsten entwickelt es den prächtigen geschweiften Lehnsessel, der so sensibel nicht bloß dem sitzenden Menschen folgt, sondern ihn mit der ganzen Ruhe einer ausgeglichenen Tektonik umfängt, einschließt, wiegt und schützt. Die großen Wellen der Gothik, Renaissance, barocken und rokokosprühenden Kunst gehen dann über Europa. Sie formen nach dem Geschmack der Zeit durchbrochene Baldachine, geschnitzte Voluten, geschwungene Arkaden, Allegorien an Armlehnen, Pilaster an Rücklehnen, Wappen am Hinterkopf, gebogene und gerade Füße, Pliants an Stuhlkästen und den ganzen koloristischen Zauber gelber Watteauseiden mit silbernem Gestell, aber mitten unter ihnen bleibt eine Gruppe bäurischer Erzeugnisse von der gothischen Zeit an fast unverändert durch die Länder und Zeiten stehen, jene famosen dreieckigen, gedrechselten und kerbschnittverzierten Schemel und Lehnstühle, die unsere Museen aus Westfalen und Friesland bezogen, die auf altniederländischen Bildern und deutschen Stichen beliebte Requisiten sind, bei Jan Steen von den betrunkenen Bauern umgeworfen werden, aus der Zeit Heinrichs VIII. in Oxford erhalten sind und im Clunymuseum als spanische Arbeit vorkommen. Der Charnierstuhl des Quattrocento wiederholt sich im Schatz alter englischer Könige und im Mobiliar der Aschanti. Hakenkreuze giebt es in Peru und Mykenä. Grundgedanken trotzen allen Stileinmischungen. Es giebt römische Korbstühle, wie einer nach dem Grabstein aus dem Moselgebiet in Trier hier publiziert wird, die den neuesten Wiener buchtigen Korbmöbeln näher sind, als ein Gedicht des Horaz dem Ver sacrum.

Wie aber teilt man zur methodischen Forschung diese ganze Heerschau der Stühle ein? Die ausnahmsweisen Prachtexemplare sollen als untypisch draußen bleiben. Man hätte sie vielleicht dennoch auf einer Extratafel zugeben können, da sie nun einmal die höchste Kulturstufe des Stuhls erreichten. Der Dagobert-, der Westminster-, der Maximian- und der Franziskanerstuhl erzählen Bände. So aber beschränkte man sich auf den Stamm des Heeres, und suchte die typischen Formen. Meyer ordnete: Schemel ohne Lehne, Faltstühle ohne Lehne, Faltstühle mit Lehne, Rundlehnen und Rundsessel, alte Armsessel mit Brett- und Pfostengefüge, Baldachinstühle, Schemel mit Lehne, Drehstühle, Armsessel mit Holzlehne, Armsessel mit Leder- oder Stoffbezug, Große Lehn- und Armsessel, leichte Stühle ohne Armlehne — mit mancherlei Unterabteilungen. Dieses Reglement klingt unübersichtlicher, als es sich auf den Tafeln darbietet. Trotzdem sind einige Grenzen unklar. Bald geht es nach der Bauart, bald nach der Sitzart, bald nach der Leichtigkeit, bald nach dem Material. Die Typen leben nicht in starrer Familientrennung, es finden sich Verwandtschaften, Anklänge, Fortbildungen. Vielleicht wäre es natürlicher gewesen, historische Lieblingstypen, die sich dem Gefühl nach trennen, den feierlichen Stuhl, den Renaissancelehnstuhl, den Gesellschaftsstuhl des 18. Jahrhunderts, den Bauernstuhl, den Faltenstuhl, also die Grundformen der Variationen leicht herauszunehmen und das Uebrige lose anzuschließen. Oder man kann einfach von drei Hauptthypen ausgehen: Schemel, Lehnstuhl, Armlehnstuhl und alles, was die Form der Füße und Lehnen, das Material, den Grundriß des Sitzes betrifft, zu Unterabteilungen machen. Abnorme Formen, Klappstühle, Drehstühle oder jener Rittlingssitz des Louis XVI.-Stils, der die Arme des Vornübergelehnten hoch stützt, würden anhangsweise betrachtet werden. Doch denke man sich diese Einteilung nicht zu leicht. Immer giebt es eine neue Schwierigkeit. Der Klappstuhl z. B. ist gegen jede Methode widerspenstig. Erst ist er wirklich zum Klappen, dann behält er auch ohne Charnire die Form. Halb ist er Schemel, halb Lehn-

stuhl, schließlich Armlehnstuhl. So greift alles ineinander. Es ist dafür gesorgt, daß die hohe Wissenschaft der Sitzgelegenheiten nicht zur Ruhe kommt.

Der Geschmack ging nicht nach diesen wissenschaftlichen Typen, er wählte einzelne charakteristische Formen aus, die ihm von Kultur gesättigt erschienen, er belegte sie mit assoziativen Namen. Da ist der Savonarolastuhl, der zwei S-förmige Lattenteile in einanderfügt mit aufgelegtem Sitz und abnehmbarer Rückenlehne, ein Möbel, ebenso behaglich nachdenksam wie freiheitlich in der Handhabung. Da ist der Oliver-Goldsmithstuhl mit vier gespreizten Füßen, die ein doppeltes T verbindet, runder Sitzfläche, geschwungenen Armlehnen und gestützter Rücklehne, ländlich leicht, und trotz allem Komfort schlank und beweglich. Da ist der Strozzischemel mit der dünnen, langen Lehne, die von einem Wappen gekrönt ist, während die Füße bäurisch fest und kantig unter sechseckigem Sitz stehen; der tyroler Bauernstuhl, hochstämmig mit der geschnitzten Lehne, die eine schweizerische Verrohung Italiens giebt; der Lutherstuhl, in den Kopien recht drehbar mit einer Renaissanceschnitzelei, die von keiner italienischen Proportionalität zeugt, aber auch nicht von deutscher Ehrlichkeit — das Original ist verloren gegangen. Der Shakespearestuhl, hochlehnig und armweit, gut für die Weisen wie für die Narren, ein Präsentierstuhl, der den Menschen gar wirksam umrahmt und greifbar darbietet, gravitätische Herren und liebreizende Frauen. Endlich der Rubenssessel mit doppeltem Fußgestell und knapper Lehne, aber fest und schön gepolstert, Ateliermöbel und vorzüglicher Eßstuhl.

Der Geschmack wählt dazu allerlei namenlose Schönheiten, die die Geschichte dieses Möbels unter besonders günstigen Bedingungen hervorbrachte. Den soliden Komptoirstuhl des freigewordenen Amerika im 18. Jahrhundert. Den eleganten Hepplewhite der Gainsboroughzeit mit der schönen Oesenlehne. Den niederländischen Polstersessel mit seiner gradlinigen Ehrlichkeit bei aller Noblesse der Linie. Den deutschen, polierten Eichensessel von 1820 mit der halbkreisförmigen Lehne. Die englische Vereinfachung des geschnitzten, hohen Renaissancelehnstuhls. Und alles, was in Bauernhänden blieb, und den Stil nicht zu fürchten hatte.

Der moderne Stuhl ist in dieser Sammlung ausgeschlossen. In einer besonderen Serie werden die Möbel der neuen Zeit zusammengefaßt werden, die den naiven Stil und die Typik überwunden haben, in der Hoffnung, Kunstwerke persönlicher Geltung zu werden, individueller, formreicher und phantasievoller als alles, was von der ägyptischen Sykomore bis zum amerikanischen Altmahagoni gebaut wurde

O. B.

Der Kampf gegen das Oel.

Die künstlerische Schöpfung ist vom Material abhängig, aber auch das Material von der Schöpfung. Man wünscht sich die Farbstoffe, die Bindemittel nach den Vorstellungen der Phantasie, ihre Leichtigkeit oder Schwere nach dem Tempo der Einbildungskraft, ihre Flächenhaftigkeit oder Körperlichkeit nach den Neigungen malerischer oder plastischer innerer Gesichte. Das Material der Malerei ist eine eigene Kunst in dem großen Drama der Kunstgeschichte.

Als die Brüder van Eyck zum ersten Mal das Oel auf umfangreichere Gemälde anwendeten, folgten sie ihrem nordischen Temperament. Die Temperamalerei ist ihnen zu scharf und bestimmt, sie wollen Schmelz und Dämmer, Tiefe der Perspektive, spielende Lichter und bewegte Schatten und den sehnsüchtig brennenden Glanz der Sonne. Sie hatten mit ihrer Erfindung einen ebenso großen Erfolg, wie mit ihrer Kunst. Das niederländische Oel eroberte zunächst Venedig. Das Oel, Produkt des Südens, wurde mit der Farbe vermischt, dem Süden zurückgegeben. Die Venezianer liebten es so inständig, daß sie es selbst für die Dekorationen größerer Räume statt der Freskotechnik anwendeten. Antonello da Messina wird gewöhnlich als der Vermittler genannt. Hier in Venedig interessierte das Oel durch seine koloristische Leuchtkraft, die Tempera niemals erreicht hatte. Anderswo interessierte es durch seine Plastizität. Verrocchio verwendet es mit Tempera zusammen, wo er Tiefe und Rundung erreichen will. Lionardo versucht es auf der Mauer des Refektoriums von S. Maria delle Grazie. Die Zeit gab ihm Unrecht. Sie zerstörte sein Abendmahl und ließ nur das Tafelbild bestehn, das nicht auf Kalk, sondern auf Leinwand oder Holz gemalt war.

Mit der Tafelmalerei, dem Realismus, der Perspektive und der Farbenkunst eroberte das Oel langsam die ganze Welt des Malens. Es löste die Temperaauffassung, die Fläche und kühle Dekoration, ab durch die Sprache von Licht und Farbe. Es regierte unumschränkt in der ganzen Kunst, die von der Renaissance geschaffen und abhängig war. Vielseitig, wie es sich gab, veränderte es seine Natur nach den Wünschen des Südens und Nordens, Watteaus und Rembrandts.

Für Skizzen, für die Vorstufen des Bildes auf dem ersten Blatt Papier, verwendeten es in größerem Maßstabe nur die Venezianer, deren Oelfarbenskizze impressionistischer ist als die erste Bildskizze eines Rubens. Aber das Interesse der Kunst verschob sich allmählich zu Gunsten einer graziöseren Leichtigkeit. Techniken, die bisher nur im Entwurf ihre Stelle hatten, verselbständigen sich. Aquarelle beginnen sich Bilder zu nennen, der Pastellstift emanzipierte sich schon im 17. Jahrhundert von der bloßen Tönung zu bildmäßigeren

Wirkungen und im 18. blüht das Pastellporträt. Wie die Kunst selbst sich in ihre vorbereitenden Phasen hineinentwickelt, gewinnen die vorbereitenden Techniken an selbständiger Bedeutung; wie die Zeichnung immer mehr eigenen künstlerischen Wert beansprucht und Gattung der Kunst wird, wachsen Wasserfarbe und Kreidefarbe zu sanktionierten Materialien herauf, die nicht mehr bloß die Kindersprache des Oels darstellen wollen.

Das 19. Jahrhundert eröffnet einen regulären Kampf gegen das Oel. Es hat in der Architektur und Möbelkunde die Einheit der bisherigen Stils aufgegeben, um mit ihrer Vielheit eine kontrastierende Sprache zu bilden, und es giebt ebenso in der Malerei das Grundprinzip des Oels auf, um mit mehreren Prinzipien lieber eine individuelle Kunst zu pflegen, die sich dem einzelnen Fall entsprechend ihr Material aussucht oder dem Naturell des einzelnen Künstlers das Bindemittel der Farbe beliebig zur Verfügung stellt. Früher begann man das Bild mit dem Silberstift, ging zur Tusche oder Kreide über, um mit dem offiziellen Oel zu schließen, das sich in Untermalung, Uebermalung und Firnissung teilte. Jetzt giebt es Aquarellisten, Pastellisten und sogar sociétés von ihnen. Die Temperafarbe wird wieder heraufgeholt, wie man alte Möbel kauft oder ein Menuet wieder einstudiert. Sie dient beabsichtigten, kühlen und leichten Wirkungen. Neue Zusammensetzungen werden erfunden, wie Petroleum- und Caseinfarben, die aus dem Interesse der Fabriken stammen, die Fabrikation, einst die Arbeit der Künstler selbst, möglichst zuverlässig zu gestalten. Wie in anderen Kunstgebieten, geht auch hier gleichzeitig mit der genauen Erforschung alter Farben, über die wir schon mehrere Menographien besitzen, die praktische Vielseitigkeit der Methoden, die zahlreiche, neue Ausdruckswerte schafft. Fresko wird wieder systematisch geprobt und unterrichtet, Oel wird wieder häufiger vom Künstler selbst gemischt, die Enkaustik der Griechen wird wieder versucht, Aquarell mit Gouache zu einem großzügigen Material entwickelt (Bartels), Aquarell ebenso mit den deutschen Oelstiften verbunden (Baluschek) und vor allem der Pastellstift zu einer ungeahnten Herrschaft ausgebildet. Das Pastell kennt lange Zeit nur die zeichnerische, strichelige, fadenmäßige Wirkung. Noch Millets Landschaftspastelle sind, wie es Segantini beibehielt, in Fädchenmanier durchgestrichelt. Aber seit zehn Jahren ist das Pastell in unmittelbaren Wettbewerb zum Oel getreten. Der Aufschwung der französischen Fabrikation giebt uns tausende von Farbnüancen in diesen leichten, bald pulverigen, bald crêmigen Stiftchen, die wir mit der Spitze streichend, mit dem Rücken lasierend, leicht tönend oder scharf präzisierend, ja fast als dicke pastose Masse auf allen Unterlagen verwenden können. Ohne die Massivität und Leuchtkraft des Oels zu erreichen, giebt das Pastell heut gänzlich realistische Bilder her, die das Kreideporträt des 18. Jahrhunderts unendlich an Kraft und persönlicher Sprache übertreffen. Ury war einer der ersten, der diese schlummernden Pastellkräfte entdeckte, seine Landschaften waren dadurch etwas wie eine neue Kunstgattung. Je nach dem Naturell und der Strichführung ist heut das Pastell im Material von sensibelster Feinheit geworden. Ob Ury, Liebermann, Leistikow, Brandenburg, Gari Melchers, Baum, Engel es verwenden — es scheint jedesmal ein neuer Stoff zu sein, der anderen Fingern anders gehorcht, während es einst die Werke, die man in seiner Technik schuf, zum Verwechseln ähnlich gemacht hatte.

Wir lieben die Impression, den Essai, die Improvisation vor der Wirklichkeit. Wir sehen schnell, wollen schnell schreiben und aus der Schnelligkeit die frischen Reize der Kunst erhalten. Die Oelmalerei wurde uns dafür zu umständlich. Die Palette, die Fläschchen, die Messer, die vielen Pinsel, die Leinwand, die nicht gerollt werden darf, das Holz, das nicht geklappt werden kann, sind ein Gepäck, kein Werkzeug. Man ist so konservativ in solchen Dingen, wie man immer noch ohne Unterschied von den alten Aegyptern mit Feder und Tinte schreibt, nur daß man den Kiel durch das Stahl ersetzte; der Füllfederhalter ist unsicher, der Cohinorbleistift nicht verbreitet. Das Pastell schien wenigstens für gewisse Zwecke das Oel vor der Natur zu ersetzen. Es gab schnell den gewünschten Effekt, es strich sich ohne großen Apparat aus der freien Hand, war leicht zu vervollständigen und zu transportieren, begnügte sich mit einfachem Grundmaterial, ein Kasten fürs Papier, einer für die Stifte genügte, man konnte es an ein Rad hängen. Aber es kommen Augenblicke, da sich der Pastellist nach den stärkeren Wirkungen des Oels sehnt, da er statt glasieren und anduften mit den Farben arbeiten, schrubbern, kneten und fließen möchte. Dann fallen ihm die Nachteile des Pastells ein. Daß es bröckelt und staubt, im Fluge der Arbeit sich verlegt und abdrückt und die klare Farbe verliert; daß es nicht viel Korrekturen erlaubt und niemals den hellen Ton über dem dunklen einzufügen gestattet; daß es sich nicht sonderlich auf dem Papier mischt und bei starker Ueberschichtung die Tonkraft verliert; daß es sich bei Erschütterungen verschlechtert und Staub und Feuchtigkeit anzieht, sich schwer aufbewahrt, nicht fixiert werden kann, ohne die Farbe zu ändern und eine Sorgfalt verlangt wie ein Schmetterlingsflügel. So kam Raffaelli in Paris auf die Idee, die Vorzüge des Oels und Pastells zu verbinden, indem er die Anregung gab, Oelstifte herzustellen, die Oelfarbe loslösen, aber doch mit der Hand geführt werden, die die Nuancen des Pastells fertig darbieten, aber doch trocknen, die auf jeden

Grund gesetzt werden können und doch die Kraft und Wärme des Oels möglichst behalten. Dies ist die letzte Erfindung im großen Kampfe gegen die offizielle Oelfarbe, sie giebt dem Oel die Handlichkeit des Pastells, sie kommt vielen stillen Wünschen entgegen, vermeidet viele Aergernisse der modernen improvisierenden Kunst, und hat darum eine zweifellose Zukunft.

Raffaelli hat seine Oelstifte bereits seit fünf Jahren erprobt. Bei Durand-Ruel in Paris ist zur Zeit eine Ausstellung von Bildern, die in dieser neuen Technik hergestellt sind, nicht bloß vom Erfinder, sondern auch von Besnard, Thaulow und Anderen, die nicht die trockene und witzige Manier Raffaellis haben, sondern breit und farbig arbeiten. Alle Länder haben es patentiert. Für Deutschland-Oesterreich stellen Dr. F. Schönfeld & Co. in Düsseldorf die Stifte her. Sie verbreiten sich zusehends, weil sie die Erwartungen übertreffen. Man dachte nach Raffaellis Kunst dünne, trockene Farbstiftchen zu erhalten, aber nun liegen mächtige Cylinder vor uns, die die Farbe fließen lassen, die bis zur Pastosität und dem Spachtel alle Wirkungen des Oels uns erlauben, richtige streichende und tiefe Farben. Michetti in Italien arbeitet zur Zeit an demselben Problem, auch er ging vom Pastell aus, aber um es zu fixieren, erfand er einen nassen Untergrund, auf den die von ihm besonders konstruierten Kreidefarben gesetzt werden. Raffaeli nimmt nur die Methode vom Pastell, und die Wirkung vom Oel Einst rieben die Maler selbst ihre Farben, dann kauften sie die Grundfarben in Tuben und mischten sie wenigstens selbst, heut ist auch diese Mischung schon von der Fabrik vorgemacht und man braucht „nur zu malen". Ein Stück alter technischer Poesie geht verloren. Die schönen Namen des Caput mortuum oder Van Dyckbraun oder Veroneser Grün oder Terra di Siena sind überflüssige Etiketten. Auf den Pastellstiften stehen sie noch zur Dekoration, auf den Raffaellischen Stiften fehlen sie schon ganz und sind einfach durch Nummern ersetzt, die dem Fabrikkatalog entsprechen. In diesem Mannheim giebt es keine Potsdamer- und Goethestraße mehr, sondern nur das Schema L 4 und K 5 7. Aber was an Poesie alter Zeit verloren ging, wird an unnötigem Mechanismus erspart. Die Kunst beginnt bei der gemischten Farbe, die Intuition verbraucht sich nicht halb auf der Palette, ein Blick, ein Griff, ein Strich — und sie arbeitet unmittelbar aus der Seele, zu der sie auch wieder ebenso unmittelbar wirken will.

Praktische Vorzüge sind nicht unwesentlich. Die Raffaelischen Stifte bleiben sauber und der Maler hat stets die volle Uebersicht über sein Material. Sie mischen sich, obwohl sie schon in allen denkbaren Nüancen wie die Pastelle hergestellt werden, trotzdem auf dem Malgrunde, sie lassen sich durch Terpentin verdünnen und verreiben, sie lassen sich mit dem Messer pastos aufdrücken, man kann sie entfernen und beliebig korrigieren, sogar hell für dunkel einsetzen, und es genügt vor der Natur der Finger, um sie ganz wie Pastelle auf der Fläche modellierend und vertreibend (es giebt keine seelischere Technik) zu behandeln. Man kann sie mit Tubenöl verbinden, kann trotz sofortigen Trocknens stets wieder beginnen, hat alles in der Hand wie beim Pastell, ohne das Verwischen zu befürchten, und geberdet sich wie beim Oel, ohne Springen und Dunkeln vorauszusehen. Man hat ein Kästchen mit Farben und kann die Leinwand oder das Papier in eine Rolle stecken. Leichter kann es der Kunst nicht gemacht werden, und doch fängt die Kunst erst dann an, wenn der äußere Apparat auf so geringe Requisiten gebracht, und alles der unmittelbaren Hand, den Fingerspitzen überlassen wird, die mit diesen Stiften bald zeichnen, bald malen, stricheln, streichen, decken, kolorieren, modellieren können — je nach der Laune der Nerven. Der Spinettspieler mußte einst das Klavier vor jedem Konzert stimmen, der Bechsteinspieler hat die Farben fertig und die Kunst im Gelenke der Hand.

Nun muß man abwarten. Man muß sehn, ob sich nicht andere Uebelstände zeigen. In diesen Oelstiften ist weniger Oel, als in den Tuben, das ist gut für die Erhaltung, aber es dämpft die äußerste Kraft, und man muß sehen, ob die Bilder, die zuerst eine angenehme Mischung von Oel- und Pastellcharakter haben, nicht nachmatten. Die Stifte setzen kleine Häute an, wenn sie nicht benutzt werden; sie jedesmal zu entfernen, ist ein bischen störend. Man wird zusehen, ob sie nach Jahren nicht zu dick werden — sonst genügte ein Reibeisen, das man am Malkasten befestigt. Das wird sich alles finden. Die Pastellmalerei selbst wie die Oelmalerei braucht sich nicht zu fürchten; Raffaelli kann sie nicht ersetzen, weil er sie verbindet. Er schuf in erster Linie ein dankbares Mittel für den Improvisator, dem jede Kunst ihre besten Anregungen verdankt. Er beseitigte den großen Mechanismus der Oelmalerei vor der Natur, indem er von dem Wesen unserer Kunst her ihre Regie erneuerte, ein Schritt, der nicht bloß für Leute vom Bau wichtig ist, sondern sein allgemeines, kunstpsychologisches Interesse hat. O B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

www.libtool.com.cn

Aus Friedrich Nietzsche's Nachlaß.

I.

Aphorismen über Musik und Musiker.

1.

Die vorletzten Jahrhunderte. — Deutschland hat erst in dem 17. und 18. Jahrhundert seine eigenste Kunst, die Musik, auf die Höhe gebracht: man vergebe es einem mitunter melancholischen Beobachter, wenn er die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts auch nur als eine glänzende, vielfache und gelehrte Form des Verfalls zu erkennen vermag. Es hat in demselben vielverlästerten Jahrhundert ebenfalls in den bildenden Künsten eine verschwenderische Lust und Kraft gezeigt: der deutsche Barockstil in Kirche und Palast gehört als Nächstverwandter zu unsrer Musik, — er bildet im Reiche der Augen dieselbe Gattung von Zaubern und Verführungen, welche unsre Musik für einen anderen Sinn ist. Zwischen Leibniz und Schopenhauer (geboren 1788) hat Deutschland den ganzen Kreis origineller Gedanken ausgedacht, also ebenfalls innerhalb jener Jahrhunderte: — und auch die Philosophie, mit ihrem Zopf und Begriffs-Spinngewebe, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Schwermuth, ihrer heimlichen Unendlichkeit und Mystik gehört zu unserer Musik und ist eine Art Barocco im Reiche der Philosophie.

2.

Es gab ein Jahrhundert lang nur einen Gegensatz von französischer und italienischer Musik.

Im Kampfe Gluck's mit Piccini verschärfte er sich und kam auf seine Spitze: Gluck wurde hierbei durchaus als Vertreter des französischen Geschmacks empfunden — als Vertreter des Vornehmen, Pomphaften und Rationalistischen.

Die Deutschen als Musiker haben bald nach Frankreich, bald nach Italien hingehorcht: einen eigenen deutschen Geschmack in der Musik giebt es auch heute noch nicht.

Es scheint mir, daß Wagner noch einmal den französischen Geschmack zum Uebergewicht über den italianisirenden gebracht hat (d. h. über Mozart, Haydn, Rossini, Bellini, Mendelssohn), aber es ist der Geschmack Frankreichs von 1830: die Litteratur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei: „Programm-Musik", das „sujet" voran!

*

www.libtool.com.cn

Beethoven gehört zu Rousseau und zu jener humanitären Strömung, welche der Revolution theils vorauslief, theils verklärend nachlief, noch mehr aber zu dem Hauptereigniß des letzten Jahrhunderts, dem Erscheinen Napoleon's. Mozart die Gesellschaft des Rococo-Zeitalters voraussetzend.

3.

Brahms, kein „Ereigniß", keine Ausnahme, kein Riß der Kette vor Wagner, vielmehr ein Ring mehr. Wenn man von dem absieht, was er gleichsam einem gastfreundlichen Genius fremder Arten und Menschen gelegentlich geopfert hat — auch Opfer der Pietät gegen große Lehrer, alte und neue, hinzugerechnet —, so ist er der Musiker, welcher bisher allein auf die Bezeichnung der „norddeutsche Musiker" Anspruch hat.

4.

Ich habe mir lange Zeit die allerbeste Mühe gegeben, in Richard Wagner eine Art von Cagliostro zu sehen: man vergebe mir diesen nicht unbedenklichen Einfall, der zum mindesten nicht vom Haß und der Abneigung eingegeben ist, sondern von der Bezauberung, welche dieser unvergleichliche Mensch auch auf mich ausgeübt hat: hinzugerechnet, daß nach meiner Beobachtung die wirklichen „Genie's", die Echten höchsten Ranges, allesammt nicht dergestalt „bezaubern", sodaß „das Genie" allein mir nicht zur Erklärung jenes geheimnißvollen Einflusses auszureichen schien.

5.

Man gestehe es sich doch ein: wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch jener hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause: man frage nur die Irrenärzte —; und nirgendswo werden einmal die hypnotisirenden Griffe und Hand-Auflegungen, mit denen unser musikalischer Magus und Cagliostro seine Weiblein zur wollüstigen Nachtwandelei mit offnen Augen und geschlossnem Verstande zwingt und überredet, so gut verstanden werden, als unter Pariserinnen. Die Nähe von krankhaften Begierden, die Brunst rasend gewordener Sinne, über welche der Blick durch Dünste und Schleier des Uebersinnlichen auf gefährliche Weise getäuscht wird: wohin gehört das mehr, als in die Romantik der französischen Seele? Hier wirkt ein Zauber, der unvermeidlich einmal noch die Pariser zu Wagner bekehren wird. — Wagner aber soll durchaus der eigentlich deutsche Künstler sein: so dekretirt man heute in Deutschland, so verehrt man ihn, in einer Zeit, welche wieder einmal die prahlerische Deutschthümelei auf die Höhe bringt. Diesen „eigentlich deutschen" Wagner giebt es gar nicht: ich vermuthe, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit diesem Dekrete selbst verherrlichen wollen. Daß irgend Etwas an Wagner deutsch sein mag, ist wahrscheinlich: aber was? Vielleicht nur der Grad, nicht die Qualität seines Wollens und Könnens? Vielleicht nur, daß er alles stärker, reicher, verwegener, härter gemacht hat, als es irgend ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts machen könnte? Daß er gegen sich selber strenger und den längsten Theil seines Lebens in deutscher Weise, auf eigne Faust, als unerbittlicher Atheist, Antinomist und Immoralist gelebt hat? Daß er die Figur eines sehr freien Menschen, des Siegfried, erdichtete, welche in der That zu frei, zu hart, zu

www.libtool.com.cn

wohlgemuth, zu unchristlich für den lateinischen Geschmack sein mag? — Freilich hat er auch diese Sünde wider die französische Romantik am Ende wieder quitt zu machen gewußt: der letzte Wagner in seinen alten Tagen ist mit seiner Siegfried-Caricatur, ich meine mit seinem Parsifal, nicht nur dem romanischen, sondern geradezu dem römisch-katholischen Geschmacke entgegengekommen: bis er zuletzt gar noch mit einer Kniebeugung vor dem Kreuze und mit einem nicht unberedten Durste nach „dem Blute des Erlösers" Abschied genommen hat! Auch von sich selber! Denn es gehört bei altgewordnen Romantikern zur leidigen Regel, daß sie am Schluß ihres Lebens sich selber „verleugnen" und verkennen und ihr Leben — durchstreichen! —

6.

Der Rückschluß vom Werk auf den Schöpfer: die furchtbare Frage, ob die Fülle oder die Entbehrung, der Wahnsinn des Entbehrens zum Schaffen drängt: der plötzliche Blick dafür, daß jedes romantische Ideal eine Selbst-Flucht, eine Selbst-Verachtung und Selbst-Verurtheilung Dessen ist, der es erfindet.

Es ist zuletzt eine Sache der Kraft: diese ganze romantische Kunst könnte von einem überreichen und willensmächtigen Künstler ganz in's Antiromantische oder — um meine Formel zu brauchen — in's Dionysische umgebogen werden: ebenso wie jede Art Pessimismus und Nihilismus in der Hand des Stärksten nur ein Hammer und Werkzeug mehr wird, mit dem eine neue Treppe zum Glück gebaut wird.

Ich erkannte mit Einem Blick, daß Wagner zwar sein Ziel erreicht, aber nur so wie Napoleon sein Moskau erreicht hatte, — an jeder Etappe war so viel verloren, unersetzbar verloren, daß gerade am Ende des ganzen Aufmarsches und scheinbar im Augenblick des Siegs, das Schicksal schon entschieden war. Verhängnißvoll die Schlußverse Brünnhilde's (zweite Variante). So kam Napoleon nach Moskau (Rich. Wagner nach Bayreuth).

Sich mit keinen krankhaften und von vornherein besiegten Mächten verbünden! —

Hätte ich nur mir selber mehr getraut! —

Mir hat die Wagner'sche Unfähigkeit, zu gehn (noch mehr: zu tanzen, — und ohne Tanz giebt es für mich keine Erhebung und Seligkeit) immer Noth gemacht.

Das Verlangen nach vollständigen Passionen ist verrätherisch: wer ihrer fähig ist, verlangt den Zauber des Gegentheils, d. h. die Skepsis.

7.

Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er nicht zuletzt den schlechten Geschmack — oder die traurige Nöthigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von „Geistern" gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen, ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-zu-Erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniß mehr als irgend eine andre Begegnung förderlich gewesen ist, — vorangestellt, was voransteht:

daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte und daß es ein gutes Stück Selbst-Ueberwindung bedurfte, ehe ich dergestalt „Sein“ und „Mein“ mit besonderem Schnitte zu trennen lernte. Daß ich über das außerordentliche Problem des Schauspielers zur Besinnung gekommen bin — ein Problem, das mir vielleicht ferner liegt als irgend ein anderes, aus einem schwer aussprechbaren Grunde —, daß ich den Schauspieler im Grunde jedes Künstlers entdeckte und wiedererkannte, das Typisch-Künstlerhafte, dazu bedurfte es der Berührung mit jenem Manne. Es scheint mir, daß ich vom Künstler und Schauspieler höher und — schlimmer denke, als frühere Philosophen. Die Verbesserung des Theaters geht mich wenig an, seine „Verkirchlichung“ noch weniger: die eigentliche Wagner'sche Musik gehört mir nicht genug zu, — ich würde sie zu meinem Glücke und zu meiner Gesundheit entbehren können (quod erat demonstrandum et demonstratum).

8.

Ein Zeitalter der Demokratie treibt den Schauspieler auf die Höhe, — in Athen ebenso wie heute. Richard Wagner hat bisher Alles darin überboten und einen hohen Begriff vom Schauspieler erweckt, der Schauder machen kann. Musik, Poesie, Religion, Cultur, Buch, Familie, Vaterland, Verkehr — Alles vorerst Kunst, will sagen Bühnen-Attitüde!

9.

Hier sind die zwei Formeln, aus denen ich das Phänomen Wagner begreife.

Die eine heißt:

Die Prinzipien und Praktiken Wagner's sind allesammt zurückführbar auf physiologische Nothstände: sie sind deren Ausdruck („Hysterismus“ als Musik).

Die andere heißt:

Die schädliche Wirkung der Wagner'schen Kunst beweist deren tiefe organische Gebrechlichkeit, deren Corruption. Das Vollkommene macht gesund; das Kranke macht krank. Die physiologischen Nothstände, in die Wagner seine Hörer versetzt (unregelmäßiges Athmen, Störung des Blutumlaufs, extreme Irritabilität mit plötzlichem Coma) enthalten eine Widerlegung seiner Kunst.

Mit diesen zwei Formeln ist nur die Folgerung jenes allgemeinen Satzes gezogen, der für mich das Fundament aller Aesthetik abgiebt: daß die ästhetischen Werthe auf biologischen Werthen ruhen, daß die ästhetischen Wohlgefühle biologische Wohlgefühle sind.

10.

Die intellektuelle Charakterlosigkeit. — Als Richard Wagner mir gar von dem Genusse zu sprechen begann, den er dem christlichen Abendmahle (dem protestantischen) abzugewinnen wisse, da war es aus mit meiner Geduld. Er war ein großer Schauspieler: aber ohne Halt und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben: Wolfsschlucht und Euryanthe, Schauer-Hoffmann,

www.libtool.com.cn

dann „Emancipation des Fleisches“ und Durst nach Paris, dann den Geschmack für große Oper, für Meyerbeer'sche und Bellini'sche Musik, Volkstribune, später Feuerbach und Hegel (— die Musik sollte aus der „Unbewußtheit“ heraus), dann die Revolution, dann die Enttäuschung, und Schopenhauer, und eine Annäherung an deutsche Fürsten, dann Huldigungen vor Kaiser und Reich und Heer, dann auch vor dem Christenthum (welches seit dem letzten Kriege und seinen vielen „Todtenopfern“ wieder in Deutschland zum guten Geschmacke gehört), mit Verwünschungen gegen die „Wissenschaft“.

11.

Mit dem Schlusse seines Lebens hat Richard Wagner sich durchgestrichen: unfreiwillig gestand er ein, daß er verzweifelte und sich vor dem Christenthum niederwarf.

Ein Ueberwundener! — das ist ein Glück: denn welche Confusion hätte sonst sein Ideal noch hervorgebracht! Die Stellung zum Christenthum entschied mich — zugleich über allen Schopenhauerianismus und den Pessimismus.

Wagner hat vollkommen Recht, wenn er sich vor jedem tiefen Christen in den Staub wirft: nur soll er sich nicht beikommen lassen, die ihm überlegenen höheren Naturen zu seiner Attitüde herabzuziehen!

Sein Intellekt, ohne Strenge und Zucht, war sklavisch an Schopenhauer gebunden: gut!

12.

Was Richard Wagner betrifft, so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich. Diese Art Künstler ist gerade darin unzuverlässig, wo ich keinen Spaß verstehe. Er versuchte sich mit dem bestehenden Christenthum zu „arrangiren“, indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahle entgegenstreckte — er hat mir von den Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse —, die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche: er bot ihr seinen „Parsifal“ an und gab sich für Alle, die Ohren haben, als „Römling“ in partibus infidelium zu erkennen.

13.

Das buddhistische Nichts hat an der Wagner'schen Kunst einen sublimen Fürsprecher: nicht in Formeln — Wagner ist zu klug für Formeln —, sondern in einer Ueberredung der Sinnlichkeit, welche den Geist mürbe und müde macht. Sein letztes Werk ist hierin sein größtes Meisterstück: das Raffinement im Bunde von Schönheit und Krankheit geht hier so weit, daß es über Wagner's frühere Kunst gleichsam einen Schatten legt, — sie erscheint zu hell, zu „gesund“ . . . Versteht ihr das? Die Gesundheit, die Helle wirkt als „Schatten“, als Einwand beinahe: — so weit sind wir bereits „reine Thoren“ . . .

14.

Das Lästigste, was die Schriften unklarer, schlecht geschulter, unphilologischer Geister an sich haben, ist noch nicht einmal ihre mangelhafte Schlußfähigkeit und der unfeste, wackelnde Gang ihrer Logik, zum Beispiel bei Richard Wagner oder bei Victor Hugo oder bei der George Sand. Es ist die

Unfestigkeit der Begriffe selber, für welche sie sich der Worte bedienen: diese Menschen haben nur ungestaltete schwimmende Klecksе von Begriffen im Kopfe. — Den guten Autor aber zeichnet nicht nur die Kraft und Bündigkeit seiner Satz-Form aus: sondern man erräth, man riecht, falls man der Mensch feiner Nüstern ist, daß ein solcher Schriftsteller sich beständig zwingt und übt, vorerst seine Begriffe auf strenge Weise festzustellen und fester zu machen (also mit seinen Worten eindeutige Begriffe zu verbinden) und, bevor das nicht gethan ist, nicht schreiben mag! — Uebrigens giebt es manche Zauber auch im Unsicheren, Dämmernden, Halblichten: so wirkte vielleicht Hegel auf das Ausland am meisten durch seine Kunst, in der Weise eines Betrunkenen von den allernüchternsten und kältesten Dingen zu reden. Dies war wirklich in dem großen Reiche der Berauschungen eine der seltsamsten, die je erfunden wurden — und recht eigentlich eine Sache der deutschen Genialität! Denn wir haben, wohin nur Deutsche und deutsche „Tugenden" gedrungen sind, überall auch die Lust und Begierde der groben und feinen Alkoholika hingetragen und mitgebracht. — Vielleicht gehört hierhin auch die berückende Gewalt unsrer deutschen Musik.

15.

Wagner's Stil hat auch seine Jünger angesteckt: das Deutsch der Wagnerianer ist der verblümteste Unsinn, der seit Schelling's Zeit geschrieben worden ist. Wagner selbst gehört als Stilist noch in jene Bewegung, gegen die Schopenhauer seinen Zorn ausgelassen hat: — und der Humor kommt auf die Spitze, wenn er sich als „Retter der deutschen Sprache" gegen die Juden aufspielt. — Um den Geschmack dieser Jünger zu zeichnen, gestatte ich mir ein einziges Beispiel: Der König von Bayern sagte einmal zu Wagner: „Also Sie mögen die Weiber auch nicht? — sie sind so langweilig!" . . . Nohl (der Verfasser eines in sechs Sprachen übersetzten „Leben Wagner's") findet diese Meinung „jugendlich umfangen"!

16.

Wagner vor allen Dingen tüchtig zusammenstreichen, sodaß das Viertel übrig bleibt: vor allem sein Recitativ, das den Geduldigsten zur Verzweiflung bringt . . . Es ist ein bloßer Ehrgeiz Wagner's, seine Werke als nothwendig bis in's Kleine und Einzelne zu lehren . . . Das Gegentheil ist wahr: es ist des Ueberflüssigen, Willkürlichen, Entbehrlichen viel zu viel! . . . Es fehlt ihm die Fähigkeit selbst der Nothwendigkeit: wie sollte er sie uns auferlegen können!

17.

Was allein kann uns wiederherstellen? — Der Anblick des Vollkommenen.

www.libtool.com.cn

II.

Erste Aufzeichnungen zum „Fall Wagner".

Der Anfang (Nr. 1) ist nicht mehr vorhanden.

2.

— Was ich selber einstmals, in meinen „jungen Jahren", über Schopenhauer und Richard Wagner schrieb, und weniger schrieb als *malte* — vielleicht in einem allzuverwegenen, übermüthigen, überjugendlichen Alfresco — das will ich am wenigsten heute auf „wahr" und „falsch" hin in's Einzelne prüfen. Gesetzt aber, ich hätte mich damals geirrt: mein Irrthum gereicht zum Mindesten weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre! Es *ist* etwas, sich *so* zu irren; es *ist* auch etwas, gerade *mich* dergestalt zum Irrthum zu verführen. Auch war es mir in jedem Falle eine unschätzbare Wohlthat, damals als ich „den Philosophen" und „den Künstler" und gleichsam meinen eigenen „kategorischen Imperativ" zu malen beschloß, meine neuen Farben nicht ganz in's Unwirkliche hinein, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können. Ohne daß ich es wußte, sprach ich nur für mich, ja im Grunde nur von mir. Indessen: Alles, was ich damals erlebt habe, das sind für eine gewisse Art von Menschen typische Erlebnisse, welchen zu einem Ausdruck zu verhelfen mir Pflicht schien. Und wer mit einer jungen und feurigen Seele jene Schriften liest, wird vielleicht die schweren Gelöbnisse errathen, mit denen ich damals mich für mein Leben band, — mit denen ich mich zu *meinem* Leben entschloß: möchte er einer jener Wenigen sein, die sich zu einem gleichen Leben und zu gleichen Gelöbnissen entschließen — *dürfen*!

3.

Es gab einen Zeitpunkt, wo ich im Geheimen anfing, über Richard Wagner zu lachen, damals, als er zu seiner letzten Rolle sich anschickte und mit den Gebärden eines Wundermannes, Heilverkünders, Propheten, ja sogar Philosophen vor den lieben Deutschen auftrat. Und da ich noch nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben, so biß mich mein eignes Gelächter noch in's Herz: wie es zur Geschichte eines Jeden gehört, der von seinem Lehrer unabhängig wird und endlich seinen eignen Weg findet. In dieser Zeit entstand der hier folgende lebhafte Aufsatz, aus dem, wie mir scheint, mancher junge Deutsche auch heute noch seinen Gewinn ziehen kann: — ich selber, so wie ich jetzt gesinnt bin, würde Alles geduldiger, auch herzlicher und schonender gesagt wünschen. Inzwischen errieth ich Allzuviel von der schmerzlichen und schauerlichen Tragödie, welche hinter dem Leben eines solchen Menschen, wie Richard Wagner es war, verborgen liegt.

4.

Welchen Werth Richard Wagner für den Nicht-Musiker haben mag, auch fürderhin behalten mag, diese Frage soll uns für jetzt noch erspart bleiben. Wagner hat ohne allen Zweifel den Deutschen dieses Zeitalters die umfänglichste Ahnung davon gegeben, was ein Künstler sein *könnte*: die Ehrfurcht vor „dem Künstler" ist plötzlich in's Große gewachsen; überall hat er neue Werth-

schätzungen, neue Begierden, neue Hoffnungen erweckt; und vielleicht nicht am wenigsten gerade durch das nur ankündigende, unvollständige, unvollkommne Wesen seiner Kunstgebilde. Wer hat nicht von ihm gelernt! wenn auch nicht so unmittelbar wie die Künstler des Vortrags und die Attitüden-Menschen jeder Art, so doch mindestens mittelbar, „bei Gelegenheit von Richard Wagner", wie man sagen dürfte. Sogar die philosophische Erkenntniß hat keinen geringen Anstoß durch sein Erscheinen bekommen, daran ist nicht zu zweifeln. Es giebt heute eine Menge ästhetischer Probleme, von welchen, vor R. Wagner, auch die Feinsten noch keinen Geruch hatten — vor Allem das Problem des Schauspielers und seines Verhältnisses zu den verschiedenen Künsten, nicht zu reden von psychologischen Problemen, wie sie der Charakter Wagner's und die Wagner'sche Kunst in Fülle vorlegt. Freilich: so weit er sich selber in das Reich der Erkenntniß begeben hat, verdient er kein Lob, vielmehr eine unbedingte Zurückweisung; den Gärten der Wissenschaft nahte er sich immer nur als der unbescheidenste und ungeschickteste Eindringling, und das „Philosophiren" Wagner's gehört zu den unerlaubtesten Arten der Dilettanterei; daß man darüber nicht einmal zu lachen verstanden hat, ist deutsch und gehört zum alten deutschen „Cultus der Unklarheit." Will man ihm aber durchaus auch noch als einem „Denker" zu Ehren und Statuen verhelfen — der gute Wille und die Unterthänigkeit seiner Anhänger wird das sich nicht ersparen können — wohlan, so empfehle ich, ihn als den Genius der deutschen Unklarheit selber darzustellen, mit einer qualmenden Fackel in der Hand, begeistert und eben über einen Stein stolpernd. Wenn Wagner „denkt", stolpert er. —

5.

Aber der Musiker Richard Wagner? — „Wagner und kein Ende": das ist heute die Losung.

(Hier fehlt ein Blatt der Handschrift.)

6.

Aber wir Freunde der Musik sind damit am Ende unserer Geduld. Wir haben so lange die beste Miene zum bösen Spiele der Wagnerei gemacht und mit Hülfe aller Tugenden und Aesthetiken uns einen ganzen langen Regentag hindurch zugeredet und ermahnt: „wie schön ist auch das schlechte Wetter! Wie viel Reize liegen im Unwetter und in schwarzen Wolken versteckt! Wie fein sich der Regen auf die „unendliche Melodie" versteht! Wie unvergleichlich leuchtet ein Blitz inmitten langer grauer Trübsal! Und gar der Donner: wie schön ist die Chromatik des Donners!" Aber endlich, endlich wollen wir auch den aufgeklärten Himmel wieder sehn und zum Mindesten den schönen Abend haben, den wir verdienen, nach einem so tugendhaften, aber so bösen Tage! — Wirklich? Den Abend? Will es denn wirklich schon „Abend werden"? Geht nun auch noch unsre beste Kunst, die Musik, auf die Neige? . . Meine Freunde, hier ist Einer, der nicht mehr daran glaubt! Es ist noch lange nicht Zeit für den Abend! Und Wagner bedeutete weder den Tag, noch den Abend unsrer Kunst, — sondern nur einen gefährlichen Zwischenfall, eine Ausnahme und ein Fragezeichen, welches alle strengen Künstler-Gewissen auf die Probe gestellt hat! Noch zur rechten Zeit lernten wir Nein! sagen: jeder rechtschaffne und tiefe Musiker sagt heute Nein zu Wagner und zu sich selber, soweit er noch „wagnerisirt" — und zwar je gründlicher gerade er bei Wagner in die Schule gegangen, bei Wagner gelernt hat.

www.libtool.com.cn

7.

Es mag freilich schlimm heute um die geringer begabten, auch um die geld- und ehrgeizigen Musiker bestellt sein: es giebt gerade für sie ausgesuchte Verführungen, in der Art Wagner's Musik zu machen. Es ist nämlich leicht, mit Wagner'schen Mitteln und Kunstgriffen zu componiren, es mag auch bei dem demagogischen Verlangen heutiger Künstler nach Aufregung der „Massen" lohnbringender sein, nämlich „wirkungsvoller", „überwältigender", „schlagender", „packender", und wie die verrätherischen Lieblingsworte des Theaterpöbels und der dilettantischen Schwärmer lauten. Aber was bedeutet zuletzt, in Sachen der Kunst, der Lärm und die Begeisterung von „Massen"! Gute Musik hat niemals ein „Publikum": — sie ist und kann niemals „öffentlich" sein, sie gehört den Ausgesuchtesten zu, sie soll immer und allein — im Gleichnisse gesprochen — für die „camera" da sein. „Massen" fühlen Den heraus, der ihnen am besten zu schmeicheln versteht; sie sind auf ihre Art allen demagogischen Talenten dankbar und geben es ihnen zurück, so gut sie können. (Wie „Massen" zu danken verstehen, mit welchem „Geiste" und „Geschmacke", dafür gab der Tod Victor Hugo's ein belehrendes Zeugniß: ist in allen Jahrhunderten Frankreichs zusammen so viel Frankreich entwürdigender Unsinn gedruckt und geredet worden, wie bei dieser Gelegenheit? Aber auch bei dem Begräbnisse Richard Wagner's verstiegen sich die Schmeicheleien der Dankbarkeit bis hinauf zu dem „frommen" Wunsche „Erlösung dem Erlöser!" —)

8.

Es ist kein Zweifel, daß die Wagner'sche Kunst heute auf die Massen wirkt; daß sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? — Für drei gute Dinge in der Kunst haben „Massen" niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — pulchrum est paucorum hominum —: um nicht von einem noch besseren Dinge, vom großen Stile zu reden. Vom großen Stile steht Wagner am fernsten: das Ausschweifende und Heroisch-Prahlerische seiner Kunstmittel steht geradezu im Gegensatz zum großen Stile; und ebenso das Zärtlich-Verführerische, das Vielfältig-Reizende, das Unruhige, Ungewisse, Spannende, Augenblickliche, Heimlich-Ueberschwängliche, die ganze „übersinnliche" Maskerade kranker Sinne und was nur Alles im typischen Sinne „Wagnerisch" heißen darf. Vor Allem und zuerst die ergreifende Attitüde! Etwas, das umwirft und schaudern macht! Was liegt am „zureichenden Grunde"! Eine Art Vieldeutigkeit, selbst in der rhythmischen Phrasirung, gehört unter seine liebsten Kunstmittel, eine Art Trunkenheit und Traumwandeln, welches nicht mehr zu „folgern" weiß und einen gefährlichen Willen zum blinden Folgen und Nachgeben entfesselt. Es liegt im Unlogischen, Halblogischen viel Verführerisches — das hat Wagner gründlich errathen —: namentlich für Deutsche, bei denen Unklarheit als „Tiefe" empfunden wird. Die Männlichkeit und Strenge einer logischen Entwicklung war ihm versagt: aber er fand „Wirkungsvolleres"! „Die Musik, hat er gelehrt, ist immer nur ein Mittel; der Zweck ist das Drama." Das Drama? Im Grunde sogar die Attitüde! — so wenigstens verstand es Wagner bei sich selber.

www.libtool.com.cn

9.

Man sehe nur unsre Frauen an, wenn sie „wagnetisirt“ sind: welche „Unfreiheit des Willens“! Welcher Fatalismus im erlöschenden Blicke! Welches Geschehen-lassen, Ueber-sich-ergehen-lassen! Vielleicht ahnen sie sogar, daß sie, in diesem Zustande des „ausgehängten“ Willens, einen Zauber und Reiz mehr für manche Art Männer haben? —: welcher Grund mehr zur Anbetung ihres Cagliostro und Wundermannes! Bei den eigentlichen „Mänaden“ der Wagner-Anbetung darf man unbedenklich sogar auf Hysterie und Krankheit schließen; irgend etwas ist in ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung; oder es fehlt an Kindern, oder, im erträglichsten Falle, an Männern.

10.

Etwas anders mag es mit den Wagnerischen Jünglingen bestellt sein: es ist vielleicht gerade die Freiheit des Willens, des Wagnerischen Willens, welche sie aus seiner vieldeutigen Kunst herauslesen; — und im Ganzen mag es das Gleiche sein, was gegen 1828 die leidenschaftlichen Jünger Victor Hugo's an ihrem Abgott ehrten und anbeteten. Diese Wagnerischen Jünglinge, in deren Glanz und jugendlichen Tugenden augenblicklich das Bild Wagner's selbst noch leuchtet, verehren in ihm den Meister großer Worte und Gebärden — Wagner's Musik ist immer Gebärde —, den Fürsprecher aller schwellenden Gefühle, aller erhabenen Begierden, sodann den wagenden Neuerer und Kettenlöser im Kampfe und Gegensatze zur älteren, strengeren, vielleicht beschränkteren Kunstschulung, den Eröffner neuer Zugänge, neuer Ausblicke, neuer Fernen, neuer Tiefen und Höhen der Kunst, endlich, und nicht am wenigsten: diese deutsche Jugend verehrt in Wagner einen Befehlshaber, Einen, der die Fähigkeit hat, zu kommandiren, auf sich allein zu stehen, auf sich allein zurückzuweisen, hartnäckig zu sich selber Ja zu sagen, und immer im Namen des „auserwählten Volks“, der Deutschen! — kurz, das Volkstribunenhafte und Demagogische dieses Künstlers, das in seiner Natur lag; denn auch Wagner gehört zu den Demagogen der Kunst, die auf die Instinkte der Massen zu wirken wissen und ebendamit auch die Instinkte solcher Jünglinge verführen, deren Begierde auf Macht gerichtet ist. Von welchem schlechten, ja abscheulichen Geschmack diese ganze „Selbst-in-Scene-Setzung“ Wagner's ist, davon sehen solche begeisterte Jünglinge noch Nichts: die Jugend hat einmal das Recht zum schlechten Geschmack, — es ist ihr Recht. Will man aber kennen lernen, wohin die Unschuld und die unbedenkliche Bereitwilligkeit von Jünglingen durch einen alten umgetriebenen Rattenfänger des Geistes geführt und verführt werden kann, so werfe man einen Blick auf jenen litterarischen Sumpf, aus welchem zuletzt der altgewordene Meister mit seinen „Jungen“ zu singen liebt (ist „Singen“ das rechte Wort?) — ich meine die übel berufenen „Bayreuther Blätter“. Das ist wirklich ein Sumpf: Anmaßung, Deutschthümelei und Begriffs-Wirrwarr im trübsten Durcheinander, ein unausstehlicher Zucker „süßesten“ Mitleidens darüber gegossen, dazwischen die nur theoretische Zuneigung zu grünen Gemüsen und eine zweckbewußte Rührseligkeit zu Gunsten der Thiere, dicht neben dem ungeschminkten, echten und gründlichen, auch durchaus untheoretischen Hasse auf die Wissenschaft, und überhaupt der Verhöhnung und Verunglimpfung alles dessen, was Wagnern im Wege steht und stand, — wie stand seinem Einflusse die vornehmere Natur Mendelssohn's, die reinere Natur Schumann's im Wege! — dabei ein kluges Ausschielen nach neuen Hülfstruppen, ein „Entgegen-

kommen“ nach Jeder Seite mächtiger Parteien hin, zum Beispiel das vollends unsaubere Spielen und Aeugeln mit christlichen Symbolen, — Wagner, der alte Atheist, Antinomist und Immoralist, ruft sogar einmal salbungsvoll das „Blut des Erlösers“ an! — im Ganzen die Unbescheidenheit eines dick-umräucherten Oberpriesters, der über alle erdenklichen, gerade ihm gänzlich entzogenen und verbotenen Bereiche des Denkens seine dunklen Gefühle wie Offenbarungen verlautbart; und dies in einem Deutsch, einem eigentlichen Sumpf-Deutsch der Unklarheit und Uebertreibung, wie es vielleicht selbst von den Deutsch-feindlichsten Schülern Hegel's nicht erreicht worden ist!

Was aber die Musik betrifft, die zu diesem Deutsch gehört, die Musik des „letzten Wagner“: so mögen ein paar Reime verrathen, welche Gefährlichkeit dieser Parsifal-Musik innewohnt.

— Ist Das noch deutsch? —
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Entfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Händespreizen,
Dies weihrauch-düftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stocken, Stürzen, Taumeln,
Dies ungewisse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Aeugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Ueberhimmeln?
— Ist Das noch deutsch? —
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —
Denn, was ihr hört, ist Rom, — Rom's Glaube ohne Worte!

11.

— Dieser letzte Wagner, im Grunde ein zerbrochner und überwundener Mensch, der aber die große Schauspielerei seines Lebens auf die Spitze brachte, dieser Wagner, der zuletzt gar noch von den „Entzückungen“ sprach, die er dem protestantischen Abendmahle abzugewinnen wisse, während er zu gleicher Zeit mit seiner Parsifal-Musik allem eigentlich Römischen die Hände entgegenstreckte: dieser überallhin sich anbietende Schmeichler aller deutschen Eitelkeiten, Unklarheiten und Anmaßungen, — dieser letzte Wagner sollte der letzte und höchste Gipfel unsrer Musik und der Ausdruck der endlich erreichten Synthesis der „deutschen Seele“ sein, der Deutsche selber? — Es war im Sommer 1876, daß ich diesem Glauben bei mir abschwor; und damit begann jene Bewegung des deutschen Gewissens, von der sich heute immer ernstere, immer deutlichere Zeichen zu erkennen geben, — und der Rückgang der Wagnerei!

12.

Zur Rangordnung. — Vielleicht, daß heute bereits verrathen werden kann, wohin Richard Wagner gehört: nämlich nicht in die große Reihe der Eigentlichen und Echten höchsten Ranges, nicht an diesen olympischen „Hof der Höfe“, von wo aus man vielmehr verwundert und mit heiterer Kälte dergleichen ehrgeizige schwitzende Plebejer heranstürmen sieht, welche zu glauben scheinen, daß der „gute Wille“ und jener „Schweiß vor der Tugend“, von der mit bäurischem Ungeschmack der griechische Bauer und Dichter Hesiod gesprochen hat, bereits ausreiche, die ewige unverrückbare Rangordnung der Seelen umzuwerfen, — oder gar „der unzufriedne Geist, der stets auf Neues sinnt“, welchen Wagner als seinen Dämon in Anspruch genommen hat. Vielmehr gebührt Wagner ein

www.libtool.com.cn

ganz anderer Rang und eine ganz andere Ehre — und in der That keine kleine und gemeine: Wagner ist eines von jenen drei Schauspieler-Genie's der Kunst, von welchen die Menge in diesem Jahrhundert — und es ist ja das „Jahrhundert der Menge"! — erst den Begriff „Künstler" zu lernen hatte: ich meine jene drei wunderlichen und gefährlichen Menschen — unter sie gehört Paganini und Liszt, vielleicht, in einem beträchtlichen Theile seiner Natur, eben auch Wagner —, welche ebenso sehr zum „Nachmachen" als zum Erfinden, zum Schaffen in der Kunst des Nachmachens selber vorherbestimmt waren und deren Instinkt Alles errathen hat, was zum Zweck des Vortrags, des Ausdrucks, der Wirkung, der Bezauberung, der Verführung ausfindig und ausgiebig gemacht werden kann. Als dämonische Mittler und Kunst-Interpreten wurden sie — und sind sie heute die Meister aller Künstler der Interpretation überhaupt: Jedermann in diesen Kreisen hat von ihnen gelernt; — unter Schauspielern und ausübenden Spielleuten jeder Art wird man deshalb auch den Herd und insgleichen die Herkunft des eigentlichen „Wagner-Cultus" zu suchen haben. Abgesehen aber von diesen Kreisen, denen man alles Recht zu ihrem Glauben und Aberglauben zusprechen darf, und im Hinblick auf die gesammte Erscheinung jener drei Schauspieler-Genie's und ihren geheimsten und allgemeinsten Sinn, komme ich bei mir nicht darüber hinweg, immer dieselbe Frage wieder aufzuwerfen: Was sich in jenen Dreien scheinbar neu ausdrückt, ist das vielleicht doch nur der alte und ewige „Cagliostro", nur neu verkleidet, neu in Scene gesetzt, „in Musik gesetzt", in Religion gesetzt, — wie es dem Geschmack des neuen Jahrhunderts — dem Jahrhundert der Menge, wie gesagt, — am besten entsprechen mag? Also nicht mehr wie der letzte Cagliostro als der Verführer einer vornehmen und ermüdeten Cultur, sondern — als demagogischer Cagliostro? — Und unsre Musik, mit deren Hülfe hier „gezaubert" wird: — was, ich bitte und frage euch, bedeutet diese Musik?

www.libtool.com.cn

Beate und Mareile.

Eine Schloßgeschichte.

Von **E. Graf Keyserling.**

(Schluß.)

Am Ende des Lantin'schen Parkes, dort, wo der Wildpark anfing, lag auf einer kleinen Insel des Teiches ein Pavillon, mit geschweiftem, chinesischem Dache. Die Leute nannten ihn die Türkenbude und erzählten sich seltsame Geschichten, die in alten Zeiten die Türkenbude mitangesehn haben sollte. Jetzt war der Raum verwahrlost. Die chinesische Tapete hing in Fetzen von den Wänden, Fledermäuse schliefen hinter ihr ihren Tagesschlaf, die rosa Vorhänge waren verschossen, die Couchette und die Sessel mit den goldenen Beinchen wackelten. In einer Vitrine schliefen staubige Bücher und Vögel aus kleinen Muscheln geformt. Ein roher Küchentisch stand mitten unter den altersschwachen Sachen. An der Wand hing ein Pastellbild, der Kopf einer blonden Frau. Der untere Teil des Gesichtes war fortgewischt, aber an den harten, grellblauen Augen sah man noch, daß der Mund gelächelt hatte. Diesen Ort hatte Günther für seine Zusammenkünfte mit Mareile gewählt. Die Mittagsstunde, wenn es auf den Feldern und Wegen still wird, war ihre Liebesstunde.

Günther lag auf der Couchette, rauchte und wartete. Das Fenster zum Walde hin stand offen. Das Hämmern eines Spechtes, der Wachtruf eines Hähers, das Schnalzen der Fische im Teich klangen herein. Ein Lufthauch trug den Duft des Mooses, der Schwämme und Heidelbeeren ins Zimmer. — Günther streckte sich. O! die köstliche Luft seiner Liebesstunde! Neben ihm stand eine Flasche und ein venezianisches Glas. Es war griechischer Wein, jener Santoriner vino santo, der ihn an Photini und die Liebesstunden auf Hydra erinnerte. Frau Kuhlmann, die alte Kastellanin, froh, wieder die Hüterin eines herrschaftlichen Geheimnisses zu sein, hatte eine weiße Salatschüssel voller Centifolien auf den Tisch gestellt.

Günther dachte immer wieder: „Mareile — Mareile — Mareile." Seltsam kühn sind doch die Weiber! Mareile, die Musterfrau der Fürstin Elise, — Mareile, die eben noch in Reih und Glied mit Beate, Seneïde marschierte —, sie ließ plötzlich Alles fallen, so mit einem Ruck, wie sie es liebte, ihre Kleider an sich niedergleiten zu lassen, um in ihrer schönen Nacktheit ihm zu gehören. Teufel auch! — Aber er wurde ungeduldig. Das Warten verlor seine Feierlichkeit. Kleinliche, unangenehme Gedanken kamen: an Verheimlichen, Verstecken, die ganze unreinliche Buchführung einer solchen Liebe.

www.libtool.com.cn

Endlich knirschte der Kies unter dem Fenster; die Thürklinke ließ ihr altersschwaches Knarren vernehmen und Mareile war da. Mit ihr durch die Thüre kam ein wenig von dem hellen Wiederschein des Wassers in das Zimmer und flirrte an den Tapeten hin. Günther blieb regungslos liegen. Die starke Spannung seines Wesens löste sich in glückliche Wunschlosigkeit. Nun war alles gut! Mareile schloß sorgsam die Thüre, zog die Vorhänge vor das Fenster. Dann stand sie da —, streifte die langen Handschuhe von den Armen und sah Günther an. Ein Lächeln stieg von ihren Lippen in ihre Augen hinauf. Sie trug ein Kleid von gelbrotem, spanischem Mousselin, die milde Farbe trockner Rosenblätter. Ein orientalischer Gürtel aus bunten Metallfäden hielt es zusammen. Auf dem Kopfe saß der geschweifte Sommerhut aus blankem, gelbem Stroh wie ein Riesenchrysanthemum. Günther wollte etwas sagen, Mareile jedoch legte ihren Finger auf ihre Lippen und machte „Sst“. Sie löste die Schnalle ihres Gürtels, der mit hellem Klirren zur Erde fiel; dann rauschten die Kleider, indem sie niederglitten —, ein seidiges — leises Rauschen. Einen Augenblick stand Mareile still, hob die Arme empor, als thäte die Nacktheit ihr wohl, dann ging sie zu Günther hinüber, beugte sich auf ihn nieder, drückte ihren Mund auf seine Lippen, wie ein heißes Siegel und Günther, bleich vor Erregung, schloß die Augen, lag da, begraben unter diesem warmen, fiebernden Frauenleibe.

Und welch ein Glück war es, nach solch einer Liebesstunde da zu liegen, satt und müde, und zuzusehen, wie Mareile durch die Rosadämmerung des Raumes hin und her ging, den Vorhang ein wenig von dem Fenster zog um das schwere, goldene Nachmittagslicht herein zu lassen.

„Ihr Frauen,“ sagte Günther langsam, „Ihr seit nicht auszudenken.“

„Ihr Frauen!“ wiederholte Mareile, „das giebt's nicht. Jede Frau ist für sich da und kommt so nicht wieder. Wie die Wolken, weißt Du. Eine Wolke ist auch nur so für den da, der sie gerade sieht. Also, wozu nachdenken!“ Sie lächelte dabei, die Arme hoch in den Sonnenschein emporhebend.

„Ja — ja,“ meinte Günther behaglich, „über sich hingehn lassen, — eine Welle — eine blanke, warme Welle,“ wiederholte er, und ließ die Worte klingen.

Mareile streckte sich jetzt in dem alten Sessel mit den goldenen Beinen aus. Die Füße legte sie auf den verblichenen roten Schemel. Günther liebte diese schmalen Füßchen mit den geschweiften Sohlen; sie waren lebendig und ausdrucksvoll, wie Füße der Dorfkinder, die an Freiheit gewohnt, mit den langen Zehen geschickt nach den Kieseln im Bache fassen. Um die Fußgelenke und um die Arme trug Mareile glatte, goldene Reife. Günther hatte sie ihr gegeben. Auf jedem Reif stand der Vers des Hohen Liedes: „Du bist schön, meine Freundin.“ — Mareile legte ihre Hand in die Centifolien der weißen Schale und schloß die Augen. Das war der Augenblick, in dem Günther, von seinem Ruhebette aus, Fragen zu Mareile hinüber zu werfen liebte, wunderlich unumwundene Fragen. Es ergötzte ihn, rücksichtslos in diese Frauenseele hinein zu fassen.

„Sag Schatz —, wenn Du jetzt an das Schloß denkst —, an Seneïde —, an die Tanten —, an die Lampe im Gartensaal —, wie siehst Du das?“

„Ich sehe sie — sehr — sehr weit. Wie durch ein umgekehrtes Opernglas, ganz klein, ganz unwirklich.“

„Nun und Vater Ziepe, die Inspektorsstube?“

„O, die sind deutlicher, näher.“

www.libtool.com.cn

„Wirklich?“

„Ja — seit einiger Zeit sind sie näher als — als das Schloß.“

„Hm —“

Mareile lächelte ihren Gedanken zu:

„So muß es doch sein Liebster, nicht? Wir — Du und ich — wir haben unser Leben zusammengethan, eine Kasse. Und nun ist es stark und spricht ganz laut. Wir haben nur seine Stimme in den Ohren, verstehst Du? Alles andere ist klein — unecht. Es giebt doch so alte Bilder: Ganz vorne steht ein Mensch, oder es stehen zwei beisammen —, groß, farbig, ganz deutlich. Die leben; und hinter ihnen stehen Häuser und Bäume und Menschen gehen über Brücken oder reiten auf Wegen, aber ganz klein, ganz bunt, eine Spielzeugwelt, unwirklich. Siehst Du, so.“

Günther lachte: „Gut, gut! Du und ich, sonst nichts.“ Er wiegte sich in diesen Worten: „Du und ich.“

„Ja — ja, Du und ich,“ wiederholte Mareile mit der verträumten Musik ihrer Stimme. Dann schwiegen sie. Große Hummeln sangen am Fenster vorüber. Die Sonnenstrahlen schienen rötlich und schräg in das Zimmer, und die großen, roten Kugeln der Centifolien in der weißen Salatschüssel füllten welkend den Raum mit ihrem süßen Duft.

* * *

„Und Hans Berkow, kommt der noch zuweilen in Deine Gedanken?“ fragte Günther Mareile, als er eines Tages wieder auf dem Ruhebette lag, und Mareile im Sessel vor der Schüssel voller Centifolien saß. Er sah unter den halbgeschlossenen Lidern zu ihr hinüber und wartete, wie diese Frage auf das ruhige Bild ihm gegenüber wirken würde.

„O den — den sehe ich nicht mehr,“ erwiderte Mareile träge.

„Aber Du sahst ihn doch früher — ganz groß — im Vordergrunde,“ meinte Günther.

„Groß!“ wiederholte Mareile nachdenklich, „nein, der war immer schattenhaft, unwirklich.“

„Und doch,“ warf Günther ein.

Mareile zuckte die Achseln: „Mein Gott — ja! Er machte Euch anderen Opposition, das gefiel mir damals. Und dann, Eure Erziehung — dort — die macht den Körper dumm. Er weiß ja nicht, was er wollen soll, . . . und so.“ Mareile nahm eine Rose aus der Schüssel und spielte mit ihr, wie mit einem roten Ball. „Hans Berkow,“ fuhr sie sinnend fort, „verstand gut Alles, was an mir zu sehen war. Wunderschön fühlte man sich, wenn er einen ansah.“

„Und dann?“ drängte Günther.

„Dann — dann? Ja er hatte diesen Schönheitsappetit; aber sich selber schön machen, sich für mich ein wenig Mühe geben, das konnte er nicht, eben so wenig, wie er seinem Pudding gefallen wollte. Er wollte so'n Raffinierter sein, aber ich weiß nicht, es klebte an ihm doch etwas von ärmlichen Bierstuben mit Papierservietten und unreinlichen Kellnerinnen.“

„Und dann,“ forschte Günther.

Mareile lächelte mitleidig einem fernen Bilde zu: „In Venedig war's. Ein grauer Morgen. Alles grau, der Himmel und das Wasser. Ich stand am Fenster und schaute hinaus. Mir war zu Mute, wie als Kind, wenn Beate und die anderen ausgefahren waren und ich war nicht mitgenommen worden. Da rief Hans aus dem Nebenzimmer: „Mareile

www.libtool.com.cn

— Mareile.“ Du weißt, er schnarrt das R so häßlich: Das klang wie: „Her — her zu mir — meine Sache — meine Speise — mein Imbiß — ich habe Appetit.“ Da wußte ich es, daß ich ihn nicht mehr ertragen würde.“ Sie begann langsam die Rose, mit der sie spielte, zu zerflücken. Wie Blut rannen die roten Blätter über ihre Finger in ihren Schoß. „Der arme Hans! Gott wie wurde er häßlich! Hungerige können so häßlich sein. Aber das ist vorüber.“ Sie stand auf. Die Rosenblätter regneten von ihrem Schoß an ihren Gliedern nieder. Sie setzte sich zu Günther, strich mit der Hand über seine Brust, ließ sie auf seinem Herzen ruhen: „Sprich Du jetzt,“ sagte sie.

„Von Dir,“ murmelte Günther wie im Traum. „Von Dir könnte ich eine Ewigkeit sprechen. Dich fühle ich ganz. . . . Betty Halm, die ist ein Hauskleid — und Beate ist ein Sonntagskleid — Du bist anders — Ihr — Dein Geschlecht — seid kostbare Träume — kostbar und vergänglich; nur für Festtage da — für heiße Stunden ganz voller Licht — für die Dämmerstunden sind die andern da, die stillen, weißen Frauen . . . aber Ihr — Ihr müßt vergehn, wenn Ihr nicht glücklich seid.“ Mareile lächelte. Günthers Worte thaten ihr wohl. Sie wollte dieses kostbare, vergängliche und unverantwortliche Festtagswesen sein, das keinen Montag erleben konnte. Dann war es gut. Ziepens „lütte Mareile“, die gerne Baronesse wäre, die Inspektorstochter, die der Gräfin den Herrn stiehlt —, alldas war dann nicht mehr da.

„Ja — ja,“ sagte sie mit der tragischen Musik ihrer Stimme. „Aber wenn wir da sind, sind wir Alles.“ Sie beugte sich auf Günther nieder, der die Augen schloß, bleich — fast ohnmächtig vor übergroßer Erregung.

* * *

Mit dem ersten flüggen Volke Rebhühner langten das Ehepaar Sterneck und der Major von Tettau in Kaltin an. Der Major meinte, wenn er sein erstes Rebhuhn im Jahr nicht in Kaltin schösse, dann fielen ihm die Bestien in dem Jahre nicht.

Es war vor dem Diner. Abendlicht lag über dem Garten. Der Duft der Reseden und Tuberosen mischte sich mit dem Dufte der Pflaumen und Frühbirnen. Die Herren und Damen, schon für das Diner angekleidet, gingen noch ein wenig zwischen den Blumenbeeten auf und ab. Seneïde und Beate standen auf der Veranda und schauten in den Garten hinab. Unten gingen Mareile und Günthrr eine Allee von Georginen entlang. Hübsch waren die hohen Pflanzen mit ihren weinroten Blumen; dazwischen Stockrosen, wie Pyramiden von zerknitterter, verschossener Seide. Mareile trug ein schwarzes Kleid, das ganz voll schwarzer Schmelzen war. „Das ist hübsch,“ dachte Beate; dieses Bild erregte in ihr jedoch ein scharfes, fast quälendes Interesse. Sie strengte die Augen an, um den Ausdruck der Gesichter erkennen zu können.

„Wie schaust Du aus, Beating!“ rief Seneïde. Bei den geringfügigsten Anlässen hatte Seneïde die Art so aufzuschrecken, angstvoll, als sähe sie ein Kind im Fenster des vierten Stockes stehen, bereit herab zu stürzen.

„Ich?“ sagte Beate. „Aber Tante, Du erschreckst einen ja. Ich geh noch zu Went hinüber,“ fügte sie hinzu, als sei das das Mittel gegen etwas, das sie angefallen hatte.

Am Abend, als der Mond rund über den Parkbäumen stand, sollte eine Kahnfahrt unternommen werden. „Das zu versäumen wäre barbarisch,“

www.libtool.com.cn

schnarrte Tettau. „Man hat doch auch seine Poesie im blauen Blut —, nicht meine Damen?“

Wie ein gespenstischer Tag lag die Mondhelle über dem Garten. Die Damen legten einander die Arme um die Taillen, hoben die Gesichter zum Monde auf und sprachen in Ausrufen. Die Herren folgten. „Hören Sie Tarniff,“ meinte Tettau, „superbes Weib — die Frau Barkow. Donnerwetter! Aber gut, daß wir dem Egon die Zügel anzogen; 'ne adlige Ehefrau — das is sie nu mal nich.“

„Ueberhaupt keine Ehefrau,“ bemerkte Günther.

„So! Na ja, der Barkow, dummer Kerl, unsympathisch. Aber hören Sie, ich könnte nicht so wochenlang ruhig neben dieser Frau leben. Ehe — ganz schön; aber es giebt beauté's, die einen geradezu zu Dummheiten zwingen.“

Günther lachte: „Lieber Major — ich bin kein Engländer, der von jeder hübschen Sache ein Stück abbrechen und in die Tasche stecken muß.“

Tettau seufzte: „Da kann ich nur sagen: O! meine Jugend!“

„Na Major, zerschmelzen Sie nicht,“ höhnte Günther.

Im Kahne saß Mareile an der Spitze. „Die Einzige die dem Monde den Rücken zukehrt,“ dachte Beata gereizt. „Nicht sehn, aber gesehn werden,“ dachte Ida Sterneck. Große Helligkeit lag über dem Wasser, oben das weiße Licht —, das Wasser weiß von Licht. „Man kommt sich vor,“ meinte Tettau, „wie eine Fliege, die in den Milchtopf gefallen ist.“

„Bravo, Major!“ rief Günther, „Milch, natürlich, von einer goldenen Kuh, die silberne Milch giebt.“

„Jetzt muß Frau Berkow singen“, schlug Sterneck vor.

„Natürlich!“ meinte der Major, „für uns Deutsche ist eine Kahnfahrt ohne Gesang Sünde. Aber, gnädige Frau, ich bitte um Etwas, das ins Blut geht — wie ganz heißer Kaffee — café double mit fine champagne.“

Mareile sang:

„O komm zu mir, wenn durch die Nacht,
Wandelt der Sterne Heer.
Dann fährt mit uns, in Mondespracht,
Die Gondel über's Meer.“

Die eine Hand ließ sie leicht über das Wasser hinstreichen. Die Schmelzen ihres Kleides glänzten, als flösse dunkeles Wasser an ihrer Gestalt nieder.

Sterneck wiegte sich vor Behagen. Tettau schwoll ordentlich vor Gefühlsseligkeit; sein gelber Kragen wurde ihm zu eng. Nur die beiden Frauen flüsterten und lachten: „Sieh die Augen des Major,“ sagte Ida, „sie sind so süß, daß sie kleben! Ach! und mein Egon“. Eine Feindseligkeit gegen Mareile stieg in ihnen auf: „Wie sie den Zucker ausgießt; das ist schon degoutant,“ sagt Ida bitter.

Das Lied war zu Ende. Günther erklärte, man müsse nach Hause. Er wollte Mareile, sein Wunder, das er die andern hatte anstaunen lassen, wieder an sich nehmen; die begehrenden Augen der anderen Männer machten ihn nervös. Auf dem Heimwege flüsterte Günther Mareile zu: „Ich muß Dich heute Nacht sehn.“ Mareile nickte. Die Feindseligkeit der beiden anderen Frauen, bewog sie, zu dieser Unvorsichtigkeit, „ja“ zu sagen.

Im Gemüsegarten stand eine kleine Hütte, die zur Aufbewahrung von Gartengeräthen, Blumentöpfen und Sämereien benutzt wurde. Dort trafen sich Günther und Mareile. Durch das kleine Fenster drang etwas Mondlicht in den Raum. Eine Fledermaus, die sich hier herein verirrt hatte,

kreiste unablässig unter dem Dache. Alldas atmete schwere Traurigkeit, daß die Liebenden sich eng aneinander drängten, im Fieber der Sinne Schutz suchten.

Mareile jedoch fing an zu klagen. Jetzt also begann die Feindschaft derer, die in Reih und Glied stehn. O! sie kannte das, wenn die Worte den Ton einer Thüre annehmen — die höflich vor uns geschlossen wird. „Ja häßlich ist es, hier unter ihnen zu leben. Ich betrüge sie — diese vornehmen Damen. Ja, wenn wir unsere Liebe so hinausschreien dürften — das wäre was — aber so."

Günther ärgerte sich. Warum verdarb sie ihm die Liebesstunde? „Warum mußt Du heute so sein", sagte er traurig und enttäuscht; da weinte Mareile in ihrer stillen Art; die Thränen flossen reichlich, wie Kinderthränen, aus den unbewegten Augen: „Verzeih!" sagte sie, „aber heute ist Alles so freudlos." Dann schmiegte sie sich eng an ihn: „Nimm mich," flüsterte sie. Das Mondlicht rückte langsam an der Wand hin; dann nach einer Weile, als Mareile hinschaute, war es fort; ein graues Licht drang durch das Fenster. Draußen ertönte ein fernes, gläsernes Klingen — die Lerche.

„Wir müssen heimgehen," sagte Mareile. In dem verdrossenen Morgenlichte standen die Liebenden einander gegenüber — gramvoll, wie zwei Sünder. In diesem Augenblicke lebte in ihnen nichts mehr von der Poesie ihrer Liebe. Schweigend gingen sie an den Gemüsebeeten hin, die grau vom Thau dalagen; und sie lehnten sich in der Melancholie dieser Morgendämmerung an einander, als beugte sie ein Gram. Günther war über die Hintertreppe in sein Zimmer hinaufgeschlichen. Trotz der frühen Stunde hörte er Schritte, ferne Stimmen im Schloß. Jetzt näherten die Schritte sich seiner Thüre, Beate erschien auf der Schwelle — in ihrem langen Nachtkleide. Sie war ruhig, ein wenig befangen. „Da bist Du," sagte sie, „ich war schon einmal hier."

„Ich war draußen," brachte Günther unsicher heraus, „die Nacht war schön. — Ich konnte nicht schlafen."

Beate unterbrach ihn, immer noch befangen, als wollte sie schnell über etwas hinweg kommen. „Ach so! Ja, aber die Mama ist krank. Es ist schlimm, glaube ich. Ich habe nach dem Doktor geschickt."

Günther warf sich mit Eifer auf die praktische Frage! „Wer ist gefahren? Die Braunen soll man nehmen."

„Frau Ziepe wollte das besorgen," berichtete Beate.

„Frau Ziepe?"

„Ja, ich ließ sie wecken."

Beate sprach leise, als wäre sie noch im Krankenzimmer und sehr geschäftsmäßig, dann wandte sie sich schnell ab und ging. Günther stand mitten im Zimmer und sann. Es was ja doch möglich, daß er in der Nacht spazieren ging, nicht wahr? Aber Beates kaltes, scheues Gesicht? Und Frau Ziepe? War die nicht Mareile begegnet? .... Ach diese verfluchte Welt! Jetzt kam das Krankenzimmer und Beates stillerstaunte Augen und Tante Seneïdes Todesbegeisterung, lauter Dinge, für die er nicht geschaffen war!

Ein Schlaganfall hatte die Baronin getroffen und sie schwebte in ernster Gefahr. Die Gäste reisten ab. Beate und Seneïde gingen leise im Krankenzimmer ab und zu. In der Bibliothek saß der alte Hausarzt Dr. Joller, suchte in den Zeitungen nach neuen Gemeinheiten der Franzosen und wartete, daß er gerufen würde: „Hören Sie Graf," rief er den unstät durch die Zimmer irrenden Günther an, „die Natur unserer alten Dame —

großartig! Die Nieren, die Lunge, das Blut — tadellos! Das ist Rasse! Ein Schlaganfall ist ein Unglück. Schließlich gehört der Tod auch zum Leben, nichts zu machen! Aber solche Nieren, solche Lungen mit ins Grab zu nehmen, da kann man stolz darauf sein. Die Verdauung und das Herz halten bei unseren Damen nicht weit. Der Magen muß Alles aufnehmen, was Herr Miespeck kocht, und das Herz, das muß mit jedem Quark mitfühlen."

„So — so Doktor," sagte Günther zerstreut und nahm wieder sein unruhiges Hin- und Hergehen durch die leeren, sonnigen Zimmer des neuen Flügels auf. Als er Mareile dort traf, sagte er flehend: „Ich muß wieder unsere Stunde dort — bei uns haben. Nur Krankenstubendämmerung ertrage ich nicht."

„Ja —, die müssen wir haben," erwiderte Mareile ernst. So trafen sie sich in der Türkenbude.

„Zieh die Vorhänge vor das Fenster," befahl Günther, „von draußen kommt Traurigkeit herein." Die Liebenden drängten sich fest aneinander, sie wagten kaum, sich aus den Armen zu lassen, denn dann fielen unangenehme Gedanken sie an; Mareile sprach vom Schloß, von der Zukunft. Günther schloß müde die Augen: „Ach! so seid Ihr Frauen. Für die Zukunft einhamstern. Was kommen wird? Ich weiß es nicht! Natürlich wird die Zukunft grau und unangenehm sein. Aber jetzt sind wir beieinander. Bitte, sei nicht bitter und enttäuscht und Mareile Ziepe! Nein, Du findest heute nicht den Ton. Sprich heute nicht. Nimm dort das verstaubte kleine Buch und lies. Das sind Bücher, in denen frühere Mareilen gelesen haben, wenn sie hier auf Tarniff's warteten."

Mareile nahm den kleinen Band zur Hand. Auf dem rosa Einband stand „Lucinde". „O!" sagte Mareile, „hier hat eine frühere Mareile etwas angestrichen."

„Lies — lies."

Mareile las: „Vernichten und Schaffen, Eins und Alles; und so schwebe der ewige Geist ewig auf dem ewigen Weltstrom der Zeit und des Lebens und nehme jede kühnere Welle wahr, ehe sie zerfließt." Mareile hielt inne. „Weinst Du?" fragte Günther mit geschlossenen Augen. Neben ihm rauschte es. Mareile war am Ruhebette niedergesunken und legte ihren Kopf auf seine Brust. „Kühnere Welle" — wiederholte Günther wie im Traum.

* * *

Beate verließ das Krankenzimmer. Die Mutter schlief. Neben ihr, auf dem Sessel, das Gesangbuch aufgeschlagen auf den Knieen, schlief auch Seneïde.

Beate ging in den neuen Flügel hinüber, durch die Zimmer, in denen die hübschen, blanken Dinge in dem klaren Septemberlichte das stumme, selbstzufriedene Leben der Sachen lebten, das traurige Menschen noch trauriger macht. Sie stellte sich an das Fenster und schaute in den Garten hinaus. Die grellen Herbstblumen brannten auf den Beeten. Der Buchsbaum war ganz blank in der Sonne. Dort unten, wo der wilde Wein an Holzbogen den Garten von der Wiese abschließt, tauchte ein Figürchen auf, hell und klein in der Ferne auf dem Hintergrunde des bunten Laubes. Mareile war es, in ihrem mattfarbenen Mantel, den gelben Hut auf dem Kopfe. „Hübsch," dachte Beate, „wie ein laterna magica-Bildchen auf roter Wand.

www.hbook.com.cn

Sie will wohl unten durch das kleine Thor hinaus in den Wald.“ Dann war sie fort; aber ein zweites Bildchen tauchte auf der roten Laubwand auf, klein und hell. Günther war es, im grauen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopfe. „Er will wohl unten durch das kleine Thor hinaus in den Wald,“ kommentierten Beatens Gedanken mechanisch; dann gab es ein Stutzen in den Gedanken — ein hastiges Arbeiten. Mareile geht in den Wald hinaus. Günther folgt ihr. Also, sie treffen sich im Walde. Wie eine bestimmte Nachricht erreichte das ihr Bewußtsein. Schnell, wie nur ein Frauenverdacht sich ein farbiges Bild ausmalt, sah sie Alles vor sich. Jetzt sind sie bei den Ellern, jetzt am Teich. Dabei fühlte es Beate: das, was sie jetzt sah und ahnte, war nicht neu, lange schon hatte ein Wissen darum auf dem Grunde ihrer Seele geruht; alles, was dafür sprach, lag klar und scharf vor ihr und sie ging es durch, wie eine Aufgabe, die sie schon einmal gewußt hatte. Sie hatte nur nicht sehen wollen, hatte den Kopf abgewandt und war an alldem vorübergeeilt, schnell und scheu, wie an einem Zimmer, in dem etwas Entsetzliches ihrer wartet. Aber jetzt — jetzt! Sie legte beide Hände an ihre Schläfen und zog sie mit einer Bewegung unendlichen Jammers langsam über die Wangen herab; dann holte sie geschäftig ihren Hut und Sonnenschirm und ging in den Garten hinunter, auf die kleine Pforte im Park zu. Fremdartige Gedanken kamen ihr während des Ganges und verlangten nach Worten, wie Beatens Lippen sie nie ausgesprochen hatten; nichts war grausam und haßerfüllt genug. Und an dieser fremderregten Beate gingen die altbekannten Heimatsbilder vorüber, als gehörten sie zu einem andern Leben und zu einer anderen Beate: der Gemüsegarten, der Teich mit den kleinen, blanken Enten, vor der Schmiede stand Kaspar und ließ die alte Stute beschlagen. Vom Feldwege aus sah Beate Mareilens Hut und Günthers Gestalt im Walde verschwinden. „Nein, ich habe sie nie lieben können. Immer war etwas an ihr, das mir gegen den Geschmack ging. Verlogen war sie und schlecht und grausam. Wie sie den armen Halm quälte und dann Hans Berkow — und jetzt Günther. Alle mußte sie haben.“ An Günther dachte Beate nicht, nur an Mareile, die sie betrogen, an Mareile, die sie gekränkt, an Mareile, die sie erniedrigt hatte. Was wagte diese Inspektorstochter? Ein Dienstbote mit Dienstbotenheimlichkeiten! Dabei schritt sie eilig vorwärts. Sie mußte jenen nach. Jetzt war sie im Walde. Ueber ihr rauschten Wipfel. Ein Häher stieß einen Ruf aus, als schrie er durch den Wald: „Sie kommt“. Da war die große Linie des Wildparkes, an deren Ende, mitten im grellblauen Wasser die Türkenbude stand. Günther und Mareile waren fort. Beate blieb stehen. Eine plötzliche Erschlaffung kam über sie. Etwas raschelte neben ihr am Haselnußstrauch. „O Gott! Nur jetzt kein Mensch!“ fuhr es Beate durch den Sinn und sie errötete, als würde sie auf einer schlechten That ertappt. Unter dem Strauch am Boden hockte Eve Mankow. Das rote Haar flimmerte in der Sonne und hing wirr auf das breite, erhitzte Gesicht nieder. „Natürlich,“ dachte Beate, „die muß auch da sein. Die gehört ja auch zu dem Entsetzlichen das ich erlebe.“ Eve streckte die Hand aus, eine kurze, braune Hand, wie Beate deutlich bemerkte, an der die harte Haut glänzte. Sie wies auf das Häuschen im Teich. „Da,“ sagte Eve kläglich, „da drin sind sie. Da sind sie immer. Ich weiß. Ich warte jeden Morgen hier.“ Beatens Blicke ruhten einen Augenblick auf dem Häuschen, in dessen Fenster ein verblichener, roter Vorhang wehte, dann kam eine große Angst über sie — Angst vor dem kauernden Mädchen, vor dem Häuschen mit seinem verhangenen Fenster. „O Gott! nur fort!“ Sie wandte sich und lief den

www.libtool.com.cn

Waldweg hinab. Erst am Waldrande blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen. Sie lehnte sich an eine Tanne, glitt an dem großen, rauhen Stamme nieder und weinte, nicht das stille Weinen der Erwachsenen, es war das Weinen böser Kinder, daß das Gesicht verzieht und entstellt, und dabei jammerte sie leise: „Was soll ich thun! Was soll ich thun!“

* * *

Als Beate in der Nacht am Bette ihrer Mutter wachte, legte die Kranke ihre Hand auf Beatens Hand —, eine Hand, weich wie welkende Malvenblätter; und sie begann zu sprechen, leise und mühsam: „Beating — es kommt viel vor — ich weiß — nie fortgehn — nie. Die armen Männer sind so unruhig — ich weiß. Warten müssen wir — warten —, sie kommen doch zu uns. Du glaubst nicht, — wie viel wir — vergessen können. Und dann kommt Friede — ich weiß — ich weiß.“ Die Stimme wurde schwächer, versiegte. Beate weinte, aber in ihr empörte sich etwas gegen die Worte der Sterbenden. „Warten?“ Auf wen? Günther? Wußte sie denn, wer dieses Gespenst dort in der Türkenbude hinter dem verblichenen Vorhange war? Die anderen konnten kommen — und ihr ihr Eigentum und ihren Frieden nehmen und sie mußte vergessen — warten? „Ich weiß — ich weiß“ hatte die Mutter gesagt. Hatte denn auch dieses Leben solche dunkle, unbegreifliche Stellen gehabt? Beate sah ihren Vater vor sich, den Greis mit dem strengen Elfenbeingesicht über der leichtgebeugten Gestalt. Eine etwas bedrückende Luft von Ehrfurcht umwehte ihn. Die Kinder wurden in seiner Gegenwart still und scheu. Als er gestorben war, sprach die Mutter von ihm, „dem lieben Papa“, mit dem Stimmton, den sie sonst für heilige, sonntägliche Dinge hatte. Und doch! „Pfui!“ sagte Beate vernehmlich in die Nacht hinein; dabei schreckte sie auf, sah das bleiche Gesicht in den Kissen an. Die Mutter lag mit offnen Augen da und schaute geduldig vor sich hin, wie Menschen es thun, die auf den Tod warten. Jetzt sagte sie etwas. Beate beugte sie vor. „Mareile — fort; es ist besser —“ sagte die Kranke und seufzte.

Beate lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Mareile mußte fort, das war es. Morgen wollte sie sie fortschicken, fortjagen, wie einen Dienstboten, wie Amélie, und Günther sollte es wissen. Hier war wieder ein Wollen, ein Entschluß auf dem Beate ausruhen konnte; sie brauchte nicht mehr ratlos um ihre Not herumzuirren. Das Blut der alten Rasse, die von Schonung und Zucht geschwächten Instinkte fanden nicht mehr die Kraft zu einem Zorn, der fortreißt und wohtthut. Aber hier war ein Entschluß — etwas wie Pflicht und Ordnung schaffen, das beruhigte sie. Also morgen. Aber noch war es lange nicht morgen, noch brauchte sie nicht zu handeln. Sie schloß die Augen. „Warten, warten, ich weiß,“ klang es ihr, wie ein trauriges Wiegenlied in die Ohren. Ein Gefühl unendlicher Einsamkeit legte sich schwer auf ihre Seele. In der Müdigkeit der Nachtwache wurde das Gefühl zum Bilde: helles Nebelgrau über dem herbstlichen Garten und dem verlassenen Hause. Oben in dem grauen Himmel ein Zug Raben, große schwarze Vögel, die unablässig ihre Kreise zogen. Und auf dem feuchten Wege — vom Nebel umsponnen, eine einsame Frau mit einem Kinde. Ja, das Kind! Wenn ihre Gedanken sich der kleinen blonden Gestalt näherten, dann bekam das Leben wieder Gestalt und Sinn. Zuweilen horchte sie gespannt auf die Uhr, auf das geschäftige Ticken, das

wie der Ton kleiner Füße klang, die eilig, eilig dem entsetzlichen Morgen zuliefen. Dann wurde das Licht der Nachtlampe blasser. Roter Schein drang durch die Vorhänge. Seneïde kam Beate ablösen. Beate ging in den Garten, schritt dort lange an der Buchsbaumhecke entlang — auf und ab. Als sie Mareile über den Hof kommen sah, kehrte sie in den Gartensaal zurück, bleich von ihren Kämpfen und Gebeten, die Hände voll feuchter, weißer Astern. Mareile wollte sich nach der Kranken erkundigen. In ihrem elfenbeinfarbenen Morgenkleide, rote Skabiosen im Gürtel, mit den gut ausgeschlafenen, klaren Augen, erschien sie Beate wie triumphierend in ihrer Kraft und Schönheit.

„Wie war die Nacht?" fragte Mareile.

„Ruhig," erwiderte Beate und schaute auf die Astern nieder; als sie dann aufblickte, mußte Mareile etwas Seltsames in Beates Zügen gelesen haben, denn ihre Augen wurden groß und rund vor erschrockenem Erstaunen — und dann hatte sie verstanden. Die beiden Frauen, die ihre Kindheit miteinander verlebt, kannten die Bedeutung eines jeden Zuckens auf dem Gesichte der andern.

„Du mußt fort — Mareile — gleich fort von hier," sagte Beate scharf und kalt. Mareile breitete ihre Arme aus in einer großen, trauervollen Bewegung, wie nur sie sie wagen konnte; dann begann sie leise und schnell zu sprechen: „Ja. ich geh. Das ist Dein Recht. Das mußte kommen. Das ist Dein Recht. Aber sieh — das kannst Du nicht verstehn — in meiner Art hab ich auch recht. . . ."

„Bitte," unterbrach Beate sie. „Sprich nicht. Ich ertrag es nicht. Geh. Recht —! Eine wie Du, hat kein Recht."

Mareiles Augen wurden durchsichtig und golden, dann wandte sie sich um und — ging, sie lief fast aus dem Zimmer.

„Gott! sind solche Augen entsetzlich!" dachte Beate. So etwas, wie sie jetzt empfand, mußte derjenige fühlen, der zum ersten Male eine Wunde schlägt, wenn das fremde Blut warm über seine Hände fließt. Beate besorgte dann ihre Morgengeschäfte, prüfte den Speisezettel des Herrn Miespeck, sah nach Went, legte die Astern auf den Frühstückstisch; brachte die hübsche, harmonische Lebensmaschine in Gang. Endlich hörte sie die Thüren gehn, hörte Günthers lustige Stimme. Er hielt Peter einen Vortrag. „Ja, allen gehört er," dachte Beate, „Eve und Mareile und Peter. Von allen will er bewundert und geliebt sein. Was war er? Ein Phantom, an das er selbst und sie — Beate — und die andern glaubten und das doch nicht zu fassen war." Bis in die Seele hinein fror es Beate bei diesem Gedanken. Günther kam.

„Guten Morgen, Herz," rief er „In der Nacht ist nichts passiert, hör' ich. Gott! siehst Du bleich aus! Eine schöne weiße Mumie." Er beugte sich auf Beate nieder, um sie zu küssen. „Jetzt," sagte sich Beate und sie begann zu sprechen in dem harten, kalten Ton, der ihr selbst fremd klang: „Ich, ich wollte Dir sagen, Mareile verläßt Kaltin — heut. Ich — ich habe sie fortgeschickt."

Günther errötete, dann machte er eine Handbewegung, die: „Nichts zu machen" bedeuten sollte. Es wurde still im Gemach; Günther schritt auf und ab. Er fühlte sich sehr elend. Er empfand Mitleid mit sich, mit Mareile, mit Beate. Jetzt sprechen, viel sprechen, große Worte, die guten, pathetischen Klang hatten, bei denen sich weite Bewegungen machen ließen, — eine Szene —, das war die Rettung. „Ich frage nicht weiter. Du mußt vielleicht so handeln. Dir scheint es wohl, als sei Dir großes Unrecht

www.libtool.com.cn

geschehen. Was?" Beate schwieg. „Gut! Ich bin im Unrecht, ich gestehe es zu. Einer gewöhnlichen Frau hätte ich Nichts mehr zu sagen. Von Dir kann ich verlangen, daß Du mich trotz allem auch verstehst."

Beate zog die Augenbrauen empor und sagte: „Ich bin eine gewöhnliche Frau. Ich versteh Dich nicht."

Günther wurde durch den Widerspruch wärmer: „Doch, doch! Du verstehst mich. Du weißt, daß ich Dich liebe, wie Du bist und weil Du so bist, und daß ich zuweilen Sehnsucht haben kann — nach — nach heißem Blut — nach Leidenschaft — nach — nach . . nun mein Gott, nach Allem, was Du nicht geben kannst und sollst."

Das Blut stieg Beate in das schmale, kummervolle Gesicht. Ihre Augen wurden feucht und böse. Sie sprach heiser und mühsam: „Und wer . . . wer sagt Dir — daß ich nicht auch heißes Blut habe . . . daß ich nicht auch . . . ," sie kam nicht weiter. Mit beiden Händen bedeckte sie ihr Gesicht. Sie schämte sich. Die arme, geknechtete, verleugnete Sinnlichkeit wollte sich wehren, aber sie schämte sich davor, sich selbst zu bekennen. Beate weinte: „Sprich nicht. Ich kann es nicht hören. Was soll ich thun," klagte sie.

„Soll ich gehn?" fragte Günther kleinlaut. Beate nickte. Da verließ er das Gemach, leise, als fürchtete er einen Schläfer zu wecken.

* * *

An einem nebelgrauen Oktobermorgen starb die alte Herrin von Kaltin. Beate kniete bleich und thränenlos am Bette der Sterbenden. Günther stand mit gebeugtem Kopfe am Bettende. Seneïde kniete mitten im Zimmer, die Hände betend erhoben. Große Begeisterung schüttelte ihren Körper. Die Nähe des Todes berauschte sie. Die Thüren zu dem Saal nebenan standen weit offen, und dort knieten die Dienstboten des Hauses. Alle waren sie da, die breiten, ruhigen Gestalten mit dem schläfrigen Ausdruck, den große Andacht den Gesichtern der Leute aus dem Volke zu geben pflegt. Ab und zu schlich der Eine oder der Andere an die Thüre, um neugierig auf die alte Frau zu sehn, die athemlos dort ihre letzte Arbeit verrichtete.

Wie schwere, feierliche Traurigkeit lag es in dieser ernsten Stunde über dem alten Schloß, über den leeren Zimmern, über Garten und Hof, die wie verlassen schienen; selbst die Hunde, von der Stille und Leere ringsum traurig und schläfrig gemacht, streckten sich seufzend auf der Freitreppe aus.

X.

Beate war im Schlosse mit ihrem Kinde allein. Günther war in Berlin. Er hatte es zuhause nicht ausgehalten. Schuldgefühl, eine ergebene, bleiche Frau, Traurigkeit in allen Winkeln, das war mehr, als er ertragen konnte. Dazu das quälende Verlangen nach Mareile. Jeder Nerv in ihm hungerte nach ihr. Ein Narr wäre er, wollte er so weiter leben! Er rief Peter und ließ die Koffer packen. „Mach schnell," befahl er, „Morgen um 7 Uhr 30 geht's nach Berlin" und seine Stimme klang wieder hell und lebenslustig.

Seneïde mußte in eine Heilanstalt gebracht werden. Die Aufregung der letzten Zeit war zu stark für ihre kranken Nerven gewesen. Sie fühlte

die Krankheit nahe, etwas Dunkeles, Unheimliches, das sich eng um ihr Bewußtsein zusammenschob. Hilflose Angst lag in ihrem Blick. Unablässig ging sie in dem großen, leeren Ahnensaal auf und ab. Beate hörte beständig den rastlosen Schritt, begleitet von dem leisen Rauschen der Schleppe des langen Trauerkleides und die klagende Stimme, die Bibelsprüche hersagte: „Laß mich eine kleine Weile, daß ich ausweine meinen Schmerz, ehe ich in das Land gehe, da es stockdickfinster und Nacht des Todes ist."

Eines Morgens hielt die große, schwarze Kutsche vor der Thüre. Fr. Bier stand auf der Treppe und wartete auf Seneïde, um sie fort zu bringen. Seneïde ließ sich teilnahmslos zum Wagen führen. Nur als ihr Blick auf Beate fiel, murmelte sie klagend: „Beating — bleibt allein im Sturm. Beating bleibt allein in der Wüste. Armes, armes Beating."

Das Leben im Schloß ging seinen gewohnten Gang. Beckmann schmückte den Eßtisch, wie einen Altar. Miespeck klopfte seine Steacks und spielte da Flöte. Die Hunde lagen auf der Hofestreppe und schauten die Allee hinunter, ob nicht Besuch käme. Wenn Beate sich im Eßsaal fröstelnd zu ihrem Mahle niedersetzte, von Beckmann bedient, dann hätte sie sich vor sich selber fürchten können, so gespenstisch erschien ihr Alles. Am Tage, im nüchternen Lichte — unter den gewohnten Beschäftigungen, da konnte das Weiterleben noch als selbstverständliche Sache erscheinen; aber es kamen die Abende, wenn die Stimmen im Hause verstummten, draußen der Hofhund in die Nacht hinausbellte und die Möbel in den Zimmern leise zu knacken begannen, als flüsterten sie miteinander; dann erwachte in Beate wieder das ermattende, unfruchtbare Herumraten an ihrem Schicksal. Warum mußte das sein? Warum wurde i h r Alles genommen? Ihre Jugend bäumte sich gegen ihr Schicksal auf. Sie wollte jung sein, leben — wie die anderen. Die anderen, die mit dem heißen Blut, die, von denen Günther gesprochen hatte, die durften rücksichtslos lieben und genießen und sündigen. Sie begann in ihrer vor Einsamkeit fiebernden Seele gegen die Gesetze sich aufzulehnen, unter die sich ihr ganzes Leben hindurch gebeugt. Alles, nur dieses stumme Verkümmern nicht! Und doch, wenn ihr Körper nach Günther verlangte, nach ihm schrie, dann hätte sie ihn schlagen mögen. Wie die Even, die Mareilen sollte ihr Körper nicht fühlen. Und alldas kam wunderlich deutlich mit Stimmen, Bildern, Gesichten; es sprach und rief und stritt in ihr, bis sie totmüde, als käme sie aus einem Kampfe, ihr Zimmer aufsuchte, um schwer und traumlos zu schlafen.

* * *

Der November brachte starken Frost. Das Land war wie von Glas umsponnen. Die Bäume bogen sich unter der Kryſtalllast. Der Gärtner band Seile an die Obstbäume, und ließ sie von den Dorfbuben schütteln, dann regnete es klirrend von den Zweigen. Alles atmete auf als Schnee kam. Die weiche, weiße Decke war doch behaglicher, als die blanke Glaswelt.

Eines Tages hielt der Schlitten der Gräfin Blankenhagen vor dem Schloß. Die Gräfin selbst und die Fürstin Elise entstiegen ihm. Die lange, bedeutungsvolle Umarmung der Fürstin verletzte Beate. Sie war heute der Gräfin Blankenhagen für ihre laute, burschikose Lustigkeit dankbar. Man sprach von der Nachbarschaft. Immer noch wurde in Grumbnitz schlecht gewirtschaftet, immer noch war Frau von Hallen auf Ternin eine geborne Lehmann, immer noch fand Frau von Scharf für Agnes keine Partie.

www.libtool.com.cn

Nach dem Diner setzte die Gräfin sich an das Klavier. Sofort griff die Fürstin Elise nach Beatens Hand, ihre Augen wurden feucht und sie flüsterte leidenschaftlich:

„Meine Beate! Glaubst Du ich — — wir alle — könnten das ruhig mit ansehn, was hier vorgeht?“

„Ihr?“ wiederholte Beate. Alles in ihr schloß sich vor dieser Berührung, Alles in ihr rief: „Wache stehn. Niemand einlassen!“

„Du weißt,“ fuhr die Fürstin fort: „Nächst Dir, leide ich bei alledem am tiefsten. Aber Leiden! Mein Gott! Die kann keiner uns abnehmen. Nicht wahr mein Herz? Aber hier . . . nein, sage Nichts! Wir wissen, was hier vorgeht.“

„Was wißt Ihr?“ fragte Beate feindselig. Sie entzog der Fürstin ihre Hand, rückte von ihr fort. Die Fürstin weinte. Aus ihren hellblauen Augen rannen schnell kleine blanke Thränen: „Was Schmerz ist, das weiß ich,“ meinte sie: „Enttäuscht werden ist ja mein Gewerbe. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Dir helfen, das ist jetzt unsere Aufgabe. Hier, in der ganzen Gesellschaft sehn wir Deine Sache als unsere Sache an. Wir stehn alle auf Deiner Seite, da kannst Du ruhig sein. Auch alle unsere Herren. Blankenhagen sagte gestern: „Der Tarniff muß zur Ordnung gerufen werden.“ Glaub mir, etwas gesellschaftlicher Druck richtet viel aus. Das verstehn die Männer. Ich sag Dir Beating, Mitleid für Dich und Entrüstung gegen die Andere, sind jetzt sozusagen die Leidenschaften unserer Gesellschaft. Von nichts Anderem wird gesprochen.“

Beate kniff die Lippen fest auf einander und machte ein böses Gesicht. Sie hörte mehr den eignen grollenden Gedanken, als dem zu, was die Fürstin sprach. Was wollten all diese Menschen mit ihrem schamlosen Mitleid? Warum ließen sie sie nicht in Ruhe? Kannten sie denn nicht die Keuschheit der großen Leiden? Wußten sie denn nicht, daß nur die niedrigsten Menschen am Wege sitzen und den Vorübergehenden ihre Wunde zeigen? O Gott! wären sie doch fort diese mitleidigen Seelen!

„Wenn Du willst mein Herz,“ klang wieder der Fürstin bedauernde Stimme an Beatens Ohr: „Wenn Du willst, so bleib ich bei Dir. Oder Du kommst zu mir mit Deinem Jungen. Aber fort mußt Du von hier. Es wird noch Alles gut. Wir werden Dich schon verteidigen.“

Beate fuhr auf. Sie wurde ganz heiß vor Zorn: „Nein Elise, wir verstehn uns nicht. Fort soll ich aus meinem Hause? Warum? Mich wollt Ihr verteidigen? Gegen wen? Mich braucht Niemand zu verteidigen. Mich kann Niemand verteidigen.“

„Beating — Herz — so versteh doch!“ warf die Fürstin ein, aber Beate wollte nicht verstehn. „Was Ihr wißt und sprecht, weiß ich nicht. Ihr könnt und sollt nichts wissen. Weil ich vielleicht leide, glaubt jeder die Finger in das Wasser stecken zu dürfen, das ich trinken muß. Ich brauche keinen. Ich habe Niemanden gerufen. Ich — ich will allein sein.“ Schnell und leise die Worte hervorzustoßen, that wohl. Die Fürstin machte ein erstauntes und empfindliches Gesicht; als Beate jedoch schwieg, schmiegte die kleine Frau ihren Kopf verschüchtert an Beatens Schulter.

„Ja — ja Beating,“ flüsterte sie, „ich weiß — ich weiß —, so bist Du — so mußt Du sein.“

Als die Damen fort waren, begab Beate sich in den alten Flügel zurück, und ihre Einsamkeit erschien ihr heute wie eine Zuflucht.

www.libtool.com.cn

XI.

In Berlin wohnte Günther bei seinem Oheim, dem alten Grafen Eberhardt von Tarniff. Der Greis war ganz vereinsamt, dazu halb gelähmt. In einem Rollstuhl ließ er sich in den Zimmern und Korridoren seines Hauses in der Wilhelmstraße umherfahren, oder er saß am Fenster und schaute hämisch und unzufrieden auf die Straße hinab. Er hatte das Leben genossen. „Was an Plaisir zu haben war, nahm ich mit," pflegte er zu sagen. Jetzt war die Welt langweilig. Die Jungen waren Duckmäuser und thaten nichts, worüber die Alten einmal lachen konnten. „Na, der Günther," meinte er, „der stellt noch hin und wieder was an, über das es sich zu reden lohnt."

Jetzt war Günther der Gast seines Oheims, nachdem er für zwei Monate verschwunden gewesen war. Man wollte ihn in Cannes, in Biariz mit der schönen Frau Cibò-Berkow gesehen haben. Allerhand Gerüchte über ihn und Mareile beschäftigten die berliner Gesellschaft sehr stark.

Mareile nahm eine Wohnung in der Bülowstraße. Ihre vornehmen Verbindungen hatte sie vergessen, als wären sie nie da gewesen. Sie wollte jetzt nur ihrer Kunst und ihrer Liebe leben. Eine frische, friedliche Luft sollte sie umwehen. Nichts von der schwülen Luxusatmosphäre der Damen, die außerhalb der Gesellschaft stehen. Günther, ja, auf den war ihr Leben jetzt gebaut. Ihn behalten, war ihre Aufgabe, denn sonst hatte Alles, was sie gethan und gewagt, keinen Sinn. Und sie verstand es zu halten, was ihr war, mit dem zähen Eigentumsgefühl der Bauern, ihrer Vorfahren. Noch war sie jedem Nerv, jedem Blutstropfen in Günther ein Lebensbedürfnis. Aber schon der Gedanke, daß das anders werden könnte, nagte in schlaflosen Nächten an Mareilens selbstbewußtem Herzen.

Günther lebte in dem grauen, herbstlichen Berlin ein wildes Junggesellenleben, das ihm selbst zuwider war. Allein, was sollte er mit einem Leben anfangen, in welchem er weder rückwärts, noch vorwärts zu schauen wagte? Er spielte und trank. Der einzige Zweck dieses Daseins war Mareile. Sie war für ihn das wirkungsvollste Betäubungsmittel. Er liebte sie, wie wir unsere Sünde lieben, und es kränkte ihn, daß sie ruhig, stark, harmonisch sein wollte. Krank am Leben, wie er, sollte sie sein. Sie sollte sich für ihn verderben, wie er sich für sie verdarb.

„Ich weiß nicht," sagte er eines Nachmittags, als er in Mareilens Wohnzimmer saß und verstimmt auf die Straße hinabschaute, „zuweilen ist's bei Dir so — so —"

„Sag's nur," meinte Mareile und lächelte. Ihr Wollenkleid in sterbendem Grün mit großen, fliederfarbenen Mohnblüten gemustert, stimmte hübsch zu dem verschleierten Novembertage. Günther suchte nach dem rechten Wort: „Wie — wie ein Sonntagnachmittag bei einer Majorswittwe." Er wollte Mareile ärgern, aber sie strich ihm nur leicht über das Haar und sagte: „Du Armer!" Das machte Günther weich.

„Ach! wollen wir fortgehen — irgend wohin, wo es still und heiß und blau mit Gold besetzt ist."

Mareile schüttelte den Kopf.

„Warum?" fragte er böse.

„Weil ich arbeiten muß," meinte sie.

„Arbeiten? Warum?"

„Um Geld zu haben."

www.libtool.com.cn

„Geld? Warum nimmst Du nicht meines?"

„Weil ich eine selbständige Welle bin, wie das alte Buch in der Türkenbude sagt."

Günther seufzte: „Die Liebe müßte eine schöne, tötliche Krankheit sein. Man liebt sich — und man weiß — das Ende kommt dann und dann —, und die Liebe wird immer hastiger — man hat Eile, sie ganz zu genießen. Nur noch zwei Tage — noch eine Nacht. — Aber so. . ."

Mareile setzte sich auf Günthers Schooß. Er that ihr leid und doch freute sie sich daran, wie viel stärker sie als dieser Mann war, und wie fest sie ihn hielt. Das machte ihn ihr noch lieber: „Warum" sagte sie und lächelte noch immer, als spräche sie freundlich zu einem Kinde, „warum soll die Liebe nicht das Leben sein? Sie ist da. Wir gehn unseren Geschäften nach — leben unsern Werktag — aber wir wissen, sie ist da — sie wartet auf uns. Erinnerst Du Dich des Gefühles, das wir am Sonnabend Nachmittag hatten."

„Ja — ja — das war famos?"

„Sieh — so 'n Gefühl giebt die Liebe dem ganzen Leben, immer wartet ein Festtag auf uns."

„Ja — aber dann, die verfluchten Sonntagsabende," wandte Günther ein. Seine trübe Laune wollte nicht weichen: „Ja — ihr seid klug — ihr Ziepens. Man thut seine Arbeit, hat seinen Bechstein, sein Galléglas, seinen Grafen, seine Liebe —, Ordnung muß sein."

Mareile erwiderte nichts, sie wandte nur ihre Arme fester um Günthers Nacken und küßte ihn, küßte ihn so lange, bis seine Augen wieder den glücklichen Glanz eines süßen Rausches annahmen. Das war ihr letztes Argument gegen seine bösen, schwarzen Stunden.

Da kam ein Ereignis, das Günther ein wenig anregte. Eines Abends setzte er sich im Klub in das Kaminzimmer zu den „alten Junggesellen." Graf Halken, Major von Tettleben, Baron Schibowitz; ältliche Herren, die es liebten, in der Kaminecke Böses von den Weibern zu reden. Günther saß hier in sich gekehrt und hörte den verblichenen Abenteuren der alten Schwernöter zerstreut zu. Aus dem Spielzimmer schlenderte der Fürst Karnowitz heran, lehnte sich an den Kaminsims und schien in seiner teilnahmslosen, gefrorenen Art dem Gespräche zu folgen. Tettleben besprach einen traurigen Fall, der gerade in der Lebewelt Aufsehen erregte. „Die berühmte „blonde Mary". Sie wissen, die mit dem Botticellikopf — hatte Wechsel, die ein Husarenleutnant ihr ausgestellt, brutal beigetrieben. Der junge Mann hatte sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Na — ja — natürlich, was soll er thun? Immer das bekannte Geschäft von Abraham und Moses. Wechsel — und prolongiert — und wieder Prozente — und dann wird die Falle zugeklappt und aus ist's. Und mit den Engelaugen ist das anders mörderisch als bei Abraham und Moses — was?" Die Herren schüttelten die Köpfe: „Nein, so was!" — „Was sagen Sie dazu lieber Fürst; saftiges Frauenzimmer das?"

„Ich?" meinte der Fürst. Er sprach leise und heiser, als kümmerte es ihn nicht, ob die Hörer ihn verständen oder nicht. „Die jungen Herren haben die Damen, die sie verdienen. Moses und Abraham sind ja auch, wie diese Herren sie brauchen. Da scheint mir alles in Ordnung. Nur — wenn so edlere Frauengestalten in die Hände unserer kleinen Lebemänner fallen, dann ist's ärgerlich. Und das kommt vor. Sie werden bemerkt haben, das Hunde sich mit Vorliebe die schönsten Statuen aussuchen, um stehn zu bleiben und das Bein aufzuheben."

www.libtool.com

„Nein — das hab ich noch nicht bemerkt," murmelte Graf Halke verwirrt. Keiner wußte, was mit diesem Ausfall anzufangen. Als Kornowitz der Gesellschaft den Rücken wandte, um langsam in das Spielzimmer zurückzukehren, folgte Günther ihm hastig. „Wissen Sie — Fürst," begann er, „Ihr ethischer Vortrag da eben, hat mir nicht sonderlich gefallen."

„Das ist wohl möglich," erwiderte der Fürst. Das bleiche Gesicht mit den Zügen, die scharf, wie die eines Leichenangesichtes waren, blieb regungslos, die bleifarbenen Augen sahen Günther teilnahmslos an.

„Wie meinen Sie das?" fuhr Günther auf.

„Ganz, wie es beliebt," sagte Kornowitz und setzte seinen Weg zum Spielzimmer fort. Günther schaute dem gebeugten Rücken mit den zwei blanken Kammerherrenknöpfen am Frack mit einem Gefühle des Hasses nach, das in seiner Energie wohlthat und erwärmte. Dann mußte er Sterneck und Tettau aufsuchen, um sie zum Fürsten zu schicken. Das Berathen und Besprechen, die Beschäftigung mit den hübschen, handlichen Gesetzen des Ehrenhandels waren für Günther ein Genuß. Alldas gab dem Leben wieder Gehalt, verlieh Mareile, Günther selbst, seiner Liebe neuen Wert.

Den Abend vor dem Duell war Günther bei Mareile ausgelassen wie ein Knabe; dann kam eine angenehme weiche Stimmung über ihn. „Setz Dich dort auf den Sessel," sagte er und ließ die goldene Schnalle an Mareilens Gürtel springen. „Ganz wie in der Türkenbude. So. — Die Füße auf den Schemel. Hier sind rote Rosen, die kannst Du wieder zerpflücken. Dann hängen die Blätter wie Blutstropfen an Dir. Ja — so. Und ich liege hier." Er streckte sich auf den Teppich aus — streichelte die nackten Füßchen mit den Goldreifen. „So ist es gut."

„Ist etwas geschehen?" fragte Mareile. „Du bist heute anders. Nicht Liebster? Als wäre etwas Schweres von Dir abgefallen. Ja — wirklich — heut ist es wie dort in Lantin."

„Ja — ja!" meinte Günther, „Es giebt Festzeiten — und wieder Alltagzeiten mit der endlosen Reihe der langweiligen Trinitatissonntage. Unsere Liebe hat eben einen Festtag. Das ist doch nicht so wunderbar. Nun, reg Dich nicht. Bleibe so. Gott! Du wirkst auf mich heute so mächtig — ich ertrage es kaum. Von Dir strömt es in mein Blut hinein, immer heißer —, das schmerzt, so schön ist das. Sag — schmerzt es Dich auch, all diese heiße Kraft ausgießen — sag —"

„Ja — ja" flüsterte Mareile: „Nimm — nimm Alles!" Sie beugte sich über ihn und küßte ihn mit den Frauenlippen, die — in der höchsten, hingebenden Erregung, wie heiße Rosenblätter werden, als sei die Haut, die das Blut umschließt, zu einem feinen, kaum merkbaren Schleier geworden.

* * *

Frühmorgens weckte Sterneck Günther. Günther streckte sich: „Schon Dienst?" fragte er.

„Ja — Fürstendienst" — meinte Sterneck.

„Ach ja unser Fürst! Mir wird sein —, als müßte ich auf ein Ahnenbild schießen."

Der Reif lag wie feine Asche auf den leeren Straßen, die Günther und Sterneck durchfuhren. Die Kähne standen auf der Spree im Nebel groß und schwarz auf einem Tintenfluß. Fröstelnd drückte Günther sich in die Wagenecke. Die leeren Straßen waren ihm zuwider; er wünschte schon

draußen in der Vorstadt zu sein, wo die Leute auf sind, wo die Milchwagen und Gemüsekarren über das Pflaster rattern. Günther sah Kaltin vor sich — sehr deutlich — mit dem gelben Sonnenlicht auf den Fenstern, die Levkojenbeete des Gartens, Beate in einem weißen Kleide einen Strauß Astern in der Hand. Sterneck sprach von Dachsbauen und Teckeln. Jetzt fuhren sie langsam durch den Sand. Die Luft wurde freier und schneidender.

Am Waldrande standen die Wagen der anderen Herren. Tettau mit zwei Aerzten, der Fürst mit Graf Hanke. Ein wenig mißmutig hüllten sie sich in ihre Mäntel, wie Leute, die nicht ausgeschlafen haben. Man begab sich in den Wald. Als die geeignete Stelle gefunden war, begannen die Herren die Entfernung zu messen. Günther saß wartend auf einem Baumstumpf. Vor ihm, auf eine Föhre, hockte ein Eichhörnchen. Das spitze, kleine Gesicht mit den rothen Büscheln an den Ohren blinzelte freundlich und ironisch auf Günther nieder. Das machte ihm Spaß. Endlich meldete Sterneck, Alles sei bereit. Günther legte seinen Mantel ab: „Der da," meinte er, „wird sich wundern, was wir mit unseren Dummheiten bei ihm wollen."

„Die Eichkatze da?" fragte Sterneck, „Na, die haben auch ihr Affairen. Jede — der Kreatur, ihre Mensur."

„Das ist ja 'n Vers!"

„Teufel, ja! Das kommt mir so zuweilen."

Die Herren stellten sich auf ihre Plätze. Ein Jeder dachte in diesem Augenblicke nur daran, die Zeremonie möglichst korrekt zu erledigen. Während der Unparteiische Probe zählte, sah Günther den Fürsten an. Das Gesicht war aschfarben wie immer, die Augen sahen teilnahmslos und schläfrig vor sich hin, die Lippen bewegten sich kaum merklich: „Sollte er gerade eine Pfeffermünzpastille saugen, wegen seines schlechten Magens?" dachte Günther und nahm sich vor, später mit den Kameraden darüber zu lachen. Jetzt das Kommando —, aufgepaßt. Günther wollte eben abdrücken und zog die Pistole an dem dünnen Bein des Fürsten entlang, als er den schwachen Knall der Pistole seines Gegners hörte; zugleich traf ihn irgendwo ein Schlag. „Was nun?" dachte er, „jetzt nur stehn bleiben —" — — Jemand — sehr weit schien ihm, fragte: „Wo sitzt es?" Günther antwortete, aber seltsam, seine Stimme hatte keinen Klang. Dann war es, als schneite es, große, sehr blanke Flocken fielen nieder — immer schneller — immer schneller. . . .

* * *

In dem Tarniff'schen Hause in der Wilhelmstraße lag Günther krank. Die Kugel war auf der Seite in den Körper gedrungen. Die Aerzte erklärten den Fall für bedenklich. Der Kranke lag in hohem Fieber. Wirre Vorstellungen hetzten ihn; wie Sträflinge, die ihren Wärter besiegt haben, schlüpften sie aus den verborgensten Winkeln des Gehirns hervor, riefen durcheinander, stritten sich. Rätsel gab es, die gelöst sein wollten, und doch unlösbar waren. Und Alldas hatte Eile, das wogte und drängte. Dann plötzlich wurde es still. Günther sah das Zimmer mit der grünverhangenen Lampe, auf dem Sessel nebenan saß ein fremdes, schwarzes Figürchen mit einer weißen Haube. „Ist es Nacht?" fragte er, „Abend" antwortete eine fremde, sanfte Stimme. Das schwarze Figürchen kam und gab ihm etwas zu trinken. Günthers Blicke irrten im Zimmer umher. „Ja — Wilhelmstraße — Berlin," sagte die fremde Stimme. „Ja — Berlin," wiederholte er matt und wie enttäuscht.

www.libtool.com.cn

Denselben Abend, als der alte Graf Eberhardt sich im Rollstuhl den hellerleuchteten Korridor auf und abfahren ließ, was er seine Motion nannte, ließ sich Frau Cibò-Berkow melden. Das erfreute ihn. Er empfing Mareile mit seinem liebenswürdigen, lange nicht gebrauchten Lebemannslächeln: „Welche Ehre, meine Gnädige! Ich weiß, der Besuch gilt nicht mir altem Krüppel, aber man profitiert, wo man kann."

„Ich wollte Nachricht von Ihrem Neffen," sagte Mareile geschäftsmäßig.

Der Graf lächelte galant: „Beruhigen Sie sich, meine Gnädige, wir liefern ihn Ihnen schon wieder neuaufpoliert ab. Vorlaut sind unsere jungen Leute genug, aber daß sie uns Alten das Sterben wegschnappten, das hoffe ich doch nicht."

„Ich will ihn sehn," versetzte Mareile. Der Graf kicherte: „Na, jetzt wird er sich nicht besonders präsentieren." Aber Mareile wiederholte ernst: „Bitte, ich will ihn sehn."

Der Graf wurde ärgerlich. „Ja, ja, das Sentiment ist jetzt Mode. Na, schließlich ist's Ihr Drama, Sie sind sozusagen die Verfasserin — ha — ha. Johann führe die gnädige Frau hinauf."

Im Krankenzimmer herrschte Dämmerlicht. Es roch nach Jodoform. Mareile atmete beklommen. Das waren Licht und Luft, in denen sie am schwersten zu leben vermochte. Die Diakonissin sagte vorwurfsvoll: „Er schläft." Mareile nickte und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bette. Im Zimmer herrschte wieder die schwere, drohende Stille. Das schmale, weiße Gesicht in den Polstern erschien Mareile so fremd. Sie weinte leise; sie sehnte sich nach dem ihr bekannten Günther, nach seinem hübschen, leichtsinnigen Gesichte. . . Diesen Günther mußte sie wieder haben, sie hatte ihn sich mit aller Rücksichtslosigkeit gegen andere und gegen sich selbst erkämpft. Wurde er ihr genommen, was war ihr Leben dann? Etwas Formloses, etwas, das schweigt und droht, wie diese Krankenstube. Er mußte leben. Sie fühlte es körperlich, wie ihr Lebenswille auf den bleichen Schläfer überströmte, warm, stark, als brächen in ihr die heißen Bäche des Lebens auf, um ihn zu überschwemmen. Günther regte sich. Mareile beugte sich auf ihn nieder. „Willst Du trinken?" fragte sie. Er nickte. Seine Augen sahen mit dem müden, freudlosen Blick der Kranken vor sich hin, ohne Mareile zu erkennen. Sie gab ihm zu trinken. Das Rauschen des Kleides, der Orchideenduft mußten ihm auffallen, er sah Mareile an: „Ja ich — ich bin's," flüsterte sie. Sie beugte ihr Gesicht nah auf das seine nieder, strahlte ihn mit ihren Augen an, ungeduldig ihn aus der Ferne seiner Träume zurückzuholen. „Mareiling," sagte er und lächelte matt; aber gleich wieder schloß er die Augen und das Gesicht nahm wieder den ältlichen, mißmutigen Ausdruck an; dabei rückte er ein wenig von Mareile fort.

Die Nachtstunden verrannen. Die Straße war verstummt. Die Uhren schlugen durch das stille Haus. Es mochte vier Uhr sein, als Günther wieder zu trinken verlangte. Mareile bediente ihn. Günther sagte etwas, Mareile verstand ihn nicht. „Was sagst Du Liebster?" mußte sie fragen; da wiederholte er es ungeduldig: „Ist Beate noch nicht da? Warum kommt sie nicht?" Da Mareile nicht antwortete, ließ er mutlos und enttäuscht seinen Kopf zurücksinken und schloß die Augen. Als der Morgen über den Dächern zu grauen begann, stahl Mareile sich lautlos aus dem Krankenzimmer. Was half es ihr? Nahm der Tod ihn nicht von ihr, so that es das Leben; sie mußte der Anderen Platz machen.

* * *

Beate saß unterdessen im Wagen des Zuges, der sie nach Berlin brachte. Es war heiß und beklommen darin. Hinter den befrorenen Fensterscheiben stand eine schwarze Nacht, in welche die Lokomotive ihre Wolken goldener Funken hinauswarf. Zwei ältliche Damen im Koupee sprachen von einer Bertha, einem Schwiegersohn, der eine Emilie nicht verstand.

Gleich nach Empfang des Telegramms, das Günthers Verwundung meldete, war Beate abgereist. Günther war krank — sie mußte zu ihm, das war klar und selbstverständlich; hier brauchte Beate nur mit Mitleid und Pflicht zu rechnen, und das verstand sie. Jetzt, in der Stille dieser Nachtfahrt aber, wagten sich seltsame Gedanken hervor. Sie waren schlecht und Beate fürchtete sich vor ihnen — allein, sie waren da und gehörten zu ihr. Stirbt Günther, dann — ja dann war ihr Leben wieder verständlich und klar. Went's Leben drohte kein Schatten mehr. Sie floh vor diesem Gedanken; aber er kam immer wieder. Das Stampfen des Zuges sprach davon, deutliche Bilder kamen; der Katafalk im Ahnensaal, Blumen, Kerzen, deren Flammen bleich und durchsichtig im weißen Schneelichte standen, das durch die hohen Fenster einfiel. Sie selbst im Trauerkleide, Went auf ihren Knieen, einsam in dem alten Kaltin, das wieder seinen Frieden und seine Heiligkeit zurückgewonnen hatte. Beate fuhr auf. „Gott! was war es denn, das in ihr so denken, so fühlen durfte?" Aber kaum schloß sie die Augen, so kamen die Bilder wieder.

Frühmorgens langte Beate in Berlin an. Im Hause in der Wilhelmstraße schlief noch Alles. Sie ließ sich in das Krankenzimmer führen, und dort, auf demselben Stuhl, den Mareile eben verlassen hatte, wartete sie auf Günthers Erwachen. Als er seine Augen aufschlug, sah er Beate an, anfangs teilnahmlos, dann jedoch kam ein zufriedener Ausdruck in das hagere Gesicht. „Näher," flüsterte er, seufzte einen tiefen Seufzer der Erleichterung und drückte seinen Kopf tiefer in die Kissen, als könnte er nun ruhig einschlafen. Beate rückte näher heran. Alles Fremde in ihr war fort. Ihre Seele wandelte wieder auf bekannten, reinen Pfaden.

Günthers Krankheit zog sich lange hin. Die Aerzte fürchteten die Folgen der Verwundung. Günther nahm Beatens Pflege freundlich und wie etwas selbstverständlich ihm zukommendes entgegen. Das Leben ging wieder seinen hübschen, geordneten Gang. Stundenlang, wenn sie Günthers Schlaf bewachte, konnte Beate müßig in das Flirren der großen, weißen Flocken hinaus sehn. Die weiße Decke, die sich über die große Stadt breitete, gefiel ihr, so wollte sie es, kühl und rein; verwischen und verdecken. Mädchenträume von Liebe und Glück, einst beunruhigend wie Frühlingsnächte, schienen jetzt sehr fern. Sie wollte sichere, reine Wege, wollte die Luft, die zu athmen sie gewohnt war.

* * *

Als nach einigen Wochen das Ehepaar Tarniff von der Kaltiner Station nach dem Schlosse fuhr und die erleuchteten Fenster zwischen den verschneiten Bäumen in der Winterdämmerung ihnen entgegenleuchteten, da war es Beate, als hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die mühevolle Stimme der Sterbenden, die die Worte eintönig und langsam sich folgen läßt, als spräche sie mit jemandem, der weit fort ist. „Warten — warten — sie kommen zurück." — So war es. Er war gekommen, wund, vom Leben besudelt und gebrochen.

* * *

Es war Frühling geworden. Günther saß in seinem Zimmer am Fenster und schaute hinaus. Er war müde. Die Frühlingsluft griff seinen geschwächten Körper an. Die nassen Wege blitzten in der Sonne. Der Teich glitzerte hartblau. Die Enten trieben sich auf dem Hof umher, und freuten sich, daß die ganze Welt ein Tümpel war. Das interessierte Günther alles. Ein angenehmes Herren- und Eigentums-Gefühl stieg von diesem Hof zu ihm auf. Es war als schnatterten die Enten im Chor: „Dein — dein."

Peter kam und überreichte einen Brief. „Ein Junge aus Lantin hat ihn gebracht. Er wartet auf Antwort."

Gleichgültig öffnete Günther den Brief, dann nahm sein Gesicht einen erschrockenen, gequälten Ausdruck an. „Was stehst Du und guckst mir auf die Nase?" fuhr er Peter an. „Aha!" dachte Peter und ging.

Der Brief enthielt wenige Zeilen von Mareilens Hand: „Ich bin in unserem Häuschen und ich erwarte Dich heute Abend. Was auch wird, ich muß Dich sehn." Günther legte den Brief vor sich auf den Tisch und schaute wieder auf den Hof hinaus. Aus diesen Schriftzügen schlug ihm jene schwüle Liebesluft entgegen, die ihn einst so beglückt hatte, und die zu atmen ihm jetzt wehthat. Es war ihm, als wollte jemand ihn aus der Ruhe seines kühlen Zimmers hinauslocken auf eine abenteuerliche, heiße Wanderschaft. Schon der Gedanke daran machte ihn müde. Nein, nur das nicht. Er konnte nicht zu Mareile gehn. Er wollte ihr schreiben. Natürlich mußte es ein Wort sein, das wie das Schlußwort einer Tragödie klang; etwas, wie ein schwerer, schwarzer Vorhang, der auf ihre Liebesgeschichte niederfällt. Gut! aber was denn? Er fühlte sich so faul! Eben noch hatte er so gemütlich den Enten zugeschaut, und nun kam dieses. Er ging an den Schreibtisch und begann zu schreiben: „Liebe Mareile! Ein großer Mann hat gesagt. . ." — Er besann sich. Welcher große Mann — und was hat er gesagt? Das war nichts. Er zerriß das Blatt. „Liebe Mareile!" begann er wieder, „Alles was wirklich schön ist — welkt — die Blume, die Jugend — die — . . ." Unsinn, wie so? Wütend zerriß er wieder das Blatt. Gott! wie reich an Bildern und kostbaren Gedanken war er früher gewesen, und jetzt nichts. Wie war das doch — das mit den Festtagen des Lebens — und mit der Dämmerung, für die die stillen weißen Frauen sind. Daraus ließ sich vielleicht etwas machen. — Nebenan im Wohnzimmer wurde ein Tanz auf dem Klavier gespielt. Das war Beate, die für Went zum Tanz aufspielte. Günther sah dem gerne zu. Es war zu hübsch, wenn so das blonde Figürchen, von den Enden der breiten roten Schürze umflattert sich langsam im Sonnenschein drehte.

„Ach was!" sagte er sich und schrieb eilig: „Liebe Mareile! Wenn ich nicht komme, so ist es, weil ich glaube, das es besser für Dich und für mich ist. Die Erinnerung an das Glück, welches Du mir gegeben, wird mir mein Leben hindurch ein teurer Schatz sein. G." Er überlas das Geschriebene, verzog die Lippen. „War das glatt! Na — nichts zu machen."

* * *

Mareile war von der verletzten Station vor Kaltin in einem Mietwagen in Lantin eingetroffen. Frau Kuhlmann freute sich, wieder etwas Geheimnisvolles unter der Hand zu haben. Sie setzte Mareile eine Mahlzeit vor, ging in die Türkenbude, um ein wenig abzustäuben und füllte die weiße Salatschüssel mit Anemonen und Himmelschlüsseln.

Mareile saß in dem Türkenhäuschen und wartete. Die jungbelaubten Birken dufteten stark zu ihr herein. Im Walde rief der Kuckuk. Ihr Gesicht hatte eine strenge, fast scharfe Reinheit der Linien erhalten, die es älter erscheinen ließ. Sie war ganz ruhig. Sie war gekommen, ihr Eigentum wieder an sich zu nehmen und hielt sich für stark genug dazu. Günther konnte ohne sie nicht leben; wer sie besessen hatte, mußte krank vor Verlangen nach ihr sein und konnte sich nicht mit den bleichen Beaten zufrieden geben. Er wäre fast für sie gestorben. Er gehörte ihr. Er würde kommen.

Es raschelte im Gemach. Mareile schaute auf. Da stand der rothaarige Junge des Hirten, lachte über das ganze, erhitzte Gesicht und hielt ihr einen Brief hin. Mareile las die flüchtig hingeworfenen Zeilen, dann legte sie das Blatt auf das Fensterbrett. Sie schaute sich nach dem Jungen um, aber er war fort. Er hatte sich gefürchtet, „weil die Dame so weiß im Gesichte geworden war," — berichtete er der Frau Kuhlmann.

Lange saß Mareile unbeweglich da. Die Sonne ging unter. Zwischen den Stämmen des Waldes glomm ein rotes Feuer. Ueber den Wipfeln ließ sich der pfeifende Flug der Wildenten hören, die vom See zu den Waldtümpeln zogen.

Mit weit offnen Augen starrte Mareile in den Abend hinaus, Augen, die nichts zu sehen schienen, nur die Strahlen der Abendsonne wiederspiegelten und mit der Dämmerung dunkler wurden. Große Thränen rannen dabei über das regungslose, weiße Gesicht.

Anfangs war es ein hülfloses, schmerzhaftes Vermissen, das sie quälte, ein unerträgliches Verlangen nach Günther. Es fror sie nach seinem begehrenden Blick. Ein jammervolles Gefühl der Verlassenheit sank schwer auf sie nieder. Von außen ertönte eine Stimme: „Guten Abend, gnädige Frau!" Eve Markow stand vor dem Fenster, stützte den Arm auf den Fensterrahmen und schaute zu Mareile hinein. Einen starken Duft von jungem Birkenlaub brachte sie mit, denn ihr alter Strohhut war ganz mit Birkenzweigen besteckt. Die grellen, runden Augen musterten Mareile neugierig. „Guten Abend, Eve" — erwiderte Mareile. Die Gegenwart des großen, rothaarigen Mädchens that ihr wohl.

„Er is nich gekommen?" fragte Eve.

„Nein" — sagte Mareile mechanisch.

Eve nickte. „Ich wußte, er wird nich kommen. So is schon. Die da im Schloß hat ihn nu wieder." Eve schwieg eine Weile und sann, dann fragte sie: „Was werden Sie thun? Werden Sie ins Wasser gehn?"

„Ins Wasser?" wiederholte Mareile, „warum fragst Du das?"

Eve zuckte mit den breiten Schultern. „Na so. Ich wollte auch ins Wasser, als Sie ihn mir wegnahmen."

Aufmerksam beugte Mareile sich zu dem Mädchen hinaus. „Sag Eve, wie — wie war das?"

„Naja" — berichtete Eve, „als er mit Ihnen ging . . . ich hockt dort unter dem Haselnußstrauch — wenn Sie mit ihm hier rinnen waren. Ja — na zuerst dacht ich, ich schieße Sie tot."

„Aber?" fragte Mareile gespannt.

„Man will — man will," meinte Eve, „na, und dann is die Kourage nich da."

„Und das mit dem Wasser?"

Eve lachte. „Ja, da wollt ich auch rein. Zum schwarzen Auge ging ich. Sie wissen, das runde, schwarze Wasser unten im Sumpf. In der Mitte is es tief — tief. Nacht war's. Und der Mond war hell. Na ja!

www.libtool.com.cn

wenns dunkel is, dann gruselt's Einem vor solchen Geschichten. Da ging ich nu — rein. Am Anfang ging's ganz gut. Das Wasser kam kalt an die Beine. Aber wie's nu tiefer wurde und das Wasser an dem Bauch und die Brust rauf wollte, nee — nee — da —". Eve schwieg.

„Da?" fragte Mareile.

„Ich konnt's nicht. Sterben, nee das versteh ich nich." Eve schüttelte sich, so daß die Birkenzweige um ihren Hut schwankten.

Die Dämmerung war vollends auf den Wald herabgesunken. Die Nebel stiegen aus den Wassern auf und spannen sich langsam über die Wiesen hin. „Gute Nacht," sagte Eve leise und verschwand in den schwarzen Büschen. Mareile sann lange noch in die Dunkelheit hinein, bis alles um sie her wunderlich gespenstisch und unwirklich schien — ihr Leben — das Schloß — Günther — sie selbst. Ein Fiebertraum mit grellen Bildern, die ihr wehthaten — und dann sah sie wieder die rote Eve im Mondscheine in das schwarze Wasser steigen. Mareile begann sich zu fürchten.

Es war schon Nacht, als Mareile das Parkhaus verließ. Große Sterne hingen in den wirren Schöpfen der Föhren. Der Wald rauschte gleichmäßig und sachte, daß es wie der Atem eines starken, schlafenden Lebens klang. Mareile blieb stehn und lehnte sich an eine Tanne, drückte ihre Wange an den Stamm, der kühl war und nach Harz duftete. Dort am Ende der langen Waldlinie — ganz fern — lag Schloß Lantin mit seinen erleuchteten Fenstern, ein kleines, blankes Spielzeug in all der ruhigen Dunkelheit. „Sterben, das versteh ich nicht" — hatte Eve gesagt. Nein, sterben, das verstand auch Mareile nicht, und noch um die dort. O nein! Und sie erhob ihre kleine, festgeballte Faust drohend gegen das blanke Spielzeug dort unten in der Ferne.

www.libtool.com.cn

Neue Bücher.

Von **Arthur Eloesser.**

Es ist nun eine ziemlich lange Reihe von Monaten her, daß ich hier zum letzten Male über neue Romane berichtet habe, und ich hoffte, daß es noch eine Weile unbemerkt so weiter gehen würde, bis man mich mit sanfter Eindringlichkeit an die Wiederkehr meiner Verpflichtung erinnerte. Wenn jemand, der sich dazu berechtigt glaubt, einem Anderen, der sich dazu verpflichtet glaubt, nur weil es schon früher so gewesen ist, einen Haufen Bücher zum Besprechen hinschiebt, so geschieht das nicht ohne heimliche Schadenfreude, aber doch auch nicht ohne Mitgefühl und versteckte Entschuldigung, als ob man einem schätzbaren Menschen eine Arbeit zuweist, die man überhaupt niemandem zumuten dürfte. Der Kritiker wird dadurch in die Hände von einem Dutzend Menschen gegeben, die sich zu der privilegirten Klasse der Dichter rechnen, und wenn sie ihn in dichtem Kreise umstellt haben, muß er ebenso ängstlich wie geduldig abwarten, welche Prozeduren sie mit ihm vornehmen werden. Bevor die Marter anfängt, wird er entkleidet, alle die lieben wärmenden und schützenden Hüllen werden ihm abgezogen der Vorurteile, der Gewohnheiten, der Neigungen und Abneigungen, bis er in der Nacktheit gänzlicher Vorurteilslosigkeit und Voraussetzungslosigkeit dasteht. Das was von ihm noch innerlich übrig bleiben mag, ist so schwer wegzuthun, daß er es nur selbst durch das äußerste Training langer Selbsterziehung besorgen kann. Er muß vergessen, daß er ein eigenes Leben führt, an dem seine Persönlichkeit ein Maß der Dinge gefunden hat, er muß sein menschliches Dasein abstellen, seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Sorgen und Befürchtnngen einen Stoß geben, daß sie weit von ihm wegfliegen, bis er nicht mehr weiß, wie ihm gestern zu Mute gewesen ist. So steht er nun da, ohne Erinnerung und Vergangenheit, nicht glücklich, nicht unglücklich, nicht heiter, nicht traurig, ein reines Instrument des Empfangens, auf dem alle die Dichtersleute abwechselnd spielen dürfen, und zu diesen sagt der Dulder mit stiller Ergebenheit: Macht mit mir, was ihr wollt, ihr Seher, ihr Künstler, ihr Schöpfer, erfüllt mit euren Persönlichkeiten dieses gereinigte Gefäß, sättigt es mit eurer Süße und Herbigkeit, mit eurer Weisheit und Starrheit, tobt in mir, spielt auf mir, nehmt nur keine Rücksicht, glaubt nicht, daß ich müde oder ungeduldig werde, und ob ihr flöten oder geigen, posaunen oder pauken wollt, ich will eure Flöte und Geige, eure Posaune und Pauke sein. Denn ich bin nicht der Meinung eines „verrohten" Kollegen, daß wir ein Kunstwerk wieder durch ein Kunstwerk beurteilen, vielmehr glaube ich, daß alles Schöne von euch kommt, und daß das Leben überhaupt erst lebendig wird, wenn ihr es besingt. Das sage ich wenigstens, so lange ich am Marterpfahl stehe, um die lieben Leute schneller los zu werden, da man es mit den Künstlern wie mit den Frauen zu

halten hat. Damit man sie beruhige, muß man sie verstehen, oder man muß so thun, als ob man sie verstanden hat, was genau so gut wirkt. Und wenn die Marter vorbei ist, sucht man seine sieben Sachen zusammen, und indem man sich wieder als Mensch ankleidet, sein bescheidenes Eigenes wieder um sich sammelt, sieht man wohl zu, ob sie als Entschädigung für die Hingabe etwas hinzugethan haben. Viel war es nicht; abgesehen von denen, die ich garnicht nenne, hat sich die große Mehrzahl eben nicht erkenntlich bewiesen. Am nobelsten haben sich noch die Ausländer, unsere skandinavischen Vettern benommen, viel weniger meine teuren Landsleute, und ich hatte doch in meiner letzten Besprechung einen Aufschwung unserer Romandichtung festgestellt. Dankbar sind sie eben nicht, aber ich bin schließlich schon zufrieden, wenn sie von meinen eigenen Sachen nichts mitgenommen haben. Der Kritiker ist doch gewissermaßen auch ein Mensch, häufig sogar ein sehr gescheidter, der seinen kleinen Besitz an lieben und schmerzlichen Erfahrungen hat und von dem Eckchen seiner Erlebnisse die Welt betrachtet, ohne es gleich für ihr Centrum ausgeben zu wollen. Neuerdings verlangt man sogar von ihm, daß er eine Persönlichkeit sei, aber was hat er von dieser Erlaubnis? Der Künstler darf sich alles leisten, und wenn er heute für die Blonden und morgen für die Schwarzen schwärmt, wenn er vom Pessimisten zum Optimisten, vom Naturalisten zum Symbolisten wird, so nennt man das Entwicklung und man sieht seine Wesensart gerade darin, daß er fortwährend im holden Irrtum umherschweift. Der Kritiker darf sich nur wenig leisten, er ist in den Aeußerungen seiner Persönlichkeit zur Vorsicht gezwungen, weil er von Amts wegen nicht irren darf, sich nicht widersprechen und immer Recht haben soll. Außerdem hindert nicht alle, aber die meisten ihre eigene Schamhaftigkeit, von sich selbst zu sprechen, weil sie sich nicht hinter ihren Figuren verstecken können, und während sie sich die größte Mühe zu geben scheinen, über alles Mögliche prompt und klar zu reden, üben sie in Wahrheit die viel größere Anstrengung, über sich selbst zu schweigen. Sie wissen, daß sie keine Privilegien haben. Von den Künstlern, wenn sie tot sind, von den heutigen auch schon bei Lebzeiten liest man, daß sie jenes Werk verfaßt haben, als die Liebste sie verlassen hatte, und dieses, als sie die Liebste verlassen hatten, und wenn etwas ganz Mißlungenes oder Fragmentarisches da ist, freut man sich historisch und philologisch, weil man die Spuren ihres Erdenlebens an den unvollkommenen und unvollendeten Sachen immer am sichersten feststellen kann. Den Kritiker fragt kein Mensch, wie ihm zu Mute war, als er dieses und jenes auf sich wirken lassen mußte, und warum er sich gegen ein Kunstwerk stumpf und gegen ein anderes empfänglich verhalten hat. Früher halfen sich die Kollegen, indem sie sich als Richter und Gesetzgeber aufspielten, was ihnen heute nicht einmal der Leser mehr glaubt. Also Persönlichkeiten sollen wir sein, ohne das Recht zu irren, Individualitäten, ohne uns als Weltcentren zu schätzen, und gar Menschen, ohne von vorn herein blind lieben und hassen zu dürfen. Von Rechts wegen müßte ich Euch sagen, in welchen Stimmungen (die mir trotz aller Selbstentledigungsversuche geblieben sind) ich an jeden von diesen Romanen herangegangen bin, aber da ich kein Künstler bin, sind meine inneren Zustände nicht erwähnenswert, und ich will nur — naturalia non sunt personalia — ganz beiläufig erwähnen, daß ich sie alle unter dem Eindruck eines starken Schnupfens gelesen habe. Wenn ein kompilirender Historiker späterer Tage sich dieser Blätter etwa für eine Geschichte des Romans bedient, so soll er in posthumer Kollegialität gehalten sein, diesen Schnupfen bedauernd zu erwähnen, der um mißverstehende Deutungen auszuschließen, nicht symbolisch aufzufassen, sondern leider ein ganz wirklicher gewesen ist. Am Schluß dieser orientirenden Einleitung bemerke ich noch, daß mir an den letzten Hervor-

www.libtool.com.cn

bringungen unserer erzählenden Litteratur ein gemeinsamer oder entscheidender Zug nicht aufgefallen ist, und daß ich die einzelnen Bücher in einer zwanglosen Reihenfolge gebe, wie sie sich von selbst, vielleicht durch eine äußere Verwandtschaft der Stoffe ergeben hat.

Als eine litterarische Konfession, die die jüngsten Phasen unserer Entwicklung nacherzählt und mit einer Art von schriftstellerischem Programm schließt, stelle ich den zweibändigen Roman „Wurzellocker"*) von Wilhelm von Polenz voran. Der Verfasser, dem die Liebe zu der deutschen Erde und die Vertrautheit mit der ländlichen Arbeit bisher seine besten Schöpfungen eingegeben haben, versucht sich, wie schon der Titel andeutet, mit diesem neuen Werke auf einem entgegengesetzten Gebiet. Nach den Wurzelfesten, den Bauern und Großgrundbesitzern, nimmt er zur Hauptfigur den Sohn eines Staatsbeamten, also eines Nomaden ohne Heimat und Scholle, der heute in eine westliche, morgen in eine östliche Provinz verschickt wird. Da der junge Berting sich auch gegen die Strenge des von dem Vater vertretenen Kastengeistes wie gegen alle Ueberlieferungen einer Familie von Staatsdienern empört, so steht er in dieser Welt ohne Voraussetzungen, ohne sociale Zusammengehörigkeiten, ohne alle die Wurzeln, die das Dasein beschränken aber auch halten und nähren. Dieser Geisteszustand macht den angehenden Schriftsteller für das Ideal des Experimentalromans empfänglich, wie es im Anschluß an die Forderungen Zolas von dem deutschen Naturalismus der achtziger Jahre verkündet wurde. Die Jugend, die in berechtigter Opposition gegen ein lebensfremd und haltlos gewordenes Epigonentum diese litterarische Revolution herbeiführen wollte, hatte damals einen gesunden Fanatismus. Sie mußte jede Konvention und Tradition, jede Fessel ästhetischer und religiöser Dogmen zerbrechen, um die brutale Wucht der Wirklichkeit wieder frei zu machen, sie lebte in einer heißen Erwartung, als ob der mächtige Rhytmus des modernen Lebens ganz von selbst ein Kunstwerk von gleichem Klange hervorrufen müßte, und sie endete mit einer schnellen Enttäuschung. Der junge Berting erfährt an seinem eigenen Mißlingen, daß die Beobachtung an sich unfruchtbar ist, daß gerade die menschliche Gleichmütigkeit, mit der man sie betreiben will, lebensfremd macht, und daß nur die inneren Erfahrungen, die kein anderer für uns machen kann, die fruchtbaren Schmerzen und Erschütterungen uns eine Ahnung von dem Lebensprozeß geben. Von seiner Geliebten, der er untreu wird, weil sie ihm geistig nicht mehr genügt, empfängt der junge Dichter schließlich mehr als von allen Philosophen und Kritikern, und der Tod dieser Hingebenden, die ihm ein Töchterchen läßt, wird zu seinem ersten wahren Erlebnis. Wenn man diesen Gedanken des Romans, der sich mit Barrès „Déracinés" eng berührt, noch weiter zuspitzt, kommt man zu dem Schlusse, daß für den modernen Großstadtmenschen als einziger Grundbesitz die Gräber bleiben, die allein sein Nomadendasein an die Vergangenheit binden und seiner Beweglichkeit und Flüchtigkeit einen Schatz von Beständigkeit, von geretteter und sicher gewahrter Erinnerung geben. Die Entwicklung dieses jungen Mannes wird durch einen Zug ergänzender Nebenfiguren begleitet, die eine gewisse Vollständigkeit der thematischen Variation anstreben. Da ist ein jüdischer Journalist von erstaunlicher Anpassungfähigkeit, der sich direkt aus dem Ghetto in die litterarische Carriere hineinarbeitet, ein reicher Amateur von österreichischer Weichheit, der sein Vermögen in die Litteratur der Décadence steckt, eine frühreife, junge Dame zwischen Marie Baschkirtseff und Marie Madeleine, die ihre kleinen Erlebnisse sehr unbefangen redigirt, und endlich ein knorriger Schwabe, der, wie es scheint, die eigenen Ansichten des Verfassers am

*) Berlin. F. Fontane u. Co. 1902.

www.libtool.com.cn

erschöpfendsten vertritt. Dieser Mann mit dem anmutigen Namen Lehmfink eifert gegen den litterarischen Internationalismus, den Polenz der frühere Schüler Zolas überwunden hat, und er bekennt sich zu dem Ideal der Wurzelfestigkeit in Rassebewußtsein, Religion und Vaterlandsliebe. So ist dieses durchaus erlebte Buch ein litterarisches Dokument von typischer Geltung, dessen Ernst und Zuverlässigkeit anerkannt werden muß, auch wenn man seine künstlerische Bedeutung nicht allzu hoch einschätzt. Vor allem fehlt es der Hauptperson an Eigengewicht; man fühlt sich dem Helden überlegen, weil er uns nicht zwingt, seine Irrtümer noch einmal mitzuerleben, und nicht anders geht es uns mit den Nebenfiguren. Die einzelnen Züge stimmen wohl zusammen, aber sie haben kein rechtes Relief, und im Augenblick, wo nicht mehr von ihnen gesprochen wird, hören sie auf, durch ihre eigene Existenz unabsichtlich und unwillkürlich weiter zu wirken. Auch die verschiedenen litterarischen Milieus, wie die der unvermeidlichen Verleger lassen an Körperlichkeit und eigener Atmosphäre vermissen, sie sind mit satirischer Kritik gesehen, aber nicht mit humoristischer Laune wiedergegeben. Es fehlt da überall an Farbenreichtum, an Wechsel des Lichts wie der ganzen Darstellung an künstlerischer Anziehungskraft, und wenn auch dieser wackere Roman durch eine verständige Verbindung von äußeren und inneren Motiven das vorgesteckte Ziel erreicht, so ist der Weg, den wir zurücklegen mußten, nicht immer ein anmutiger und abwechselungsreicher gewesen.

Auch in Rudolf Huch's Erstlingsroman „Hans der Träumer"*) spielen die litterarischen Bestrebungen der zuletzt zum Worte gekommenen Generation hinein, aber obgleich der Held nach manchen Umwegen allmählich zum Schriftsteller wird, gehen sie doch nur so nebenher, und wenn Hans nach einigen poetischen Versuchen, deren Art uns nicht recht klar wird, plötzlich eine Mobilmachung gegen den einseitigen Naturalismus organisieren will, so weiß man nicht recht, wie er dazu gekommen ist. Wie es überhaupt sehr schwer ist, unter den Wassern dieser stilistisch reinlichen aber unoriginellen Darstellung den fruchtbaren Lebenskeim zu finden. Es giebt schlechtere Bücher, von denen wenigstens eine Seite, eine Zeile zurückbleibt, an die man sich später noch erinnern kann. Dieser Huch ist ein ganz gescheidter Mensch, mit dem sich gewiß nicht schlecht plaudern ließe, darum geht es ihm wie den meisten kritischen Intelligenzen, die sich in die Produktion verirren, um Dilettanten zu werden. Er findet nur, was er gesucht hat, und wenn er mit dem Finger weisend und häufig wiederholend kluge Beobachtungen wiedergiebt, so sind das Anmerkungen an den Rand des Lebens, das er eben aus Mangel an eigener Schöpferkraft durchaus nicht darzustellen im Stande ist. Sein Hans der Träumer, der nicht weiß, wo die Wirklichkeit liegt, ist nicht mehr Träumer als jeder junge Mensch, dem Essen und Trinken nicht als Hauptsache gilt, und wenn er, bevor er mit dem Buche zugleich an der Schwindsucht stirbt, zu der versöhnenden Erkenntnis gelangt, daß auch das Wirkliche aus den Träumen der Großen geboren wird, so ist das keine neue Weisheit oder wenigstens ist sie nicht neu gesagt. Die Kindheit des jungen Menschen ist ohne die Poesie und Tragik, die Kindheit immer hat, wiedergegeben, besonders wenn man noch „Freund Hein", Straußens prachtvollen Bengel, in frischer Erinnerung hat, und was ihm an Bekanntschaften und Erfahrungen auf seinem kurzen Lebenswege begegnet, das bleibt romanhaft konventionell bis auf eine satirische Schilderung des Korpslebens, durch die sich aber mehr der Kritiker als der Dichter bewährt. Es ist ein dilettantisches Buch, frei von Auswüchsen, aber dafür auch ohne eigenen Wuchs und Wurzel, wie

*) Insel-Verlag. Leipzig 1903.

www.libtool.com.cn

auch Huchs Streitschrift „Mehr Goethe“ das dilettantische Produkt eines wohldenkenden und gebildeten Mannes gewesen ist.

Es ist schon ein stofflicher Vorzug an Jakob Wassermanns neuem Roman „Der Moloch“*), daß der Held nicht als Schriftsteller oder Künstler auftritt, sondern daß er nach einer in gesunder Einsamkeit und ohne besondere Erregungen der Phantasie verbrachten Kindheit in die vita activa hinausgeschickt wird, die er mit seiner still gesammelten Kraft nachdrücklich an der Gurgel zu packen verspricht. Verdächtig von vorn herein und undurchsichtig in ihrer künstlerischen Absicht erscheint allerdings die sehr merkwürdige Vorbereitung, die sich krankhafte Bedingungen schafft, um die Gesundheit aus ihnen abzuleiten. Der Leser dieser Blätter entsinnt sich, wie Frau Ansorge, die Mutter des Arnold, die ihren Gatten bei einem Eisenbahnunglück verloren hat, sich mit dem Sohne auf ein einsames mährisches Gut rettet, um sein Leben mit einem äußerlich und innerlich ruhigen Kreise einfachster Gesundheit zu umgeben, dessen abschließender gegen die feindlich bewegliche Welt sichernder Horizont aber die Furcht bleibt. Geben wir immerhin dem Dichter diese künstliche Voraussetzung zu, der uns auch ohne diesen Umweg zu der Ueberzeugung bringen konnte, daß der junge Mann, der vom Moloch der Großstadt verschlungen wird, als ein starkes und gesundes Gewächs der ihm vertrauten Scholle zu betrachten sei. Der schwerblütige, mehr brütende als träumerische Junge, der die gute Kruste spröde abwehrenden Wesens trägt, erwacht zur Männlichkeit, als sein Gerechtigkeitsgefühl durch die Entführung einer Jüdin in ein Kloster verletzt wird. Die Welt, von der er sonst nur die gewohnte Nähe in ihrer Selbstverständlichkeit kannte, wird ihm zum ersten Male zum Problem, und wir wissen, wie mächtig der Rechtssinn über die Jugend herrscht, wie schmerzliche ganz persönlich empfundene Scham jeder Rechtsbruch in ihr Gemüt wirft, eine ideale Kraft, die so bald verkümmert, wenn man nach den fruchtlosen Empörungen der Machtlosigkeit die Macht begreifen und ihre Süßigkeit schmecken lernt. Man erwartet also, daß dieser zähe, vorsichtig mißtrauische, noch ganz unverfeinerte und darum schwer verführbare Kerl, der als Candide in die Hauptstadt geht, um das Leben seinem Ideal zu unterwerfen, Erhebliches ausrichten oder wenigstens ehrenvoll zu Grunde gehen wird. Es geschieht keins von beiden, und was da wirklich vorgeht, fließt von keiner Seite in das angeschlagene Thema ein. Dieser Naturbursch, der glücklicherweise viel Geld hat, will zunächst das Menschlich sein lernen, das Leben in seiner Breite und Tiefe ausmessen, und diese Absicht, die die Reife eines kultivierten Geistes oder die vorschnelle Ueberreife eines geborenen Decadenten voraussetzt, steht diesem Bauern durchaus nicht an, der nach den Vorbedingungen seiner Jugend und Erziehung ganz zweifellos nicht anders leben kann, als wenn er das Leben an einer konkreten Stelle durch bestimmte auf ein Ziel sich einschränkende Thätigkeit faßt. Der Dilettantismus der Contemplation sollte für ihn gerade das Unmöglichste sein. Und was lernt er denn schließlich von dem Moloch der Großstadt kennen, und was bringt ihn um? Die schmutzige Gesellschaft, durch die er wandelt, mit ihren durchweg kranken, verzerrten, verkommenen Figuren giebt doch kein Bild des Lebens, selbst wenn es das so reizend versumpfte Wien ist, und das Verhältnis zu der jungen Frau seines Onkels kann ihn auch nicht so aufzehren, daß sein Selbstmord zur Bestätigung des inneren Bankrotts wird. Sein Tod bedeutet genau so wenig, wie uns sein Leben besagt hat. Wie ist Wassermanns großes Talent nur mit dieser ungeheuerlichen Mißgeburt des Moloch niedergekommen? Dafür weiß ich nur eine Erklärung: er wollte zeigen, daß er auch etwas ganz anderes kann als in der „Renate Fuchs“, und er hat

*) S. Fischer. Berlin 1903.

www.libtool.com.cn

seiner Natur Gewalt angethan. Sein Frauenroman, von realen Unmöglichkeiten nicht frei, aber von großer symbolischer Wahrheit, eine Dichtung, die aus der Schwärmerei, aus einer echten und tief in unserer Zeit liegenden Gefühlssphäre stammt, ist mit seiner analytischen Schärfe, mit seiner glänzenden Reihe von erstaunlich kecken und sicheren Enthüllungen der weiblichen Psyche im Grunde ein von weichem Lyrismus klingendes und singendes Buch. Hier wollte er eiskalte Objektivität üben, das Leben, unter eine einzige grelle Beleuchtung gerückt, ungerührt von oben sehen, und bei diesem Versuch ausschließlich männlich zu denken und zu urteilen, verleugnete oder verlor er das, was wir an ihm bewundert haben, die liebenswürdig melancholische Mischung von Verstand und Phantasie, die Herrschaft über das Zwischenland von Tag und Traum, das ihm ganz eigene Helldunkel, aus dem er sich eine besondere Wirklichkeit erschuf. Seine Methode, Menschen zu zeichnen, ist noch dieselbe geblieben, sie jeden Augenblick bis aufs Kleinste auseinanderzunehmen, so daß wir genau sehen, wie die Glieder zusammengepaßt sind, und genau hören, aus welchen Tönen sich im Moment der Klang ihrer Seelen zusammensetzt, aber was er früher in romantischer lebenspendender Beleuchtung als Zauberer that, das nimmt er jetzt mit einer eigensinnig wiederkehrenden Uebung bei hellem Tageslichte als Experimentator vor, und wo sonst unheimliche Bewegung, vom Hellen ins Dunkle lockendes Geheimnis war, werden jetzt Menschen auf offener Straße gerupft. Die visionäre Fülle der Gesichte, weil sie sich plötzlich zu wissenschaftlicher Objektivität abkühlen wollte, enthüllt sich schreckhaft als eine erstarrte Geilheit der Phantasie. Man erinnere sich, wie Menschen bei ihm zusammen kommen, wie er sie sich seelisch beschnüffeln läßt und ihr Inneres abhaspelt, um feinste Fäden der Beziehungen von einem zum anderen zu ziehen, und wenn man auch von dem außerordentlichen Scharfsinn jeder einzelnen psychologischen Bemerkung immer wieder betroffen ist, so wird man im ganzen doch nervös gemacht, beunruhigt und ermüdet angesichts einer Anforderung an unsere Sinnes- und Seelenkräfte, die wir nicht erfüllen können. Mir wenigstens ist es nicht möglich, ein Ding im selben Augenblick von vier Seiten zu sehen und es zugleich zu hören, zu riechen und zu schmecken. Auch in der „Renate Fuchs“ neigen die Figuren durch die schroffste Ausbildung ihrer Eigenheiten etwas zur Karrikatur, sie haben, wenn sie sich bewegen, etwas Verzerrtes, Ausgerenktes, nur die Heldin nicht, aber dieses Verhältnis ist dort künstlerisch begründet, weil all die Menschen auf die schlafende Seele der Frau wie in hallucinatorischen Träumen einsprechen und die romantische Poesie dieses Buches eben in einer Traumsphäre liegt. Das kann man nicht zweimal machen. Auf die unzulängliche Behandlung des Themas Moloch, von dessen Rachen man eigentlich nur einen faulen Zahn sieht und riecht, will ich nicht weiter zurückkommen, das ist ein menschlicher Fehlgriff, der schon größeren Leuten widerfahren ist, aber der Künstler Wassermann muß sich vor der fast geilen Fruchtbarkeit seiner Phantasie in Acht nehmen, nicht nur aufpfropfen, sondern auch abreißen und schneiden, damit der Stamm nicht unter der Ueberfülle seiner Zweige und Früchte erkrankt.

Eine Erholung von der moderneu Unruhe versprechen wir uns im „Vita somnium breve“*) bei Ricarda Huch, unserer ersten Stilistin, die mit einer ecriture artiste geboren wurde, mit einer fertigen Hochkultur des Kunstverstandes, die sie sich unter dem Schutze unserer klassischen Erzähler von allen Revolutionen und Evolutionen unangefochten bewahrt hat. Ricarda Huch schreibt fast immer als Patricierin über Patricier, und so geht sie auch diesmal von der

*) Roman in zwei Bänden. Insel-Verlag. Leipzig 1903.

www.libtool.com.cn

Schilderung einer alten hanseatischen Familie aus, die schon durch Jahrhunderte wohlgenährt, wohlgekleidet, wohlgewaschen gewesen ist, die immer ihren Besitz an Geld und Ansehen vermehrt hat, ein Stamm von saturirten Existenzen, nach außen gewichtig durch das Prestige abgeschlossener Selbstsicherheit, im Innern doch aber an dem Punkte angekommen, von dem aus nach einseitiger, langer Uebersättigung die Rückschlagsbildungen erfolgen müssen. Die Ungers sind auf ihre Art Könige gewesen, und es geht ihnen wie den alten Herrscherfamilien, deren letzte Ausläufer herrschunlustig werden, die vom alten Stamm abbröckeln, wieder Anfänger sein und sich der Unsicherheit des Lebens preisgeben möchten. Solche Decadenz äußert sich verschieden nach den Persönlichkeiten. Der eine will wirklich leben und lernen, um auf eigene Kosten, nicht aus ererbtem Besitze Meister zu werden, ein anderer wird nur gleichmütig verkommen wollen, ein dritter, der wohlgepflegten Gesundheit überdrüssig, wird neurasthenisch und dämonisch werden, er wird aus seiner konträren Neigung zu allen als seltsam und unerlaubt geltenden Sensationen ein Programm des Lebens und der Kunst machen. In der großen Familie, von der uns mehrere Generationen mit ihren Ausläufern gezeigt werden, tauchen diese drei Spielarten neben einander auf, und von den drei Brüdern behauptet der älteste Michael zugleich der ernsteste und wichtigste, den ersten Platz, der wie alle seine Vorgänger in Firma und Familie ein schönes Weib und ein schönes Kind hat, und dem doch, wenn er allabendlich aus seinem Komptoir zurückkehrt, die Pappeln vor seinem Hause ein Sehnsuchtslied rauschen vom Leben und von der Schönheit. Die Neigung zu Rose, einer jungen Malerin, klärt sein bis dahin dumpfes Bewußtsein auf, daß der Kreis, in den er hineingeboren, nicht die Welt, nicht das Schicksal ist, daß erst jenseits das Leben mit seinen Höhen und Wundern beginnt, das Gefilde sich breitet, wo die Seelen sich entfalten und reifen. So geht er nach einer offenen Erklärung gegen die Seinen in die Welt als ein verheirateter Wilhelm Meister, er studirt und wandert, lernt Menschen und Leben kennen, wird ein angesehener Gelehrter, und als die Familie nach dem Tode seines Vaters zu verarmen und auseinanderzufallen droht, kehrt er zurück, um wieder zu erwerben, ihren Besitz und ihr Ansehen für die kommende Generation zu retten. Er ist den Weg der Sehnsucht durch das Thal der Träume und der Thränen gegangen, den nun wieder andere nach ihm gehen werden. Was dem erwachten in ziemlich unfreiwilliger Pflichterfüllung um andere Existenzen besorgten Manne bleibt, wird aus dem wieder mit dem Rauschen der Pappeln lyrisch ausklingenden Buche nicht ganz klar. Ist es ein Wiederanfang oder ein Ende? Es fehlt diesem Leben als der letzte Erklärer der Tod, der auf Böcklins Gemälde dem somnium breve mit seinem Keulenschlag ein Ende setzt.

Wir wollen das Gegenständliche an dem Buche, Michaels Fahrten und Bildungsreisen, den etwas langgezogenen Streit mit der Frau, die ihn durch den Sohn fesselt, sein etwas undeutlich gebliebenes Verhältnis zu der Geliebten bei Seite lassen, um durch seine menschlichen und künstlerischen Eigenheiten auf die Seele des Werkes hinzudeuten. Es ist nicht leicht, die auftretenden Menschen in ihren Wertverhältnissen abzuschätzen, weil sich der Maßstab, den die Künstlerin selbst braucht, nicht sicher ermitteln läßt. Der Mensch ist nur am Menschen zu messen, aber von Michael ausgehend gewinnen wir nichts, weil er immer an die Anderen Anforderungen stellt, zu denen der Mann, der sich nur ausleben will, nicht berechtigt ist. Sicher wird nur, daß Ricarda Huch ihre Menschen schildert, als ob sie ihr Porträt zu malen hätte — das ganze Buch ist eine Wanderung durch eine Gallerie — aber sie begnügt sich nicht, sie so abzubilden, daß sie uns schön scheinen, sondern nachdem sie den Pinsel gebraucht hat, vergißt sie nie hinzuzufügen: Seht, wie schön ist dieser Mann, wie schön ist diese Frau!

www.libtool.com.cn

In diesem Kultus liegt etwas Steriles, Ermüdendes, und ohne Kenntnis von den persönlichen Verhältnissen der verehrten Dichterin möchte ich fast vermuten, daß sie in einer Familie aufgewachsen ist, deren Mitglieder sich gegenseitig bewunderten als vollkommene Erscheinungen dieses und jenen Typus, eine feine Simpelei, die sich ja in alten aristokratischen Geschlechtern noch häufiger als in bürgerlichen offen ausspricht. Ihr Stil ist mit Recht berühmt durch seine ebenmäßige ruhige Gestaltung, durch die seltene Sorgfalt und Reinheit der Sprache, ein erquickendes Bad, wenn man aus den modernen Sümpfen sprachlicher Unmanieren kommt. Der Dialog ihrer Personen ist durchaus unrealistisch. Sie befreit ihn von den Unvollkommenheiten des stockenden Denkens und Sprechens, sie reinigt ihn von allen Schlacken des momentanen Entstehens, um das so gewonnene blanke Sprachmetall in eine edle Form zu gießen, aber es fragt sich dann, ob innerhalb dieser schönen, gehobenen Stilkunst die Menschen sich noch mit ihren Organen differenziren, ob sie mit Ton und Rhythmus noch unabsichtlich von ihrer Seele abgeben. Die Grenze ist überschritten. Was der eine sagt, könnte der andere ebenso gut gesagt haben, und besonders wenn die Menschen erregt werden, wenn sie über sich und andere etwas Summarisches sagen wollen, scheinen sie nicht mehr zu sprechen, sondern sie fangen an zu dichten. „Ich bin noch einmal schimmernd wie Schnee aus dem schwarzen Wirbel gestiegen, und an meinen Armen, die sich nach dir ausstrecken, rieselt der Mondschein hernieder.“ Das ist doppelte Poesie, eine Art Inzucht, womit wir gleich auf einen anderen wichtigsten Punkt im Wesen der Verfasserin kommen. Man kann nicht Ricarda Huch lesen, ohne an den „Grünen Heinrich“ und „Wilhelm Meister“ zu denken, ebenso an die Romantiker, als deren Geschichtsschreiberin sie sich glänzend bewährt hat. Das liegt nicht allein an ihrer Sprache, die sich in rühmenswerter Weise an den höchsten Mustern gebildet hat, sondern sie überträgt auch aus jenen Werken in unsere Gegenwart Gefühlssphären, die keine Existenzbedingungen mehr haben. Da wird ein Fest gefeiert, bei dem die Menschen ihr Geheimstes und Tiefstes sagen, ihre Tragik und Schönheit enthüllen, und diese Veranstaltung, so schön sie auch gemacht ist — wir denken an ein wunderbares Gedicht von den Perlenfischern — steht außerhalb unserer Wirklichkeit, nicht der banalen Wahrscheinlichkeit, sondern außerhalb ihrer seelischen Möglichkeiten. Romantisch ist das Umherschweifen dieser Pilger nach der Schönheit, wenn sie auch mit der Eisenbahn fahren, und Verhältnisse der Freundschaft und Liebe werden angesponnen wie in der Periode der Empfindsamkeit, etwa in den weitverzweigten Kreisen um den jungen Goethe, Lavater und die Stolbergs, als man förmlich auf Menschenjagd ging, sich gegenseitig die Silhouette zuschickte, wenn man einander persönlich nicht habhaft werden konnte, als jede neue Erscheinung begierig wie eine Hoffnung begrüßt wurde, die ein neues Stück edler Menschheit zu bringen versprach. Wenn Ricarda Huch hier als Nachempfinderin erscheint, wenn sie aus litterarischer Anregung nicht nur die schöne Form sondern auch seelische Zustände übernimmt, so fehlt ihr eben der gesunde Wirklichkeitssinn, die hohe Gegenständlichkeit der Meister, die aus ihrer Zeitlichkeit, indem sie sie mit ihrer Persönlichkeit erfüllten, etwas Ewiges gemacht haben, während sie nur als Epigonin ihre Gegenwart mit herausgerissenen Wurzeln in dieses zeitlos, ideal gewordene Reich zu entführen sucht. Man schreibt und fühlt eben nicht klassisch, sondern man wird es. Der genialen Verfasserin des „Ludolf Ursleu“ ist unter unseren schaffenden Künstlern mit Recht eine einzige Stellung eingeräumt worden, aber sie wiederholt ihre Vorzüge, sie zeigt, daß sie das kann, was sie schon einmal gekonnt hat; sie hat nie gestammelt, sondern sogleich schön gesprochen, und wenn wir als gute Deutsche etwas an ihr vermissen, so ist es die Stufe der Barbarei, die ihre früh fertige, zur hohen Form gezogene Bildung übersprungen hat.

www.libtool.com.cn

Der Vetter Friedrich Huch hat sich im vorigen Jahre mit seinem ersten Roman „Peter Michel“ recht glücklich eingeführt. Norddeutsches Philisterium war dort mit humoristischer Kleinmalerei wiedergegeben, mit harmlos aussehender aber doch zielsicher und graziös geführter Satire verspottet, jedenfalls eine feine, persönliche Note, die allerdings nicht klangvoll genug war, um länger dauern zu können. In seinem neuen Roman „Geschwister“*) hat er einen ganz anderen Ton, ungefähr den entgegengesetzten angeschlagen, wobei er total verunglückt ist. Während er früher behaglich mit kleinen Spitzen schrieb, ist er jetzt feierlich geworden, er versucht, schön zu schreiben, so schön wie Ricarda Huch, und er hat sich übermäßig angestrengt, um eine uneigene recht schale Copie hervorzubringen. Seine Erfindung ist die Familie eines Grafen mit sehr merkwürdigen allmählich entschleierten Verwandtschaftsverhältnissen, aus denen Neigungen und Abneigungen keimen, die an das Gebiet des Homosexuellen streifen, und in diesem sehr engen nach außen dicht geschlossenen Kreise kultiviert er die schönen Menschen nach seinem Vorbilde, das er auch sonst nachahmt, besonders in der Art, wie er Erwachsene zu Kindern und diese selbst sprechen läßt. Es ist eine Treibhausatmosphäre von hochgezüchtetem Menschentum, in der mit leiser preziöser Feierlichkeit gesprochen wird, wobei nicht selten Entgleisungen geschehen, wenn er die tadellosen Perioden seiner Verwandten nachahmen will So heißt es einmal: „Er wußte nicht, daß das Schicksal zuvor noch eine schwere Woge über Cornelia rollen würde, und daß es anders beschlossen hatte über Felicitas.“ Das ist eine Romanphrase, die bei Ricarda Huch sicher nicht zu finden ist. Wir wollen das nächste Buch abwarten.

Auf den Spuren von Goethes Erdenleben ergeht sich Helene Böhlau mit den Altweimarischen Geschichten „Sommerbuch“,**) ein anspruchsloses, liebenswürdiges Bändchen, ein Ehrenpreis der friedlichen Heimat, aus der sie kriegerisch ausgezogen war, um mit schlechten Romanen die Welt für die Frau zu erobern. Nachdem sie die Kriegsdrommete bei Seite gelegt, bläst sie die Schalmei an dem lieblichen Ufer der so sanft plauschenden Ilm, und indem sie sich in die großen Tage dieses auserwählten Städtchens zurücksinnt, denkt sie mit frauenhafter Güte an die kleinen Leute, die damals auch gelebt haben, und denen die Sonne Goethes geleuchtet hat. Das beste an diesem Sommerbuche, das seinen Namen mit Recht trägt, sind die genrehaften Züge, die uns erinnern, daß auch die Olympier Weimarer Bürger gewesen sind, daß sie gegessen und getrunken haben und bei dieser Beschäftigung von weitem vielleicht garnicht anders aussahen als andere Menschen. Da ist die alte Köchin, die als Mädchen mit Goethes Enkelkindern gespielt hat und die Tradition der Küche des geheimrätlichen Hauses pietätvoll fortsetzt, Goethesche Apfelsuppe mit Korinthen und Semmelbröseln, Goetheschen Hasenbraten mit Salbei und das heilige Kompott aus Hagebutten und Rosinen. In Großmutters Küche steht auch ein Schrank, aus einer Linde gezimmert, unter der Goethe ein Liebchen geküßt haben soll. Und diese Ueberlieferung führt die Dichterin in die Wertherzeit, sie zeigt uns stille, feine Menschen mit so rein brennenden Herzen, die es damals geben mußte, damit dieses Buch voll Trauer und Leidenschaft entstehen und wirken konnte. Allerdings ist die Liebesgeschichte, wie sich ein kleines Mädchen an der Flamme Goethes verbrennt, etwas zu sanft, zu blau, sie entspricht nicht der wesentlich derberen Art des Legendenkreises, den der genius loci namentlich über die wilden Jahre nach des Dichters Ankunft in Weimar hervorgebracht hat. Frischer und sommerlicher ist das Abenteuer eines jungen Studenten, der

*) Berlin. S. Fischer. 1903.
**) Berlin. F. Fontane und Co. 1903.

www.libtool.com.cn

nach Weimar pilgert, um dem Großen die Hand zu küssen, und der stattdessen viel ausgiebiger ein herziges Mädchen abküßt, das von dem eingebildeten Geheimrat mit den kurzen Beinen gar nichts wissen will. Im Mißverhältnis zu diesen fein melancholischen und sanft lustigen Geschichten steht die letzte tragische Erzählung „Muttersehnsucht", die auch mit Goethe und Weimar nichts zu thun hat. Aber in den anderen ist wirkliche Sommerstimmung, der warme Atem der leisen von reifendem Obst gewürzten Winde, die das goldene Korn der Aehren auf den sanften Hügeln wellen, bevor der Schnitter die Ernte begehrt.

Mit ihren Geschichten aus den Seelenleben halbwüchsiger Mädchen „Im Zwischenland"*) hat sich Lou Andreas-Salomé das dunkelste und unerforschteste Gebiet menschlicher Entwicklung ausgesucht. Wir kennen die Erwachsenen und glauben die Kinder zu kennen, über und für die zu schreiben heute fast ein wissenschaftlicher Sport geworden ist, aber wir stehen einigermaßen verzagt und meistens ratlos vor der Zwischenstufe der Halbwüchsigen, und während die eigene Kindheit uns in der Erinnerung etwas Ganzes, in seiner Abgeschlossenheit Uebersichtliches scheint, sind wir kaum im Stande, uns in die dunkle Uebergangsperiode zurückzufinden, in der das Geschlecht erwacht und die Persönlichkeit in ihren Anfängen aufdämmert. Das Kind hat eine einheitliche Weltanschauung, hält alles für greifbar und begreifbar, will sich jede Erscheinung vertraut machen und fragt die Großen in der Sicherheit, daß die alles wissen, was es zur Zeit noch nicht weiß. In den Jahren der Pubertät geht das unbefangene Verhältnis zu der Welt, zu den Menschen und sich selbst zu Grunde, es wird von der Natur überrascht, erschüttert, und die Scham nimmt dem jungen Wesen das naive Vertrauen, das nun anfängt, sich selbst zu fragen und in Unsicherheiten zu quälen. Wenn ihm sonst die Phantasie half, sich wie ihm Spiel alles Erwünschte zu eigen zu machen, wird es von der Sehnsucht übermannt, die sich ihrer Ziele nicht bewußt ist, und die Verwirrung chaotisch aufsteigender Kräfte der Physis und der Psyche bringt die sonderbaren Blüten der Hingebung und Schwärmerei hervor, der tragischen opferbereiten Gesinnung, alles Versuche, sich in sich selbst einig zu fühlen und dem stärksten Drange folgend aus diesem Ringen einen rettenden Ausgang zu suchen. Lou Andreas-Salomé hat sich der kleinen Mädchen angenommen, bei denen ja die Pubertät mit einer gewaltsameren Explosion eintritt und sie hat einige Tragikomödien, die sehr leicht zu Tragödien werden, aus dieser Periode der Ueberschwänglichkeit aller Gefühle gezogen, die sich im Mißtrauen oder unter dem Banne erwachter Scham nach außen so oft als Verstocktheit und Flegelhaftigkeit äußert. Mit ihrer lebhaften Intuition und ihrer äußerst regsamen Kombinationsgabe hat sie sehr feine Bemerkungen gemacht, die an sich, so weit man da überhaupt urteilen kann, sehr richtig sein mögen, aber wie bei ihr die großen Personen allzu bewußt die Extrakte ihres Wesens mitteilen, so sind sich auch die Halberwachsenen über ihre Lage zu klar, und ihre Methode wird psychologisch und künstlerisch sehr anfechtbar, wenn unter diesen selbst das Thema des Zwischenlandes behandelt wird. Das ließe sich mit mehreren Citaten belegen. Geradezu falsch scheint mir die Beobachtung, daß die Halbwüchsigen sich nach der reinen Kindheit als nach dem verlorenen Paradies zurücksehnen, daß sie die zerstörten Illusionen der einst sorglos schaffenden Phantasie bedauern, eine Selbsttäuschung, die der Gesichtspunkt späterer Jahre unversehens hervorgebracht hat. Der jugendliche Mensch, neugierig und ungeduldig, will nicht zurück sondern immer vorwärts, seine Sehnsucht geht nicht in die Vergangenheit sondern in die Zukunft.

* * *

*) J. G. Cotta, Stuttgart u. Berlin 1903.

Herman Bang, der uns so vertraut gewordene dänische Dichter, eröffnet seinen neuen Roman „Tine“*) mit einem sehr interessanten Selbstbekenntnis, das uns fast wichtiger wird als die Erzählung selbst, die ein guter Bang ist, ohne uns in seine Art tiefer hineinzuführen oder neue Seiten von ihm zu enthüllen. Wenn man das Wesen seiner Kunst mit Poppenberg als Desillusionismus bezeichnet, muß man sich zugleich vorhalten, daß es von dieser Gesinnung sehr verschiedene Arten giebt, daß er nicht zu der der Leidenschaftlichen gehört, die für ihr Verlangen niemals das Genug finden und ebenso wenig zu der der männlichen Analytiker mit zwiespältigem Bewußtsein wie Stendhal, der zu jeder Emotion Ce n'est que cela? sagte. Die Enttäuschung kommt bei ihm nicht nach der Täuschung, nach Genuß und Verführtsein, weshalb sie bei ihm auch ganz ohne Erbitterung und Rancüne ist, sondern sie gehört ihm von vornherein als eine melancholische Abwehr zum Schutze seiner Natur, die etwas untermännlich, fast weiblich organisiert das Leben empfängt, ohne ihm je befehlen zu wollen. Es umgiebt ihn, umzieht ihn im Kreise wie eine Hallucination, der er nicht widerstehen kann, daher die gespensterhaft wirkende Deutlichkeit der Gesichte, das Flackern und Flüstern seiner Figuren, die unaufhörlich schwankende Bewegung des Kleinsten, und bei ihm als dem empfangenden Centrum ein sanftes Besessenwerden, eine süße Willenlosigkeit des Horchens und Schauens. Er selbst ist kein Schreitender, sondern ein Ruhender, von der Vibration seiner höchst empfindlichen Nerven genügend beschäftigt, weshalb es ihm nicht schmerzlich sondern ganz sympathisch ist, daß die Veranstaltung des Lebens ohne Richtung und Zweck sich um ihn mit der Monotonie der unendlichen Variation herumdreht. In der Vorrede zu „Tine“ erzählt er, wie er von seinen frühesten Erinnerungen — an die Mutter, an den Krieg mit Preußen — beherrscht und innerlich gezwungen wird, sie in immer neuen Variationen außer sich zu stellen. Noch bedeutsamer ist sein Geständnis über eine Angelegenheit, von der die Dichter sonst gern schweigen, nämlich das eigentümliche Doppelspiel zwischen dem Künstler und seinen heuchlerischeren Nerven, die aus Angst vor den harrenden Anstrengungen durch tausend Kunstgriffe seinen Plan vereiteln wollen. Wer hat nicht an der Angst gelitten schon vor dem bloßen Anblick des Pinsels, des Bossierholzes, des Tintenfasses und sich mit seiner Phantasie herumgeschlagen, die vor dem Willen des Künstlers nnbeherrschbar hin und herhüpft und ihn durch die konträrsten Einfälle und Erinnerungen zu verhüllen und abzulenken strebt? So erhebt sich in diesem Buche „Tine“ aus den dunkelsten Schichten der Erinnerung die Vision des Vaterhauses auf der Insel Alsen, das der Knabe bei dem Ansturm der Verbündeten verlassen mußte, und wenn das zarte Gesicht der Mutter auftaucht, sind wir in der bekannten Bangschen Welt, in der eigentümlichen Atmosphäre von süßlich duftender Kinderwäsche, von warmen Betten, Kaffeepunsch und lagerndem Obst, wo die Frauen mit den Kindern ihre Possen treiben und unschuldig schuldbewußt zusammenschrecken, wenn der bärtige Mann den Kopf zur Thüre hereinsteckt. Da klingt auch wieder das silberne kindliche Lachen der feinen, graziösen Mutter mit dem dunklen weichen Unterton unerfüllbarer aus einer anderen Heimat in die derbere Welt verirrter Sehnsucht. Der Krieg ist ein unendliches Durcheinander von rüstig Kommenden, verwundet Fliehenden, ein Kochen, Waschen, Pflegen, Essen, Fluchen, Beten, Schreien und Kommandiern, Glockenläuten, in der Luft schwebenden Fetzen von Fanfaren, die der Knall der Kanonen zerreißt, und wenn die Toten vorüberfahren, sitzt Frau Espensen, die Hebamme, auf ihrem nie rastenden Wagen, die alles wieder gut machen wird. So schließt sich auch hier der Kreis von Werden und Vergehen,

*) Berlin, S. Fischer 1903.

www.libtool.com.cn

und unter dem Lärm aller Stimmen, der fortwährenden Bewegung auch des Kleinsten, spielt sich bald von einem Geschrei übertönt, bald von einer Gruppe versteckt der Roman der braven Trine ab, die sich in der Erregung des Gewühls dem Mann der zarten Freundin einen Augenblick hingiebt und mit ihrer Not und Verstörung in den Teich springt. Sie hat der angebeteten Familie des Oberförsters alle Tüchtigkeit und Sorge ihrer thätig hilfreichen Natur geschenkt, und als der Mann ihr das Einzige, was sie zurückbehielt genommen hat, geht sie fort, weil er ja doch nur die seine Frau liebt, die sie auch so schwärmerisch verehrt. Bang hat immer die derben thätigen erdhaften Frauen, neben den erdfremden, kindlich tiefen, die die Melodie ihres Wesens aus einer anderen Welt empfangen zu haben scheinen, und wenn er auch die Vision des Kriegsgewühls aus den drängenden Erinnerungen mit aller Vollständigkeit unendlicher Bewegung und Unruhe wiedergiebt, so bleibt doch die Mutter, die sich vor dem Getümmel in die Hauptstadt gerettet hat, auch von der Ferne immer die Hauptperson.

Während sich bei Bang die seelischen Momente mit seiner Verschämtheit in den Kreislauf des täglichen Lebens hineinverstecken, dessen hauptsächlich physiologische Reproduktion durch die Wiederholung fast automatisch wirkt, schält der Schwede Gustaf af Geijerstam mit seiner „Komödie der Ehe“*) ein phychologisches Problem mit einer Reinlichkeit aus, die mit ihrer konstruktiven Klarheit an französische Vorbilder im allgemeinen und mit ihrer feinen persönlichen Sensibilität besonders an Maupassant in der Periode von „Notre Coeur“ erinnert. Das Buch beginnt mit einem Vorspiel, einer Rede, die einmal der kleine Bob in der Not seines Herzens vor seinen Freunden hält. Bob ist der Bajazzo seines Kreises, derjenige, der immer gut aufgelegt sein muß, und dem die Kameraden, wenn sein Scherz einmal pausiert, mit der mißbilligenden Frage auf den Rücken klopfen, wo denn die gute Laune geblieben ist, auf die sie alle Anspruch haben, weil sie davon zu zehren gewohnt sind. Da Bob ein zu guter Kerl ist, um einem Freunde statt der Antwort ins Gesicht zu schlagen, was ihm ein unbeschreiblicher Genuß gewesen wäre, so ermannt er sich wenigstens zu der Erklärung, daß er ein einsames schwermütiges Wesen sei, in dem die Freude nur ein Scheinleben führt, und daß die Scheu ihn immer abgehalten habe, mit seinem wahren Wesen gegen die ihm aufgesetzte Persönlichkeit zu protestieren. Dieser Widerspruch — man denke nur an die Melancholie der großen Humoristen und Komiker — wird durch das Leben so oft bestätigt, vielfach genügt schon eine kleine närrische Eigenheit der Physiognomie, daß ein Mensch, der sich von der Umgebung leicht stimmen läßt, sein Leben lang zu einer falschen Rolle verurteilt wird. Häufiger wird allerdings der entgegengesetzte untragische Fall sein, daß der sehr ernst und bedacht aussehende Mann eine stille, kindliche Heiterkeit als ein glücklich verborgenes Eigentum in sich trägt, noch häufiger wohl der, daß in der Tiefe wirklich ein Punkt der Indifferenz vorhanden ist, von dem es ebenso gut nach rechts wie nach links gehen kann, ohne daß der Betreffende so klar wie der kleine Bob sich darüber zu entscheiden im Stande ist. Diese Erklärung über das zwiespältige Wesen unseres Helden wird in einem Vorspiel aus seiner Jugend für sich gegeben, und es isoliert sich auch von selbst, weil die nun folgende Komödie seiner Ehe ein typisches Problem behandelt, auf das diese individuelle Organisation kaum einen Einfluß zu haben braucht. Es hätte in derselben Art auch ganz unabhängig von dieser Vorgeschichte eintreten können. Das an sich nicht neue Thema wird nun allerdings außerordentlich fein behandelt, daß eine Ehe gewöhnlich schon gebrochen ist,

*) Berlin, S. Fischer 1903.

bevor sie gebrochen wird, und daß die Sache mit einem ganz kleinen, harmlosen Riß anfangen kann. Bob, der mit Frau und Kind sehr glücklich lebt und sich täglich sagt, wie glücklich er ist, erfährt von seinem Freunde Gösta, daß dieser sich auf seine Erwählte auch einst Hoffnungen gemacht hat. Dieses Bekenntnis macht dem Ehemann so viel Spaß, daß er es der Frau nicht vorenthalten kann, und die beiden treiben es wie Leute, denen es immer zu gleichmäßig wohl gegangen ist. Sie erleben die ganze Geschichte ihrer Liebe noch einmal, sie machen daraus einen Roman, zu dem der sehr unsentimentale Gösta, der sich als neidloser Hausfreund nur behaglich gefühlt hat, einen Beiklang von Wehmut zusteuern muß. Durch diese Spielerei tritt in ihr harmonisches Zusammensein die erste Dissonanz, die nun von Stufe zu Stufe der Scala mit einer brillanten Logik aufwächst. Vor Göstas Schatten sind sie nicht mehr zu zweien, er wirkt beunruhigend, trennend, weil er als Vergleich dient, und indem das Denken der Beiden auseinander geht, indem das frühere Vertrauen sich in ein feindliches Schweigen bricht, stehen diese unerprobten Menschen, die ein so volles Glück und fröhlichstes Behagen zu umfangen glaubten, plötzlich mit leeren Händen da, als ob sie nie etwas besessen hätten. Die Eifersucht des Mannes führt den Fall der Frau herbei, und der wirklich vollzogene Ehebruch ist nur noch die Bestätigung aller vorweggenommenen Aengste, Vorwürfe und Quälereien, ihr Geständnis ist dem Manne fast eine Erleichterung, weil er nun endlich Recht bekommen hat. Man muß sich nicht vorstellen, daß der hier entwickelte psychologische Scharfsinn über solche Entdeckungen schmunzelnd jemals zur Frivolität wird, das Buch ist vielmehr weich, melancholisch, mehr lyrisch als dramatisch gestimmt, mit einem schmerzlich mitleidigen Lächeln über menschliche Unzulänglichkeit, die dem Glück noch viel weniger als dem Unglück gewachsen ist. Was bisher geschehen, sagt Geijerstam, ist allerdings eine Komödie, die aber noch nicht an das Tiefste gereicht hat, und so zeigt er uns, wie das Kind der Beiden, das den Glücklichen nur ein Spielzeug war, nach der Trennung zu einer Macht wird, wie Mann und Frau durch das Kind sich zu der unverlierbaren Einheit zurückfinden. Als der Knabe stirbt, sind sie wieder beisammen in dem alten Heim und sie wissen nun auch, warum es Heimat ist. Der Roman klingt in einer Stimmnng der Katharsis aus, wie sie Leute überkommt, die sich müde, wund und doch gereinigt fühlen, weil sie alle ihre Instinkte einmal aus sich herausgelebt haben, eine Stimmung, in der Schmerz und Freude sich vereinen oder auslöschen, in der die Worte Glück und Unglück keine Bedeutuug mehr haben.

Wir schließen mit „Jerusalem“*) von Selma Lagerlöf, der großen schwedischen Dichterin, die wie eine Seherin germanischer Vorzeit zu ihrem Volke spricht und seine Träume deutet. Alles was sie schildert, erhält unter ihren Händen epische Größe, und ihre Menschen, wenn sie auch unserer Gegenwart angehören, leben in einer heroisch legendarischen Atmosphäre, weil sie tief in der Vergangenheit wurzeln und die Erbschaft unzähliger Generationen in sich zu tragen scheinen. Die Bauern in dem weltentlegenen dalarnischen Dörfchen sind mit den zwei Mächten, die sich nur in der Unendlichkeit zu berühren scheinen, mit der Erde und dem Himmel wohl vertraut, zugleich Männer der That und verhaltener tiefster Schwärmerei. Sie pflügen den von den Vätern ererbten Boden mit zäher Liebe und sie wissen, was er ihnen geben wird, aber von der Arbeit schauen sie auch zum Himmel, und obgleich sie den auch genau zu kennen meinen, kommen doch Zeiten, in denen er sich zu öffnen scheint und neue Offenbarungen und Wunder verspricht. Es ist das Land des religiösen

*) Jerusalem. I. In Dalarne. II. Im heiligen Lande. Albert Langen, München 1903.

Individualismus, wo die Reformation noch stetig im Flusse begriffen bleibt, wo kleine Sekten sich zusammenthun, um den alten Gott auf eigenem Wege von neuem zu suchen. Lange war das alte, reiche Dorf in Ruhe gewesen, es hatte fast seinen eigenen Dorfgott und seinen eigenen Dorfhimmel, wo die ältesten Geschlechter auf besonderen Stühlen sitzen, da kommen die Sendlinge einer in Amerika begründeten Sekte über das Land, und die Erweckung steckt einen Teil der seßhaften Bauern an, so daß sie den Boden, der sie durch Jahrhunderte genährt hat, mit aller irdischen Habe verschleudern und die Fahrt nach Jerusalem antreten, um an der Stätte, über die des Heilands Füße gewandelt sind, eine christliche Gemeinde zu gründen. Es ist ganz außerordentlich, wie sich nach diesem Exodus die Horizonte der Dichtung ändern, wie die Sonne Palästinas mit ihrem unbarmherzigen weißen Schein diese blonden Menschen des Nordens anfällt, wie aus der Sehnsucht die Ekstase wird, aus Not und Verzweiflung bei den einen der Wahnsinn, bei den anderen die letzte Sicherheit der messianischen Erwartung, und wie diese harten, von einander gekehrten Bauern, die ihren Besitz sonst so scharf und eifersüchtig schieden, jetzt wo sie nicht mehr arbeiten, wie die Kinder in mildester, vertrautester Gemeinschaft zusammen denken, spielen, singen, als ob sie sich alles zuflüstern müßten, was sie durch die Jahrhunderte in sich verschlossen haben, und sich alle gegenseitig um Verzeihung bäten. In dem Rahmen dieses religiösen Erlebnisses spielen sich verschiedene Menschenschicksale ab, sonderbare, tiefste und wahrste Züge enthüllen diese schwerblütigen Naturen, die so qualvoll brüten, bis sie die Geheimnisse ihrer Seelen offenbaren. Sie haben die feinsten Gewissen, die sich nicht betrügen können, sie klagen sich im Stillen an, sie prüfen sich unablässig, und wenn sie sich richten, dann bleiben sie sich und anderen nichts schuldig. Bei diesen Primitiven spielen Träume und Visionen eine große Rolle, weil die Feinheit der Empfindung viel weiter geht als die Uebung des Verstandes, weil sie in Bildern zu denken anfangen, wo die Begriffe aufhören. Manche Züge scheinen willkürlich, grotesk, aber sie treffen sich in einer Tiefe des Gefühls, die mit seherischer Kraft geahnt ist, und in der nicht phantastische Willkür sondern innerlichste gesetzmäßig zeugende Notwendigkeit herrscht. Wie aus tausend unterirdischen Quellen rieselt und raunt es dieser Seherin geheimnisvoll zu, und wir begreifen kaum, wie ein Mensch unserer Zeit noch den Weg in diese dunkel zeugende Nacht und wieder zurück zum Tage finden konnte.

www.libtool.com.cn

Catherina, Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber.

Ein Schauspiel in drei Akten

von

Vollmoeller.

Dramatis Personae:

Catherina, Gräfin von Armagnac.
Das Fräulein **Gismonde** von Annecy.
René.
Marguerite.
Gaspard.
Gil Galais.
Raoul, Graf von Armagnac.
Ein bretonischer Edler mit Namen **Tristan.**
Der Kopf des Prinzen **Jehan von Orleans.**

Paris, zur Zeit des kranken Königs Karl und der jungen Königin Isabeau.

Erster Akt.

Im Palais des Connetabel auf der Isle Saint-Louis. Schlafgemach der Catherina: an die Rückwand stoßend ein großes Doppelbett mit zurückgenommenen Vorhängen, links an derselben Wand ein einfacher hoher Kamin, aus hellem Sandstein. Als Kaminstück ein Gobelin: Diana und Aktäon. An der linken Wand zwei Thüren — rechts Fenster und Balkon. Man sieht durch kleine viereckige Scheiben nach dem Garten und der Seine.

Erste Scene.

Catherina (in unruhigem Morgenschlummer)
. . Ja, Königin, das Blut . . Die Liebe blutet . .
Schöne Cousine Isabeau, die Liebe blutet,
Die Liebe liebt das Blut . . . (Erwachend) Bist Du's, Gismonde?
Es sprach doch jemand . . Bin ich wach? . Gismonde!
Blanche, Angèle, Marguérite! — Mein Gott, wie furchtbar
Sind diese ersten Augenblicke, wo
Wir unser selbst nicht mächtig hilflos fühlen,
Den Zwiespalt dunkler Mächte und den Kampf

www.libtool.com.cn

Zwiefachen Ichs, wo unser Selbst von gestern
Flatternd die letzten Schatten fremden Seins
Zu scheuchen strebt — — Die Nacht war lang und fremd.
Die Nacht ist immer fremd. Ich träumte wohl
Und zittre noch. Mein Herz . . . Jetzt ist das oft
Des Morgens: früher war das nie. — Gismonde! —
Sie kommen nicht . . Wie seltsam ward dies alles
Seit jener Zeit, da ich ein Mädchen war.

Ich denke „gestern". Kann ich mich erinnern?
Ja gestern. Es ward spät. Ich las noch lange
In einem Buch. Hier liegt das Buch. Am Boden.
Gismonde saß hier, wir sprachen leis vom Prinzen.
Ich weinte, wenn sie nur den Namen nannte.
Wir saßen flüsternd da und lobten ihn.
Sie sprach, ich weinte ganz voll Seligkeit.
Wie süß ich weinte — und dann war die Rede,
Daß er heut Abend kommt. Der Connetabel
War Morgens in St. Pol und hatte Ordre
Für heute nach Poissy. — Er war nicht hier,
Er schlief nicht hier, ich wachte lang und sehe,
Sein Bett ist unberührt. — Nein, sieh, die Decke
Ist so zerdrückt, als wär er hier gesessen . .
Wie seltsam, Raoul hier am Bett gesessen —
Raoul an seinem ehelichen Bett:
Der rauhe Connetabel war zu zart,
Der pflichtigen Umarmung zu genießen,
Bevor er geht und die Rebellen hängt.
Ich will die Frauen fragen. — Marguerite! —
(Gismonde erscheint in der Thür)
Gismonde Du? — Ein Morgenkleid ich bitte.
Sie her, Gismonde, wie seltsam: Mein Gemahl
Raoul saß hier. Ich denke, wie er hier saß,
Und bin gerührt. Es ist so leicht zu rühren
Mit wenigem. So saß er hier, bewachte
Und trat nicht in den Garten, der ihm eigen,
Indeß vielleicht ich von dem andern träumte.
Wie klar mir dieses plötzlich ist und lebt,
Fast so, als hätte ich auch dies geträumt,
Daß Raoul wacht und ich vom andern träume —
Und er schont meines Schlummers und geht weg.
Ich träumte schwer. Jetzt kommt mir die Erinnerung.
Doch davon später. Du bist blaß, Gismonde.
Du schliefst wohl schlecht. Wir schliefen alle schlecht.

www.libtool.com.cn

Du sprichst nicht? Gieb die Schuhe noch und bitte
Ein wenig Licht. Nicht viel. Es ist schon Mittag.
Ich friere innen. Dieser Tag ist kalt
Und dieser Tag ist doch der Tag des Prinzen,
Der Abend wird des Prinzen sein. Gismonde,
Sag eines noch. Sahst Du den Connetabel?

Gismonde. — Nein, Frau Catherina.

(Sie hebt das Buch vom Boden auf und blättert darin.)

Catherina. Wie seltsam sich bisweilen die Dinge zusammenfügen . . Fast als wollten sie uns mit falschen Bedeutungen überlisten. — Du kennst das Buch, Gismonde?

Gismonde. Es sind die wunderbaren Reisen des Pater Ammianus. Soll ich Euch die Haare aufstecken, Frau Catherina? — Ihr last noch gestern Nacht, nachdem ich Euch verließ?

Catherina. Ich fand hier eine alte Geschichte wieder. Erinnerst Du Dich, Gismonde, jener persischen Erzählung, die wir als Mädchen zusammen lasen: Der finstere Sultan von Bochara tritt nachts an das Bett seiner schlafenden Gemahlin. Er nimmt die Vorhänge auseinander und legt ihr einen Talisman auf die Brust. Du entsinnst Dich?

Gismonde. Man hat ihm hinterbracht, daß die Königin ihn betrügt.

Catherina. Er legt ihr im Schlaf einen Talisman auf die Brust, um von ihr den Namen ihres Geliebten zu erfahren.

Gismonde. Die Königin spricht im Schlaf den Namen ihres Geliebten.

Catherina. Sprach sie wirklich den Namen aus?

Gismonde. Ich weiß nicht mehr.

Catherina. Du bist verstört, Gismonde. Steck mir die Haare auf. Du sahst den Connetabel nicht? Laß mich erzählen.

Gismonde. Den Traum?

Catherina. Den Traum. Was ist ein Traum?
Es sind stets Träume. Eine ganze Welt —
Ja, bunte Stücke einer Welt von Glas,
Die sprang . . von Farben schillernd, doch zersprungen.

Gismonde. Wo fing es an?

Catherina. Es fängt nicht an. — Ich weiß
Das eine nur, daß endlos Wasser floß.
Es war ein Fluß. Vielleicht ein Fluß. Wir standen
Und sahn ins Wasser, und wir sahn darin,
Von kleinen Wellen stets gelöst, Gesichter
Der vielen Menschen, welche mit uns standen.
Im Wasser war noch etwas andres und
Dies war es wohl, was wir erkennen wollten:
Es war wie dunkles braunes Haar und Algen
Und wie lebendig. Du warst nicht bei mir.

www.libtool.com.cn

Die Amme war es, Marguerite; die andern
Kannte ich nicht, nur hinter mir noch war
Ein Auge, das ich fühlte und das mir
Das Blut mit einem güldnen Schauer füllte . .
Als ich mich langsam umsah wußte ich
Mit einem Mal, daß wir in Notre Dame
Im wogenden Gemeng am Ausgang standen.
Das Wasser wurde still und trat zusammen
In einem Becken. Da verschwand die Amme
Vor jenem mit dem goldenen Blick, es war
Der Prinz, der jetzt mit mir ins Wasser tauchte.
Ich sagte laut den Namen, den Du weißt,
Und noch einmal den Namen, den ich liebe,
Und wollte fragen, warum sein Gesicht
Fern wie im Nebel schien. Doch frug ich nicht,
Wir schauten beide lautlos nieder ins
Weihwasserbecken, wo ein dunkles lebte,
Das wir uns schmerzlich zu erkennen mühten,
Der Prinz und ich. Da sagte eine Stimme:
„Ihr, meine Base, dünkt Euch nicht und Euch"
„Jehan von Orleans, daß dieses Blut ist?"
Beim Umsehen kannte ich die Königin
Ganz plötzlich, Isabeau, die seltsam lachte
Und bei ihr alle Fraun, die sie verführt:
Lenore von Tours, die junge Herzogin
Heliotte von Berry, die von Estrée, Jeanne
Madame von Lavallière, von Montmajour,
Mabile de Maiziers, Richilde de Louge,
Die schöne Limeuil, die Montmorency,
Die Damen Valentine und Berthe Lagarde,
Die alle fern und bleich und seltsam lachten.
Dann sah ich nichts mehr . .
Reich den Spiegel, bitte! —

Gismonde. Und Ihr gabt der Königin keine Antwort?

Catherina. Ich fand keine Antwort. Du siehst müde aus, Gismonde, und hattest doch keine Träume. Vielleicht vergaß ich auch nur die Antwort, die ich gab.

Gismonde. Ihr könnt der Königin Eure Antwort heute bei der Abendmesse in Notre-Dame geben. Der Prinz wird heute nicht mit Euch ins Weihwasser tauchen.

Catherina. Er wird zum Abend hier die Messe hören.

Gismonde. Ihr werdet ihm den Kelch reichen.

Catherina. „Ihr, meine Base, dünkt Euch nicht, und Euch
„Jehan von Orleans — — —

www.libtool.com.cn

Es klingt wie aus einer schlechten schauerlichen Ballade, es klingt so lächerlich schauerlich; oder schauert es uns wirklich und wir versuchen nur zu lächeln?

Gismonde. Der Prinz ist in Vincennes bis zum Abend.

Catherina. Auch wir werden heute nicht zur Messe gehn.

Gismonde. Dann werden viele enttäuscht sein, die nur nach Notre-Dame kommen, um Euer Gesicht zu sehen.

Catherina. Ich denke nur an den Prinzen.

Gismonde. Andre denken nur an Euch

Catherina. Der Prinz ist in Vincennes bis zum Abend .

Vincennes, Vincennes — es war ein Gartenfest,
Belaubte Gänge, einsame Bosketts
Und flackernde Beleuchtung. Damals war es,
Daß man mit Jehan mich zusammenbrachte.
Es war dieselbe glänzende Gesellschaft
Der Damen, die ich dir im Traum beschrieb,
Und Isabeau. Noch seh ich ihr Gesicht,
Wie sie uns weise lächelnd kuppelte..

Die Luft war neu. Die Sträucher dufteten.
Er führte mich, die Zweige streiften leise
Und Blüten fielen. Vögel rührten sich.
Der Rasen war wie Sammt. Ich schwebte auf.
Mein Blut sang heiß in fremden Melodien —
Er legte seine Hand auf meine Brüste . . .

Noch ein anderes Mal in Vincennes! Entsinnst Du Dich? Damals, als Du zuerst mit mir zu Hofe gingst.

Gismonde. Der Prinz saß Euch an der Tafel gegenüber, zwischen dem Connetabel und der Königin. Als die Früchte gereicht wurden, zeigte er die lange Perlenschnur, die der Bey von Tunis nach Paris gesandt hatte.

Catherina. Ich wagte kaum, sie schön zu finden. Isabeau hatte ihr Lächeln.

Gismonde. Die Königin hängte sie Euch um den Hals. Als Ihr fandet, sie sei zu lang, sagte der Prinz, daß die morgenländischen Schönen die Schnur unter dem Busen durchziehen . .

Catherina. Der Connetabel fragte finster nach dem Preis.

Gismonde. „Erlaubt meinem schönen Cousin, die Schnur selbst Eurer Dame anzulegen, und er wird sie ihr zum Geschenk machen," sagte die Majestät von Frankreich.

Catherina. Mir schoß das Blut ins Gesicht.

Gismonde. Bei Gott, Ihr errötet auch in diesem Augenblick, Frau Catherina.

Catherina. Ich kann eine Beklemmung von dieser Nacht nicht loswerden. Lies mir ein Gebet. Nein. — Du sahst den Connetabel nicht heute früh?

www.libtool.com.cn

Gismonde. Ich hörte ihn. Ich gestehe, daß ich den ganzen Morgen ein eigenes Zittern hatte. Es war einige Zeit lang lautes Treppenlaufen. Dann sah ich viel fremdes Volk im Hof. Ich wollte mit Eustache, dem Pförtner, reden. Er drehte sich weg. Ich rief nach René und Bernhard . . Nichts! —

Catherina. „Und Ihr,
„Jehan von Orleans, daß dieses Blut ist?
Gieb mir das Kästchen. Du zitterst. War sonst etwas Ungewöhnliches? — Gismonde, ich habe Fältchen an den Augen. Wie alt bin ich denn, Gismonde, ich habe Falten. Ist das von einer Nacht?

Gismonde. Ich pochte zweimal bei Marguérite. Ich glaubte wimmern zu hören. Sie sagte, daß ihr nichts besonderes fehle.

Catherina. Marguerite wimmerte, sagst Du?

Gismonde. Ich weiß nicht, ob Marguerite wimmerte. Ich hörte wimmern. Dann waren unangenehme nasse Flecken vor der Thür. Ich fragte Robert, der die Treppe hinaufeilte. Er sah über die Schulter und meinte etwas Unverständliches . .

Catherina. Und Marguerite ließ Dich nicht eintreten?

Gismonde. Ich solle Euch bei der Toilette behilflich sein. Sie werde gleich von sich hören lassen.

Catherina (hat das Kästchen geöffnet). Ich sehe das Bild lieber nicht an. Ich will auch den Brief nicht lesen. Zu Abend ist er da.

Gismonde. Mir wurde beklommen. Hinten im Flur sah ich einen Schimmer von René verschwinden. Ich rief. Er hörte nicht.

Catherina. Ich sprach zu viel von Träumen. Ist mir vom Reden weh oder von den Träumen? — Diese Schrift selbst und diese Locke sagt mir nichts. (Es klopft.) Sieh nach, wer im Vorzimmer ist.

Zweite Scene.

(Gismonde öffnet, René erscheint in der Thür.)

Gismonde. René!

Catherina. Ah, René, Du hast den Arm verbunden. Auch Du blaß und übernächtig. Was bringst Du?

René. Jemand, der im Sterben liegt, schickt mich, Herrin. Eure Dienerin Marguerite, die stirbt, möchte Euch ein Wort sagen.

Catherina. Wir sprachen zu viel von Träumen. — René, wer verwundete Dich am Arm.

René. Mein Herr, der Connetabel, zerbrach ihn mir, als er diesen Morgen erregt war. Es ist nichts. Eure Dienerin Marguerite möchte zu Euch in dies Zimmer kommen, schickt jemand, der sie führt.

Catherina. Gismonde, geh und sieh nach Marguerite, bring sie hierher, wenn ihr Zustand es gestattet.

(Gismonde ab.)

Nun kurze Worte! — Wann kam der Connetabel diese Nacht?

René. Wohl zwei Stunden nach dem Mitternachtläuten. Es soll ein schwerer Handstreich gewesen sein. Sie brachten Martin und Barberousse auf einer Bahre.

Catherina. Wo schlief der Connetabel?

René. Auf seinem Feldbett im Flügel, der nach der Straße geht.

Catherina. Dann.

René. Ich sah den Herrn sehr früh über die große Galerie kommen.

Catherina. Geharnischt?

René. Er trug nur einen leichten Morgenrock und dünne Schuhe. Er trat hier ein.

Catherina (für sich). „Raoul saß an meinem Bett."

René. Kurz nachher hörten wir einen Schrei aus dem Zimmer Eurer Amme Marguerite. Danach kam unser Herr langsam die Treppe herab.

Catherina. Geh Junge, Du bist ganz verstört. Es wird nichts sein. Mein Gott. Dann zerbrach er Dir den Arm?

René. Später. Ich bin nicht blaß, weil mein Arm schmerzt. Aber wie das Blut von seinem Degen tropfte, kann ich nicht vergessen. Er kam langsam die Treppe herunter und wischte die Klinge rein. Dann bemerkten wir die Lache, die unter der Thür der Amme hervorkam . . Erlaubt, Herrin, daß ich mich hier an die Wand setze. Einen Augenblick. (Er kauert nieder.) Wir werden noch mehr Blut sehen . . .

Catherina. Er ist fast noch ein Kind und schon verwirrt
In rasche That und Fluch und dunkeln Handel,
Noch halb unwissend, taumelnd mitgerissen . .
Ah, Marguerite!

Dritte Scene.

(Marguerite und Gismonde erscheinen vom Vorzimmer her.)

Catherina. Hier auf mein Bett! Nun sag
Wo ist die Wunde? Schmerzt sie sehr, die Wunde?
Nein, rede nicht, ich weiß. Ich weiß fast alles.
Nur ruhig. War der Arzt da? Sag. Du fieberst.

Marguerite. Nach meinem Leben, Herrin, fragt nicht jetzt,
Da soviel edleres und bessres Blut
Nach meinem fließen soll. Der Connetabel
Betrat in Morgengrauen dies Gemach,
Um noch ein wenig sich bei Euch zu ruhn
Und Eure frühen Morgenträume zärtlich
Zu unterbrechen. Da durch eigne Fügung
Spracht Ihr schlaftrunken einen Namen aus,
Ihr wißt! — Er gleich in flammendem Verdacht
— Vielleicht war frühet schon Verrat im Spiel —
Reißt mich vom Schlaf auf, fordert ein Geständnis.

www.libtool.com.cn

Ich schwöre Eure Unschuld, bleibe fest,
Und so geschah die That. Es ist nicht viel.
Es blutet nicht mehr. Schmerzt nicht sehr. Er schwor,
Daß seine Hand Euch nicht berühren soll,
Er will Euch härter als am Leben strafen.
Er lachte laut. Er wird den Prinzen morden.
Sonst ist es nichts. Fragt René. Ich bin hin.

(Sie sinkt in die Kissen.)

Catherina. Ich kann nicht sagen, daß ich dieses ahnte,
Ich will nicht sagen, daß ich sorglos war.
Man ist nicht sorglos, wenn man liebt, mein Gott,
Die Liebe ist nicht süß, die Liebe fordert
Angst, Zittern, Reue, schlummerlose Nächte,
Beklemmung, Thränen, Bitternis und Blut . .
Es ist Dein Blut für heute, Marguerite,
Bald folget weitres; Du hast Recht; Raoul
Ist groß in Hinterhälten. Nun sei ruhig,
So wie ich stark bin. Ich bin stark. — Gismonde,
Gieb René eine Stärkung. Geh, ich bitte,
Vielleicht, daß Du den Feldscher finden kannst,
Vielleicht den Beichtiger die andern Frauen.
Ein Bote muß sofort zur Königin,
Ein andrer nach Vincennes, der Prinz muß fliehen.
Geh, schnell, Gismonde . .
René, was weißt Du mehr?

(Gismonde ab.)

René. Es ist nicht viel, Herrin, doch ist es genug. Eure Frauen werden schwerlich kommen, denn diese ließ der Graf von Armagnac im Hinterflügel einsperren. Das sagte mir später Gaspard ins Ohr, als er mir den Arm verband . . . Also der Connetabel kam die Treppe herab, der Schaum stand ihm vor dem Mund. Er hieß mich und Bernhard mitkommen; den Pförtner schrie er an, niemand passieren zu lassen und die Mannschaften zu wecken. Er schleppte uns zu dem kleinen Mauerpförtchen, das vom Garten nach dem Flusse geht und zeigte uns, daß die Angeln und das Schloß daran frisch geölt waren. Es gingen Fußspuren durch das hohe Unkraut. Er knirschte mit den Zähnen. „Bei Gott, Herr, sagte ich, wir beide wissen nichts von dieser Sache." — „So wißt Ihr auch nichts von dem Schleicher, der meine Hunde aufgeschlitzt hat?" Er faßte mich am Arm. Im Gebüsch lagen die beiden deutschen Doggen, die der Herzog von Bayern nach Paris gebracht hatte. Sie rochen schon. — Sein Gesicht war fahl vor Zorn. Er hatte nur ganz dünne Schuhe an und einen dünnen Rock und immer noch die Klinge bloß und blutig. Er schüttelte mich und heulte vor Wut. Dabei zerbrach mein Arm. Ich mußte mich anlehnen, und er ließ mich los. Er sah, daß wir von nichts wußten. Bernhard hatte den Schlaf noch in den Augen.

Nachher sah ich, wie er mit den Gascognern und Pikarden verhandelte. Dann ritt er mit einem großen Trupp finster weg. Der ganze Hof war voll von Truppen. Bernhard setzten sie auch auf ein Pferd. Gaspard meinte, wir werden Bernhard nicht zurückkommen sehen. Man wird ihn aus Versehen mit den Aufständischen zusammen hängen .... Ich schwatze wie im Traum, Herrin, verzeiht. Ich sah, daß überall Wachen von den fremden Burschen gestellt waren . .

Da ist Gaspard!

Vierte Scene.

(Gaspard und Gismonde, die weint.)

Catherina. Gismonde, Du weinst?

Gismonde. Der Prinz — —

Catherina (aufschreiend). Der Prinz? Wo ist er . .

Gismonde. Der Prinz ist verloren

Catherina (tonlos.) Der Prinz — —

Gismonde. Ich traf Gaspard im Flur. Gaspard sagte mir alles.

Catherina. Was weißt du zu sagen, Gaspard Troussevache?

Gaspard. Ihr kennt die kleine Gartenpforte, Herrin? Gut, ich weiß von nichts. Ich bin ein dienender Bursche. Zu beiden Seiten des Pförtchens sind Mauertürme, Ihr wißt, Herrin?

Catherina. Weiter . .

Gaspard. Der Herr Connetabel schwor, daß er eine Mausefalle stellen wolle, eine kapitale Mausefalle. Er steckte in jeden der Türme ein Dutzend Gascogner Armbrustschützen . .

Catherina. Armbrustschützen?

Gaspard. Unser Herr Connetabel meinte, daß nachts ein Marder durch das Thörchen komme. Die Gascogner sollen jeden Schatten mit Pfeilen an die Mauer nageln, der sich am Pförtchen zeigt.

Catherina. Herrgott. Ich fange an zu verstehen. Gismonde, es wird heute Abend jemand durch die Pforte kommen . .

Gaspard. Er wird vierundzwanzig Pfeile im Leib haben.

Catherina. Und wenn es die Majestät von Frankreich ist?

Gaspard. So wird er doch durchlöchert sein wie ein Schwamm, bevor er am dritten Wort des „Credo“ angekommen ist.

Catherina. Der Connetabel wird es nicht wagen.

Gaspard. Der Graf von Armagnac wagt alles. Er ist allmächtig in Paris und Fankreich.

Catherina. Ich werde mich Raoul zu Füßen werfen.

Gaspard. Der Connetabel wird erst spät in der Nacht zurück sein. In dieser Zeit . . .

Catherina. Eine edle und mutige Rache.

Gaspard. Der Graf, unser Herr, hält mehr auf seine Armbrüste als auf seinen Degen.

www.libtool.com.cn

Catherina. Er hat ihn in dieser Sache nur gegen eine unglückliche Frau geführt. Gaspard, wie lange dienst Du dem Hause . .

Gaspard. Seit ich denken kann, Gräfin.

Catherina. Es steht bei Dir, Gaspard, dieses Haus vor einer Reihe von schweren Thaten zu beschützen, deren erste mir und deren letzte Deinem Herrn das Leben kosten wird.

Gaspard. Es steht nichts bei mir, Herrin.

Catherina. Gaspard, willst Du einen kleinen Zettel, leicht wie eine Feder, nach Vincennes bringen. Man wird Dir dort dafür die Taschen so schwer machen, daß Du auf dem Rückweg zu tragen hast.

Gaspard. Es kommt niemand aus dem Haus.

Catherina. Es giebt Hinterthüren und Schlupflöcher.

Gaspard. Das Haus wimmelt von fremder Soldateska. Die Burschen lungern herum und sehen uns Diener scheel an. Der Herr mißtraut allen Leuten im Haus. Es soll keine Seele das Palais verlassen. Man wird mir die Ohren abschneiden . . .

Catherina. Wer führt den Befehl über die fremden Kompagnieen?

Gaspard. Ein pikardischer Leutnant. Gil Galais heißt er.

Catherina. Schickt mir den Mann.

— noch eins! —

Wird man mir selbst verwehren, auszugehen?

Gaspard. Ich weiß nichts darüber, Herrin. Ich denke, es wird keiner wagen, Euch anzuhalten, aber man wird Euch wohl mit Partisanen einzuzäunen wissen.

Catherina. Ich habe mit diesem Leutnant zu reden.

(Gaspard ab.)

Fünfte Scene.

Catherina.

Wie bin ich kühl und war doch eben
Ganz blaß und blind vor Furcht, im Geist zerrissen
Von dem vielfachen Widerstreit. Jetzt ist
Nur dieses eine noch: den Prinzen retten.
Was ist mir Eh'bruch, Schande, Schmach und die
In Ewigkeit mir angedrohte Hölle,
Jetzt, da dies junge, königliche Blut
Soll wie ein räudiger Hund von niedern Knechten
Gemeuchelt werden. Alles Leben drängt
Um dieses eine sich in mir zusammen,
Wie Blut zum Herzen strömt. — Es giebt noch Wege.
Ich will mir Lumpen anthun und entfliehn,
Die Stadt aufrühren und zum Prinzen eilen,
Wir wollen auf dem Turm mit Tüchern winken,
Daß jedermann das Ungeheure merkt.
Man muß uns rufen hören. Diese Lappen,

(Sie reißt die Draperieen von den Wänden.)

www.libtool.com.cn

Die grellen Plüsche, goldverbrämten Fetzen
Sollen Verzweiflungsschrei und Fahnen sein.
Ich will das ganze Schloß in Flammen setzen,
Und diese Riesenfackel soll Paris
Die Schandthat seines Henkers wissen lassen . . —
Mir schwindelt . . Himmel . .

Gismonde. Herrin, faßt Euch, seht,
Die Amme winkt, sie möchte Euch noch sprechen.
Es geht zu Ende . .

Catherina. Marguerite, verzeih,
Fast hatt' ich Deiner schon vergessen, die
Zuerst gehandelt und als Erste litt.
Du liegst auf diesem Bett und stirbst — dies Bett
(Du kennst es wohl) hast zweimal du geschmückt,
Zuerst der freudlos rauh erzwungenen Hochzeit:
Ich zitterte, du sprachst mir Trost — ich gab
Dem Armagnac die Blüte meines Leibes
Wie einem fremden Tier. Dann jene Nacht,
Als ich zuerst hin nach dem Garten horchte,
Zuerst ihn bebend hier am Fenster sah,
Und seine Hand, die hier durchs Fenster griff —
Ich küßte sie, bis wir aufs Lager sanken,
Auf dieses Lager, welches Du geschmückt.
Du weckteſt uns am Morgen . . . Doch ich rede —
Der Augenblick ist kurz. Es ist nicht viel,
Was Du mir sagen kannst. Schau her: Ich höre . .
(Kniet am Bett nieder.)

Gismonde. Noch dieses Kissen . .

Marguerite. Herrin, was ich jetzt
Euch sage, fällt mir schwer, doch mag es Euch
Nach meinem Tod noch nützen. Ich gestehe,
Daß ich gefehlt. Ich hatte einen Freund
Aus bürgerlichem Stand, mit dem ich so
Mich oft vergnügte, wie sich Mann und Frau
Zumeist vergnügen. Diesem hatte ich
Des leichtern Zugangs halb denselben Schlüssel,
Wie Ihr dem Prinzen zu dem Gartenthor,
Anfertigen lassen. Dieses war gefehlt.
Verzeiht der Sterbenden, ich liebte ihn,
Er ist ein braver Junge, und er wird
Jetzt schmerzlos für Euch sterben . .

Catherina. Für mich sterben?
Was soll dies?

Marguerite. Hört mich, Herrin: Dieses ist
Die einzige Rettung, dies mein letzt Vermächtnis

www.libtool.com.cn

An Euch — Ich pflegte stets ein weißes Tuch
Am dritten Fenster nach der rue de la Perle
Herauszuhängen, um ihn für den Abend
Zum Stelldichein zu laden. Hängt das Tuch
Jetzt für ihn aus, dann wird er heute Nacht
Die warmen Pfeile für den Orleans
Auf seine Rechnung nehmen. Er ist brav,
Ein treues Blut, und es wird schmerzlos sein,
Mög er mir deß nicht fluchen. Betet ihm
Und mir ein Vaterunser. Es ist gut,
Es ist schon gut. Pfui Armagnac. Maria . .
Jesus Maria. Es ist gut . .

Er stand schnaubend an meinem Bett und hielt mir die Kehle zu wie einem kleinen Hündchen: „Wer ist der Bursche, mit dem die Gräfin im Traume Unzucht treibt?“ Ich sage: „Zerhaut mich in Stücke, die Gräfin ist rein im Herzen, sie hat stets nur einen Mann geliebt.“ — „Ist dieser Mann der junge Orleans?“ schreit er. Ich sage: „Nein, Ihr Henker, Ihr Seelenverkäufer, zweifelt Ihr etwa daran, daß Ihr der Mann seid?“ . . Da spießte er mich auf wie eine Kröte. — — — Nichts weiter, Gräfin, still, es ist nichts. Sagt nichts, denkt an den Prinzen. Grüßt meinen Schatz. Laßt die Vorhänge herab. Es ist gut so.

(Stirbt.)

Catherina (wirft sich mit einem Aufschrei über die Tote).
Nein, nein! So sprich — Du willst nicht sterben! Sag
Ein Wort! — Da ist so vieles noch . . ein Wort!
Hörst Du? hörst Du? — Oh Treueste, wie willst Du
Jetzt von mir, jetzt? — (Sie faßt nach der Hand der Toten.)
Ist dies dieselbe Hand? —
Da auf dem Tuch die trüben, feuchten Flecken,
Ist dieses Blut, ist dieses Blut? — — und hier
An Ihrer Brust die kleine braune Stelle
Ist eine Wunde? — — und so ist der Tod?
(nach einer Pause)
Wenn man doch wüßte? . . Freilich gehen Wege
Auch da . . . bin ich denn irr? — Ich hörte einmal
Von einer Frau . . Wie! Kann ich denn noch denken
Sind dies Gedanken? — Es ist heller Tag,
In diesem Zimmer lebt ich viele Jahre
Um Morgen, Mittag, Abend und zur Nacht,
Dies sind die Fenster und die alten Bäume
Und da! und da! — ah, hab ich schon vergessen?
Gott helfe mir, mein armes Hirn versagt — —
Jüngst sah ich einen der zum Richtplatz ging —
Giebt es Verbrechen? Ja, Ja, vieles liegt

www.libtool.com.cn

Rund um uns her und lauert und liegt still
Das wir nicht kennen, aber das uns kennt . . .
Wie ist mir der jetzt innerlich verwandt —
Und jene Frau . . wie war dies doch — ein Mann
Ging mit ihr, nachts, in einer fremden Stadt . .
Ein Fremder folgt ihr, dem sie zugelächelt.
Bis in ihr Haus — und sie, und sie, — mein Gott
Wo hört' ich das? Ein Sänger sang dies Lied
Und sie — und sie — und sie . . . still ich muß denken!
Kann ich zu Ende denken? ewig reißt
Der dünne Faden, weil ich zittre, zittre . .
Und muß das sein? Muß alles denn gedacht sein?
Kann man nicht einfach thun, ja einfach thun?
Thun! — mir ist Angst: Ein träges laues Gift
Hat sie mir vor dem Tod noch eingegeben.
Und nun ist kein Entweichen: der Gedanke
Ist mehr schon als Gedanke und dies Thun
Gehört mir weniger als mein Leib im Traum . .
Ob es ein ewiges . . . der Prinz soll sterben!
Nein! — ruhig, still . .
(mit veränderter Stimme, ruhig und rätselhaft)
Du weinst, Gismonde von Annecy?

Gismonde. Erlaubt mir zu weinen, Gräfin Catherina.

Catherina. Auch René weint.

René. Ich weine nicht. Ich bekam nur Thränen in die Augen.

Catherina. Meine süße kleine Gismonde!

Gismonde. Frau Catherina?

Catherina. Du hörtest, was Marguerite sagte?

Gismonde. Ich habe nicht alles verstanden.

Catherina. Vor zwei Jahren, als wir in Champfleurie zusammen spielten, hätte ich auch nicht alles verstanden. Du hast noch keinen Geliebten, Gismonde?

Gismonde. Gräfin, Ihr scherzt, wie sollt ich einen haben?

Catherina. So gefiel Dir keiner von den Cavalieren bei Hof?

Gismonde. Es gefiel mir mancher, aber sie sahen alle nur nach Euch. Wie hätte mich einer bemerken sollen, wenn Ihr da waret.

Catherina (küßt sie) . . Und wenn Du einen hättest, wolltest Du ihn auch so hingeben wie Marguerite?

Gismonde. Ich wollte gerne selbst für den Prinzen sterben. René wird mit mir sterben.

Catherina. Sprich nicht vom Sterben. Ja, der Tod ist weich.
Der Prinz soll leben. Meine Hand ist kalt,
Mein Kopf ist glühend und mein Blut entbrannt.
Wir werden doch zur Messe gehn, Gismonde.

www.libtool.com.cn

Ich will den Tod zur Hochzeit machen. Sieh,
Wie heiß ich bin. Hier liegt ein kalter Leichnam.
Ihr armer Freund — Du weißt — kann uns nicht nützen,
Sein schlecht Gewand ist nicht am Platz. Es wird
Ein Edlerer die Pfeile schmecken müssen . .
Wie bist Du blaß, Gismonde . . Du siehst, ich rase.
Sei still, Gismonde, versteh mich nicht! Ich bitte,
Du sollst mich nicht verstehn, Du sollst nur ahnen.
Wie bist Du jung und zart — wie furchtbar dies,
Wenn eine Frau zum äußersten gehetzt
Wahllos nach unerhörten Mitteln greift,
So wie ein Kind nach Gift . .

(plötzlich ruhig werdend)

Gismonde!

Gismonde. Ich zittere, Frau Catherina. Ihr seid seltsam.

Catherina. Du hast doch, dünkt mich, den jungen Edeln bemerkt, der in Notre Dame stets am selben Pfeiler steht, wenn wir die Messe hören?

Gismonde. Er betrachtet Euch seit wohl einem Monat während der ganzen Messe. Er wendet keinen Blick von Euch. Er hat etwas dunkel Glühendes in den Augen.

Catherina. Er scheint fremd zu sein. Ich sah ihn nur einmal mit der Königin reden.

René. Es ist derselbe, Herrin, der uns immer nach der Messe von weitem folgt.

Gismonde. Bis zur Brücke; da bleibt er stehen und sieht uns nach, wie wir über den Fluß gehen und ins Hotel eintreten.

René. Man nennt ihn Sir Tristan.

Gismonde. Er ist hübsch und traurig . . er liebt Euch, Dame Catherina. Jedesmal war er blasser und trauriger.

Catherina. René, mein Knabe, sieh zu, daß Du den picardischen Leutnant heraufbringst.

(René ab.)

Gismonde, wir werden doch zur Messe gehen. Errätst Du, weshalb wir zur Messe gehen?

Gismonde. Ihr wollt beichten, Gräfin?

Catherina. Ich halbe weltliche Gedanken, Gismonde. Ich will die traurigen Augen des Sir Tristan sehen. Sir Tristan wird uns dieses Mal vielleicht weiter als bis zur Brücke folgen. Ich will seine Traurigkeit stillen, und er soll eines leichten Todes sterben . . Ah . .

(Gismonde fängt leise und heftig zu weinen an.)

Sechste Scene.

René. Der Leutnant der fremden Compagnieen!

Catherina. Ihr nennt Euch Gil?

Gil. Gil Galais, Gräfin.

Catherina. Leutnant Gil Galais, Ihr erhieltet besondere Befehle. Welches sind diese Befehle?

Gil. Niemand von der Dienerschaft verläßt das Palais.

Catherina. Was sagen die Befehle in Bezug auf meine Person?

Gil. Die Person der Gräfin von Armagnac ist frei zu geben, wohin sie will. Ich werde Sorge tragen, daß eine starke Bedeckung mitgeht, um Eure Schönheit vor Zudringlichen zu schützen.

Catherina. Wenn aber Ihre Königlichen Majestäten so zudringlich sein sollten, mich anzureden?

Gil. So werden meine Bewaffneten dies verhindern.

Catherina. Eure Bewaffneten werden auch verhindern, daß ich mit meinem Beichtiger rede?

Gil (verbeugt sich kalt und bejahend).

Catherina. So haltet Eure Leute bereit; ich gedenke die große Messe in Notre-Dame zu hören. Das Fräulein von Annecy wird mich begleiten. Schickt zwei Diener, um diese Tote wegzutragen. Ihr seid entlassen, Leutnant Gil Galais.

(Gil ab.)

Geh René, laß die Mägde mir ein Bad
Sofort bereiten. Du, Gismonde, öffne
Die Schränke, leg' das Prächtigste bereit:
Den grauen Sammt mit Venetianer Spitzen
Und Zobel, diese Perlenschnur ins Haar.
Gieb mir den alten Schmuck von Amethysten.
Ich küsse ihn. Du weißt, weß Hand ihn gab.
Wie blaß die Steine sind und kühl. Und eile,
Es ist schon spät, wir werden noch gerade
Zum Agnus Dei kommen — früh genug.
O Gott, wer sprach mir nicht von Schönheit? Wahrlich,
Wenn ich je schön war, mag ichs heute sein,
Wo meine Reize ich zusamt der Scham
Um diesen einen Preis — — ah, Glocken! Glocken!
Hörst du die Glocken . . Sieh, wie blaß er ist! —
Sir Tristan, Ihr seid blaß — — Jehan, Jehan,
Mein Prinz . . .

(sie bricht zusammen.)

Gismonde. Catherina . . Frau Catherina . .

(Vorhang.)

www.libtool.com.cn

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Vor dem Hotel Armagnac. Links am großen Portal, das geschlossen ist, drei Wachen. Rechts quer über die Bühne laufend, die kleine steile Brücke, die von der Isle de Notre-Dame, nach der Isle St. Louis führt.)

1. Wache. Sie weinte, sagst Du? — Es wird gleich zur Vesper läuten.

2. Wache. Dicke Thränen hatte sie in den Augen. Sie ließ ihr Buch fallen.

3. Wache. Das war nicht die Gräfin.

1. Wache. Ich sage ja, sie sah eher kalt und hochmütig aus. — Man könnte uns ablösen.

3. Wache. Er meint das kleine Fräulein, das der Connetabel einzusperren vergaß.

2. Wache. Ich meine nichts. Wenn einer doch genau wüßte! Es hieß ja auch heute früh, die Gräfin sei ermordet. Den ganzen Tag . . . (er schüttelt sich)

3. Wache. Sie müssen bald zurück sein.

1. Wache. Das war nur eine Dienerin, die sie da heute Mittag in einem Tuch über den Hof trugen. Du frierst, kleiner Chantemerle? — Sie soll eine lustige Frau gewesen sein.

2. Wache. Der Fluß ist den ganzen Tag noch gestiegen. Eine lustige Frau . . Ich finde es brutal von jemand, der tot ist, zu sagen, daß er lustig war.

1. Wache. Der Tod ist an und für sich brutal, kleiner Chantemerle.

3. Wache. Chantemerle ist gefühlvoll. — Weißt Du den Grund, weshalb der Fluß so hoch geht?

2. Wache. Ihr fragt doch nur, um in meiner Antwort etwas lächerliches zu finden. Ihr wollt mich zum Narren haben.

3. Wache. Wir wollen dich nicht zum Narren haben. Die Seine steigt ununterbrochen, seitdem die Engländer Honfleur genommen haben. Verstehst Du?

2. Wache (für sich). (Dicke Thränen hatte sie in den Augen.) — Ja doch, ich verstehe.

1. Wache. Du verstehst nicht! Der Fluß steigt, denn die Engländer haben seine Mündung verstopft.

2. Wache. Verstopft? Womit?

1. Wache. Mit den ehemaligen Bürgern von Honfleur. Ich sehe Petrinel kommen!

3. Wache (ruft). Petrinel! (Ein Bewaffneter kommt rasch vom jenseitigen Ufer über die Brücke.)

1. Wache. Er hat es eilig. — Wache heraus!

(Er öffnet die kleine Durchgangspforte im rechten Thorflügel. Man sieht, daß der Thorweg voll von Bewaffneten steckt, die jetzt vor das Thor treten)

Petrinel. Wir haben ihn!

3. Wache. Wen habt ihr?

Petrinel. Den Marder.

1. Wache. Den Orleans?

Petrinel. Nicht den Orleans! — Keine Redensarten. Der Leutnant läßt sagen: Die ganze Wache tritt in den Hof zurück. Das große Thor wird weit geöffnet.

3. Wache. Zum Teufel! So habt ihr ihn schon umgebracht?

Petrinel. Ta gueule! Das werden die im Garten thun. Vier von euch, he: Thomas! Toupin! Simon! — Vier gehen hinüber ans andre Ufer, dort, wo die rue du Puits abbiegt, und nun merkt auf (flüstert) . . unauffällig, verstanden! und, sag ich euch, macht er Miene umzukehren, dann sorgt, daß er nicht mehr als zehn Schritt zurückthut. Marsch!

Wartet! Es könnte ein Uebelberatener dazwischenkommen, wir wollen zwei mehr nehmen! Geht, geht, geht!

(Die sechs Armagnaken rasch über die Brücke nach dem andern Ufer. Sie verschwinden am Eingang der engen Gasse, die nach Notre-Dame führt.)

1. Wache. Und das heißt, Petrinel?

Petrinel. Nennt es, wie Ihrs wollt! Ich sage Euch, Gil Galais ist ein feiner Vogelsteller. Er kannte den Kuckuck von weitem.

2. Wache. Und die Gräfin?

Petrinel. Gil Galais, sag ich Euch! Er roch die Lunte schon, als wir über den Platz gingen und noch hundert Schritt von der Kirchenthür waren.

2. Wache. Aber die Gräfin, die Gräfin?

Petrinel. Die Gräfin, kleines Mondkalb, die Gräfin winkte und winkte ihrem hübschen Ritter mit den Augen ab, er solle sich um Gottes willen nicht verraten. Verzweifelt winkte sie, sag ich Euch. Aber da stand er bleich und seufzend und ließ keinen Blick von ihr. Gil Galais zerbrach mir fast die Schulter, und da merkte ich, was vorging.

2. Wache. Sie winkte ihm ab? In der Kirche?

Petrinel. Und dann war es nicht mehr schwer, zu merken, wie er uns harmlos und unauffällig in der Dämmerung nachging. Das sah man wohl.

Und jetzt alle herein und beiseite! damit uns der Vogel nicht zuletzt noch scheu wird!

(Die schweren Thorflügel werden weit geöffnet.. Alle ab nach dem Innern des Thorwegs.)

Achte Scene.

(Catherina, Gismonde, Gil Galais mit Gefolge, vom jenseitigen Ufer. Sie machen auf der Mitte des Brückenbogens halt.)

Catherina (zum Gefolge). Tretet etwas zurück, ich bitte!

(Gil Galais entläßt mit einer Handbewegung das Gefolge, das in das Palais eintritt. Er selbst stellt sich etwas abseits ans Brückengeländer.)

Catherina. Mir ist wie nach dem Tod, Gismonde. Ich gehe
Gleichsam des Körpers ledig und betrachte
Was hier geschieht und was mein Leib vollbringt
Von oben wie ein Vogel oder wie

www.libtool.com.cn

Eine befreite Seele: Dieſe Häuſer
Die Menſchen und das traumhaft Unerhörte
Das ich geahnt und ſah und das ich thue
Sind meinem Wiſſen um mich ſelbſt ſo fremd,
Als hätte ich im Grund kein Teil daran.
Gismonde, Gismonde!

Gismonde. Verzeiht mir Gräfin, ich kann Euch nicht mehr anſehen. Meine Augen und mein Herz ſind voll Thränen. So muß die Liebe etwas ſchaudervolles ſein, wenn dieſes wahr iſt.

Catherina. Die Liebe iſt ſchaudervoll. Noch ſchaudervoller iſt es, wenn wir fühlen, wie die geflügelte Leidenſchaft durch die Schwere der Dinge zur Berechnung wird. Ich möchte meine Kleider zerreißen, meine Haare raufen, es iſt alle Glut einer Furie in mir. Dennoch bin ich ſtark genug oder iſt etwas außer mir ſtark genug, um dies zu hindern. — Da gehe ich und ſehe mit herausfordernden Augen hinter mich, wie die Töchter der Straße, die im Zwielicht kühl und lüſtern ihr Gewerbe treiben.

Gismonde. Kann man jemanden ſo ſehr lieben, wie Ihr den Prinzen?

Catherina. Ich fühle jetzt nichts mehr: Meine Seele iſt ein abgeſpanntes Inſtrument ohne klare Töne. Es iſt vielmehr eine dunkle Notwendigkeit in mir.

Gismonde. Ich will den Fluß betrachten und mich hinabgleiten laſſen — wenn Euch das retten könnte! Ich habe das Gefühl, als könnte mein ganzes künftiges Leben nur ein unaufhörliches Weinen ſein. Ich ſehe kein Ende der Thränen.

Catherina. Soll ich Dir geſtehen: Schon wünſchte ich faſt, er möchte uns nicht weiter gefolgt ſein!

Gismonde. Seine Freunde ſchienen ihn zurückzuhalten.

Catherina. Ich fürchte, es hielt ihn nichts zurück. Gismonde, da ich heute zum Mittag erwachte, hatte ich kaum noch vom Tode gehört, jetzt am Abend ſteht er neben mir, nah und vertraulich, wie ein bewährter Freund. — Bleibt er aus, (faſt möchte ich Gott darum bitten) ſo warte ich auf den Todesſchrei des Orleans und — und dann werde ich ein gutes Ende zu machen wiſſen.

(Beide ſchweigen einen Augenblick.)

Gismonde. Hilf Himmel! Er kommt! O Gott!

Catherina. Er kommt? — Wo iſt Gott in ſolchen Augenblicken. — Iſt er es wirklich? Vielleicht täuſcht Dich der Abend?

Gismonde. Er iſt es. Ich kann ſeinen braunen Mantel erkennen.

Catherine. Kannſt Du, kannſt Du? Ich ſehe nur Dunkelheit und Schatten.

Gismonde. Er iſt es! Er kommt! — Weiſt ihn zurück, Dame Catherina, ich beſchwöre Euch!

Catherina. Zu ſpät!

Gismonde. Weiſt ihn zurück. Könnt Ihr eine reine Leidenſchaft ſo verachten?

Catherina. Zu spät!

Gismonde. Weist ihn zurück!

Catherina. Unsere Henker haben schon zu lang verständnisvolle Blicke gewechselt . . .

Gismonde. Weist ihn zurück! Da ist er! da ist er!

Catherina. Zu spät!

Gismonde. Ich kniee vor Dir, Dame Catherina, um Gott versucht das Letzte, um Gott! versucht! — — — oder ich muß ihm laut zuschreien!

Catherina. Ich will versuchen!

Gismonde. Catherina!

Catherina. (Dieser Betrug, fürchte ich, ist zu wohl gelungen.) — Leutnant Gil Galais!

Gil Galais. Schöne Herrin.

Catherina. Ich ersuche Euch, Leutnant, haltet diesen Wahnsinnigen ab, der uns seit der Messe nachfolgt.

Gil Galais. Ich habe auf Euren Wunsch, edle Gräfin, meine Leute entlassen.

Catherina. Und Ihr selbst fühlt Euch nicht Manns genug?

Gil Galais. Mein Auftrag, schöne Herrin, lautet: niemand mit Euch reden zu lassen.

Catherina. Ah! Ihr habt Gedanken, Ihr denkt, ihr zieht Schlüsse! Sieh da!

Gil Galais. Ich habe Gedanken, schöne Herrin, ich ziehe Schlüsse.

Catherina. So bedenkt, daß ich mit einem Schrei Eure Gedanken und Schlüsse überflüssig machen kann.

Gil Galais. Ich brauche das nicht mehr zu bedenken, denn — ich habe es schon bedacht.

Catherina. Ihr habt? . . .

Gil Galais. Ich habe vorgesorgt, daß jener — Wahnsinnige zwar frei ist Euch weiter zu folgen, aber unfrei zurückzugehen.

Catherina. Was soll das?

Gil Galais. Nichts, gnädige Gräfin. Ich erwähne nur, daß jener Wahnsinnige sechs gute Hellebarden hinter sich, und Euch und jenes Portal vor sich hat.

(Catherina wendet sich mit einer Geberde des Grauens ab.)

Catherina (zu Gismonde). Wo ist Gott? — —

Gismonde. Er kommt. Er ist ganz nah. Da bleibt er stehen und blickt unentschlossen zu uns her.

Catherina. Wo ist Gott? — Mir graut vor dem Gedanken, mich umzusehen . . . .

Gismonde. Da steht er erwartend. Er sucht Euer Auge.

Catherina (gefaßt und eindringlich). Leutnant Gil Galais! Mitleid ist kein Wort für Euer Ohr und meinen Mund. Aber sagt mir, rauher Leutnant, ist da nicht irgendwo versteckt in Euch ein Wunsch, den Euch die Base einer Königin und eines Königs erfüllen könnte?

www.libtool.com.cn

Gil Gilais. Gräfin bedenkt, daß es um meinen Kopf geht.

Catherina. Ihr seid Soldat, Gil Galais.

Gil Galais. Soldat, Gräfin Catherina.

Catherina. Ich dächte, so ist es Euer Handwerk zu sterben.

Gil Galais. Auch zu gehorchen, schöne Herrin!

Catharina. Wohlan!

Gil Galais. Und nun erlaubt mir vorauszugehen, denn ich fürchte hier zu stören. Ich werde Sorge tragen, daß Euch und Eurer — Begleitung der Zugang zu den Gemächern frei ist.

(Er giebt am Portal Befehle und bleibt dann nachlässig am Thor gelehnt stehen.)

Catherina. Wohlan! so schreitet das Begonnene fort
Bald unseres schöpferischen Willens ledig
Nach eigenen Gesetzen sich vollendend. —
Wie hübsch er ist, voll süßer Traurigkeit!
Wohlan ich will ihm solche Blicke wärmen
Daß er am Fieber zu ersticken glaubt
Ich will sein Blut aufsieden lassen! — Fasse
mich an der Hand, Gismonde, Mädchen, Kind,
Schließ Deine Augen jetzt und laß dies Schicksal
wie ein Gewitter blind vorübergehn.
Vielleicht daß dann von vieler Häßlichkeit
Der maßlos rasenden Natur Dir nur
Die heilsam lösende Erschütterung bleibt
Des Ungeheuren. — Schließ die Augen zu!
Vergieb mir diesen Tag Gismonde!
Es sei!

(Sie wendet mit einer weichen langsamen Biegung des Halses den Kopf ganz über die Schulter zurück und sieht Tristan einen Augenblick voll und rätselhaft an. Dann geht sie mit unsicheren Bewegungen auf das Portal zu. Jenseits der Brücke von rechts die zwei Freunde des Tristan. Gil Galais begrüßt die Gräfin am Thor mit einer förmlichen Reverenz. Dann bemerkt er die beiden Cavaliere.)

Gismonde. Sie halten ihn zurück. Das sind seine Freunde. Sie halten ihn!

Gil Galais (kalt). Befehlt Ihr drei Tote, Gräfin?

Gismonde. Sie halten ihn.

Gil Gilais. Noch einen Blick, Gräfin, und sie werden ihn nicht halten.

Catherina (schweigt.)

Neunte Scene.

(Der eine der beiden Cavaliere faßt Tristan am Arm.)

1. Cavalier. Tristan wo wollt ihr hin? Kommt zu Vernunft!

2. Cavalier. Die Königin frug nach Euch!

1. Cavalier. Kommt zu Vernunft!

Tristan. So laßt mich los! Die Luft hat sich verändert,
Ich möchte weinen, kenne mich nicht mehr

www.libtool.com.cn

Mein Blut ist voll von neuen Freudigkeiten
Wer bin ich denn? Sie gab mir ihre Seele
Mit keuschem Lächeln voll in meine Hände
Ich bin in einem purpurfarbnen Rausch . . .

2. Cavalier. Ihr seid in einem purpurfarbnen Rausch

Tristan. Siehst Du nicht ihren Blick, was hältst Du mich
Laß fahren, Dudart, das Unmögliche
Hier wirds erfüllt ganz über alles Hoffen,
Ich hätte nur geschmachtet, ihren Fuß
Einmal zu küssen und dafür zu sterben.
Der Himmel blüht. Sie kehrt sich um und lächelt!
Ich glühe . .

1. Cavalier. Tristan, geht in ein Bordell!

Tristan. Verdammt! Laßt fahren! Ihr seid tot! Zieht los!

(Er zieht rasend den Degen und steht einen Augenblick zaudernd da, während ihn die beiden Freunde mit spöttischer Unbeweglichkeit betrachten. Dann eilt er plötzlich über die Brücke auf die Gräfin zu.)

2. Cavalier (ihm nachrufend). Tristan, behaltet den Degen in der Hand bei diesem Abenteuer!

(Man sieht Tristan mit der Gräfin im Portal verschwinden. Das Thor wird mit Krachen zugeschlagen.

(Vorhang.)

Dritter Akt.

(Schlafgemach der Catherina. Tiefe Dämmerung. René geleitet Tristan vom Gange herein. Er stellt den Leuchter mit einer brennenden Kerze auf den Thürbord.)

Erste Scene.

René. Chevalier, Ihr seid ersucht die Gräfin hier zu erwarten. (Ab.)

Trist: Ich wandle wie in einem wachen Schlaf
Und wie ein Held verworrner Abenteuer
In dunkeln Märchen: Einem Lächeln folgend
Betrete ich dies schauerige Palais,
Das voll von stummem Volk. Man führt mich lang
Durch kalte Höfe, wo Wachtfeuer brennen,
Portale, die von Löwen ernst bewacht,
Durch endlos überdeckte Gallerien
Hallende Korridore — breite Treppen
Betrete ich, mit wuchtigen Geländern
Durchschreite Fluchten von Gemächern, Sälen
Geschnitzte Wappen, Bildnisse der Toten,
Verwichner Zeiten Sammt und blasses Gold:

www.libtool.com.cn

Und alles dieses einem Lächeln folgend,
Das wie ein Irrstern sich zuletzt entzieht.
Wie ist dies fremd, daß was mir bisher nur
Als ein Idol sehnsüchtigster Verehrung
Und fast unwirklich schien, mit einem Mal
In den Kreislauf der wahren Dinge tritt —
Mir ist wie Einem, dem das Wunder ward
Daß ein leblos, geschmücktes Heiligenbild
Plötzlich durch Inbrunst lebt und dem der kniet
Ein Lächeln güldenen Gewährens schenkt . .
Mein Geist ist — mir fast ängstlich — in Verzückung
Und schwärmt. Es ward zu viel. Mir fehlt die Kraft
Den Augenblick jetzt völlig zu empfinden,
Mir fehlen Worte, fehlen die Gedanken,
Fast das Gefühl. Mein Geist brennt grenzenlos
Mit einer Flamme, die ich nicht begreife —
Das mir sonst Eigene ist stumm. Mich dürstet
Nach Festigung: — Hier ist der Augenblick!

Zweite Scene.

(Catherina erscheint in der Thür des Vorzimmers und macht langsam einige Schritte nach vorwärts. Sie trägt ein weißes, einfach fallendes Gewand — über die Schultern ein schweres Spitzentuch. —

Beide stehen einen Augenblick regungslos, dann geht ihr Tristan entgegen, läßt sich aufs Knie nieder und küßt ihr fast ceremoniell die Hand.)

Cath: (plötzlich ausbrechend). Tristan, bei Gott, nehmt hin, was Euer ist,
Was Ihr hier seht, Tristan, ist Euch verpfändet!

(Sie wirft mit einer heftigen Bewegung den Umhang von sich und zerreißt mit einem Ruck ihr Kleid auf der Brust.)

Trist: Mit nichten, Herrin, Liebe ist geschändet
Wenn ihr das eigen, was ihr teuer ist:
Wie wenn dem Bettler irgend Forderung bliebe
Auf milde Segnung überreich gestaltet —
Und dies ist ein Mysterium der Liebe
Daß Ihr stets gebt und alles stets behaltet.

Cath: Tristan, Ihr spottet . .

Trist: Herrin, kann ich spotten?
Wer litt, was ich litt, Herrin, spottet nicht.

Cath: Wozu, dann Tristan, seid Ihr mir gefolgt?
Etwa um nur die Finger mir zu küssen?

Trist: Ich folgte Euch, wie man dem Schicksal folgt,
Wie ein Nachtwandler folgt dem Strahl des Monds,
(er steht langsam auf)
Ein Spieler seinem Glück. — Jetzt seh ich angstvoll
Wie Euer Lächeln rätselhaft verkehrt ist

In eine sengende, doch kühle Glut,
Die mich erschreckt. Verzeiht, ich war zu kühn.
Die lange Sehnsucht, die mich wild entfeuert
Trieb das verwegene Blut mir in die Stirne,
Ich ging Euch nach, zudringlich wie eine Bube,
Der um die Zwielichtstunde abenteuert.

Cath: (vor sich) (Sagt lieber: ich fing Euch wie eine Dirne.)
(Catherina fängt heftig an zu zittern und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen.)

Trist: Mein Gott, wie ist Euch? O Vergebung Herrin!
Jetzt seh ich Eure Bläße — eine Thräne.
Ja, ich verstehe: Ihr seid halb beschämt
Halb überrascht. Ihr selbst wart fortgerissen
Und weiter als Ihr dachtet. Wenn ich Euch
Nicht würdig oder nicht erprobt erscheine —
Ich bin zu stolz den Augenblick zu nützen —
Sagt nur ein Wort: Und ich verlasse Euch . .

Cath: (dunkel). (Ah Chevalier! Ihr dächtet dies Haus zu verlassen!)
Doch bei Gott, Sir Tristan, Ihr sprecht wie ein Edler und wie ein Liebender . .
Ihr glaubt um die Liebe zu wissen, Sir Tristan?

Trist: Ich weiß nicht, ob ich darum weiß. Wir werden
Erst wissend um ein Ding, das nicht mehr ist
Und ich bin überschwemmt von Leidenschaft
Versunken in den uferlosen Meeren —
Wie sollt ich wissen? Doch ich hab gelitten,
Gestöhnt, geschmachtet, mich in Schmerz gelöst
Dann einer solchen wehmutsreichen Wonne
Mich schauernd und ersterbend hingegeben,
Daß die geheimen Bande meines Seins
Zu reißen drohten — was wißt Ihr darum?

Cath: Sprecht weiter, sagt, wie kams, daß Ihr mich liebtet?

Trist: Es kam so, wie die großen Dinge kommen:
Im Augenblick geboren, schon erfüllt —
Begonnen, schon gereift und ganz vollendet
Wie eine Blüte, die zugleich schon Frucht ist . .

So kams. Ich nahm es an wie ein Geschenk
Die Heiligen lobsangen in den Schreinen,
Ihr saßt im Betstuhl, nur des Heils gedenk.
Ich weinte mit der Orgel an den Steinen

Und stieg mit Tönen, die sich aufwärts rankten
Und starb mit Stimmen, die zuletzt erstarben;
Aus Fenstern brachen die gewaltigen Farben
Die Wölbung dröhnte, und die Kerzen wankten.

Cath: Triſtan, ich würſchte, daß Ihr näher kämt —
Küßt mir die Hand. — Ihr ſprecht in ſolchen Tönen,
Die mich betäuben und zugleich verſöhnen,
Ihr gebt mir Stolz, indeß Ihr mich beſchämt.

Triſt: Ich lag zu lang im Traume Euch zu Füßen,
Jetzt, da Ihr wirklich ſeid, bin ich gelähmt,
Da ich zuerſt mit Müh den Drang bezähmt,
Bin ich jetzt zag, die Hände Euch zu küſſen.

Cath: Triſtan, bei Gott, ich liebe Eure Stimme
Ich ſegne Eure Worte, die mich tragen
Und Eure zarte Inbrunſt, die mich rührt,
Faſt ſo, als ob noch ferne Hoffnung glimme . . .

Triſt: Ihr ſprecht im Fieber. Euere Pulſe jagen . .
Cath: Wie anders kam dies. — Stützt mich, Triſtan. — Spürt
Ihr das Verhängnis nicht, das uns umnachtet?
Sagt, hört Ihr nicht die ſchweren Schickſalsſchwingen,

Dort tief im Garten wacht das Ungeheure,
Wo traumhaft dunkel ſich die Pfade ſchlingen . .
Triſt: Wie ſeid Ihr wunderſam, Verklärte, Teure! . .
Cath: So küßt mich einmal, eh Ihr mich verachtet.
(In ſteigender Erregung.)

Nein, küßt mich nicht! Ich ſchaudre. — Steht von ferne!
Und hört mich an. Nein, bleibt. Kommt hier zum Fenſter!
Der Kerze einſam Flackern weckt Geſpenſter —
Hier iſt der Himmel, Fluß und erſte Sterne!
(Sie öffnet die Fenſterthür zum Balkon.)

Ein kühler Abendwind weht vom Altan,
Die Ulmen drängen ſich um das Gemäuer,
Ihr ſpracht von der Verzückung tiefſtem Feuer —
Was dünkt Euch, Triſtan, daß die Liebe kann?

(Sie nimmt aus einem Wandfach eine zuſammengerollte, dünne Strickleiter. Beide ſtehen während des Folgendem auf dem Balkon.)

Triſtan, Ihr ſeid ein Mann. — Euch ſchreckt die Größe
Schon Eurer Liebe. Denkt um wie viel weiter
Raſt Liebe eines Weibs. Seht her, ich löſe
Für Euch dies Bündel. Seht die ſchmale Leiter:

Hier macht ſie feſt. Was dünkt Euch? Wird ſie tragen?
Triſt: Sie iſt von Seide, feſt wie Frauenhaar —
Was ſoll's? . . Cath: Still, hört, wie ſüß die Amſeln ſchlagen —
Hört wohl. Hört wohl! . . Triſt: Herrin, wie ſonderbar

www.libtool.com.cn

Und seltsam redet Ihr! . . Cath: Sagt, graut Euch nicht?
Denkt, wie viel Liebe trugen diese Schnüre
Und brachen nicht. Und wie viel heiße Schwüre
Trug dies Geländer. Tristan, schaut Euch nicht

Aus allen Ecken an ein Schwarm von Bildern
Der Sehnsucht, raschen That, verspielten Ehre,
Der grausam wilden Schmerzen und der mildern:
Mein Gott, wenn diesen Wänden Sprache wäre!

Ich zittere, Tristan — sagt, daß Ihr mich liebt! —
Seht Ihr die Mauer? Dort, die alte Buche
Verdeckt zwei Türme. Tristan, hört, es giebt
Bald einen Dienst, um den ich Euch ersuche.

Der Abend pocht. So hört die Amseln schlagen,
Hört wohl. Sie schlagen heute nur vielleicht!
Sagt, wollt Ihr diesen Dienst thun? Er ist leicht.
Trist: Herrin, ich habe Euch nichts zu versagen . .

Cath: Es ist nicht viel und leicht. Leicht wie der Tod
Trist: Leicht wie der Tod? — Sagt braucht Ihr meinen Degen?
Cath: Nicht Arm noch Degen. Nichts als eins ist not
Und das ist leicht. — Dort seht Ihr von den Wegen

Den einen, der sich rasch zur Mauer kehrt?
Wie leicht! Ihr laßt Euch nieder in den Garten . .
Tristan, — zuvor könnt Ihr von mir erwarten
Was eine schöne Frau — bei Nacht gewährt . .

Trist: Herrin, ich habe Eure Hand geküßt! — —
Cath: Ihr seht, der Weg verliert sich unter Eiben
Und niedrem Holz — den nehmt. Von da an bleiben
Kaum hundert Schritte, die Ihr gehen müßt

Dann kommen Tannen. Endlich eine Lichtung
Mit jener Buche . . Wolltet Ihr mich fragen?
Trist: Ich liebe Euch. Sonst nichts. Cath: Die nehmt zur Richtung
Hin nach dem Fluß. — Hört, wie die Amseln schlagen!

Dabei zwei Türme! Betet kurz, bevor
Ihr Euch zu jenen beiden Türmen wendet —
Dann seht Ihr im Gebüsch ein niedriges Thor:
Wenn Ihr das seht, ist alles schon beendet . .

Tristan, Ihr schweigt! sagt Tristan, stiert Euch nicht
Das Auge an der so gemeinen That
So flucht mir, Tristan, merkt Ihr den Verrat?
Trist: Herrin, nehmt meinen Mantel. Friert Euch nicht?

www.libtool.com.cn

Wie seid Ihr zart, und Euer Haar wie feucht!
Cath: . . Ich könnt Euch lieben! . . Trist: Das ist Abendthau.
Ich bin bereit. Es sei. Der Tod ist leicht . .
Cath: Wie wenig ist die Gunst doch einer Frau,

Daß Ihr Euch hingebt, Tristan, um so Kleines!
Trist: Für den, der liebt, bestehen keine Werte,
Und Liebe ist des großen Tods Gefährte:
In letzten Gründen beide gleich und eines.

Wir lassen unser Leben stets für Plunder,
Für leere Ehre, Spiel, betrunkene Rede,
Die Laune schuf uns, und so stürzt uns jede —
Doch ewig bleibt die Sehnsucht nach dem Wunder

Der nimmersatten Liebe, die uns töte.
Ich starb vor Sehnsucht. Herrin, nun ich spüre
All Eure Aengste, Zittern, bittern Nöte
Wie sollt ich zaudern. Mögen diese Schnüre

Auch mich und meine große Liebe tragen
Ins Unbekannte . . Dennoch Teure, Süße! . .
Cath: Tristan, ich kniee. Tristan, seht, ich küsse
So diesen Mantel. Tristan, soll ich sagen

Von Sünde, Fehltritt, gräßlicher Verkettung
Der ersten Schuld . . Trist: Herrin, ich ahne vieles
Es stirbt sich leicht. Ich denke jetzt des Zieles . .
Cath: Könnt ich Euch retten, Tristan, doch die Rettung

Steht nicht bei mir. Die Trümpfe sind verspielt
Ich spielte hoch. Für eines Andern Leben
Spielt ich das Eure. Jetzt sind wir umgeben
Vom Tod, der rings an allen Thoren schielt.

Das Spiel ist aus, und nirgends ein Entkommen
So tötet mich. Stoßt zu. Nehmt Eure Rache . .
Trist: Habt Dank, daß Ihr mein Leben nur genommen
Als eine kleine und Euch eigne Sache,

Die Ihr verspielen könnt, verthun, verlehnen . .
Cath: Tristan, wie seid Ihr groß . . Trist: So nehmt dies Leben
Ich habe es nur einmal zu vergeben —
Sei's denn für Euch . . Cath: Für mich und dann für Jenen

Trist: Da Ihr ihn liebt, o Herrin, auch für ihn . .
Ihr liebt ihn? . . Cath: Gott, kaum dringt mein Blick durch matte
Traumspiegel der Erinnerung. Ja, es schien
Mir so, als ich noch eine Seele hatte —

www.libtool.com.cn

Was ist Vergangenheit, und wer bin ich
Und wer seid Ihr? Und sagt mir, wer sind jene
Verblaßten Schatten, fremd und wunderlich,
Die sinnlos handeln auf der dunklen Scene

Des Seins, das war. Und wo ist, was verblich?
Gefühle, Stimmen, Namen, die entwandern
Und was ist wirklich? Trist: Herrin, Ihr und ich
Und Eure irre Liebe zu dem Andern

(er wendet sich zum Gehen).

Und dann: mein naher Tod. — Ich bitt Euch, grüßt
Den schönen Tag. Ich will das Dunkel grüßen . .

Cath: Tristan? Ich dacht — Euch erst — den Tod — zu süßen!

Trist: Herrin, ich habe Eure Hand geküßt!

Herrin, lebt wohl. Cath: Beim Himmel, Tristan bleibt
Nur einen Pulsschlag noch: fort mit den Scheinen
An denen meine Seele sich zerreibt —
Tristan, es ist ein Abschied noch zu nehmen!

Tristan, bedenkt, der Weg ist kalt und weit
Und tief die Nacht an jenen fernen Küsten
Die niemand sah. Kommt, nehmt von meinen Brüsten
Die letzte Zehrung für die Ewigkeit —

Ich laß Euch nicht, bevor Ihr heiß gebetet
An meinem Leib. So stillt Euch noch am warmen
Lebendigen Leben und lebendigen Armen,
Eh Ihr hinaus ins große Dunkel tretet.

Kommt Tristan, seht, ich will Euch so umwinden
Als liebt ich Euch — will Euch mit Küssen töten
Ich will das Seltenste für Euch erfinden
Von süßen Schmerzen, Gluten, Liebesnöten,

Sehnsüchten, die an letzten Grenzen liegen,
Wo Lust und Dunkel graunvoll sich verflicht —
Ich will Euch wie ein Kind zu Tode wiegen . .

Trist: O Herrin, schont mich — Herrin wollet nicht

(sich lösend) Dies karge Leben also mir verteuern,
Das ich doch lassen soll: Es möchte sein,
Daß ich zu tief berauschte mich in Euern
Seligen Armen und an Eurem Wein

Ich fürchte, wenn dies Höchste mir geworden,
Mein Geist verblendet nach dem Lichte fliegt —
Und dann — denkt wohl — dann müßt ich Euch ermorden . . .

Cath: Tristan, wie habt Ihr wieder mich besiegt!

www.libtool.com.cn

Denn, da Ihr liebt, seid Ihr noch gut und weise.
Wie bin ich klein, wie ist mein Stolz zerstört —
Ich liebte wohl — es war nur blinde, heiße
Brunst einer Tigerin — hört Ihr — Tristan — hört!

(Vom Garten dringt ein kurzer, ferner Schrei, Catherina greift mit beiden Händen in die Luft. Sie muß sich anlehnen.)

Habt Ihr gehört? . . Trist: Es klang wie übers Wasser
Wie ein Ertrinkender um Hilfe schreit
Vielleicht ein Tier — Ihr zittert und seid blasser!
Cath: Ich dachte nur an eine Möglichkeit . .

Nein, es ist nichts! Trist: Es war wohl nur ein Fischer.
Cath: Seht Ihr im Garten nichts? Trist: Ein schwacher Schimmer
Von Lichtern. Nichts! Schon wird die Nachtluft frischer —
Cath: Mein Gott, ich höre diesen Schrei noch immer . .

(Pause.)

Cath: (ruhiger). Verweilt noch, Tristan . . fühlt, wie dieser Abend
Mit aller Süße derer, die vergangen
Und aller künftig Möglichen uns labend
Uns beide täuscht . . Trist: Nun seh ich, wie vor langen

Sternnächten schon mein Schicksal offen lag —
Cath: Ich fühle, wie ich gut und milder werde . .
Trist: An einem gelben Sommernachmittag
Kam ich mit staubigem Helm und müdem Pferde

Dem Ziele nah — und sah herab vom Berge
Montmartre nach der großen Stadt Paris.
Der Heimat ferne, meines Sterns gewiß,
Gab ich den letzten Heller einem Zwerge,

Der da am Weg mit anderen Bettlern kroch.
Dann ritt ich langsam nieder von dem Hügel.
Da läuft der Zwerg mir nach, (ich seh ihn noch)
Bis zum St. Martins Thor, hält sich am Bügel

Und flüstert: Hört Chevalier, jener Lahme,
Der bei mir saß und aus Gesichtern rät,
Blies mir ins Ohr, als er Euch kaum erspäht:
„Der stirbt durch Liebe einer großen Dame!“

Das war am Martinsthor. Ich ließ den Schimmel
Am Brunnen saufen. Ueber allen Häusern
Hing — ein Juwel von Gold und Blau — der Himmel.
Durch stille Straßen kam ich von der äußern

www.libtool.com.cn

Umwallung bis zum Fluß, und wie im Märchen
Im Traum versenkt, sah ich nicht Weg noch Leute,
Noch Brücken, Wagen, Volk, geschmückte Pärchen —
Da weckte mich unirdisches Geläute

Vor Notredame — an einen von den Ringen
Band ich den Gaul und trat ins heilige Dämmern
Dann hört ich plötzlich alle Engel singen —
Denn ich sah Euch . . Cath: Fühlt meine Schläfen hämmern . .

Tristan, ich weiß jetzt, daß ich mit Euch sterbe
Als meine Lippen jenen Namen hauchten,
Wart Ihr der Prinz: heut Nacht, im Traum, als herbe
Wir beide ins Weihwasserbecken tauchten

Entsinnt Ihr Euch? Ich warte jetzt gefaßt
Und totbereit. Geht. Eh zum Thor ihr tratet
Ruft meinen Namen — wenn Ihr ihn nicht haßt . .
Trist: Herrin, Ihr seid mir heilig, was Ihr thatet . .

Wohl malt ich damals anders mir den Tod
Um meine Liebe: Auf zerhaunem Schilde
Sollt man mich bringen, wenn der Himmel rot.
Ich träumte mir das Starke, Bunte, Wilde.

Erkämpfte Fahnen, Adler, Büsche, Wedel
Von Blut und Liebe purpurfarbne Siege —
Jetzt scheint es mir nicht minder groß und edel,
Wenn ich dem Dunkeln ruhmlos, stumm erliege

Ganz ohne Hoffnungen und ohne Frage
Thatlos das graue Unbekannte ehrend . . .
Cath: Ich küsse Euch — jetzt hebt sich keine Klage
Dem innern Wissen von dem Siege wehrend.

Ihr habt geliebt und könnt nie ganz verarmen —
Auch nicht im Tod .. Trist: Ich gehe .. Cath: Tristan! Trist: Süße!
Cath: Tristan! Trist: Lebt wohl .. Cath: Beim Himmel, ja, ich büße
Ich büße . . Tristan! . . er verschwimmt im warmen

(Tristan schwingt sich über das Geländer, man hört nach seinen letzten Worten wie er mit einem Satz vollends zum Boden springt und sich mit raschen Schritten entfernt.)

Halblicht der Nacht. Kein Schimmer auf den Wegen,
Kein Laut des Tritts. Der finstre Garten schweigt
Ganz atemlos dem letzten Schrei entgegen —
Wo ist die Macht, die mir jetzt Wege zeigt?

www.libtool.com.cn

Wo sind die gestern klingenden Begriffe,
Was that ich? Was geschieht? Was ist das Alte
Und was das Neue? Wo ein Seil, das halte:
Ich treibe hoch auf steuerlosem Schiffe

Ich löste Mächte, die ich nicht umfasse
Um ein Geschick aus seiner Bahn zu lenken —
Wie bin ich wurzellos — ich kann nicht denken,
Als nur wie ich den furchtbarn Kreis verlasse

Der ehrnen Nöte und Zusammenhänge . .
Doch wo ist Blut, das diese Schande wüsche?
— Jetzt muß es sein — wie tückisch stehn die Büsche
Und Taxushecken — Gott, von welcher Länge

Ist diese Ewigkeit des Harrens. — Himmel!
Wenn ihn ein Zufall schützte, — er entkäme —
— Jetzt müßt es sein . . es kommt nichts! — Welche Lähme
Fällt die Sekunden an. Selbst das Gewimmel

Der Sterne höhnt mich — nein — ich will nicht hören,
Ich will die Thüre schließen, mich verstecken!
. . Nur ruhig, ruhig . . horch, der Sang der Mören,
Die Mören weben in den Taxushecken . . .

. . Ich höre, höre . .

(Sie hat sich an die Rückwand des Zimmers gelehnt, — die Arme nach unten ausgebreitet, die Hände an die Vertäfelung gelegt — und sieht starr geradeaus. Sie bewegt die Lippen. Die Gangthüre wird von außen weit geöffnet. Nach einigen Augenblicken tritt der Graf von Armagnac in voller Rüstung durch die Thür. Er setzt mit einer ruhigen Bewegung des linken Arms das Haupt des Prinzen Jehan auf den Bord des Kamins und bleibt so, schwarz und eisern, stehen. Es vergeht einige Zeit, bis Catherina zur Seite blickt; sie stößt einen kurzen Schrei aus und steht dann ohne Wort und Bewegung.).

Dritte Scene.

Raoul: Ich, Raoul, Graf von Armagnac und Marschall
Von Frankreich, habe, Gräfin, Euch dies Schaustück
Hier aufgestellt als Zeichen meines Eifers
Für Eure Ehre: Meine treuen Diener
Fingen ein seltnes Tier am Gartenthor
Und brachten mir dies Haupt. — Ein letztes Wort:
Ich war ein Narr, Euch jung an mich zu ketten,
Ihr eine Hure, daß im Hochzeitsbett
Ihr mich nicht gleich erdolcht. — Ich liebte diesen,
Den Knaben Orleans. Er mußte sterben,
Damit Ihr lebt. Jetzt leg ich Euer Thun
Euch ohne Vorwurf so in Eure Hände,

www.intool.com.cn

Wie das, was ich gethan, in meinen liegt:
Ich weiß, dies Blut wird weitres nach sich ziehn
Und dieser Mord wird weitern Mord entrollen,
Dies wird das Zeichen sein. Schon bellt das Volk,
Die feile Königin spinnt ihre Ränke
Und der Burgunder lauert auf den Raub.
Wer kennt den Schluß: bald balgt sich in den Straßen
Die Meute um die Fetzen meines Ruhms
Und Kinder rollen meinen Kopf im Graben —
Ich weiche aus: der König von Neapel
Will meine Dienste. Meine Compagnieen
Ziehn morgen aus Paris. Ich selbst verlasse
Noch heut die Stadt. Grüßt mir die Königin,
Eure Cousine Isabeau. Man wird Euch morgen
In ein vorzüglich sichres Kloster bringen.
Jetzt wünsch ich Euch mit diesem gute Nacht,
Cathrine von Berry! — Seht, ich schüttle so
Ein ganzes Leben ab und alte Siege.
Ich gehe wie ein Herrscher ins Exil.
. . Sonst nichts . .

(Raoul geht mit einer leichten Neigung des Kopfes. Man hört durch die offene Thür Geräusch von Menschen, Signale und Hufschlag. Catherina steht wie zuvor und sieht regungslos nach dem Haupt des Prinzen.)

Cath: Mir graut . . . Das Blut träuft dunkel vom Kamin.
War dies Raoul, der sprach? . . Ich möchte schreien
Und wag' es nicht. So ist dies Haupt der Sinn
Von all den wilden Krämpfen, Rasereien,

Empörung der bedrängten Kreatur —
Wie kläglich scheitert unser kindlich Wollen,
Wenn blind die eisernen Geschicke rollen . . .
— Dies blutige Haupt — Wie lauernd gähnt der Flur!

Mir ist, als käme daher alles Böse . .
Das Dunkel tritt ins Zimmer wie ein Tier . .
Mir wäre besser, wenn die Thür sich schlösse,
Doch wag ich's nicht — Und Ihr, Jehan, und Ihr!

Wo liegen Eure jungen, zarten Glieder?
Mein süßer Prinz, wie schaut Ihr starr ins Licht?
Ich drückt Euch gerne zu die kalten Lider,
Ich küßt Euch gerne — doch ich wag es nicht . . .

Ja — Raoul sprach — — Wie träuft das Blut und klebt
Am hellen Stein . . Ich streichelte Euch gerne . .
Ihr kamt zu früh — Die Liebe und die Sterne
Führten Euch irr . . . Und Tristan? — — Tristan lebt!

www.libtool.com.cn

Vierte Scene.

(Sir Triſtan erſcheint außen am Balkon. Er ſchwingt ſich über das Geländer und bleibt noch taumelnd und geblendet in der Thüre ſtehen, ohne eine Veränderung im Zimmer zu bemerken. Sein rechter Aermel iſt ganz ſchwarz von Blut. Catherina ſieht ihn wohl an, doch rührt ſie ſich nicht und hört ſeine Worte kaum.)

Triſt: Ich wanke noch . . Bei Gott, dies war zuviel! . .
So ſagt, daß Ihr ein Märchen nur erfandet
Und ein unſinniges, frivoles Spiel,
Als Ihr Euch vor mir auf den Knieen wandet . .

Dazu habt Ihr in Thränen Euch gelöſt,
Dazu dies Fröſteln, ſeltſame Geraune? . .
Ich hatt' Euch meine Seele ganz entblößt.
Ihr dachtet nur in einer freveln Laune

Die Liebe bis ans äußerſte zu hetzen
Zum Spiel. — Sagt, war dies groß? — Ich war bereit
Mit allem Eurer Leidenſchaftlichkeit —
Für kühles Spiel hab ich nichts einzuſetzen.

Ich will geſtehen: Ja, der Gang war ſchwer.
Dies ſchändet nicht, ich ſtammle noch und wanke.
Ich ſtand zu nahe an der dunkeln Schranke,
Ich litt im Geiſt zwiefachen Tod — und mehr.

Wo ſind die Wächter, die am Ausgang wachten,
So ſagt ein Wort! — Lebt wohl — ſo laßt mich ziehn!
Ich will Euch langſam zu vergeſſen trachten . .
— Wie ſeid Ihr ſchön —

(Er zieht den Degen und wendet ſich nach der Thür. Catherina hebt langſam den Arm und weiſt auf das Haupt des Prinzen.)

Cath: . . Schaut dort nach dem Kamin!

Triſt: (tritt einen Schritt zurück, faßt ſich und entblößt ſein Haupt).
Jehan von Orleans! . . So war dies Euer
Entſetzter Todesſchrei! Mein edler Prinz,
Ihr ſtarbt, doch froh genoſſenen Gewinns
Ihr zahltet hoch — doch wahrlich nicht zu teuer —

(Er wirft ſich Catherina zu Füßen.)

Herrin verzeiht! . . Cath: Hier iſt nichts zu verzeihen,
Vor dieſem Tod iſt alles ungeſchehen
Und alles gleich . . Triſt: Jetzt kann ich erſt verſtehen!
Ich ging und ſtand . . Mein Blut war ſchwer und bleiern.

Ich ſtand und ging. Mit ungeheurem Schauer
Erkannte ich in wildem Schattenriſſe
Wie Ihr beſchriebt, die Thürme und die Mauer,
Des alten Baumes Blätterfinſterniſſe

www.libook.com

Die Nacht vergiftend und des Himmels Reine . .
Nicht Licht noch Ton . . . Noch schaute ich von allen
Geliebten Bildern flüchtig blasse Scheine.
Und ich gelobte, ohne Laut zu fallen.

Glaubt mir, Ihr hättet keinen Schrei vernommen!
Cath: . . Ich weiß . . Trist: Noch fühlt ich, wie die Luft sich würzte
Aus allem Kraut. Als ich ganz nah gekommen
Dem Thor — das offen stand — glitt ich und stürzte

An einer glatten Stelle und mir däuchte:
Dies ist das letzte. Eine Zeitlang blieb
Ich wie betäubt, dann führt ich einen Hieb
Mit meinem Schwert — und fühlte eine Feuchte

An meiner Hand. Ich raffe mich empor,
Durch mein Gehirn erhitzte Schauer fuhren
Und Hohn und Zorn. Ich rüttle laut am Thor . .
— Von jener Feuchte seht Ihr hier die Spuren —

(Er zeigt seine Hand, die wie das ganze helle Wams über und über mit Blut bedeckt ist. Catherina beginnt das Blut mit einem Tuch langsam abzuwischen.)

Cath: O Gott, Ihr lebt und tragt des Todes Zeichen.
Ich sammle dieses Blut in meinem Tuche
Als heiliges Blut, — nun geht! — Laßt mit dem bleichen
Freund mich allein und mit dem dunkeln Fluche

Von dieser That! — Trist: . . Herrin, ich von Euch weichen?
Wie erst der Tod gelockt, so lockt unbändig
Das Leben jetzt — Cath: . . Tristan, verlaßt die Leichen:
Jehan und mich . . Trist: Wir, Herrin, sind lebendig!

Uns reifen noch die Früchte, blühn die roten
Beträuften Rosen, Berge, Seeen, Wolken —
Ihr wart bereit, im Tode mir zu folgen . .
Cath: Ich war's. Trist: So lebt mir. Cath: Tristan, denkt des Toten,

Der still mit blinden Augen auf uns schaut.
Was bleibt mir noch, ein Leben anzufüllen?
. . Die Thüre, Tristan, schließt die Thür! Mir graut . .
Trist: . . Ich will dies bleiche Antlitz so verhüllen . .

(Er hängt sein Brusttuch von violetter Seide über das Haupt des Prinzen und schließt die Thür).

Nun sind wir frei! Sagt, kennt Ihr nicht dies Schwellen
Und Lust an allen neu geschenkten Wesen,
Wenn finstre Fieber langsam sich erhellen
Zu einem freudig bebenden Genesen,

www.libtool.com.cn

Wenn neu sich plötzlich alle Fülle bot
Und alle unerschöpften Möglichkeiten
Und alle Lebenswunder sich bereiten . .

Cath: Ich wollt' Euch lieben, doch mein Herz ist tot.

Trist: Geliebte, hört, ich will Euch nicht erschrecken,
Ich liebe Euch, o denkt, wie überschwänglich
Sind die Verheißungen, die wir erwecken —
Die ewigen, wir Armen die vergänglich

Doch durch Vergänglichkeit die Zeit vertiefen.
Denkt, wie ich blaß und schmerzlich von Euch wich
Und wie mich jetzt des Lebens Stimmen riefen . .

Cath: Tristan, bei Gott, Ihr habt ein Recht auf mich

Trist: Ich liebe Euch, ich will Euch gänzlich tragen
Im Mantel meiner Liebe wie ein Kind —
Saht Ihr je meine Heimatfelsen ragen . .

Cath: (sie giebt sich seiner Umarmung hin). Ja, tragt mich, Tristan .. Trist: Wo der herbe Wind

Vom Ozean uns feuchtet an den Schläfen:
Sagt, gehn wir unter Segel mit den starken
Gebräunten Schiffern auf verwegnen Barken?
Wir landen abends in entlegenen Häfen

Im goldnen Archipel, in der Levante
Im Marmormeer, am Horne von Byzanz,
Bei den Lagunen, auf der blauen Zante —
Denkt jener Nächte unerhörten Glanz,

Die wir, in Teppiche gehüllt, durchschwärmen,
Am Mast gelehnt, beim leisen Lied der Sklaven,
Wenn sich das Dunkel füllt mit buntem Lärmen
Und später, wenn die weißen Städte schlafen,

Am Berge kühl und steinern aufgebaut
Und uns nur duften Oleander, Myrthen . . .
Wir lichten Anker, eh' der Morgen graut
Und kreuzen bei den veilchenblauen Syrten —

Sagt, lockt Euch Kampf? Wir werben eine Schaar
Von Abenteurern, rauben an den Küsten
Von Syrien bleiche Fraun mit Gold im Haar,
Wir wegelagern in den fahlen Wüsten

www.libtool.com.cn

An Säulenstümpfen toter Metropolen,
An den uralt befahr'nen Handelsstraßen
Wir teilen reichen Raub in den Oasen,
Wo unsre Krieger sich beim Spiel erholen . .

Wie füllt sich unser Schiff mit schweren Ballen
Von Tyrerwolle, Kaschmir, seidnen Zeugen
Und Amber, Weihrauch. — Lüstet Euch von allen
Den Städten keine, die sich alternd beugen

Zum Tigris, Euphrat und dem braunen Nil?
— Faßt Euch in diesen Ländern des Ermüdens
Die Lust nach neuen Sternen, neuem Ziel:
Am grünen Cap flammt uns das Kreuz des Südens

Ein helles Mal des neuen Wunderbaren.
Schon schwanden fern die friedlichen Canaren.
Jetzt hören wir die Löwen abends brüllen,
Wenn wir an Flüssen unsre Krüge füllen,

Und tief im Rohre die Hyänen winseln.
Nun wächst das Fremde wilder, unerhörter:
Aus Gluten tauchen fabelhafte Oerter,
Das Reich der Ebenholz- und Kampfer-Inseln

Die Messingstadt, die Stadt von Elfenbein
Wir bringen Santel, Perlen, seltne Rinden
Von Zeylan, Zingiber, den fernsten Inden — —
Vielleicht daß eines Abends uns der Schein

Von steter Süße plötzlich herb geworden
Und tot das ewige Blau und laue Fächeln
Und wir die glänzend bunte Pracht belächeln,
— Was hält uns? Spannt die Segel auf zum Norden!

Das Tau gelöst von den zu goldnen Rheden! —
Sprecht, wollt Ihr eine Winternacht in Schweden
Mit Stahl und Schlitten auf verglasten Seeen?
Das kahle Norrland mit zerrissnen Fjorden,

Die fernste Thule, wo von ewigen Schneen
Verdeckt die wilden Feuer glastend rasen,
Wo sich die Erde wölbt von heißen Blasen
Und Eisgebirge aschenrauchend stehen:

www.libtool.com.cn

Auf ungeheuren grünen Schollen treiben
Die weißen Bären, glänzend schwarze Wale
Spein in Cascaden, bunte Nordlichtscheiben
Stehn über Grönland, wo wie Zauberthale

Im innern Eis versteckte Buchten blühen
Mit Gras und Vögeln, Mittnachtssonnen glühen
Hoch hinter Midgardur — Cath: Tristan, wir wollen
Des Lebens Höhn verschmähend, auf den vollen

Jahrmärkten bettelnd und pathetisch ziehen:
Wir singen unsre rührenden Balladen
Dem schlechten Volk auf alte Melodien
Für Geld — und wandern, träumende Nomaden,

Entthronte Herrscher, so von Land zu Land
Trist: Wir rasten abends in den niedern Schänken . .
Cath: Ich tanze und weissage aus der Hand
Den Mädchen, die an ihren Liebsten denken. . .

Trist: Wir singen vor den Königlichen Stühlen
Das Lied des Volks und auf den kalten Plätzen,
Mit blauen Händen und gehüllt in Fetzen,
Die Sänge von erhabensten Gefühlen.

Cath: Tristan, wir träumten. — Weh', dies sind nur hohle,
Erfundene Spiele und phantastische Scheine
Trist: Nein, dieses sind die schillernden Symbole
Und vielgestalten Bilder für die Eine,

Die Lust zu leben, die unendlich ist —
Ich will Euch neue frohe Worte lehren,
Von stillen Freuden und von sanften Ehren
Geliebte, folgt mir . . Cath: Tristan! Gott, Ihr wißt

Die sündige Schuld und kennt des tiefen Falles
Abgründigkeit. Trist: Das Sein ist Rauch im Winde,
Des Wesen Schein, und die Empfindung alles:
Und Ihr seid rein, weil ich Euch rein empfinde.

Cath: Tristan, verlaßt mich! Flieht! Noch ist es Zeit —
Noch laß ich Euch. Bald — könnte ich Euch halten!
Trist: Ich gehe . . doch mit Euch und wir gestalten
Aus dem Unwirklichen die Wirklichkeit:

www.libtool.com.cn

Ein alter Turm, den mir mein Vater ließ,
Und ein Kastell mit epheudunklen Mauern,
Rest alter Größe, Bogen, Horn und Spieß,
Und ein paar Fischer und leibeigne Bauern

Das ist mein Gut — und Wald und Land genug,
Um uns zu wärmen und um nicht zu darben,
Und aller Wünsche unbeschränkten Flug
Am Ocean und alle Abendfarben,

Was fehlt uns noch da dieses wir besitzen?
Und alle Reiche uns eröffnet sind,
Die unser Geist beschaut . . Cath: Ich bin ein Kind,
Verschüchtert und geblendet von den Blitzen

Der eignen Leidenschaft . . Trist: Laßt mich Euch leiten.
Cath: Befehlt. Ich folge Euch: Als meinem Herrn! — —
Doch geht voran. Denn seht, ich möchte gern
Hier einen letzten Abschied noch bereiten . .

Ein letztes Opfer noch der großen Macht
Des Tods. Trist: Ich gehe. Seht die Sterne glänzen!
Der Mond erhebt sich erst nach Mitternacht.
Dies schützt uns: morgens sind wir an den Grenzen,

Wo auch der Armagnac uns nicht erreicht . . .
Cath: (vor sich). (Der Connetabel wird uns nicht erreichen)
Trist: So faßt Euch, liebste Liebe. Ihr erbleicht.
Cath: Bald werden alle Finsternisse weichen,

Wie lockt Betäubung einer großen Reise,
Die nachts beginnt, und die im Lichte endet
Im fremden Land. Trist: O, wenn Ihr doch verständet
Wie seltsam schwer ich jetzt mich von Euch reiße.

Cath: Ich lieb Euch, Tristan. Geht. Trist: Ja es muß sein.
In einer Stunde harrt auf Euch ein Nachen
Am kleinen Thor. Cath: Ich will indes zum Schein
Für die Verfolger falsche Fährte machen:

(Sie führt Tristan an eine kleine vergitterte Oeffnung in der Rückwand des Zimmers.)

Verriegelt erst die Thüren. — Seht die Luke
Hier an der Wand, die kleine, die vergittert?
Schaut diese Tiefe! Ganz verloren zittert
Ein Schein im Wasser. Man erzählt, es spuke

www.libtool.com.cn

In diesem Arm des Flusses . . Tristan, sagt,
Getraut Ihr Euch, dies Gitter auszubrechen?
Ihr könnts! Ihr könnts! Triſt: Noch will ichs nicht versprechen . .
Cath: Es bricht! . . Triſt: Hier ist es: ganz von Rost zernagt!

(Er rüttelt eine Zeit lang an den rostigen Stäben, dann bricht plötzlich das ganze Gitter mit einem Ruck heraus und fällt zu Boden.)

Cath: Dieses gelang — Schaut, wie mit grauenhafter
Gefräßigkeit die schwarzen Wasser fließen . .
Wie? schwindelt Euch? Triſt: Es sind an zwanzig Klafter —
Cath: Denkt, welcher Fall! . . Hier unterm Fenster sprießen

Die Zweige eines Dornstrauchs aus den Fugen
Der mürben Steine . . Nun seht her: ich will
Weit vorgebeugt hin nach der Tiefe lugen
Seht so! . .

(Sie beugt sich mit dem ganzen Oberkörper über die dunkle Tiefe.)

Triſt: (mit Entsetzen). Ihr stürzt! Cath: Ich spiele nur. Seid still!

(Sie greift mit dem Arm weit über die Brüstung hinab, ihr blondes Haar weht außen gelöst im Wind.)

Dies ist nur Spiel! — Ich hänge meinen Schleier
Hier an die Dornen . . So kann ichs noch langen —
Triſt: Mein Gott, Ihr rast . . Cath: Es ist so süß zu hangen
Hoch zwischen Nacht und Fall. Ich atme freier

So nah dem Tod . . Seid still, ich spiele nur
Nichts als ein Spiel! Ich will mich aufrecht setzen,
An diesem Nagel laß ich einen Fetzen
Von meinem Kleid, als wäre dies die Spur

Von einem jähen Sturz ins dunkle Gähnen,
Und man wird meinen Leib dort unten wähnen
Als einen kalten Leichnam bei den vielen . . .
Wie dünkt Euch dies? Triſt: Mein Gott, Ihr liebt zu spielen.

Cath: Ich spiele Tristan — Wie? Ihr seid verstört!
Bald werden wir durch Morgenlande jagen,
Bald bin ich frei . . Triſt: Ich gehe, Liebste, hört:
Bei St. Germain erwartet uns ein Wagen,

Bis dahin bring ich selber Euch im Nachen,
Am Chatelet sperrt man nachts den Fluß mit Ketten,
Doch kenne ich den Hauptmann von den Wachen —
Gott, wenn wir erst die Pferde vor uns hätten!

Cath: Halt, Triſtan, ſagt, wie wollt Ihr jetzt den ſchlimmen
Fluß überſchreiten? Denkt, der Fluß iſt kalt!
Triſt: Wie rührt mich Eure zärtliche Geſtalt . .
Es giebt kein Hindernis, ich werde ſchwimmen. — —

Wenn Ihr doch wüßtet, wie mein Herz in böſen
Vorahnungen ſich quält von neuen Leiden!
Wie bin ich ſchwach. Noch kann ich mich nicht löſen . .
Cath: Triſtan bedenkt! Der Tod nur kann uns ſcheiden!

Triſt: Der Tod iſts eben, der mich jetzt erſchreckt:
Die Furcht kehrt wieder mit dem neuen Hoffen,
Ich fürchte alles, ſeit ich neu entdeckt
Die tiefe Luſt und ſeit von neuem offen

Das Thor des unbeſiegten Lebens ſteht . .
Cath: Laßt mich, Geliebter . . glaubt, daß ich Euch liebe —
Bis an den Tod . . Triſt: Denkt, wenn ich bei Euch bliebe!
Wir ſtürben leicht zuſammen . . Cath: Triſtan, geht!
(Beide treten während des Folgenden auf den Balkon hinaus.)

Denn Ihr ſollt leben! — Kauft mit kurzer Trennung
Euch alle Zukunft. Geht. Und ſei geſegnet
Die dunkle Stunde ſchmerzlichſter Erkennung,
Da Ihr, ein letztes Wunder, mir begegnet . .

Geht denn zum zweiten Mal denſelben harten
Unſeligen Weg — Triſt: Noch kann ich Euch nicht laſſen . .
Cath: Ich folg Euch wieder mit denſelben naſſen,
Bethränten Augen durch den finſtern Garten

Triſt: Doch iſts ein Weg zum Leben jetzt uns beiden!
Cath: Uns beiden. Triſt: Fühlt: Wie bin ich Euch verkettet . .
Cath: Geliebter . . Triſt: Bald am Thor . . nichts wird uns ſcheiden
Cath: Nichts als der Tod . . Triſt: Bald . .
(Triſtan ſchwingt ſich raſch in den Garten hinab. Catherina tritt taumelnd ins Zimmer zurück.)

Sechſte Scene.

Cath: (allein). Einer iſt gerettet!
(Pauſe.)

Dies war der letzte, heiligſte Betrug.
Triſtan, ich weiß, Ihr werdet mir vergeben:
Es iſt der Toten und der Schuld genug.
Mir graut vor dieſem Immerweiterleben

www.literaturnetz.de

Mit innerlichen, ewig offnen Wunden.
Wohl hätt' ich gern Euch eine Nacht gegönnt:
Ihr hättet mich am Morgen tot gefunden
In Eurem Arm. Wozu noch mehr! — O könnt

Ich Euch dies alles ganz vergessen machen!
Doch fürcht ich, Tristan, Ihr vergeßt mich nie . .
Nun will ich noch ein Weniges einsam wachen — —
Tristan, lebt wohl! — wie schweigt der Kampf und wie

Entwirrt sich leicht, was tief verschlungen war,
Wie neigt sich alles zu erhelltem Ende,
Wie lösen sich die wild gerungenen Hände
Und Krampf der letzten Not. Wie schau ich klar

Durch des Zufälligen verwirrt Geflecht
Die vorbestimmt geraden Bahnen laufen
Des tiefern Willens . . Ja, es giebt kein Recht,
Ein Leben durch ein Leben zu erkaufen . . .

(Catherina schreitet langsam quer durchs Zimmer zum Kamin. Sie hebt das Tuch vom Haupt des Prinzen und steht den Arm auf den Kaminrand gestützt.)

Mein zarter Freund! . . Ich hab um Euch gerungen
Gekämpft, mein zarter Freund, getobt, gerast,
Euch selbst erniedert durch Erniedrigungen . . .
Ihr seid sehr blaß, mein Freund, und lächelt fast.

Jehan, Gott spielt mit uns, mein süßer Knabe,
Denn da ich lebte war ich nie so weise
Als jetzt, wo alles ich beschlossen habe
Und bald mit Euch, Jehan, ins Dunkel reise

Und in sich selbst verlöschte das Geschick —
Mein zarter Freund, fast hatt ich Euch vergessen.
Gott spielt mit uns. Es war ein Augenblick
Wo mich der Andere so tief besessen

Daß ich Euch fast vergaß . . Jetzt ist das Schweigen
Ringsum erfüllt von großer Einfachheit,
Und alle Weiser meiner Seele zeigen
Nach e i n e m Ziel. — Mein süßer Prinz, wie seid

Ihr so gefaßt und kühl . . Ich will nicht schaudern
Bei diesem Kuß — Ich küsse Euch — wir beide
Sind kühl und sehr gefaßt . . Wir wollen plaudern:
Denkt an die weiß- und lila-blumige Heide

www.libtool.com.cn

Bei Charenton . . am Ufer Schilf und Farne
Säuselnd im Abendwind! Bei diesem Kusse
Gedenkt der stillen Inseln in der Marne,
Der zarten Farbenschauer überm Flusse

Denkt in Vincennes: das üppige Gerank
Wo süße Wildnis und Verirren lüstet
Im Park — bei diesem denkt der Veilchenbank,
Wo Ihr mir meine weißen Kniee küßtet

Und ich mit Leib und Seele Euch verfiel.
Mein zarter Freund, wie schwoll die Luft von linder
Duftüberschwänglichkeit — wir waren Kinder.
Jetzt spielen wir in einem Trauerspiel,

Das wir nicht kennen, wie geputzte Puppen,
Uns zwischen Schein und Wirklichkeit bewegend
Und Leidenschaften stillend und erregend . . .
Denkt an der stillen Hügel blaue Kuppen,

Die Teiche, Wälder, dämmrigen Kapellen . .
Dies alles war. Komm her, laß Dich umhüllen
Wir treten ab. — Denk an die lieben Quellen —
Hier diesen Mantel — so — und wir erfüllen

(Sie nimmt den langen, braunen Mantel des Sir Tristan — den sie bisher noch immer trug — von den Schultern und legt ihn so um den Hals des Kopfes, daß eine seltsame, gliederlose Gestalt entsteht, die sie liebreich umfaßt und mit sich nach der kleinen Luke führt.)

Mit Würde, was noch der Erfüllung harrt . . .
Mein zarter Freund — sieh, wie der Raum sich weitet!
Durch diese Pforte geht die frohe Fahrt,
Dies Thor hat uns ein guter Freund bereitet:

Sieh, wie die Sterne tief im Wasser blinken —
Hier giebts Nachtrosen, seltene zu pflücken —
Wir werden langsam zu den Sternen sinken —
Ich muß mich tiefer nach den Rosen bücken —

(Sie beugt sich, wie in der Scene mit Tristan, weit über die Tiefe und greift mit der rechten Hand ins Leere, während ihr linker Arm das Haupt des Prinzen umschlungen hält.)

Jehan, mein Knabe, laß Dich nochmals küssen.
Sag, hast Du Furcht. Du lächelst. Deine Lippen
Sind kalt wie meine. Süßer Prinz, wir müssen
Noch tiefer schweben zu den dunkeln Klippen

www.libtool.com.cn

Der Nacht . . Hörst Du Sirenen? . . Ah, die Düfte . .
Musik der Sterne. Süßer, sieh die großen
Sternadler kreisen . . Nieder durch die Lüfte
Wir schweben, schweben . . ah Jehan . .
. . die Rosen . .

Der dunkle Mantel und das helle Kleid verschwinden plötzlich im Dunkel; das Gewand der Gräfin hat sich an einem Nagel verfangen, und ein langer, weißer Streifen ist hängen geblieben, der jetzt wie ein dünner Wimpel unstät und gespenstisch in der Zugluft flattert. —

Vorhang.

www.libtool.com.cn

„Ten o'clock"

von **James Mcneill Whistler.**

Meine Damen und Herrn:

Nur mit großem Zögern und Zweifeln erscheine ich vor Ihnen als Prediger.

Wenn die Furchtsamkeit irgendwie mit der Tugend der Bescheidenheit zusammenhängt und in Ihren Augen Gnade finden kann, so bitte ich Sie um jener Tugend willen, gewähren Sie mir Ihre äußerste Nachsicht.

Ich würde mich mit meinem Mangel an Uebung entschuldigen, wenn es nicht widersinnig wäre — nach Präzedenzfällen zu urteilen — jemals irgend etwas anderes als die wirksamste Unverschämtheit bei meinem Gegenstande zu erwarten — denn ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich über die K u n s t zu reden vorhabe.

Ja, die Kunst! — die in letzter Zeit, so weit Reden und Schreiben sie dazu machen kann, zu einer Art gewöhnlichen Gesprächsthemas für den Theetisch geworden ist.

Die Kunst ist über der Stadt! — der Galant, der vorübergeht, streichelt sie unter dem Kinn — der Familienvater lockt sie in seine Thore — man schmeichelt sie als einen Beweis für Kultur und Verfeinerung in die Gesellschaft.

Wenn der tägliche Verkehr Verachtung erzeugen kann, so ist sicherlich die Kunst — oder was gemeinhin dafür gehalten wird — zu ihrer niedrigsten Stufe der Vertraulichkeit gekommen.

Man hat die Leute mit der Kunst unter jedem Kleide gequält und mit vielen Methoden, sie zu ertragen, geplagt. Man hat ihnen gesagt, sie sollten die Kunst lieben und mit ihr leben. Man ist in ihre Häuser gedrungen, hat ihre Wände mit Tapeten bedeckt und ihre Kleidung selbst zur Rede gestellt — bis sie endlich, aufgerüttelt, verwirrt, erfüllt von den Zweifeln und dem Unbehagen, das sinnlose Anregung wachruft, solchem Eingriff grollen und die falschen Propheten verjagen, die selbst den Namen des Schönen in Mißachtung brachten und auf sich selber Hohn und Spott herniederriefen.

Ja, leider! meine Damen und Herrn, der Kunst ist hinterlistig ein Unrecht geschehn. Sie hat nichts mit solchen Praktiken gemein. Sie ist eine Göttin wählerischen Denkens — schweigsamen Wesens; sie verschmäht alle Aufdringlichkeit, sie will nie andere bessern.

Sie ist stets selbstsüchtig nur mit ihrer eigenen Vervollkommnung beschäftigt — sie trägt kein Verlangen, zu lehren — sie sucht und findet das Schöne in allen Lagen und zu allen Zeiten. — So that ihr Hoherpriester Rembrandt, als er malerische

Größe und edle Würde im Judenviertel von Amsterdam entdeckte und nicht klagte, weil seine Bewohner nicht Griechen waren. So thaten Tintoretto und Paolo Veroneſe unter den Venetianern, als ſie nicht davor ſcheuten, den klaſſiſchen Faltenwurf Athens in ſeidenen Brokat zu verwandeln. So that am Hofe Philipps Velasquez, deſſen in unſchöne Reifröcke gekleidete Infantinnen als Kunſtwerke den „Elgin Marbles“ gleichſtehn. Keine Reformatoren waren dieſe großen Männer — keine Verbeſſerer des Lebens der anderen! Ihre Schöpfungen allein waren ihre Beſchäftigung, und, erfüllt von der Poeſie ihrer wiſſenden Kunſt, verlangten ſie nicht danach, ihre Umgebungen zu ändern — denn, wie die Geſetze der Kunſt ſich ihnen offenbarten, ſahen ſie in der Entwicklung ihres Werkes jene wirkliche Schönheit, die für ſie ebenſoſehr ein Gegenſtand der Gewißheit und des Triumphes war, wie es für den Aſtronomen die Beſtätigung eines Reſultates iſt, das er mit einer Beleuchtung, welche nur ihm ward, vorherſah. Bei all dem war ihre Welt vollkommen getrennt von der ihrer Mitgeſchöpfe, bei denen fälſchlich das Gefühl für Poeſie gilt, und für die es kein vollkommenes Werk giebt, das nicht durch die „Wohlthat“ erklärt werden könnte, welche es ihnen gewährt.

Daher kommt es, daß in dieſem Leben der Adel des Handelns hoffnungslos mit dem Werte des Werkes verknüpft iſt, welches ihn ſchildert; und ſo hat ſich das Volk gewöhnt, ein Bild nicht *anzuſehen*, ſondern *durch* das Bild zu ſehen — auf eine menſchliche Thatſache, die vom ſozialen Standpunkte aus ihren geiſtigen oder moraliſchen Zuſtand beſſern oder nicht beſſern ſoll. Und ſo ſind wir dahin gekommen, daß wir von erhebender Malerei und von der Pflicht des Malers hören — von dem Bilde, das voll von Gedanken iſt, und von der Tafel, die nur dekoriert.

* * *

Ein Lieblingsglaube, den Lehrenden teuer, iſt der, daß gewiſſe Perioden beſonders künſtleriſch waren, und daß gewiſſe Völker, die man bereitwillig aufzählt, eifrige Liebhaber der Künſte waren.

So ſagt man uns, die Griechen ſeien als Volk Verehrer des Schönen geweſen, und im fünfzehnten Jahrhundert habe die Kunſt in der Menge der Vielen gewurzelt. Die großen Meiſter hätten in allgemeinem Einverſtändnis mit ihrem Schirmherrn gelebt, die Frühitaliener ſeien Künſtler geweſen — alle — und das Verlangen nach dem Schönen ſei hiervon die Urſache.

Wir aber, wir Menſchen von heute verlangten in grobem Gegenſatz zu ſolcher arkadiſchen Reinheit nach dem Seltſamen, und wir erhielten das Häßliche. Doch könnten wir nur unſere Gewohnheiten ändern und unſer Klima — wollten wir nur in Hainen wandern — wollten wir ohne Haſten handeln und ohne Eiſen reiſen, wir würden den Löffel der Königin Anna wieder verlangen und unſere Erbſen mit zweizinkiger Gabel aufpicken. Und ſo wachſen kleine Dörfchen für die Herde empor und man verſchmäht das Dampfroß.

Nutzlos! Hoffnungslos iſt und falſch das Streben! — auf eine Fabel erbaut, und alles, weil „ein weiſer Mann ein eitles Wort ſprach und ſeinen Leib mit dem Oſtwind füllte“.

Hört! Nie gab es eine künſtleriſche Zeit.

Nie lebte ein Volk, das die Kunſt liebte.

Im Anfange zog der Menſch jeden Tag hinaus — einige, Schlachten zu

www.libtool.com.cn

schlagen, andere, um zu jagen, und wieder andere, im Felde zu gründen und zu graben — und alles, damit sie gewännen und lebten, oder verlören und starben. Bis unter ihnen sich einer fand, der anders war als die übrigen, deren Treiben ihn nicht lockte; und so blieb er mit den Frauen bei den Zelten und zog mit gebranntem Stab seltsame Zeichnungen auf einen Kürbis.

Und dieser, der an den Wegen seiner Brüder keine Freude fand — der nicht nach dem Siege verlangte und der im Feld sich verzehrte — dieser Zeichner zierlicher Muster — dieser Entdecker des Schönen — der in der Natur rings um sich seltsame Windungen sah, wie Gesichter im Feuer erscheinen — dieser Träumer abseits war der erste K ü n s t l e r.

Und wenn aus dem Feld und von ferne die Leute zurückkamen, nahmen sie den Kürbis — und tranken daraus.

Und alsbald kam zu diesem Menschen ein zweiter — und darauf noch andere — von gleicher Art, von den Göttern erwählt — und so arbeiteten sie zusammen; und bald bildeten sie aus befeuchteter Erde Formen, die dem Kürbis glichen. Und mit der Macht des Schaffens, dem Erbteil des Künstlers, gingen sie dann über die unklaren Andeutungen der Natur hinaus, und die erste Vase erstand in schönen Verhältnissen. Und die Ackersleute pflügten, und sie dursteten; und die Helden kehrten von frischen Siegen heim, sich zu vergnügen und zu feiern; und alle tranken sie aus den kunstvoll gebildeten Bechern der Künstler; aber sie kümmerten sich nicht um den Stolz des Meisters und verstanden nicht den Triumph über sein Werk; denn sie tranken aus der Schale, nicht aus Wahl oder einem Wissen, daß sie schön war, sondern einfach, weil es keine andere gab.

Und die Zeit brachte mit größerem Besitz größere Fähigkeit zum Luxus, und es ward geziemend, daß die Menschen in großen Häusern wohnten und auf Lagern lagen und an Tischen aßen; und der Künstler baute mit seinen Handwerkern Paläste und füllte sie mit Gerät, in schönen Verhältnissen und lieblich anzuschauen.

Und das Volk lebte in Wundern der Kunst — und aß und trank aus Meisterwerken — denn es war sonst nichts da, daraus zu essen und zu trinken, und es gab kein schlechtes Gebäude, darin zu leben, kein Stück für das tägliche Leben, das nicht von der Zeichnung des Meisters herrührte und von seinen Arbeitern gearbeitet war.

Und das Volk fragte nicht und hatte nichts dazu zu sagen.

So stand Griechenland in seinem Glanze, und die Kunst herrschte unumschränkt — durch die Macht der Dinge, nicht durch Wahl — und kein Draußenstehender konnte sich einmischen. Der berühmte Krieger hätte so wenig gewagt, eine Zeichnung für den Tempel der Pallas Athene anzubieten, wie der geweihte Dichter einen Plan zum Bau des Katapultes entworfen hätte.

Und der Amateur war unbekannt und vom Dilettanten träumte niemand.

Und die Geschichte schrieb weiter und die Eroberung begleitete die Zivilisation, und die Kunst verbreitete sich, oder vielmehr, die Sieger trugen ihre Werke unter die Besiegten, aus einem Lande in das andere. Und die Sitten des Feldbaues verbreiteten sich über die Erde, so daß hinfort alle Völker benutzten, was allein der Künstler schuf.

Und so vergingen Jahrhunderte, und die Welt war mit allem überflutet, was schön war, bis sich eine neue Klasse erhob, die das Billige entdeckte und Gedeihen im Schaffen des Falschen sah.

www.libtool.com.cn

Da entsprang der Flitterkram, das Gemeine, der Tand.

Der Geschmack des Händlers ersetzte das Wissen des Künstlers, und was aus den Vielen geboren war, kam zu ihnen zurück und bezauberte sie, denn es war nach ihrem Herzen; und der Große und der Kleine, der Staatsmann und der Sklave — sie nahmen den Greuel an, den man darbot — und sie haben seitdem mit ihm gelebt!

Und die Zeit des Künstlers war vergangen und die des Fabrikanten und des Hökers begann.

Und jetzt füllten die Helden den Krug und tranken aus den Schalen — mit Verständnis — und sie wußten um den Glanz ihres neuen Prunkes und hatten ihren Stolz auf seinen Wert.

Und das Volk — diesmal hatte es viel zur Sache zu sagen — und alle waren zufrieden. Und Birmingham und Manchester erhoben sich in ihrer Macht — und die Kunst ward in den Kuriositätenladen verbannt.

* * *

Die Natur enthält an Form und Farbe die Elemente aller Bilder, so wie die Klaviatur die Noten aller Musik.

Aber der Künstler ist dazu geboren, diese Elemente auszulesen und zu wählen und wissend zusammenzustellen, damit das Ergebnis schön sei — so wie der Musiker seine Noten sammelt und seine Akkorde formt, bis er aus dem Chaos glorreiche Harmonien schafft.

Dem Maler sagen, er müsse die Natur nehmen, wie sie ist, das heißt, dem Spieler sagen, er solle sich aufs Piano setzen.

Daß die Natur immer recht hat, ist eine Behauptung, die künstlerisch ebenso unwahr ist, wie man ihre Wahrheit allgemein als bewiesen hinnimmt. Die Natur hat sehr selten recht, so selten sogar, daß man beinahe sagen kann, sie habe gewöhnlich unrecht: das heißt, der Zustand der Dinge, der die Vollkommenheit der Harmonie erzeugen soll, welche eines Bildes würdig ist — dieser Zustand ist selten und durchaus nicht gewöhnlich.

Dies dürfte, selbst dem schärfsten Geiste, als eine fast lächerliche Lehre erscheinen. Der bewußte Aphorismus vom Recht der Natur ist so mit unserer Bildung verwachsen, daß man den Glauben an ihn für einen Teil unseres moralischen Seins hält, und die Worte selber haben in unserem Ohr den Klang der Religion. Und doch gelingt es der Natur nur selten, ein Bild zu schaffen.

Die Sonne strahlt, der Wind bläst von Osten, der Himmel ist von Wolken rein gefegt und alles draußen ist aus Eisen. Die Fenster des Kristallpalastes sieht man von allen Punkten Londons. Wer einen Feiertag macht, freut sich des glorreichen Tages, und der Maler — geht abseits und schließt die Augen.

Wie wenig man dies versteht, und wie pflichtgetreu das Zufällige in der Natur als erhaben hingenommen wird, das kann man aus der unbegrenzten Bewunderung lernen, die täglich ein thörichter Sonnenuntergang wachruft. Die Würde der schneebekrönten Berge verliert sich in der Deutlichkeit, die Freude des Touristen ist allein die, daß er den Wanderer oben erkennt. Das Verlangen, zu sehen, um des Sehens willen, das ist bei der Masse das Einzige, was Befriedigung verlangt; aus ihm stammt die Freude am Detail.

www.libtool.com.cn

Und wenn der Abendnebel die Ufer des Flusses mit Poesie einhüllt, wie mit einem Schleier, und wenn die armen Gebäude sich im dunklen Himmel verlieren, und die großen Schornsteine Campanili werden, und die Warenhäuser Paläste sind in der Nacht, und die ganze Stadt in den Himmeln hängt, wenn das Feenland vor uns liegt — dann eilt der Wanderer nach Hause; der Arbeiter und der Gebildete, der Weise und der Mann des Genusses — sie hören auf, zu verstehen, denn sie hörten auf, zu sehen, und die Natur, die wenigstens dies eine Mal in Melodien sang, singt ihren herrlichen Sang nur dem Künstler, ihrem Sohn und Herrn — ihrem Sohne darin, daß er sie liebt — ihrem Herrn darin, daß er sie kennt.

Ihm sind ihre Geheimnisse entfaltet, ihm wurden ihre Lehren allmählich klar. Er sieht ihre Blume, nicht durch vergrößernde Linsen, um für den Botaniker Thatsachen zu sammeln, sondern in der Erleuchtung des Einen, der in ihr erlesene Auswahl glänzender Töne und zarter Farben, Andeutungen künftiger Harmonien erblickt.

Er beschränkt sich nicht darauf, zwecklos und ohne Gedanken jedes Hälmchen Grases zu kopieren, wie es die Philister empfehlen, sondern: aus der langen Kurve des schmalen Blattes, der der gerade, große Stil entgegenwirkt, lernt er, wie sich die Grazie der Würde vermählt, wie die Kraft die Lieblichkeit erhöht, damit sich feine Zierlichkeit ergebe.

Im zitronenfarbenen Flügel des bleichen Schmetterlings mit den feinen Orangeflecken sieht er die stattlichen Hallen aus hellem Golde vor sich, die Hallen mit ihren schlanken Safranpfeilern, und er lernt, wie hoch auf den Wänden die zarte Zeichnung in leichten, assengelben Tönen laufen soll, die sich unten in Noten ernsterer Farbe wiederholen.

In allem, was zierlich und lieblich ist, findet er Winke für eigene Kombinationen, und so ist die Natur immer seine Quelle und stets zu seinen Diensten, und nichts wird ihm verweigert.

Durch sein Gehirn wird wie durch eine letzte Retorte die feine Essenz jenes Gedankens destilliert, der von den Göttern ausging, und den sie ihm zur Vollendung ließen.

Von ihnen abseits gestellt, um ihre Werke vollkommen zu machen, schafft er jenes Wunder, das man Kunstwerk nennt, das an Vollkommenheit alles übertrifft, was sie in ihrer „Natur" ersonnen; und die Götter stehen dabei und staunen und sehen, wie unendlich viel schöner die Venus von Milo ist, als ihre Eva war.

* * *

Seit einiger Zeit ist der freie Schriftsteller der Vermittler in dieser Sache der Kunst geworden, und sein Einfluß hat den Abgrund zwischen dem Volk und dem Maler erweitert und so das vollkommenste Mißverständnis über das Ziel der Malerei hervorgerufen.

Für ihn ist ein Bild mehr oder weniger ein Hieroglyph oder ein Symbol einer Geschichte. Abgesehen von ein paar technischen Ausdrücken, zu deren Entfaltung er eine Gelegenheit findet, betrachtet er das Kunstwerk nur noch von einem litterarischen Standpunkt aus; freilich — von welchem anderen Standpunkt aus kann er es betrachten? Und in seinen Essais behandelt er es wie einen Roman, eine Geschichte oder eine Anekdote. Es mißlingt ihm völlig — und ganz selbst-

www.libtool.com.cn

verständlich — seine Vorzüge oder artistischen Fehler zu sehen — und so erniedrigt er die Kunst, indem er sie für ein Mittel hält, eine litterarische Steigerung hervorzurufen. So ward sie in seinen Händen nur zum Werkzeug eines neuen Verbrechens; und ihre Mission wird zur Nebensache, wie das Mittel dem Ziel gegenüber Nebensache ist.

Die Gedanken, auf die er Nachdruck legt — seien sie edel oder nicht — werden unvermeidlich mit dem Geschehnis verbunden, und werden mehr oder minder edel, je nach der Beredsamkeit oder der Geistesart des Kritikers, der inzwischen verächtlich auf das herabsieht, was er für „bloße Ausführung" hält — für etwas, was, so glaubt er, von den Einflüssen der Schule abhängt und ein Lohn des Fleißes ist. So wird das Werk im Verlauf seiner Uebertragung von der Leinwand aufs Papier sein Eigentum. Er findet Poesie, wo er selbst sie fühlte, wenn er das Ereignis beschriebe, Erfindung in den Schwierigkeiten der mise en scène und edle Philosophie in einem Detail der Philanthropie, Mut, Bescheidenheit oder Tugend, alles, worauf ihm der Vorgang hinzudeuten scheint.

Aber all dies könnte auch ein recht ärmliches Bild vor ihm heraufbeschwören, das seine Fantasie erregt — ja, ich kann ruhig sagen, daß es meistens durch ein solches geschieht.

Inzwischen bleibt des Malers Poesie ihm ganz verloren — die erstaunliche Erfindung, die Form und Farbe in so vollkommene Harmonie brachte, versteht er nicht — der Adel jenes Gedankens, der dem Ganzen die Würde des Künstlers lieh, existiert für ihn nicht.

So daß sein Lob gedruckt wird, für Tugenden, die zu besitzen wir erröten würden — während die großen Vorzüge, die das eine Werk vor den tausend auszeichnen, die aus dem Meisterwerk das Stück Schönheit machen — gar nicht gesehen wurden.

Daß dies so ist, davon können wir uns überzeugen, wenn wir auf alte Revuen über vergangene Ausstellungen zurückblicken und die Schmeicheleien lesen, die auf jetzt längst vergessene Männer verschwendet wurden, über deren Werke die Sprache sich in Rhapsodien erschöpfte, ohne daß sie etwas für die Nationalgallerie hinterließen.

* * *

Seltsam, in seiner Wirkung auf das Urteil dieser Herren, ist der geläufige Wortschatz poetischen Symbolismus, der ihnen aus Gewohnheit weiterhilft, wenn sie die Natur behandeln: ein Berg ist für sie synonym mit Höhe — ein See mit Tiefe — der Ocean mit Weite — die Sonne mit Glorie.

So ist ein Bild mit einem Berg, einem See, einem Ocean — so ärmlich es auch gemalt ist — unvermeidlich „erhaben", „weit", „unendlich", „glorreich" — auf dem Papier.

* * *

Es giebt auch solche, die mit finsterer Miene und weise von der Weisheit der Bücher Museen besuchen und in Krypten wühlen; sie sammeln — vergleichen — kompilieren — klassifizieren und widersprechen.

Diese Wissenden — für die ein Datum eine Errungenschaft ist — eine Saalmarke ein Erfolg!

www.libtool.com.cn

Sorgfältig sind sie im Forschen, gewissenhaft im Urteil — sie begründen mit gebührendem Gewicht unwichtige Signaturen — entdecken das Bild nach dem Fleck auf der Rückseite — erkennen den Torso am Bein, das fehlt — füllen Foliobände mit Zweifeln über die Richtung jenes Gliedes — streiten und richten über den Geburtsort gleichgültiger Menschen — spekulieren mit vielem Schreiben über den großen Wert eines schlechten Werkes.

Als echte Bureau-Schreiber mischen sie Gedächtniskram mit allerlei Ehrgeiz, führen die Kunst auf Statistik zurück, reihen das fünfzehnte Jahrhundert auf, stecken die Antike in Fächer.

* * *

Dann der „eingesetzte" Prediger!

Er steht an hohen Stellen — hält Reden und Ansprachen.

Der Weise der Universitäten — in allen Dingen gelehrt, von viel Erfahrung in allem, außer in seinem Gegenstande.

Er ermahnt — rügt — ordnet an.

Voll Zorn und Ernst.

Er bringt Gewalten der Ueberredung, Glanz der Sprache auf — um nichts zu beweisen.

Zersetzt von vielem Lehren — hat er nichts zu sagen.

Eindrucksvoll — wichtigthuerisch — flach.

Trotzig — betrübt — verzweifelt.

Er schreit und zerfleischt sich — und die Götter hören nicht.

Ein sanfter Priester des Philisteriums, tänzelt er lustig auf jedem Punkte und durch viele Bände, und meidet wissenschaftlichen Beweis — „Geschwätz von grünen Feldern."

* * *

So ist die Kunst thörichterweise mit der Bildung vermischt — auf daß alle in gleicher Weise befähigt seien.

Und doch — während Glanz, Verfeinerung, Kultur, Bildung auf keine Weise Argumente für eine künstlerische Leistung sind, ist es auch für den vollendetsten Gelehrten im Lande oder für den größten Gentleman kein Vorwurf, daß er vollkommen ohne Auge für die Malerei, ohne Ohr für die Musik ist — daß er in seinem Herzen den billigen Druck dem Stich von Rembrandts Nadel vorzieht, oder die Lieder des Variété Beethovens C-Moll Symphonie.

Er habe nur den Witz, es zu gestehen, und empfinde das Geständnis nicht als einen Beweis der Unterlegenheit.

Die Kunst ist ein Zufall — keine Baracke ist sicher vor ihr, kein Fürst kann sich auf sie verlassen, die umfassendste Intelligenz kann sie nicht erzeugen, und schwächliches Streben, sie allgemein zu machen, endet in verdrehter Komödie und roher Farce.

Das ist, wie es sein muß — nnd alle Versuche, es anders zu machen, entspringen der Beredsamkeit der Unwissenden, dem Eifer der Eingebildeten. Die Grenzlinie ist klar. Fern sei es mir, sie überbrücken zu wollen — damit man die Geplagten hinüberstoße. Nein! Ich möchte sie vor weiterer Anstrengung schützen. Ich möchte zu ihrer Befreiung beitragen und diesen Nachtmahr der Kunst von ihren Schultern heben.

www.libtool.com.cn

Ei, nachdem sie Jahrhunderte lang frei von ihr waren und gleichgültig gegen sie, sollten jetzt Blinde sie ihnen aufbürden — bis sie, ermüdet und verwirrt, nicht mehr wissen, wie sie essen sollen und trinken — wie sie sitzen oder stehen sollen — oder womit sie sich kleiden sollen — ohne daß sie die Kunst betrüben?

* * *

Aber, siehe! draußen geht vieles Gerede.

* * *

Triumphierend rufen sie: „Gebt acht! Dies geht uns wirklich an. Auch wir haben unseren Teil an aller echten Kunst! — denn, vergeßt nicht den ‚einen Zug der Natur', der ‚die ganze Welt verwandt macht!'"

Wahr! Freilich. Doch mögen die Uebereilten nicht leichtfertig meinen, Shakespeare gebe ihnen hiermit einen Paß zum Paradies und gewähre ihnen das Wort unter den Auserwählten. Mögen sie vielmehr lernen, daß sie in eben diesem Spruche verurteilt sind, draußen zu bleiben, — bei den Gemeinen auszuharren.

Diese eine Saite, die in allen schwingt, — dieser eine „Zug der Natur", der in jedem ein lautes Echo wachruft — der die Beliebtheit von Potters „Stier" erklärt — der den Preis von Murillos „Empfängnis" entschuldbar macht — diese eine unausgesprochene Sympathie, welche die Menschheit durchdringt, heißt — Vulgarität.

Die Vulgarität — unter deren bestrickendem Einfluß die Vielen den Wenigen Stöße versetzten, und der zarte Hain der Kunst von dem berauschten Schwarm der Mittelmäßigen erdröhnt, deren Führer schwätzen und raten und laut schreien, wo die Götter einst flüsternd sprachen.

Und jetzt stolziert aus ihrer Mitte der Dilettant hervor. Der Amateur wird losgelassen. Die Stimme des Aesthetikers schallt durchs Land und über uns hängt die Katastrophe.

Der Mittler winkt nach der Rache der Götter und Lächerlichkeit droht den schönen Töchtern des Landes.

Und es giebt seltsame Konvertiten eines Zauberkultes, in dem jeder Instinkt für Anziehungskraft — jede Frische und jeder Glanz — alles Gewinnende des Weibes — einem seltsamen Ruf nach dem Unschönen weichen soll — und diese Entweihung im Namen der Grazien!

Soll diese hagere, unbehagliche, traurige, verlegene Mischung aus mauvaise honte und verzweifelter Sicherheit sich künstlerisch nennen und auf Verwandtschaft mit dem Künstler Anspruch machen — mit dem Künstler, der in der feinen, scharfen, glänzenden Freudigkeit der Schönheit seine Wonne findet?

Nein! — Tausend mal nein! Da haben wir keine Verbindungen.

Wir wollen nichts mit ihnen zu thun haben.

Zum Ernst gezwungen, auf daß ihre Leere verborgen sei, wagen sie nicht zu lächeln —

Während der Künstler in der Fülle seines Herzens und Hauptes froh ist und laut lacht und über seine Stärke glücklich ist, und lustig über die prunkhafte Anmaßung — die feierliche Albernheit, die ihn umgiebt.

www.libtool.com.cn

Denn Kunst und Freude gehen zusammen, mit kühner Offenheit und hohem Haupt und mit bereiter Hand — sie fürchten nichts und scheuen sich nicht, gesehen zu werden.

Wißt also, ihr schönen Frauen alle, wir sind mit euch. Beachtet, so bitten wir, nicht diesen Aufschrei der Ungehörigen — dieses letzte Wort zu Gunsten der Häßlichen.

Es trifft euch nicht.

Euer eigner Instinkt wohnt der Wahrheit nahe — euer eigner Geist ist ein weit sichererer Führer als die ungezogenen Wagnisse plumpstiefliger Apollos.

Wie! Wollt ihr aufstehn und dem ersten Pfeifer folgen, der euch die Unterrocksgasse hinunterführt, um dort am Sabbath aus den elenden Fetzen der Jahrhunderte zu sammeln, womit ihr euch bedecken könnt? so daß wir Mühe haben, unter curer travestierten Plumpheit euer eigenes zierliches Wesen zu finden? O, pfui! So ist die Welt erschöpft? und müssen wir zurückgehn, weil der Daumen des Marktschreiers nach der anderen Seite weist?

Kostüm ist keine Kleidung.

Und wer Garderoben trägt, ist doch vielleicht kein Doktor des Geschmacks.

Denn nach welcher Autorität wären sie „petit-maitres“? Seht hin — sie haben nichts erfunden — nichts zusammengestellt, um der Schönheit zu dienen.

Der Zufall behing ihre Schultern mit den Gewändern des Trödlers — und er vereinigte die Fetzen vieler Stile mit den Flicken aus der Maskerabenbude.

* * *

Warum dies Stirnerunzeln in der Verdammung des Gegenwärtigen — dieses Pathos im Hinweis auf das Vergangene?

Ist die Kunst heute rar, so war sie selten bisher.

Sie ist falsch, diese Lehre vom Verfall.

Der Meister steht in keiner Beziehung zu dem Zeit-Moment, in den er fällt — er ist der große Einsame, der am Fortschritt seiner Mitmenschen keinen Teil hat.

Er ist auch ebenso wenig das Ergebnis der Zivilisation wie der wissenschaftliche Lehrsatz von der Weisheit einer Periode abhängt. Der Satz selbst verlangt den Menschen, der ihn aufstellt. Die Wahrheit war von Anbeginn.

So ist die Kunst auf das Unendliche verwiesen und ein Anfang in ihr kann nicht fortschreiten.

Ein stiller Hinweis auf ihre eigensinnige Unabhängigkeit von allem äußeren Fortschritt liegt in dem absolut unveränderten Zustand des Werkzeugs vom Anbeginn der Dinge.

Der Maler hat noch denselben Pinsel — der Bildhauer den Meißel der Jahrhunderte.

Der Farben sind nicht mehr geworden, seit zuerst die schweren Schleier der Nacht hinweggezogen worden und die Schönheit des Lichtes geoffenbart.

Weder der Chemiker noch der Techniker können dem Meisterwerk neue Elemente geben.

* * *

www.libtool.com.cn

Und wieder falsch — der erfabelte Zusammenhang zwischen der Größe der Kunst und dem Ruhm und der Kraft des Staates. Denn die Kunst lebt nicht von Nationen, und Völker können vom Antlitz der Erde getilgt werden, aber die Kunst ist.

Es ist wahrlich höchste Zeit, daß wir die müde Last der Verantwortung und der Partnerschaft von uns werfen und erkennen, daß unsere Tugenden auf keine Weise ihrem Werte dienen, daß unsere Laster auf keine Weise ihren Triumph verhindern.

Wie verdrießlich! wie hoffnungslos! wie übermenschlich: die selbstgestellte Aufgabe der Völker. Wie erhaben eitel: der Glaube, sie müßten edel leben, sonst gehe die Kunst zu Grunde!

Beruhigen wir uns! Tugend liegt im Bereich unseres Wollens. Die Kunst kümmert sich nie um uns.

Eine launische Göttin und eine grillenvolle — duldet ihr starkes Gefühl für die Freude keinen Stumpfsinn — und leben wir noch so fleckenlos, sie kann uns doch den Rücken kehren.

Wie sie seit unvordenklichen Zeiten dem Schweizer auf seinen Bergen that.

Was für ein würdigeres Volk! Wo jede Schlucht der Alpen vor Ueberlieferung gähnt und voll ist von edler Geschichte; aber die eigenwillige, wählerische Kunst verschmäht sie, und die Söhne der Patrioten haben noch immer jene Uhr, die die Mühle dreht, und den plötzlichen Kuckuck, den man mit Mühe in seiner Schachtel hält.

Dafür war Tell ein Held! Dafür starb Geßler!

Die Kunst, die grausame Dame, achtet dessen nicht und verhärtet ihr Herz und enteilt nach Osten, um unter den Opiumessern von Nankin einen Günstling zu finden, bei dem sie zärtlich verweilt — und sie streichelt sein blaues Porzellan und malt seine spröden Mädchen, und zeichnet seine Teller mit ihren sechs Zeichen der Wahl — gleichgültig in ihrer Kameradschaft mit ihm, gleichgültig gegen alles, außer der Kraft seiner Verfeinerung.

Er ruft sie — er hält sie.

Und wieder zum Westen, daß ihr neuer Geliebter die Galerie von Madrid zusammenbringe, und der Welt zeige, wie hoch über allem der Meister thront; und in Vertraulichkeit schwelgen sie, er und sie, in diesem Wissen; und er kennt das Glück, das kein Sterblicher sonst gekostet.

Sie ist stolz auf ihren Gefährten und verspricht, daß in kommenden Jahren andere des Weges ziehen und verstehen.

So suchte diese Königliche zu allen Zeiten nach dem Mann, der ihrer Liebe würdig war — und die Kunst sucht einzig den Künstler.

Wo er ist, erscheint sie und verweilt bei ihm — liebend und zeugend — und nie wendet sie sich in Momenten vereitelter Hoffnung abseits — in Momenten der Schmähung — schändlichen Mißverstehens; und wenn er stirbt, so entfliegt sie traurig, sie zögert noch in liebevollem Gedenken ein wenig im Lande, doch weigert sie jeden Trost.

Mit dem Mann also, nicht mit der Menge, ist ihre Freundschaft; und im Buch ihres Lebens sind der eingetragenen Namen wenig — spärlich ist die Liebe derer, die hoffen, ihre Geschichte der Liebe und Schönheit zu schreiben.

Seit dem sonnigen Morgen, da sie dem glorreichen Griechen nachgab und ihm das Geheimnis der Linie offenbarte, als sie mit vereinten Händen den gemessenen

Rhythmus schöner Glieder und Falten, die im Einklang herniederflossen, in Marmor schnitten, bis zu dem Tag, da sie des Spaniers Pinsel in Licht und Luft getaucht, und seine Gestalten in ihrem Rahmen leben ließ, so daß aller Adel und alle Schönheit und Zartheit und Größe rechtmäßig ihnen zu eigen wird, waren Jahrhunderte verflossen und wenige ihre Erwählten gewesen.

Unzählig, freilich, die Schar der Praetendenten! Aber sie kannte sie nicht.

Eine wimmelnde, siedende, geschäftige Masse, deren Tugend der Fleiß war, und deren Fleiß ein Laster war.

Ihre Namen füllen die Listen der privaten Sammlungen, der Gallerien draußen, zur Ergötzung des Handlungskommis und des Kritikers.

* * *

Deshalb haben wir Grund, uns zu freuen! und alle Sorge von uns zu werfen — denn alles ist gut — wie es immer war — und es ist nicht recht, daß man gegen uns schreit, und drängt, man müsse Maßregeln ergreifen.

Genug haben wir vom Stumpfsinn gelitten! Wahrlich, wir sind des Weinens müde, und unsre Thränen sind uns fälschlich, betrügerisch entlockt, denn die Leute haben Wehe! gerufen, als kein Gram da war — und — leider! alles in Ordnung war!

So haben wir nur zu warten — bis mit dem Zeichen der Götter versehen, unter uns der Erlesene trete — der fortführen soll, was voran ging. Zufrieden, daß auch, käme er niemals, die Geschichte des Schönen schon jetzt vollkommen ist — in Stein gehauen in den Marmoren des Parthenon — gestickt auf dem Fächer in den Vögeln des Hokusai — am Fuß des Fusiyama.

www.libtool.com.cn

Das junge Herz.

Scene aus der Biedermeierzeit.

Von **Eben Leopold.**

Alle Astrallampen hatte sie angezündet, weiße Schleier waren darüber geworfen.

Nach einer Weile öffnete sie die hohen Balkonfenster, die nach dem See hinauslagen.

Das warme Dunkel der Nacht und das zitternde Silberlicht des Zimmers gingen einander entgegen und entschlummerten draußen auf dem breiten Balkon in feinen, grauen Schatten.

Das Weinlaub, das schwer und üppig über dem Gitter hing, säuselte ganz leise im Winde, die fingerförmigen Blätter flüsterten und hoben sich zu leichtem Brausen.

Unten im Eßzimmer sprach jemand; daß sie jetzt auch nicht bald zur Ruhe gehen konnten, diese Menschen!

Im Garten brannten noch zwei rote Laternen mit schwachem Schein im Gebüsch, wie ein Paar gebrochene Herzen hingen sie da und träufelten auf die schwarzen Zweige herab, ach, die letzte Erinnerung an das Gartenfest; jetzt in der Nacht werden sie erlöschen, ausgehen für immer, vorbei — vorbei!

Noch war sie in ihrem grünen Ballkleide, aber der Fächer, die schottische Schärpe, die Handschuhe und Guirlanden lagen ringsumher auf Tischen und Stühlen; die wundervollen Guirlanden aus echten pariser Blumen, lauter Modefarben, paille und grün.

Und am liebsten ginge sie über Nacht garnicht zur Ruhe, gar bald war der Mond da, und es dämmerte jetzt früh.

Wie doch das Herz klopfte, wenn sie jetzt nur weinen könnte! Das würde ihr ein wenig Linderung bringen, so beklommen, wie sie sich fühlte.

Er hatte also um ihre Hand angehalten, und sie hatte ihm einen Korb gegeben, einen Korb gerade nicht, sondern das Kamelienbouquet, das sie im Haar getragen, und dann hatte sie etwas gesagt, daß sich eine Frau heut zu Tage von der Ehe und allem möglichen Zwang emancipieren und bestrebt sein müsse, sich mit einem Lebenszweck vor Augen zu entwickeln, und noch vieles, vieles Andere hatte sie gesagt, aber das war nun einmal ihre Ueberzeugung, ja, das war sie. —

So, nun fing sie an zu weinen.

Aber er brauchte garnicht ein so markantes Gesicht aufzusetzen, der gute Herr Legationssekretär, denn gerade aus Frau Duderants göttlichen Büchern hatte sie alle ihre Ansichten über die Ehe und dergleichen geschöpft. Alle die wunderschönen Bücher, die diese Frau geschrieben hatte, wie sie sie liebte, „Indiana“, „Valentine“ und auch „Mauprat“, daraus lernte man Weltklugheit, und ein junges Mädchen mußte eine Ansicht über Alles haben.

Jetzt hatte sie bald den halben Bücherschrank mit den Romanen dieser geschiedten Frau angefüllt.

Ob es wohl wirklich wahr war, daß sie in Männerkleidung umher ging und ihre Zigarre rauchte wie der vollkommenste Dandy? Das sollte eine Kopenhagener Madame nur wagen, das würde einen schönen Spektakel geben!

So, jetzt beruhigte sie sich doch ein wenig, jetzt war auch der Mond da, gerade hinter der Lindenallee stand er.

Ach ja, es war eine Kleinigkeit, sich zu verheiraten, die größte Kleinigkeit von der Welt.

Sie öffnete die Schatulle und nahm ein paar Briefe heraus.

Da war der von dem Herrn Rat.

„— — Denn auch ich habe ein Herz, das verwundet werden kann, und eine Seele, die betrübt werden kannn, lassen Sie uns darüber aber schweigen."

Sie lächelte. Ja, darüber wollen wir lieber schweigen.

Frau Rätin zu werden! Wenn man sich das vorstellte. Am Theetisch mit einer Haube auf dem Kopf zu präsidieren, eine Loge zu haben und jeden Mittwoch in die Komödie zu laufen, im Hofparket zu sitzen, um Demoiselle Grahn und Frau Hejberg zu bewundern, Sommerlogis für die Familie in der Allee zu mieten, mit den süßesten Kleinen in den rotesten Safianschuhen nach Frederiksberg hinauszugehen! Puh!

Denn ein Nest voller Kinder war natürlich die Folge, alle Räte hatten viele Kinder.

Gott mochte wissen, woher das kam.

So, jetzt hatte sie ihre gute Laune wiedergefunden. Wie entzückend der Mond heute Abend herein schien, ganz bis über den Teppich.

Wie charmant der Legationssekretär doch im Grunde tanzte, dieser Walzer, und wie er Einen führte, fast ein wenig zu fest vielleicht.

Aber die Briefe! Da war der des Grafen, stark parfümiert.

„Ich kann nicht ohne Sie leben, mein Fräulein! — —"

Sie lachte, aus vollem Halse, denn da war ein dicker Strich unter „kann".

Nun, warum denn lachen, Frau Gräfin werden, das ließ sich doch hören, wenn er nur nicht rotseidene Strümpfe trüge, und der Hut, herjemine!

Der Graf war seit der pariser Reise im vorigen Jahr so europäisch in seiner Kleidung geworden, großkarierte Pantalons à la Jules Jamin, und der Nankinhut, von der Sorte, wie sie die Herren auf der Promenade in der letzten Zeit zu tragen angefangen hatten, so recht ein Geck.

Hanne sagte gestern, er röche schon aus der Entfernung nach Paul de Kock.

Hanne sollte nur lieber still sein! Die Korsage, die das Mädchen heute Abend anhatte, herzförmig ausgeschnitten, das thut man, weiß Gott, nicht, wenn man ein klein wenig Anstandsgefühl im Leibe hat, aber die stahlgraue Cachemirmantille war elegant, und ebenso die Guirlanden, ja, sie versteht das, Ecossais, Glacé, rosafarbige Florence!

Aber der Brief. Nein, sieh nur einer den Mondschein! Ich muß nachher noch mal durch den Garten laufen, ich glaube, ich könnte noch ein wenig tanzen, es singt mir in den Ohren, es singt, es singt, nein, bei Gott, ich m u ß noch ein klein wenig tanzen.

Ach ja, er führte einen so s ch ö n!

Aber was sagt doch Frau Duderant, da, wo das junge Mädchen zum ersten Mal auf einem Ball ist.

„Ein Mädchen, das sich selber achten will, muß — — muß — —"

Daß ich das vergessen konnte; aber sie sagt ja auch so viel, die Madame.

www.libtool.com.cn

Gott weiß, ob es wahr ist, daß sie Liebhaber hat.

Hanne schwört darauf, etwas Wahres wird wohl daran sein, man munkelt von einem Pianisten und von einem Poeten.

Na, meinetwegen, sie schreibt darum doch himmlisch, und nun will ich tanzen, die Musik hab' ich in den Ohren, da geht es superbe. Der Legationssekretär sagte, ich tanzte wie die Demoiselle Elßler, und er versteht sich darauf, er hat die Taglioni gesehen und auch Fanny Cerrito, er sagt Einem viele Annehmlichkeiten. Aber das kann ich wirklich mit gutem Gewissen sagen, hübsch tanzen thue ich.

Wie er mich ansah, als ich ihm das Kamelienbouquet gab und all das von der Frauenemanzipation sagte; die Augen — das vergißt man nie.

Ich tanze so leicht, so leicht, im Mondschein, ich will die ganze Nacht tanzen, einen leisen Walzer, das strengt nicht so sehr an, ich will auf den hellen Streifen tanzen, die über den Teppich fallen, hier dicht vor der Balkonthür, ich will ein klein wenig an den armen Legationssekretär denken, denn ich glaube beinahe, daß ich ihm Unrecht gethan habe, so eine Schriftstellerin hat es ja sehr mit der Phantasie, man soll ihre Worte nicht buchstäblich nehmen, eine Frau kann ja sehr wohl einen Lebenszweck haben und sich emanzipieren, wenn sie auch, — nun, ich werde ihm das Alles morgen erklären, er kommt um drei Uhr, um sich zu verabschieden.

Und das glaube ich sicher, Hanne hat recht, sie hat Liebhaber.

So, jetzt tanze ich.

www.libtool.com.cn

Rundschau.

L'édition est un état d'âme.

Es giebt Bücher, die weniger durch das, was sie erzählen, oder durch die Form, in der sie erzählen, wirken als dadurch, daß sie indirekt, fast unfreiwillig das menschliche Wesen, das hinter ihnen steht, entschleiern — nackter, rücksichtsloser, vielfältiger und bunter als es in bewußten Selbstbekenntnissen möglich ist. Leidenschaften, Schwächen, heimlichstes Wünschen tobt sich unter der Tarnkappe aus. Den „Rätselrater und Freund der Sphinx" kann es reizen, aus solchen erlauschten Zügen, ohne Hülfe von Kirchenbuch und Standesamtsregister ein imaginäres Porträt zusammenzufügen; im Gegensatz zur historisch-kritischen Methode, die nach der äußeren Aehnlichkeit und inneren Folgerichtigkeit strebt und nach der Korrektheit des Nationales, nur die Seelenzustände, die gesteigerten Momente des inneren Seins zu destillieren, sodaß sich ein gleichsam von einem Hellseher im magnetischen Rapport empfangenes Bild manifestiert. Von den Zufälligkeiten der äußeren Existenz losgelöst, aus dem Bereich der „niederen Wahrheiten" herausgehoben, kristallisiert sich so gewissermaßen die Urform einer Persönlichkeit, und das Fluidum der Seele, die Gefühlsströme materialisieren sich. Das dunkle Walten unterirdischer Fluten wird dann sichtbarer als es selbst bei der peinlichsten Beobachtung und dem intimsten Verkehr mit der betreffenden Persönlichkeit erreichbar wäre.

Solche Litteratur- und Gefühlschemie treiben die Zünftigen selten, auch nicht die Bibliophilen, die in ihren breitrandigen Büchern kontemplativ ausruhen; eine andere Rasse aber giebt es, stark Unbefriedigte, die an der Banalität des Lebens leiden, mit abenteuerlichen Sinnen, gleich dem Nietzscheschen Corsaren, und mit sehr feinen reizbaren Organen; sie finden in gewissen Büchern Berührungen, Auslösungen, Verwandtschaften, Antworten, Spiegelungen, restloser, konzentrierter, als das Leben sie ihnen giebt. Sie jagen ihnen nach, stellen sie, beschwören sie, werden ihrer selbst dabei stärker bewußt und sehen tiefer in sich selbst. Sie sind den Kunstwerken gegenüber keine Dienenden und keine Verehrenden, sie dringen in sie ein, wie Eroberer in eine geheimnisvoll ummauerte Stadt, sprengen Breschen, reißen Vorhänge vom Verborgenen und tragen als Raub heraus, was die durstige innere Begehrlichkeit reizt . . .

* * *

Solche Vorstellungen kamen mir bei der originellen Publikation, die Hans von Müller als Ergebnis seiner Expeditionen durch die E. Th. A. Hoffmannwelt vorlegte. In seinem Buch, das „Kreislerbuch" genannt, das in den seltenen barocken Umschlag der „Kater Murr"-ausgabe eingekleidet soeben im Inselverlag erschien, giebt er, scharf auf alle Kuriositäten des Geistes und des Gefühls witternd, einen Wesensextrakt Hoffmanns. Den Doppelgänger des Dichters, aus dessen innerer Welt gestaltet, den Kapellmeister Kreisler, rekonstruiert er aus allen Fragmenten des Hoffmannwerkes. Vor allen aus dem Kater Murr schöpft er; die Katerpartien werden fortgelassen, dafür als Charakterparerga und -paralipomena, die Skizzen aus den Fantasiestücken hinzugenommen.

Hans von Müller zeigt noch nicht ganz das robuste Gewissen zu solchem Thun. Er rechtfertigt sein Unterfangen und rehabilitiert sich vor den gewissenhaften Brüdern des Buchstabens und Wortes, die in ihm einen fürwitzigen und dilettantischen Herausgeber sehen könnten, durch eine in ihrer Akribie und Distinktion stupende Rechnungsablage. Paragraphenmäßig, mit der Subtilität eines germanistischen Gesellenstücks wird das Curriculum der Edition klargemacht und in Beilagen und Excursen allerlei schätzbare Beiträge zu Hoffmanns Grammatik zugegeben.

Das ist das unwesentliche an dem Buche. Der es zusammenstellte, fühlte sich noch zu sehr als Herausgeber. Ein Herausgeber darf freilich nicht willkürlich, gleich dem Kater Murr, Manuskripte zerreißen, die Stücke anders zusammenzusetzen, neue Kombinationen machen. Hans von Müller aber scheint mir, trotz der philologischen Belastung (sie wirkt, eine pikante seltene Spielart, fast als philologischer Snobisme), eigentlich gar kein Herausgeber, sondern ein Erleber-

Wie er Hoffmann erlebt, das erzählt sein Buch, und wäre ihm diese Bedeutung seiner Beschäftigung selbst ganz klar zum Bewußtsein gekommen und hätte er sie mit dem Freibeuterrecht der Individualität bekannt, so wäre keine hochnotpeinliche Abrechnung von Nöten gewesen.

Philologische Ausgaben müssen objektiv sein, daneben aber giebt es reizvolle Libertinagen mit Büchern, die unter dem Motto gehen „Wie Ich es sehe", und dabei darf man wie die Majestät das Ich groß schreiben. So hat Hartleben sich seinen persönlichen Goethe und seinen persönlichen Angelus Silesius zum Gefährten beschworen, so hat Wilhelm von Scholz sich Günthers schwankende Gestalt zum Umgang erobert. Und ähnlich ihrem Werben und Freien um Bilder, die zum vertrauten Ebenbilde die Züge unmerklich wandeln, scheint mir dieses Schalten mit Hoffmann. L'édition est un état d'âme.

Bei solchem Thun ist, glaube ich, der Lebenswert als Resultat wichtiger, als der Kunstwert. Das was menschlich heraus kommt, packt stärker und giebt den letzten Eindruck. Im „Imaginären Porträt", — damit rundet sich unsere Betrachtung — genießen wir tief ausgeschöpfte Seelenstimmungen durch nichts Aeußerlich-Zufälliges beeinträchtigt, und in dem Spiegel dieser dunkel leuchtenden Flut empfinden wir uns intensiver.

* * *

Also entschleiert sich Kapellmeister Kreisler: Er wird, in dieser destillierten Darstellung, jenen Menschen gleich, von denen es im Rat Krespel heißt, daß sie an die „dünn gehäuteten Insekten mit sichtbarem Muskelspiel" erinnern, „ein besonderes Verhängnis hat ihnen die Decke weggezogen, unter der wir anderen unser tolles Wesen unbemerkt treiben."

Ein Hungernder und Dürstender ist er, nicht nach der Gerechtigkeit, aber nach einem „Etwas, das ich in rastlosem Treiben außer mir selbst suche, da es doch in meinem eigenen Innern verborgen, ein dunkles Geheimnis, ein wirrer rätselhafter Traum von einem Paradies der höchsten Befriedigung, das selbst der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und diese Ahnung ängstigt mich mit den Qualen eines Tantalus." Als Excentrischen betrachten ihn die Normalmenschen, weil es in ihm vibriert und lodert, und weil er nicht satt und bequem von dem Versuche läßt „das äußere matte tote Leben durch seine inneren glühenden Erscheinungen zu entzünden." Ein Rebell gegen die zur gegenseitigen Beruhigung fein säuberlich getroffenen Uebereinkünfte ist er, nur im Balanzieren auf den Grenzen fühlt er sich wohl, nur wenn er nach neuen Küsten trachtet. Ein Ummerter, ein den Bons hommes lästiger Frager und kritischer Zweifler ist er: „er will die Ewigkeit der Verträge, die über die Gestaltung des Lebens geschlossen, nicht anerkennen."

Er haßt das gerade Gehen, schaukeln soll sich seine Seele; ein Meteorologe seines inneren Wesens verfolgt er gespannt alle Wetterzeichen und Temperaturen, alle Depressionen und Steigerungen. Diese innere Atmosphäre, die seines eigentlichen Lebens Element, erforscht er wagehalsig, er konstruiert ihr, wie Baudelaire es bewundernd nannte ein Baromètre spirituel und er lernt die Künste, die der Gleiche so bewundert, der „multiplication de l'individualité". Die „Paradis artificiels", die Steigerungsmomente schwingender, trunkener, übervoller Gefühle, das geistige Fliegen, das Baudelaire im Opium und Haschisch fand, die erschließen sich Kreisler-Hoffmann im Wein und in der Musik.*)

Am Klavier, im Dämmern, sitzt Kreisler im fabelhaft chinesischen Gewand und spielt den Sturm seines Innern. Der Herr der Welt ist er und Wunderländer tauchen auf, Frühlingsgelände, Sehnsuchtsgestade, Erfüllungsfernen. Mit seinem Schicksal ringt er in Tönen, und der Dämon steigt aus dunklen Tiefen auf, mit seelenmörderisch zerfleischenden Dissonanzen.

Wenn aber der Sturm verrauscht, dann züngelt aus dem großen Pokal die blaue Flamme jenes magischen Getränkes, des Kreislerschen Teufelselixirs, brennender Arrac, in den von einem Rost Zucker hineintröpfelt. In der blauen Flamme sieht er, wie die Salamander glühend und sprühend herausfahren und mit den Erdgeistern kämpfen, die im Zucker wohnen. Gegenseitig verzehren sie sich und kecke neugeborne Geisterchen strahlen in glühendem Rot herauf, und was Salamander und Erdgeist im Kampf untergehend geboren, hat des Salamanders Glut und des Erdgeists gewaltige Kraft. Im Rausche beflügeln sich die Sinne, das Fliegen scheint höchste Sehnsucht und mit spaßhaftem Ernst sagt er: „ich habe recht honette Leute gekannt, die am späten Abend sich bloß mit Champagner, als einem dienlichen Gas, füllten, um in der Nacht, Luftballon und Passagier zugleich, aufsteigen zu können." Und den Kunstgattungen bestimmt er ihr Weinelement: für die Kirchenmusik alte Rheinweine, für die Opera seria Burgunder, für die komische Oper Champagner, für Kanzonetten italienischen Wein, für den Don Juan aber das Kreislerelixir.

Sensitiv reagiert die schwingende Seele auf alle Eindrücke. Jene Korrespondenz der Sinneswahrnehmungen, die in der Welt Baudelaires, Maupassants und Verlaines eine

*) Baudelaire: les Paradis artificiels. (Jetzt auch deutsch erschienen von Max und Margarete Bruns (J. C. C. Bruns Verlag Minden i. Westf.).

www.libtool.com.cn

Quelle schmerzhafter Entzückungen ist, kennt auch Kreisler. Farben empfindet er als Töne, Töne als Farben, die Düfte klingen, sie verschmelzen in schimmernd tönendem Aroma und durchzittern ihn in betäubendem Akkord: „Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann, wie aus weiter Ferne die anschwellenden und wieder verfließend tiefen Töne des Bassethornes."

Alles was jenseits des Alltagszaunes liegt, lockt ihn dämonisch, allem Rufen zu den Geheimnissen dunkler Reiche folgt er begierig, dem Wahnsinn sieht er voll Gram zugleich und voll lüsterner Schauer ins Auge und in allem Abnormen öffnen sich ihm die Blicke für die Rätselspiele und die grausigen Wundermöglichkeiten der Natur.

Kreisler fühlt sich selbst, wie er mit seinem Namen bitterspaßend sagt, herumgekreiselt in einem Veitstanz. Daraus kommen dann müde Schmerzen und weiche Sehnsüchte. Wenn sie ihn ganz übermannen, dann steigen die Thränen auf. In wehen Momenten erschließt er dann wohl auch die übervolle Brust, nach Einfalt und Stille bangt es ihm, die überreizten Saiten lassen nach, nach Musik des Friedens sehnt er sich und er möchte schlichte Töne, kleine unbedeutende Lieder aus Wald und Feld wie „Liebe Kindlein hegen und pflegen".

* * *

Doch selten sind diese Stimmungen und seltener noch ihre Aussprache.

Kreisler gehört zu den Schamhaften der Seele, er ist „Cyniker aus Ekel", und wie die besseren Menschen, Ironiker, vor allem Selbstironiker.

Tiefe Scham vor der Selstentblößung bannt ihn, und wie die tiefsinnigsten Gestalten Shakespeares, trägt er vor dem Pöbel das Narrenkleid.

Ein grimmiger Narr ist er voll höhnischem Wohlgefallen an der wichtigen Stupidität des Philisters, und voll Schadenfreude rüttelt er ihm an den ängstlichen baufälligen Pappwänden der Begriffswelt, zwischen denen der Brave sich mit Gevatter Hinz und Kunst so behaglich häuslich niedergelassen.

Contre les Philistins geht der ewige Krieg, den die Serapionsbrüder führen und die Davidsbündler, épater les bourgeois heißt das Feldgeschrei.

Wenn der Humor aufsteigt über dem abgründigen Meer der Dummheit ringsum, dann zuckt und tanzt vibrierendes Muskelspiel in Kreislers skurrilen Zügen, und der Mund sprudelt die tollsten Cabriolen; scheinbar ernsthaft geht er auf alle „Sitte und Kleiderordnung" der Spießer ein, und dann zieht er wie ein Hexenmeister ihren wohlgepflegten Begriffen blitzschnell die Haut über die Ohren, daß sie in ihrer kümmerlichen Blöße dastehn.

Als dämonischer Buffo überschlägt er sich in aberwitzigen Todessprüngen zwischen den Extremen, Grimassen schneidet er, und bitterböse Wahrheiten geigt er mit, tausend Possen variiert und figuriert, der ehrbaren Serenissimusgesellschaft vor. Die überspannten Launen eines tief verletzten, allzu reizbaren Gemütes sinds, das kein Genügen findet und aus höhnischer Verzweiflung im „Zwiespalt feindlicher Gefühle ein höheres Dasein sucht". Und in solchen Momenten fühlen wir den Kapellmeister Kreisler, den anbetenden Beethovengläubigen und den forcierten Schalksnarren, als Ahnen des Kapellmeisters Hans von Bülow, der die Banausen auch so herzlich haßte, der das heilig glühende Herz mit Spott und Ironie maskierte und die Spießer gar zu gerne durch Wunderlichkeit brüskierte, so daß ihn die klugen Leute vom Spleen besessen wähnten.

Halsbrecherische Sprünge machte Kreisler „an der großen Dornenhecke, der Grenze der Vernunft."

Er erzählt, er werde sich im Wald mit einer „übermäßigen Quinte" erdolchen; er fühlt sich wie ein Musikstück, mit dessen Motiven eine fremde Macht willkürlich phantasiert, und er beschwert sich sehr, daß man ihn heut Abend falsch „vorgezeichnet". Mit dem Geist Droll steht er aufs allerintimste und wenn er den Schritt auf die Straße setzt, gerät er sicher gleich in den Bereich eines Spukes. In sothaner Lage pflegt er, zum Entsetzen seiner Mitbürger, die vertrakteften Gesichter zu schneiden, und mit süperber Feierlichkeit kommentiert er ihnen sein Staatskleid, bei dem es zweifelhaft erscheint, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat. Im höchsten Unmut über ein mißlungenes Trio erstand er es einst, seine „Farbe geht in Cis-moll und zur Beruhigung der Beschauer setzte er einen Kragen aus E-dur-Farbe darauf."

Mit welcher höllischen Sympathie weiß er einschmeichelnd von den sinnig-innigen Freuden des Familienlebens verbunden mit Musik zu sprechen „wenn der Vater müde von den ernsten Geschäften des Tages im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Mutes zum Murki seines ältesten Sohnes seine Pfeife raucht und das ehrliche Röschen den Dessauer Marsch und „Blühe liebes Veilchen" so schön vorträgt, daß der Mutter die hellen Freudenthränen auf den gestopften Strumpf fallen." Und wie ist seine Auffassung von den öffentlichen Konzerten labend, die die schicklichsten Gelegen geben „musikalisch begleitet diesen oder jenen Freund zu sprechen oder, ist man noch in den Jahren des Uebermuts mit dieser oder jener Dame süße Worte zu wechseln." Und ist er nicht des Beifalls

jedes Biedermannes sicher, wenn er mit dem schönen Brustton der Entrüstung seine entschiedenste Mißbilligung gegen die „frevligen Mordbrenner" ausspricht, deren Musik höchst ungeziemlich das Innere brennend aufwühlt, sodaß „noch soviel Thee, noch soviel Zuckerwasser, noch soviel honnettes Gespräch, noch soviel angenehmes Dudeldumdei hinterher den Schaden nicht mehr gut machen kann."

Es ist ungemein spaßig, wie Börne, der die geistreichen Excentrics der Zeit ungefähr ebenso tief begriff, wie heut Nordau die feinnervigen Siedler der Grenzen, Hoffmann-Kreislers schlimmen Spott mit triefendem Pathos aufnimmt, ihm ein ehrbares Zöpflein anhängt und mit pastoralem Banalpathos seine Philistergemeinde also apostrophiert: „Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Musikers, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht oder die sanft erwärmende, die stillerfreut und täglich und häuslich genossen werden kann." „Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in innigen, geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an." Kreisler aber „weckt den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlichlichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient."

* * *

Contres les philistins geht der ewige Krieg, und die Philister sind eine geschlossene, wohl konstituierte Körperschaft. Die Besseren aber leben in der Diaspora, hier und da verstreut; wenn sie sich in schlechten Stunden treffen, haben sie sich vielleicht sogar nicht einmal was sagen, aber an ihrem Ahnenkultus erkennen sie sich.

In diesem Kreislerbuch steckt guter Ahnenkultus. F. P.

Die Geldstrafe.

Herr Oberlandesgerichtsrat Schmölder-Hamm hat auf der 74. Jahresversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft einen Vortrag über „die Geldstrafe" gehalten, der jetzt (im Selbstverlag der Gesellschaft, in Kommission bei E. Griebsch Hamm i. W.) im Druck erschienen ist. Er enthält sehr wichtige Vorschläge zur Reform unseres Strafensystems, die des Interesses weitester Kreise sicher sein können, nachdem jetzt zum Glück die von der v. Liszt'schen Schule gepredigte Lehre von der absoluten Verwerflichkeit der kurzfristigen Freiheitsstrafe tief ins Volksbewußtsein gedrungen ist. Auch Schmölder, obgleich grundsätzlicher Gegner der kriminal-soziologischen und kriminal-anthropologischen Schule, macht sich dies harte Urteil zu eigen, das bekanntlich darin gipfelt, daß unser Strafensystem geradezu das Verbrechen fördert und züchtet, statt es zu beschränken.

Schmölder schlägt vor, diesen Uebeln nicht allein durch das System der bedingten Verurteilung, dem er recht skeptisch gegenüberzustehen scheint, sondern vor allem durch einen Ausbau des Systems der Geldstrafe entgegenzuwirken. Er verlangt sie als ausschließliche Strafe bei allen Uebertretungen mit der einzigen Ausnahme der Fälle des § 361, außer bei Rückfällen unter einer bestimmten Voraussetzung, die wir noch kennen lernen werden. Aber auch bei Vergehen milderer Art, die nach dem Volksgewissen nicht unbedingt ehrenrührig sind, soll sie grundsätzlich überall wahlweise neben der Freiheitsstrafe angedroht werden. Es sei viel zu wenig, wenn die Geldstrafe im Deutschen Strafgesetzbuch nur 61 Mal bei Vergehen zulässig sei, während in allen anderen Fällen stets auf Freiheitsstrafe erkannt werden muß. -- Drittens verlangt er Geldstrafe neben Freiheitsstrafe (häufungsweise) bei allen Vergehen und Verbrechen, nicht nur solchen, die aus Gewinnsucht hervorgegangen sind. Dieser Vorschlag hat für die große soziale Frage der Strafbestimmung weniger Interesse und mag daher fachwissenschaftlichen Zeitschriften überlassen bleiben.

Schon den ersten zwei Aufgaben ist die Geldstrafe in ihrer heutigen Gestalt nicht gewachsen. Wie soll ein Verurteilter ohne Kapitalbesitz eine höhere Geldstrafe zahlen? Darüber hat die Deutsche Strafprozeßordnung keine Vorschriften. Schmölder verlangt daher die Feststellung von Raten und Terminen durch die Strafvollstreckungsbehörde. Ebenso unanfechtbar ist grundsätzlich sein zweiter Vorschlag auf Aenderung der Bestimmungen betreffs Höhe der Geldstrafe. Sie soll abgestuft werden je nach der wirtschaftlichen Lage des Verurteilten. Ein von ihm schon 1888 gemachter Vorschlag, die Strafe nach der Steuerleistung in einer gleitenden Skala von Maximis und Minimis zu stufen, erscheint ihm heute zu kompliziert. er will unterscheiden zwischen Uebertretungen und Vergehen. Bei den ersteren handelt es sich nur darum, dem Uebelthäter einen Denkzettel zu geben. Hier genügt es, wenn man dem Richter anheim giebt, einen Rechtsbrecher höherer wirtschaftlicher Lage auch mit einer höheren Geldstrafe, bis zu einem festgesetzten Maximum zu belegen. Bei den Vergehen aber kann in solcher Bestimmung gerade für sehr Reiche eine besondere Härte liegen. In einem Falle kam der Richter zu folgenden Schluß: „diesen (reichen) Angeklagten trifft die Geldstrafe, die mir zur Verfügung steht,

www.libtool.com.cn

nicht in der gebührenden Weise. Deshalb greife ich gegen ihn zur Freiheitsstrafe." Hier soll also von einem Maximum abgesehen, die Höhe der Strafe soll gänzlich ins richterliche Ermessen gestellt werden! Dabei wären gewisse Cautelen gegen eine Vermögenskonfiskation zu schaffen, die z. B. in der Freistellung einer festzusetzenden Quote bestehen könnten, die „unpfändbar" bliebe; oder darin, daß nicht die Summe selbst, sondern nur ihre Verwaltung und ihr Nießbrauch dem Verurteilten auf Lebenszeit entzogen werden.

Von den Vorschlägen zur Vollstreckung der Geldstrafe sind die wichtigsten erstens, daß die Verurteilten gleich Bankerotteuren und Almosenempfängern bis zur Zahlung der Strafe von den Wahlen zum Reichs- und Landtage ausgeschlossen sein sollen; und zweitens, daß — hier tritt die oben erwähnte Sonderbestimmung ein — auch bei Uebertretungen im Rückfalle dann die Freiheitsstrafe und zwar gleich als principales, nicht erst als subsidäres Strafmittel einzutreten hat, „wenn ein Attest der Vollstreckungsbehörde vorliegt, nach dem eine frühere Geldstrafe nicht ohne Verschulden des Angeklagten unbeitreibbar geblieben ist".

Wenn eine Geldstrafe wirklich einmal unvollstreckt bleibt, so sieht Schmölder darin keine großen Bedenken. Die „bedingte Verurteilung" läßt ja auch verhängte Strafen unvollstreckt. Er verwirft grundsätzlich die Umwandlung der nicht beitreibbaren Geldstrafen in Freiheitsstrafen mit der Begründung, durch diese Umwandlung mache man die Geldstrafe zu einem Privilegium, eingeräumt den Reichen, um sich von der Freiheitsstrafe loszukaufen.

Trotz der grundsätzlichen Stellung des Verfassers, die ich nicht teile, und trotz mancher Bedenken gegen seine Vorschläge im Einzelnen bin ich doch keinen Augenblick im Zweifel, daß seine Arbeit zur Grundlage der segensreichsten Reformen werden kann (im Bunde mit der bedingten Verurteilung!). Eine in diesem Sinne weitherzig und klar durchgeführte Reform des Strafgesetzbuchs, der Strafprozeßordnung und des Strafvollzuges würde zwei Uebel in der Wurzel treffen: die volksvergiftende, kurzfristige Freiheitsstrafe, die uns das Heer gewerbsmäßiger Verbrecher geradezu erzieht, und namentlich unsere schlimmste, soziale Gefahr, die „Jugendlichen" immer gefährlicher werden läßt. Und zweitens die ungerechte Bevorzugung der Besitzenden, die die für ihre Verhältnisse meist winzigen Geldstrafen schmunzelnd bezahlen, während der Proletarier nach der jetzt in Uebung befindlichen Umwandlung der gegen ihn erkannten Geldstrafen in Freiheitsstrafen die schwersten Gefahren für Leib, Ehre und Seele zu bestehen hat und gleichzeitig noch, — eine furchtbare Erschwerung der Strafe — nicht nur sein Einkommen während der Verbüßung der Strafe, sondern häufig genug auch seine Brotstelle verliert: Klassenjustiz mindestens im Erfolge! Da kann mit diesen Vorschlägen viel gebessert werden.

Daß der Staat, nicht so durch den Empfang der Strafgelder — wohl aber durch Ersparnisse an Gefängnissen, Beamten und Unterhaltskosten der Gefangenen ein glänzendes Geschäft machen würde, selbst wenn man die auch ökonomisch sehr bedeutenden Erfolge einer vernünftigen Strafreform gar nicht veranschlagt, kann den Vorschlag gewiß nicht schlechter erscheinen lassen.

F. O.

Miß Duncan.

Nach den schönen Worten, die die Freunde der Künste über diese Tänzerin in Wien und in München schrieben, glaubte ich auf eine Reorganisation der Tanzkunst hoffen zu dürfen. Statt dessen ereignete sich eine böse Suggestion, so gefährlich, wie schon lange keine das gute Berlin verwirrt hat. Miß Duncan entpuppte sia, als rohe Dilettantin und das Publikum fiel scharenweise auf sie hinein. Sie gewinnt ein Vermögen, das der wahren Kunst verloren geht.

Ich sah sie zuerst im engen Kreis, im Künstlerhaus. Sie tanzte in einem elenden Fähnchen Botticelli und in demselben Kleid Couperin. Dann stellte sie ein paar griechische Hüpfer als Echotanz zusammen. Scenen aus Glucks Orpheus folgten, wie man sie genau so gut auf der Bühne sieht. Zuletzt erschien sie als Mänade in einem schrecklichen roten Fetzen. Vor uns saßen alte gewiegte Akademiker, denen dies sogenannte Tanzen mit nackten Füßen und das Enthüllen der Schenkel in den mißlungenen Pirouetten Freude machte. Sie sagten, es sei entzückend. Und sie klatschten ebenso Beifall, als eine schlechte Schauspielerin in den Pausen mit falscher Betonung von Fremdworten etwas deklamierte, was Niemand verstand.

Hier dachte ich noch mitleidig über die Duncan. Der Mangel an Virtuosität, die nackte Natürlichkeit, die keusche Unkenntnis von Kostümwirkungen, die paar guten Stellungen zündeten zwar nicht, aber schließlich konnte man sagen, es sei eine Art Anregung. Doch der „Chopin-Abend", der später folgte, enthüllte das Geheimnis. Es war eine Dreistigkeit, Chopinsche berühmte Stücke schlecht spielen zu lassen und dazu einige Bewegungen zu machen, die weder mit Chopin etwas zu thun hatten, noch an sich ein besonderes orchestisches Repertoire verrieten, noch überhaupt mit der Musik angenehm übereinstimmten. Zum Mittelsatz der As dur-Polonaise macht sie einen trivialen Rundlauf mit noch trivialerem

Harfenschlag, ohne die geringste Rücksicht auf die Dynamik. Ihre Arme sind vollkommen ungebildet, ihr Rumpf ist unfähig, die Beine sind zu fest, sie wiegt sich nicht, sie gleitet nicht, sie scandiert schlecht, sie hat nicht das geringste Talent zur Tanzkunst, das heißt zur fließenden Ueberleitung einer plastischen Stellung in eine andere. Für den Musiker ist sie eine Tortur, für den Tanzkünstler die verzweifelte Unfähigkeit. Sehr komisch ist, wenn sie versucht, reichere Bewegungen der älteren Schule, etwa drei Drehungen coupé pied in ihre Mimik aufzunehmen; dann quält sie sich wie eine Tänzerin fünften Ranges. Ihr Winken, Schöpfen und Fächeln sind die typischen Dilettantismen. Dazu giebt sie Programme aus, die weder mit ihren Vorführungen übereinstimmen, noch durchweg richtig citieren. Eine As dur-Mazurka von Chopin op. 33, 3, die täglich von ihr auf unseren Litfaßsäulen annonciert wird, giebt es überhaupt nicht. Mit den Künstlernamen geht sie um, wie eine durchgefallene Gouvernante. Den Gipfel ihrer Anmaßung erreicht sie in einem Exposé, das sie dem Programm beigiebt; darin unterstützt sie ihre vermeintliche Erfindung, Musik und Bilder in Bewegung umzusetzen, — natürlich mit Schopenhauercitaten.

Ich wäre der Erste, eine Tanzkunst zu loben, die vollendeten Ausdruck giebt, sich mit der Kultur vergangener Malerei sättigt, die Musik in Botticelli einläßt und griechische Vasen-Bilder zu einer bewegten Plastik entwickelt. Aber es müßte eine Kunst sein, mit sicherer, selbstverständlicher, ewig neuer, nie verlegener Körperherrschaft, wie sie die dell' Era besitzt, mit vollkommener Auflösung der Glieder im Rhythmus der seelischen Bewegung, ohne Bildungsgethue, ohne Chopinverhunzerei, lebende Plastik von so concentrierter sinnlicher Kraft, daß Bilder musikalisch zu werden scheinen. Die dell' Era, eine vollendete Künstlerin, soll geweint haben, als sie von dieser Duncansuggestion hörte. Ich glaube es gern. Auch die Duncan soll geweint haben, als sie das erste Mal vor Botticellis Frühling trat. Auch das scheint mir sehr wahrscheinlich. Aber was nützen diese Thränen? Hier ist eine, wenn auch nicht neue, so doch gute Anregung zur Reform des Ballets durch eine Pfuscherin und ihr gläubiges Publikum zerstört worden.

O. B.

Der erwachsene Mensch als Produkt des Kindes.

Das beginnende Jahrhundert gehört nach Ellen Key dem Kinde. Das heißt, wir fangen wirklich an, im Kinde den kommenden Menschen zu sehen, den Menschen, der ein Mitglied des Staates bilden wird und wiederum Kinder, Menschen, Staatsmitglieder zeugen soll. So selbstverständlich dies aussieht und thatsächlich ist, so wird dennoch das Kind sehr häufig wie ein Geschöpf für sich angesehn, das seine Tugenden und Verbrechen, Leidenschaften und Ideale hat, die dann plötzlich — ich weiß nicht durch welchen Prozeß — verschwinden und den Tugenden und Verbrechen, Leidenschaften und Idealen der Erwachsenen Platz machen. Kurzum, es gähnt eine Kluft zwischen dem Erwachsenen und dem Kinde.

Wie, wenn wir endlich anfingen, uns zu sagen, daß jedes Gefühl, das wir empfanden, jeder Wunsch, den wir hegten, jeder Gedanke, der bis zur Tiefe ging, in einem Wesen unsterblich sind? Daß es kein neuer Mensch ist, der vor uns steht, sondern daß er nur die Vollendung des Kindes, die Folge des Kindes, das Produkt des Kindes ist?

Ich sagte, der Erwachsene ist das Produkt des Kindes. Dies ist natürlich nur bedingt. Was durch Reife, Objektivität, Erkenntnis ethischer oder hygienischer oder religiöser Gesetze erworben wird, ist mindestens ebenso viel — und wird, je höher der Mensch steigt, je mehr — als was er, um im Bilde zu bleiben, von dem Kinde in sich erbt. Aber dieses Erbteil ist doch groß genug, um, wenn nicht bestimmend, so doch fördernd oder hemmend auf die Entwicklung einzuwirken.

Es wird jeder Mensch zugeben, daß gewisse Vorstellungen, Träumereien, Schwärmereien, Antipathien, die er als Kind empfunden, dauernden Einfluß auf sein späteres Leben gehabt haben, entweder indem sie ihm frühe bewußt oder unbewußt eine bestimmte Richtung gaben, oder indem sie wie Genien, gute oder böse, fruchtbare oder verzehrende durch einen großen Teil seines Lebens neben ihm hergegangen sind.

Hier möchte ich vorausbemerken, daß ich nicht von den Kinderschmerzen sprechen will, sondern den viel größeren Schaden dessen berühren möchte, was vom Kinde als Lust empfunden wird, und worunter der Erwachsene, der Erbe, das Kind des Kindes leidet, ja oft lebenslänglichen Schaden erduldet, wofern er nicht zu denen gehört, deren geistige Kraft hoch genug steht, um den Schaden zu überwinden.

Dieser liegt in dem zu früh erwachten Sinnenleben, in der Sucht nach Sensation, in der leidenschaftlichen, rückhaltlosen Hingabe an bestimmte, nervenzerrüttende Vorstellungen und Gefühle. „Was mit dem Gefühl gesündigt wird, ist die tiefste Sünde," sagte mir eine große Frau.

Und merkwürdig aber sicher ist, — vielleicht eine Vorrichtung der Natur zum Selbstschutz — daß das Kind eine Ahnung der Sünde hat, die es an dem Menschen in ihm selbst begeht Ein Kind, dessen Sinnenleben zu früh entfesselt, mit starker, ero-

tischer Fantasie verbunden, sich in sogenannter „Schwärmerei“ einem Freunde, einer Lehrerin, einer anderen Person ergiebt, fühlt im tiefsten Innern den Schaden, den es sich zufügt, fühlt ihn als Schuld gegen die Reinheit seines Menschen.

Woher kommt es, daß diese Seite des Kindeslebens fast allen Eltern und Erziehern entgeht?

Hier ist eben das Kind schon nicht mehr Kind. Hier ist die Wurzel vieler psychischen und moralischen Gebrechen. Denn abgesehen von dem Schaden dieser Gefühle an sich haben sie Verstellungskunst, Unehrlichkeit gegen andere und sich und auf der anderen Seite gefährliches Sich-gehen-lassen im Gefolge.

Das Kind nämlich verbirgt diese Seite seines inneren Lebens absolut oder zeigt sie in einer mit erschreckendem Raffinement harmlos gemachten Weise, die man gewöhnlich „Schwärmerei“ oder „Impulsivität“ nennt.

Hütet Euch, Euren Kindern diese Impulsivität zu glauben! Unter ihr verbirgt sich ein wildes, sinnliches Gefühl, das wächst und brennt und zehrt und aufzehrt. Ja, aufzehrt! Die besten Kräfte werden von diesen Gefühlen absorbiert, die reichsten Fähigkeiten durch sie aufgelöst.

Es ist für uns ausgemachte Sache, daß ein Künstler durch eine ihn in irgend einer Weise in der Produktivität schädlich beeinflussende Liebe zu Grunde gehen oder auf Jahre hinaus leistungsunfähig gemacht werden kann. Warum fällt es niemandem ein, daß beim Kinde, das, wie viele kluge Männer bewiesen haben, dem Künstler so nahe steht, ganz ähnliche Gewalten verheerend einbrechen können? Immer wieder, weil das Kind für zu kindlich, d. h. nur für ein Geschöpf der Harmlosigkeit und Unschuld angesehen wird. Aber zerreißt diesem oder jenem der Schleier vor der Seele seines Kindes und sieht er in das Meer von Leidenschaften und Erregungen, die unverstanden, unbekämpft in dieser Seele wühlen, so dürfte wohl der Schreck sehr groß, aber die Zeit zum helfen schon zu spät sein. Denn was eine solche, zu früh von Leidenschaften ergriffene Seele gelitten hat, das nimmt ihr keine Macht, keine Güte und keine Strenge wieder ab.

Es handelt sich also darum, Vorstellungen von der Seele des Kindes fern zu halten, die zur Reizung oder Erweckung des Sinnenlebens beitragen könnten; denn je länger dieses schläft, je schöner und gesunder entwickelt sich der Mensch, je gerader blickt er in das Leben hinein, von dessen Mysterien er noch nichts versteht und nichts verstehen soll. Denn damit, daß man ihm sagt, — wie es recht und vernünftig ist — die und die Gefahren, Rätsel und Schlechtigkeiten giebt es im Leben, dadurch kennt er sie nicht. Man kennt nur, was man erlebt hat, und für jedes Erleben zahlt man mit physischer und seelischer Kraft; darum ist es gut in zarten Jahren wenig zu erleben, um später mit ganzer Kraft zu leben.

Worin nun liegt der Grund dieses zu frühen Reifseins? Vor allem in der Veranlagung des Kindes, dann in der Nahrung, die ihm zugeführt wird. Ganz gewiß ist, daß es viele völlig gesunde, in dieser Hinsicht jedem schädlichen Einfluß unzugängliche Kinder giebt. Von diesen brauchen wir nicht zu sprechen; hoffen wir, daß der größte Teil aller Kinder zu ihnen gehört. Aber selbst wenn es unter hundert Kindern immer nur Eins gäbe, das unter jener Reizung zu leiden hat, so ist die Berührung dieses Punktes berechtigt.

Man wird finden, daß Fantasie, viel freie Zeit, gewisse Lektüre und körperliche Kränklichkeit viel zur Beschleunigung sinnlicher Frühreife beitragen. Aber die Hauptgefahr der Krankheit liegt in den Liebesgefühlen zwischen Mädchen und Mädchen, Knaben und Knaben, die man Freundschaft nennt

So reich, so rein und gut eine Kinderfreundschaft sein kann, so birgt sie dennoch in den Jahren, wo die geschlechtlichen Instinkte erwachen, tötliche Momente in sich, und zwar treten diese beiden entgegengesetzten Seiten selten allein, sondern meist fest verbunden auf, was ihre Erkenntnis und Beurteilung wesentlich erschwert. Denn wo ist z. B. die Grenze zwischen dem in diesem Fall edelsten Moment der Sinnlichkeit, der extatisch mystischen Schwärmerei und dem edelsten Moment gesunder Freundschaft: Aufopferungsfähigkeit?

Die Fäden sind hier wie überall im Gewebe der Seele überaus fein gesponnen, und zum Erkennen braucht es zunächst des sichersten, vor allem Ungesunden zurückschreckenden Instinkts. Doch ist dies nicht genug; denn nach der Erkenntnis soll die Hilfe kommen. Wie hier helfen?

Ist die Seelenkrankheit erst im Anfang oder im Anrücken, so läßt sich gewiß viel durch gesunde Spiele, gesunde Bücher, gesunde Arbeit und Fröhlichkeit erreichen. Aber jeder wird fühlen, daß diese Waffen schwach und lose sind gegen einen so tief liegenden Schaden; daß sie machtlos sind, sobald der Schaden schon groß geworden.

Alle Vorsicht, alle Sorgfalt muß auf den Anfang, d. h. auf das erwachende Gefühl gelegt werden. Dieses erwachende Gefühl auf gesunde Wege lenken, es mit einem Wort genügend beschäftigen, ist die Hauptaufgabe des Erziehers. Denn es ist klar, daß ein innerlich genügend beschäftigter Mensch weniger Zeit und Intensität zum Ausspinnen erotischer Anlagen findet, als einer, der ganz den Zufällen schwankender

Stimmungen hingegeben ist, und hierauf kommt es an.

Dieses unausgesprochene Vorbeugen, wie ich es nennen möchte, muß aber unbedingt einer anderen Methode weichen, sobald das betreffende Geschöpf schon tief in die erotischen Gefühle verstrickt und sich ihrer bewußt ist. Sobald nämlich das Ahnen der Sünde, von dem ich vorher sprach, sich zum Bewußtsein verdichtet, ist die Fähigkeit der Verantwortung da und diese muß so lebendig wie möglich gemacht werden. Hier muß an den ethischen Ehrgeiz, an die angeborene Reinheit appelliert werden; hier kann auch mit Strenge vorgegangen werden, z. B. mit längerer, absoluter Trennung von dem geliebten Menschen.

Jedoch, da jeder Widerstand Widerspruch und Gegenstücke erzeugt, so ist die erste Bedingung die, daß der Erzieher von dem Kinde geliebt, geehrt, mindestens aufrichtig geachtet wird. Er muß imstande sein, dem Kinde für das, was er ihm nimmt, etwas großes wiederzugeben, eine greifbare und schöne Idee. Er muß sich nicht scheuen, mit dem Kinde von den Problemen der Keuschheit, physischer und psychischer Keuschheit, zu sprechen; denn ein Kind, das *liebt*, versteht diese Probleme. Es versteht sie mit dem Gefühl vollständig und braucht nur die Begründung und Beweisführung; es muß nur ihre Unerbittlichkeit in Ursache und Folge restlos erkennen lernen. Und der Gefahr gegenüber, seiner Lust gegenüber, muß es die strenge, doch unendliche schöne Größe des Naturgesetzes empfinden. Es muß erkennen, daß es in seiner Macht steht, einen geraden, gesunden Menschen aus sich zu machen oder ein seelisch und körperlich verkrüppeltes Wesen, das seine Gefühle und Kräfte schon verschwendet hat, wenn sie mit Recht von ihm gefordert werden. Es muß die Rache erkennen lernen, die die Natur unwiderruflich übt, wenn wir gegen ihre Gebote handeln; es muß begreifen lernen, daß das Festhalten unseres Trieblebens das Wichtigste ist, das uns zu dem Wesen macht, das sich über die anderen Geschöpfe des Daseins stellt.

Ein junger Mensch ist so fähig, sein Liebstes auf den Altar einer ihn begeisternden und verzehrenden Idee zu opfern, ja das Gefühl, das sich auf Einen Menschen konzentrierte, auf die Idee zu übertragen, aber es fehlen die Menschen, die ihm die Altäre zeigen.

Erst wenn die Mütter aufhören werden, in den Kindern *nur* das Kind zu erwarten — sie werden es ja noch immer in den meisten Kindern finden — erst wenn sie in Schwärmerei die *Möglichkeit* zur sinnlichen Extase sehen, wird die große Gefahr anfangen, kleiner zu werden, die Gefahr, daß das Kind in seiner Unwissenheit die schönsten und reichsten Fähigkeiten seines späteren Menschen mit schweren Schäden belastet, die oft über ein ganzes Leben ihren Schatten zu werfen vermögen.

S. M.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. *Oskar Bie*, Berlin W. 35. — Verlag von S. *Fischer*, Berlin.
Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Roack & Co.

www.libtool.com.cn

Frauenmacht.

Roman.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

Einleitung.

I.

In den großen Städten gehen die Menschen fremd an einander vorüber, und nur der Neuangekommene hat ein gewisses Interesse für Alles und für Alle, denen er begegnet. Wir interessieren uns nur für die Menschen, die wir kennen, und wenn wir draußen auf dem Lande sind, kommt es uns lächerlich vor, daß Jeder, dem wir begegnen, uns mit einem Gutentag oder Gutenabend begrüßt. Der Brauch und vielleicht die Notwendigkeit haben es dahin gebracht, daß wir davor zurückscheuen uns einem anderen Menschen zu nähern, und deshalb hat man gewisse Formen erfunden, ohne deren Beobachtung jede Annäherung unerlaubt ist. Zwischen denen, die nicht der Zufall zusammenführt, haben wir so hohe Schranken errichtet, daß sie fast unübersteiglich erscheinen. Und deshalb kann die Vereinsamung gewisser Einzelner in der Großstadt stärker und empfindlicher werden als in der tiefsten Einöde.

Unter solchen Verhältnissen geschieht es zuweilen, daß wir auf unserm Wege einen Fremden entdecken, dessen Wesen uns ahnen läßt, daß wir in ihm oder in ihr einem der wenigen begegnet sind, an denen man nicht vorbeigehen möchte, einem von denen, die man zu Freunden haben möchte, weil ihre Freundschaft dem Dasein größeren Wert verleihen würde — wenn es einem nur gelänge über die unsichtbare Mauer hinwegzukommen, die Niemand errichtet hat, die Alle aber respektieren. Diese unsichtbare Mauer aber ist da, und trotzdem sie doch allein aus äußeren Rücksichten aufgeführt wurde, kann man über sie nicht wegkommen, weil man fürchtet bei einem Versuche dem kalten und fremden Blick zu begegnen, mit dem die Menschen sich einander fern zu halten wissen, in dem allgemeinen, verschwiegenen Kampfe, den die Großstadt mit ihren künstlichen Verhältnissen geschaffen hat.

Wie oft ist es mir nicht passiert, wenn ein Mensch flüchtig wie ein Schatten im Zwielicht an mir vorbeigeglitten, daß mich eine plötzliche Sehnsucht überkam ihn festhalten zu können, und mich die blitzschnelle Empfindung durchzuckte, die mir ankündigte: hier in Deiner Nähe, ohne daß Du ihn erreichen kannst, befindet sich ein Mensch, der einsam ist, nicht wie Du, aber in ähnlicher Weise. Wie oft hat nicht eine solche Begegnung, die man zufällig nennt, in mir eine kindliche Hoffnung erweckt, daß der Eindruck, den ich empfangen, uns beiden gemeinsam gewesen, daß der Unbekannte, der an mir vorüberging, sich mir nähern würde, weil ich nicht gewagt hatte, mich ihm zu nähern! Stets trug ich mich, wenigstens für den Augenblick, mit der Illusion, daß sich daraus etwas bisher Unbekanntes entwickeln würde, und war der Augenblick vorüber, so folgte dieser Illusion eine neue, die mit Schmerzen vermischt war, weil sie von einem unbekannten Verlust redete. Oft habe ich meine eigene Ueberspannt-

heit verlacht und sie thöricht genannt! Und doch! Ich habe mich nie ganz von dem Gedanken freimachen können, daß in dieser Empfindsamkeit oder in diesem übertrieben wachen Instinkt vielleicht eine Wirklichkeit verborgen läge, die ein besseres Schicksal verdiente als der Lächerlichkeit zum Opfer zu fallen.

Dann und wann ist es mir auch passiert, daß solch ein plötzliches Gefühl offenbar mehr gewesen ist als ein flüchtiger Einfall, der nur von zufälliger Nervosität oder vielleicht von unbefriedigter Sehnsucht nach Sympathie hervorgerufen wäre. Und jedes Mal, wenn etwas Aehnliches eingetroffen ist, hat die Erinnerung an dieses Erlebnis den Glauben in mir bestärkt, daß wir Menschen noch auf andere Weise die Fähigkeit besitzen müssen uns mit einander zu verständigen, als mit den äußeren Sinnen wahrnehmbar ist. Es ist sogar nicht unmöglich, daß diese Art von Mitteilung häufig die stärkste und entscheidende ist.

Diese Gedanken drängen sich mir auf, wenn ich mich des Abends entsinne, an dem ich zum ersten Male auf einen Mann aufmerksam wurde, von dem diese Erzählung berichten wird. Viele Jahre sind seitdem verflossen. Ich war vor kurzem in Stockholm angekommen, und die Hauptstadt mit ihren Verhältnissen war mir neu. Ich war allein in ein Café eingetreten, wo ich nun saß und das Leben um mich her betrachtete. Die Zeitungen hatte ich gelesen oder durchgeblättert ohne sie zu lesen, und wie ich da so einsam saß, wurde ich des Herumschauens müde und versank in Träumereien. Zuletzt kam mir der Lärm in dem großen Raum, der sich langsam mit Leuten anfüllte, wodurch das Gesumme ohrenbetäubend wurde, fast nicht mehr zum Bewußtsein, ich wurde aber aus meinen Träumen geweckt durch das Gefühl, daß Jemand im Café mich längere Zeit betrachtet haben müsse. Ich blickte auf, konnte aber erst nichts entdecken. Ueberzeugt, daß ich das Opfer einer Einbildung gewesen, zündete ich eine Cigarette an und ergriff eine neue Zeitung mit der Absicht etwas zu lesen, wobei sich meine Gedanken ausruhen könnten. Da bemächtigte sich meiner zum zweiten Male dasselbe Gefühl, und indem ich wiederum emporblickte, fielen meine Augen auf einen älteren Mann, der allein saß, wie ich.

Ich weiß nicht, woher mir die Gewißheit kam, daß es gerade dieser Mann gewesen, der mich betrachtet hatte. Als ich ihn gewahrte, saß er nämlich über den Tisch gebeugt, und sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als habe er über etwas nachgegrübelt, ohne meine Nähe zu ahnen. Nichts desto weniger war meine Aufmerksamkeit geweckt, denn allerdings lag in der Erscheinung des Fremden ein gewisses Etwas, das es schwer machte, seine Gegenwart zu übersehen, hatte man einmal seine Person ins Auge gefaßt. Er schien zwischen fünfzig und sechzig zu sein, und wenn er auch eher nachlässig als elegant gekleidet war, so verriet doch schon sein Aeußeres den feinen Herrn, bei dem ein gewisses Selbstbewußtsein mitunter die Ursache ist, daß er das Allzukorrekte scheut. Er hatte ein scharf markiertes Profil und eine fein gebildete Stirn, die Hände waren schmal und wohlgepflegt, und die Sorglosigkeit, mit der er mitten in dieser Umgebung sich seinen Gedanken zu überlassen schien, deutete auf eine ruhige Gleichgiltigkeit dem Urteile unbekannter Personen gegenüber. Ich saß gerade und überlegte, welchen Platz im Leben ich diesem Manne wohl zuerteilen sollte, als ich ganz unvorbereitet seinen Blicken begegnete. Sie trafen mich mit einem Ausdruck, der auf mich wirkte, wie eine Bekräftigung meiner früheren Ahnung, im nächsten Augenblick glitten sie von mir ab, als schämten sie sich zu viel gesagt zu haben. Der Wunsch, den ich gehegt, aller Konvenienz zum Trotz direkt auf ihn los zu gehen, um ihn unter Gott weiß welchem Vorwande anzureden, war wie mit einem Schlage abgeschnitten. Aber seinen Blick sah ich noch. Er war schillernd und tief, als ob ihn gerade in diesem Augenblick etwas beschäftigt hätte, welches dem innersten und unerreichbarsten seiner mir

fremden Persönlichkeit, seinem mir fremden Schicksal, angehöre, die Augen selbst waren schön, melancholisch und träumerisch, ein wenig müde, wie von zu vieler Resignation. Es lag etwas unaussprechlich stolzes in der Art und Weise, wie dieser Blick sich hastig verschleierte und in sich selbst zurückzog. Der Mund, der etwas von der Weichheit und dem Humor des Künstlers hatte, bekam, wenn er sich schloß, einen Zug von Energie, der in seltsamem Gegensatz stand zu dem müden und zusammengesunkenen, das vor kurzem über der ganzen Gestalt des Fremden gelegen.

Nach einer kleinen Weile erhob er sich und schritt hinaus. Er ging elastisch und kräftig wie ein junger Mann, obgleich seine Schritte langsam waren, als gäben sie einer gewissen Würde Ausdruck; den Kopf trug er gerade, ein wenig zurückgebogen. Darauf verschwand er draußen in der Eingangsthür, und ich blieb allein mit dem Wunsch ihn wieder zurückrufen zu können.

Als ich nach Hause ging begegnete ich ihm nochmals; die Hände in den Rocktaschen, ging er langsam das Trottoir entlang, das nach Humlegården hinausführt. Es war sternenklar und kalt draußen, und als ich um meine Ecke bog um heim zu gehen, sah ich ihn auf dem Trottoir still stehen und nach dem Sternenhimmel hinaufschauen, der weiß-blau in der Winternacht funkelte.

II.

Einige Wochen später war ich zu einem kleinen Souper beim Bankdirektor Bohrn geladen, wo die Gastgeber einige von den bekannten Schriftstellern und Künstlern der Hauptstadt um sich versammelt hatten, und in diesem Kreis sah ich zum ersten Male meinen Unbekannten vom Café wieder. Er wurde mir als Dr. Hugo Brenner vorgestellt und im selben Augenblick, als ich seinen Namen hörte, wunderte ich mich darüber, daß ich ihn nicht gleich wiedererkannt hatte.

Ohne ihn persönlich zu kennen, hatte ich ihn nämlich früher mehr als ein Mal gesehen, und ich erinnerte mich, daß ich seinen Namen in Verbindung mit irgend einer eigentümlichen Geschichte gehört, deren nähere Umstände mir aus dem Gedächtnis entschwunden waren. Hatte er sich verjüngt? War er älter geworden? Oder hatte, was er durchlebt, sein Aeußeres verändert? Ich konnte dies nicht entscheiden, aber ich wußte nun, daß ich seine Thätigkeit sehr gut kannte, die nämlich in der litterarischen Welt große Achtung genoß. Er mochte wohl anfangs für seine Zukunft größere Pläne gehegt haben, das konnte man merken, wenn er dann und wann etwas schrieb. In längeren Zwischenräumen las man seine Signatur in irgend einer Zeitschrift oder einer der größeren Zeitungen, und dann gehörten seine Artikel stets zu denen, an die man sich erinnerte, auf deren Worte man Gewicht legte. Gleichzeitig aber besaßen sie jene eigentümliche Art von Zurückgezogenheit, welche bewirkt, daß man gleichsam vergißt sich später mit dem Verfasser zu beschäftigen. Was den Namen Hugo Brenner bekannt gemacht hatte und was ihm seine Stellung verschafft, war seine Thätigkeit bei der Redaktion eines jener größeren Sammelwerke, die schon damals modern geworden und die dem Verleger gute Einkünfte verschaffen, dem Herausgeber aber meistens nur einen kargen Lebensunterhalt. Auf diesem Gebiete hatte sein Name, sowohl für die Allgemeinheit wie für die Presse, die Solidität des Unternehmens verbürgt. Und durch diese Art von Thätigkeit war es ihm möglich gewesen so zu leben, wie er es that, das heißt, sich soweit einzuschränken, daß er teilnehmen konnte an der starken Entwickelung, welche die letzten Jahrzehnte unseres Geisteslebens auszeichnete, und zugleich seiner Vorliebe für ein ungestörtes Einsiedlerleben folgen. Denn dieses that Hugo Brenner in seiner

konsequenten Weise wie wenig Andere, und dies war auch in der Hauptsache Alles, was die Meisten von ihm zu berichten wußten.

Es war daher eine Ueberraschung für alle, die an jenem Abend seine Anwesenheit bemerkten, Hugo Brenner bei einem Souper zu begegnen. Die Gesellschaft, in der ich ihn jetzt traf, bestand nämlich zum größten Teil aus intimen Freunden oder näheren Bekannten. Sie waren es gewohnt, sich in diesem gastfreien Hause zu treffen, wo der Ton ebenso frei wie gut war, und wo alle das warme Heimgefühl hatten, daß ihre Gedanken und ihr Streben dort in ebenso hohem Maße eine Zufluchtsstätte fanden, wie ihre Person. Das Zusammensein bekam auch allmählich diese eigentümliche starke Stimmung, die wie Ruhe auf Unruhe, Schweigen auf Lärm wirkt, und wie volles Vertrauen auf die beständige Wachsamkeit, an die sich alle gewöhnen, die oft mit Fremden in Berührung kommen.

Und doch konnte man in dieser Gesellschaft, die aus Freunden bestand, und wie es schien, obendrein meistens aus Gesinnungsgenossen, gleichzeitig eine Disharmonie, einen inneren Zwiespalt beobachten oder besser fühlen, der nur verdeckt oder niedergehalten wurde durch den zufälligen Umstand, daß niemand die allgemeine Stimmung stören wollte. Die Anwesenden waren zu sehr Schönheits-Menschen, als daß sie ein Zusammensein hätten stören können, es gab aber mehr als ein ironisches Lächeln, das sich hinter einem plötzlich veränderten Tonfall versteckte, manchen hastigen Blick, der anderen galt, aber nur von dem aufgefangen wurde, für den er bestimmt war, manchen verborgenen Sarkasmus, der den Schein des aufrichtigen Enthusiasmus annahm. Es lag etwas in der Luft wie eine Konkurrenz von gegeneinander kämpfenden Willen, wo jeder das Seine sucht und wenige an die Sache denken, ein mißtrauisches Aufpassen, das der Geübte herausfühlen konnte und das hinter der augenblicklichen, friedlichen Stimmung lauerte, deren alle bedurften und die festzuhalten sich daher alle bestrebten. Es waren aber wenige in der Gesellschaft, die dieses merkten. Denn die Gewohnheit des Kampfes Aller gegen Alle hat bis zu dem Grade das Verlangen der Meisten nach voller Harmonie abgestumpft, daß sie die Dissonanzen erst fühlen, wenn sie zufälligerweise zu lautem Ausdruck kommen.

Ich konnte die ganze Zeit hindurch merken, daß Hugo Brenner zu den Wenigen gehörte, welche verstehen, und daß er nicht in der Illusion lebte, daß Menschen, welche ihr Leben idealen Interessen gewidmet haben, ausschließlich davon erfüllt wären. Er schien in seinen eigenen Gedanken versunken und würdigte das, was um ihn her vorging, keiner größeren Aufmerksamkeit. Aber unaufhörlich ging es wie Wolken über sein Gesicht. Es war, als spiegele sich seine Seele nicht allein im Mienenspiel, sondern rede aus den Muskeln, ja selbst aus der Haut des Gesichtes. Kein Wort ging ihm verloren, und hinter den Worten las er die wirklichen Gedanken. Ich beobachtete, daß seine Aufmerksamkeit dabei doch geteilt war. Wenn er zuweilen aufsah, suchte sein Blick stets unseren Wirt oder unsere Wirtin, und ich bekam den Eindruck, daß zwischen diesen Dreien eine Intimität herrsche, die viel tiefer sein mußte, als es gewöhnlich bei einem Freundschaftsverhältnis der Fall ist. Als wir vom Souper aufstanden, fragte ich einen meiner Freunde darüber aus.

„Weißt Du denn nicht?“ antwortete der Gefragte mit einem Lächeln, „Brenner geht täglich hier aus und ein. Nur wenn Besuch hier ist, pflegt er sich fern zu halten.“

Ich kam nicht weiter mit meiner Frage, denn die Frau des Hauses näherte sich uns. Und ich folgte den Anderen in die Gesellschaftsräume. Als wir dort Platz nahmen, gewahrte ich indessen einen Blick, der zwischen Brenner und der Frau Bohrn gewechselt wurde, und es traf mich der Gedanke, welch innerliches

www.libtool.com.cn

Verständnis zwischen diesen beiden existieren mußte, ohne daß es mir jedoch nur einen Augenblick einfiel, dies mit der alltäglichen Geschichte von der Liebe eines Mannes zu einer verheirateten Frau in Verbindung zu bringen. Zufälligerweise sah ich gleichzeitig den Wirt des Hauses an. Er lächelte, und sein Blick ruhte auf der Gattin und dem Freunde, welche ruhig wiederlächelten, während sie sich dicht nebeneinander hinsetzten. Dies ganze stumme Spiel läßt sich schwer beschreiben, und keiner aus der übrigen Gesellschaft beachtete es. Mir aber machte es den Eindruck, als stände ich an einer heiligen Stätte, ich ahnte, daß zwischen diesen dreien ein großes, gemeinsames Geheimnis bestände, welches sie in Not und Freude mit einander verband, und welches Niemand in der Welt außer den dreien, die es anging, kennen lernen sollte.

Dieses Gefühl war mir um so seltsamer, als nach Allem, was ich von der Ehe der beiden Gatten gehört hatte, eine Liebesverbindung von Seiten der Frau höchst erklärlich gewesen wäre. Die eheliche Untreue des Bankdirektors war nämlich außer allem Zweifel, und seine Verbindungen außerhalb der Ehe waren häufig genug das Lieblingsthema bei den Klatschzusammenkünften, die in den Cafés unter den Männern ebenso gut gedeihen wie unter den Frauen, die für diese Unsitte so berüchtigt sind. Diese Schwäche des Bankdirektors war so bekannt, daß sie, wie man erzählte, mehr als einmal störend in seine Geschäftsverbindungen eingegriffen hatte, aber etwas wußte man sich nicht zu erklären: kannte Frau Bohrn diese schwache Seite im Charakter ihres Mannes, oder kannte sie sie nicht? Im ersteren Fall, so behaupteten ihre besten Freundinnen, verstand sie ihre Karten gut zu spielen. Denn der Welt gegenüber zeigte sie ihrem Manne eine Hingebung, die rührend gewesen wäre, wenn man sie für echt hätte halten können.

Dies war die Ansicht der Freundinnen, soweit sie nicht der modernen Schule angehörten, welche die Indignation zu einer Pflicht macht. Was mich selbst betraf, hatte ich zu der Zeit einen Anfall von der Indignationskrankheit, und ich zog deshalb die Erklärung vor, daß Frau Bohrn, so wunderlich es auch schien, doch wahrscheinlich über alle die Seitensprünge ihres Mannes im Unklaren war. Ich that dieses um so lieber, als ich die offene, gewinnende Persönlichkeit der begabten Frau aufrichtig bewunderte, und ich hätte es als einen Flecken an ihr betrachtet, hätte ich glauben können, daß sie Alles wußte und doch schwieg. Ich war damals zu jung um zu verstehen, daß dies eine Art von Seelengröße bedeuten könnte, wie ich denn auch dem Bankdirektor gegenüber stets ein wunderlich gemischtes Gefühl von Sympathie und Verachtung empfand. Daher war es auch umso eigentümlicher, daß die Entdeckung dieser ganz besonderen Intimität zwischen dem Freunde des Hauses und den beiden Ehegatten bei mir keinerlei Verdacht erweckte, der etwa in Verbindung stände mit dem, was die ganze Welt von dem Eheleben der beiden wußte. Es war, als sei die Luft um sie herum zu rein, als daß die Samenkörner der Ansteckung dort hätten gedeihen können.

Dieses Gefühl blieb während des Gesprächs, das nach dem Souper begann, und ich war so beschäftigt mit Hugo Brenner, mit dem ich übrigens an dem ganzen Abend kein Wort wechselte, daß ich von dieser Unterredung nur noch weiß, daß sie sich um den Dilettantismus in der Kunst drehte.

Sonst erinnere ich mich nur, daß lebhaft und mit einem gewissen Fanatismus gesprochen wurde, da ja natürlich der Dilettantismus der ärgste Feind der Anwesenden war. Weiß ich aber auch nicht mehr, was gesagt wurde, so habe ich statt dessen um so lebhafter die ganze Scene vor Augen. Zwei Lampen standen auf bronzenem Gestell, jede in einer Ecke des großen Zimmers mit seinen roten Smyrnateppichen, niedrigen Möbeln und gedämpften Farben, und warfen einen

grellen Schein über die lebhaften, eifrigen Gesichter, die aus dem Halbdunkel der tiefen Fauteuils und Sophas hervorleuchteten, sich gegen einander vorbeugend, als suchten sie in den Gesichtszügen verborgene Gegner. Der Cigarrettenrauch zog in leichten Wolken zum Kronleuchter empor, und neben mir sah ich deutlich Frau Bohrns immer noch jugendliches Gesicht, das den wechselnden Aeußerungen mit einem Interesse folgte, das Alles ernst nimmt.

Niemand konnte ihr ansehen, daß sie bereits ihr fünfzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Schlank und hoch saß sie dort neben mir, und die feinen Runzeln im Gesicht waren wie ausgelöscht im Halbdunkel des Lampenscheins, während die Augen jugendlich leuchteten unter dem welligen Haar, das stark mit grauen Fäden untermischt war. In dieser Beleuchtung aber konnte ich das Grau nicht sehen. Und zum ersten Male fiel es mir auf, wie jung das ganze Wesen dieser Frau eigentlich war. Ich war damals erst sechsundzwanzig, und in dem Alter wird es einem bekanntlich schwer eine Fünfzigerin jung zu finden. Ohne selber einzugreifen, ohne etwas für sich zu fordern, lebte sie mit Allen, welche im Dienst des Wortes oder der Kunst thätig waren, als ob ihr Mißgeschick und ihre Siege auch die ihrigen wären. Was in ihrer Nähe keimte, liebte sie mit ganzer Seele und gewann sie Zuneigung, so beanspruchte sie deswegen niemals das Recht, herrschen zu wollen. Und doch gehörte sie nicht zu den Frauen, von denen man mit einem bezeichnenden Wort zu sagen pflegt, daß sie sich geltend machen. Sie war in sich gekehrt und impulsiv, offen und doch reserviert, weich und doch stark. Vielleicht kam die Zauberkraft in ihrem Wesen daher, daß sie Alle verstand, sich aber wenigen hingab.

Alles das wurde mir klar, während ich in ihrer Nähe saß, und die Wellen des Gesprächs um uns steigen und fallen hörte. Da sah ich, wie sie plötzlich unruhig wurde. Oder besser — ich sah es nicht, ich empfand es um mich her wie Elektrizität, und instinktiv richtete ich meinen Blick auf den Platz, wo Hugo Brenner sich befand. Er saß auf der anderen Seite des Zimmers, und trotzdem hatte ich das Gefühl, als hätte ich ihn die ganze Zeit in nächster Nähe gehabt. Den ganzen Abend hatte er schweigsam dagesessen, aber dieses Schweigen wirkte durchaus nicht störend oder drückend. Im Gegenteil schien er es zu genießen dem Gespräch zu folgen, jedes Wort aufzufangen, und sein ausdrucksvolles Gesicht spiegelte augenscheinlich jeden Eindruck wieder, den er empfing. Es war keine ruhige oder gedämpfte Natur, die aus diesen Zügen sprach. Es war auch nicht Sympathie allein, was sie in diesem Augenblick wiederspiegelten. Eher schienen sie ein gewisses zitterndes Unbehagen auszudrücken, als vermisse er etwas von dem Innigen, zarten Aechten, das er gerade in diesem Kreis zu finden wünschte, und als kämpfe er mit sich, ob er sprechen oder schweigen solle. Dies Alles sah Frau Bohrn, und mit jeder Minute wurde sie unruhiger. Es war, als hätte sie seine Gedanken im Innern gehört, als würde sie davon angefeuert. Selten habe ich in Frauenaugen einen so leuchtenden, lebhaften und wechselnden Ausdruck gesehen, und niemals habe ich gefunden, daß ein Mann es so vollkommen verdiente ihren Glanz entzündet zu haben. Brenner war sich der Thatsache bewußt. Denn er lächelte still und in sich gekehrt, wie über eine große heimliche Freude, und als er schließlich emporsah und zu sprechen anfing, zitterte seine Stimme, sicherlich nicht nur aus Nervosität, sondern in dem Bewußtsein, daß unter den Anwesenden sich Eine befände, die seine Gedanken kannte, ehe sie ausgesprochen waren. Aber vom Ernst seiner Gefühle wurde sein Antlitz weich, und als er zu sprechen anfing, klang seine Stimme rauh, als treibe ihn der Zorn vorwärts.

Auch drangen seine Worte abgerissen und trocken hervor, kurze Sätze bildend, in denen die Gedanken sich zu drängen schienen um Platz zu er-

www.libtool.com.cn

halten. Nicht ein einziges Mal sah er die Gesellschaft an, während er sprach. Sein Blick starrte in die Weite, als hätte er aus seinem eigenen Innersten geredet und nicht gewußt, daß Jemand seinen Worten lauschte. Sein ganzes Aeußeres bekam etwas von jener verschlossenen Grübelei, die mich schon das erste Mal, als ich ihn im Café sah, gefesselt hatte. Seine Stimme aber vibrierte leise, wie wenn eine zurückgehaltene Bewegung Alle zum Zuhören zwingt; als er sich warm gesprochen, wurde er fast beredt und ich sah, wie Frau Bohrn einen Augenblick vor Stolz errötete. Er entwickelte eine Art von sachlicher Beredsamkeit, über welcher man die Form fast vergaß. Auch war es gerade die Vergötterung der Form, gegen welche er sprach.

„Es sind heute Abend Dinge gesagt worden," so begann er, „die ich nicht im einzelnen widerlegen kann. Aber ist die Aufgabe der Kunst, ihrem innersten Wesen nach, wirklich nur die, Bücher und Gemälde hervorzubringen? Dann ist es heut zu Tage gut um die Kunst bestellt. Aber ist nicht vielmehr das Wesen der Kunst Leben zu schaffen? Die Kunst meine ich müßten wir mit der Laterne suchen. Der Zweck des Lebens — ich meine, was wir sehen und was uns am nächsten angeht — ist doch wohl der, wirkliche Menschen zu bilden. Hilft uns die Kunst nicht dazu, dann ist sie wenig mehr als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Losgelöst vom Menschen ist das Gedicht nur ein gut beschriebenes Papier, das Gemälde ein schönes Stück Leinwand, und das Werk des Bildhauers ein veredelter Stein. Alle sind gleich tot, alle gleich vollendet. Einer nur giebt ihnen Leben. Der Meister selber, der lebt, der aber von Allen am wenigsten einem vollendeten Kunstwerk ähnlich sieht."

Er lachte, dann wurde er plötzlich wieder ernst. Ueber dem Ernst aber lag gleichsam noch ein Schimmer des hastigen Scherzes.

„Kurz und gut, ich meine es giebt noch einen anderen Gegenstand für die Kritik, der ebenso wichtig ist wie der Kunst-Dilettantismus. Ich meine die Dilettanten des Lebens."

Die letzten Worte sprach er wie im Zorn. Dies war aber augenscheinlich nur eine Maske um zu verbergen, in wie hohem Grade seine Worte mit seinem eigenen lebendigen Glauben zusammenhingen.

„Wäre es möglich, wenn die Kunst nicht dilettantisch wäre, daß so viel Dilettantismus um uns herum gedeihen könnte? Lieben wir nicht wie Dilettanten? Hassen wir nicht ebenso oberflächlich? Leben wir nicht getreu nach der Regel, daß wir uns trösten, wenn nur Alles im gewohnten Geleise geht, und wir nicht von allzu vielem Unbehagen gestört werden? Und ist die Kunst ohne alle Schuld daran? Es wird jetzt in zehn Jahren mehr gelesen, ja verschlungen, als früher in fünfzig. Aber was nützt es uns? Merkt man es den Menschen an, die Alles wissen und Alles durchstöbert haben, daß die Verfeinerung in Wort und Bild wirklich zu ihrem Herzen gedrungen ist? Ist die Kunst nicht viel eher ein Luxusgegenstand, als eine Wärmequelle und ein Gesundbrunnen des Lebens? Ich bin ein Mann aus dem Publikum und ich wende mich an die Dichter, wie an meine Lehrer. Mitunter habe ich solche gefunden. Aber ich frage mich oft: wie Viele sind überhaupt ernst zu nehmen in ihren eigenen Werken?"

„Ich will damit sagen," hub er wieder an, lauter als zuvor, „daß jeder Künstler an sich vor allem die Forderung stellen müßte, ein ganzer Vollblutsmensch zu sein, aus einem Guß. Wer das nicht thut, spielt mit der Welt, und das ist eine Todsünde. Oder habe ich nicht Recht? Geht unser ganzes Streben nicht darauf hinaus das Kunstwerk vom Menschen zu trennen, statt daß wir Alles thun müßten, um sie einander zu nähern? Sagen wir nicht obendrein: ich beurteile das Werk wie es ist, der Mensch geht mich nichts an? Dies ist für mich eine Lästerung. Oder weshalb sollten wir den Gedanken an die Voll-

endung des Menschen, unserer eigenen Persönlichkeit, allein den Moralisten überlassen, welche meistens Pfuscher sind, die Nichts verstehen? Mir ist es, als fühlte ich hinter dem Werke stets den Menschen. Wird dann der Eindruck vom Menschen unzusammenhängend und kleinlich, dann kann selbst ein Meisterwerk mich mit Verachtung erfüllen. Ich schrecke nicht vor dem Wort zurück. Und deshalb fasse ich, und sollte es auch paradox klingen, meine Verachtung all der halbfertigen, tastenden, unwahren und prahlerischen Kunstwerke, welche die Welt in Erstaunen setzen, in das Urteil zusammen, daß sie von den Dilettanten des Lebens herstammen. Es sind die Dilettanten des Lebens, die mit ihrem eigenen Leben und dem der anderen wie mit einem Ball spielen, sie sind es, die die schlechte Kunst schaffen, möge sie nun weltlich oder akademisch heißen, diese seelenlose, nichtssagende barocke Abart der Kunst, die sich hinter das leere Schlagwort „l'art pour l'art" verkrochen hat, die Kunst nur der Kunst wegen. Sie sind es, welche das Ehrfurchtsgefühl vor dem Leben getötet haben, die stets an dem vorübergehen, was am tiefsten liegt. Diese Halbmenschen sind es, welche die Worte Form, Technik und Styl so leichtsinnig auf der Zunge tragen, als wüßten sie nicht, daß das schönste Kleid auf einem verunstalteten Körper häßlich wird. Ich begnüge mich nicht damit ein einzelnes Werk genießen zu können. Meine Genußsucht ist bei weitem anspruchsvoller. Ich will auch die Ganzheit des Menschen genießen können, welcher das Werk hervorgebracht hat. Dieses kann ich thun, ob ich ihn verehre, liebe und anbete, oder ihn hasse, verabscheue und bekämpfe. Das beruht ja nur auf individueller Neigung. Aber vom Helden der Dichtung verlange ich, daß er ein Mann sei und kein Stümper, der mit seinem eigenen Leben herumgepfuscht hat, deshalb weil er blutleer genug geworden ist leben zu können, nur um Papier mit Worten und Leinwand mit Farben anzufüllen."

Ein wunderliches, fast befangenes Schweigen folgte diesen Worten, und anfangs schien es, als habe Niemand Lust das Gesprächsthema wieder aufzunehmen. Nur Frau Elise Bohrn antwortete, und ich hatte den Eindruck, daß sie es konnte, hauptsächlich weil sie in ihres Herzens Güte nicht ahnte, wie die Worte getroffen hatten.

„Ich gebe Dr. Brenner Recht," sagte sie. „Ich habe auch immer gedacht, daß die größten Künstler möglicherweise unter denen zu suchen seien, die nie eine Zeile geschrieben, nie einen Pinsel oder Meißel in die Hand genommen. Alles was wir von edlem, schönem Leben erschaffen, ist ein Kunstwerk. Warum sollte nicht die Vollendung unseres eigenen Innern das größte Kunstwerk sein?"

Sie sprach diese Worte mit einer milden und doch vollen Stimme, die dem, welcher soeben geredet, direkt ans Herz zu gehen schien. Denn er erhob seinen Blick einen Moment und begegnete dem ihrigen. Wiederum gewahrte ich diesen hellen, glücklichen Blick, der mehr zu enthalten schien, als ein ganzes Leben aussprechen konnte.

Darauf glitt die Unterhaltung allmählich in ein leichteres Fahrwasser. Als wir aber auseinander gingen, und die letzten Gäste im Vorzimmer verschwunden waren, bemerkte ich, daß der Bankdirektor Bohrn seine Hand auf Hugo Brenners Schulter legte, wie es schien um ihn zurück zu halten. Ich war der letzte, welcher sich verabschiedete. Denn ich war geblieben, in der Hoffnung Brenner noch sprechen zu können. Als die Thür sich hinter mir schloß, sah ich noch eben, wie die beiden Gatten und der alternde Herr mit dem jugendlichen Gang und den paradoxen Ansichten über die Kunst, zusammen in den leeren Salon zurückkehrten.

www.libtool.com.cn

III.

Während der nächsten Zeit traf ich Hugo Brenner oft und trotz des großen Altersunterschiedes entstand zwischen uns recht bald eine Art von Freundschaft.

Diese Freundschaft wurde dadurch eingeleitet, daß ich ihm, als wir uns einmal zufällig trafen, von dem Eindruck berichtete, den er auf mich gemacht, als ich ihn im Café beobachtete. Er lächelte bei meinen Worten und räumte sofort ein, daß er mich seinerseits ebenfalls beobachtet hätte, während ich die Zeitung las. Dies sagte er aber in einem etwas spöttischen Ton, in dem doch wieder genug Sympathie lag um ihn nicht abweisend erscheinen zu lassen. Seit dem Tage begegneten wir uns nie, ohne wenigstens ein paar Worte mit einander zu wechseln. Allmählich wurden die Gespräche so lang, daß sie innerhalb des Hauses ihren Abschluß finden mußten. Und schließlich verkehrten wir wie alte Bekannte mit einander.

Schon im Anfang unserer Bekanntschaft versetzte Hugo Brenner mich in Erstaunen dadurch, daß er in seinem ganzen Auftreten, ja fast in jedem Urtheil ein solches Selbstgefühl an den Tag legte, daß nur wenig Menschen es gewagt hätten, ihre Gedanken bis zu dem Grade bloß zu legen. Sprach er von den großen Geistern, von ihrem Wert, ihren Gedanken, so geschah es stets mit einer freimütigen Natürlichkeit, als hätte er von seinen nächsten Bekannten, von seinem Umgangskreise gesprochen. „Ich liebe vornehmen Umgang," sagte er einmal, „und ich verkehre nicht einmal auf meinem Zimmer, ja dort am allerwenigsten, mit schlechter Gesellschaft." Besonders hatte er, vollkommen in Uebereinstimmung mit seinen Aeußerungen beim Direktor Bohrn, nur Interesse für solche Schriftsteller und Dichter, deren Leben mit ihren Werken übereinzustimmen schien, oder die eine große, ehrfurchtgebietende Entwickelung durchgemacht hatten. Gegen alle Anderen war er bitter im Urteil, selbst wenn es sich um anerkannte Größen handelte, oder sonst zeigte er eine überlegene Gleichgiltigkeit. Geschah es aber, daß das Gespräch Dichter der Vorzeit berührte, von deren Leben man wenig oder garnichts weiß, wagte ich einst den Einwurf — mehr um ihn zu reizen als aus eigener Ueberzeugung — daß er sich ihnen gegenüber erst recht abweisend verhalten müsse, wenn er konsequent sein wolle. „Können Sie nicht sehen, welches Leben hinter solchen Werken liegt?" war die Antwort. Und er lachte, als ob er sich seiner eigenen, hartnäckig behaupteten Theorie freue. In diesem Punkte war er wirtlich unbeugsam, und rührte man daran, so häufte er eine paradoxe Behauptung auf die andere, mit einer Kraft, die verblüffend war.

Auf mich wirkte übrigens diese Vertraulichkeit Hugo Brenners mit den großen Weltgeistern niemals so, daß es meine Ironie nachgerufen hätte. Obgleich er selber Nichts von Bedeutung hervorgebracht hatte, weder in der Litteratur, noch in der Wissenschaft, so lag doch in seiner ganzen Persönlichkeit etwas, daß wenigstens für mich diesen Zug in seinem Wesen vollkommen natürlich machte. Denn das Eigentümliche war, daß er trotz seines gesteigerten Selbstgefühls sich stets darüber klar blieb, daß er selbst keine Rolle gespielt hatte oder jemals spielen würde innerhalb der Entwickelung seines eigenen Vaterlandes, geschweige denn der Welt überhaupt. Ich bekam daher den eigentümlichen Eindruck, daß sein Selbstgefühl weniger dem galt, was er war, als dem, was er hätte werden können; mich verletzte es, wie gesagt, niemals, dazu war es außerdem auch noch verbunden mit einer ungewöhnlich freimütigen und kleidsamen Offenheit. Diese Offenheit in allen seinen Aeußerungen, die Hand in Hand ging mit großer, geistiger Kühnheit, wirkte zu der Zeit um so fesselnder, ja geradezu befreiend auf mich, als ich während meiner Jugend sehr gelitten hatte unter der eigen-

tümlichen, künstlichen Abgesondertheit, welche in Schweden das Gedanken- und Gefühlsleben einer jüngeren Generation von dem der älteren trennte. Jetzt ist sie schon im Begriff zu verschwinden. Aber damals, als dies passierte, war ein Freundschaftsverhältnis bei so großem Altersunterschied etwas höchst seltenes. Es war also nicht nur Hugo Brenners Persönlichkeit an und für sich, die mich fesselte. Schon der Umstand, daß dieser neuer Freund doppelt so alt war wie ich selber, verlieh seinem Umgang einen Zauber, der mich lange Zeit seine Gesellschaft jeder anderen vorziehen ließ.

Wie gut entsinne ich mich dieser Winterabende, wenn wir eine entlegene Ecke in einem Café wählten, und von dort aus gleichsam das ganze Leben überblickten. Denn mit etwas geringerem begnügte sich unser Gespräch im Allgemeinen nicht. Und in jener Zeit der Gährung und Unruhe, da es schien, als ob in der ganzen Welt die Jugend, ohne von einander zu wissen, ohne sich in ihren verschiedenen Sprachen immer zu verstehen, auf einmal mit demselben Unmut über die Gegenwart und vom Kraftgefühl für die Zukunft erfüllt sei, nach denselben Fernen spähte, dieselben Ziele aufsuchte, gleichen Idealen nachstrebte, da war mir der Umgang mit diesem seltsamen Manne mehr als eine Zerstreuung, mehr als eine Freude. Er gab mir Trost und Kraft. Denn ihm beichtete ich all das, was die ganze Jugend der Welt niederdrückte, gemeinsam mit mir. Ihm bekannte ich meinen Mangel an Selbstvertrauen und meinen Traum von einer erfolgreichen Zukunft. Ihm plauderte ich meine Pläne aus von all den ungeschriebenen Büchern, die ich nicht einmal meinen Freunden oder Kameraden anvertraut hätte. Ich beichtete ihm die Niederlage meines Geistes im Kampfe wider das Fleisch. Ja, ihm konnte ich sagen, wie jugendlich einsam ich mich in dieser wunderlichen Welt fühlte, die ich damals weit besser zu durchschauen glaubte als jetzt, und es kränkte mich nicht, ich mißdeutete keinen Augenblick das wehmütige, verstehende Lächeln, das sein ausdrucksvolles Gesicht bei meinen heftigen Worten überflog. Ich sagte ihm einst mit schmerzlichem Gefühl, daß ich mich ihm gegenüber aussprechen könne, wie ich einst geträumt es meinem Vater gegenüber zu können, was mir aber nie zu Teil geworden. Mein Vater hatte sicher ebenso unter dem Verhältnis gelitten wie ich, aber er empfand Scheu vor der Schranke, welche die Generationen trennte, er ermutigte mich nie, und dessen hätte es bedurft, damit ich zu ihm ging. Deshalb wendete ich mich an die Kameraden, und erst jetzt, mit sechsundzwanzig Jahren hatte ich offen mit einem älteren Manne gesprochen.

Hugo Brenner schwieg, als ich ihm dies sagte, und sein Blick wandte sich nach innen, wie immer, wenn er zu fürchten schien, daß man Vertrauen oder auch nur eine Mitteilung begehrte, die ihn selbst betraf. Er begnügte sich mit der Antwort:

„Ich habe selbst einmal dieselbe Erfahrung gemacht."

Er sprach diese Worte mit einer gewissen Schärfe in der Stimme, die andeutete, daß er keine Fragen wünsche, begleitete aber die Worte mit einem Blick, die dem Ton seiner Stimme jede Schärfe nahm. Ich trank mit ihm, denn mein Herz war voller Dank, er hatte mir das Gefühl erspart, unaufgefordert zu viel über mich selbst gesagt zu haben.

Eine Weile verging unter Schweigen, und da wir so lange und so intensiv gesprochen hatten, daß wir Nichts mehr zu sagen fanden, ganz einfach weil wir es nicht vermochten unsere Gedanken länger anzustrengen, kamen allerlei Jugend-Erinnerungen zu Tage, und wir erzählten einander vertrauliche, lustige kleine Geschichten, die ihre Pointe nur durch den Zusammenhang, in dem sie vorkamen, erhielten, und die mit der spielenden Leichtigkeit aufeinander folgten, die das Gespräch nur dann erhält, wenn man sich ernsthaft ausgesprochen hat.

Dies geschah nicht bloß einmal, es wurde uns fast zur Gewohnheit, unser Zusammensein mit munteren Geschichten abzuschließen. Diese Gewohnheit hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bedürfnis, eine starke Mahlzeit mit saftigen Früchten und einem guten Glase Wein zu beenden. Und hatten wir einmal mit den Geschichten angefangen, so schwanden die Stunden so schnell, daß Niemand ihr Davoneilen bemerkte. Um uns herum, an allen Tischen, bezahlte man und ging. In unserer Nähe wurden, eine nach der anderen, die kleinen Flammen ausgelöscht, und die Tabakswolken immer weniger beleuchtet, so daß sie zuletzt im Dunkel verschwanden. Wir aber merkten es nicht. Wir plauderten wie Kinder und wurden erst aus unseren heiteren Träumereien vom Oberkellner geweckt, der uns lächelnd darauf aufmerksam machte, daß wir die Einzigen im ganzen Lokal waren, die nun den letzten Kellner daran hinderten, die nötige Ruhe zu finden. Dann standen wir auf und gingen mit einander in die Nacht hinaus. Mehr als einmal aber wanderten wir noch lange die Straße auf und nieder, die Stille der schlafenden Stadt genießend, den weißen Schneeglanz über Straßen und Dächern im Winter, das frische Grün im Frühling, und wenn der Himmel von tausend funkelnden Sternen glänzte, alles noch stärker genießend.

Vieler solcher Abende entsinne ich mich. Was insbesondere diesen Zusammenkünften einen Glanz verlieh und sie zu Ruhestunden mitten im unruhigen Hauptstadtleben machte, das war der unbeschreiblich feine und stille Humor, womit Hugo Brenner Menschen und menschliche Verhältnisse anschaute und beurteilte. Ohne Humor wird ja eigentlich der begabteste Mensch auf die Dauer einförmig. Bei diesem Manne aber war es, als sei der Humor keine Eigenschaft gewesen, sondern sein eigenstes, inneres Wesen selber. Ob dieses immer der Fall gewesen, darüber gab mir Brenner ebensowenig Aufklärung, wie er es über andere Angelegenheiten that, die ihn selbst betrafen. Aber nicht selten hatte ich den Eindruck, daß gerade dieser Humor das letzte Stadium einer Entwickelung bezeichnete, von der ich die vorhergehenden nur ahnen konnte. Ja, ich hatte zuweilen die Empfindung, gerade wenn sein Geist sich am freiesten erging, daß ich eben das in seiner Persönlichkeit genoß, was einst des Gebers größter Schmerz gewesen. Er machte mir den Eindruck eines Dichters, der sein eigenes Leben zu einem Gedicht gemacht, und in seiner Person eben das gab, was man von den Anderen in ihren Büchern, in ihrer Kunst erhält.

Er war sein eigener Dichter, wie er selbst einmal äußerte, und er zwang mich, ohne es zu fordern, vielleicht ohne es zu wissen, zu ihm emporzusehen, wie zu einem Manne, von dem ich ahnte, daß er ein reiches Leben besaß, deshalb, weil er es wirklich gelebt hatte.

IV.

Eines Tages wurden Brenner und ich Duzbrüder, und dies kam ebenso wunderlich, wie unser Umgang überhaupt. Ganz einfach so, daß der Mann anfing, mich Du zu nennen. Es geschah während eines ernsten Gesprächs, und ich dachte, es läge ein Irrtum vor. Da er es aber nicht nur an demselben Abend, sondern auch bei späterem Zusammentreffen fortsetzte, blieb mir kein anderer Ausweg, als diese vertrauliche Anrede ebenfalls zu benutzen. Monate später erzählte ich ihm einmal um zwei Uhr in der Nacht, wie diese eigentümliche Art von Vertraulichkeit zwischen uns eigentlich entstanden sei. Da lachte er und sagte:

„Aber erlaube mal, ist es denn nicht so am zartesten?“

So frei hatte ich mich damals keinem Menschen gegenüber gefühlt, und

trotzdem beobachtete Hugo Brenner noch immer nach mehrjähriger Bekanntschaft die größte Verschwiegenheit in Allem, was sein eigenes persönliches Leben anging. Ich wußte nicht einmal, ob er verheiratet war, oder es möglicherweise gewesen, Brenner und ich hatten nur wenig gemeinsame Bekannte, und die Fragen, die ich manchmal nicht unterlassen konnte, führten niemals zu einem Resultat. Es schien, als sei sein Privatleben Anderen ebenso unbekannt wie mir. Vielleicht kam es daher, weil seine Persönlichkeit für die wenigen, die ihn kannten, Beschäftigung genug gab, und die Kenntnis der Einzelheiten in seinem Leben zu etwas Ueberflüssigem und Untergeordnetem machte.

Die Einzige, welche einmal meine Wißbegierde einigermaßen befriedigte, war Frau Elise Bohrn. Daß sie Hugo Brenner besser kannte, als sonst Jemand, hatte ich schon lange geahnt. Und bei einem der üblichen, monatlichen Einladungen der Familie, als Hugo Brenner zufälligerweise abwesend war, brachte ich, während ich mich mit ihr unterhielt, das Gespräch auf meinen neuen Freund.

Ich hatte nicht viele Worte gesprochen, bevor ich aus der Antwort der in meinen Augen alten Frau ersah, daß ich ihr nichts über unsern Verkehr zu berichten brauchte. Sie wußte augenscheinlich Alles, was zwischen Hugo Brenner und mir passiert war. Sie war in unsere philosophischen Gespräche über das Leben und die Menschen eingeweiht, und kannte außerdem noch unsere Lieblingsgeschichten auswendig. Die Orte, wo wir uns am häufigsten trafen, waren ihr ebensowenig ein Geheimnis, als die darauf folgenden nächtlichen Spaziergänge und unsere Neigung niemals ein Ende zu machen, ehe die späte Nacht uns dazu zwang. Sie und ich kamen bei dieser Veranlassung in ein langes Gespräch mit einander, bei dem ich gewahr wurde, daß sie mein ganzes Leben ebenso gut kannte, als hätte ich mich ihr anvertraut.

„Sie brauchen dem Brenner nicht böse zu sein, daß ich dies alles weiß," sagte sie lächelnd. „Ich bin seine Freundin, und was er weiß, weiß auch ich. Aber es kommt nicht weiter. Er ist der beste Freund, den ich je gehabt, und der beste Mensch, den ich in meinem Leben getroffen habe. Von ihm selber kann ich Ihnen Nichts erzählen. Denn das liebt er nicht. Aber Sie wissen doch wohl, daß er verheiratet gewesen ist?"

Ich schüttelte den Kopf.

Sie lächelte überrascht.

„Wie sonderbar. Ich dachte eigentlich, alle Menschen wüßten davon. Dann müssen Sie mir das Versprechen geben, ihm gegenüber Nichts davon zu erwähnen. Es war eine sehr unglückliche Ehe. Und Nichts würde ihn so erfreuen, als wenn ich ihn glauben machen könnte, daß all dies Unglück seit langem vergessen ist. Denn Mitleid mag er nicht."

Ich konnte es nicht unterlassen, Frau Bohrn anzusehen während sie sprach. Diese fünfzigjährige Frau, in deren Heim ich so oft gekommen, die ich so oft gesehen, war in diesem Augenblick plötzlich wie ein ganz neuer Mensch geworden. Sie sah verjüngt aus, und in ihren Augen schimmerte es wie von Glück. Es machte mich ganz verwirrt, denn es war mir, als hätte ich plötzlich in das Geheimnis zweier Menschen einen Einblick bekommen, den ich nie gewünscht und nie begehrt hatte. Vielleicht war es, weil sie meine Verwirrung merkte und mich sie vergessen machen wollte, daß sie, ohne ein erklärendes Wort, sich plötzlich zu mir wendete, mir die Hand reichte und mir mit einem seltsamen Blick gerade in die Augen sah. Niemals wieder bin ich einem solchen Blick begegnet. Er war freimütig und klar wie der eines Kindes, dabei voller Schelmerei wie bei einem jungen Mädchen. Aber gleichzeitig lag in ihm die durch das Alter gemildert Wehmut der resignierten Frau, und als ich meinen Blick

www.libtool.com.cn

von dem ihrigen abwendete, war er trübe. Vielleicht eben deshalb schien es mir, als verliehen die grauen Haare den braunen einen Glanz wie von einer Glorie.

Als ich Hugo Brenner einige Tage später traf, hütete ich mich wohl, ihn meine Unterredung mit Frau Bohrn ahnen zu lassen. Ich konnte mich aber nicht enthalten, leise das Gespräch auf sie hinüber zu leiten. Aus dem Blick, den mir Brenner zuwarf, begriff ich, ohne recht zu wissen weshalb, sowohl daß er Frau Bohrn später als ich getroffen hatte, als daß meine Vorsicht überflüssig gewesen. Er wußte augenscheinlich von der Unterredung, ob er sie ganz kannte oder nicht, das erfuhr ich nie. Ruhig und nachdenklich, wie er es im Allgemeinen zu thun pflegte, fing Brenner an, sich über die Person und den Charakter seiner Freundin auszulassen. Er sprach, als gewähre es ihm eine große Freude, mir ihr Bild zu zeichnen. Indessen berichtete er gegen seine Gewohnheit, wenn er sich über Menschen äußerte, keinen einzigen Zug aus ihrem Leben, auch nicht eine einzige kleine Anekdote. Statt dessen sprach er mit starken, sichern Worten seine grenzenlose Bewunderung aus, ja eine Sympathie so intensiv, daß ihm die Stimme fast versagte. Was ihn so an diese Frau gefesselt hatte, oder wie er eigentlich ihre Bekanntschaft gemacht — davon erzählte er dagegen nichts. Auf diese Weise wurde seine Mitteilung zu einem Gefühlsausbruch, in eine Art von nüchterner Schilderung eingekleidet, die ergreifend wirkte dadurch, daß er die alltäglichsten Worte wählte, die in einem anderen Zusammenhang nnd anderem Tonfall ausgesprochen, vollkommen bedeutungslos gewesen wären.

An diesem Abend besuchte ich Brenner zum ersten Mal in seinem Heim. Wie es gerade kam, kann ich mich nicht entsinnen. Ich weiß nur, daß wir spät Abends zusammen nach seiner Wohnung gingen, die, aus zwei Zimmern bestehend, eine halbe Treppe hoch gelegen, vollkommen isoliert in der Nähe von Humlegården lag. Es fiel mir nicht ein, daß mir hier die Aufklärung werden sollte über das Eigene in der Persönlichkeit Brenners, das mich beschäftigt hatte vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an. Ich war nur froh über diesen Beweis von Freundschaft seinerseits. Denn ich kannte ihn jetzt hinreichend um zu verstehen, daß es ein solcher war. Dennoch trat ich nicht ohne eine gewisse Neugierde ein in dies, für die ganze übrige Welt abgesperrte Heiligtum, und das Erste was ich bemerkte, war ein Portrait auf dem Schreibtisch. Es stand so, daß ich nicht sehen konnte, wen es darstellte, ohne direkt an den Schreibtisch heranzutreten, um es zu betrachten. Nur so viel konnte ich unterscheiden, daß es ein Frauenkopf war, eine jener jungen Knospen, die fast mehr Kind als Weib sind. Und im nächsten Augenblick änderte sich wieder der Eindruck, so daß es mir war, als erkenne ich die Züge von Frau Bohrn. Ich konnte es aber nicht entscheiden, und als Brenner eine Flasche Wein und ein paar Gläser herbeigeholt hatte, war das Gespräch bald wieder in Gang, den Spuren folgend, die aufzusuchen unsere Gewohnheit geworden.

Dieses Mal aber konnte ich meinem Freunde nicht mit demselben Interesse wie gewöhnlich folgen bei seinen Auseinandersetzungen vom Verhältnis zwischen Dichtung und Leben, Leben und Tod, Traum und Wirklichkeit. Unbewußt hielt mich die neue Umgebung, in die ich so unvorbereitet hineingestellt worden, gefangen. Ich betrachtete die Möbel, von denen nur wenige vorhanden waren, sehr einfache, altmodische, schwere, bequeme Mahagonisachen, die mit vielem Geschmack und einer gewissen liebevollen Sorgfalt zusammengestellt waren, die bewies, daß der Besitzer Wert darauf legte sich zwischen ihnen heimisch zu fühlen. Die Wände waren größtenteils mit gut eingebundenen Büchern angefüllt, die in einfache, zierliche Reihen geordnet waren. Aber überall wo noch ein Platz leer war, hingen Kupferstiche oder Radierungen. In allen möglichen

Größen waren sie vertreten, von einer kolossalen Radierung an, welche die ganze Wand über dem Sofa einnahm, bis zu den allerkleinsten Formaten, in anspruchslosen Rahmen überall dort eingefügt, wo die Phantasie ein Bild anbringen konnte. Als ich sie näher betrachtete, fand ich, daß sie alle, ohne Ausnahme von Rembrandt waren. Ich glaube nicht, daß ich je so viele Abbildungen von Rembrandts Werken auf einmal gesehen habe. In ganz eigentümlicher Weise harmonisierten sie sowohl mit dem Zimmer als mit dem Manne, der mir gegenüber saß, und der in seinem ganzen Leben, in Gesprächen, in Träumen, in allen seinen Interessen jene wundersam magische Mischung unseres Lebens von Geist und Körper zu suchen schien, welche der große Meister aus Amsterdam in Farben darstellte und in ewig bleibenden Umrissen zeichnete. Aber es war doch nicht dieses Gefühl, das mich am stärksten oder ausschließlich beherrschte. Es war das Gefühl, daß es wohl nicht allein eine männliche Hand gewesen, die dieses kleine Heim mit seinem unbeschreiblich harmonischen und schönen Gepräge zu ordnen vermocht hatte. Instinktiv wendete ich meine Augen nach dem Schreibtisch hin, wo das Portrait stand, im Schatten eines großen Lampenschirms, der es zur Hälfte verbarg. Es kam mir vor, als ginge alle Wärme im Zimmer aus von diesem kleinen Portrait, in seinem einfachen Rahmen von geschliffenem Glas. Dieses Portrait war der Mittelpunkt, um den sich alles Andere gruppierte. Um dieses Bild, das ich nicht sehen konnte, drehten sich die Gedanken des einsamen Mannes, welcher hier wohnte, und der von einem zufälligen Einfall geleitet, mich diese Stimmung des heimatlichen Friedens, den eine abwesende Hand seiner ganzen Wohnung geschenkt hatte, teilen ließ. Oder war er vielleicht nicht einsam? War er möglicherweise glücklicher als ich glaubte? Ich konnte nicht nein und wollte nicht ja antworten.

Erst als Hugo Brenner hinausging um Selterswasser hereinzuholen, glaubte ich mich berechtigt, die Lösung des Rätsels zu erhalten. Obgleich ich fast ein Gefühl hatte, als begehe ich einen Verrat, stand ich von meinem Platz auf und sah das Portrait an. Zu meiner Bestürzung fand ich, daß ich vollkommen fehlgesehen hatte. Das Portrait stellte kein Weib dar, sondern ein Mädchen von vierzehn Jahren etwa, ein wirkliches Kind. Sie war ungewöhnlich schön mit großen, traurigen Augen, die an Brenners eigene erinnerten. Ihr Gesicht war feingeschnitten, von ovaler Form, und es lag in diesem ganzen wunderlichen Kindergesicht ein Ausdruck, der mich an die Worte denken ließ, von denen die da jung sterben. Niemals hatte die Mischung von Weib und Kind, so schien es mir, einen solchen Ausdruck auf einer Photographie gefunden wie hier, und während ich mich wie ein Dieb fühlte, der sich einschlich um einen Blick in die Geheimnisse eines Anderen zu erhaschen, bekam ich ohne zu wissen weshalb, Thränen in die Augen.

Ich wußte nicht, ob Brenner ein Kind in seiner Ehe gehabt. Aber ich ahnte, daß in der Geschichte dieses kleinen Mädchens wahrscheinlich die Erklärung seines Schicksals lag, von dem ich nicht einmal die Umrisse kannte, und von dem ich zuweilen meinte, daß es sich nur in meiner Einbildung so vergrößere. Als Brenner wieder hereintrat, ging ich im Zimmer hin und her, in Gedanken versunken, und mußte mir Gewalt anthun, um zur Wirklichkeit zurückzukehren.

„Nicht wahr?“ antwortete er und ließ seinen Blick umhergleiten. „Es ist schön hier.“

Und als ob er geglaubt mit seinem Ton etwas verraten zu haben, was verschwiegen sein müßte, fügte er hinzu:

„Ich habe Zeit genug gehabt alles zu ordnen. Denn ich wohne hier seit zwölf Jahren. Und ich gehe auch nicht weg von hier bis man mich, die Füße voran, hinausträgt.“

Das letzte sagte er in einem leichten und heiteren Ton und spülte gleichsam die Worte hinunter mit einem Riesenschluck aus dem geschliffenen Glase.

Da mußte ich wieder an Frau Bohrn denken. Es kam mir vor, als steige sie empor, irgend woher im Zimmer selbst, als schwebe ihre Seele über dem Ganzen. Nicht so, daß ich glaubte ein Gast in einer Wohnung zu sein, die ein Mann sich eingerichtet, um dort in Ruhe die Gattin eines anderen Mannes empfangen zu können. Sondern so, als gehöre sie in irgend einer unerklärlichen Weise zu dem Allen, was ich um mich sah, selbst zu dem verblaßten Portrait auf dem Schreibtisch.

Und als ich allein heim ging nach einem langen Gespräch, das diesmal, just aus Interesse für meinen Freund selber, mich nicht interessierte, klangen in meinen Ohren die Worte nach, die Frau Bohrn einst sagte:

„Er ist der beste Mann, den ich kenne, und der beste Freund, den ich gehabt."

V.

Es kommt eine Zeit im Leben der meisten Menschen, da man, wenn auch nicht Alles, so doch viel vergißt, da neue Verbindungen eingegangen werden und alte in den Schatten treten, da Alles neu wird und das Vergessen des Vergangenen mit dem Glück in der Gegenwart zusammenhängt. Das ist, wenn man sich verliebt, wenn man daran arbeitet sich ein Nest zu bauen und nur von einem einzigen Glückstraum beherrscht wird, der alles andere in völlige Kleinigkeiten verwandelt. Während dieser Zeit, die auch für mich einmal kam, vergaß ich Hugo Brenner ganz und gar, und als ich ihn zufälligerweise eines Tages wieder traf, fühlte ich mich verlegen, weil ich eine Treulosigkeit begangen, hoffte aber gleichzeitig, daß sie mir verziehen würde.

Er kam auch sofort auf mich zu — es war an einem schönen Frühlingstage — rief mir schon von Weitem Guten Tag entgegen und schüttelte mir in bester Laune die Hand.

„Was denkst Du diesen Sommer zu thun?" war seine erste Frage.

War es vielleicht die Frühlingssonne, die diese Frage hervorrief, welche sonst aus Brenners Munde ungewöhnlich geklungen. Ich antwortete, froh daß er weder verstimmt noch beleidigt aussah, im selben Ton:

„Am nächsten Sonntag werden meine Braut und ich zum zweiten Male aufgeboten. In zwei Wochen heiraten wir. Darauf zieh ich mit meiner Frau nach Skärgården hinaus."

Hugo Brenner wußte natürlich sehr gut, daß ich verlobt war. Aber während der letzten Zeit hatten wir uns allzu selten getroffen, als daß er hätte wissen können, wie nahe meine Hochzeit bevorstand. Er war deshalb froh überrascht, und es rührte mich sehr, daß er auch nicht im mindesten sich dessen zu entsinnen schien, wie ganz ich ihn selber vergessen hatte. Er legte beide Hände auf meine Schultern, und es kam ein zugleich weicher und jugendlicher Ausdruck in sein Gesicht.

„Thust Du das?" sagte er. „Das ist Recht. Das hätte ich in Deinen Jahren auch thun sollen. Dann wäre manches anders gewesen."

In diesem Augenblick kam er mir so jugendlich vor und so voller fast zärtlicher Teilnahme, daß es mir beinahe schien, als stände ich vor einem neuen Menschen. Ja, die ganze Art und Weise seines Benehmens gab mir plötzlich den Mut, mich mit einer Bitte hervor zu wagen, die ich bisher, da ich seine Zurückgezogenheit kannte, stets auf eine passendere Gelegenheit verspart hatte.

Diese schien mir jetzt gekommen, und indem die Reihe nun an mir war, still zu stehen, sagte ich:

„Und nun mußt Du mir das Versprechen geben, mich zu besuchen, wenn ich ein eigenes Heim habe."

Brenner antwortete zuerst nicht. Aber er nahm seine Hände von meinen Schultern, und seine Augen blickten weg. Darauf zog er meinen Arm unter den seinen, und indem wir das Straßentrottoir entlang schritten, sagte er:

„Ich nehme großes Interesse an Dir. Und ich werde Dich niemals mehr aus den Augen verlieren. Ich bin Dir auch dankbar, daß Du Geduld gehabt hast mit einem so kuriosen alten Einsiedler, wie ich bin. Aber ich verspreche Dir nicht, daß ich Dich besuchen werde. Ich verspreche es nicht. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es nicht trotzdem sehr wohl mal geschehen könnte. Wenn man so alt geworden ist wie ich, hat man allerdings seine Gewohnheiten. Und die giebt man nicht auf, weil ein junger Freund hingeht und sich verheiratet."

Damit trennten wir uns. Aber an meinem Hochzeitsmorgen bekam ich von Hugo Brenner eine Karte, in der er mir Glück wünschte.

VI.

Indessen, Hugo Brenner kam niemals zu mir in mein Heim, und während der Jahre, die nun folgten, trafen wir uns selten. Undankbar, wie der Mensch ist, stets geneigt aus dem Augenblick, in dem er lebt, das herauszugreifen und fest zu halten, dessen er gerade bedarf, ging es mir auch so, daß ich, vielleicht ohne es zu merken, immer mehr unsere alten Abendstunden versäumte. Brenner hielt sich seinerseits ebenfalls fern, wie es mir schien, mit Absicht. Er hatte nun ein für allemal die Auffassung, daß ein Mann, wenn er sich verheiratet, zur selben Stunde mit seinem ganzen früheren Verkehr bricht. Welche Erfahrungen eine solche Auffassung veranlaßt hatten, war ich damals weit entfernt zu ahnen. Das Leben riß mich mit sich fort, mein eigenes Leben mit seinen Freuden und Sorgen. Und ich vergaß Hugo Brenner, seine Sorgen und sein Schicksal über all dem Neuen, was mit Frau und Kind und eigenem Heim zu mir gekommen.

Ganz habe ich ihn doch nicht vergessen. Ich entsinne mich noch, daß oft, wenn meine Gedanken in der Vergangenheit herumsuchten, Hugo Brenners Gestalt in meiner Erinnerung emporstieg, und dann konnte ich wieder ganz dieselbe Begierde empfinden, ihn zu verstehen, wenigstens so viel von ihm zu wissen, daß sein Bild klar wurde und der Schatten schwand; ja zuweilen fühlte ich deutlich, daß gerade diese Begierde es gewesen, die von Anfang an mich stärker vielleicht als alles andere getrieben, seine Gesellschaft aufzusuchen. Später, als das Leben mich selbst auf die Schattenseite hinüberführte, sehnte ich mich oft nach einer harmonischen, ruhevollen Persönlichkeit, die über alles erhaben schien, was Glück und Unglück heißt.

Da plötzlich eines Tages wurde ich stärker als je an Hugo Brenner erinnert. Ich las in einer Zeitung unter den Todesanzeigen den Namen Elise Bohrn, und das Herz wurde mir ganz weich dabei. Wie viele Jahre waren nicht verstrichen, seit ich mich in jenem Kreis befunden, den diese seelenvolle Frau mit ihrem jugendlichen Gesicht und dem ergrauten Haar um sich versammelt hatte. Wie viel Kummer, wie viele wechselnde Menschenlooſe, Todesfälle und Ehen, neue kleine Menschen, die in die alte Welt hineingezogen, neue Interessen, neues Streben, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ideen und Arbeiten waren seitdem

www.libtool.com.cn

nicht im großen Strom von Schicksal und Ereignissen herumgewirbelt! Ich las die Anzeige wieder durch, ein Mal nach dem anderen, als könnte sie mir etwas berichten von all dem, was ich, so schien es mir jetzt, versäumt und für immer verloren hatte. Es stand da: „Im sechszigsten Lebensjahre.“ Ja, ja, mehr als zehn Jahre waren seitdem vergangen. Es stand auch das Wort „verwittwet“ daneben. Das war ja auch der Fall. Auch das hatte ich vergessen. Oder die Zeit, die im Wirbel des Lebens so kurz wird, hatte nicht hingereicht um es meinem Gedächtnis einzuprägen. Ihr Mann war auch gestorben, vor einigen Jahren schon, damals hatte ich große Lust gespürt Frau Bohrn einen Besuch zu machen, aber das Gefühl vielleicht ungelegen zu kommen, hatte mich davon abgehalten. Da hatte ich einen Kranz und einige Zeilen geschickt, und zur Antwort die ceremonielle, gedruckte Karte mit der Danksagung der Wittwe erhalten.

So war sie denn wiederum, wie so viel anderes, was mir einst lebendig und nahe gewesen, aus meiner Erinnerung entschwunden, und ich wußte nur das von ihr, daß sie nach dem Tode ihres Mannes seinem Andenken gelebt, stets schwarzgekleidet gegangen war und sich vom Gesellschaftsleben zurückgezogen hatte.

Aber diese Todesanzeige in der Zeitung führte meine Gedanken wieder zurück in den Kreis, in dem ich mich damals so heimisch gefühlt. Gesichter, die lange vergessen gewesen, die mir einst entgegen gelächelt hatten, wurden wieder lebendig, und unter diesen mußte ich vor Allem wieder an Hugo Brenner denken. Wie lebte er wohl jetzt? Was trieb er? Wohnte er überhaupt noch in den schönen Zimmern auf Ostermalm, von denen er einst erklärt, nicht lassen zu wollen, ehe sie ihn hinaustrügen „die Füße voran“.

Ich wußte nichts darüber. Aber meine Erinnerungen wollten mir keine Ruhe lassen. Ich schickte Blumen nach dem Trauerhause mit einem Gefühl, als lösche ich dadurch eine Schuld aus. Aber selbst diese alltägliche Handlung veranlaßte nur, daß meine Gedanken sich um so lebhafter mit der Vergangenheit beschäftigten. Sie kam mir entgegen mit warmen Blicken, und gute Worte, die einst in meinen Ohren klangen, wurden wieder laut. Aber ich befand mich mitten in einer Arbeitsperiode, und ich entsinne mich noch, daß ich mich anstrengen mußte um mit Gewalt mich dieser Gedanken zu erwehren, die mich störten und mir lästig und sinnlos erschienen.

VII.

Da führte mich eines Abends der Zufall durch die Straße, von der ich wußte, daß Hugo Brenner dort gewohnt hatte. Ich war gerade im Begriff an seinen Fenstern vorüber zu gehen, als ich hinter den hellen Gardinen, die heruntergelassen waren, den Schatten eines Mannes sah, der sich hin und her bewegte. Unwillkürlich blieb ich stehen, und zuletzt schien es mir, als wartete ich dort nur um zu sehen, ob dieser Schatten denn nie rasten würde.

Ich weiß nicht, welches Gefühl während dieser kurzen Minuten Gewalt über mich bekam. Es war ganz, als müsse ich, es koste was es wolle, dieser mechanischen Wanderung Einhalt thun. Und ohne zu überlegen, ohne mir auch nur erklären zu können weshalb, stieg ich die Treppe hinan und klingelte im nächsten Augenblick an der Thür.

Sofort als ich das schrille Läuten der Glocke hörte, bereuete ich es. Was sollte ich sagen? Ich konnte ja Brenner nicht darüber aufklären, was ich ihm zu sagen hatte, oder weshalb ich eigentlich gekommen war. Ich wußte es ja kaum selber.

www.ZOBODAT.at

Trotzdem hatte ich, eine Minute später, das Alles gethan. Das Unmögliche war geschehen, und nicht einmal Brenners erstaunter Blick hatte mich abgeschreckt. Ehe ich wußte, wie es zugegangen, waren die Worte über meine Lippen geglitten:

„Ich sah Dich dadrinnen, und ich konnte es nicht lassen hereinzukommen."

Brenner hieß mich nicht willkommen, und ich hatte die Empfindung, als sei ihm meine Nähe weder angenehm noch unangenehm. In seinem ganzen Benehmen lag etwas, das ich eine erhabene Gleichgiltigkeit nennen möchte. Wenn es wahr ist, daß ein Mensch etwas wie eine Geister-Atmosphäre an sich haben kann, so war dies gerade jetzt mit Hugo Brenner der Fall. Alles schien ihm fremd zu sein, gleichsam in weiter Ferne zu liegen, und er selbst war so von seinem Eigenen erfüllt, daß dies ihm genug war. Ich konnte es dem Tonfall seiner Stimme anhören, die noch gedämpfter geworden. Als er mir voraus durch die Thür ging, sah ich auch, daß sein Rücken krumm geworden. Als wir aber einander gegenüber saßen, was wir so lange nicht gethan, da ergriff mich mit einem Male ein beklommenes Mitgefühl. Hugo Brenner war alt geworden. Seine Haltung war elastisch wie ehedem. Aber Haar und Bart waren fast weiß geworden, das Gesicht hatte Furchen, und die Augen, die ihren milden, hellen Blick beibehalten, lagen tiefer als früher, umgeben von Schatten, die neu waren.

Das Gespräch verlief anfangs etwas mühsam, wie zwischen Menschen, welche den Faden aus einem früheren vertraulichen Verhältnis verloren haben. Nach und nach aber glückte es uns ein Gesprächsthema zu finden, das uns interessierte, und einen Augenblick schien es, als ob wir unsere alten Debatten fortsetzen sollten wie in früheren Zeiten. Plötzlich merkte ich, daß Brenner nicht mehr auf meine Worte hörte. Sein Kopf war auf die Brust niedergesunken, und sein Blick starrte ins Dunkel hinaus. Wahrscheinlich hatte er ganz vergessen, daß ich mich im Zimmer befand.

Ein langes dumpfes Schweigen folgte, und während der Beklemmung, die sich meiner bemächtigte, konnte ich meine Augen nicht von diesem Manne wenden, der da zusammengesunken vor mir saß, von einem Schicksal niedergebeugt, das ich nicht kannte. Er war schön, trotzdem er gealtert war, und sein Ausdruck der jetzt streng war, wirkte so auf mich, daß ich von Ehrfurcht erfüllt mich am liebsten schweigend fortgeschlichen hätte.

Bei einer Bewegung, die ich machte, sah er plötzlich auf.

„Ich habe gewiß lange geschwiegen," sagte er.

Ich nickte blos als Antwort — wußte nicht, ob ich bleiben oder gehen sollte. Da sah er mich wieder an, als ob er sprechen wollte. Aber die Stimme versagte ihm, und mich ergriff ein Schrecken. Denn seine Brust arbeitete so furchtbar, daß mir die Phantasie vorschwebte, ich wäre nur gekommen, um ihn sterben zu sehen. Im nächsten Augenblick lag er mit Kopf und Armen auf dem Tisch und weinte wie ein Kind.

Es war schrecklich einen alten Mann in solcher Aufregung zu sehen. Es kam so plötzlich, so unvorbereitet, und so gewaltsam, daß es mir blitzschnell Alles sagte. Aber kam diese Aufregung bei einem Manne, der sich so beherrschte wie Brenner, überraschend, so war es das, was jetzt folgte, noch mehr. Außer Stande mich zurück zu halten, schritt ich auf ihn zu und legte meine Hand auf seine Schulter. Kaum hatte er aber die leichte körperliche Berührung durch einen Andern gespürt, als auch das heftige Schluchzen aufhörte, und er mit einer Stimme, worin die widerstreitendsten Leidenschaften sich mischten, ausrief:

„Einmal m u ß man doch sprechen. Ein Mal! Zuletzt kommt doch die Stunde, da man nicht alles allein tragen kann, da man sich einem anderen

mitteilen muß. Wie ging es zu, daß Du gerade jetzt durch die Thür hereintrateſt? Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß ich hier Tagelang umhergegangen bin, und die Rechnung meines eigenen Lebens aufgeſtellt habe, Alles, was geweſen, gegen das Nichts, was noch iſt, um ein Fazit zu finden. Aber ich kann es nicht finden. Und ich kann es nicht, weil ich nicht dichten kann, weil ich mein Eigenes nicht umzuſetzen vermag in etwas anderem, wie Ihr Dichter es könnt, Ihr tauſendmal glücklichere Menſchenkinder, die Ihr Euer Leiden los werden könnt, weil Ihr es ausſprechen könnt."

Er ſchwieg eine Weile und bedeckte ſeine Stirn mit der Hand.

„Du glaubſt vielleicht, daß ich immer derjenige geweſen, der ich jetzt bin," ſagte er etwas ruhiger. „Und ich begreife, wenn Du Dich darüber gewundert haſt, daß ich in früheren Tagen niemals über mich ſelber ſprach. Ich habe es einige Male gemerkt, als wir uns damals trafen."

Er lächelte und ein matter Schimmer der früheren Schalkhaftigkeit kam in ſeine Augen.

„Aber ſo verhält es ſich nicht," fuhr er fort. „Eher ſo, daß wir großen Schweiger früher . . . in der Jugend . . . als es leichter ging . . . uns zu ſtark ausgeſprochen. Kannſt Du mich verſtehen, wenn ich Dir ſage, daß ich früher, als ich jung war, über mich ſelber ſprach, über alles, was meine Seele anging, was ſie beſchäftigte oder erfüllte, und das jedem Menſchen gegenüber, zu dem ich mich hingezogen fühlte, und war es auch nur durch eine plötzliche und zufällige Sympathie? Ja, das iſt die Wahrheit, mein Freund. Tauſendmal die Wahrheit! Ich hatte einen Hunger nach Menſchen, einen Hunger danach, mich ihnen mitzuteilen. Ich war dankbar, wie für die größte Gabe, wenn Jemand mir auf halbem Wege entgegenkam und mir von dem Seinen gab. So war ich, als ich einſt jung war und ganz ich ſelber. Später wurde ich zu etwas anderem. Vielleicht trug ich eine Maske, weil ich den Schmerz fürchtete, mich zu entblößen und Gleichgiltigkeit zu begegnen. Ich hatte Angſt, mit mir ſelber allein zu ſein, wenn ich einmal die Leidenſchaft hatte zu Worte kommen laſſen. Aber jetzt will ich über mich ſelber berichten, ſo wie ich es nie zum zweiten Male können werde, jetzt, da ſie tot iſt, zu der ich immer ſprechen konnte."

„Sie war die Gattin eines anderen Mannes, und ſie wurde nie die meine. Und wenn Du mich jetzt anhörſt, darfſt Du mich nicht unterbrechen. Wunderſt Du Dich darüber, weshalb ich rede, ſo will ich Dir antworten. Ich berichte Dir alles, weil ich wie die großen Dichter das Bedürfnis habe, mich ſelber zu ſehen, ſo wie ich geweſen bin, ſo wie ich bin, und ſo wie ich hätte ſein können. Ich ſpreche mich aus, weil ich nicht anders kann. Wenn der Bericht zu Ende iſt, kannſt Du gehen. Aber dann ſollſt Du auch wiſſen, daß Du mir die größte Hilfe geleiſtet haſt, die ein Menſch in dieſem Leben mir noch leiſten kann."

Er ſchwieg einen Augenblick, und gleichzeitig ſchlug die große Uhr an der Wand hinter uns acht melodiſche Schläge. Hugo Brenner horchte, bis der letzte Schlag verhallt war. Dann begann er ſeinen Bericht.

(Fortſetzung folgt.)

www.libtool.com.cn

Was hat Deutschland in China zu erwarten?

Von **Alexander Ular.**

Es hieße Husaren nach Krefeld versetzen, wollte man jetzt noch denen das Wort reden, die glauben, kriegerischer Glanz sei das beste Mittel zwischen einem europäischen Kulturstaat und außereuropäischen, unter Schutz zu stellenden Gebieten fruchtbare Beziehungen anzuknüpfen.

Deutschlands Zukunft scheint jetzt nicht mehr so sehr auf dem Wasser zu liegen wie früher. Sie liegt vielmehr jenseits des Wassers, auf dem Lande, auf dem uralten, großen, reichen, unerschöpflichen Lande Ostasiens.

So heißt es jetzt; und mit Recht. Aber dann ist es auch an der Zeit, mit Stumpf und Stiel den verhängnisvollen Irrtum auszurotten, als sei diese Zukunft durch politischen und militärischen Machtaufwand begründet oder wohl gar auch schon gesichert worden! Sonst könnte es in China den Deutschen gehen wie vor anderthalb Jahrhunderten den Franzosen in Vorderindien.

Was *muß* Deutschland in China? — — Was *kann* es? — — Was *will* es? — — Das sind die drei Fragen, die sich seit 1900, seit dem als siegreich betrachteten Streit gegen die Windmühlen chinesischen Volkshasses, jedem aufdrängen, der mit Freude oder Erstaunen die plötzliche, überraschende Entwicklung deutscher Thätigkeit in Ostasien verfolgt. Und wer thäte das nicht?

Diesen drei Fragen gegenüber, die so viel Stoff zu schwungvollen Ergüssen, die so viel Vorwände für Forderungen aller Art liefern, deren landläufige Beantwortung eine solche Unsumme von Oberflächlichkeit und Vorurteil darstellt; diesen in den Scheinwerfern einer wolkenlosen Zukunft beleuchteten Fragen, stellt sich ganz von selbst eine andere gegenüber, die in der Gegenwart und in der Wirklichkeit ihre Antwort sucht, und die erst einmal gelöst werden muß, ehe man überhaupt an die Besprechung jener anderen vernünftigerweise herangehen kann.

Was hat Deutschland in China zu erwarten?

Da bleibt festzustellen, wie *jetzt* die Verhältnisse liegen; wie *jetzt* die deutsche Wirksamkeit in China zu lenken ist, um nutzbringend zu werden; wie *jetzt nicht* vorzugehen ist, vor allen Dingen; und ganz besonders noch, an welcher Stelle *jetzt*, in einem Augenblick, wo man so gründlich mit sich zufrieden sein zu dürfen glaubt, die eigentliche große Schwierigkeit, die wirkliche Gefahr für Deutschlands Zukunft in Ostasien liegt.

Diese Gefahr, wenn sie überhaupt vorhanden ist, wird entweder in China selbst zu suchen sein, oder aber in den Bestrebungen eines ähnlich wie Deutschland in China vorgehenden Gegners. Es wird daher, um ihr nachzuforschen,

www.libtool.com.cn

im Folgenden viel mehr von China oder von solchen mittelbaren Widersachern die Rede sein müssen als von Deutschland selbst.

Den besten Hinweis zur Erkenntnis deutscher Möglichkeiten, Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten in Ostasien findet man in der ganzen Art und Weise, wie bisher von Deutschland aus kolonisiert worden ist.

Ein hoher, grundgescheiter, chinesischer Würdenträger sagte mir einmal:

„Im Grunde genommen giebt es nur drei Kolonisationsmethoden in Europa, das Aufkaufen, das Verdrängen und das Totschlagen. Und alle drei sind bei uns so ziemlich machtlos."

Sehr richtig bemerkt.

Mit dem Aufkaufen meinte er die englische Methode. Erst Handel treiben, wirtschaftliche Abhängigkeit erzielen, dann kommt das Regieren und der thatsächliche Besitz hinterher ganz von selbst.

Das Verdrängen ist die russische Spezialität. Da kommt durch Bevölkerungshinüberschiebung zuerst der thatsächliche Besitz und das Regieren zu stande und dann . . . sollte wenigstens die wirtschaftliche Herrschaft hinterdrein folgen. Leider glänzt sie allerdings gegenwärtig noch überall im russischen Kolonialreiche mehr oder weniger durch Abwesenheit. Ja es ist sogar dazu gekommen, daß, vom Baikal bis zum Ozean, man Fremden, nämlich den Chinesen, die wirtschaftliche Macht geradezu hat anbieten müssen, um im eigenen Lande nicht jämmerlich zu Grunde zu gehen. — Wo da in eisigem Lande auf riesigen unbebauten Höfen rings um die Häuser russischer Mist unnütz und wehmütig zum Himmel stinkt, zeugt nebenan in schönen Gärten und auf blühenden Feldern chinesischer Dünger aus unfruchtbarer Erde prachtvolle Blumen, reiches Korn und saftiges Gemüse. Wo der herrschende Russe schmutzstarrend, faul hinterm Ofen liegt und . . hungert, schafft sich der saubere, fleißige Chinese ein nutzbringendes, sorgenloses Dasein. Das Land lebt von ihm, wenn es auch dem andern gehört. — Man sieht daraus, daß die Verdrängungsmethode auch ihre schlechte Seite hat . . . wenn nämlich nachher jemand kommt, der es noch besser versteht sich festzusetzen. Aber klar ist es doch, daß die Verdrängung, die Völkerwanderung, um ein unzeitgemäßes Wort für eine zeitgemäße Sache zu verwenden, im Grunde genommen die natürliche, die absolute Kolonisationsmethode ist; denn sie kolonisiert von vorn herein mit Menschen, die Leib und Seele haben, nicht wie die englische Methode mit Geldkraft, die man in die Ferne überträgt.

Wenigstens hat diese kolonisierende Geldkraft noch das für sich, daß sie vielfach Menschen nach sich zieht — in Indien ganze 70000 auf 250000000 Inder — und daß sie jedenfalls dem Mutterland nützt, wenn auch fast immer zum schlimmsten Schaden des kolonisierten Landes. Was soll man aber zur dritten, zur Totschlagmethode sagen?

Da setzt sich nicht ein Volk am Wohnplatz eines anderen fest. Da wird nicht durch Handelsfleiß eine wirtschaftliche Herrschaft schließlich zur politischen. Da werden, weil man nichts schöpferisches zu vergeben hat, Soldaten und Beamte geschickt, und zunächst einmal fröhliche Raub- und Kriegszüge veranstaltet, Völker politisch geknechtet, geknebelt, „organisiert" und mit Riesenkosten regiert, worauf der Eroberer dann stolz, mit Mannesmut und Rieseneifer . . . wartet, in der Hoffnung, es könnte doch einmal zufällig jemand eine wirtschaftliche Herrschaft im Lande zu errichten suchen, oder sogar ein Kolonist am trostlosen Tausendmeilenhorizonte erscheinen.

Das ist — es war der gescheite chinesische Würdenträger der das sagte — die französische Methode. Der blutgetränkte, champagnerbespritzte Boden Madagascars harrt brünstig den französischen wirtschaftlichen Herrschern

www.libtool.com.cn

entgegen, die ihm, munkelt man, vielleicht in Gestalt auswandernder . . . Buren erstehen werden. Und im Fünfzigmillionenreiche Indochina wachen zehntausend Soldaten und zweitausend Beamte über das tragische Los von vierhundertsiebenundneunzig französischen Kolonisten . . .

Und von einer deutschen Methode sollte der grundgescheite chinesische Würdenträger nichts gesagt haben? — Doch! — Soweit sie sich auf Ostasien bezieht, fand er, daß sie eine unglückliche Mischung der englischen und der französischen wäre. Und im Uebrigen war er nicht auf dem Laufenden.

Da lag aber gerade der Hase im Pfeffer! Bis vor zwanzig Jahren hat Deutschland mit großem Erfolge auf ganz andere Weise kolonisiert . . . nur nicht im modernen Sinne des Worts. Nach Rußland, Brasilien und Nordamerika hat es Auswanderer geschickt, und überall hat es, unter mittleren Breiten und gemäßigten Klimaten, lauter wunderhübsche, kleine, abgeschlossene Deutschlands gegründet und am Leben erhalten. Aber diese kleinen Deutschlands, wahre Schmuckkästchen in schmutziger Umgebung, hatten alle völkische Verbindung mit dem Mutterlande aufgegeben. Und als mit dem Reich die politische Macht kam, empfand man das als Schwäche. Man wollte, daß das anders würde.

Ja, aber verdrängen, wie die Russen, konnte man niemanden; man saß in der Mitte von Europa eingekeilt. Wirtschaftlich etwas erobern, wie die Engländer, das ging noch nicht; erstens war man bei sich zu Hause noch nicht stark genug; und zweitens wäre überhaupt keine Zeit mehr dazu dagewesen, da andere, ältere Mächte der neuen überall zuvorzukommen drohten.

So griff man denn zur französischen, militärisch-politischen Methode, indem man sich dachte, man sicherte sich durch politische Eroberung von Kolonien Gebiete, wo später die wirtschaftliche Methode ohne fremde Konkurrenz kräftig einsetzen könnte. Die Totschlagemethode war also lange für die deutsche Kolonialpolitik eine zwingende Notwendigkeit — die allerdings leider vielen Leuten ausnehmend gefiel.

Aber jetzt besteht diese Notwendigkeit nicht mehr; schon längst paßt die englische Methode für Deutschland fast besser als für England selbst. Und unter solchen Umständen ist es ein ganz verhängnisvoller, wenn auch aus kriegerischen Erinnerungen und falsch gelenktem Volksstolze erklärlicher *Fehler*, noch immer mit Militär- und Diplomatenmacht kolonisieren zu wollen. Denn es nützt niemandem, es sei denn imperialistischen Vorurteilen; aber es hindert die Anbahnung freundschaftlicher Verhältnisse zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten.

Dieser Fehler ist seit mehreren Jahren gemacht worden. Wo es sich um halbzivilisierte oder wilde Völkerschaften handelte, war es wohl nicht so schlimm. Aber Kulturländern gegenüber führte er, wie wir weiter sehen werden, hart an den Abgrund des völligen Fehlschlags.

Lihungtschang war gerade so klug wie Bismarck, nur lebte der eine in glanzvoller Zeit, geschaffen durch glückliche Umstände, der andere in der Tragik allgemeinen, unaufhaltsamen Zusammenbruchs. Nun, Li hat den Fehler seit 1898 gesehen; er konnte sich nur darüber freuen. Bismarck hätte ihn gesehen und . . . vermieden.

Als Deutschland in China Fuß fassen wollte, hätte das gerade *nicht* auf der Grundlage politischer Uebermacht geschehen sollen. Aus zwei Gründen. Erstens, weil es sich dadurch an politischen Plänen anderer stößt, (und es wird sich herausstellen, daß es sich unnütz zum unmittelbaren Widersacher Rußlands gemacht hat), und zweitens, weil in China politische Macht überhaupt nichts bedeutet.

www.libtool.com.cn

Dies letztere hätte man wissen müssen. Wozu hat man denn Gesandte, Konsuln, Missionäre und Gelehrte?

Da verhandelt man mit Ministerien, Kaisern, Kaiserinnen, Eunuchen, Statthaltern, und Generälen, zeichnet Verträge, führt Kriege und Notenwechsel, und ist felsenfest davon überzeugt, daß wenn der Mandschukaiser oder sein Regierungskollegium gesprochen haben, die Sache für China erledigt ist! Man glaubt allen Ernstes, China sei ein Staat, wie etwa Rußland, wo irgend jemand oder irgend etwas sagen kann: l'Etat c'est moi.

Und dabei wäre es so leicht gewesen, diesen anfangs ganz verzeihlichen Irrtum aufzuklären und sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß China einfach ein riesiges Land ist, das wohl als Volksgebiet besser als Kulturgebiet eine Einheit bildet, aber als Staatsgefüge längst nicht einen so festen Zusammenhang hat wie die Vereinigten Staaten. Man wollte aber vielleicht auch wohl viel lieber im Irrtum bleiben, weil man sonst überhaupt nicht gewußt hätte, wie und wo man China anpacken sollte, wenn es doch nun schon politisch zu geschehen hatte.

So wurde der über China thronende Kaiser und seine Zentralregierung für alles verantwortlich gemacht, was den Europäern im Lande gelegen oder ungelegen kommen konnte. Und so wurden auch nach des Kaisers oder der Regierung Willensäußerung alle Zwischenfälle für geschlossen erklärt, gerade wie vom Minister Méline die Dreyfus-Affäre, als sie am schlimmsten wütete.

Was hat denn der chinesische Kaiser in China zu bedeuten? — Sicherlich nicht halb so viel wie der Deutsche Kaiser in Bayern.

Wenn von Berlin aus einmal eine kleine Wahrheit nach München telegraphiert wird, so nutzt das ja vielleicht nicht viel, aber es hat doch wenigstens das Gute, daß darüber ein ungeheurer Lärm geschlagen wird, und es beweist, daß man überhaupt in Bayern auf gewisse Berliner Stimmen hört. Ein ähnliches Vergnügen kann der Kaiser von China nie empfinden; er sollte sich nur einmal in kantoner Angelegenheiten mischen, und er würde sofort sehen, welche überraschende Wirkung er erzielte: man würde weder lärmen, noch schimpfen, noch lachen; man würde überhaupt gar nichts davon gewahr werden.

Ein wenig mag das wohl daher kommen, daß der Chinese überhaupt gar nicht begreift, wie man sich für politische Fragen interessieren kann. Der Chinese hat kein Vaterland sondern einen Heimatsort, und die lokalen, und im allgemeinen die wirtschaftlichen Fragen kommen ihm so ungeheuer viel wichtiger vor als alles andere, daß es ihn geradezu lächerlich dünkt, sich mit derartigen Dingen zu befassen, die einen fleißigen Mann nichts angehen.

Aber hauptsächlich liegt es an der jetzigen Staatsordnung, daß die chinesische Zentralregierung, mit der die Europäer fortwährend zu thun haben, in China nichts rechtes bedeutet.

Jeder weiß ja heutzutage, daß die in China regierende Dynastie Tsing nicht eine chinesische Nationalherrscherfamilie ist, sondern ein Mandschugeschlecht von nichtchinesischer Rasse, Sprache und Sitte, das sich vor zwei und einem halben Jahrhundert auf den Pekinger Kaiserthron gesetzt hat. Aber man weiß nicht so genau, daß dieses Kaiserhaus im Volke, soweit dies überhaupt mit ihm in Berührung kommt, immer nur als ein fremdes betrachtet worden ist. Es wird gleich gezeigt werden, wie der Mandschufürst Ejeber Sassaktschi überhaupt auf den Thron gelangt ist; und dann wird es auch verständlich werden, daß dieses Kaisergeschlecht sich auf seinem Throne so eigentümlich ausnimmt und benimmt.

Das ganze Mandschukaiserhaus steht nämlich nicht über dem Volke,

sondern über den Beamten. Sein Einfluß aufs Volksleben ist gleich null. Der Hof ist eine Welt und China eine andere. Und die ungeheure Beamtenklasse, die zwischen beiden steht, ist dem Kaiserhause nur so lange ergeben, wie es ihre Selbstsucht verlangt, d. h. so lange der Hof durch die Mitschuld der unzähligen Speichellecker und Streber über die Ernennungen und Beförderungen verfügt.

In ihrer Stellung zur Landesverwaltung beruht also die Macht der Zentralregierung einzig und allein auf der Beamten- und Hofintrige. Nimmt man dazu, daß sie historisch auf dem Zusammenwirken kriegerischen Zwanges und buddhistisch-klerikaler Umtriebe beruht, so ersieht man ohne weiteres, wie faul die Füße des Mandschuthrones von vornherein durch und durch gewesen sind.

Das hätte man wissen sollen, anstatt das Dasein des Kaiserhofs als Symbol für das Leben Chinas aufzufassen. Man hätte wissen sollen, daß der erste Mandschukaiser mit seinen Horden wohl Peking erobern, aber keineswegs in Frieden das große chinesische Volk regieren und so seine Kaiserwürde aufrecht erhalten konnte. Man hätte wissen sollen, daß er, um den Bestand seines Thrones zu sichern, zum Buddhismus übertrat, sich vom Dalai-Lama zum buddhistischen Kaiser chinesischer Nation ernennen ließ, und demgemäß nicht anders konnte als seine ganze innere Politik auf die Unterstützung der von Tibet, von Lhassa, aus geleiteten, buddhistischen Geistlichkeit zu gründen. Man hätte wissen sollen, daß, von Beginn an, der Mandschukaiser zum Dalai-Lama stand wie im Mittelalter der sogenannte römische Kaiser zum Papst. Man hätte auch erfahren können, daß alle Versuche späterer Kaiser, die kirchliche Abhängigkeit vom Klerus abzuschütteln, fehlgeschlagen sind, und daß der sonst so große Kaiser Kang-hsi sogar im Jahre 1720 nach langem Kulturkampfe doch noch nach Canossa gehen mußte und ein Konkordat mit dem Dalai-Lama besiegelte, wonach Tibet als Kirchenstaat unabhängig sein, aber China die Unverletztheit des tibetischen Gebiets gewährleisten sollte, während der Dalai-Lama sich verpflichtete, der Dynastie seinen Schutz und Segen angedeihen zu lassen . . .

Alles das hätte man gegenwärtig haben müssen. Dann hätte man sich wohl nicht ganz nutzlos an einen Herrscher gewandt, der Sklave seiner Beamten und Priester ist, ohne Herr seines Volkes zu sein — und wir werden weiterhin sehen, daß es nutzlos, schädlich, ja gefährlich war.

Die mandschu-chinesische Zentralregierung könnte ruhig verschwinden, und die riesige Verwaltungsmaschine, deren Triebfeder sie zu sein scheint, würde ohne die geringste Störung weiter laufen, wenn sie nur genügend geschmiert würde. Sie könnte gestürzt werden, und außer dem Heulen und Zähneklappern der Intrigenleiter, die man in Europa Höflinge und Regierungsmänner nennen würde, wäre nicht der geringste Wandel im Wohlsein, in den Sitten und Gewohnheiten, und in der Thätigkeit der Chinesen zu befürchten.

Das ist es ja gerade. Die Dynastie hat nicht den geringsten Halt im Volke. Sie ist überflüssig. Mehr noch, sie ist in ihrer materiellen Existenz vom guten Willen des Volkes abhängig. Sie verfügt nicht über die fabelhafte Geldkraft der Nation. Wirtschaftlich betrachtet ist China nicht ein Staat, sondern eher eine ungeheure Produktionsgenossenschaft, die sich aus kleineren (den Provinzen) zusammensetzt, welch letztere weiter aus vielen (Distrikt- und Lokal-) Genossenschaften bestehen. Da wird überall, nach den lokalen wirtschaftlichen, und nicht nach den kaiserlichen politischen Bedürfnissen, ein Lokalbudget aufgestellt, so zwar, daß ein gewisser Ueberschuß jedenfalls erzielt werden muß. Dieser Ueberschuß geht an die höhere Instanz, so daß sich z. B. ein Provinzbudget ganz einfach aus den Ueberschüssen der Distriktbudgets zusammensetzt,

und daß schließlich in der höchsten Instanz, d. h. von der Zentralregierung, überhaupt bloß über die endlichen Ueberschüsse aller Provinzialbudgets verfügt werden kann. Daher die Fabel, China sei arm. Thatsache ist nur, daß in China für die kaiserliche Politik nicht viel übrig ist.

Unter solchen Umständen liegt es auf der Hand, wie schwer es der Zentralregierung ist, erhöhte Erträgnisse beizubringen. Sie kann nur den Provinzialstatthaltern *nahelegen* mehr Ueberschüsse als gewöhnlich zu stellen, und höchstens noch Ratschläge erteilen, wie das zu ermöglichen sei; aber sie kann keinen Zwang ausüben, es sei denn, dem Statthalter mit der Absetzung zu drohen. Der Statthalter wieder muß mit den unteren Instanzen geradeso verfahren. Und so kommt es denn, daß jedes neue Bedürfnis der Zentralregierung nicht nur in allen Beamten- und Volkskreisen sofort böses Blut macht, sondern auch daß die kaiserliche Regierung thatsächlich vom Geschenk des Volks lebt.

Um so wichtiger aber ist es deshalb für die Dynastie, dem Volke zu imponieren. Es ist ja geradezu ihre erste Existenzfrage, vorm Pöbel groß und mächtig zu erscheinen, ihm alles unangenehme zu verheimlichen, und für sich in schamlosester Weise Reklame zu machen. (Früher war das nicht so; bei den alten echten chinesischen Herrschern teilten Kaiser und Volk Freud und Leid.) Das Volk *muß* an die Kraft der Dynastie glauben. *Es muß* ihm die Ueberzeugung beigebracht werden, daß alle guten Lebensverhältnisse dem Herrscherhause zu verdanken sind, aber alles Unglück von den Widersachern der Dynastie herrührt. Sonst hielte sie nicht den geringsten Stoß aus.

Bei Hofe hat man auch von jeher ganz klar in dieser unangenehmen Lage gesehen; und so kommt es ganz logischer Weise, daß die Dynastie viel zu leicht, um Ruhe zu haben, und nach außen und innen den Schein der Macht zu erwecken, ihrem eigenen Dasein die Größe und den Reichtum Chinas opfert. Und das kann sie um so leichter, als außerhalb Chinas allgemein geglaubt wird, sie verfüge darüber, während man sich in China um ihre Politik so gut wie gar nicht kümmert. So kann der sogenannte Kaiser von China eigentlich nur eine Rolle spielen, die derjenigen des Pantoffelhelden nicht unähnlich ist, welcher auf der politischen Bierbank das große Wort führt, und nach zehn Uhr abends auf Socken in seine Wohnung schleicht, um dem Zorne der vernachlässigten Gattin scheu zu entweichen. — —

Und vor dieser tragikomischen Figur vollführten alle Mächte der Welt ungezählte Konzessionskotaus, um sich gestatten zu lassen, was jener nicht zusteht zu erlauben!

Natürlich. Jeder Berliner Assessor kann gelegentlich einem französischen Diplomaten sagen: „Elsaß-Lothringen können Sie wiederbekommen. Nehmen Sie's nur. Ich werde Sie nicht daran hindern.“ Aber es fragt sich doch noch, welche Wirkung solche billige Großmut haben würde. — Ganz ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, ist es mit der Abtretung der Konzessionen an Europäer in China gewesen. Es war und blieb Sache der Begünstigten, die platonischen Kaisererlasse im Lande zu wirksamer Geltung zu bringen.

Konnte es aber der chinesischen Zentralregierung von Nutzen sein, so einfach den Ausländern zu gestatten, das Volk zu ärgern? In ihrer Verschmitztheit glaubte sie es jedenfalls. Sie wollte dadurch eine Zeit lang Ruhe vor den Fremden gewinnen, um sich dann nachher wieder gegen die Fremden aufs Volk stützen zu können. Sie hatte sicherlich zunächst einmal die aufdringliche Freundschaft der Mächte immer noch lieber als einen allgemeinen Zusammenbruch, und so mußte sie denn zwischen den Klippen fremder Forderungen und innerer Schwierigkeiten umherlavieren. Sie wußte auch sehr wohl, daß die

europäische Freundschaft sich, jedesmal wenn innere Schwierigkeiten eintraten, regelmäßig in neuen Habsuchtsausbrüchen Luft zu machen pflegte; und solche inneren Schwierigkeiten waren jedesmal die notwendige Folge neuer Zugeständnisse an die Ausländer.

Man bekommt auf diese Weise einen ungefähren Begriff von der üblen Zwickmühle, in der der Kaiser zwischen dem Unmut der Ausländer und dem Unmut der Chinesen saß. Je mehr die Zentralregierung unter dem Drucke der Diplomaten den Handelsmissionären und den Missionshändlern Privilegien zugestehen mußte, um so mehr wurde ihr natürlich Ohnmacht und Verrat vorgeworfen — was um so leichter war als man sie, die Mandschuregierung, als nichtchinesisch brandmarken konnte. Denn von Anbeginn betrachteten die Chinesen die Westeuropäer als ihre schlimmsten Feinde.

Warum? — Sicherlich nicht aus den Gründen, die man in Europa allgemein einem Publikum, das nicht auf dem Laufenden sein konnte, vorzusetzen für gut befunden hat.

Es ist eine der unverzeihlichsten, entsetzlichsten Verläumdungen, die Chinesen als unduldsam, grob, zopfig, dumm, grausam und hinterlistig darzustellen, und zu behaupten, der Fremdenhaß sei gleichsam ihre zweite Natur. Nichts ist alberner, lügnerischer und gerade hinterlistiger als diese zuerst von den Missionären in die Welt gesetzte Anschuldigung.

Der Chinese ist im Gegenteil der vertrauensseligste, freundlichste, freisinnigste Mensch im Verkehr mit Fremden. Seine religiöse Toleranz geht unendlich viel weiter als die irgend eines europäischen Volkes im Ganzen genommen. Und die Thatsache, daß seit Jahrtausenden in China alle großen Religionssysteme, ohne je Streitigkeiten ernster Art hervorgerufen zu haben, nebeneinander und durcheinander wohnen, und daß gleichfalls seit Jahrtausenden mit allen Völkern Asiens die besten, fruchtbarsten und freundlichsten Handelsbeziehungen ohne Unterlaß bestanden haben, hätte von Anfang an doch zum Nachdenken über die Frage anregen sollen, ob es nicht vielleicht gerade an den Europäern und Christen liegt, daß sich gegen sie ganz speziell ein wahrer Fremdenhaß richtet. Leider waren die zunächst nach China gekommenen Europäer nicht zum Denken befähigt, sondern nur zum Ausbeuten: Religions- wie Warenhändler.

Die Erklärung und damit auch die Mittel zur Heilung der chinesischen Xenophobie ergeben sich aus den folgenden, allzuwenig bekannten Thatsachen.

Ein Kulturvolk will von anderen Völkern als gleichwertig behandelt werden, besonders wenn es Gastgeber ist. Man hat die Gewohnheiten des Hauses zu beobachten, in dem man gut aufgenommen werden möchte, sonst läuft man Gefahr als ungebildeter Rüpel angesehen zu werden.

Lihungtschang hatte es sich auf seiner Europareise zum bösen Vergnügen gemacht, bei allen ihm gebotenen Festmählern mit virtuos erzeugtem lautschallendem Aufstoßen über die Vorzüglichkeit der ihm vorgesetzten Gerichte zu quittieren. Höchst peinlich! meinte der Gastgeber. Sehr wahr; aber man konnte aus allersicherster Quelle erfahren, daß der kluge Mann ganz genau wußte wie er alle Welt schockierte; er wollte einfach ad exemplum demonstrieren, wie es ist, wenn Fremde die Landessitten zu beachten nicht für nötig halten.

Die Europäer machen in China nach chinesischen Begriffen noch viel schlimmere Verstöße. Und das konnte natürlich von vornherein nichts anderes zur Folge haben, als sie bei diesem Volke, das die Höflichkeits- und Schicklichkeitsregeln bei sich zur höchsten Feinheit entwickelt hat, ohne weiteres lächerlich und verächtlich zu machen.

Solange es sich nur um Umgangssitten handelte, konnten derartige Un-

www.libtool.com.cn

annehmlichkeiten ja wohl noch ertragen werden. Aber als sich im Handelsverkehr ähnliche Rücksichtslosigkeiten einstellten, da wurde es schlimm. Denn da handelte es sich sofort nicht mehr um höflich und unhöflich, sondern um ehrlich und unehrlich, nicht mehr um Bildung, sondern um Mein und Dein, nicht mehr um Gentleman und Flegel, sondern um Opfer und Verbrecher. Denn die Sache lag so, daß durch Nichtbeachtung der chinesischen Handelsgewohnheiten, und ganz besonders durch listige Ausnützung der Unterschiede zwischen den chinesischen und europäischen Handelsgebräuchen der Europäer den vertrauenden Chinesen ohne Mühe in der schamlosesten Weise übers Ohr hauen konnte.

Und leider that er das mit Wonne. Allerdings war wohl die Verführung für die Händler und Missionäre, die ja, wie wir sehen werden, doch nur um Geld zusammenzuraffen, nach Ostasien gezogen waren, sehr groß. Man brauchte nur Unkenntnis der chinesischen Sitten zu zeigen oder vorzuschützen, und man mußte, allerdings unrechtmäßiger Weise, verdienen. Im chinesischen Binnenhandel giebt es ja kein Geld nach unseren Begriffen. Der Liang, von den Europäern fälschlich Tael genannt, ist gar keine Münze, sondern ein Gewicht. Und das Silber, das nach Liang gehandelt wird, bleibt ebenso gut wie jeder andere Handelsgegenstand eine Ware, deren Preis von Tag zu Tag wechselt. Eine feste, staatlich garantierte Werteinheit giebt es nicht; sie entspräche auch gar nicht dem Charakter des Chinesen, der vor allen Dingen darauf hält, in der Wertschätzung stets persönlich urteilen zu können. So kommt es, daß schließlich das wirkliche Geld ganz einfach der Kredit ist, und zwar in einem Maße, das man sich bei uns kaum vorstellen kann. Bei der genossenschaftlichen Produktionsordnung, die überall vorherrscht, und die den Einzelnen genügend hält um auf sein moralisches Verhalten einen heilsamen Zwang auszuüben, konnte man sogar so weit gehen, den schriftlichen Verkehr im Ortshandel auszuschalten und das einfache gegebene Wort als geschäftlich verpflichtend anzusehen. Man stellt mündliche Wechsel aus!

Ein Chinese der sich verführen läßt, solchen nach unseren Begriffen ziemlich vagen Verpflichtungen nicht nachzukommen, untergräbt sich ohne weiteres jede Existenzmöglichkeit — viel mehr noch als bei uns jemand, der betrügerischen Bankrott macht — und verfällt überdies dem für solche Fälle ungemein strengen chinesischen Strafrecht. Ein in China lebender Europäer aber, der außerhalb der wirtschaftlichen Ordnung des Landes steht, hat offenbar in ähnlichem Falle für seine weitere Existenz gar nichts zu befürchten, und da er außerdem nicht dem chinesischen Rechte, sondern — unerhörte, von den Mächten erzwungene Vergünstigung — dem Rechte seines Heimatlandes untersteht, das von den Konsulaten ausgeübt wird, so entgeht er auch der chinesischen Gerichtsbarkeit.

Und dies ist das schlimmste; es ist die Hauptquelle des Europäerhasses. Denn so sieht der Chinese stets alle Rechtsstreitigkeiten in höchst parteilicher Weise zu Gunsten der Ausländer entscheiden; die bloße Rivalität der fremden Nationen bringt es ja schon mit sich, daß jedes Konsulargericht stets auf alle Weise suchen muß seine Staatsangehörigen rein zu waschen. Und das wirkt um so verhängnisvoller, als die chinesische Rechtspflege an und für sich gar nicht so schlecht ist, wie man vielfach glaubt; im Handelsrecht ist sie jedenfalls für die in China gegebenen Verhältnisse brauchbarer als die europäische.

Es würde hier natürlich viel zu weit führen, die chinesische Rechtspflege im Einzelnen zu beschreiben. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß ihr einziger großer Mißstand der ist, daß sie administrativ nicht von der Landesverwaltung getrennt ist. Und es mag zum Nachdenken anregen, daß jetzt sogar England, und der gründlichste Kenner der Lage, Sir Robert Hart, den augenblicklichen Zustand der gerichtlichen Exterritorialität der Europäer für unhaltbar halten,

www.libtool.com.cn

und bei den Verhandlungen über den englisch-chinesischen Handelsvertrag ausdrücklich die Aufhebung der Exterritorialität als notwendig bezeichnet haben — unter der Bedingung allerdings, daß der erwähnte Mißstand beseitigt werde.

Ein (übrigens durchaus authentisches Beispiel) wird besser als alle Diskussionen zeigen, wie weit man es mit der Exterritorialität gebracht hat, und wie erklärlich der Fremdenhaß ist.

Der Vorsteher S . . . . einer amerikanischen Mission in Schen-si nutzte seine angebliche Unkenntnis der Landessitten und sein Ausländerrecht im Jahre 1899 auf folgende Weise aus. Er kaufte für etwa 160 000 Mk. seidene Zeuge auf drei Monate Kredit mit mündlicher Verpflichtung. Die gelieferte Seide verschickte er über Tien-tsin nach San-Francisco. Bei Ablauf der Zahlungsfrist zahlte er nicht. Die Gläubiger verlängerten die Frist auf weitere drei Monate zu eineinhalb Prozent per Monat. Der gute Christ zahlte aber wieder nicht. Die Gläubiger wandten sich ans Ortsgericht und wollten durch Zeugen, Eid u. s. w. beweisen, was alle Welt wußte. Das Gericht mußte sich unzuständig erklären; zuständig war nur das Konsulargericht in dem achthundert Kilometer entfernten Tien-tsin! Der Missionär entging durch vorsichtiges Verbleiben in der Mission der so vielen Seinesgleichen zu Teil gewordenen Lynchung. Das Konsulargericht verlangte natürlich nach amerikanischem Recht den Beweis der Verpflichtung durch Unterschrift. Diese aber existierte bei dem nach chinesischem Gebrauch geführten Geschäfte nicht. So spricht denn das Gericht den amerikanischen Mitbürger fröhlich frei, und denunziert die Gläubiger in Peking wegen . . . Erpressungsversuchs! Die Chinesen wollen nach so übler Erfahrung mit dem Amerikaner nichts mehr zu thun haben und boykottieren seine Mission. Was thut da der Missionär, dessen Geschäfte lahm gelegt sind? Er beklagt sich bei seiner Gesandtschaft in Peking, der Respekt des Volkes vor den Christen sei gleich Null, die Mission sei in Acht und Bann und gleichsam belagert, der böse Wille der Bevölkerung mache jede fruchtbare Thätigkeit unmöglich, kurz, die Lage sei kritisch. Die Gesandtschaft macht der Regierung bittere Vorwürfe, und diese muß unter dem diplomatischen Druck den Präsidenten des Regierungsbezirks rüffeln und ihn anweisen für Aenderung zu sorgen. Der Beamte, der zugleich Gerichtsherr ist, zwingt die Bewohner den Geschäftsverkehr mit der Mission wieder aufzunehmen, und da man von dem einen Male genug hat, läßt man sich nun ruhig bestehlen. Aus Peking meldet man dann triumphierend, wieder einmal habe die Energie der Diplomaten hehre Christen vor räuberischen Chinesenbanden gerettet! — Als, Anfang 1900 die Unruhen ausbrachen, machte sich der reichgewordene Herr S . . . . mit all seinem Hab und Gut auf, wallte mit prächtiger Karawane durch die Mongolei nach Sibirien, schlachtete ein Schaf, beschmierte seinen blauseidenen Mantel mit Blut, kratzte sich den Kopf wund, um eine Boxerwunde zeigen zu können, und präparierte, als ich ihn traf, eine Wanderrede über sein Martyrium, die er in Amerika für 40 Pfennig Entrée überall zu halten gedachte . . .

Der Fall ist typisch. Wäre er vereinzelt, er wäre fast lächerlich. Aber Tausende ähnlicher sind es gewesen, die die Beziehungen zwischen chinesischen und europäischen Händlern untergraben haben. Doch das allerschlimmste dabei ist, daß am allermeisten dazu diejenigen beigetragen haben, deren vergebliche Absicht es war, die Religion der Liebe in uneigennützigster Weise in China zu verbreiten. Die Missionäre sind die Pest Chinas. Es ist allerdings ganz verständlich, wie sie dazu gekommen sind.

Es war ja von vornherein der reine Wahnsinn die christliche Religion bei den Chinesen verbreiten zu wollen. Sie haben sie ganz und gar nicht nötig. Ihre buddhistische und konfutsistische Moral taugt mindestens ebenso

viel wie die christliche; die christlichen Dogmen sind ebenso unbrauchbar wie die chinesischen, und gehen überdies dem sozialen Empfinden des Volkes so zuwider, daß sie ihm geradezu als widerlich erscheinen müssen. Der religiöse Erfolg der Missionen ist ja auch gleich Null. Und es giebt in ganz China nicht eine chinesische Gemeinde, die unter rein chinesischer Leitung fortbestehen konnte.

So ist die wahre Rolle des Missionärs bloß die eines Agenten des Europäertums in politischer und gewerblicher Beziehung.

Wie kommt es denn aber, daß unter der Leitung fremder Missionäre Chinesengemeinden sehr wohl wenigstens zu bestehen scheinen? Einfach daher, daß unter fremder Leitung das Christentum den sogenannten Bekehrten sehr handgreiflichen Nutzen bringt.

Die chinesischen Christengemeinden bestehen sämtlich aus Leuten, die, was ihre wirtschaftliche Existenz anlangt, im Leben gescheitert sind. Wir haben gesehen, daß im chinesischen Verkehr alles auf dem Kredit beruht, daß mithin das was wir Konkurs nennen würden, dort schon ein wahres Verbrechen darstellt, und daß der also wirtschaftlich gerichtete geradezu ein verlorener Mann ist. Solchen und ähnlichen Leuten kommt natürlich die von den Missionen im Anfang meist ausgiebig betriebene christliche Nächstenliebe in Gestalt von pekuniärer und sonstiger wirtschaftlicher Unterstützung gerade geschlichen. Sie werden mit Begeisterung Christen, und bleiben es auch so lange, wie die Nächstenliebe ihnen noch zu statten kommt; bei der Gutmütigkeit der Chinesen kommt dann schließlich auch wohl eine kindliche Anhänglichkeit an die Mission zu stande; meistens allerdings (gewisse Boxerszenen haben es gezeigt) ist es mit dem Christentum aus, wenn es mit dem den anderen Chinesen gemachten unlauteren Wettbewerb zu Ende ist. Der Chinese bekommt als Preis für seine Bekehrung drei Vorteile vor seinen Mitbürgern. Erstens handelt er unter Berufung auf den ihn persönlich nichts angehenden Kredit der Mission — gerade so, als wenn ein armer Teufel jüdischer Herkunft seinen Schneider mit Rothschilds Millionen vertröstet. Zweitens genießt er in allen unangenehmen Angelegenheiten den Schutz der Mission. Drittens ist er, obwohl Chinese, der chinesischen Gerichtsbarkeit so gut wie gänzlich entrückt, denn entweder nimmt die Mission die Verantwortung für Vergehen ihrer kostbaren Bekehrten auf sich und . . ruft die Exterritorialität an, oder die Missionäre legen einfach falsches Zeugnis ab, das niemand in Frage zu ziehen wagen kann, oder aber sie beeinflussen die Gerichte unmittelbar durch Drohung mit diplomatischen Zwischenfällen. So kommt es denn, daß sich gerade immer in diesen sogenannten christlichen Gemeinden ein sonderbares Volk zusammenfindet, das im Lande das Gegenteil der bürgerlichen Achtung genießt. Und so kommt es natürlich auch, daß die Gemeinden mehr als über dem chinesischen Recht stehende privilegierte Räubergesellschaften, denn als religiöse Gemeinschaften angesehen werden, und daß man schließlich gegen sie, wie gegen Verbrecherbanden, gegebenen Falls die Selbsthilfe anwenden möchte.

Daraus erklärt sich der Haß der Chinesen nicht nur gegen die fremden Händler und Missionäre, sondern auch gegen die zum Christentum bekehrten Chinesen, die nicht nur als Renegaten gelten, sondern deren Uebertritt gleichsam als Symptom verflossener und zukünftiger Missethaten betrachtet zu werden scheint.

Hiermit ist wohl kurz in genügendem Maße angedeutet worden, in welcher Weise sich einerseits die Stellung der Europäer, andererseits diejenige der Mandschudynastie im Verhältnis zum chinesischen Volke notwendigerweise entwickeln mußte. Hätte man sich rechtzeitig darüber Rechenschaft abgelegt, so

www.libgol.com.cn

wäre es wohl kaum nötig gewesen, die von den Engländern und Franzosen gemachten Fehler deutscherseits sofort eifrigst nachzuahmen, und nachher mit ihnen in dieselben, weiterhin zu erörternden Schwierigkeiten zu geraten. Wohl wäre es schwer gewesen, es anders zu machen. Aber man hätte sich doch wenigstens darum kümmern können, in welcher Weise *das* Land mit den Chinesen in Verbindung getreten ist, dessen ostasiatische Politik vor allem klar zu legen bleibt, weil sie die erfolgreichste war; das Land, dessen Machtentfaltung im Widerstreit mit den deutschen Interessen im Grunde das ist, was vor allen Dingen Deutschland in China zu erwarten hat: Rußland.

Der Europäerhaß der Chinesen und die schiefe Lage der Mandschuregierung gegenüber dem chinesischen Volke reicht nämlich durchaus nicht hin, die sogenannte chinesische Frage aufzuklären und Anhaltspunkte für die Kenntnis der künftigen Gestaltung ostasiatischer Verhältnisse zu liefern. Der zweite Hauptfaktor in dem großartigen geschichtlichen Drama, dessen erstem Akte wir beiwohnen, ist die russische Ausdehnungspolitik.

Es ist unmöglich, hier auseinander zu setzen, aus welchen geschichtlichen Gründen und Notwendigkeiten heraus das russische Reich seinen Schwerpunkt immer weiter nach Osten verschieben muß. Ein bis jetzt stets gültig gebliebenes historisches Gravitationsgesetz scheint allerdings zu besagen, daß alle großen innerasiatischen Reiche (Naimans, Chitans, Leaos, Mongolen, Mandschu) die Herrschaft über Nordchina zu erringen trachteten — aber ein solches platonisches Gesetz erklärt nichts. Es ist auch überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die russische Politik, wissentlich oder halbwissentlich, darauf ausgeht, in Nordchina dem an einer wahren Territorialhypertrophie leidenden Reiche das nötige wirtschaftliche Produktionszentrum zu schaffen. Begnügen wir uns mit der einfachen augenblicklichen Thatsache, *daß* Rußland in Ostasien *anders* vorgeht und *anderes* sucht als die nach neuen Absatzgebieten und Rohstofflagern lüsternen, ausbeuterischen Weststaaten.

Wie hat Rußland gehandelt? *Wieweit* ist es gekommen? *Welche* Ziele verfolgt es für die nähere Zukunft?

Seine viel zu wenig beachteten politischen Meisterstücke seit dem japanisch-chinesischen Kriege zeigen es mit aller wünschenswerten Klarheit.

Es sind die beiden unabänderlichen Grundsätze der russischen Politik, die dem Zarenreich auch in Ostasien den weiterhin darzustellenden großartigen Sieg verschafft haben.

Der erste dieser Grundsätze besteht darin, stets, wie das Chamäleon, die Farbe der Umgebung anzunehmen, sich in Europa europäisch zu geberden, im Orient guter Muselmann unter den Muselmännern, in Ostasien guter Buddhist und Mongole mit den Gelben, im allgemeinen guter Asiate mit den Asiaten zu sein.

Der zweite ist durchaus in den bekannten Worten Rollers in den Räubern gegeben: „Mohr! Mohr! Möchtest du doch auch bald in den Pfeffer geraten . . .“ (nämlich damit ich dich aus der Patsche ziehen und deinen Dank erzwingen kann). In Frankreich leben Dutzende von Zeitungsschriftstellern davon, daß sie jeden Tag in einem Artikel à 20 Francs das Vaterland retten. Im verbündeten Rußland rettet man, allerdings indem man noch zuzahlt, fremde Vaterländer, die man zuvor in die Klemme getrieben hat, . . . so war es ja schließlich auch mit der Mandschudynastie.

Von wirklichen Gegnern hat Rußland in China nur einen, allerdings starken, den Bund der Seemächte, der sich gegen Rußland ohne weiteres bilden *muß*, sobald die Unverträglichkeit der russischen mit den weststaatlichen Interessen einmal ins akute Stadium tritt. Und alles was Rußland in Ostasien

augenblicklich will, ist, dahinzukommen, daß es sich die gewünschte Machtsphäre, die es jetzt infolge innerer Verhältnisse noch nicht auszunutzen vermag, für eine fernere Zukunft sichert.

Es konnten zu diesem Zweck, im günstigsten Falle, drei Meisterstücke der Diplomatie durchgeführt werden, deren Gelingen Rußland zum virtuellen Herrn Ostasiens machen mußte. Erstens, die Mandschudynastie nicht stürzen, sondern sie fortwährend retten, und sie sich immer aufs neue gründlich verpflichten. Zweitens, die Sympathie des Chinesenvolkes gewinnen, oder sonst ein Mittel finden, es auf russische Anstachelung, sei es gegen die Dynastie, sei es gegen die Europäer aufzuwiegeln. Drittens, sich nicht selbst, sondern die Dynastie und das chinesische Volk den Westeuropäern entgegenwerfen, um so, ohne eigene Gefahr, seine künftige Produktionssphäre von westeuropäischen, japanischen und amerikanischen Machtgelüsten rein zu halten, und zugleich allmählich seinen thatsächlichen Länderbesitz zu vermehren.

Das unglaubliche an diesem Plane ist, daß er thatsächlich hat durchgeführt werden können. Eine Unmenge von diplomatischen Verhandlungen, finanziellen Operationen und Uebereinkünften, Sendungen, zufälligen Ereignissen, Gelegenheiten, die beim Schopfe ergriffen wurden, Liebes- und Staatshändeln mußten zusammen kommen, um das Gelingen der Sache möglich zu machen.*) Und es ist ungeheuer schwierig, in wenigen Sätzen einen klaren Ueberblick über diese verwickelten Ereignisse zu geben.

Rußland hatte bis 1895 die Mandschudynastie schon verschiedentlich gerettet (so 1868 vor den Europäern, 1878 vor den Kuldschatürken, 1894 vor den Japanern) und zum Dank allmählich die Grenzen bekommen, die, wenn auch fälschlich, noch immer auf den Karten Ostasiens figurieren. Aber weiter zu kommen, war nur möglich mit Hilfe der buddhistischen Geistlichkeit.

Es genüge, daran zu erinnern, daß die Mandschudynastie nur durch einen Konkordatsvertrag mit dem Dalai-Lama ihres Thrones sicher wurde, um verständlich zu machen, daß ein Bruch mit Lhassa für sie von unabsehbaren Folgen sein mußte.

Man hat allerdings in Enropa, in eitler Ueberhebung, nie glauben wollen, daß ein Land wie Tibet, der riesige buddhistische Kirchenstaat, den die Europäer kaum kennen, überhaupt eine weltgeschichtliche Rolle spielen könne, und man verließ sich auf die Geographiebücher, welche kurzer Hand erklären, Tibet sei eine ganz gewöhnliche und überdies wertlose Provinz Chinas, und der Dalai-Lama ein ohnmächtiger, lächerlicher Popanz.

Der Dalai-Lama ist aber im nördlichen Buddhismus genau dasselbe wie der Papst in der katholischen Kirche! Ja, sogar noch mehr. Denn der Papst ist und bleibt ein Mensch; der Dalai-Lama aber wird betrachtet als eine Re-inkarnation Buddhas, als ein Gott-Mensch. Und keine Macht der Erde kann (wie es die Mandschuregierung stets so gern behauptet hat) seine Einsetzung und seine Handlungsweise kontrollieren — um so weniger noch als der Dalai-Lama persönlich, da er die Hälfte seiner Regierungszeit ein Kind ist, nur die platonische Verantwortlichkeit trägt, während die Lhassaer Politik in Wirklichkeit von einer aus den feinsten Köpfen der Geistlichkeit zusammengesetzten Oligarchie ganz unabhängig geleitet wird.

Der Dalai-Lama kommt nämlich natürlicherweise als neugeborenes Kind auf den Thron. Hat die Buddhaseele den abgenutzten Körper des Dalai-Lama verlassen, so belebt sie, nach der Re-inkarnationslehre, alsbald den Leib

*) Vergl. die zusammenhängende Darstellung dieser Ereignisse in meinem eben erscheinenden Werke: Un Empire Russo-Chinois. A. U.

eines neugeborenen Knaben. Und dieser wird auf folgende Weise ausfindig gemacht.

www.libtool.com.cn

Die hohen Geistlichen untersuchen, bei der Geburt welches am Todestage des Dalai-Lama ins Leben getretenen Knaben außergewöhnliche Naturerscheinungen beobachtet worden sind, Mondregenbogen, Zodiakallicht oder ähnliches. Man prüft darauf die körperliche Schönheit und die Physiognomie aller dieser Kinder und legt denen, welche gefallen, die heiligen Utensilien des Verstorbenen, Rosenkranz, Tiara, Meßpokal, Glocke, Ring und Räuchergefäß in echten und mehreren imitierten Exemplaren vor. Greift das Kind nach den echten, so nimmt man an, es wohne etwas von der Seele des Dalai-Lama in ihm. Die Namen aller Kinder, die richtig gegriffen haben, werden auf einer Liste zusammengestellt. Der Pantschen-Lama — an Heiligkeit dem Dalai-Lama fast gleich — streicht mit geschlossenenen Augen drei der Namen an. Dann wird das große Konklave angesetzt, dem etwa 120 der höchsten, Chubilghan und Chutuktu betitelten Würdenträger beiwohnen. Der De-sri, Reichskanzler, fertigt drei Lose an und legt sie in die prachtvolle, goldene, wie es heißt vom großen Mongolenkaiser Chubilai (der den Buddhismus in China zur Staatsreligion erhob) gestiftete, heilige Urne. Der Pantschen-Lama, in herrlichem Ornat, zieht ein Los und liest den darauf geschriebenen Namen, dessen Träger als Dalai-Lama sofort göttliche Ehren genießt. Das Kind wird mit seiner Mutter im Palastkomplex Potala zu Lhassa beherbergt, und steht fortan unter der erzieherischen Leitung der geistigen Auslese der Kirche, sodaß es mit der Zeit zwar nicht die Re-inkarnation Buddhas, wohl aber die Inkarnation des Geistes wird, welcher die theokratische, tibetische Geistlichkeit beherrscht.

Unter diesen und all den sich aus ihnen ergebenden Umständen ist es seitens der Mandschudynastie die reine Prahlerei gewesen, sie verfüge über die Wahl des Dalai-Lama und könne ihn als quantité négligeable behandeln. Die Ereignisse der letzten Jahre haben es ihr auch gehörig zu Gemüte geführt, daß dem nicht so ist.

Im Jahre 1890 nämlich, als Indien das zum Teil nördlich von der Himalajakette belegene Sikkimgebiet annektierte, sah die Regierung zu Lhassa den Konkordatsvertrag mit der Manschudynastie als verfallen an, da diese ja nicht imstande war, das tibetische Gebiet gegen diesen angeblichen englischen Uebergriff in Schutz zu nehmen. Vielleicht hatte Lhassa nur auf eine solche Gelegenheit gewartet, um zwischen sich und dem immer ohnmächtiger gewordenen Peking das Tischtuch zu zerschneiden. Jedenfalls änderte sich alsbald die gesamte innere Lage in Ostasien. Der Dalai-Lama, als geistlicher Herrscher militärisch machtlos, schaute sich nach einem nützlicheren Beschützer um. Und das konnte nur der Zar sein.

Es bestanden nämlich schon seit langer Zeit an der russisch-mongolischen Grenze die allerfreundschaftlichsten Beziehungen zwischen den russischen Staats- und den buddhistischen Kirchenbehörden. Der auf russischem Gebiete ansässige große Volksstamm der Buriaten ist nämlich durchaus buddhistisch, und man ist auch nie unpraktisch genug gewesen, Bekehrungsversuche bei ihm anzustellen; so werden denn daselbst die fast sämtlich buddhistischen Rekruten von Lamas eingesegnet und beraten; Lamas genießen ärztlichen Ruf im Lande mehr als russische Aerzte; und sogar russische Fahnen sind buddhistisch geweiht und im buddhistischen „Datzan“ am Gänsesee aufbewahrt worden. Dort residiert das geistliche Oberhaupt der Buriaten, der Bandido-Chamba, der zugleich russischer Beamter und tibetischer Kirchenfürst ist, ähnlich wie ein deutscher Bischof zugleich von der Regierung und von Rom abhängig ist. Dieser war der natürliche und unauffällige Vermittler zwischen Petersburg und Lhassa.

Es wird sich weiterhin von selbst ergeben, aus welchen Nützlichkeitsgründen Rußland mit allen Kräften die buddhistische Freundschaft suchen mußte. Es ist deshalb auch überflüssig die Entwicklung dieser Beziehungen hier im Einzelnen zu schildern. Zwei damit in unmittelbarem Zusammenhange stehende Thatsachen müssen jedoch auch in dieser kurzen Uebersicht erwähnt werden. Einmal nämlich hat seit jener Zeit in ganz Mittel-, Ost- und Südostasien eine lebhafte panbuddhistische Bewegung Platz gegriffen. Und zweitens hat sich seitdem die große Boxerrevolution entwickelt, für die, trotz aller gut gespielten europäischen Ungläubigkeit, den buddhistischen Klerus die Hauptschuld trifft.

Diese letztere Thatsache nämlich klärt in gewisser Hinsicht die ganze geheimnisvolle, ostasiatische Politik Rußlands und die der Mandschudynastie auf. Wohl weiß man in China kaum etwas vom Dalai-Lama, und die großartigen europäischen Diplomaten, die zwar „Champagnertrinken gut", aber „Chinesisch schwach" in ihrem Zeugnis stehen haben, konnten durch ihre gewöhnlichen, lächerlichen Informationsquellen, die . . . Regierung und die Missionäre, selbstverständlich niemals einen Einblick in chinesische Verhältnisse gewinnen. Gerade der Umstand nämlich, daß sich in China kein Mensch um den Lhassaer Papst kümmert, macht dessen Unternehmungen so überaus gefährlich. Die Geistlichkeit in unzähligen Abstufungen, steht in keinem unmittelbaren, organisatorischen Zusammenhang. Die Ideen und der Wille der Lhassaer Kirchenregierung gelangen deshalb nicht als solche unmittelbar, sondern nur mittelbar durch den persönlichen Verkehr der Geistlichen ins Land, die sich, besonders in den unteren Kreisen, natürlich um die Herkunft der ihnen aufgetischten Ansichten nicht zu kümmern vermögen. Auf diese Weise gelangen alle von Lhassa aus gefällten Entscheidungen politischer Natur durch das Weitersprechen der Lhassaer Agenten (Wander- und Bettelmönche) und der interessierten niederen Bonzen nach China in dem vagen aber ungeheuer machtvollen Zustande den wir als „öffentliche Meinung" oder als „Strömung im Volke" bezeichnen würden, und deren Urheber nicht mehr zu finden, und also auch nicht zur Verantwortung für etwaiges dadurch angestiftetes Unheil zu ziehen sind.

Ein ganz bestimmtes kleines Beispiel wird dies ohne weiteres bestätigen. Im Februar 1900, also kurz vor der Revolution, schrieb ein in Ning-hsia am Hoang-ho lebender mongolischer Klostermönch an seinen früheren Beichtvater Alascha-Chamba in Urga folgenden Brief (im Auszug):

„Du würdest, oh sündloser Lama, dich wundern, wenn du erzählen hörtest, was bei den höchstgestellten Personen des Reiches vorgeht. Die Lamas, welche, wandernd, unser Kloster besuchen, bringen uns Nachrichten, die auch die Vertrauensvollsten beunruhigen müssen. Wir haben von Augenzeugen gehört, daß in den großen Städten des Reiches sogar die Lamas ihre heilige Thätigkeit aufgeben, um das Volk aus dem Unheil zu retten. Das Reich wird schlecht regiert. Fremde bedrücken das Volk. Und der Großherr ist unfähig seine Unterthanen zu schützen. So sagen sie. Sie erzählen, was dieser oder jener Lama thut, wie dieser oder jener Lama die Religion verteidigt und Widerstand predigt zum Wohle der atmenden Wesen. In Lan-tschou haben die Frommen sich versammelt und bei den sechs Silben geschworen, das Volk zu retten. Sie tragen Fahnen, auf denen in chinesischen Zeichen die sechs Silben stehen. Anderwärts hat man ähnlich gehandelt. Die Lamas sollen sich nicht von diesen Ereignissen fernhalten; denn sie geschehen unter dem Zeichen der sechs Silben und werden von hohen Lamas betrieben . . Der Großherr wird gestürzt werden. Die Mingdynastie wird wieder eingesetzt werden, denn diese hat das Volk zu seinem Wohle und in den Bahnen der Religion regiert." — —

www.buddhismus.de

Dieses ganz naive Schreiben zeigt außer zahlreichen, anspielungsweise vorgebrachten, interessanten Thatsachen, vor allem zwei politisch hochwichtige Umstände. Erstens, daß wirklich das Räuberschiff der Boxerbewegung zum großen Teil unter der Flagge des Buddhismus segelte. Zweitens, daß diese Bewegung sich ursprünglich gar nicht gegen die Europäer richtete, sondern gegen die nunmehr mit Lhassa verfeindete Mandschudynastie.

Geschichtsphilosophische Betrachtungen sind hier nicht am Platz, aber zum Verständnis der Lage muß doch gesagt werden, was diese beiden Thatsachen bedeuten.

Die erwähnten „sechs Silben" sind die heilige buddhistische Formel „Om-ma-ni-pad-me-hum", deren Ursprung im Sanskrit zu suchen ist, deren eigentlicher Sinn: „O Juwel im Lotus!" bei einer indischen Sekte einen obscönen Hintergrund hatte, und welche durch eine Reihe historischer Zufälle in Tibet zum Symbol des Heiligsten wurde. Die Aufschrift dieser Formel auf Fahnen macht die unter diesen geführten Unternehmungen zu wahren Kreuzzügen; und da, wo man sie nicht versteht, fügt sie bei den leicht begeisterten Chinesen durch ihre Unverständlichkeit dem politischen Fanatismus noch ein mystisch-religiöses Element hinzu. Ich fand auf der Boxerarmbinde eines übrigens durchaus friedfertigen, biederen Handlungsgehilfen, eine in chinesischen Zeichen geschriebene, anscheinend geradezu alberne Inschrift, deren Sinn auf chinesisch war: „Still—Pantoffel—du—acht—Glanz—Handel". Gefragt, was das bedeute, meinte der Boxer, es sei eine mächtige, magische Formel. Ganz gewiß! Die betreffenden chinesischen Zeichen werden nämlich gelesen: „An-ma-ni-pa-ming-hong", was nur eine echt chinesisch geradebrechte Aussprache von „Om-ma-ni-pad-me-hum" ist. Dieser gutmütige Boxer war in den auf chinesisch I-che-tuan genannten großen Geheimbund eingetreten, als er gesehen hatte, wie unter dem begeisternden Einfluß eines Wanderagenten ein blasser, zwölfjähriger Knabe eine ungeheure Bettlade spielend über seinem Kopfe schwang und, geschlossenen Auges (wohl in hypnotischem Zustand), altertümliche Flüche gegen schlechte Kaiser ausstieß! — Das nur ein typischer Fall von Boxerbekehrung, der aber schon verständlich macht wie die Bewegung so ungeheure Dimensionen annehmen konnte. — Andere mystische Boxerfahneninschriften, die chinesisch aussehen, sind es gar nicht, sondern setzen sich einfach aus vielfach stilisierten Zeichen der tibetischen Quadratschrift zusammen, die auch nur die „sechs Silben" wiedergeben.

Andererseits, und das ist ungemein wichtig, ging die Boxerbewegung anfangs gar nicht gegen die Europäer, sondern, wie es übrigens auch westländische Beobachter zugegeben haben, gegen die Dynastie. Ewige Priesterschlauheit: wie die Ratten jedes sinkende Schiff verlassen; wie die Grottenolme bald mit Lungen, bald mit Kiemen atmen und nirgends ersticken! Das ewige Meisterstück aller internationalen Kirchen: in jedem Lande Nationalismus treiben, sich zum Vorkämpfer des chauvinistischen Fanatismus machen, und in den daraus entstehenden Zwistigkeiten neue Kraftquellen finden! Man nahm die uralten Nationalistenformeln an, unter denen alle früheren, nationalen, Revolutionen gegen die Mandschu versucht worden waren. Man versprach, die Nationaldynastie Ming wieder auf den Thron zu setzen, die seit hundert Jahren ausgestorben ist, und die stets der allerheftigste Feind der buddhistischen Kirche gewesen war!

So führte die Kirche den nationalen Kreuzzug gegen die Dynastie, die der Ohnmacht, der Faulheit, der Gottlosigkeit und, wegen ihrer nur zu unfreiwilligen Nachgiebigkeit gegen die Europäer, des Verrats beschuldigt wurde. Es ist ein wahrer Unsinn, zu glauben, wie die verständnislosen pekinger Diplomaten und die vielfach direkt aus persönlichem Interesse falsch berichtenden Missionäre

www.libtool.com.cn

haben behaupten wollen, der alte Nationalismus allein habe die Boxerbewegung hervorgebracht. Wie kommt es denn, daß da, wo früher alle nationalistischen Verschwörungen, von den Miaos bis zu den Taipings, geschmiedet wurden, nämlich im Südosten, wo der buddhistische Klerus keine Macht hat, gerade diesmal die Ruhe ungestört blieb, während da, wo früher die Treue zu den Mandschu gut hielt, und wo die Geistlichkeit ihren Einfluß hat, gerade jetzt der Aufstand losbrechen mußte? Mehr noch! Die Linie, die auf der Karte die von der Boxerbewegung betroffenen Gegenden von den anderen trennt, trennt auch die dem buddhistischen Klerus unmittelbar zugänglichen, von den auch religiös rein chinesisch-nationalen.

Bei solchen, doch nicht ganz von selbst entstandenen Bewegungen fragten die Römer: Cui prodest? Wem nutzt es? In diesem Falle zweifelsohne der Kirche, die die Mandschu ihre Macht fühlen lassen, und sie dem neuen Beschützer zugleich auf nützliche Art beweisen wollte, und — eben diesem neuen Beschützer selbst, Rußland. Folglich . . .

Denn die Mandschudynastie *mußte* in den Pfeffer geraten, damit Rußland sie retten und die erwünschte — Belohnung einheimsen könnte. — Es sei hier aber vorsichtshalber auch gleich hinzugesetzt, daß die europäischen Rivalen Rußlands *ebenfalls* in den Pfeffer geraten mußten, damit Rußland sie in China, wo nicht retten, doch derart unterstützen könnte, daß eine gehörige selbstgenommene, von der Mandschudynastie aus „Dank" zugestandene Belohnung von der ganzen Welt, wenn auch saueren Gemütes, gut geheißen werden mußte. Und diese beiden Riesenfliegen schlug Rußland mit *einer*, allerdings auch riesigen, Klappe, nämlich eben der buddhistischen I-che-tuan-Bewegung.

Dies geschah, kurz, folgendermaßen.

Die Mandschudynastie geriet bei Anwachsen der I-che-tuan-Bewegung immer mehr in eine fürchterliche Klemme. Von außen bedrängten sie die konzessionslüsternen Weststaaten, von innen die Revolutionäre. Im Falle unausbleiblicher Schwierigkeiten konnte sie sich nicht einmal mehr, wie früher von Peking, sei es in ihr Stammland, die Mandschurei, sei es ins Innere Chinas zurückziehen. Ersteres hieß ja, sich mit gebundenen Händen Rußland ausliefern, ohne sich auch nur gegen die hassenswerten Westmächte gewehrt zu haben; denn Rußland hatte ja schon die Mandschurei wegen des Eisenbahnbaus militärisch zum Teil in thatsächlichem Besitz. Der Rückzug ins Innere Chinas, andererseits, hätte zur Folge gehabt, durch den Anblick des flüchtigen Kaiserhofes nicht nur die Generalgouverneure der rein nationalen Zentral- und Südostprovinzen zum Widerstand gegen die Dynastie zu treiben, sondern auch das dortige dem Herrscherhause ganz fremd gegenüberstehende Volk der Revolution in die Arme zu werfen.

Der kranke, schwächliche Kaiser schien höchstens im stande zu sein, wie es seine lächerlichen Reformvorschläge vom Jahre 1898 zu beweisen schienen, das Land, ohne Vorteil, der westeuropäischen kapitalistischen Ausbeutung auszuliefern. Andererseits war Li-hung-tschang, das wahre gute Genie Chinas, der einzige, der klar sah, mit seiner früheren Geliebten, der Tsu-hsi, oder Kaiserin-Witwe entzweit, weilte in Kanton und konnte nichts als den Augenblick abwarten, wo er als unerläßlicher Vorkämpfer des Reichs zu Hilfe gerufen werden mußte. Die Last der dynastischen Politik ruhte auf den Schultern der Kaiserin-Witwe. Als wahre chinesische Semiramis oder Katharina fuhr sie fort, trotz ihres Alters ebenso viele Staatsmänner wie . . . Männer zu verbrauchen und ihrem vierzigjährigen Europäerhaß in Boxübungen gegen acht im Kreise aufgehängte pendelnde riesige Sandsäcke Luft zu machen, denen sie gerne die Namen feindlicher Staaten beilegte . . .

www.libtool.com.cn

Diese an sich wirklich großartige Frau, die sich von der einfachen Wäscherin zur unumschränkten Herrscherin des größten Volkes emporgearbeitet hat, mußte natürlich das Heil der Dynastie über alles stellen, und diese um jeden Preis aufrecht zu erhalten unternehmen. Sie fand zu diesem Zwecke den treusten Helfer in ihrem neuerlichen Freunde, dem Prinzen Tuan, der als Vater des rechtmäßigen Thronerben ein ganz besonderes Interesse am Fortbestand der Dynastie hatte. Es blieb nur ein einziges und überaus gefährliches Mittel. Man mußte den Dieb nachmachen, der, vorm Volkshaufen durch die Straßen rennend, lauter als alle andern schreit: „Haltet ihn! Haltet ihn!“ — Man mußte die antidynastische Boxerbewegung von sich ablenken, alle Schuld auf die Europäer wälzen, sich selbst an die Spitze der Bewegung stellen, und den Kreuzzug gegen die Weststaaten riskieren, während dessen man wohl die Gegner entzweien und vielleicht gar den einen, nördlichen, für sich benutzen könnte. Zu diesem Zwecke wurde am 16. Januar 1900 eine kleine Palastrevolution durchgeführt, der Kaiser Kuangsü krankheitshalber für regierungsunfähig erklärt und die Regentschaft an Tsu-hsi übertragen.

Weiter brauchte . . . Rußland nichts.

Kriegerische Verwicklungen mit den Westmächten waren ja nun unvermeidlich, und die Dynastie war ja von vornherein einer fürchterlichen Niederlage geweiht. Dabei war der Kampf gegen die Westmächte offenbar ein Kampf für Rußland; China selbst suchte die Widersacher Rußlands von den Gebieten fern zu halten, die Rußland sich für eine fernere Zukunft sichern wollte! Rußland mußte, wollte, und konnte die Dynastie retten. Es *mußte* es, weil bei ihrem Sturz ein sofortiges europäisches Protektorat alle seinen weiteren Unternehmungen lahm gelegt hätte; es *wollte* es, weil eine mehr oder weniger unter seinem Spezialschutz stehende Dynastie das stärkste und unauffälligste Bollwerk gegen westländische Uebergriffe in China war. Und es *konnte* es, weil es Chinas Hinterland ist, und durch seine ganz besonders gewichtige Stellung im notwendigen Konzert der sich gegen die Boxerrevolution wendenden Mächte auf dessen Handlungsweise einen ganz bedeutenden Einfluß ausüben konnte. Denn Rußland war jetzt den Europäern ebenso nötig wie den Mandschu. Es konnte also die Dynastie ins Schlepptau nehmen und zugleich der westländischen Ausdehnungspolitik einen schneidenden Zaum anlegen. Und das that es sofort.

Es wurden, ob mit oder ohne genaues Wissen von Tsu-hsi, von Li-hung-tschang in Kanton Verhandlungen mit russischen Bevollmächtigten geführt, deren Ergebnis eine Art Konvention war, in der, kurz gesagt, der Mandschudynastie die Integrität des eigentlichen China gewährleistet wurde, während Rußland gänzlich freie Hand in den Tributärstaaten, also der Mandschurei, der Mongolei, Ostturkestan und Tibet, haben sollte.

Diese Konvention, zu deren Geheimhaltung und späterer Dementierung die unglaublichsten Intrigen angezettelt wurden, hat kein Mensch zugestehen wollen, und kein Mensch mit Erfolg wegleugnen können. Sie existiert eben doch: und nach dem, was sich seit zwei Jahren zugetragen hat, bleibt ihr überhaupt nur ein symptomatischer, ein historischer Wert; die einfachen thatsächlichen Ereignisse haben nämlich die Konvention nicht nur bestätigt, sondern zum Teil sogar noch überholt.

Die teils lächerliche, teils grausige Geschichte der zwischen den Seemächten und China seit 1900 vorgefallenen Verwicklungen war ja so leicht nach allen Richtungen hin gründlich breitzutreten — wie jeder frischer Kot — daß alle Welt sich bis zum Ueberdruß mit diesem wohligen Spiele beschäftigen konnte. Und diese Ereignisse haben nur in ihren ganz allgemeinen politischen Ergeb-

nissen ein wirkliches für die zukünftigen Geschicke Ostasiens in Betracht kommendes Interesse.

Der Boxerkrieg ist, trotz des in die Welt posaunten Gegenteils, zum Nachteil der Seemächte und zum Vorteil Rußlands ausgeschlagen. Ueberall, wo es Rußland darauf ankam, ist es so gekommen, daß der Westländer nur noch verstärkten Haß geerntet hat, während der russische Kaiser vielfach geradezu als ein Messias gepriesen wurde. Rußland verteilte während des kläglichen Besetzungswinters in Peking an das darbende Volk täglich zwanzigtausend Portionen Reis und im Ganzen über fünfzigtausend Schafspelze. Rußland wurde in den Nord- und Weststaaten — wenn auch mit Hilfe falscher, wohl vom Klerus verbreiteter Gerüchte und Maueranschläge — als Bundesgenosse Chinas gefeiert und gegen die fremden Teufel angerufen. Die erste russische Post, die nach dem Kriege von Kiachta nach Peking gelangte, vollführte den ganzen Weg entlang einen derartigen Triumphzug, daß man von Peking aus ein Glückwunschtelegramm an den Zaren sandte. Kurz, im Norden und Nordwesten hat der Krieg bloß dazu beigetragen, das moralische Prestige der Westmächte herabzusetzen und die russische Pseudokultur auf den Schild zu heben, so daß der noch gesteigerte Haß gegen die Westeuropäer in Verbindung mit der, wohl auch vom Klerus befürworteten Hochachtung vor Rußland, der Bildung des Europa entgegenzusetzenden ungeheuren russisch-chinesischen, asiatischen Blocks die Bahnen geebnet, und für Europa eine wahre russisch-chinesische Gefahr geschaffen hat.

Aber es sind handgreiflichere Zeugen für diese Wahrheit da, als kulturgeschichtliche Betrachtungen. Während die Seemächte in China wirtschafteten wie Gerichtsvollzieher, die in einem leeren Hause pfänden kommen, und schließlich ja auch nur . . . diplomatische Noten davon trugen, erwarb Rußland stillschweigend, wie es in der kantoner Konvention vorgesehen war, friedlich ein Riesenreich, durch die Besitznahme der chinesischen Tributärstaaten. Es hatte ja die Dynastie gerettet. Es hatte sie heimlich auf dem Wege über Kiachta mit gehörigen Geldsummen — zwanzig Millionen Rubel — unterstützt, und es hatte es durch geschickte Beeinflussung der Mächte dahin gebracht, daß das eigentliche China ganz unangetastet blieb. Es hatte alle wichtigeren, in die Revolution verwickelten Persönlichkeiten vor Strafe geschützt. Nicht einer von den hohen, auf europäisches Betreiben zum Tode verurteilten Würdenträgern ist wirklich hingerichtet worden. Welcher Wahnsinn auch die Minister, Generäle und Prinzen eines besiegten Landes vertilgen zu wollen! Dann hätte Napoleon auch Blücher, und Scharnhorst und Stein und womöglich den nachmaligen Kaiser Wilhelm hinrichten lassen sollen! Man köpfte, zur Befriedigung der Diplomaten und Feldherren, einige gemeine Verbrecher an Stelle der Großen, und schickte diese weit fort, in die Tributärstaaten, die bereits mehr oder weniger russisch waren. Tsu-hsi opferte allerdings ihren Freund Tuan und den Thronerben; aber dieser blieb in Ning-hsia, während Tuan mit Lachen das Dekret in Empfang nahm, das ihn nach Uliassutai in der nördlichen Mongolei verbannte, woselbst der russische Konsul, jetzt Resident, sich allabendlich mit ihm fröhlich an Roederer und Schnaps betrinkt.

Die russischen Konsuln in der Mongolei sind jetzt Residenten; denn schon seit dem 16. Dezember 1900, als der transbaikalische Gouverneur, General Matsieffski, in der mongolischen Hauptstadt Urga auf den dort errichteten Festungswerken die russische Fahne hißte und die entscheidende Ansprache dabei hielt, steht die Mongolei unter russischem Protektorat. Gerade wie die Organisation der Landesverwaltung in der schon ganz russischen Mandschurei (von der es wohl überflüssig ist zu reden) war dieser friedliche Riesenerfolg

www.libtool.com.cn

ein Meisterstück der russisch-chinesischen Bank. Diese ist nämlich der eigentliche Hebel der russischen Macht in Ostasien. Unter privater Flagge segelnd, vollführt sie für die russische Politik alles was im internationalen Verkehr Privatpersonen wohl erlaubt, aber Staaten verboten ist. Einige der feinsten Köpfe Rußlands leiten sie. Uchtomski, der politische Schlangenbändiger, Rotstein und Spitzer, die internationalen Finanzrattenfänger, Witte der Währungsdrahtseiltänzer und seine schöne Gemahlin, opfern ihr Witz, Geld, Grazie, Einfluß und Kraft. An Ort und Stelle wirken für sie zwei der außerordentlichsten Männer unserer Zeit, der an Scharfsinn den Chinesen selbst gleiche Pokolitoff in Peking, und das Universalgenie Grot, der drei Nationalitäten hat und zwölf Sprachen gleich der Muttersprache beherrscht, — überall wo er nötig ist. Die Bank hat außer ihren bekannten offiziellen Zwecken noch einen ganz besonders wichtigen zu erreichen, der gerade darum wohl in den Statuten — ganz besonders verboten ist, nämlich das Aufsuchen und Ausbeuten von Goldlagern.

Die Goldwährung — die man auf kläglicher Basis eingeführt hatte, indem man einfach den niedrigsten Rubelkurs als neue Rubeleinheit nahm — mußte um jeden Preis, nach außen wenigstens, aufrecht erhalten werden, und dazu fehlte es jedes Jahr an . . Gold, und zwar (nach offiziösen Klagen) an jährlich 350 Pud, oder 16 Millionen Mark. Sie auswärts zu kaufen, konnte der Regierung nicht einfallen, denn sie hat bei sich das Monopol des Goldkaufs und zahlt — in Papiergeld, das gerade die Druckkosten wert ist — an die russischen Goldproduzenten ungefähr 2,00 Mark für das Gramm Reingold, das einen Pariwert von fast 2,80 Mark hat. Man wollte also billiges Gold im Lande finden: man fand es und die Herrschaft über die Mongolei obendrein.

Pokolitoff und Grot nämlich baten in Peking um die Konzession zur Ausbeutung der reichen mongolischen Goldlager. Es war dies eine ungemein geschickte Schmeichelei, als ob die Mandschuregierung überhaupt in der Mongolei souverän gewesen wäre! Sie war in Wirklichkeit nur Lehnsherr, und nur die Mongolenchans hatten das Recht über den Boden zu verfügen. Die russischen Herren thaten natürlich, als ob sie das nicht wüßten, und begannen auf die in billiger Großmut erteilte, wertlose Konzession hin, zu arbeiten. Die Mongolenfürsten, wütend, protestierten und . . . mobilisierten. Rußland that unschuldig und beklagte selbst den Uebergriff der Pekinger Regierung. Die Wut der Chans wandte sich demnach gegen diese. Der Urgaer Konsul Schischmarieff schürte in äußerst geschickter Weise auf der Generalversammlung der Mongolenfürsten das Feuer, pries Rußland und sein transmongolisches Bahnprojekt, erwirkte die Abrüstung und, unter Verteilung reicher Geldsummen, die Gefolgschaftsaufsagung an den Mandschukaiser, ein Erfolg, zu dem der Einfluß des Vice-Dalai-Lamas, Bogdo-Gigen, stark beigetragen hat. Zugleich wurde eine heftige Panik vor angeblich in die Mongolei einfallenden chinesischen Mordbrennerbanden erregt, so daß man schließlich am 6. Mai 1900 in Urga mit Jubel die russische Besatzung empfing, die schon seit Monaten in der Grenzstadt Troitzkossawsk Kiachta bereitgehalten war. — Anfang 1901 wurden endlich von dort Kosaken und Ingenieure bis zur äußereren chinesischen Mauer oberhalb Kalgan, geschickt, um den weltgeschichtlichen Paß Hsi-wan-tze, über den alle Eroberer Chinas gekommen sind, russisch zu befestigen: ein furchtbarer Rammsporn mitten auf den Maschinenraum Peking des chinesischen Staatsschiffes gelenkt . . .

Viel wichtiger noch als diese Quasi-Annexion der Mongolei, war die weitere Ausgestaltung des Verhältnisses vom Zaren zum Dalai-Lama. Als

www.libtool.com.cn

1900 alles für Rußland und Tibet so gut ging, ward der russisch-buddhistische, seit 1898 in Lhassa als Kanzler fungierende Priester Tschoigjin Daltieff mit symbolischen Geschenken zum Zaren geschickt, der in Livadia, kaum vom Typhus genesen, sich den höchsten Titel des „Herrn und Pflegers der Religionsgaben" übertragen sah; er war nunmehr an Stelle des Mandschukaisers weltlicher Oberherr der buddhistischen Kirche. Diese Riesenumwälzung bedeutet für die inneren Verhältnisse Ostasiens geradezu den Beginn einer neuen Epoche.

Nun kam noch das schwierigste: diesen Wechsel von der Mandschudynastie selbst bestätigen zu lassen. Die Pekinger Palastverhältnisse boten dazu die Gelegenheit. Der nach Li's Tode zweifellos stärkste Kopf Chinas, der frühere Generalissimus und jetzige Großkanzler Jung-lu nämlich, hatte seit Tuan's Verbannung bei der Kaiserin dessen Platz eingenommen und . . . ausgenutzt. Er wollte es dem Thronerbenvater Tuan, mit mehr Erfolg, nachmachen. Es gelang ihm, seine Tochter an den Bruder des Kaisers, den Prinzen Tschun, und seine Nichte an den nunmehrigen Thronerben P'u-lun zu verheiraten; und seitdem sinnt er auf einen mit Unterstützung der Kaiserin und des in Mandarinenkreisen allmächtigen Eunuchenchefs Li lien-jing auszuführenden neuen Staatsstreich, der den Gatten seiner Nichte auf den Thron bringen und zugleich die Jung-lu feindliche europafreundliche Partei Juan schi-kai's vernichten soll. Da eine solche Umwälzung entschieden zum Nachteil der Seemächte, aber zum Vorteil Rußlands ausschlagen müßte, war es selbstverständlich, daß Jung-lu sich vor allem die wohlwollende Neutralität des Zaren sichern mußte, daß er folglich russischen Wünschen in vollkommener Dienstfertigkeit nachzukommen hatte. Nur dadurch ist es möglich geworden, daß man sich in Peking dazu verstanden hat, den thatsächlich bereits erfolgten Umschwung zu ratifizieren. Auf Jung-lu's Betreiben wurde der kürzlich bekannt gewordene, von mir in der Contemporary Review eingehend erörterte Tibetvertrag geschlossen, der, gegen einige den Chinesen überlassene Handelsvorteile, an Rußland die militärisch-politische Verwaltung überträgt, und Rußland zum Grenznachbarn Indiens macht . . . .

Das ist die wahre Lage in Ostasien. Der große Sieg der weißen über die gelbe Rasse schrumpft zusammen zu einem kläglichen Gemetzel zu Gunsten russischer Politik. China, rings umklammert von russischer Macht, unter der Rußland verpflichteten Mandschudynastie, ist und bleibt nur noch der Sturmbock Rußlands gegen zu weit gehende europäische Kolonisation.

Jetzt erst können wir fragen: Was hat Deutschland in China zu erwarten? In politischer Beziehung, früher oder später: Zusammenstoß mit der russisch-chinesischen Koalition. Sonst garnichts.

Aber auch Rußland will ja im Grunde nichts als Nordchina zu seinem industriellen Produktionszentrum machen. Die chinesische Frage ist nicht eine politische, sondern eine wirtschaftliche.

Was hat Deutschland wirtschaftlich in China zu erwarten?

Der große Traum des Kaisers war es wohl, in China ein deutsches Indien zu schaffen. Aber China ist kein Indien. Falls wirklich der asiatische, russisch-chinesische Riesenbund durch lange Zeitläufte westländisches Wirken in Ostasien duldet, so wird die unvermeidliche Entwicklung der wirtschaftlichen Weltverhältnisse in weitesten Zügen die folgende sein:

Erste Periode. — Europäisches Kapital arbeitet in China mit europäischem Werkzeug und chinesischer Arbeitskraft. China großartiges Absatz- und Produktionsgebiet fürs europäische Großkapital.

www.libtool.com.cn

Zweite Periode. — Europäisches Kapital arbeitet in China mit chinesischem Werkzeug. China schlechtes Absatz-, aber großartiges Produktionsgebiet fürs Großkapital. Schrecklicher Rückschlag auf europäische Produktions-(Arbeiter-) Verhältnisse.

Dritte Periode. — Chinesisches, genossenschaftliches Kapital tritt an die Stelle des europäischen Großkapitals. China unmöglich als Absatz- und immer schlechter als Produktionsgebiet für europäisches Kapital. Rückschlag aufs Großkapital.

Vierte Periode. — Chinesische, wirtschaftliche Thätigkeit mit chinesischem Kapital und Werkzeug sucht Absatzgebiete bis, schließlich, in Europa. Niedergang der westländischen Industriestaaten. — —

Diese gelbe Gefahr, soweit sie auch in der Ferne zu liegen scheint, ist unabweisbar. Es war kindlich, anzunehmen, sie bestände nur in der Konkurrenz billiger Arbeitskraft; und noch kindlicher war es, zu glauben, sie bestehe in der Möglichkeit, China fiele als kriegerische Horde über Europa her. Der Kampf wird ein wirtschaftlicher, und um so schlimmerer sein. Und nun denke man sich noch — wie es die höchsten russischen Staatsmänner jetzt thatsächlich thun — Rußlands politische Macht mit Chinas wirtschaftlicher Kraft verbunden!

Wirtschaftlich hat Deutschland in China zu erwarten: die russisch-chinesische Gefahr. Allerdings noch nicht.

Aber jetzt? Für die erste Periode der Entwicklung Chinas?

Es hieße das stolze Schiff anbohren, auf dem seit dreißig Jahren Deutschlands Geschicke glücklich fahren, wollte man leugnen, daß die stärkestmögliche, wirtschaftliche Thätigkeit in China jetzt geradezu eine Lebensfrage für Deutschland ist. Und es muß für die möglichst glückliche Ausgestaltung dieser Periode alles gewagt werden. Aber weder Kriegsschiffe noch Soldaten werden da viel helfen. Es muß das chinesische Volk, da wo es in fruchtbaren Verkehr mit Deutschland treten soll, dahin beeinflußt werden, daß es, freiwillig, zuerst mit Wohlwollen, dann mit Freude, schließlich mit Notwendigkeit, das aufgreift, was europäische Kultur ihm bieten kann. Dazu muß es vorbereitet werden.

Die Kolonisation des Totschlagens, des Verdrängens oder des Aufkaufens führt da zu nichts. Es muß, da es sich um ein nicht nur eigenartig zivilisiertes, sondern auch lebenskräftiges, wirtschaftlich riesenstarkes Volk handelt, die intellektuelle Kolonisation eintreten.

Der Adoptivsohn Li-hung-tschangs, würdiger Nachkomme seines geistigen Vaters, sagte mir einmal: „Wir haben alles. Gebt uns nur etwas exaktwissenschaftliches Gehirn; dann werden wir nicht nur das zahlreichste, sondern auch das größte Volk der Erde werden."

Unterrichtet muß werden. Nicht aber von Europäern auf europäisch, sondern von Chinesen auf chinesisch; nicht europäische Geisteswissenschaften, die den Chinesen nichts sagen; nicht Religion, Litteratur, Geschichte, Philosophie und andere geistige Sport- und Luxusartikel, sondern handgreifliches, nötiges: Geographie und Handelskunde, Landwirtschaftslehre, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Mathematik, technisches Wissen, Physik und Chemie: reine Realien! Doch dazu fehlen in China die Lehrer.

Man schaffe solche Lehrer!

Man gründe chinesische Lehrerseminare, wo deutsche Professoren, auf chinesisch, chinesischen, schon zur Unterrichtsthätigkeit qualifizierten, Lehrern europäische Thatsachen lehren. So vorgebildete chinesische Lehrer, schon weil sie auf dem Lande und in den Städten nützlicher sind als andere, werden ganz

von selbst von den Gemeinden, die freie Hand in der Lehrerwahl haben, vorzugsweise angestellt werden, und dort in den Schulen in ihrem eigenen Interesse den guten Samen zum Keimen bringen.

So kann deutsches Können zunächst einmal sich ganz von selbst unter Chinesen dezentralisieren, in die chinesischen Massen unmerklich hineinfiltrieren, und den Geisteszustand schaffen, der vor allem anderen unerläßlich ist, damit die deutsche wirtschaftliche Kraft sich hindernislos am Gelben Meere entfalten könne.

Nicht Feldmarschälle, nicht Heere und Flotten, nicht Diplomaten und Priester: Der Lehrer wird China erobern, friedlich und fruchtbringend.

Wird dies erst einmal verstanden werden, dann hat Deutschland in China auf lange Zeit hinaus nicht mehr chinesischen Volkshaß, nicht mehr Intriguen und kriegerische Verwicklungen, nicht mehr das klägliche Erdrücktwerden vom asiatischen Dreibund Zar-Hoangti-Dalai-Lama zu erwarten; sondern die Herrschaft über ein wirkliches Indien, ein Indien ohne den Jammer, der jenes schönste Land der Erde verzehrt.

www.libtool.com.cn

Das letzte Kind.

Von **Hermann Stehr.**

I.

Der Himmel ist die Seele der Erde. Darinnen läuten unaufhörlich die Glocken des Lebens und des Todes. Und auf jeden Schlag der ewigen Uhr löst sich ein Engel aus den weiten Räumen und schwebt hernieder auf die Welt der Erden.

Die Glocke des Todes läutet verschieden, hart und stürmend, oder wie der leise Gesang eines Vogels klingt, je nachdem das Röcheln eines alten Herzens oder das letzte Wanken einer jungen Brust das Seil der Not zieht.

* * *

Der Frühling wanderte über die Berge, daß ihre Wälder das Blau des Himmels an sich rissen; durch die Thäler, und der Sohle seines geflügelten Fußes rannen silberne Bäche nach, Glöckchen trippelten hinter drein und aus den Herzen der Bäume quoll das Leben des jungen Grüns.

Als er durch die Gassen der Städte und Dörfer schritt, erhuben die jungen Menschen ein Geschrei der Lust, die Männer griffen fester in ihr Werk; aber die greisen Leute und die Schwangeren fiel ihr Ende an. Sie schleppten sich aufs Lager, ihr Körper ward welk, ihr Auge suchte nach Hilfe in anderen Weiten, gepeinigter Atem quoll aus ihrem Munde und mit zuckendem Herzen läuteten sie die Glocke der Not, daß sich der Gott der Zwiespältigkeit ihres Lebens erbarme und sie erlöse zum Glück der Stunden oder der Ewigkeit.

So tönte verwirrend das Geläut der Glocken im Himmel, dessen Thore weit aufstanden. Denn die Engel des Todes und des Lebens schwebten in langen Zügen aus und ein und die Flügelthüren zum ewigen Saal konnten sich nimmer schließen.

* * *

Zwei Engel des Todes sanken in einer Nacht dieses selben Lenzes auf ihren Schwingen zur Erde nieder. Als sie dort angekommen waren, wo der Kreis der Sterne aufhört und die unruhigen Ströme der Erde sich durcheinander flechten, wandte der voranfliegende, bleiche Geist sein Gesicht zurück und hielt ein wenig an, bis sein Genosse mit schwererem Flügelschlag ihn eingeholt hatte.

„Nun trennen sich unsere Wege," sagte er zu ihm.

„O nein, auch ich muß in das Gebiet der Menschen hinab, die sich das Feuer aus der Erde graben," entgegnete der Herangekommene mit demütig geneigter Stirn und in seiner Stimme klang der schrille Ton irdischen Schmerzes. Dann strömte das weiße Gewölk ihrer himmlischen Schönheit weiter zur Tiefe; der erste Geist ganz lauter, gleich dem Blatt der Josefslilie, der zweite noch versehrt durch die Umrisse eines menschlichen Leibes, der wie ein Schatten in seiner Glorie schwamm.

Ohne Laut glitt der erste, wie der Schnee durch stille Luft sinkt, der zweite aber regte noch die Lüfte um sich auf und je näher sie der Erde kamen, desto vernehmlicher klang aus der Mitte seines Wesens das Atmen, das kummervolle Lied des Menschenseins.

Die Gebirge der Erde tauchten eben unter ihnen auf gleich schwarzen Inseln.

„Laß uns auf diesem Gipfel ein Weniges warten. Die Seele, der ich Geleit zum Himmel geben soll, stärkt sich durch einen letzten Schlummer zu ihrem letzten Gange. Mich aber überfällt die Qual der Erde," sagte der Müde.

Sie falteten die Schwingen ein und ließen sich nieder. Die Kraft der Erde riß den Schattenschweren zu rauhem Sturze. Doch der Geläuterte fing ihn mitleidig auf und bettete sein heißes Haupt begütigend an seine Brust.

„Du bist zu stürmisch, Bruder," flüsterte er dabei. „So schweres hättest du dir noch nicht zumuten sollen."

Ein Zittern lief durch den hingebetteten Geist und lange schwieg er. Endlich hob er sein Antlitz und frug:

„Ist Qual nicht eine Speise, die sich verdoppelt, wenn man langsam ißt?"

Der Starke sah in die traurigen Augen nieder, die sich fragend zu ihm aufgerichtet hatten; aber obwohl er bemerkte, wie ein Beben ihre Sterne bewegte, hielt er mit dem Vorwurfe seiner Liebe nicht zurück und sagte:

„Allein, wenn so dein Mut dich selber peinigt, wie willst du in der schlimmen Stunde bestehen, wie willst du ihm und allen helfen, wenn du an dir schon so leidest? Du hättest vorher die ewige Güte bitten sollen."

Da kam über den zagenden Engel das Beben noch stärker, und seine ewige Seele ward von Ratlosigkeit so voll, daß er gerade vor sich hinschaute und mit leerem Blicke den Wind betrachtete, der den Tannen des Berges die Nebel leise umwarf und abnahm, wie ein Kind, das seine Puppen an- und auskleidet. Dazu summte der Strom der Luft ein eintöniges Lied und die Bäume bewegten im Schlaf ihre Aeste.

„Ich weiß. Ich weiß," begann der kummervolle Engel dann mit halber Stimme: „O meine arme Mutter, die nur für den Tod gebärt!"

Wieder folgte den Worten der tiefen Trauer ein langes Verstummen.

Und der Wind zog fort, der Nebel hörte auf zu wogen und breitete sich gleichmäßig aus wie ein beruhigtes Wasser. Der Schlaf der Bäume ward schwarz und starr, alle Dinge zerflossen wie in unbeweglicher Verdrossenheit.

Nur die beiden Engel blühten in die Nacht der Erde wie zwei weißleuchtende Blumen und schimmernde Fäden gingen von ihnen aus nach allen Seiten. Plötzlich hob der bedrückte Geist seinen rechten Arm, streckte ihn gerade von sich und zog ihn durch den ruhenden Nebel.

Dieser rührte sich davon.

Mit bitterem Lächeln bemerkte er es.

„Siehst du das alles?“ wandte er sich an seinen Begleiter und wies mit den Augen nach seinem Arme.

Dort waren in der schimmernd schönen Bildung seines Leibes die Umrisse eines Menschenarmes schroffer und schwärzer aufgetaucht.

„Wie muß dich dieser Zwiespalt quälen!“ antwortete mitleidig der andere.

„Nun, siehst du, und wenn ich auch in treuem Dienste unzählige Seelen aus der Not zu ihm geleite, sie läßt mich doch nicht los. Schön ists, daß unerfüllte Sehnsucht durch die Wolken stößt und die Füße der Liebe auch über das Grab uns nachschreiten, mir aber raubt die Mutterliebe den Himmelsfrieden.

Du weißt, meine Mutter ist ein halber Schatten. Mit jedem Kinde, das sie dem Grabe gebärt, wird sie auf Erden fremder. Ihr Bestes und Tiefstes ging mit ihren kleinen Toten schon ins Jenseits ein. So verfällt ihr Leib wie ein verwahrlostes Haus.

Meist geht sie trunken von den Träumen über ihrer Stirn. Von Zeit zu Zeit aber wird ihr irdisches Auge sehend und erkennt ihr Elend. Dann klammert sie sich an den Mann. Und ihre Frucht, in Angst gezeugt, in Furcht getragen und in Schreck geboren, ist heimatlos auf Erden vom ersten Tag des Lebens. Nicht lange halten die blauen Wände des mageren Leibchens die Seele, der jeder Atemzug die Kraft zu Flucht vermehrt. Bald giebt das kleine Herzchen erschöpft seine Gegenwehr auf und oft nur Tage nach der Geburt starren in der kleinen Stube meiner Eltern wieder zwei todesstumpfe Säuglingsaugen aus der Wiege.“

Der lautere Geist ließ seinen Bruder, der so noch in dem Schatten der Erdenschwere wanderte, reden. Denn er wußte, daß die Klage das beste Heilmittel der Trauer sei und da er nun geendet, sah er den Bekümmerten ermutigend an.

Der aber stand ganz im Banne seines Leids und fuhr fort: „Doch ich fiel aus dem Schoße meiner Mutter stärker in die Frohn des Lebens. Wohl rüttelte auch meine Seele nach der ewigen Freiheit über den Sternen, aber das Herz riß mich stets aus der Faust der Krankheit und mit drei Jahren schien ich meinen Eltern gerettet. Sie gingen umher wie zwei Erlöste und aßen lachend ihr hartes Brot.

Im fünften Sommer fiel auch ich. Das Fieber riß mich von der Gasse und folterte mir in einer Nacht die Seele aus dem Leibe. Seitdem irrt der Geist der Mutter um die Pforte Gottes und fordert weinend mich hinab ins Leben und ihre Sehnsucht läßt in mir die Liebe des Blutes und mit ihr den

gestorbnen Leib nicht ganz erlöschen. Die anderen Tausende der Milliarden stehn im Jubel vor IHM, indeß der Sang zu SEINEM Preise von meinem Munde wie eine welke Blume sinkt.

Einige Zeit schien es, als würde sie mich doch vergessen können, weil ihr wieder ein Kind aus dem Leibe gestiegen war. Doch meine Hoffnung, die Zeit könne mich befreien, war eine Täuschung. Mein kleines Brüderchen liegt schon wieder im Sterben und die Mutter rief mich um Hilfe, mich, den Totenengel. Nun eile ich vom ewigen Gebote und der Liebe zu meinem Blut getrieben. Die eine Macht, der ich nicht entrinnen kann und will, befiehlt, das Leben meines Bruders, eh der Morgen siegt, zu vernichten, die andere bettelt angstvoll in mir, es zu schonen.

Und wenn mich drunten vor ihrer Qual das Menschenmitleid übermannt, dann bin ich gleicherweise für den Himmel, wie für die Wiederkehr zur Welt verloren und muß heimatlos als Geist der Luft immer zwischen Himmel und Erde irren."

Also redete der Totenengel. Seine Stimme war immer erdenweher geworden und seine Krankheit kam tiefer über ihn. Aus der Erde stieg der unreine Schatten seines Leibes, den sie umsonst ins Grab gebettet, und lagerte sich immer deutlicher in seine Glorie, daß die Verklärung nur noch wie eine furchtsame Hülle um ihn stand.

Im selben Augenblicke wuchsen aus dem Dunst der Tiefe zwei Arme auf, mager und straff wie gespannte Seile und schmerzvolle, vertrocknete Hände griffen suchend nach dem Leibe, der in der blassen Glorie wie in einem schützenden Schreine lag.

Zugleich erklang ganz schwach ein Ruf des Schmerzes von der Erde her: „Was starbst du mir? Komm wenigstens und steh mir bei." Da sprang der Qualbedrängte aus des andern Schoß und wollte fliehen. Aber er machte nur einige unbeholfne Schritte wie ein schwerer Vogel, der auffliegen will, dann ward er von der Last seines Schattenleibes zu Boden gerissen. Dabei stöhnte seine Seele in solcher Angst, daß die Bäume aus dem Schlafe auffuhren und den Wind aus ihren Kronen warfen, der, herabgleitend, im Halbschlaf sich dehnte und dann wieder in sein luftiges Nest kroch, umständlich und knurrend, wie Schlaftrunkene sich zurecht legen.

Der geläuterte Geist schwang sich hinzu, schlang erschüttert seinen Arm um den Hingestürzten und hob ihn auf. Sein ewges Licht vertrieb den Schatten aus der Glorie seines Bruders, daß der Menschenleib nur noch wie ein unreiner Hauch darin lag.

„Mein Bruder!" stammelte in überquellendem Dank der Wiederaufgerichtete. Die Geister lagen Brust an Brust und ihre Seelen klangen in einander wie der Ton von reinen Harfen.

Da glomm die Herrlichkeit des Herrn als goldne Wolke in der Ferne auf und die Lüfte begannen immer stärker zu beben.

„O Dreimaleiniger!" mit diesem Ruf warf sich der Geist der letzten Prüfung dem ewgen Licht entgegen. „Laß mich in Qual nicht scheitern und wenn du willst, so führe ich das Herz der Mutter auch in deinen Frieden."

www.libtool.com.cn

Aber ehe sein Ruf verklungen, war der Schimmer des Ewigen wieder in die Unendlichkeit hinabgetaucht und die Luft stand wie stockender Atem in der Nacht. Bekümmert kehrten die Totenengel an ihren Platz zurück, denn sie wußten nicht, ob der Herr zum Trost oder zur ernsten Warnung vorbeigewandelt sei.

Während sie noch darüber redeten, sank ein leiser Ton, gleich dem Ruf des nackten Vogels, der mit ohnmächtigem Schnäbelchen aus dem Ei verlangt, an ihnen vorüber in die Höhe.

„Hast du's gehört?" frug der bedrängte Geist und tastete nach der Hand des andern.

Dieser neigte nur bejahend das Haupt. Die Locken seines Scheitels fielen dabei über sein Antlitz, daß man die Miene tiefen Mitleids darin nicht sehen konnte; nur seine Augen standen hinter dem schimmernden Schleier, wie zwei Flecken regensatten Himmelsblaues.

„Meine Stunde ist gekommen!" sprach der Schattenkranke und erhob sich, denn der Ruf der Not glitt wieder an ihnen vorüber. Dann stand er eine Weile vor dem sichern Engel, der sich auch erhoben hatte und nach einem kurzen Sinnen der Sorge, ihn voll Inbrunst in die Arme schloß.

Als die Geister sich in Liebe durchdrungen hatten, breiteten sie ihre Schwingen aus und sanken zur Erde nieder.

II.

Die Gestade der Erde traten immer schärfer aus dem Dunkel der Nacht und die ersten Geräusche wurden hörbar: der schrille Pfiff eiserner Wagen, das hohle Bellen des dienenden Dampfes und das meckernde Stöhnen, das der Blitz ausstößt, der die Menschen fährt. Bald auch gewahrten die Totenengel die ersten Schlote, aus deren Höhe der stinkende Rauch über die Dächer des Dorfes sank. Nach Mitternacht hin standen die schwarzen Essen dicht wie ein Wald entästeter Bäume.

Dorthin glitt die Schönheit des sicheren Geistes. Nach Morgen zu aber, wo von den nahen Bergen eine Allee mächtiger Linden sich nach dem Dorfe hinzog, als seien die Bäume zum Schutze der geplagten Menschheit heranmarschiert, standen schon kleinere Häuschen, und der Segen der Pflugschar schlief in den stillen Gassen. Der nun ganz einsame Totenengel säumte einen Augenblick über den verschlungenen Kronen der Allee und lenkte die Augen bange nach seinem Begleiter hin. Er sah ihn wie einen milchweißen Schleier vor der gelben Glut ferner Coaksöfen hinschweben und in jähem Fall verschwinden.

Da ward auch er unsichtbar und ließ sich durch das Geäst auf die Straße nieder.

Nach kurzer Wandrung bog er in einen kurzen, engen Gang ein, der zu beiden Seiten von einem alten Schwartenzaun eingefaßt war. Das schiefe Lattenthürchen, das den Gang nach der Straße zu abschließen sollte, war mit seiner Falle aus dem plumpen Haken gesunken, der in der bejahrten Linde

steckte und hing gebrochen da. In Mannshöhe hob sich von dem Lindenstamme ein grauer Flecken ab.

Das junge Laub des alten Baumes sog das Licht des fernen, dunstigen Mondes ein und ließ es zögernd, mit dem ganzen Dufte seiner Schönheit beschwert, niedergleiten, daß rund umher ein schwach glimmender Schleier lag.

Dieses und der dumpfe Geruch, der den engen Gang erfüllte, brachten in dem Totenengel ein leises Heimgefühl hervor. Ehe er sich dessen recht bewußt geworden war, öffnete er das morsche Gatterchen, das mit seinen verrosteten Scheeren kreischte.

Auf dies Geräusch wurden tastende Schritte in dem Häuschen laut, zu dem der Gang hinführte und das in dem Schatten der fensterlosen Hinterwände zweier plumper Häuser lag. Die Hausthür ward geöffnet und während die zögernde Hand der heraustretenden Person sie langsam wieder zuzog, erklangen aus dem Innern die Klagelaute einer weiblichen Stimme. Das Einschnappen des Schlosses schnitt sie ab.

„Wer is da? — Was soll 'nn sein! — Es muß doch jemand da sein!“ frug mit unsicherer Barschheit eine männliche Stimme in die Stille des dumpfen Ganges.

Es war Garbe, der Schneider, der menschliche Vater des Engels. Er wartete eine Weile auf Antwort; dann kam er den Gang her und fand in dem weißzitternden Nachtdunkel unter der Linde das Gartenthürchen offen. Er schüttelte den Kopf in sorgenvollem Staunen, drückte die Falle in den plumpen Haken und murmelte:

„Das treibt sich heite bloßich. Ma' möchte selber mangol'sch wern. — 's is ufgemacht, ich hört's ganz genau drinne gehn und niemand is da, kee Wind rührt sich . . .“

Dann stützte er sich mit den Ellenbogen auf das Querholz des Thürchens und starrte in die Nacht.

„Uns blei't eben keen's,“ redete er dumpf zu sich. „Das nutzt eben nischte; ma muß bloß sehn, wie ee'm der Kopp oben bleit. — Aber . . . aber . . . warum ei' aller Welt muß a so ein Wirmel so viel leiden! Kennts nich mit ee'm Gicks a Ende machen!“

Sein gestorbenes Kind, der Totenengel, stand unsichtbar hinter ihm, da er so redete und richtete ergriffen die Augen seines Wesens auf ihn.

Garbe fühlte davon einen inneren Schauer, meinte aber, seine Seele werde von einer Schwäche befallen und reckte sich auf:

„Nee, nee! ich wer's auch das mal überstehn. Überhaupt,“ damit erhob er seine Faust und drohte ingrimmig in die Nacht, „ich wer' mich schon . . . das vermaledeite Geflicke, ich dermach alls, wird schon a mal a Ende nehmen!“

„Geh und heb die Mutter auf, sie liegt vor der Wiege!“ flüsterte sein Kind in seine Seele.

Garbe trat der Angstschweiß auf die Stirn, er stöhnte und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht:

„Ach die! das, das erwirgt mich ebens, das is ebens 's allerallerschlimmste!“

antwortete er dem geheimen Wesen, das hinter seinem Innern zu ihm redete. „Alle Hosen, zerrißne Jacken, Fetzen, immer bloß Fetzen! Und wenn voll'ds 's Weib und söllde sich fortmachen! Ich darf dadran gar nich denken."

Immer in der Furcht vor diesem größeren Unglück als dem sicheren Tode seines kleinen Knäbleins, das drin in einem krampfartigen Schlummer lag, wandte er sich von dem Gatterchen ab und schlug mit den Bruchstücken von Gedanken, wie mit irren Händen nach diesem Schwarzen.

Sein Gehen war ein Zurückweichen, denn er hatte die Empfindung, daß eine Macht ihm folge, die durch nichts zu versöhnen sei. Diese innere Finsternis legte sich vor seine Augen und obwohl es so hell war, daß die Umrisse aller Gegenstände, wenn auch verschwommen, zu erkennen waren, mußte er sich doch an dem Schwartenzaun entlang tasten, bis er dorthin kam, wo die wacklige Einfriedung einen Ausspruch machte und den engen Gang zu einem kleinen ebenso dumpfen Höfchen erweiterte.

Plötzlich kam dem Schneider die Vermutung, man habe ihm Holz gestohlen, und er ließ sich sofort zu dem Stoße alten Grubenholzes nieder und begann mit beiden Händen die Stirnseite der runden Scheite zählend abzutasten. Er suchte den „dicken Knüppel" und es war ihm, daß seine Lage hoffnungslos, schrecklich sei, wenn dieses starke, gesunde Stück gestohlen worden. Aber er fand es nicht und fuhr fort knieend, die Arme ausgebreitet, mit zitternden Händen zu zählen; dazu murmelte er abgerissene Worte der Hoffnung und Klage, des Schmerzes und Zornes um das große, schöne Scheit.

Sein gestorbenes Kind stand im Beben barmherziger Liebe an seiner linken Seite. Der Strom des Lebens, der zum Allvater wandelt, den wir das Totsein nennen, hielt ihn fern von ihm.

Garbe ließ plötzlich mutlos beide Arme sinken.

Nach einer Weile dumpfen Kopfhängens beugte er sich nach der linken Seite, um einer letzten Hoffnung Raum gebend, in der Lücke zwischen Holzstoß und Kaninchenstall, nach dem starken Scheit zu suchen. Dabei kam er dem Kreis des Todes neben ihm zu nahe und plötzlich klaffte durch seine Seele ein Riß, und er sah in die Welt, die hinter allen Dingen liegt. Dort stand sein zuletzt gestorbenes Kind, zum Greifen nahe und doch unrettbar entrückt.

In höchstem Schreck schnellte der Schneider empor, starrte in den dumpfen, lichtschwehlenden Gang, stotterte den Namen seines Kindes und bebte am ganzen Leibe.

Aber die Wand seiner Sinne hatte sich schon wieder geschlossen und die Furcht vor einem Unbegreiflichen vermehrt, das sein ganzes Leben gequält und vor dessen Macht er sich jetzt weiter in das Höfchen zurückzog und die er von sich abzuschütteln versuchte:

„'s hat eben das und je's dahier uf der Erde, was de komsch is! . . . nee, nee . . . ma kann sich da ebens nich genug wehrn . . . nee, nee . . . und die ei'm Elende sein, an die hats halt a meesten Fug," murmelte er.

Es giebt eine Krankheit, die darin besteht, daß die Menschen das peinigende Gefühl haben, ihre Eingeweide zu verlieren. Diese Empfindung in seelischer

www.libtool.com.cn

Beziehung, es sinke alles, alles aus ihm heraus, worum er in allen Stunden gedarbt und gewartet, worum er Spott und Hunger auf sich genommen, seine ganze Seele, daß er wie ausgelöscht sei und nur das Bewußtsein habe, diese Qual zu schauen, diese Empfindung ward sehr stark in ihm. In der Hilflosigkeit seines armen Geistes fand er kein anderes Mittel gegen diese Selbstauflösung, als an der Ueberzeugung seines ungeschmälerten Besitzes sich zu retten.

Er beugte sich zu dem Kaninchenstalle nieder; vor dem er stand, befühlte die Ritze des Deckels und zog prüfend an dem kleinen Vorhängeschloß. Dann kniete er nieder, um durch das mit einem Drahtgeflecht verwahrte Luftloch an der vorderen Wand in das Innere der Kaninchenkiste zu sehen.

„Hansla! — Hans, Hans, Hans! — wsſ! — wswswſ!“ flüsterte er kosend und starrte mit höchster Aufmerksamkeit durch das Gitter.

Kein Laut regte sich drin.

„Die Ale reckt doch sonst ba'le die Nase raus, wenn ich, und ich ruf bloß eemal,“ sprach er mißtrauisch und schüttelte den Kopf.

Er rupfte einen Büschel Gras neben der Kiste los und hielt es vor das Drahtgeflecht mit der dringenden Aufforderung:

„Hansla, ale Meste! Ich bins, Hansla!“

Nichts rührte sich, nicht einmal der scheue Bock schlug mit den Hinterfüßen auf.

. . . das Scheit hatte er nicht gefunden, der Stall war leer, alles weg, alles . . . der Schweiß trat Garbe wieder auf die Stirn, und in höchster Angst warf er sich ganz auf die Erde, brachte den Mund nahe an das Luftloch und lockte mit zitternder Stimme immer und immer wieder:

„Hansla! wswſ! — Hansla, Hans . . . wswswſ!“ Und immer noch gab er vor, nach dem Häufchen seines Besitzes zu rufen und betete doch in Inbrunst um das Leben seines Weibes und um sein Leben, bis er die Täuschung aufgab, die Ellenbogen auf die Erde stützte und in die Nacht seines Schicksals starrte mit Augen, die nichts sahen und einer Seele, die dumpf bebte, bitter, schluchzend, voll Hader, demütig; aber immer wisperte er das Gleiche:

„ . . . wswſ . . . wswswſ . . . wſſſ . . . wſſ . . . wswswswſ . . .“

Zuletzt war es nur ein heißes Atmen in das thaukalte Gras, und seine Brust stieß gegen die fühllose Erde.

„Du darfst noch nicht sterben; dein Leben ist noch nicht abgelaufen,“ mahnte der Totenengel seinen Vater.

Da ließ der Schneider von seinem Wispern ab, setzte sich auf, schlug sich mit der Faust gegen die Brust und sprach mit ärgerlicher Stimme:

„Red', was ich nie weeß! — Das weeß ich selber. Red, wenn du ein oder aus weeßt!“

Denn er glaubte, seine Seele habe so zu ihm gesprochen, und er war unzufrieden mit ihr, weil sie so dumm in ihm laut wurde und traktierte sie mit Schlägen, um die Betäubte zu klarer Besinnung zu bringen.

„Das weeß ich all's selber,“ redete er dann ruhiger zu sich und sah forschend den kurzen Gang hinunter. „Das weeß ich schon — und a jedes

www.libtool.com.cn

Dingt hat doch sei' Notwendigkeit, sei' Ursache — ja — ebens! Und wenn alls alle wär', warum ei aller Gotteswelt hätt ich no' sieben harte, blanke Thaler drinnen eim Topfschranke. — Geld is lebendig und will zum Leben und nie zum Tode . . . es is lebendig, denn es is vo' mei'm Blute . . ."

Der Totenengel merkte mit Schrecken, wie das zunehmende Mitleiden seinen gestorbenen Leib stärker über ihn brachte, und er richtete sich an seiner heiligen Sehnsucht auf. Da wandelten die Wellen seines Wesens wie fröhliche Quellen wieder zu Gott zurück und was seine irdische Barmherzigkeit ihm eine Weile verheimlicht hatte, erkannte er in dem Strahle seiner schlaflosen Augen wieder deutlich: Er durfte seinen Vater noch nicht berühren, denn seine Seele war weder das fallbereite Blatt, noch der Vogel, der auf sein letztes Lied wartet, sondern der Haufen Ameisen, die, von Erdenunglück leidenschaftlicher gemacht, im Schatten des vorüberwandelnden Todes wirr durcheinander liefen.

„Nimm dein Geschick auf dich!" drang der Todesengel doch noch einmal auf ihn ein. „Und wenn die Mutter auch hingenommen wird, so geht eine Angst von dir und kehrt als Frieden zurück."

Garbe hob den Kopf und starrte auf die Weisheit des Todes. Aber da die Thore seiner Seele zu eng waren, konnte die Weisheit nicht in sie und blieb als ein Schlund vor ihm stehen. Mit stumpfen Augen schaute der Schneider hinein.

Da wußte der Engel der letzten Stunde, daß das Leben seines Vaters kein Ende haben, sondern nur einmal aufhören würde.

Deswegen wandte er sich dem Häuschen zu, dessen Thür gerade geöffnet wurde. Er schwebte an der heraustretenden Person vorüber und verschwand im Innern.

Es war ein großer, plumper Menschenleib, der sich durch die Thür geschoben hatte und nun, nach ein paar tiefen Atemzügen, verschleimt hustete.

„Garbe!" rief er darauf mit bezähmter Dringlichkeit und wiederholte nach einigem Warten mit leisem Erbarmen: „Albin!"

Der Schneider wußte, wer es sei und kannte den Grund, warum man ihn ins Haus rufe; aber eben deswegen blieb er auf dem Erdboden vor der Kaninchenkiste sitzen und antwortete nicht, um durch die Stille, die ihn bedrückte, auch jene Person in Furcht zu versetzen und mit ihr das Unglück, das sie verkündete, ins Haus zurückzuscheuchen. Als er aber hörte, wie die Füße sich auf dem knirschenden Sande zum Gehen anschickten, erhob er sich mit Hilfe seiner Hände vom Boden und schlich auf den Zehen dem massigen Schatten entgegen.

Ehe er es vermutete, stieß er an.

„Bist du's 'nn? — Garbe! — Albin!" rief die belegte Stimme furchtsam.

„Na ja, freilich. Wer denn sonste, Gevattern?" antwortete er mürrisch.

„Was machst 'nn da haußen? — Wo warst 'nn?" frug sie weiter.

Aber Garbe blieb stumm, um sie zu hindern, das zu reden, was er fürchtete.

Doch es half ihm nichts.

„Der Mond is runter," begann sie aufs neue und schmatzte nach jedem

www.libtool.com.cn

Absatze ein paar Mal. „Der Morgen kommt — es is de Zeit — du weeßts vo' den andern — der treibts ackerat wie alle — und gegen 's Ende da weeßte ja, darnach gehts rasnich schnell — und alleene kann se doch nie blei'n — ma weeß au' nie — die is gar zu sehr runder."

„Du hast viel Fleesch of dir," antwortete Garbe mit dumpfem Vorwurf. „— Frau Gebeln — siehste."

Diese letzten Worte sprach er mit hämischer Schadenfreude, daß er sie so tief beleidigt habe.

„Warum sprichst'nn du Frau Gebeln?"

„Weil jedes eens und zwee is. Du bist, scheint mir, bloß eens. Siehste, aber vo' mir, da weeß ich drsch genau, daß ich Albin Garbe bin und noch eener. Der andre, Jesses, was sol ich dr sagen! Du, ich bin dr gegen den wie ein Junge und lauf um seine Beene rum . . ."

Plötzlich überstürzten sich seine Worte.

„ . . . wenn de Thür'n gehn und niemand rührt an sie; wenn, was da is, nich da is; wenn du redst und verstehst'n nich und weeßt's und begreifst's nich — da hoppste über dich und stehst hinter dir und redst über deine Achseln ei deine Ohrn . . ." erschöpft brach er ab.

„Garbe! — Garbe!" rief die Gebeln erschreckt und rüttelte ihn, daß er zu klarer Besinnung komme. „Wenn de een ordtlichen gesoffen hättst; aber a so!"

Doch der Schneider stand ganz im Banne der unbegreiflichen Ereignisse, trat nahe an seine Gevatterin, hielt die Hand neben seinen Mund und flüsterte bittend:

„Laß gut sein, weeß ich's nich! Dohier stand er . . ."

„Wer?"

„Den Meine v'rhin eim Himmel gesehn hat neberm andern Engel."

„Ach du meenst . . ."

„Nu ebens den" — er nannte den Namen aus Furcht nicht — „dahier hat er gestanden, wo du etze grade stehst, wie er leibte und lebte, zum Greifen . . ."

„Hör 'och!"

„. . . muß da nich, muß da nich . . . wenn de Toten umgehn und ees . . ."

„Du!!" —

Die Gebeln wies mit dringendem Ernst nach dem Hause, aus dem lange, verschmachtende Töne kamen. Der aus Not schwatzhafte Schneider ward plötzlich still und senkte verstockt sein Gesicht.

„Komm, Albin, mr missen bei 'n 'r sein. 's macht aus. Albin, du!" rief sie unwillig, da Garbe sich nicht rührte. Plötzlich riß er sich auf und schlug wie verstört um sich.

„Ich kann nicht! Ich kann diesmal nich! Ihr megt machen mit m'r, was d'r wollt!"

Diese Worte waren ein Schrei wie der, mit dem ein abgehetztes Wild

www.libtool.com.cn

sich nach seinem Verfolger umwendet, den es zum letzten Stoße ausholen sieht.

Die Gebeln kehrte sich an seine Verzweiflung nicht, sondern nahm ihn am Arme und zog ihn der Thüre zu. Der arme Mann lehnte sich zurück, schüttelte den Kopf gegen die Erde und murmelte fortwährend zwischen den Zähnen:

„Aber eengtlich, sein missen thuts nie — es konnte doch no . . . es könnte doch no . . .“

„Nu was denn, ums Himmelswille bloß? da red 'och schon orndtlich, wenn de redst. Bei euch zween, da kann ma selber noch um a Verstand komm!“ Das sagte die Gevatterin mit mühsamer Beherrschung ihrer Ungeduld, denn sie war mißmutig aus Überwachtheit. Aber bald dachte sie wieder an das Elend dieser beiden Armen und frug deshalb noch einmal den gebeugten Mann in schonender Liebe:

„Was dann Garbe?“

Der Schneider antwortete mit rührender Stimme:

„Daß sie mitsterben muß; gell ock, nee?!“

„Ach wo d'nn. De Tine is zäher wie ich.“

„Na, ich meens ebens auch; ma' wird bloß manchmal so mickerig, wenn gar zu eene große Hamfel iber een kommt.“

III.

Schneller stiegen sie die drei Stufen zur Hausthür empor, durchschritten auf den Zehen den engen Vorraum und blieben dann in stillschweigendem Einverständnis an der Stubenthür horchend stehen. Eben hatte sich drinnen eine dünne, hohe Frauenstimme erhoben, die unverständliche Worte in feierlichen Singtönen redete.

„'s is de höchste Zeit, daß mir neigehn“, flüsterte die Gebeln.

„Ja, ja; s'e red't schon hochdeutsch“, vollendete Garbe und bedauerte bei sich, nicht im Höfchen geblieben zu sein. Die Gevatterin öffnete die Thür und trat zurück, um Garbe zuerst einzulassen.

Der Schneider zögerte eine Weile und schaute prüfend in die Stube, weil er in seinem Schmerz entschlossen war zu flüchten, wenn das Unglück schon zu weit vorgeschritten sei.

Aber alles war wie immer und er trat ein ohne zu bemerken, daß sich die Gebeln zurückgezogen, die Thür von anßen geschlossen habe und fortgegangen sei.

Das Ticken der Uhr empfing Garbe. Es klang ruhig und sicher durch das Dämmern, durch die schwere, vom Ringen bedrängter Seelen wie fiebernd heiße Luft und das Lämpchen auf dem Tische trug auch noch geduldig das rote Klümpchen Licht wie vorher. Die Glasscheiben des gelbgestrichenen Topfschrankes an der linken Wand schimmerten schwach. Die Ecken lagen in Nacht. Selbst von seinem Schneidertisch an dem rechtsliegenden der beiden Fenster in der Hinterwand sah er nichts, als die helle Kante des glattgewetzten Sitzbrettes.

Der Morgen hing vor dem Fenster wie ein schmutzig-fahler Laken.

In der Mitte der Stube, wohin er seine Augen nicht lenkte und darum am deutlichsten schaute, stand die Wiege mit seinem sterbenden Kinde, das noch schlief und nur von Zeit zu Zeit einen klirrenden Laut ausstieß, wie er von Stürzen auf Töpfen kommt, wenn ein gewaltsamer Schritt über die Dielen geht. Dann fuhren die winzigen Händchen jedesmal wirr in die Höhe und taumelten in der Luft, daß es aussah, als flögen graue Falter todestrunken um das verfallene Köpfchen.

Seine Frau saß auf ihren Beinen am Boden vor der Wiege, das Gesicht nach unten gekehrt und schien atemlos zu schlafen.

Das alles sah der Schneider, indem er sich leise auf seine Arbeitsstelle am Fenster stahl. Dort kam eine bängliche Sicherheit über ihn, weil er glaubte, seine Frau habe von allem nichts gemerkt.

„Und d'e Arb't liegt au' noch, wo ich s'e hingelegt habe," sann er befriedigt, da er beim Niedersitzen sich vorsichtshalber mit beiden Händen aufgestützt und dabei das Paar alter Hosen gefühlt hatte, das ihm aus der Hand gefallen, als in vergangener Nacht die Krankheit über seinen Kleinen hereingebrochen war.

„Ja, ja," seufzte er darnach und ließ sich in eine wohlige Dumpfheit nieder.

Von der Wiege her begann ein leises Regen, wie wenn ein hingeworfenes Gewand auseinandergezogen würde.

„Hast du ihm keen' Stuhl hingestellt?" frug seine Frau mit verschmachteter Stimme.

Sie hatte sich halb erhoben und hielt ihrem Manne das blasse, verhärmte Gesicht entgegen.

Garbe fuhr leicht zusammen und schlang den Speichel seines Mundes hinunter.

Darauf antwortete er:

„Tine, sieh'ch'och, bleib' du ruh'g! Ich sitze. Kimmer du dich beileibe um mich nich."

Seine Frau war von dieser Antwort beleidigt und sprach verächtlich:

„Du, du! — das gleeb ich schon. — Was is denn das, du, ich, oder auch alle zwee zusammen! — Aber er, er . . ."

Sie erhob sich ganz und richtete den starren Glanz ihrer genötigten Augen nach der dunklen Ecke, die in Garbes Rücken lag.

„Aber er! — Von den Bergen über den Bergen hat er sich ufgemacht, weil ich'n geruft hab' in meiner Not. Du liebes Franzel, du weeßt's und dei' Herr und Meester, dem de jetz als Engel dienst: Wie ein verkrappelt Käferle in eener Menschenhand, aso is mei' Herze!

Erbarm dich deiner Mutter!

Wenn de gar und du magst patuh nich' mehr zu mir, da hilf mr wingste mei Kindl da halten ei' sei'm Stibel. Bind' m sei' Seele fest ei' sei' Leibel, denn es will sich wieder ufmachen und von mir . . ."

www.hofbuch.com.cn

Das sprach sie in hohen, getragenen Singtönen, in Lauten, wie sie der Wind mit den jungen Ruthen entlaubter Bäume hervorbringt. Und während ihr erschöpfter Mann davon auf seinem Schneidersitze einschlief, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt und den Kopf ruckend immer tiefer sinken ließ, fühlte sie aus diesen ihren flehenden Worten eine Ohnmacht über sich kommen. Die Qual ward geringer in ihr. Ein stumpfes Gehenlassen, der Friede Abgetriebener, bemächtigte sich ihres Herzens. Aber da der Schmerz die Hand war, in der einzig sie ihr Kind trug, brachte sein Nachlassen in ihr die Empfindung hervor, daß das sterbende Heinerle nicht mehr so ganz ihr eigen sei. Hastig, aber geräuschlos wandte sie sich zu ihrem Kinde und suchte nach seinen Händchen.

Sie sah sie auf dem Deckbett liegen, an gestrafften Ärmchen hingestreckt, die Fingerchen von dem Begehren zu greifen gekrümmt, als langten sie nach etwas, das unsichtbar ihnen entgegenkam. Dazu bewegte sich sein Mündchen, als stottere es Worte und das faltige Gesichtchen lächelte in unbeholfener Seligkeit.

„Der Tod spielt schon mit 'm," schoß es Tine durch den Kopf.

In Angst griff sie nach den Händchen; aber sie konnte sie nicht an sich reißen. Von einer unsichtbaren Gewalt weggezogen, entglitten sie fortwährend ihren zitternden Fingern.

Da schrie sie:

„Heinerle, sieh' och of mich! — Allerschönstes Kindl, blei' mir!"

Der Totenengel, der aus der Ecke hinter Garbes Rücken getreten war und, am Fußende der Wiege stehend, dem kleinen Brüderchen seine Hand entgegengestreckt hatte, ward von dem Klageruf seiner Mutter überwunden. Die junge Seele Heinerles entzog sich seiner Macht und wankte wieder ganz in dieses Leben herein.

Seine Händchen lagen still wie zwei verwehte Blättchen; das kümmerliche Klirren seines Atems setzte regelmäßig ein und die Augen zitterten manchmal lebendig unter den geschlossenen Lidern. Tine nahm die Fingerchen Heinerles in eine Hand, schwang mit dem Fuße die Wiege und summte ein Lied zwischen den Lippen, damit das Kind in Schlaf sinke.

Der Drang ihrer Seele darnach war so stark, daß leise Ruhe über ihren kleinen Knaben kam. Der Totenengel aber begann nun seinen ewigen Glanz auf Heinerles Seele wirken zu lassen; wie das Sonnenlicht den Tropfen Thau aufsaugt, unmerklich aber sicher, daß er vor Glück über seinen Hingang schimmert, so wollte er die Seele seines Brüderchens dem wachsamen Herzen der Mutter entziehen. Dann gedachte er geräuschlos mit ihm zu enteilen, und so den Fallstricken der Menschenliebe zu entgehen, deren Umklammerungen er allemal tief fühlte, wenn er das Antlitz der Mutter betrachtete.

Aber diese, von allen Hämmern der Erdennot zitternd dünn geschlagene Seele, war zu einer solchen Empfindsamkeit außerweltlichen Dingen gegenüber gekommen, daß sie vor diesem geheimen Anschlag des Totenengels durch eine seltsame Unruhe in ihrer Brust gewarnt wurde.

Mit Mißtrauen betrachtete sie das stille Gesichtchen ihres Kindes.

Das Kopfende der Wiege war am oberen Rande mit zwei plumpen Ein-

rundungen verziert. Wie sich unter ihrem ruhelosen Fuße die kleine Lagerstatt hin- und herschob, kam und ging ein schwaches Rot von dem Klümpchen Licht auf dem Tische her über das kahle Köpfchen. Aber das war es nicht, was Tines Aufmerksamkeit so erregte, daß das Summen zwischen ihren Lippen erlosch; sondern sie sah eine bleiche Helle über ihr Kind hinsinken, gleich dem Schimmer, den ein weißes Gewand rund in die Nacht wirft. Das blasse Licht wankte nicht, ob sie die Wiege auch stärker schwang; es wich nicht, ob sie einen Schritt zurücktrat und das wogende Bett nachzog. Da hielt sie eine ihrer abgezehrten Hände über das Gesichtchen; allein der Schatten blieb aus, wie sie ihre Hand auch stellen mochte. In sorgenvollem Staunen bog sie sich endlich nieder und küßte es auf den Mund, daß seine Brust ihren heißen Atem trinke; sie öffnete wie beschwörend ihr Auge weit, drückte den kümmerlichen, kleinen Leib fest an ihr Herz, raffte das ganze zerbrechliche Leben in ihre Arme und flüsterte die süßesten, thörichtsten Kosenamen.

Es war umsonst, daß sie so den ganzen Schatten ihrer Not über ihr Kind breitete. Unter den Händen fühlte sie seine Seele, von dem Glanze des Todes verlockt, leise fortgleiten. Die verschrumpften Züge glätteten sich in Verklärung, es war als schlösse sich das Gesicht auf, es ward schön und immer schöner, gleich einer weißen Blume, die ihren Kelch langsam dem vollen Monde öffnet.

„Siehe, wie schön es der Schimmer der Ewigkeit macht," redete der Totenengel aus der Mitte ihres Wesens auf sie ein. „Gieb es in den Schoß des Herrn, gönne ihm das ewige Licht, das es für immer heilt, wie dich der Morgen dort vor dem Fenster wieder trösten wird zu deinem Leben."

Sie sah, daß das Dämmern immer heller durch die Scheiben drang über ihren schlafenden Mann her, dessen zusammengekrümmter Rücken das rechtsliegende der beiden Fenster halb verdeckte und erkannte mit Schrecken, daß ihr letztes Kind gleich allen anderen von der Frühe fortgetragen werden sollte. Ohne auf die Worte des Friedens in ihrem Innern zu achten, ließ sie das Kind in die Wiege fallen, warf sich zu Boden und rang die Hände gen Himmel.

Dazu schrie sie mit zerknüllter Stimme:

„Garbe! Garbe!! Verhäng' d'e Fenster! Siehste nich', der Tag kommt wieder wie ein weißer Hund, und wenn er über unse Kindl leckt, is verbei mit'm, wie mit allen andern. Er is schon steif, verhäng s'e uns feste, Garbe!"

Der Schneider hatte mit den Blicken eines tiefen Traumes das Ringen seines Weibes mit dem Totenengel angesehen, und da sie jetzt schrie, ward der Bann der Jenseitigkeit seines Lebens nicht gestört. Er erhob sich mit der geräuschlosen Sicherheit Schlafwandelnder und befestigte zwei alte Bergmannsjacken an den Wirbeln der Fensterkreuze. Währenddessen zerschnitt ein langer, dünner Schrei die Angst des dumpfen Raumes. Es war Heinerles Stimme, den der verzweifelte Ruf der Mutter ein letztesmal von seinem Hingleiten zurückgerissen und an die Klippe des Lebens geschleudert hatte. Der Schneider erschauerte darunter, ringelte sich aber in seinem Schneidertisch wieder zusammen wie ein schlafendes Tier und preßte ein schweres Aechzen aus seiner eingebogenen Brust.

Tine war vollends zusammengesunken und lag auf den Händen am Boden. Ihr Leben war eine leere Betäubung geworden.

Mit den Fingerspitzen fühlte sie einen Ritz in der Diele. Dahinein grub sie ihre Nägel und obwohl sich dabei ein Holzsplitter immer tiefer in das Fleisch des Zeigefingers trieb, löste sie den Griff ihrer eiskalten Hände nicht.

Heinerles fluchtlüsterne Seele hatte den Schrei aus der Kehle zurückgerissen und folterte den Leib mit Krämpfen, daß er sie freigebe: sie bog ihn, er zerbrach nicht; trieb ihn auf, daß die Haut blau und spiegelnd stand und wand ihn, wie man Wäsche wringt. Tine hörte wie seine Glieder gegen die Wiege stießen, dann und wann einen meckernden Laut. Aber ihr Herz gab dieses erlöschende Leben nicht auf. Sie lag stumm und regungslos auf den Händen am Boden und wartete.

„Segne dein Kind und entlasse es in Frieden, dann hast du zwei Hände mehr im Himmel, die für dich beten," sprach der Totenengel und seine Stimme bebte in Rührung. „Alles Leben ist doch nur Verlieren; mit dem Tode ergreifen wir Besitz von allen unseren Schätzen," setzte er überwältigt hinzu.

Tine begann, als sie das gehört hatte, auf allen Vieren vor der Wiege herumzukriechen, das Gesicht zu Boden gekehrt, die Haare, vom Schweiß zu Strähnen zusammengebacken, hingen über ihre Stirn und schleiften über die Diele. Als sie an der Thür angekommen war, stieß sie mit dem Kopf immer dumpf gegen das Holz derselben und stotterte:

„Was sterb ich nie . . . was sterb ich nie . . . nee und noch amol nee, er miß mr blei'n!"

Indessen that die Uhr des ewigen Ratschlusses den letzten Schlag.

Allein der Totenengel hatte nicht mehr die Kraft, Heinerle mit Gewalt seiner Mutter zu entreißen. Was er gefürchtet hatte, geschah; er verfiel seiner Menschenliebe und taumelte auf die Mutter zu. Die Glorie glomm nur noch wie ein erlöschender Funke in ihm, sein Schritt ward hörbar, das letzte Erdenkleid, sein Grabgewand, hing an ihm und strich über den Boden. Und nun stand er vor ihr. Da stieß seine ewige Seele den letzten Hilferuf, ein so furchtbares Stöhnen aus, als sei die ganze Stube eine einzige, gepeinigte Menschenbrust.

Dieser Laut übermenschlichen Schmerzes riß Tine herum. Fassungslos stierte sie auf ihr gestorbenes Kind, das im Sterbegewande vor ihr stand, das Leichengesicht von überirdischem Kummer zum Erschüttern entstellt.

„Du hast mich aus dem Himmel gerissen," sprach es, „nun, so nimm mich hin in deine Not"

„Franzl!"

In seligem Grauen hob die Mutter ihre Arme, um ihn an sich zu ziehen.

In diesem Augenblick erbarmte sich der Herr seines Totenengels und gab ihm seine Seligkeit zurück.

Der Schatten seines Menschenleibes sank in das Grab zu den Gebeinen: die Wellen seines Wesens wallten wie fröhliche Quellen zu Gott zurück; sein

Antlitz ward schön wie das Gewölk, das vor der Sonne hergeht; sein Gewand rann über seine ewigen Glieder hin gleich dem weißen Schaum stürzender Bergwässer, und verhaltener Gesang lag auf seinen Lippen.

Auch der Mutter war in Gnade der ewige Ausgang gewährt worden.

Das Ringen in ihr war dahin und sie lehnte mit dem Rücken an der Wand, den Kopf auf die Brust geneigt und ließ das Blut des verwundeten Fingers in die Höhlung der anderen Hand tropfen, weil sie die Änderung ihres Geschickes noch nicht erfaßte.

„Mutter," sprach der Totenengel sie sanft an.

Sie blieb dumpf.

„Mutter," wiederholte er noch einmal.

„Nee, nee; mei' Blut troppt noch, ruf nie, ich darf noch nie mite," antwortete sie endlich tonlos. „Aber . . . aber . . . ganz alleene . . . nu; was ha' ich nich' schon alles ertragen . . ."

„Der Herr hat deine Füße gewendet. Dein Weg läuft in deine Heimat," tröstete er sie, die darauf nur ungläubig den Kopf schüttelte.

„Wie ofte, wenn mei' Seele keen' Odem hatte, wie jetze, ha' ich das gegleebt," sprach sie nach einigem Besinnen zu sich, starrte dann in sich hinein und vollendete abgeschlagen: „. . . und . . . es is nischt gewor'n . . .

Was red'st du auch, du bist ja weg vo mir . . . weg — . . . ganz weg . . ."

„Hebe deine Augen, Mutter!"

Tine hob mit Anstrengung den Kopf und öffnete die stillen, glanzlosen Augen weit.

„Es is dunkel. Die Stube wird wie ein Feld und de Wände gehn wie Wolken fort ei' alle vier Himmelsgegenden."

Die Schatten des Todes rannen über ihr Haupt.

Sie sah ihren Mann im Dämmern wie am Ende der Welt sitzen. Nebel häuften sich zwischen ihr und ihm. Dahinüber mußte sie, um zu ihm zu kommen. Wie sie sich auch mühte, hindurch zu schreiten, sie versank immer tiefer und es gab noch so viel zu sagen.

„Albin," ächzte sie, „ich muß fort, es macht ein Ende, ich fühls . . . und kee's geht mite . . . Heinerla!!! —"

„Er geht mit dir," tröstete der Totengel.

„Er geht mite . . . er — geht — miiii — te — —" wiederholte sie in seligem Verhauchen.

Ihr Herz zog die Glocke der Not und die Uhr des göttlichen Ratschlusses verkündete ihr Ende in das Ohr des Totenengels.

Er trat an seine Mutter heran und schloß nacheinander ihre Sinne.

Unter seiner leisen Berührung fielen die Augen ein, die Hämmer des Ohres sanken für immer darnieder, die Zunge legte sich still zwischen die Zähne, der Atem schlief in der Nase ein und nur über die Haut zuckte es noch lange.

Bald stand ihre Seele in dem verfinsterten Hause des Erdenlebens in

Erwartung vor dem Thor des Todes. Tief unter ihr, wie in einem Abgrunde, hörte sie noch das Herz in den Wellen des Blutes gehen, dumpf und matt. Endlich waren auch seine Schläge still und das Zittern aus dieser hintersten Kammer des Lebens öffnete der Seele das Thor des Todes.

www.libtool.com.cn

IV.

Auch Heinerles Leib war erschlossen worden und alle drei traten in das milde Licht hinaus, das ihnen entgegenfloß. Der Totenengel voran, die Mutter hinterdrein. Sie that aber nur einige Schritte, dann kam ein Zagen über sie. Furchtsam blickte sie über die blassen Weiten vor sich. Sie sah demütig darüber hin, die Hände nach unten gefaltet und schüttelte in Staunen das Haupt.

„Fasse dir Mut, Mutter und wandle!“ ermunterte sie der Totenengel.

Da erinnerte sie sich ihres letzten Kindes, um das ihr Gott den ewigen Ausgang geschenkt hatte und indem sie sich zurückwandte, frug sie besorgt:

„Wo ist mein letztes Kind?“

Aber das Thor des Todes, in das sie suchend hineinsah, war leer. Nur ein lastendes Dunkel, vermischt mit den schweren Geräuschen des Lebens, floß daraus hervor und das friedevolle Licht des Todes drang über die Schwelle in das Dunkel hinein und erlosch dort zitternd. Kein Schritt ließ sich erlauschen.

„Wo ist mein letztes Kind?“

Bekümmert wiederholte sie die Frage und da als Antwort ein doppelstimmiges, feines Lachen erklang, schaute sie zurück.

Aber da standen zwei schlanke, schöne Jünglinge in weißen Flügelgewändern, der eine strahlend in ewig sicherem Licht, des anderen Liebreiz gedämpft, daß er wie ein bleicher Schatten in dem blassen Licht aussah. Nirgends erblickte sie den verkümmerten, kleinen Heinerle.

„Kennst du deine Kinder nicht?“ frug glücklich der Totenengel.

Da wußte sie alles, und da sie sah, daß sie zur gleichen ringenden Schönheit wie ihr Kind verwandelt sei, faßte sie Mut zu ihrer Verklärung und die drei sanken sich in die Arme.

Während dessen drangen die schweren Geräusche fortwährend durch das offene Thor des Todes und störten ihr Glück. Die Mutter wollte das Thor schließen, konnte es aber nicht bewegen.

„Die Natur des Herrn thut das von selbst zu“, sprach der Totenengel. „Es ist das Lied der Menschheit, die aus dem Thal der Erde den Berg des Lebens heraufklimmt“.

Die beiden Hinübergeretteten, Mutter und Kind, sahen bei den Worten des Totenengels aufmerksamer hinunter in das Grauen, das in den Tiefen lag, zu denen das Thor des Todes führte und bald hörten sie mehr als ein bloßes Geräusch hervordringen: wehe Rufe der Sehnsucht, schneidende Schreie verratener Liebe, das dumpfe Gemurmel der Mühsal, das Weinen hungernder Kinder, ver-

zweifeltes Gelächter, die Stimmen wunder Gebete. Alles das schwoll und sank wie das Getöse eines Meeres, dessen Wellen gegen den Strand treiben. Die seltenen Liedtöne reinen Glückes darin gingen dem Ohr fast verloren.

Die Mutter wendete dem Totenengel das furchtsame Gesicht zu und that einen beklommenen Atemzug.

Plötzlich zuckte sie zusammen wie von einem Stich in ihrem Herzen und horchte ganz verstört auf das Brausen des Lebens, das eben ganz fern und undeutlich ertönte, als seien all die Ringer im Fleisch von einer widrigen Woge des Schicksals zurückgerissen worden.

Nur ein Ton, wie der Laut großer Steine, die von dem Grundwasser der Flüsse zerrieben werden, verschüttet und dumpf, langte aus dem verwehenden Lied der Menschheit flehend an ihr Herz. Die Mutter wußte nicht, wer nach ihr verlange, denn die Erinnerung an ihr Leben lag in ihre Leiche eingeschlossen drunten im Leben. Doch ward sie davon so ergriffen, wie uns der Schatten eines vergessenen Traumes bedrängt, und zitterte.

Nur der Totenengel, der ganz Geläuterte, erkannte den Ruf des Schneiders, der mit den Augen des Traumes ihnen nachsah.

Er nahm leise die Hand der Mutter und führte sie hinweg. Der Strom der Sicherheit floß aus seinem Leibe in sie. Die Schatten der Erinnerung versanken in ihr und eine Freude, gedämpft wie das Licht ihrer Schönheit, erfüllte sie ganz.

So gingen die drei durch die Gefilde des Todes die sanfte Lehne hinab die man den letzten Abhang des Lebens nennt. Der schimmernde Führer in der Mitte, die Mutter zur rechten, sein Bruder zur linken Seite!

Die Luft war still und ein Erwarten erfüllte sie, wie jene Stunden es über die Erde bringen, die die Nacht vom Tage scheiden. Nirgends eine Lichtquelle und dennoch schimmerte die Höhe über ihrem Scheitel in den matten Farbentönen der Perlmutterschalen. Leichtes Gewölk, wie seit Aeonen auf die gleiche Stelle gebannt, wuchs auf dieser blassen Helle, die nach dem Horizont hin in ein milchweißes Licht überging. Berge, fern und verschwommen wie Ahnungen der Menschenseele, ragten in sanften Linien herauf und nahmen im stummen Spiel feine, seltene Farben an: grau, blaß-violett, goldblond. Aber keinerlei Bewegung, keinerlei Geräusch überall in der weiten Entfaltung dieser Gefilde. Paradiesische Wehmut nach dem Ende der Zeiten.

So lag die schier endlose Fläche in gedämpftem Lichte da. Kein Baum stieg auf, keine Wohnung; nicht einmal verfallene Mauerreste waren zu erblicken Alles war mit langem, feinem Grase bewachsen, maiengrün, noch von keinem Schritt versehrt. Nur tausende von Blumen quollen in diese grüne Unendlichkeit aus dem Boden herauf. Hier in unzähligen Flöckchen an starren spirrigen Sträuchern gleich einer goldenen Woge heraufschlagend; dort grade und rot wie ein blutiger Pfeilschuß ins dämmernde Weiß des fernen Horizontes hinein; vereinzelt blaue Glocken auf stillen Stielen; große, wunderbare Blumen, Riesenschmetterlingen ähnlich, die in Ruhe ihre blitzenden Flügel dem regungslosen Lichte hinbreiten.

Als die Mutter all diese Schönheit rundumher sah, kam die Erwartung ewiger Jugend so stark über sie, daß sie sich bückte, um von diesen Blumen zu brechen. Das Glück verhielt ihr fast den Atem, als sie daraus für alle drei Kränze flocht.

Dann schmückten sie sich die Stirnen und der Thau rann ihnen bei jedem Schritt über das Antlitz. Und sie gingen dahin und sahen vor sich nieder, denn jedes horchte auf das Lied, das in der Tiefe seines Wesens sang.

Die Mutter brach das Schweigen zuerst.

„Wie wunderbar ist hier alles!“ sprach sie im Flüstern der Erfülltheit. „Jeder Halm, jede Blume steht in der Richtung unserer Schritte gewendet und scheint jenen Schleiern zuzustreben, die dort vor uns aus der Tiefe steigen, der wir zuwandeln.“

Und nach einigem Besinnen fand sie auch den Mut, nach dem Grunde einer eigentümlichen Erscheinung zu fragen, die sie schon lange, lange beobachtet, aber zu bedeutungslos für ihre Kinder gehalten hatte.

Auf demselben Wege nämlich, den sie nahmen, zeigten sich in dem stillen Grün unscheinbare Vertiefungen wie Spuren von kleinen Füßchen. Bald waren die Spitzen des Grases von zagem Trippeln kaum niedergebogen; bald hatten ungeduldige, winzige Sprünge die Halme tief eingetreten.

Darüber befragte die Mutter ihr Kind, den Totenengel.

Dieser hob den Arm und wies hinaus in die Ferne vor ihnen.

„Alles strebt dem See des Todes zu, der dort in den Tiefen liegt. Dorthin, denselben Weg, den wir jetzt gehen, sind alle meine Geschwister gewandelt, und auch wir müssen durch die grundlosen, blinden Wasser“, sagte er dabei.

Die beiden schönen Schatten, die der Ewigkeit zuschritten, Mutter und Kind, überwanden das Bangen und folgten starken Auges der Richtung seines erhobenen Armes.

Im Hintergrunde, in den fernsten Regionen, die sich wie ein Abgrund mit sanften Abhängen aushöhlten, quollen düstere, ernste Schleier langsam in die Höhe, von einer unsichtbaren Kraft der Tiefe gerade emporgetrieben, eine schwere, düstere Wand, immer bewegt, doch undurchdringlich und darunter lag der See des Todes, eine starre, graublaue, glanzlose Fläche.

„Dort hindurch sind meine Kinder gewandelt! — Allein?“ frug die Mutter besorgt.

„O nein, ein Engel leitete sie, wie ich euch führe. Am Ufer der Seligen findest du sie alle wieder.“

Mit diesen Worten beruhigte sie der Totenengel, und sie strengte ihre Augen an, den Schleier vor den letzten Geheimnissen zu durchdringen. Allein das steigende, ernste Gewölk öffnete keine Spalte.

Da überfiel die Mutter das Bangen der Kleinmut tiefer.

„Doch wenn sie sich verirrten! Ich sehe, sie eilten ja alle auf den thörichten Füßen ihres kleinen Leibes hin, und dies, mein Kind“ — damit wies sie auf Heinerle — „steht in der Fülle seiner Seele vor uns.“

„Mutter, dich peinigt deine letzte Unvollkommenheit. In jenen Wassern, die dort unten liegen, wird der letzte Schatten aus dem Thal der Erde von dir abgewaschen und aller verborgene Sinn öffnet sich dann deinen Augen."

„Kind und wo sind die Spuren deiner Füße?" frug sie und näherte sich, von Furcht getrieben, dem Totenengel.

Der nahm sie in seine Arme und küßte ihre Wange.

„Mutter, ich war deiner Brust entwöhnt und mußte durch das Thor meines Todes schreiten. Die andern alle tranken noch von deinem Herzen und hatten darum keinen eignen Tod, denn der wächst mit dem Leben. Sie gingen durch deine letzte Thür an ihrem Ende. Nur dieser Bruder litt mehr als alle, deswegen ward ihm die Fülle seiner Seele vor den Wassern."

Während er das auf ihre Stirn niedersprach, fühlte er, wie sie sich immer enger an ihn schmiegte und immer erschreckter zurücksah.

Plötzlich stöhnte sie:

„Nimm mich fester in deine Arme! nimm mich, Kind! Er saugt an mir!"

„Dort, dort ist er!" rief Heinerle in demselben Augenblicke.

Der Totenengel wandte das Haupt.

Da sah er, was auch ihn erschütterte.

Hinter ihnen in verschwimmender Ferne gähnte das Thor des Todes. Einige Schritte davon, in die schweigenden Gefilde hingetaumelt, lag Garbe, der in der Qual seines Traumes lebendig über die Marken seines Daseins ihnen nach geirrt, von der Wucht des Grausens auf die Brust geworfen, mit verstörtem Gesicht ihnen nachstarrte, sich immer erheben wollte und immer zurückfiel.

Dem Totenengel bebte die Seele ob dieses furchtbaren Geschickes.

Mit starken Armen hob er die Mutter und seinen Bruder in die Höh und flog mit ihnen eilig dem See des Todes zu.

Das Rauschen der Gewänder ließ sie den plärrenden Schrei nicht hören, den Garbe ausstieß.

Jetzt waren sie an der Schattenwand der verborgenen Wasser angelangt.

Garbe sah die düstern Schleier zerreißen, und durch die Spalte sprühte der blendende Glanz vom Berge des Lichtes, auf dem die ewige Stadt mit ihren grüngoldigen Zinnen schimmerte. Acht weiße Gewänder eilten den Berg hinab, dem Ufer der Seligen zu . . . Ueberwältigender Wohllaut, ein klingender Sturm — drang auf Garbe ein, dann schlugen die Nebel über den blinden Wassern des Todes wieder zusammen, der Traum ließ von ihm ab und der Schneider stürzte wieder in den Schacht seines Lebens hinab.

V.

Sein Haus war ganz still, denn die Wohnungen überdauern das Leben der Menschen.

Das rote Klümpchen Licht brannte noch ruhig auf dem Leuchter, als sei der Morgenschein nicht da, der neben den Bergmannsjacken zu den Fenstern

hereinbrach und in weißen Streifen auf den Scheiben des Topfschrankes glomm.

Die Gebeln, die nach Hause geeilt war, um die Dienstboten zu wecken, trat jetzt, atemlos von dem schnellen Gange, ein.

Ihre lichtgewohnten Augen vermochten anfangs in der dunkeln Stube wenig zu unterscheiden. Darum blieb sie einen Augenblick an der Schwelle stehen und horchte betroffen.

Nichts rührte sich.

„Nu, ihr ha'ts ja noch finster?" frug sie, um sich Mut zu machen.

Als sie auch jetzt noch keine Antwort bekam, strebte sie den Fenstern zu, um die sonderbaren Vorhänge abzunehmen.

An der Wiege stieß sie an ein Paar Stiefeln, die sich nicht beiseite schieben ließen.

Eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf.

Angstvoll schrie sie:

„A so ne verfluchte Tummheit!" und riß die Jacken herunter.

In der Helle enthüllte sich all das Furchtbare, was in der kurzen Zeit ihres Fernseins eingetreten war.

Heinerle lag tot in der Wiege, das eine Aermchen starr über den Rand gereckt, als habe er im Sterben nach jemand gelangt.

Tine, an der Wand neben der Thür hingesunken, ruhte entseelt am Boden, die gekreuzten Hände ausgebreitet gegen die Brust gedrückt, wie Mütter thun, die ganz kleine Kinder forttragen.

Ihr Leichengesicht war schön in dem Ausdruck wehen, friedetiefen Glückes, der es erfüllte.

Garbe lag zwischen beiden auf der Brust, das Gesicht in den Händen verborgen, deren Finger sich krampfhaft in die Schläfe gruben.

Anfangs hielt sie alle drei für tot und war von Grausen überwältigt.

Da bemerkte sie, wie die ihr zugekehrte Hand des Schneiders im Druck ein wenig nachließ, um aber sofort die Finger wieder so energisch in die gelbe Haut der Schläfe zu treiben, daß sich weiße Höfe um die Nägel bildeten.

Die Gebeln packte ihn am Kragen, rüttelte an ihm und schrie entsetzt:

„Garbe, steh uf! Garbe, was machst'm für Dinger!"

Nach einiger Anstrengung kam der Schneider geräuschlos in die Höh, saß auf der Diele, starrte sie fremd an, sah sich unwissend und erstaunt in der Stube um und senkte dann den verwirrten Blick auf die Hände, deren Zeigefinger er spielend an einander hin bewegte, als müsse er sich mühsam besinnen.

„Nu aber, Albin, du hast se ja alle beede sterben lassen!" sprach die Gebeln ergriffen.

Garbe hob den Kopf und sah sie an, als verstehe er nicht, was sie meine.

Dann blickte er wieder dumpf auf seine spielenden Finger.

Nach einer Weile begann sein Körper immer stärker zu zucken und Thränen rannen auf seine Hände. Endlich stieß er einen entsetzlichen Heullaut aus, warf sich wieder mit der Brust auf den Boden, bedeckte die schmutzige Diele mit in-

brünstigen Küssen und streichelte sie mit kosenden Händen. Dazu schluchzte er herzbrechend.

Als die Gebeln auf ihn einzureden begann, fuhr er jäh in die Höh und sah sie haßerfüllt an.

Plötzlich veränderte sich sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit, ein Spiel rasend schneller Verwandlungen, die Mienen vielleicht aller Ereignisse seines Lebens waren darüber hingehuscht und jede war mit einem Teil eines Zuges darin erstarrt, daß das ganze Antlitz sie endlich mit dem Ausdruck blöder Weinerlichkeit anstarrte.

Nach einigen vergeblichen Sprechversuchen fiel es ausdruckslos aus seinem Munde:

„Tine, was bist'nn über das bleeche Feld gegangen?"

Dann blökte er ihr die Zunge.

Die Gebeln erkannte, daß er irr geworden sei und zog sich nach der Thür zurück. In ihrer Todesangst redete sie wirr, zusammenhangslos auf ihn ein und behielt ihn dabei immer im Auge, der alle ihre Bewegungen mit einem lauernden, bösen Blick verfolgte.

Dabei mußte sie wohl das Wort Geld ausgesprochen haben; denn plötzlich stürzte er sich auf das Topfbrett, riß aus einem gelben Töpfchen seinen Geldbeutel, griff lautzählend den Inhalt durch und fiel dann wieder jammernd zur Erde nieder.

Die Gebeln zog geräuschlos die Thür zu, während drinnen das schmatzende Küssen und Schluchzen des Irrsinnigen wieder begann.

Dann eilte sie fluchtartig durch das dämmrige Höfchen auf die Straße.

* * *

Die Glocken des Turmes sangen eben über das Feld in den klaren Morgen.

Die Bäume rüttelten sich vor Glück im Licht.

Ueber den schwarzen Bergen stand das offene Sonnenthor.

Seine Pfosten trieften von Gold.

Eine Schaar weißer Wölkchen schwang sich innig verschlungen zu ihm auf. Sie wurden kleiner und kleiner und verschwanden in seiner strahlenden Tiefe. Die Lieder der Lerchen gaben ihnen das Geleit und ihr Jubel verlor sich in dem schimmernden Himmel.

www.libtool.com.cn

Erinnerungen an Oscar Wilde.

Von **Max Meyerfeld.**

Sechzehn Jahre war Robert Harborough Sherard mit Oscar Wilde befreundet. Von jener ersten Pariser Zeit, da der Name des irischen Dichters meteorhaft aufflammte, bis zu dem verhängnisvollen Schritt, der nach der Verurteilung Wildes Schicksal endgültig besiegelte, also fast bis zu seinem Tode: Sherard hatte damals, nachdem Oscar Wilde den Lockungen seines fatalen Freundes Lord Alfred Douglas erlegen und ihm in seine Villa nach Posilipo gefolgt war, in einem Londoner Klub eine abfällige Bemerkung über diesen Akt der Verzweiflung fallen lassen, die dem Dichter schleunigst hinterbracht wurde und ihn zu einem Brief voll heftiger Invektiven hinriß. Selbst dem Gefallenen war nichts mehr zuwider als Moralpredigen. Eine lügenhafte Zwischenträgerei hatte die vielleicht berechtigte, sicher in milden Ausdrücken gehaltene Kritik aufgebauscht und dadurch zu einer Entfremdung geführt, die nicht mehr zu beseitigen war, da sich Wilde nicht von dem wahren Sachverhalt überzeugen lassen wollte. Wenn sich jetzt die Freunde auf den Boulevards in Paris begegneten, wo sie fünfzehn Jahre zuvor wie Triumphatoren einherwanderten, so gingen sie schweigend an einander vorüber, nur einen schwachen Handgruß austauschend. Mit einer schrillen Disharmonie schließt dieser innige Bund dreier Lustren.

Immerhin hätte Sherard auf den unglücklichen Untertitel: „Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft", den er für seinen wahrhaft fürstlich ausgestatteten Erinnerungsband an Oscar Wilde wählte, besser verzichtet. Wenn sich wahre Freundschaft dem Bibelwort zufolge erst in der Not bewährt, dann hat es diese in vollem Maße gethan. Von Freunden war Oscar Wilde, der Liebling des Glücks, umdrängt, wie ein römischer Imperator von einem Schmeichlerheer umschwärmt. Aber als ihn das Schicksal, das ihn so jäh emporgehoben, in die tiefste Nacht hinabstieß, da zerstoben sie in alle Winde, verleugneten ihn, schämten sich seiner. In jener fürchterlichen Zeit des entfesselten Volksunwillens, der mit bestienhafter Grausamkeit sein Opfer verlangte, da eine ganze Nation gegen einen Einzelnen aufstand, gehörte persönlicher Mut dazu, sich zu dem Verfehmten zu bekennen. Man braucht Oscar Wilde nicht zu einem Savonarola zu machen, soll ihm nicht die Krone des Märtyrers aufsetzen. Doch lesen wir heute — erst acht Jahre sind seitdem verflossen — wie die Zeitungen im Jahre des Heils 1895 den Angeklagten Spießruten laufen ließen, wie die englische Aristokratie sich dem Londoner Mob verbündete, welche haarsträubenden Scenen sich vor dem Gerichtsgebäude abspielten, wie dann die Werke des Verurteilten, um dem empörten Volksbewußtsein zu genügen, dem Scheiterhaufen

ausgeliefert wurden; wir fühlen uns in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters zurückversetzt. England, das an der Spitze der Civilisation marschiert, scheint, von fanatischem Aberwitz besessen, um mehrere Jahrhunderte rückwärts zu sinken. Lord Byron hatte es einst verbannt, Shelley, den harmlosen Atheisten, abgestoßen: was will es besagen gegenüber dem zielbewußt organisierten Kreuzzug, der Oscar Wilde zu einem gehetzten Wilde werden ließ? Er hatte nicht gebüßt, als er seine zweijährige Zuchthausstrafe abgesessen. Die Verachtung, der Haß seiner Landsleute heftete sich an seine Fersen; wie die Erinnyen den Muttermörder verfolgten sie den Ruhelosen; wo immer er auftauchte, wandte sich englische Prüderie schaudernd von ihm ab, drohte ihm, der zeitlebens nichts mehr als den Skandal verabscheute, mit einem öffentlichen Eclat.

Wahrhaftig es gehörte persönlicher Mut dazu, den Verkehr mit dem „Sündenbock" aufrecht zu erhalten. Robert Sherard war der Einzige, der bei ihm ausharrte. Und auch jetzt, wo noch immer kein Bühnenleiter sich getraut, den Namen des vielgespielten Komödiendichters auf den Theaterzettel zu setzen, verdient es anerkannt zu werden, daß der Freund beherzt für den aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen Ausgelöschten in die Schranken tritt und ihnen eine vorurteilslosere Würdigung ermöglicht.

Persönliche Erinnerungen sind es, von aufrichtiger Bewunderung diktiert, mit treuer Liebe festgehalten; keine kritische Biographie, aber wertvolles Material zu einer solchen, dessen der künftige Geschichtsschreiber des Wilde'schen Lebens nicht entraten können wird. Offenbar lag es nicht in Sherards Absicht, mehr zu bieten. Ganz Freund, durfte er bewundern, bloß bewundern und brauchte die Stimme des Zweifels nicht aufkommen zu lassen. Sein Lebensbild hat sich zu einem Denkmal der Freundschaft verengt. Kein andrer war so berufen, den Menschen Wilde darzustellen, ihn von den Schlacken übler Nachrede zu reinigen. Gleich zu Anfang steht der schlichte, aber eindringliche Satz: „Oscar Wilde, wie ich ihn kannte, war in Wort und That der reinste Mann, dem ich je begegnet bin." Ueber dem Menschen ist der Dichter freilich zu kurz gekommen. Auch bei ihm, wie bei jedem echten Künstler, führt eine gerade Straße aus dem Leben zu den Werken. Seine paradoxen Dichtungen sind nur ein Bruchteil seines paradoxeren Wesens. Schnurstracks mündet die Linie bei dem hervorragend autobiographischen Roman „Das Bildnis des Dorian Gray", bei dem verschwenderisch geistvollen Essay über Shakespeares Sonette. Und die Komödien, die ihrer lokalen Gartenmauer wegen bei uns immer ein wenig in partibus sein werden, die Quittung, die der Löwe der Gesellschaften — seit Byron gab es keinen gefeierteren — der englischen Gesellschaft ausstellte, rücken nicht minder in schärfere Beleuchtung, wenn sie als „Gelegenheitsgedichte" aufgefaßt werden. Das nebenher.

Einen höheren, kulturellen Wert empfängt das Buch durch die mitgeteilten Thatsachen. Keiner kann sich ihrer erdrückenden Wucht entziehen. Die zweite Hälfte liest man mit Herzklopfen, so wie man in der ersten ein Lächeln häufig nicht unterdrücken kann. Auf ein Scherzo, in dem Laune und tiefere Bedeutung herumwirbeln, folgt eine grausige Tragödie, die das Mitleid aufpeitscht. Dort ergeht sich der Aesthet im Lustgarten seiner künstlerischen Grillen, hier stöhnt der Sträfling unter der Knute des Wärters. England, das fortschrittlichste wie das rückständigste unter den Ländern Europas, enthüllt, von elektrischen Scheinwerfern bestrahlt, seinen Januskopf. Kein Roman von Dickens gestattet uns einen düstereren Einblick in die unmenschliche

Grausamkeit des Gefängniswesens: was sind uns die Pickwickier gegen diesen zeitgenössischen Narren des Glücks? Sie bleiben hinter Oscar Wilde zurück wie die kühnste Phantasie hinter der Wirklichkeit. Charles Dickens, du hast umsonst gestritten! In Gedanken vertauschen wir die westliche Insel mit Sibirien, und glühende Schamröte steigt uns ins Gesicht . . .

Paris bezeichnet Anfang und Ende des Freundschaftsbundes, wie es Anfang und Ende des Wilde'schen Dichterruhms war. Er hatte eben ein Bändchen Gedichte drucken lassen (heute gehören sie zu den größten Raritäten) und sandte sie den Litteraten ins Haus. Mehr Glück hatte er mit seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, die selbst im kultiviertesten Lande der Konversation Aufsehen erregte, obwohl er, um zu blenden, die Leuchtkugeln seines Witzes gar zu bewußt aufsteigen ließ und sich in Uebertreibungen gefiel. Achtundzwanzig Jahre war er damals alt, eben von einer erfolgreichen Vortragstournée aus Amerika zurückgekehrt, wo er — es ist ergötzlich, sich das auszumalen — die Yankees nach Kräften durch seine Paradoxen vor den nüchternen Schädel gestoßen haben mag. Lucien de Rubempré war ihm Vorbild für seine exzentrische Kleidung, eine Nerobüste im Louvre für seine Haartracht, zu deren kunstgerechtem Bau der Friseur täglich eine Stunde benötigte. Seine Nachahmungssucht, die, obwohl sie ein Element seines üppig entwickelten Formensinns darstellte, die Grenze der Lächerlichkeit bedenklich streifte, war stets auf der Jagd nach neuen Modellen. So entlehnte er von Balzac die weiße Mönchskutte, sein unentbehrliches Arbeitsgewand, und den Elfenbeinstock mit dem Türkisenknopf, kopierte Victor Hugos Briefpapier, gewöhnte sich aus Baudelaire-Begeisterung das Absinthtrinken an und erwarb später für seine Wohnung in London den Schreibtisch Carlyles, weil er sich einbildete, die Nähe dieses emsigen Arbeiters sporne ihn zur Thätigkeit. Der Philister mag sich schütteln vor Lachen über solche Absonderlichkeiten — zum Teil waren sie Stimulantia, die seinem Trieb zur Trägheit entgegenwirken sollten; zum Teil phantastische Zierrate, deren sein schwelgerischer Geist bedurfte und sich mit kindlicher Lust bediente. In „full dress" sozusagen saß er an der Tafel des Lebens. Rauschende Daseinsfreude war sein Viaticum. Er spendete anderen davon mit vollen Händen. Ganz naiv und scheinbar ohne alle Selbstzucht überließ er sich seinen Leidenschaften. Auf dem Präsentierbrett reichte er seine sinnliche Natur dar. Doch wußte er stets, von feinstem, künstlerischem Takt geleitet, eine Linie zu ziehen. Seine Fehler lagen ausgebreitet vor aller Welt Augen; es war eine Kleinigkeit, sie ihm anzukreiden. Und seine Feinde beuteten sie nach Herzenslust aus, weil er sich selbstherrlich nie eine Beschränkung auferlegte.

Wie er sich ungehemmt einem Schönheitskult weihte, war ihm der Anblick alles Häßlichen zuwider. Er empfand physisches Unbehagen dabei, das sich bis zum Ekel steigern konnte. „Häßlichkeit, pflegte er zu sagen, betrachte ich als eine Art Krankheit, und Krankheit und Leiden stoßen mich immer ab. Ein Mann, der Zahnschmerzen hat, sollte, ich weiß es, von mir bemitleidet werden, denn es ist ein schrecklicher Schmerz. Er erfüllt mich aber nur mit Abneigung. Er ist langweilig. Fällt auf die Nerven. Ich kann ihn nicht ertragen." So kam es z. B., daß sein erstes Zusammentreffen mit Verlaine sein letztes blieb, und als ihm einst ein armer alter Engländer zugeführt wurde, heuchelte er ein Unwohlsein und verließ schleunigst das Zimmer. So wenig wie ein Kind vermochte sich Oscar Wilde zu bemeistern. Idiosynkrasien waren die „keynote" seines Wesens. Was Wunder, daß ein Mensch, der so viel Angriffsflächen bot, von seinen Feinden zerfleischt werden konnte? — Die

www.libtool.com.cn

Flucht vor allem Häßlichen hinderte ihn indes nicht, mit Vorliebe Verbrecherkeller aufzusuchen; hier hatte die Häßlichkeit in ihrer Anhäufung einen solchen Grad angenommen, daß sie seiner paradoxen Natur Schönheit dünken mochte.

„Bewundert viel und viel gescholten", erfreute er sich doch in Paris des erlesensten Verkehrs. Victor Hugo, Edmond de Goncourt, Paul Bourget, Rollinat, der amerikanische Porträtist John Sargent, Sarah Bernhardt zählten zu seinen Bekannten. Durchreisende Engländer der vornehmsten Kreise bestürmten ihn mit Einladungen. Sein treffsicherer, funkelnder Geist prädestinierte ihn zum Gesellschaftshelden. Daneben wußte er ebenso spielend durch Ungereimtheiten zu verblüffen. Er sonnte sich in der Rolle des primo attore, die seinem Ehrgeiz schmeichelte. Alles in allem waren die Pariser Jahre vielleicht die glücklichsten seines Lebens.

Als er nach London übersiedelte, war ihm sein Ruf bereits vorausgeeilt. Seine Mutter, Lady Speranza, eine hochgebildete Dame, die als Irenvorkämpferin einen Namen in der Litteratur errungen, machte am Grosvenor Square, der Londoner Tiergartenstraße, ein glänzendes Haus aus. Oscar war gezwungen, über seine Verhältnisse zu leben. Er hatte stets wie ein Pascha gewirtschaftet und mußte daher froh sein, als sich ihm jetzt durch das Angebot eines Vortragszyklus in der Provinz eine Erwerbsquelle eröffnete, obwohl er es geradezu als eine Strafe empfand. Das wichtigste Ereignis dieser Zeit ist seine Verlobung mit einer wohlhabenden jungen Dame aus seiner Vaterstadt Dublin. Die Mitgift seiner Frau schien seine pekuniären Verlegenheiten aus dem Wege zu räumen. Man hatte sich aber doch wohl verrechnet, denn er mußte nach seiner Verheiratung eine Stelle als Herausgeber einer Frauenzeitschrift annehmen. Pegasus im Joche!

Sherards Aufzeichnungen für die Folgezeit sind recht lückenhaft. Es ist der Anfang der neunziger Jahre, der Oscar Wilde den Gipfel des Glückes erklimmen ließ. In diesen Jahren seiner jungen Ehe, der zwei Knaben entsprossen, entstanden seine Komödien, die den Namen des Dichters zum populärsten in London machten. Seine Einnahmen wuchsen ins Riesenhafte: 160 000 Mark soll er damals jährlich verdient haben, ohne daß er daran dachte, auch nur einen Pfennig auf die Bank zu tragen. Damals kam er mit den Gerichten einmal in Berührung: er verwandte sich für einen armen Poeten, dem anarchistische Schriften den Kopf verdreht hatten, so daß er — sonst ein harmloser Gesell — im Haus der Gemeinen einen Revolver abfeuerte; Wilde fühlte sich sehr geehrt, weil man ihn vor Gericht mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte. Er ahnte nicht, welch schneidenden Gegensatz er bald erleben sollte.

Mit einem Male tauchte das Gerücht auf, vereinzelt zuerst, von Klatschmäulern kolportiert. Bald drang es auch über den Kanal. „Ach, daß ich mich auf den Gebrauch von Waffen verstünde, damit ich die Kerle nach Gebühr züchtigen könnte!" rief er in der ersten Wallung des Zornes aus. Immer neue Köpfe wuchsen der Hydra. Schon war es dahin gekommen, daß ihm ein Hotelbesitzer in Monte Carlo den Zutritt verweigerte. Er mußte eingreifen und strengte die Beleidigungsklage gegen Lord Queensberry an. Seine Verhaftung ließ nicht mehr lange auf sich warten, aber Möglichkeiten der Flucht hätte es für ihn noch in Hülle und Fülle gegeben; thatsächlich wurde der Verhaftbefehl erst unterzeichnet, nachdem man sich vergewissert, daß er den letzten Zug nach Dover nicht benutzt hatte.

Die folgenden Ereignisse muten uns an wie eine Illustration zu dem Sophokleischen Chorliede vom Sturz der Sterblichen. Seine Verhaftung war das Signal zum völligen Ruin. In einem Augenblick versiegten seine Einnahmequellen: seine

Bücher wurden aus dem Handel, seine Stücke von den Bühnen zurückgezogen. Die Gläubiger stürzten mit Bravour über ihn her, der Gerichtsvollzieher blieb nicht aus. Gespart hatte Oscar Wilde nie, seine Freunde überdies stets wie ein König beschenkt. Die bittere Not grinste ihm nun entgegen; selbst an den Verteidigungskosten mangelte es. Da erinnerte er sich, daß Sarah Bernhardt seine „Salome" zur Aufführung angenommen, und beauftragte seinen in Paris weilenden Freund Sherard, die Künstlerin um die Zahlung einer Pauschalsumme zu bitten. Sarah hatte nicht den Mut, als ob sie Albions Zorn fürchtete, die Salome aufzuführen, führte aber eine erbärmliche Komödie mit Sherard auf. Zuerst beklagte sie mit gerungenen Händen und thränenerstickter Stimme das herbe Loos des herrlichen Dichters, dann die schlechte Saison; mit kunstvoller Steigerung wußte die in Mitleid zerfließende Schauspielerin den verzweifelten Sherard, der dem ängstlich bangenden Oscar schon nahe Hilfe in Aussicht gestellt hatte, zwei Wochen an der Nase herumzuführen, um schließlich nicht einmal mehr seinen Brief zu beantworten, nachdem sie vorher durch ihren schwarzen Pagen seine Besuche abgelehnt hatte. Auch ein Ruhmesblatt in ihrem Lorbeerkranz! „Sarah scheint mir hoffnungslos," lautete endlich das lakonische Urteil des Untersuchungsgefangenen in Holloway.

Es war nicht die einzige Demütigung, die sich der opferwillige Sherard gefallen lassen mußte. Die Verleumdung schreckte natürlich nicht davor zurück, seinen anständigen Namen zu besudeln, und war bereit, aus der bloßen Thatsache seines intimen Verkehrs mit Oscar Wilde ihm den Fallstrick zu drehen. Indessen verfolgte er wie alle Pariser mit aufgeregter Spannung den Fortgang des Prozesses. Am Nachmittag des ersten Verhandlungstages begab er sich in eine Bar der rue St. Honoré, um das Resultat möglichst bald zu erfahren. Eine Bande von Journalisten, Buchmachern, Turfhabitués hatte sich eingefunden. Wie auf ein Rennpferd wettete man auf einen Menschen, dessen Schicksal die blinde Themis entscheiden sollte. Sherard vergleicht dieses schamlose Gesindel mit den gemeinen, vom Alkohol erhitzten Gesichtern der Höllengestalten eines Goya'schen Bildes. Als endlich das Telegramm eintraf, war man arg enttäuscht, daß die Richter sich noch nicht einigen konnten.

Kurz danach wurde Wilde gegen Kaution aus der Haft entlassen. Er wollte darin keinen Wink zur Flucht sehen, und doch wäre den Behörden, vom Minister des Innern abwärts, wie Sherard glaubwürdig versichert, damit ein großer Dienst geschehen. Nach seiner Befreiung fuhr Wilde in ein Hotel, wo man zwei Zimmer und Essen für ihn bestellt hatte. Als er sich eben zu Tisch niedersetzte, trat der Manager barsch herein: „Sie sind Oscar Wilde. Sie müssen das Haus sofort verlassen." Von hier ging es zu einem entlegenen Gasthof, wo man hoffen durfte, er werde unerkannt bleiben. Kaum hatte er sich erschöpft auf ein Bett gestreckt, als sich derselbe entwürdigende Auftritt wiederholte. Das auf der Straße angesammelte Lumpenpack drohte dem Wirt mit Plünderung. Mitternacht war längst vorüber, als am Hause Lady Speranzas ein schwaches Klopfen ertönte. Willy Wilde öffnete die Thür: sein Bruder stürzte totenbleich herein. „Gib mir ein Obdach, Willy. Laß mich auf dem Boden liegen, sonst muß ich auf der Straße bleiben." Wie ein gehetzter Hirsch kam er und brach auf der Schwelle zusammen. Sherard, der ihm unterdeß gefolgt war, sprach mit grimmigem Humor von der „Wilden Jagd", ein Wortspiel, das selbst unter so bejammernswerten Verhältnissen bei dem Meister des Witzes seine Wirkung that. Und noch in diesen Momenten fürchterlichster Seelenqual verriet sich Oscars Neigung zum Posieren, indem er ein über das andere Mal

www.libtool.com.cn

stöhnte: „Why have you brought me no poison from Paris?“ sein Ohr am Wohllaut der Allitteration labend, ohne daß ihn wirklich der Gedanke an Selbstmord beherrscht hätte. Dieser Stich ins Komödiantenhafte gehört unzertrennlich zu seinem Charakterbild, wie er nicht ganz aus Lord Byrons Natur wegzudenken ist. Auch da man nun die Flucht ernstlich ins Auge faßte, konnte er sich nicht davon losmachen. Ihm schwebten erhabene Dulder vor, die den Leidenskelch bis zur Neige gekostet, ihr Beispiel flößte ihm Mut ein und er wies es ab, einen Akt der Feigheit zu begehen. „Ich könnte das Leben nicht ertragen — sagte er — wenn ich fliehen müßte. Auf dem Kontinent herumzuschleichen, als Flüchtling vor der Gerechtigkeit: das hielte ich nicht aus.“ Er wußte, welche Strafe seiner harrte; umso rühmlicher, daß er erhobenen Hauptes, ohne Vorwurf für seine Verderber, dem Unglück entgegenschritt! Ob er sich schuldig fühlte, ist schwer festzustellen. Ein einziges Mal nur entschlüpfte ihm ein leises Zugeständnis: „Das Glück hatte mir so den Kopf verdreht, daß ich mir einbildete, ich könnte alles thun, was mir beliebte.“ Nach antiker Anschauung also ein Opfer des Neides der Götter. „Der fürchte sie doppelt, den je sie erheben!“ Auch nach modern-pathologischer ein Opfer . . .

Der Tag des Gerichts nahte, nachdem eine Wendung im Prozeß noch einmal einen trügerischen Hoffnungsfunken entzündet hatte. Sherard machte sich in Begleitung des Dichters Ernest Dowson nach Old Bailey, dem Hauptkriminalhof in London, auf. Schon bei ihrer Ankunft wurden sie von dem Janhagel, der das Gebäude umlagerte, geschmäht. Die Sache stand sehr schlecht. Schon hatten sich die Geschworenen zurückgezogen. Oscar Wilde auf der Anklagebank; vor sich einen Bogen Papier, den er mit unzähligen Deltas bedeckt. Träge schleichen die Minuten hin. Endlich kommen die Geschworenen zurück. Sechs Fragen hatte man ihnen vorgelegt. Der Obmann verkündet den Wahrspruch. Sechsmal saust wie Peitschenhiebe sein Schuldig nieder. Ein Murmeln der Befriedigung schwirrt durch den Saal. Oscar Wilde, das Gesicht mit Purpur übergossen, mit hervorquellenden Augen und dem Ausdruck des äußersten Entsetzens, wendet sich an den Vorsitzenden: „Und ich? Darf ich nichts sagen, mein Lord?“ Keine Antwort, nur ein ungeduldiges Zeichen mit der Hand. Der Büttel berührt ihn an der Schulter. Er schaudert zusammen, schwankt die Treppe hinab, die in das Verließ von Newgate geleitet. Draußen aber ertönt Triumphgeheul, der Mob führt einen Freudentanz aus.

Das erste, was der Sträfling zu thun hatte, war, daß man ihn in ein dreckiges Bad gehen hieß, das andere Gefangene vorher benutzt hatten. Er weigerte sich. Er lernte nur zu bald gehorchen . . . Solche und ähnliche Stellen liest man mit physischem Ekel. Man hält es nicht für möglich, daß das neunzehnte Jahrhundert eine derartige Barbarei duldete, doch man weiß, daß es leider im zwanzigsten noch nicht anders geworden.

Im April war Wilde verurteilt worden, im August durfte er zum ersten Mal Besuch empfangen. Robert Sherard, der zu ihm ging, hat von dieser ersten peinlichen Begegnung kaum mehr als eine vage Vorstellung. Er bemerkte fast nur, daß seine Hände entstellt, seine Nägel abgebrochen waren und bluteten. Aber dem vermittelnden Einfluß des Freundes war es zu danken, daß Mrs. Constance, die ihre Verwandten zur Scheidung zu drängen suchten, bald hernach ihren Gatten in Wandsworth besuchte, was den Aermsten mit neuer Zuversicht erfüllte. Und Sherard darf es sich ferner zuschreiben, daß ein Aufsatz von Alfred Douglas (der Name wird nicht genannt), eine Glorifikation der „griechischen Bewegung“, unterdrückt wurde. Wieviel

www.libtool.com.cn

Unheil hatte der exzentrische Jüngling schon angerichtet, wieviel Staub hätte er wieder aufgewirbelt!

Eine haarsträubende Szene spielte sich ab, als Oscar Wilde gefesselt, zusammen mit anderen Gefangenen, von Wandsworth nach Reading transportiert wurde. Der Zug der Verdammten mußte auf dem Bahnsteig warten, den Blicken der neugierigen Menge ausgesetzt. Da erkannte ein englischer Spießer den berühmten Dichter, rief: „Bei Gott, das ist ja Oscar Wilde" und spie ihm zum Gaudium der übrigen Zuschauer ins Gesicht. In Reading, einem anmutigen Themsestädtchen, das eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, fand ein drittes Wiedersehen mit Sherard statt. Wilde war — die Feder sträubt sich es niederzuschreiben — in einer Art Kaninchenkasten, über den ein Drahtgitter genagelt war. Obwohl man infolge der Dunkelheit seinen Kopf nicht sehen konnte, deckte er, um die Verwilderung seines Gesichtes zu verbergen, ein blaues Taschentuch über Mund und Wangen. Damals hinterließ er den Eindruck eines fast Irrsinnigen. Thatsächlich ging ja in London das Gerücht, er habe den Verstand verloren. Doch C 33, wie er nach seiner Zellennummer unterzeichnete, besaß noch Geisteskraft genug, die erschütternde „Ballad of Reading Gaol" zu dichten. Da mag seine Landsleute doch die Scham überwältigt haben.

Er hatte nichts gelernt und nichts vergessen, als er das Zuchthaus verließ. In den zwei Jahren hatte er gerade zehn Mark verdient, der Lohn für die Zwangsarbeit. Doch zwei amerikanische Journalisten ließen ihm für ein einstündiges Interview zwanzigtausend Mark bieten, was er entrüstet ablehnte. Dagegen war ihm von anderer Seite Hilfe gekommen: eine mitleidige Dame hatte die gleiche Summe für ihn deponiert, von der allerdings ein beträchtlicher Teil für seine Mutter, die während seiner Haft gestorben war, verwandt werden mußte. Wer in England fällt, sagt Sherard mit Recht, kann sich nie wieder erheben. Oscar Wilde hatte noch nicht genug gebüßt. Natürlich war seines Bleibens in der Heimat des Cant nicht länger. Er ging nach Dieppe hinüber und mietete in dem nahe gelegenen Seeplatz Le Petit Berneval eine Villa. Fortan hieß er Sebastian Melmoth: Sebastian mit Bezug auf den von Pfeilen durchbohrten Heiligen, Melmoth nach einer im Stile des Monk-Lewis gehaltenen Schauerromanze von Maturin.

Was Sherard von den letzten Jahren dieses rätselvollen Lebens erzählt, besitzt nicht mehr dokumentarischen Wert, ist aber psychologisch vielleicht noch interessanter. Mit den paar hundert Pfund, die ihm geblieben, wirtschaftete er, als ob er über ein unerschöpfliches Kapital verfügte. Pariser Litteraten, Montmartre-Existenzen gingen bei ihm aus und ein. Seine Freigebigkeit wurde in der ganzen Gegend bekannt. Lohnarbeit, die ihm angetragen wurde, schlug er hochmütig aus, weil sie für ihn keinen Reiz hatte; lieber wolle er weiter Säcke flicken. Französische Journale traten erfolglos an ihn heran: merkwürdiger Weise fühlte er so etwas wie eine moralische Verpflichtung, sein Talent der englischen Gesellschaft, die ihn verhätschelt hatte, zu gute kommen zu lassen. Paris liebte er, aber an London hing er, mochte man ihn auch wie einen Aussätzigen außer Landes gejagt und ihn aus dem Buche der Zeitgenossen gestrichen haben. Seine Lebensfreude flackerte noch ein letztes Mal auf, obschon sie sich nur in kleinen Scherzen nach Baudelaire'schem Rezept „épatant le bourgeois" bethätigen konnte.

Die Anverwandten seiner Frau hatten ihm schimpflicher Weise eine Prüfungszeit vorgeschrieben wie einem Schulknaben, der nach Hause kommen darf, wenn er sich die Woche über tadellos benommen hat. Sherard, der aus Constance Wilde

www.libtool.com.cn

einen Engel von Schönheit und Güte machen möchte, vergißt dabei nur, daß sie sich von ihren sittenrichterlichen Magen wie eine Marionette leiten ließ. Hätte diese Frau Thatkraft und Ueberzeugungsmut besessen, so hätte sie das Unheil abwehren können, sie allein. Als aber Oscar Wilde um eine Abkürzung der Probefrist nachsuchte, da es ihn zu Weib und Kind zog, wurde ihm ein verächtlicher Bescheid zuteil. Man wollte ihn mit sechzig Mark wöchentlich abspeisen. Ueberdies wurde sein Haus Tag und Nacht von Privatdetektivs umlauert, die im Dienste des in seiner Rachegier unersättlichen Lord Queensberry standen.

Immer bedrohlicher rückte der Mangel heran. Immer dringlicher wurden die Bitten des bei Neapel im Luxus hausenden Freundes, der Oscar Wilde alles zur Verfügung stellte. Es ist das Moment der letzten Spannung. „Halb zog es ihn, halb sank er hin." Alfred Douglas, sein böser Genius, war Sieger geblieben. Er frohlockte zwar nicht lange, denn von dem Augenblick seiner Wiedervereinigung mit Wilde wurde sein Wechsel eingestellt, und auf diese Weise gelang es der Familie, ihn loszueisen.

Oscar Wilde war gerichtet. Der Apostel der Schönheit starb im Elend. Paris war die letzte Station seines Dornenwegs.

www.libtool.com.cn

„Ich traure."

Skizze von **Karin Michaelis.**

Wir gingen jeder auf seiner Seite des Baches zwischen den steilen Berghängen dahin, und unsere Schritte hielten Takt mit einander, aber die seinen waren schwer und mühselig, während die meinen der Melodie fröhlicher Gedanken folgten.

Wenn der Bach eine Biegung machte, schlängelte sich der Pfad dementsprechend; wenn ein Vogel über das Wasser flog, folgten unsere Augen seinem Fluge, und wenn sich Stimmen hören ließen, hemmten wir unsere Schritte, jeder auf seiner Seite des Baches.

Die Bergwände stiegen steil an, dunkel von Moos und schwer von tief herabhängenden Buchenzweigen, und unten rann das grünlich gelbe Wasser mit leisem Geräusch, das nur unterbrochen wurde, wenn eine Schlange oder eine Ratte von einem Ufer zum andern hinüberhuschte.

„Ich traure um das Mägdelein,
Das mir die weiße Hand gereicht,'
Das mir gereicht die Lippen rot
Und dafür nahm den Ring von Gold.
Ich traure um das Mägdelein,'
Ich traure bis an den Tod!"

Er sang schleppend, kläglich und träge, so daß ich unwillkürlich lachte, als er aber schwieg und sich spähend umsah, schlüpfte ich hinter einen Baumstamm und bezwang mein Lachen. Nach einer Weile stimmte er sein sonderbares Lied wieder an und sang nun während des ganzen Weges wieder und wieder denselben Vers.

Es war garnicht zu sehen, ob er alt oder jung war, in seiner zerlumpten Armenhäuslerkleidung, mit dem kleinen, zerlumpten, vom Weinen oder Trinken gerötеten Gesicht.

Er trug einen Strauß Georginen in der Hand, aber so schlaff hingen die Arme nieder, daß ihm die Blumen bei jedem Schritt gegen seine Beine schlugen. Jetzt verlor er eine Blume, bemerkte es aber nicht. Erst als wir, jeder von seiner Seite, die Schleußenbrücke erreicht hatten, stand er still, untersuchte seinen

www.libtool.com.cn

Strauß, wandte sich kurz um und legte den ganzen Weg wieder zurück, bis die verlorene Blume gefunden war.

Er blies den Staub ab und kehrte wieder um, unablässig singend: „Ich traure — —!“ An der andern Seite der Brücke blieb er stehen und seufzte tief auf, — jetzt gingen wir auf der nämlichen Bachseite, ich hielt mich aber in passendem Abstand.

Dann kletterte er mit großer Beschwerde den Abhang hinab, wusch seine Hände, besprengte die welken Georginen und pflückte ein paar Wasserpflanzen.

Nach der See zu erweitert sich der Bach, und zur Linken liegt ein altes, weißgekalktes Herrenhaus mit einem großen, eigenartigen Garten, in dem Hopfen- und Bohnenstangen und Stockrosen durcheinander wachsen, und müde, rotwangige Aepfel von den knorrigen Bäumen herunter fallen.

Er sandte einen sehnsüchtigen Blick durch das Gitter, aber kein roter Apfel fiel über den Zaun zu ihm herüber. Verliebt betrachtete er die hohen Georginen am Rande des Gartens, keine aber beugte sich zu ihm herab. Ein mächtiger, weißblanker Kürbis war in seiner frühesten Jugend unter dem Zaun hindurch gekrochen, jetzt war er zu groß und üppig geworden, um wieder in seine eigentliche Heimat zurück zu gelangen. Er sah sehr saftig aus und mein Wandergenosse zog einen kleinen Messerstumpf aus der Tasche und ritzte einen Schnitt in den Kürbis ein. Nein, — er steckte das Messer wieder ein, ohne auch nur einen kleinen Streifen von der verlockenden Haut zu schneiden.

Er machte sich daran, von einer Schwarzbrotkruste zu nagen und betrachtete dabei die feinen Georginen, als söge er Duft aus ihren duftlosen Kelchen ein.

Vorsichtig wanderten wir, er voran, an dem morschen Gitter entlang, nach Westen zu, über die große Wiese. Die Sonne stand strahlend über dem Meeresrande, und dünne Dämpfe zitterten schon über der Wasserfläche und Wiesengrund.

Was wollte er?

Wo lag sein Ziel?

Endlich schien er es erreicht zu haben!

Der Aermste! Er pflanzte die Georginen eine nach der andern in einen Kreis, pflanzte die wurzellosen Blumen in die Erde und stand mit gefalteten Händen da, sein Werk anstarrend.

Dann umkreiste er ein Mal, zwei Mal, unzählige Male den Ort, seufzend und murmelnd wie ein Beschwörer.

Er entfernte sich, und solange der Schall trug, hörte ich sein klagendes: „Ich traure —!“

Jetzt wagte ich mich an den sonderbaren Fleck heran, wo die Georginen in einem Rundkreis standen. Sie umgaben einen niedrigen Erdhügel. Auf dem Hügel lag ein Kranz von weißen und schwarzen Perlen, die auf einen, jetzt stark verrosteten, Draht gezogen waren, und innerhalb des Kranzes stand ein Glaskasten mit einem bedruckten, vergilbten Blatt darunter.

www.libtool.com.cn

„Ich traure um das Mägdelein,
Das mir die weiße Hand gereicht,
Das mir gereicht die Lippe rot
Und dafür nahm den Ring von Gold.
Ich traure um das Mägdelein,
Ich traure bis in den Tod!

Von
Jens, Peter, Jeremias Jensen,
an
Inger, Petrine Petersen
geboren
zu Vinderöd Anno 1861
gestorben
hier in der Gegend Anno 1882.
Sie ruhe in Frieden."

Die Dunkelheit flutete von den dunklen Wäldern herüber, die Nebel stiegen, und vergebens wandten die Georginen ihre glühenden Kelche dem Licht zu — es sank und schwand.

Das Einsamkeitsgrauen befiel mich.

Ueber die Wiese dahin, an Zäunen und Brücken entlang suchte ich tastend meinen Weg zu dem schmalen Pfad am Bach, wo die Erlen ihre knorrigen Aeste greifend nach mir ausstreckten.

Vom Thal des Baches stieg ein eiskalter Dampf auf, und es war, als flüchteten sich alle die kleinen Wellen, ängstlich wie ich, vor Nacht und Nebel.

Ich lief im Takt mit der jagenden Angst, und meine Schritte hallten an dem Abhang wieder, als folge mir jemand auf der gegenüberliegenden Seite des Baches.

„Ich traure um mein Mägdelein!"

Jetzt fing ich an zu singen, um die Fußtritte und das bange Klopfen meines Herzens zu übertäuben.

Nach einer Weile ahnte ich einen Menschen vor mir, und nun verdoppelte sich meine Angst; hinter jedem Stamm, dem ich entgegen lief, glaubte ich die Atemzüge eines Menschen zu hören.

„Ist da jemand?"

Schweigen.

„Ist da jemand? So antworte er!"

„Ja."

„Wer?"

„Nur ich, Traller-Mias!"

In der verzagten Antwort lag etwas, das mich erraten ließ, wer der Traller-Mias war.

Wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, dann platzte ich mit einer Brutalität, die ich selber empfand, heraus: „Warum liegt Inger da so allein draußen auf der Wiese? — warum ist sie nicht auf einem ordentlichen Kirchhof begraben?"

„Herr je!“ jammerte er, „sie ist ja in die See gegangen; — ach nein, das darf kein Mensch wissen, ach nein, — Herr jemine, nein, kein Mensch!“

„Sie ist also mit Willen in die See gegangen? War sie sehr unglücklich, Mias? War das Ihre Schuld?“

„Ach nein, Niels, der hat sie ins Unglück gebracht — aber das darf kein Mensch wissen, denn dann graben sie sie wieder aus.“

„Niels — war das ihr Schatz?“

„Niels — das ist ja doch mein Bruder!“

„Ja, warum trauern Sie denn aber so schrecklich um die Braut Ihres Bruders?“

„Herr Jesus — vergieb ihm seine Schuld — sie war ja doch meine Braut!“

Langes Schweigen.

„Sagen Sie mir doch, Mias, wie konnten Sie denn begraben, ohne daß eine Menschenseele es erfuhr?“

Er flüsterte vertraulich: „Sie trieb ja an Land, und ich paßte Tag und Nacht auf, bis sie kam — und dann grub ich sie ein, und die andern glauben nun, daß sie ganz weit draußen in der See liegt.“

„Sie konnten sie aber doch nicht allein bis an das Grab schleppen, wie? Hat Ihr Bruder Ihnen denn nicht geholfen?“

„Mein Bruder — der ist weg. — Der ist weit weg — in China oder in Kopenhagen, oder am Ende in Griechenland.“

„Ja, aber allein konnten Sie doch unmöglich — eine Leiche ist schwer.“

„Sie war ja aber gar keine Leiche, — sie war gar keine Leiche — sie war ein ganz kleiner Vogel, so leicht, so leicht, mit nassen Federn — aber so leicht!“

„Ein richtiger Vogel?“

„Ja versteht sich, sie war ein kleiner Vogel geworden. Und dann legte ich den Vogel ganz vorsichtig in ein kleines Tuch aus rotem Seidenzeug, und das hatte Inger mir selbst gegeben — und dann begrub ich den Vogel, und das war Inger — ach, Herr Jesus, wie schön sie war!“

Nach einer Weile sagte er gedämpft und bange: „Wenn die Jungens das zu wissen kriegen, graben sie sie aus, und dann stirbt Traller-Mias vor Kummer — ach, wie schön sie war!“

Vor der Stadt trennten wir uns schweigend, und nach einer kleinen Weile hörte ich ihn singen: „Ich traure — —!“

www.libtool.com.cn

Briefe von Anton Rubinstein.

Die folgenden Briefe Rubinsteins sind an Hermann Wolff gerichtet, aus dessen Nachlaß sie uns Frau Luise Wolff mit größter Liebenswürdigkeit zur Verfügung stellt. Wolff war ihm mehr als der geschäftliche Leiter seiner Konzerte, er war ihm Freund und Berater in allen privaten und künstlerischen Angelegenheiten. Die Seele Rubinsteins, der einer der menschlichsten Menschen unter den Musikern gewesen ist, enthüllt sich in ihnen wunderbar. Seine Schicksale scheinen zunächst typisch: der Trubel der Konzerte, dann der Ekel an ihnen, die unglückliche Liebe zur Komposition, die letzte Hinwendung zu geistlichen Stoffen. Aber es ist in ihnen ein Ton, der die gewöhnliche Tragik dieser Lebensgänge persönlicher färbt. Rubinstein steht als ganz naive, kindliche, kindlich-gläubige und weinend-optimistische Natur in ihrem Kreise. Er, der Kosmopolit als Künstler, liebt in so fanatischer Form sein Vaterland, daß er Konzerte abbricht, wenn sich in Rußland etwas Beängstigendes ereignet. Er glaubt an die Menschenhilfe. Als er sich vom Klavierspiel vor etwa 12 Jahren langsam zurückzog, übernahm er unentgeltlich die Direktion des Petersburger Konservatoriums, das verlottert und verbummelt war; er arbeitete von morgens bis nachts, er rieb sich zwei Jahre lang auf, bis er sich endlich überzeugte, daß er seine Kraft an eine indolente Gesellschaft verschwendet hatte. Sein minimaler Ehrgeiz in Geldsachen, der, wie man privatim weiß, oft geradezu gefährliche Gestalt annahm, sein Wohlthätigkeitssinn, für den diese Briefe die merkwürdigsten Belege liefern, hatte nichts von jener versteckten Eitelkeit, die sich von der Humanität ziehen läßt, er war tiefstes Gemüt. Der Pianist beruhigt sein Gewissen, indem er die Hälfte der Einkünfte seines Kunstreiterberufs in die Taschen der Andern fließen läßt. Der Komponist verschwendet ein kleines Vermögen an die Librettisten, in der Angst um gute Texte, die er oft garnicht oder zu seinem Mißvergnügen in Musik setzt. Ballette, Kammermusik, Opern, zuletzt der Christus, der in diesen Tagen seine Auferstehung feiert, alles, woran das Herz hing, liegt zurück. Er rettet sich aus Leiden und Enttäuschungen, Undankbarkeit und geschlagenem Patriotismus nach Dresden. Schülerinnen und immer neue Schülerinnen, die er immer wieder für Eroberinnen hält, umschwärmen ihn. Alte Damen aber, denen er mit unermüdlicher Gentilezza dient, rufen in wechselndem Kreise Erinnerungen wach an die Tage der Weltreisen und der kleinen zärtlichen Anwandlungen. Das Bild der Welt schiebt sich vorüber. Die Komposition scheint zu verpuffen, das Klavierspielen zu verrauschen, es bleibt die Liebe.

Peterhof, den $\frac{\text{28. August}}{\text{8. September}}$ 1879.

Lieber Herr Wolff.

Sie kennen meinen Abscheu vor Konzertgeberei — aber leider: „Der Bien' muß" — also in Gottes Namen! nur nicht zu viel, und nicht zu bald — ich hoffe den 3. Oktober neuen Stils nach Berlin zu kommen (weil ich

www.libtool.com.cn

Dohm sprechen will), da wäre es ja noch Zeit genug, Etwas über eine Tournee festzusetzen — vorläufig nur einige Winke: in Hamburg werde ich wohl drei Wochen vor der Aufführung des „Nero“ zubringen müssen, also könnte man Kiel, Lübeck ꝛc. während der Zeit heimsuchen, in Hamburg selbst will ich nur erst nach der Aufführung spielen — wenn die „Maccabäer“ in Leipzig beiläufig im Dezember sein könnten, wäre Dresden und wohl auch Bayern für diesen Zeitpunkt möglich — in Leipzig selbst gebe ich kein Konzert sondern spiele ein paar Mal (unentgeltlich) im Gewandhause — auch habe ich versprochen, Cöln und Frankfurt a. M. (alles unentgeltlich), aber in letzterer Stadt könnte ich wohl ein Konzert für mich geben! Prag möchte ich wohl besuchen (ich verspreche es immer und komme nicht dazu) das könnte man vielleicht schon gegen Ende Oktober machen — aber ich sehe, die Winke häufen sich — ich erschrecke schon vor dem, was bevorsteht! — Jedenfalls Hauptrichtschnur ist: da wo eine Oper aufgeführt wird, da kann die Geschichte in den näher liegenden Städten (nur keine Ortschaften!!! Tschernowitz und Comp. — —) vor sich gehen.

Also mit bestem Gruß Ihrer Frau und Ihnen und auf baldiges Wiedersehen.

Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den $\frac{21. \text{ Mai}}{2. \text{ Juni}}$ 1880.

Lieber Herr Wolff!

Ich muß Ihnen Ihr hübsches Gedicht „Hochzeit“ zurücksenden, da ich gerade in Chorwerken eine so reiche Auswahl besitze, daß ich an embarras de richesse darin leide, und zwar schon notifizierte Arbeiten, die, wenn ich überhaupt an Eine gehen sollte, schon erwartet werden von Freund Senff. — O wenn Ihnen doch etwas Interessantes einfiele bezüglich einer komischen Oper, wie würde ich da mit beiden Händen zugreifen! Sie haben mich erschreckt mit der Nachricht, daß Bock in Marienbad ist — am Ende hat er meinen letzten Brief bezüglich der Geldsendung nach Rom garnicht erhalten, und meine Frau wartet drauf, um die Rückreise antreten zu können — bitte lassen Sie mich ja, wenn auch nur per Telegraph, wissen, wie es damit steht. — Und nun eine ganze Ladung Bitten — ich werde mit Briefen bombardiert und Sie wissen, wie schwer mir die Beantwortung fällt — retten Sie mich — Sie lieben ja das Schreiben!? — — —

1. Der Operntext „Demetrius“ von Frl. M. G. in Wiesbaden muß ihr zurückgeschickt werden mit Dank (!) und dem Bemerken, daß ich schon bereits diesen Stoff in einem 5 aktigen Operntext besitze, ihn aber höchst wahrscheinlich nie werde komponieren. —

2. Frl. F. A. in Wiesbaden kund zu thun, daß hierorts eine wahre Uebervölkerung an Klavierlehrerinnen existiert — und Familien, die solcher bedürfen, nie in Verlegenheit kommen, vice versa kommt der Fall aber öfter vor — Damen, die sich hier ansiedeln, sich mit der Zeit bekannt machen, finden manchesmal auch dergleichen Anstellungen, aber verschrieben aus dem Auslande wird keine werden. —

3. Der Frau B. mit ihrem Versatzschein können Sie derb antworten, daß es hier auch Leute giebt, die hie und da Geld brauchen können, und dem, der helfen will und kann, nicht erst Gelegenheit aus dem Auslande dazu fehlt — übrigens glaube ich, daß ich die Dummheit begangen habe, der Frau schon

einmal Geld gegeben zu haben. Seien Sie mir nicht böse über diese Bürde, aber da es nicht das erste Mal ist, so — „Herr Meyer ich bin so frei“! —

Machen Sie nicht einmal einen Abstecher hierher? Kommen Sie doch — es wäre nicht uninteressant für Sie — heutzutage ein Katzensprung. —

Mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den $\frac{2.}{14.}$ September 1880.

Lieber Herr Wolff.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer neuen Thätigkeit — meine Ansicht darüber kennen Sie, also brauche ich sie nicht hier zu wiederholen. Ueber meine Reisepläne etwas Bestimmtes kann ich jetzt noch nicht sagen — jedenfalls brauche ich, und werde besonders einiges Geld brauchen, denn wie sich die Sachen bis heute erweisen, werde ich diesen Winter viel ausgeben müssen, also muß ich auch verdienen, denn sonst woher nehmen? — Den $\frac{3.}{15.}$ Oktober gedenke ich von hier fortzureisen, einen Tag Königsberg, 4—5 Tage Berlin, 8—10 Tage Leipzig, dann Hamburg 2 Wochen — von da an könnte ich wohl bis Weihnachten in Deutschland (aber nur die Tour Frankfurt a/M., Cassel, Mainz, Wiesbaden) dann die Schweiz mit Konzerten heimsuchen — nach Weihnachten muß ich nach Paris, aber nicht um zu spielen, von da möchte ich wohl Spanien überfallen, auch Portugal, das würde wohl 6 Wochen erfordern — dann gedenke ich zur Saison nach London zu gehen ꝛc. ꝛc. Sie sehen, ich bin unternehmend — aber wie verbindet man alles das mit den Opernaufführungen, wo man, mit Ausnahme Berlins, überall meine persönliche Leitung fordert! — so Königsberg, Hannover, vielleicht auch Leipzig, Pest, Mannheim, Hamburg ꝛc. . . . und verfehlen möchte ich doch diese Aufführungen wegen einem Konzert keinesfalls, also wie? — Denken Sie darüber nach und geben Sie mir bei meiner Ankunft in Berlin darüber Auskunft.

Hierbei ein Brief aus Frankfurt, den ich Sie bitten werde zu beantworten, ich will gern in dem Museumskonzert spielen (unentgeltlich) aber müßte dabei ein eigenes Konzert geben können. Die Datums kann ich jetzt unmöglich festsetzen.

Mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Lausanne, den 6. Dezember 1880.

Liebe Frau Wolff.

Herzlichen Dank für ihren freundschaftlichen, warmen Brief, für den ausführlichen Bericht über die erste Aufführung des Nero in Berlin — als Zeichen der Aufrichtigkeit meines Dankes gebe ich Ihnen einen Rath — wenn Sie einen Sohn haben werden, lassen Sie ihn Alles eher werden als Komponisten — denn diese Sorte ist doch die Allerzubedauerndste unter der bedauernswerthen Menschheit! — ist es doch schon so weit gekommen, daß im besten Falle eine Theater-Intendanz ein Werk zur Aufführung annimmt, aber nur unter der Be-

www.ipiano.com.cn

dingung, daß der Komponist dieses Werkes ja fern bleibe — mit dem will man nicht zu thun haben, er kann nur stören! und so bekommt das Publikum eine Verballhornung eines Werkes zu sehen und zu hören, urtheilt darnach und begraben ist das Werk und der Komponist — leider nur in Effigie!? —

Es gab Fälle, wo Menschen lebendig einem fingierten Begräbnisse ihrer selbst beiwohnten, ein solches Schauspiel will ich mir angedeihen lassen, indem ich vielleicht Ende dieses Monats incognito mir eine Vorstellung des Nero in Berlin anhören will — hoffentlich werde ich Sie sehen können und Ihnen mündlich meinen Dank aussprechen, bis dahin mit besten Grüßen

Ihr ganz ergebener
herumziehender Konzertant und leider auch Komponist
Ant. Rubinstein.

Peterhof, den $\frac{2.}{14.}$ August 1881.

Lieber Herr Wolff!

Ich erhalte eben einen Brief von R. Fels, worin er mir schreibt, daß er eine Unterredung mit mir hinsichtlich der Oper haben muß, und mir vorschlägt, mich hier in Peterhof deshalb zu besuchen — die Reisekosten auf Hälfte (?) sic! Dieses Letztere wäre mir schließlich ganz einerlei, aber was mich erschreckt, ist seine Beredsamkeit, und da ist es mit ein paar Tagen nicht abgemacht, und er stört mich bei der Arbeit (im Ballet) woran ich jetzt ziemlich fleißig arbeite — daher möchte ich Sie bitten, ihm diese Idee auszureden, er mag mir nur den fertigen Text einschicken, ein endgiltiges Urtheil werde ich doch erst gewinnen, wenn ich unter zwei Augen lese, und wenn dann zu ändern ist, so muß er es thun, mit einem Briefwechsel wird es dabei wohl schwerlich verbleiben können. —

Noch möchte ich Sie bitten, den Herren Hoffmann vom Kladderadatsch und R. Löwenstein (sie haben mir beide geschrieben, ich möchte einen Aufsatz für das Buch „Vor den Coulissen" liefern) zu sagen, daß ich dort nur Aufsätze von Schauspielern, Regisseuren, Direktoren ꝛc. sehe, was soll ich in dieser Gesellschaft? — Wie kommt Saul unter die Propheten? Auch wenn ich so einen Aufsatz schriebe, so könnte es ja bloß sein, um Hülsen darin zu beschimpfen und das Buch ist ihm, glaube ich, dediciert — quod non also! —

Schließlich noch die Bitte, Sie möchten Frau oder Fräulein (wer kann das so genau wissen) Börs aus Hannover (die Sängerin, die die Kleopatra dort gesungen hat, mitteilen, daß ich mich vom öffentlichen Klavierspiel gänzlich lossage (mit Ausnahme von Rußland und vielleicht mal ausnahmsweise in Paris), also sie möchte auf mich für Hamburg nicht rechnen. Hoffentlich geht es Ihnen und Ihrer Frau wohl, ich habe eben meinen siebenten Satz für den „Ocean" fertig gemacht — und ich halte erst jetzt das Werk für vollendet — es hat mir immer der richtige Sturm dabei gefehlt — jetzt ist er da und zwar so, daß Zuhörer wie Aufführende dabei seekrank werden müssen; ja, wenn schon, denn schon — sonst wie heißt „Ocean?" Jetzt bin ich am Ballet — es wird mir recht sauer, da ich wieder, wie bei allen meinen Sachen, den Stoff selbst machen muß — das Vorhandene ist immer nur ein Embrio — hierbei fehlt mir jede Kenntnis des Landes, wo die Sache spielt (im Süden Frankreichs, Gegend von Bordeaux); so möchte ich die dortigen Tanzrhytmen kennen, die Volksbelustigungen, Volksspiele, Gebräuche bei Hochzeiten ꝛc., auch von mittelalterlicher Zeit, wenn da sind — weiß nicht wie ich so etwas bekommen

könnte, und brauche sie gerade für die erste Scene — da sieht man wirklich, daß aller Anfang schwer ist!! — könnten Sie mir da helfen? Vielleicht an den dortigen Musikhändler (ich weiß nicht, wie der Mann heißt) schreiben. Es wäre mir einerlei, wenn ich etwas aus der Provence hätte. —

Entschuldigen Sie das lange Geschreibe mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den 1. April 1882.

Lieber Herr Wolff.

Herr Fels hat mir seine Adresse nicht angegeben, daher ich Sie mit der Zusendung des Scenario und meiner Binale an ihr belästigen muß — die Sache hat um hundert Prozent gewonnen und ich hoffe, daß sie nach noch einigermaliger Zu- und Rücksendung gut werden wird. Noch kann ich Ihnen nichts über mich sagen, nur so viel, daß ich am Arbeiten immer mehr und mehr gestört werde und daß ich oft daran denke, mich im Auslande irgendwo in einem fernen Winkel zu verstecken und nur von Zeit zu Zeit hierher zu kommen, um meine Familie zu besuchen — aber ob das geht und wann und wo 2c. das wissen die lieben Götter! Jedenfalls möchte ich Sie bitten, mir recht bestimmt die Maccabäer-Aufführung in Leipzig anzugeben, denn darnach will ich mich für die nächste Saison in Deutschland einrichten, wenn ich überhaupt werde hinausreisen können. — Im nächsten Monat gehe ich auf zwei Wochen nach Moskau, wo ich die Ausstellung eröffne und zwei Konzerte dirigiere.

Mit besten Grüßen Ihrer Frau und Ihnen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den 27. April 1882.

Lieber Herr Wolff.

Der Herr R. F. bombardiert mich mit Telegrammen wegen Geld — dabei weiß ich nicht einmal seine Adresse und kann ihm daher nicht direkt antworten — wollen Sie so gut sein ihm zu sagen, daß ich 1. kein Geld habe!!!?? — 2. wenn ich auch welches hätte ich ihm nichts mehr würde geben als wie nach Beendigung seiner Arbeit und zwar nach endgiltiger. —

Frau und Kinder reisen wahrscheinlich schon morgen über Berlin nach Marienbad; ich weiß nicht, ob ich Bock bitten kann, vorkommenden Falls ihr Banquier zu sein, d. h. aber unbegrenzt, so viel wie nöthig — wenn er nicht kann oder will, was ich ihm keineswegs übelnehmen werde, werde ich einen andern Weg finden, nur möchte ich es aufs kategorischste wissen und zwar sehr bald, um mich darnach einzurichten.

Ich denke Ende Oktober (gegen den 22ten) nach Berlin zu kommen, wegen Leipzig — wenn etwas an Aufführungen in Aussicht steht, würde ich Sie bitten, es so einzurichten, daß Alles, was es auch sei, von da an losgehe — lange werde ich nicht bleiben können, so daß Alles im November müßte absolviert werden, inclusive Königsberg — spielen werde ich nicht und nirgends. — Die Nachricht von meiner Ernennung als Theaterdirektor ist vollkommen

verfrüht, es ist zwar seit lange die Rede davon und auch jetzt — aber dergleichen Umwälzungen (und eine solche wäre es) auf welchem Gebiete es auch sei, können nicht von einem Tag zum Andern gemacht werden, auch bin ich noch garnicht im Reinen mit meinem bessern Ich, ob ich eine derartige Stellung überhaupt annehmen kann und soll — eine Stellung, die mich sowohl am Arbeiten wie auch am Reisen hindern muß! — Zeit zum Ueberlegen werde ich jedenfalls haben. —

Leben Sie wohl, ich erwarte eine baldmöglichste Antwort auf diesen Brief, besonders der musikalischen Eventualitäten halber im November, aber nicht voraussichtlich, sondern bestimmte Data und Facta! —

Mit besten Grüßen Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den 7./19. August 1883.

Lieber Herr Wolff.

Ich bin schon wieder in derselben Verlegenheit wie vor ein paar Wochen — ich bin mit meiner Arbeit fertig und sie verlangt vom Librettisten jetzt in die Hand genommen zu werden — es fehlt Vieles, ist Vieles zu viel ꝛc., nun weiß ich nicht, was zu machen — warten bis zum Oktober, dann ist es zu spät für Abschrift, Druck und Studium — jetzt wieder hinauszureisen auf 3—4 Tage ist langweilig, kostspielig u. A. m., ich sehe aber keinen andern Ausweg — es wäre denn, daß Herr Wichert zu mir hierher käme — ist das bei einem O. L. G. R. erdenklich?! — Jedenfalls möchte ich Sie sehr bitten, zu erfahren, wo er ist, ob in Königsberg oder gar in der Schweiz, ob er eventuell zu mir käme, ob ich durchaus zu ihm kommen müßte und wann? — er war bei meiner letzten Durchreise so liebenswürdig, daß ich an ihm ganz irre geworden bin — also vielleicht käme er. —

Mit besten Grüßen Ihnen und den Ihrigen

Ihr

Ant. Rubinstein.

St. Petersburg, den $\frac{\text{26. Januar}}{\text{7. Februar}}$ 1884.

Lieber Herr Wolff.

Wenn ich von hier den 11. fortreise (und früher kann ich unmöglich) komme ich beinahe am Tage des Konzertes in Wien an, das ist nicht möglich — darum muß der 14. wegfallen, wir fangen mit Pesth an und I. Konzert in Wien am 20. Auch wäre 14. Wien un 15. Pesth mit Reise zu fatigant, ich bin im 54. Jahr!!! Programm muß das letzte bleiben, ob sich die Leute bis zum Zungenausbeißen dabei langweilen oder nicht, ist mir einerlei, ich kann unmöglich in eine Stadt nach 5 Jahren kommen und ihnen dasselbe wieder vortischen, was sie schon damals von mir gehört haben. — In Wien wohne ich am liebsten Erzherzog Carl in der Kärnthner Straße.

Hoffe den 14. in Pesth einzutreffen — welches Hotel? —

Mit besten Grüßen allen Ihrigen

Ant. Rubinstein.

Lassen das The Röschen nach Pesth kommen, wir amüsieren uns wie die Götter!? —

Marienbad, den 1. Juli 1884.

www.libtool.com.cn

Lieber Herr Wolff.

Ich bin ganz erstaunt, heute einen Brief des Herrn Ohrenberg aus Charlottenburg zu bekommen, der mir das Manuscript seines mir nach Dresden gesendeten Librettos „Goldlocke“ zurückverlangt — eines von den Libretti, das ich Ihnen bei meiner Ankunft in Berlin gezeigt habe und das Sie freundlichst zur Zurückerstattung übernommen haben.

Schicken Sie es ihm doch gleich zurück, sonst riskieren wir, daß die Locken wachsen und der Librettist, gleich den Merowingern, dadurch eine Berechtigung zur Königswahl zu haben glauben wird.

Ihr

Ant. Rubinstein.

Peterhof, den 24. April 1885.

Lieber Herr Wolff.

Die Konzerte in Warschau und Wilna waren glänzend; den Zweck, etwas Taschengeld für den Sommer zu bekommen, habe ich glänzend erreicht. Sie würden gezürnt haben, denn von fünf Konzerten, die ich gegeben habe, habe ich blos zwei für meine Tasche gegeben, die übrigen drei für Wohlthätigkeitszwecke — leben und leben lassen ist nun einmal mein Prinzip und ich gehe davon nicht mehr ab. —

Was Sie von Gerard*) schreiben, wundert mich nicht, in Deutschland thun es die Verleger ebenfalls. — Neues werd ich ihm wohl nichts mehr geben, aber Repressalien üben bin ich nicht gesonnen — wenn ich in Geldnot kommen sollte, würde ich wohl suchen, von ihm etwas oder das Ganze wieder zu erlangen, aber vorläufig habe ich noch genug und will ihn in Ruhe lassen. —

Sie haben wohl die Wiener Somerangelegenheit erfahren — in Wien habe ich als Komponist entschiedenes Pech — ob verdient oder nicht, ob durch bösen Willen oder sich sonderbar fügende (eher nicht fügende) Verhältnisse, genug, es mißlingt Alles — und ich gebe Wien auf! (Wien hat mich schon seit 20 Jahren aufgegeben), zur Liebe kann ich es nicht zwingen und, philosophischer als Sarastro, ich gebe ihm die Freiheit! — Gutmann hat für mich an Bettelbriefen 75 Gulden ausgegeben, schreiben Sie ihm, bitte, daß er dem Sänger Schultner anstatt 25 Gulden fünfzig geben soll, somit werde ich ihm hundert Gulden schuldig sein, die soll ihm Senff zurückerstatten. Sie fragen mich schon jetzt, was ich nächste Saison vorhabe und verderben mir dadurch den ganzen Vollgenuß, einige Zeit Nichts vorzuhaben. Wenn meine Frau nächsten Winter nach Italien geht, nun, da können wir vielleicht ihren Aufenthalt durch Konzerte zu bezahlen suchen — (meine Frau nennt das: Konzerte zu Wolfsthätigen Zwecken). Auf Anderes werde ich mich wohl schwerlich einzulassen entschließen, ja sogar Opernaufführungen oder dergleichen mehr werden mich kaum dazu bewegen — unter der Feder habe ich Arbeiten für lange Zeit und zu einer neuen Oper bekomme ich keinen Text, also ich sehe vorläufig auf längere Zeit keinen Grund, überhaupt von hier wegzugehen. —

Hoffentlich wird Ihre Frau ihre baldige Prüfung gut bestehen — mit herzlichen Grüßen ihr und besten Dank Ihnen

Ihr

müder, überdrüssiger, lebens- kunst- frauensatter, an Gott nicht glaubender und was das Schlimmste ist an sich selbst den Glauben verlierender

Ant. Rubinstein.

*) Pariser Verleger.

www.libtool.com.cn

St. Petersburg, den $\frac{30. \text{ Dezember}}{11. \text{ Januar}}$ 1885.

Lieber Herr Wolff.

Die Eintheilung für Leipzig und Dresden ist mir ganz recht — der Saal des Hotel de saxe auch — nur muß man auch da Plätze für die Conservatoristen frei lassen — ich glaube, mit 50 Stück ist es da abgethan.

Stuttgart wäre blos zu ermöglichen, wenn Paris verschoben wird und das scheint mir kaum möglich. — Von Levi (München) habe ich wieder eine dringende Einladung hinzukommen erhalten, ich habe geantwortet, daß, wenn die Oper unumstößlich am 9.—10. März stattfinden kann, ich es möglich machen werde, hinzukommen, (wenn ich den 11ten nach Leipzig ankomme, ist ja Zeit genug) sonst nicht. —

Hier geht es mit illustrissime Bülow*) bunt zu, er hat aber doch für ganz bestimmt zugesagt, zu dem zweiten Cyclus zu kommen. —

Ich habe hier gründlich Ruhe gekneipt, zwar so, daß ich glaube, meine ganzen Programme wieder vergessen zu haben — nächsten Sonnabend geht das Elfenbeinkratzen wieder los — wehe den Zuhörern und dem Spieler! —

Mit besten Grüßen Ihrer Frau und Ihnen

Ihr
Ant. Rubinstein.

Peterhof, den 1. Juni 1885.

Lieber Herr Wolff.

Gratuliere herzlich zur Bereicherung der Familie und hoffe, daß Sie und Ihre Frau mit dem Kinde viel Freude erleben werden. — Noch habe ich gar keine bestimmten Anhaltspunkte für nächsten Winter und werde schwerlich etwas bestimmen können vor nächstem Herbst. — Der Dämon ist in 6 Wochen herauszubringen, also brauche ich heute nicht zu sagen, wann er in Prag sein soll. — Ihr Plan mit Dresden scheint mir etwas gewagter Natur zu sein, da dort ein vorzügliches Orchester ist, welches jährliche Symphoniekonzerte giebt, übrigens selbstverständlich stelle ich mich zu Ihrer Verfügung, wenn ich im Auslande sein werde, sei es um ein Konzert zu dirigieren oder in einem Konzerte zu spielen. — Mit dem neuen Klavierkonzert wird es wohl nicht gehen, da ich meinen Mose begonnen habe und nun für alles Andere keinen Sinn und keine Zeit habe. — Die Gesellschaftskonzerte hier sind an keine Zeit gebunden, es ist also sehr praktisch, wenn Bülow sie in zwei Hälften des Winters theilt — zu befürchten ist blos die Schwierigkeit mit dem Orchester, da mit dem Abgang der italienischen Oper die Russische mehr beschäftigt sein wird und daher Proben fürs Konzert in voller Abhängigkeit des Theaters sein werden — und der Charakter des Dirigenten!?! — auch fürchte ich, daß Bülow nicht alle Konzerte, sondern blos 8 übernimmt und daß man für die übrigbleibenden 2 auf mich reflektiert. — Doch habe ich mir vorgenommen, mich dadurch in meinen anderweitigen Beschäftigungen nicht stören zu lassen, daher ich ganz gut werde über mich disponieren können, wenn ich nur einmal entschieden wissen werde, was mit meiner Familie geschehen soll. —

Zählen Sie nicht darauf, von mir etwas zu erfahren vor nächstem September oder Oktober. —

Mit besten Grüßen Ihnen und Ihrer Frau

Ihr
Ant. Rubinstein.

*) Bülow dirigirte eine Saison lang die Petersburger Konzerte, unter großen Schwierigkeiten.

www.ibtool.com.cn

Könnten Sie nicht von Wildbrandt in Wien erfahren, ob er gesonnen ist, für mich etwas zu arbeiten im bewußten Byzanz und alt Slaventhum — er wollte mir eine entscheidende Antwort geben nach Ablauf von 6 Wochen — die sind nun abgelaufen. — Soeben erhalte ich diesen Brief von Tellier — wollen Sie so gut sein ihm zu antworten, daß bei mir von Umarbeitung (Arrangements) ꝛc. meiner Werke keine Rede sein kann, daß ich nach Paris wahrscheinlich nicht kommen werde und daß, wenn er glaubt, Geschäfte zu machen, er doch den Erdmannsdörfer'schen Bal costumé kaufen soll. —

Peterhof, den 21. August 1886.

Lieber Herr Wolff.

Die Symphonie habe ich wohl fertig geschrieben, aber ob sie in den Ofen kommen wird oder unter die Presse, das wird erst entschieden sein, wenn ich sie gehört haben werde, was hoffentlich in ein paar Wochen statthaben wird — und schon habe ich Briefe von Radecke, Scharwenka, Pauer, Bruch und Anderen mit der Aufforderung, Tag und Stunde zu bestimmen, wann ich sie da und dort dirigieren kann — das ist ja doch eine Unmöglichkeit — auch scheint mir das nicht sehr annehmbar, mit der Symphonie herumzureisen — wenn es nach mir ginge, möcht' ich nicht einmal in Leipzig persönlich dabei beteiligt sein — ich möchte, daß das Publikum das Werk beurtheilen soll, ohne sich durch die (so beliebte!!!) Persönlichkeit des Komponisten beeinflussen zu lassen — außerdem weiß ich nicht, ob es nicht gerathen ist, das Werk erst im Druck erscheinen zu lassen, damit das Orchester aus gedruckten Stimmen spielt — was viel angenehmer ist und auch leichter — genug, noch weiß ich garnichts und soll schon Alles aufs Genaueste bestimmen — es ist nicht zu bestreiten, wir leben zu schnell heutzutage — es fehlt der Ernst der Langeweile und somit auch die Ueberlegung, daher unsere Werke nicht den Stempel des Durchdachten haben können. —

Ich möchte Sie sehr bitten, jetzt von Prag genau zu erfragen, wann der Feramors dort herauskommen soll — ich muß es jetzt wissen, da ich meine Reise danach einrichten will — ob ich nach Rumänien gehe, ist noch unbestimmt, die Politik könnte mich davon zurückhalten — Sie wissen, ich bin nicht von denen, die da behaupten, der Künstler habe kein Vaterland und ihn gehe die Politik nichts an — der Künstler ist vor Allem Mensch und als solcher allen Schwächen unterthan. —

Wenn Sie allen obengenannten Herren in meinem Namen antworten wollten, würden Sie sehr zu Dank verpflichten

Ihren
Ant. Rubinstein.

Herzliche Grüße Frau Wolff und Gratulation zur Heirat der Rosenknospe, die also auch Centifolie werden muß. —

Christiania, 3. Mai 1889.

Liebe Frau Wolff.

Tausend herzlichsten Dank für die freundliche Zusendung — das hat geschmeckt! — und war wie ein Blick des Südens in den Magen des Nordens — sollte sich diesmal die Palme nach der Fichte sehnen?!? — Die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß mir der Salat und die Früchte eine angenehmere

www.libtool.com.cn

Ueberraschung waren als das Commandeurkreuz des Danebrog — und nicht aus Materialismus, sondern weil mehr Herzlichkeit die Gabe an sich hatte. —

Auf baldigstes Wiedersehen und bis dahin mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

St. Petersburg, den 10. Februar 1891.

Lieber Herr Wolff.

Sie beklagen sich über mein Schweigen — nun denn, hier haben Sie eine lange Epistel. —

Zu allererst rekommandiere ich Ihnen hiermit einen Schüler von mir, den 19jährigen H., einen Engländer, der nicht englisch spricht — er ist im Ganzen ein cretin, hat aber manche sehr gute Eigenschaften im Klavierspiel, brillante Technik, schönen Klavierton, manchmal sogar hübsche Phrasierung — die Carreño hat ihn gehört und versprochen, über ihn mit einigen Instrumentenmachern wie Bechstein, Broadwood, Steinway ꝛc. zu sprechen, daß ihn einer von ihnen ganz pachtet und ihm so eine Carriere erleichtert. Nehmen Sie ihn auch unter Ihre mächtigen Fittige, er will nämlich in Berlin, Leipzig u. s. w. dann zur Season in London spielen und selbstverständlich etwas verdienen. — Von meiner Schülerin Posnansky, die jetzt in den Provinzen Rußlands mit großem Erfolg konzertiert, nur so viel, daß ich sie Ihnen für nächsten Winter anempfehle, aber nicht ausschließlich als Nummer in Konzertgesellschaften — mit der werden Sie viel Ehre haben, das ist auserlesene Ware! —

Und nun von mir —! — Wie Sie wissen, verlasse ich das Konservatorium im Juni — hier will ich nicht leben, aber auch im übrigen Europa nicht — was thun? Ich bekomme unaufhörliche Anerbietungen aus Amerika — aber immer beziehentlich meines Klavierspiels und dieses hat für mich aufgehört zu existieren — ich werde nicht mehr öffentlich spielen, auch nicht für fünf Milliarden! aber in einer Konzertgesellschaft zu kapellmeistern, sogar eine Art Oberaufsicht auf ein Konservatorium zu haben, überhaupt irgend eine musikalische Thätigkeit zu übernehmen (durchaus nicht Opernkapellmeisterei!) darauf könnte ich dort eingehen, natürlich auch nur für sehr bedeutendes Honorar! Was meinen Sie dazu? — Wenn nicht so etwas, dann möchte ich nur in einer ganz kleinen Residenzstadt in Deutschland von meinen Privateinkünften als particulier leben und suchen zu vergessen, daß ich je Musiker gewesen bin. — Uebrigens bis dahin ist noch viel Zeit — schreiben Sie mir, vielleicht werde ich klüger durch den Gedankenaustausch mit Ihnen! —

Mit herzlichsten Grüßen Ihrer Frau und Ihnen

Ihr alter, völlig desinfectierter,
ich wollte sagen desillusionierter

Ant. Rubinstein.

St. Petersburg, den 23. Mai 1891.

Lieber Herr Wolff.

Ich möchte daß Sie mir umständlich mitteilten, was, wann, wo und wie Sie es mit Frl. Posnansky*) arrangieren wollen. — Ich bin wohl dafür, daß

*) Schülerin von Rubinstein.

www.digitalisiert.com

sie in den verschiedenen Gesellschaftskonzerten spielt und so ihren Winter in Deutschland, Holland, vielleicht Schweden ꝛc. zubringt — mir liegt aber daran, daß sie eigene Konzerte giebt 1. wegen des Programms, 2. wegen Geldverdienst — ich wäre dafür, in jeder großen, namhaften Stadt ein Konzert per Einladung (Presse, Künstler) und dann ein zweites per Billetverkauf. — Glauben Sie, daß sie mit Berlin anfangen muß — wann? im Oktober? — Jedenfalls möchte ich, daß Sie sie zuerst hörten, weil ich überzeugt bin, daß Sie dann persönliches Interesse an ihr nehmen werden — was für sie geldlich und auch künstlerisch von großer Wichtigkeit ist. — Sie sagt mir, daß sie von Anfang September an sich zu Ihrer Verfügung stellen kann.

Ich werde wahrscheinlich meinen Sommer im Caucasus zubringen und dann von Odessa aus im September nach Berlin und für den Winter wahrscheinlich nach Dresden mich begeben, das scheint mir der musikalisch am wenigst militante Ort in Deutschland zu sein und das würde mir am besten passen. Also ich bitte um baldige umständliche geschäftliche Mitteilung und Sie und Ihre Frau herzlich grüßend

Ihr

Ant. Rubinstein.

nunmehr Ritter des Ordens „pour le mérite“ — für welches? wenig oder viel komponiert zu haben, wenig oder viel gespielt zu haben?? Musiker gewesen zu sein oder es nicht mehr sein zu wollen?!?

Dresden, Lütichaustraße 6
22. Dec. 91.

Lieber Herr Wolff.

Ich gebe in Europa kein Konzert mehr, selbst wenn ich das wenige Geld, das ich besitze, verlieren sollte, würde ich eher Stunden geben oder eine Stelle suchen als konzertgeben — Wohlthätigkeitskonzert ist also die einzige Firma, unter der ich in Europa öffentlich klavierspielen kann. —

Den 31. fahre ich mit dem 11 Uhr Zug von hier ab, werde meinen Koffer auf die andere Bahn bringen, Bock einen Besuch machen, dann zu Ihnen bis zu meiner Abfahrt nach Rußland kommen und also Alles noch nicht Verabredete. besprechen können.

Mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Dresden, den 22. Febr. 1892
Lütichaustr. 6.

Lieber Herr Wolff.

Ich bekomme soeben einen Brief von der Gräfin Waldstein aus Prag wegen eines Konzerts für das rote Kreuz — auf ein sogenanntes Klavierkonzert würde ich mich nicht einlassen, aber wenn es möglich wäre, einer Aufführung der Oper „Kinder der Haide“ beizuwohnen, eine Symphonie (G-moll) vorzuführen und Klavierkonzert und Soli zu spielen, dann wäre ich nicht abgeneigt. — Doch scheint mir das rothe Kreuz eine Art politische Institution (also für die Oesterreichische Armee) zu sein, und da könnte ich als

www.libtool.com.cn

russischer Unterthan nicht logisch mich beteiligen?!? Möchten Sie nicht sich mit Helen Rößler*) (ich weiß nicht, wie ihr Mann heißt) brieflich über die Angelegenheit ins Einvernehmen setzen? Der Gräfin schreibe ich, daß ich Ihnen die ganze Sache übergebe und daß sie sich von Helen Rößler die Antwort zu holen haben wird. —

Mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

St. Petersburg, den 9/21. März 1892.

Lieber Herr Wolff.

Schade, daß Sie nicht russisch sprechen, denn dann könnte ich Sie hier zu sehr Vielem sehr gebrauchen — ich bin jetzt wie der dampfende Vesuv, aber sehr nahe beim Lava ausspeien — Vieles habe ich vor, Vieles ist im Werden und Vieles wird versucht werden — erst bei gänzlichem Mißerfolg Alles dessen werde ich die Waffen strecken und mich von der Arena zurückziehen und wie der Pabst Johann XXIV. die Welt in extenso verfluchen! Also wie Sie sehen, ist und kann von Amerika nicht die Rede sein. —

Ich höre, daß mein „Nero" in New-York wie es scheint, ein großer Erfolg, in Paris in die Hände von Heugel geraten ist — wie kommt das? und was habe ich zu thun oder zu hoffen? Könnte ich etwas darüber erfahren?

Ich glaube nicht, daß ich in den nächsten Jahren werde ins Ausland reisen können, es müßte denn mein Krater ausspeien und nichts überschütten — daß ist schwer anzunehmen, die nächste Umgebung wird wohl etwas Lava schlucken müssen. — Meine Tochter heiratet im nächsten Monat — ich kann nicht sagen, daß ich sehr froh darüber bin. — Für K. habe ich vorläufig Nichts — es könnte mal sich etwas darbieten, aber darauf zu warten, rate ich ihm nicht. — Ihr Hülsen hat einen Hochberg geboren, der Hochberg wird wieder einen Hülsen gebären und so geht es im Theater und in der Kunst ins Unendliche — lassen Sie Ihre Kinder nicht Künstler, nicht einmal Kunstagenten werden, indem ich Ihnen diesen Rath gebe, beweise ich Ihnen, wie sehr ich ganz der Ihrige bin

Ant. Rubinstein.

Herzliche Grüße Ihrer Frau und Bocks — Frau Wolkenstein-Schleinitz, Frau Bülow-Döhnhof, Frau Cornelia Richter sind hier, kommen Sie und Frau, Bocks und Meyerheims auch her und ich brauche garnicht mehr nach Berlin zu kommen.

Dresden, den 30. Mai 1892
Hotel de l'Europe.

Lieber Herr Wolff.

Ich habe vergessen, wann kontraktlich der Termin der Kündigung betreffs der Reise nach Amerika**) festgesetzt war, ob 1. Juni oder 1. Juli — jedenfalls sind die Daten nicht weit von einander entfernt und so sage ich Ihnen hiermit

*) Pianistin in Prag.
**) Es handelte sich um ein Honorar von 500000 Mark für eine Saison.

ganz categorisch und unabänderlich, daß ich nicht nach Amerika gehe — wollen Sie so gut sein, diesen meinen Entschluß den betreffenden Personen zukommen zu lassen. —

Ich erwarte jetzt mit Ungeduld aus Prag die Mitteilung, wann ich hinkommen soll. — Auch möchte ich, daß Herr Bock mir die Partituren der „Maccabäer", „Sulamith" und „Unter Räubern" (diese Letztere aus Hamburg) baldmöglichst hierherschickt zur Durchsicht. —

Mit besten Grüßen Ihrer Frau (der ich für ihren freundschaftlichen Brief sehr dankbar bin) und Ihnen

Ihr

Ant. Rubinstein.

Dresden, den 13. Januar 1893
Hotel de l'Europe.

Lieber Herr Wolff.

Es ist mir lieber, die Herren von Brünn hier zu erwarten als zu ihnen zu reisen — außerdem muß ich mich wundern, daß der Kapellmeister nicht nach Leipzig gekommen ist, um Kenntniß von dem Werke zu nehmen, was ich ihm vorspielen werde, kann ihm doch keinesfalls so viel geben wie eine Aufführung mit Solo, Chor und Orchester! — —

In Berlin möchte ich nicht vor der „Rebe" oder „Kinder der Haide" öffentlich auftreten. — Wenn Sie doch ein Mittel fänden, daß man sich nicht an mich brieflich wende um meine Mitwirkung, sei es als Komponist und gar als Klavierspieler!!! Dieses Briefschreiben macht mich unglücklich geradezu. — —

Ihr

Ant. Rubinstein.

Lago di Como — Cadenabbia — Hotel Bellevue,
14. August 1893.

Lieber Herr Wolff.

Mit der Gesundheit meines Sohnes geht es nicht gut und davon wird auch vieles von meinen Plänen für nächsten Winter abhängen, so daß ich eigentlich nichts auf ganz bestimmt versprechen kann.

In Aussicht war ja für November Königsberg, Cöln und Stuttgart, December ist für Mailand bestimmt (die Maccabäer in der Scala), damit müßte nun Wien wegfallen, aber wenn es für später möglich wäre, so wär es mir recht — nur möchte ich anstatt Moses drei Bilder aus Christus vorschlagen, es wäre mir deshalb lieb, weil ich mir keinen bessern Interpreten denken kann für diese Partie als Walther — und Sie wissen ja, daß ich Aufführungen meiner Kompositionen wünsche nicht damit sie das Publikum zu hören bekommt, sondern damit ich sie hören kann. — Die Schwierigkeit mit Christus liegt an Senff, ob er mit Druck oder Abschrift der Stimmen fertig werden kann. —

Wie könnt' ich Neumann sprechen ohne nach Prag zu gehen? Ich denke doch immer an ihn wegen der Idee der scenischen Aufführung, und jetzt, wo er zwei Werke haben kann, mit Christus, als dem noch Interessanteren als Moses, anfangen kann, halt' ich die Sache für entschieden gesichert im Sinne

des pekuniären Erfolges. — Meinen Christus halte ich für eine Rehabilitation des „fin de siècle“!!! — ich hoffe ihn noch Ende dieses Monats ganz fertig zu haben. Ich muß auch noch eine Zusammenkunft mit Bulthaupt irgendwo ermöglichen, wegen der Richtigstellung der Redaktion des Textes, ich erwarte Nachricht von ihm wegen des wann und wo. —

Nun wissen Sie Alles — also mit besten Grüßen Ihnen und Ihrer Frau

Ihr

Ant. Rubinstein.

Wegen Ihrer Konzerte ist das einzig Richtige Johannes Brahms.*) — — —

Dresden, Hotel Europäischer Hof, 28. September 1893.

Lieber Herr Wolff.

Für Königsberg ist das Programm: 1. Symphonie, 2. Violinkonzert, 3. Arie, 4. Klavierkonzert, 5. entweder Lieder oder ein paar Nummern aus der „Rebe“ ganz gut. — In Wien habe ich ja der Singakademie versprochen zu dirigieren, die wollten den „Christus“ nicht „Moses“ geben, aber jedenfalls muß zwischen Königsberg und Wien mindestens eine Woche Zwischenraum sein wegen der weiten Reise und doch auf keinen Fall weniger als zwei Proben, eher drei Proben. Von Köln und von Stuttgart höre ich nichts, auch von Italien nichts; mir wäre, ausgenommen Italien, sehr recht, wenn Nichts in Aussicht stände, es hat für mich gar kein Interesse mehr — nur die Bühnenaufführung von Christus und Moses hat für mich Interesse, das Uebrige Alles — Schwamm drüber! —

Mit besten Grüßen Ihrer Frau und Ihnen

Ant. Rubinstein.

Dresden, Lütichaustr. 6.

Lieber Herr Wolff.

Lassen Sie, um des Himmels Willen, diesen meinen letzten Brief in unsern Angelegenheiten sein! —

Wie ich Ihnen schon gesagt habe: ich muß mich vorbereiten — also von November und Dezember kann keine Rede sein — von der zweiten Hälfte Januar an kann ich erst an ein Auftreten, sei es in Berlin oder Wien, denken, bis dahin nicht.

Was Amerika betrifft, so muß ich mich im Prinzip einverstanden erklären — aber es ist mir geradezu peinlich, ein ganzes Jahr voraus mich kontraktlich zu binden — und wenn Hindernisse, welcher Art sie auch seien, einträten, wozu nun der Kontrakt? Oder soll ich da Schadenersatz zahlen müssen?!! Das wäre ja geradezu himmelschreiend — ich könnte höchstens im nächsten August an eine contraktliche Verpflichtung denken. —

Nun wissen Sie Alles betreffs der beiden Fragen — von mir kriegen Sie keine schriftliche Antwort mehr. —

Mit besten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinstein.

---

*) Rubinstein schlägt trotz gegensätzlicher Stellung Brahms für die Berliner Philharmoniekonzerte vor.

Dresden, Lütichaustr. 6.

www.libtool.com.cn

Lieber Herr Wolff.

Bitte mir mitzutheilen, ob Sie mein Buch*) erhalten haben und die Ueberſetzung zu beſchleunigen — hinſichtlich Amerika haben Senff und Jürgenſon ſchon die nöthigen Vorkehrungen getroffen. — Meine Konzerte betreffend bitte ich Sie nicht zu eilen mit Ankündigung und Arrangement — ich muß mir die Sache erſt überlegen — es fehlt mir die Courage dazu — mit 62 Jahren erſt wieder ſich der Preſſe und dem Publikum zum Fraß hinzugeben, das macht mich ſtutzig und unſchlüſſig, — laſſen Sie mich erſt reiflich über die Programme nachdenken — auch bin ich entſchieden gegen Städte wie Peſth, ſogar auch Breslau, Hamburg ꝛc. So eine Sache hat blos einen Sinn für Berlin und Wien, die andern Städte nur, wenn ſie ſelbſt dazu auffordern! — Was Wien betrifft, iſt die Orcheſterfrage, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, eine geradezu unmögliche. — Und ſo bitte ich denn, keine Ueberſtürzung — Zeit genug iſt ja noch vorhanden — es kann ja noch ſogar am Ende des Winters gemacht werden — es handelt ſich ja dabei nicht um Geldverdienſt, ſondern um eine Auffriſchung meines Namens als Komponiſt, der, wie ich fürchten muß, von Seiten der Muſiker ſo gerne möchte ad acta gelegt werden! — auch möchte ich vorher den Eindruck meines Buches erfahren, der muß entſcheiden, ob ich wieder öffentlich auftreten kann oder (was, wie Sie wiſſen, ich ſchon lange ſehnſüchtig vorhabe,) mich ganz und gar von der Muſikwelt zurückzuziehen. — Alſo warten — ! —

Mit beſten Grüßen

Ihr

Ant. Rubinſtein.

---

*) „Die Muſik und ihre Meiſter.“

www.libtool.com.cn

Buntes Theater.

Fünfundzwanzigster Poggfred-Cantus.

Von **Detlev v. Liliencron.**

Auf einer Wanderung durch eine Haide
Fand mittendrin ich einen Gottesacker.
Die wenigen Kreuze auf der Leichenweide,
Die einst hierhergepflanzt der Sargverpacker,
Verloren längst ihr bischen schwarz Geschmeide.
Wie ärgerlich geprellte kleine Racker,
Gesunken, schief, vergessen, standen sie
Um einen großen Stein in Scenerie.

Und dieser große Stein war auch ein Grab,
Doch lag er fest, auf Quadern, steil gebaut.
Es schien, als zög ihn keine Macht herab;
Vielleicht hat ihm der Maulwurf nicht getraut.
Die Inschrift brach jedweder Norm den Stab;
Verblüfft hat, wer sie las, sich umgeschaut.
Gemeißelt und gefeilt war die Maxime,
Höchst sonderbar, in? in ottave rime:

„Ganz ohn Belang ist, wer hier unten stinkt.
Doch wett ich mit dir, Leser: meine Knochen,
Wenn du dies liest, sind schon mit Mehl geschminkt,
Und vom Diner ist satt der Wurm gekrochen
Und hat den andern Würmern abgewinkt,
Hier sei schon längst der letzte Toast gesprochen.
Drum: wer hier unter diesem Stein vermorscht,
Das bleibe, weil gleichgültig, unerforscht.

www.libtool.com.cn

Was ist mein irdisch Dasein denn gewesen?
Ein bunt Theater, ganz wie eure Bühne,
Wie jedes Menschen Bühne, auserlesen
Zu Qualen, vieler Schuld und wenig Sühne,
Bis uns der Tod mit seinem harten Besen
Wegfegt: Verzeihung, daß ich mich erkühne.
Zuweilen hat mit seinen Schelmenpossen
Pierrot uns ein Narrenfest erschlossen.

Sonst war es nur ein einzig Trauerspiel,
Das Große Trauerspiel, das uns umnebelt,
Das von uns, um uns, in uns hat sein Ziel,
Dem Alles untertan, das alle knebelt.
Und sperrst du dich mit deinem Pappenstiel,
Du wirst doch unbarmherzig totgesäbelt.
Das nennen einige Komödie.
Es ist die furchtbarste Tragödie."

Auch ich stand sehr perplex, als ich das las.
Nein, so schlimm ists doch nicht mit unserm „Sein".
Pierrot, komm, und zeig dich mal en face.
Da bist du ja, mein lustig Maskenschwein.
Nicht wahr: Das Leben ist ein scheckiger Spaß?
Schwing augenblicklich uns dein Walzerbein!
Pierrot macht Grimassen, tanzt und holpert,
Gebraucht das Tambourin, lacht, weint und stolpert.

So recht! Da haben wirs. Das ist das Leben!
Freilich, zuletzt der Tiefsprung in die Gruft.
Doch warum vorher schon in Trauer schweben?
In steter Angst vor jeder Todeskluft?
Hinüber. Mut! Und springst du mal daneben:
Herausgekrabbelt wieder an die Luft!
Dein Atem fliegt! Du stehst auf festen Füßen
Und brauchst das Abenteuer nicht zu büßen.

So unterschiedlich sind des Menschen Pfade.
Wahrlich, ein bunt Theater ist es immer,
Ein Wechsel stets, bald Glück, bald Hagelschade,
Bald dunkle Wolken, bald ein Sonnenschimmer.
Im Ganzen: eine Donquixotiade,
Wir halten uns für große Schicksalsschwimmer.
Genießt den kurzen Tag! Habt ihr genossen:
Je nun, der Fisch streckt endlich auch die Flossen.

www.libtool.com.cn

Denn einmal muß der Tag bekanntlich enden,
Die Sterne kommen und die Nacht, der Sarg.
Dann liegen wir mit steif-koketten Händen
Im letzten Hemd, kühl, kusch dich, keusch und karg,
Und dürfen dann im ewigen Schlaf verschwenden,
Was geizig uns der knrze Tag verbarg.
Vertouch, zum Donner, schnell eine Chartreuse!
Die gelbe her! Die grüne ist zu böse.

Das Leben! Ja, wie sollen wir es leben?
Ists besser, schon bei Lebzeit zu verschwinden:
Allein sein? Als Philister stets zu beben
Vor jedem Hauch, versteckt vor Winterwinden?
Schon recht. Doch lieber uns den Wolken geben,
Entschluß, Genuß und Schlachtentage finden.
Der Borgia, Cesäre, fällt mir ein. Wir Krümper,
Wir Espenlaub! Der Borgia war kein Stümper.

Napoleon, Caesar, Hannibal und Fritz,
Und die ganz wenigen noch, die „Menschen" waren,
Die zeugte Jupiter mit einem Blitz
Und wies sie an mit donnerndeu Fanfaren:
Nun zeigt euch würdig euerm Ahnensitz
Und treibt die „Leute" rücksichtslos zu paaren,
Bis staunend sie vor euch ins Knie gesunken
Und sich bekreuzen: Das sind Sternenfunken!

Wir fragen immer: Was ist ein Genie?
Und keine Antwort wird es je verkünden:
Woher es kam, warum und was und wie.
Ein Lavastrom aus unermeßnen Schlünden,
Der plötzlich all sein herrlich Feuer spie
Aus Himmelshöhen oder Höllengründen.
Ja, staune, Welt, daß einst am Hochaltar
Die Erde einen Beethoven gebar!

Wir andern, die wir hier im Staube krauchen,
Begeifern jeden, der sich unserm Geist
Erhaben gegenüberstellt, und pfauchen
Ihn an wie Katzen; nörgeln dumm und dreist,
Sobald sich einer anschickt, aufzutauchen
In andre Luft, als unsern Atem speist.
Doch das Genie dringt durch und siegt und ragt.
Ja, haben wirs nicht immer gleich gesagt?

www.libtool.com.cn

Ja, haben wirs nicht immer gleich gesagt?
Bertouch, schnell, mir wird übel, einen Kümmel!
Was schadets, wenn mal ein Genie verzagt?
Wir bleiben halt die alten Straßenlümmel,
Bekritteln Alles, was uns nicht behagt,
Und wälzen uns sauwohl im Marktgetümmel.
So wird es bleiben bis in Ewigkeit,
Einsam durchfurcht der Genius seine Zeit.

Chartreuse? Kümmel? fehlt nur noch der Grogk,
Den ich, in Wahrheit, wirklich gerne trinke.
Professor Biese droht mir mit dem Stock,
Bis ich errötend an die Brust ihm sinke:
Pater peccavi! Spann mich in den Block,
Daß ich, entlassen, jämmerlich abhinke.
O diese Pieplipiep- und Teetischseelen!
Genug, genug! Wir wollen uns empfehlen.

Mein liebes Poggfred ist heut ganz verschneit,
Der Winter ist Aristokrat sans phrase,
Wir sitzen schön allein und sind gefeit
Vor mancher unbequemen Schnüffelnase,
Die sonst, zur Ehrabschneidung stets bereit,
Bei mildem Wetter uns gesandt die Straße.
Der Sommer ist der Demokrat dafür,
Da sitzen alle Leute vor der Tür.

Was tu ich jetzund, um mich zu zerstreuen?
Nehm ich Montaigne? Rabelais? Stendhal?
Jag ich in fernen Ländern Skunks und Leuen?
Verkleid ich mich als Schah Sardanapal?
Beug ich mein Haupt, um finster zu bereuen?
Bitt ich zu Tisch mir Macbeths Ehgemahl?
Bunt ist die Welt, der Specht, das Portemonnaie,
Viel bunter das Gedankenvariete.

Spiel ich aus Opus Hundertelf Arietta?
He: Achtung! präsentirts Gewehr! vor Ihm.
Kram ich in alten Briefen von Marietta?
Fürcht ich das Flammenschwert der Cherubim?
Denk ich an Metz, Noiseville, Gambetta?
Werd ich mit Greten Haberschnack intim?
Bunt ist die Welt, das Schicksal, he juchhe,
Viel bunter das Gedankencabaret.

www.libtool.com.cn

Wie wärs, wenn ich mir meine Nachbarn lüde
Zum L'hombre, Whist, meintwegen Baccarat,
Dann käm die alte Gräfin Rossenrüde
Auf Windesflügeln her: Douze et le va!
Denn die wird selbst im Sarg des Spiels nicht müde
Und jeut noch mit des Teufels Großmama.
Bunt ist die Welt, der ganze Lebensbettel,
Viel bunter das Gedankenüberbrettl.

Da fällt mir ein — so sind Gedankenknoten:
Beim Worte „Ueberbrettl" fällts mir ein —
Las ich nicht neulich unter Anekdoten
In einem Blatt von Qual und Liebespein
Und Eifersucht, von Mord und von zwei Toten?
Als „Anekdote" wirklich rührend fein.
Und ich erzähle nun, was ich gelesen,
Als wär ich selber mit dabei gewesen:

Ein dunkelgrauer Vorhang hängt wie Blei
Vor einer kleinen Bühne schwer herab.
Ringsum, von taubengrauem Sammt, stehn frei
Zwei Hundert Stühle, still wie um ein Grab.
Plötzlich entflammt sich wie durch Zauberei
Elektrisch Licht, wie bei der Königin Mab.
Es gilt: intime Kunst im engen Raum,
Für zwanzig Mark „à Platz", man glaubt es kaum.

„Erfrischung nach des Tages Kampf und Hitze"
Soll dieses Liliputtheater schaffen.
Die feinste Parodie, groteske Witze,
Geist, Uebermut sind hier die Angriffswaffen,
Hanswurstens Pritschenschlag, Thaliens Blitze,
Melpomene mag sich zusammenraffen.
So durcheinander: Lebenslust und Schmerz
Erobern sich der Gäste harmlos Herz.

Der bunte Abend naht dem Ende schon:
Nach einem Schwank voll blendender Caprice
Beansprucht die Tragödin nun den Thron,
Verläßt den Warteplatz und die Coulisse
Und zeigt sich uns, im Kranz von rotem Mohn,
Und offenbart des Dichters Seelenrisse.
Das Carmen, das sie bebend sprach, war Schund,
Ich gebs hier wörtlich nach dem Textbuch kund:

www.libtool.com.cn

Die Mörderin.

(Grelles Mondlicht. Aus einem Gebüsch kommt, gleichsam nachtwandelnd, langsam ein Weib, einen Dolch in der Rechten. Sie starrt mit weitgeöffneten Augen in den Mond. Anzug: Luise Millerin. Kranz Opheliens im Haar.)

(Groß, rauh:)

Du Mond, gieb all dein silbernes Licht,
Daß ich in Strömen stehe von Stahl.
Wie die Furie aus einem Nachtgedicht.

(Mit völlig veränderter, mit süßer Stimme:)

Wie die betaute Blume nach sengender Qual,
Wie ein Mädchen, das erreicht hat, was Liebe gewollt,
Die nicht mehr bettelt, die nicht mehr schmollt —
Beglänze, Mond, meinen Hochzeitssaal!

(Sie betrachtet den Dolch:)

Du warst mein Erlöser. Ich hab mich gerächt.
Er hat mich gequält. Meine Seele zersprang.
Mein Blut ist toll und ungeschwächt,
Ich ertrug nicht mehr diesen furchtbaren Drang.
Ich hab ihn ermordet, das war mein Valet;
Geknickte Zweige sind sein Bett.
Nun stimm ich an meinen Festgesang:

(Lyrisch gedacht und lyrisch gesprochen:)

Ein Frühlingstag, weißt du, der Buchfink schlug,
Du fandest mich unter dem Apfelbaum,
Ueber uns schwenkte ein Taubenflug,
Und die Blüte sank, wie ein Traum, wie ein Traum.
Und als du mir lachtest: Komm, sei mein,
Da lag ich im Arm dir und war dein,
Und du küßtest meines Kleides Saum.

Ich war dir alles, dein Herd und dein Haus,
Keine Stunde wolltest du von mir gehn;
Ich war deine Braut, dein Weib, deine Maus,
Für mich ließest du weithin die Fahnen wehn.
Und was du mir absehn konntest, geschah,
Um was ich dich bat, schon war es da,
Und ohne mich konnte die Welt nicht bestehn.

www.libtool.com.cn

Ich gab dir mich, mein einzig Geschenk,
Weiter hatt ich für dich keinen Lohn.
Wohl blieb ich stumm und ungelenk
Und schüchtern, und fand nicht den Wunderton;
Doch war ich allein, wie hab ich geweint,
Dann war ich mir selbst mein bitterster Feind.
Und zerriß mein Hemd mit hungrigem Hohn.

(Kleine Pause:)

Da ließ er von mir. Die andre kam;
Die kreuzte den Weg ihm, unbewußt.
Und als er an sein Herz sie nahm
Und sie zärtlich drückte an seine Brust
Und mit ihr scherzte, an mir vorbei,
Als wenn ich für ihn nie gewesen sei,
Da überfiel mich die kochende Lust:

(Schnell, wild:)

Du sollst ihn nicht haben, nein, du nicht, du,
Und keine soll seine Liebste sein.

(Rasch, wie in Parenthese erzählend:)

Und ich hatte keine Minute mehr Ruh,
Und ich schürte zu Flammen hoch, hoch meine Pein.
Heut wußt ich bestimmt, er kommt diesen Weg,
Er geht hier über den Brückensteg.
Und ich verbarg mich hinter dem Hünenstein.

(Plötzlich ganz verändert. Sie greift mit der Linken an die Stirn. Starrt vor sich hin:)

Wo bin ich? Hab ich, was hab ich gethan?

(Ganz schlaff. Der Dolch entfällt ihr.)

Nein, nein —

(Sie sieht auf den Dolch nieder:)

Du bist ja mein liebes Kind,

(Sie hebt den Dolch auf und küßt ihn:)

Mein Püppchen bekam seinen ersten Zahn.

(Sie wickelt den Dolch in ihr Taschentuch und wiegt ihn in den Armen, und singt:)

Eia, poppeia, es raschelt der Wind.

(Sie schleudert plötzlich den Dolch mit Entsetzen von sich, daß er im Boden zitternd stecken bleibt, und kriecht langsam auf die Couliffe zu, woher sie gekommen ist:)

Du, du, mein Liebster, liegst du im Busch?
Flog nicht ein Vögelchen auf, husch, husch.
Ich komme — ich komme —

(Sie verschwindet in der Couliffe. Fünf Sekunden Schweigen. Dann ein gellender Schrei. Man hört sie an der Leiche des Ermordeten niederfallen.)

(Vorhang. Schnell.)

www.libtool.com.cn

Welch ein agiles, reizendes Persönchen,
Mit Tigerinaugen, mondlosnächtigem Haar.
In diesem Anzug, welch ein Tausendschönchen,
Nur paßt nicht ganz ihr schwarzes Augenpaar.
Ich dachte mir: wär ich doch ihr Barönchen,
Ich fräß sie auf vor Liebe ganz und gar.
Nun wollen wir aufmerken, wie sie spielt
Und ob sie nicht zu viel nach Pathos schielt.

Groß sprach sie, traumhaft die drei ersten Zeilen,
Das hätt ich wahrlich nicht von ihr geglaubt.
Und auch der Lyrik allzulange Meilen
Sprach sie natürlich, hold und ungeschraubt.
Und mein Entzücken mußte jeder teilen,
Als in der letzten Strophe sie das Haupt,
Den Dolch im Wahnsinn küssend, niederbog
Und Honigseim aus Stahl und Eisen sog.

Und nun die Stelle, wo ihr vorgeschrieben,
Den Dolch entsetzt ins Bühnengras zu schnellen:
Das thut sie nicht. Wo ist ihr Spruch geblieben?
Umtoben wild sie des Vergessens Wellen?
Will sich ein Chaos durcheinanderschieben?
Was will sie denn? Das ist doch kein Verstellen!
Herr Gott, sie stiert, sie reißt die Augen auf!
Stürmt da des Schicksals ungeahnter Lauf?

Sie naht sich der Coulisse mit dem Dolch,
Nie hört ich solche süße Stimme mehr:
„Du, du, mein Liebster, liegst du im Busch?
Flog nicht ein Vögelchen auf, husch, husch.
Ich komme — ich komme —“
Und ist verschwunden, und die Bühne leer.
Ein Schrei! Ein zweiter Schrei gellt hinterdrein!
Uns stockt das Blut, wir sitzen wie von Stein.

Der Vorhang fällt. Verwirrung. Keiner weiß —
Der Regisseur: „Ein Unglück ist geschehn.“
Wie wirbelt das Gespräch in unserm Kreis,
Und wirbelt fort beim Auseinandergehn.
Noch auf der Straße fragt man laut und leis,
Die Menschen bleiben beieinanderstehn.
Was war es? Bis der Neugierde die Nacht
Das Tor, bums, vor der Nase zugemacht.

www.libtool.com.cn

Am andern Morgen stand es in den Blättern,
Welch furchtbares Verhängnis sich geschlossen:
Zwei Blitze seien tödlich aus den Wettern
Des Hasses und der Eifersucht geschossen,
Und — ich zitiere meine Zeitungsvettern —
Jählings sei doppelt Opferblut geflossen.
Am Sonntag Mittag stünden in Sanct Veit
Die Särge für die letzte Fahrt bereit.

Was hat sich denn ereignet? Mord. Und dann
Gab sich die Mörderin selbst den Todesstoß.
Der, der sich ihre Liebe einst gewann
Und dann sie täuschte, treulos, rücksichtslos,
Höhnte aus der Coulisse frech sie an,
Sich sicher fühlend wie in Engelsschoß.
Und sie entdeckt ihn, kurz vor ihrem Schluß,
Und gab ihm mit dem Dolch den letzten Kuß.

Der Tod. Ein Rätsel? Ein Geheimnis? Nein.
Die ehernen Gesetze der Natur
Bedeuten weder Wirklichkeit noch Schein.
Des Schicksalswagens eingegrabne Spur
Führt ewig zu dem Ziele: Schein ist Sein.
Ich bin. Ich war. Ein Spiel ist Alles nur.
Die Bühne zeigt des Lebens Kampf als Sühne;
Das Leben zeigt uns eine einzige Bühne.

Von der Diseuse rasch zum Missionar,
Zum Heidenvolkbekehrer; welcher Sprung!
Von einer Welt zur andern; ein, fürwahr,
Salto mortale im Gedankenschwung.
Wie kam denn das? Auf einmal wirds mir klar,
Und staunend find ich die Vermittelung:
Mein Auge traf den Tisch, die Muse fliegt,
Wo Helmolds Chronica Slavorum liegt.

Jedwede Chronik ist des Dichters Teich,
Ganz unerschöpflich kann er daraus angeln,
Denn unergründlich ist dies Quellenreich,
Und niemals wird es ihm an Fischen mangeln.
Und tat er einen guten Fang und Streich,
Kann er sich wohlig dann am Ufer rangeln.
So machte ichs in diesen Tagen auch:
Aus Helmolds Chronik steigt mein Märchenrauch.

www.libtool.com.cn

Der Priester Helmold ist mein groß Entzücken:
Du reiner Mensch, du keusche, starke Seele.
Vor seinem Gott nur sah ich ihn sich bücken,
Wenn er ihm beichtete Gebrest und Fehle.
Sanftmut, Ernst, Liebe waren seine Brücken,
Ausdauer, Ueberzeugung Brückenpfähle.
Und seine Chronik schrieb er in Latein,
Das Tacitus nicht besser nannte sein.

Elfhundertsechszig, das war seine Zeit.
Und welche Zeit! Die Zeit Albrechts des Bären.
Heinrichs des Löwen Tatze, schlagbereit,
Will stets vestigia leonis lehren.
Und Kaiser Rotbarts edle Männlichkeit
Ringt bei Legnano mit Rebellenspeeren.
Der Robbenkönig Schwein und König Knut
Zerbeulen gegenseitig sich den Hut.

Die Wendenvölker drangen vor und keilten
Sich, Stirn an Stirnen eng, ins Holstenland,
Wo sie sich in die besten Striche teilten,
Und faßten störrisch hier wie Stiere Stand.
Aus Asien kamen sie und drängten, eilten,
Bis endlich fern der Kaukasus entschwand.
Mit ihren Götzenbildern, Bonz und Sclav,
Erscheinen Niclot, Cruco, Wratislaw.

„Hier sind und stehn wir!“ Nun ertobt der Kampf,
Die großen Schauenburger Grafen schützen
Die Aecker Holsteins. Pfeile, Roßgestampf,
Stahlhelme, kurze Schwerter, Otternmützen,
Flammende Dörfer, weithinziehender Dampf,
Geschrei der Weiber, Blut und Dreck und Pfützen.
Und im Gewühl, im Vorwärts oder Fliehn,
Erscheint in seiner Sänfte Vicelin.

Er stiftet Kirchen, segnet, heilt die Wunden,
Baut Schulen, spendet Korn und Kuh und Brot.
Und Christi Lehre soll es nun bekunden,
Daß Christi Liebe lindert alle Not.
Ein schwer Stück Arbeit bei den „Heidenhunden“,
Langlange zögert noch das Morgenrot.
Doch unermüdlich sät der Glaubensstreiter.
Der Bischof stirbt. Und Helmold ackert weiter.

www.libtool.com.cn

Des Fürsten Tochter will er unterrichten;
Peruta (Gänseflügel) war ihr Name.
Fürst Butus Tochter. Jesu Heilsgeschichten
Erzählt er rührend ihr, viel wundersame,
Erläutert ihr die schweren Klosterpflichten
Als höchsten Wonnepreis im Erdengrame.
Rein wie sein Herz, war rein seine Gesinnung.
Sein hehres Ziel: All-eine Christeninnung.

Franzesca, Paolo; Salome, Johannes.
Wem fällts nicht gleich bei diesen Pärchen ein,
Das unser Pärchen sich des gleichen Bannes
Verstricken wird zu seligem Verein.
Helmold, das Urbild des germanischen Mannes,
Dem kreist doch auch der Saftborn im Gebein.
Peruta war, aus wild mongolischem Blute,
Na, sagen wir: wie eine Mustangstute.

In ihre Stirn fällt närrisch aus der Mähne
Ein schwarzer dichter Büschel, ungefragt.
Die Augen lauern durch die lockre Strähne
Und blitzen dunkelfunkelnd wie Smaragd.
Und gleichgut steht die Pracht der Raubtierzähne
Der Wölfin wie der jungen Wendenmagd.
Geschmeidig wie die Pantherkatze, roh,
Unschuldig-gierig, schweift sie frank und froh.

Im Monat Mai beginnt die Unterweisung,
Peruta zeigt sich neugierig, gespannt,
Und fühlt sich durch die himmlische Verheißung
Vom „wahren Christentume" bald gebannt.
Allmählich aber denkt sie frührer Preisung
Der Heimatflur, wo ihre Wiege stand,
Denkt an den alten guten Pan Czieliehster,
Des heiligen Opferhaines Oberpriester.

Hier halten die verschleppten Götter Rast.
Den kleinen Kultuspuppen Prune, Prone
Gesellt sich stolz das Scheusal Radegast.
Und vor den kleinen Damen Czebe, Czone
Ragt riesenhoch die Götzin Czalesast,
Der neuen Lehre feierlich zum Hohne.
Aus Holz sind alle. Von den Greuelbildern
Will ich die beiden großen Fratzen schildern:

www.libtool.com.cn

Zuerst, mein Papa Radegast, komm her:
Ei, ei, du hast ja zwanzig Köpfe auf,
Die zwanzig Nasen stehn zum Teil verquer,
Die vierzig Augen glotzen Knauf an Knauf,
Der dicke Bauch, beschmiert mit Ton und Teer,
Hat stark gelitten durch der Jahre Lauf.
Ganz „eigenartig“ (würden heut wir schreiben)
Ist dieses biedern Urians Tun und Treiben.

Denn in den Augenknäufen, kommt die Nacht,
Erflammen öfters rot und gelbe Lichter,
Ganz plötzlich und geheimnisvoll entfacht;
Gewiß, das sind sehr schlimme Zornestrichter.
Das Volk bringt Kälber, Eier, Roggenfracht,
Und macht erst wieder freundliche Gesichter,
Wenn, brav, die Lichter in den nächsten Nächten
Nicht gar zu arg den armen Haushalt knechten.

Der hochehrwürdige Herr ist überzogen
Mit Moos und Strauch an Rücken, Schoß und Beinen:
Der Same kam weit aus der Luft geflogen
Und setzte sich hier fest an Staub und Steinen.
Die Ziegen sind ihm deßhalb wohl gewogen,
Die sich gemütlich-frech auf ihm vereinen.
Sie naschen, rupfen, klettern, springen, stoßen
Sich frohgelaunt herum auf diesem Großen.

Nun, Mama Czalesast, laß dich beschauen,
Wie siehst denn du aus? Prachtvoll, zum Entzücken,
Du bist mir traun die schönste aller Frauen,
Mit hundert Brüsten rings um Brust und Rücken.
Die Mädchen packt gewiß ein neidisch Grauen,
Weun sie sich ehrerbietig vor dir bücken.
Recht artig strammt und strotzt bei dir, o Weib,
Der aufgeschwollne, überschwangre Leib.

Sie hat nur einen Kopf, doch neunzig Zungen,
Die ihr, Bedeutung? aus dem Maule hängen.
Um ihre Haare ist ein Kranz geschlungen,
Aus dem sich, scheint es, kleine Katzen zwängen.
Die Füße, enteneinwärts, bastumzwungen,
Möchten den lästigen Rocksaum gern verdrängen.
Viel Schwalben nisten unter ihren Brüsten,
Als wenn sie nirgends trautere Plätze wüßten.

www.libool.com.cn

Dahinter droht der Tempel, wo die Bäume
In dichterm Kreiſe wispern, flüſtern, ſchauern.
Verzierte Pforten und verzapfte Zäune
Erſchließen manchem ſich zu Todestrauern.
Und manchen ängſten ſeine letzten Träume
In dieſen rohen roten Backſteinmauern;
Wo die gefolterten Gefangnen ſtöhnen
In immer ſtumpfern, ſchwächern Röcheltönen.

In Tempels Mitten hockt ein runder Stein,
Plump, dick und klumpig; der hat eine Rille.
In dieſe Rille läuft das Blut hinein,
Das dort den Götzen weiht des Prieſters Wille.
Die Menſchenopfer ſind noch allgemein:
Ein Schrei, ein Schnitt, und ehrfurchtsvolle Stille.
Dann bricht ein Jauchzen aus viel tauſend Kehlen,
Und harmlos freuen ſich viel tauſend Seelen.

Nacht. Eine Juninacht. Aſtartens Nacht.
Der Tempel iſt von Blumenduft durchſtäubt.
Dumpf hallt die Trommel, wie aus einer Schlacht,
Ununterbrochen, bis das Volk betäubt.
Die Prieſter hatten es zur Glut entfacht,
Und keine Jungfrau hatte ſich geſträubt.
Der Morgen. Jubel. Sturmzerſtörte Blüten;
Nur eine wußte klug ſich zu behüten.

Peruta war dem Frühlingsfeſt entronnen,
Sie hat ihr Sinnen Helmold längſt geſchenkt,
Und wenn ſie ihn für ſich noch nicht gewonnen,
Er hat ihr Herz aus Rand und Band gerenkt.
Sie hat ſchon allen Liſten nachgeſonnen;
Umſonſt? Ob er denn niemals an ſie denkt?
Noch immer nimmt ſie bei ihm Unterricht,
Doch ach, ſie hört nicht, was er mahnend ſpricht.

Am andern Morgen läuft ſie durch den Hain,
Und läuft und läuft, und endlich macht ſie Raſt,
Und bittet, aufatmend im Sonnenſchein,
Die gute alte Mutter Czalefaſt:
„Hilf mir, hilf mir, er muß mein Eigen ſein,“
Und ſie wird puterrot, und ſie erblaßt.
Halb Heidin, Chriſtin halb, liegt ſie auf Knien
Und ſchlägt, verwirrt, das Kreuz vor Sanct Marien.

www.libtool.com.cn

Helmold indessen will die Glut bezwingen,
Auch er ist wild verliebt, völlig vernarrt,
Will seine „Sünde“ tapfer niederringen,
Und blickt auf seine Heiligenbilder, starrt
Und fleht sie an: O laßt es mir gelingen!
Er geißelt sich, kasteit sich, rauft den Bart.
Vergebens betet er den frommsten Text,
Er sehnt sich nach Peruta wie verhext.

Da fällt ihm ein, das wollt er lange schon:
Ists eine Schande nicht, daß die Abgötter
Der Slaven immer sitzen noch zu Thron?
Und das Entjungfrungsfest! Die frechen Spötter!
Herunter! in den Staub den Heidenhohn!
Herunter! in den Schmutz die Gaukelgötter!
Ihm scheint der beste Meister seines Pfads
Der Deutschen Erzapostel Bonifaz.

Die nächste Nacht schon will er, ganz allein,
Will seine Axt an ihrem Holz erproben.
Weg dampft die Brunst, die Liebe hinterdrein,
Hat er das Beil nur erst zum Schlag erhoben.
Gott wird ihm helfen, Gott wird bei ihm sein,
Wenn in den Götzen seine Axt wird toben.
Doch wie er auch den Willenshammer schwingt,
Es hält ihn Amors Puttenschwarm umringt.

Nacht. Eine Juninacht. Und Sommernacht.
Er wälzt sich auf dem Lager hin und her.
Er schreit zu Gott aus seinem tiefsten Schacht.
Es gärt in ihm mit rasendem Begehr.
Er fleht um seines Heilands Siegermacht.
Er stöhnt nach Liebe. Und sein Bett ist leer.
Ein uralt Weib sieht lässig nach der Uhr:
„Die Zeit ist da“ befiehlt barsch die Natur.

Er springt von seiner Matte, reißt im Nu
Das ungeschlachte Handbeil aus dem Block,
Die Füße fahren hitzig in die Schuh,
Rasch nimmt er die Soutane noch vom Pflock
Und wandert wütend seinem Ziele zu,
Das Handbeil schwingend wie 'nen Wichelstock.
Bald macht er Halt vorm Tor am Opferhain
Und brichts mit seiner Schulter krachend ein.

www.jbtool.com.cn

Nacht. Eine Juninacht. Und Mitternacht.
Der Mond liegt auf den gräßlichen Idolen,
Der volle Mond mit seiner grellen Pracht.
Lautlose Stille hat den Lärm gestohlen,
Ihn in den Sack gesteckt und stumm gemacht.
Aus Gras und Gräben duften die Violen.
Ein Tempelkauz streicht ab vom Kleingott Prune
Und schwebt so leicht wie eine Schwanendune.

Dor steit glieks vörn ohl Moder Czalesast,
In dieses Götzengartens wirren Wegen.
Auf sie stürzt Helmold los, zitternd vor Hast,
Und will die Axt ihr ins Gefuge fegen.
Was soll dein Unterfangen, mein Phantast,
Kannst du allein dies Biest in Trümmer legen?
An hundert Aexte würden kaum genügen,
Das grause Schnitzwerk in den Sand zu pflügen.

Er holt von rückwärts aus, wie kriegsgewohnt,
Um noch mit größrer Wucht den Hieb zu tun.
Schon blitzt sein Beil, fest in der Faust, zum Mond,
Da — ein Phantom? Schlich wer auf Katzenschuhn?
Hat jemand heimlich seine Kraft entthront?
Was stockt er? Wünscht er plötzlich auszuruhn?
Sein Arm fällt ruckweis, wie ein Ball abschwingt,
Der sanft von Stufe hin zu Stufe springt.

Peruta steht vor ihm und lacht ihn an,
Und ihrer jungfräulichen Brüste Flor
Haucht ihm ein sprachlos Wort: Geliebter Mann.
Da brüllt in ihm die Leidenschaft empor.
Ob nun ohl Czalesasten Rache sann,
Ob sie vor Schreck die Contenance verlor,
Helmold reißt mit sich Brust an Brust Peruten,
Himmel und Hölle stehn vereint in Gluten.

Der Mond schiebt sich verschämt durchs Holzgehänge,
Ein Bächlein kullert kindlich über Kiesel.
Der Elfenreigen spielt durchs Zweiggedränge,
Vor ihrem Schlupfloch haschen sich zwei Wiesel.
Fern klingen, wie Hosianna, Weihgesänge,
Und von den Sternen flimmert ein Geriesel.
Nacht. Eine Juninacht. Mittsommernacht.
Und die Natur hat leise, leise — sehr gelacht.

www.libtool.com.cn

Rundschau.

Die Kartelle.*)

Professor Huber, der rühmlich bekannte Verfasser von „Deutschland als Industriestaat“ sucht hier vorsichtig und nüchternen Sinnes die goldene Mittelstraße zwischen dem Hosiannah und dem Kreuziget! Er ist weder für die Tugenden noch für die Fehler der Kartelle, Trusts und Syndikate blind. Er glaubt nicht, daß sie berufen sind, die Krisen in Zukunft unmöglich zu machen, aber auch nicht, daß sie die Krisen herbeiführen oder verschärfen. Er leugnet nicht, daß Ausschreitungen möglich und vorgekommen sind, aber er ist nicht der Meinung, daß der Konsument den Kapitalsmächten gänzlich wehrlos gegenüberstehe.

Er hält sich überhaupt fern von der heillosen „ethischen“ Bewertung irgend einer wirtschaftlichen Erscheinung, die drauf und dran ist, unsere Nationalökonomie in eine Art von Morallehre umzuwandeln, die mit der berüchtigten Pastoralmedicin früherer Zeiten eine fatale Aehnlichkeit hat. Für ihn sind die Kartelle u. s. w. Dinge, die, weil sie einmal „sind“, die Präsumtion für sich haben, auch „vernünftig“ zu sein; und so untersucht er sie naturwissenschaftlich, nicht aber ethisch.

Zweifellos danken sie ihr Entstehen der Konzentrationstendenz, die überhaupt in der Industrie besteht, und die auch ohne Schutzzoll wirken würde, wenn auch wesentlich schwächer. Denn ebenfalls zweifellos ist der Schutzwall der Hochzölle das Treibhaus, in dem sie gedeihen. — Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Vertrustung bis ans bittere Ende fortschreiten wird, und daß das Staatsmonopol oder gar zuletzt das Monopol der Monopole, der „Zukunftsstaat“, der Zielpunkt der Entwicklung ist. Est modus in rebus! Die amerikanischen Riesentrusts mit ihrer ungeheuerlichen Kapitalsverwässerung sind zum großen Teil Kartenhäuser, aufgebaut nicht zum Zwecke einer dauernden Beherrschung der Produktion, sondern zum Zwecke wilder Agiotage und ungeheurer Emissionsgewinne. Diejenigen Kapitalsvereinigungen aber, die bestehen bleiben, sind gar nicht in der Lage, die Konsumenten allzu arg auszubeuten, oder ihre Arbeiter allzusehr zu drücken. Denn jede Steigerung der Preise ruft neue Konkurrenz ins Leben, verengt das Absatzgebiet und macht die öffentliche Meinung mobil; und eine brutale Lohnpolitik ist längst nur noch ein Mittel solcher Unternehmer, die ihren eigenen Vorteil schlecht begreifen. Es ist also dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Daß einzelne Kartell-Leiter ihre Machtstellung dennoch zur Ausräuberung des Binnenmarktes mißbrauchen, ist Thatsache. Indessen bemüht sich Huber mit Glück nachzuweisen, daß nicht jeder Verkauf ans Ausland unter dem inländischen Kartellpreise als „Verschleuderung“ angesehen werden darf. Die Eroberung des Weltmarktes ist, so lange der inländische Konsum nicht mit der inländischen Produktionskraft Schritt halten darf, ein im Interesse der Nationalwirtschaft liegendes Werk, für das der Gesamtheit wohl gewisse Opfer zugemutet werden dürfen.

Von gesetzlichen Maßnahmen zur „Regulierung“ der Kartelle hält Huber nichts, außer allenfalls von der Verpflichtung zu einer gewissen Publizität, die die schlimmsten Ausschreitungen verhüten dürfte. Dagegen würde der Versuch einer Reglementierung mit den „Auswüchsen“ auch das Leben der Großindustrie unterbinden, die zweifellos günstige Einwirkung der Kartelle auf Verbilligung der Produktion und Ausschaltung unnützer Zwischenglieder lähmen, vielleicht vernichten. Ueber den berühmten „Staats-Kommissar“ macht er sich mit Recht lustig; seine Einführung würde lediglich die Regierung mit der Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Unterlassungen der Kartelle belasten, ohne daß sie jemals in die Lage käme, im rechten Augenblicke einzugreifen. Es würde damit gehen, wie mit der neuerdings eingeführten Meldepflicht der Kurpfuscher beim Kreisarzt: jetzt nennt sich ein solcher Nardenkötter in spe „beim Kreisarzt angemeldeter Naturheilkünstler!“

Dagegen ist auf dem Wege der Ver-

*) F. C. Huber, Die Kartelle, ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtschaftspolitik. Erweiterte Ausgabe eines dem II. Württ. Handelskammertage erstatteten Referats. Stuttgart und Leipzig 1903. 163. S.

waltungskunst manches zu mildern und auszugleichen. Der Einfluß auf das Submissionswesen bei staatlichen Lieferungen, die Gestaltung der Eisenbahn- und Wassertarife, schließlich der Eintritt des Fiskus selbst mit seinen Werken in die Kartelle, eventuell einmal schließlich die Herabsetzung oder Aufhebung einer Zollposition gewährleistet einen starken Einfluß des Gemeininteresses auf die privatkapitalistische Politik, zumal wenn der Staat die öffentliche Meinung beachtet. —

Zweifellos läßt sich Huber von seiner allgemeinen Wirtschaftsauffassung leiten, die im Laisser faire, laisser aller doch immer das zuletzt selbstheilende Prinzip erblickt. Wer grundsätzlich auf einem anderen Standpunkt steht, wird die meisten seiner Ausführungen, Prophezeihungen u. s. w. zu bestreiten geneigt sein: immerhin sind die angeführten Thatsachen wenig geeignet, um den „Interventionisten" viel Mut zu gesetzgeberischem Eingreifen zu geben, außer unverantwortlichen Politikern vom Schlage der „Mittelstandsapostel" deren ganze Weisheit auf die - - Radehacke hinausläuft: „Kopf ab!"

Wer die kapitalistische Wirtschaftsordnung will, wird auch die Kartelle wollen müssen; sie sind Blüten aus der Wurzel des Systems. Sie lassen sich nicht beseitigen durch Rückschraubung der Entwicklung, sondern nur durch ihre Förderung, bis sie ihr Ziel erreicht hat, die „reine Wirtschaft."

F. O.

Georges Rodenbach.

Die deutschen Verleger sind heute von einer Unternehmungslust geplagt, die durch unsere eigenen Schriftsteller, die alten und die neuen, kaum noch befriedigt werden kann. Zu den fast beunruhigend lebhaften und bewundernswert uneigennützigen Amateurfirmen hat sich auch der junge Verlag von Julius Bard Berlin gestellt, der in sehr gut gemeinten, sorgfältig ausgeführten Bänden, die nur am Ausschlag eines kunterbunten Buchschmucks leiden, eine Sammlung merkwürdiger Bücher der Weltlitteratur herausgiebt. Nach Thomas de Quincey's „Opiumesser" und Barbey d'Aurevilly's „Finsternis" ist als dritter Band in einer Uebersetzung des bewährten von Oppeln-Bronikowski „Das tote Brügge" von Georges Rodenbach herausgekommen, der für uns bisher ein Mann im Schatten und auch in litterarischen Kreisen mehr genannt als bekannt war. Wer dieses dünne Bändchen liest, dazu noch etwa seinen größeren Roman „Le Carillonneur" und seine kleinen Gedichtsammlungen, der wird nicht recht die Verehrung verstehen, die dem frühverstorbenen vlaemischen Dichter auch schon bei Lebzeiten von der jüngeren litterarischen Generation in Frankreich entgegen gebracht wurde. Um die Erklärung zu finden, muß man wie öfter die private Persönlichkeit des Schriftstellers heranziehen, von dem schon Edmond de Goncourt sagte: „Der da ist mein Dichter." Georges Rodenbach war ein feiner, zarter Mensch, der nur in seiner Familie und für die Kunst lebte, ohne Lärm zu machen, ohne groben Ehrgeiz zu zeigen, ein stiller aber doch kein verschlossener Mensch, der sorgfältig ausgewählte Freunde gern an sich zog und im kleinsten Kreise von seinen Träumen in einer bescheidenen und fesselnden Weise zu plaudern wußte. In Paris war er vollständig zum Pariser geworden und er hatte dabei den Vorteil, kein Pariser zu sein. Hinter seinem Werke, hinter seiner Gestalt erhob sich wie ein Wappen die Silhouette des von ihm so leidenschaftlich verehrten und gepriesenen Brügge, die der Inhalt seiner ganzen Dichtung, sein Monopol war, und diese sanfte Monomanie, von der er besessen war, gab ihm trotz aller Pariser Kultur den Reiz des Exotischen, sie war zugleich eine Beruhigung für die Freunde, weil er einen Platz einnahm, mit dem er niemand bedrängte oder anstieß. Abgesehen von dieser Unschädlichkeit hatte seine Persönlichkeit etwas Reinliches, fraglos Ueberzeugtes und Ueberzeugendes, so daß gegen ihn niemals das Mißtrauen wach geworden ist wie gegen andere Mystiker, von denen man sich gern hat einlullen lassen, um hinterher ihre bona fides zu bezweifeln. Rodenbach war nicht in Brügge selbst geboren aber er wurde dort bei den Jesuiten erzogen, und wie er einem Freunde erzählte, gehörten zu seinen frühesten und tiefsten Eindrücken die Spaziergänge, die die Lehrer nicht bis in die Felder ausdehnten sondern nur bis in die nächste Umgebung der Stadt, die noch trauriger ist als diese selbst: vor den Thoren des Kirchhofs sollten die Kinder spielen. Seitdem war die Stille einer jeden Landschaft für ihn beunruhigend, als ob sie vom Tode bewohnt würde, er fühlte sich nur noch sicher von den flutenden Massen großstädtischen Treibens umgeben, deshalb ging er von Paris nicht mehr fort und in einem leicht erklärlichen Widerspruch fand er erst in der Stadt des Lebens die Kraft, um die Bilder vom Tode, die ihn bedrängten, durch die Distanzierung der Kunst von sich abzuwehren.

Rodenbach feiert nicht die mächtige alte Handelsstadt, deren Flagge auf dem Meere gefürchtet war, deren Reichtum sich mit dem des stolzen Gent messen konnte, sondern die Stadt des Todes und des Schweigens, die sich in Wittwentrauer gehüllt hat, nachdem das verräterische Meer sich von ihr zurückgezogen hatte. Seine Liebe war eine Art Furcht vor dieser unheimlichen Ruhe in der grauen Atmosphäre, auf den stillen Straßen,

über den unbewegten Kanälen, sie hatte für seine Sensibilität einen Grund des Mißtrauens, etwas Beunruhigendes, Aufstachelndes, und wenn der eine Roman mit einem Selbstmorde, der andere mit einem Morde endet, so schien er der Stadt Schuld geben zu wollen, die alle Lebenslust unter ihren Spiegel gedrückt hat, wo sie verwesend als Verbrechen und Wahnsinn brütet. Der Landsmann Huysmans meint auch, daß Brügge wie alle mystischen Städte etwas Satanisches hat, aber der Dichter des Là-bas findet den Satanismus überall, weil er ihn nun einmal wieder in Mode gebracht hat, während die einfachere Wahrheit, daß sich in der toten Stadt eine recht kräftige Unzucht erhalten hat, von ihren besten Kennern nicht geleugnet wird.

Mit einer unerschöpflichen Geduld, aber auch mit einem unerschöpflichen Vorrat an neuen Nüancen arbeitet Rodenbach, um immer wieder den Gesamteindruck der „grauen Stadt" herauszubekommen. Dieses Grau scheint ihm gemischt aus dem Weiß der Nonnenhauben und dem Schwarz der Priesterröcke, die ununterbrochen aneinander vorbeistreifen und sich gegenseitig gleichsam abfärben. Auch die Häuser vereinen sich, um das Mysterium dieser ewigen Halbtrauerfarbe hervorzubringen. Die einen tragen blaßgrünen Bewurf oder sind aus verblichenen Ziegeln erbaut, zwischen denen weiße Kalkstreifen laufen, dicht daneben andere, die ganz geschwärzt sind wie harte Kohlenzeichnungen oder verbrannte Kupferstiche, deren Tinten den etwas kräftigeren Farben der Nachbarhäuser die Wage halten, um den allgemeinen Ton wiederherzustellen. Und so kommt es, daß das ganze doch in ein gleichmäßiges Grau getaucht scheint, das längst der quaiartigen Flucht der Mauern webt und sich verbreitet. Und nicht nur mit dem Auge empfindet Rodenbach diese Symphonie in Grau. Der Klang der Glocken ließe sich zwar als schwarz denken, aber durch den Raum ergossen, kommt er gleichfalls zu einem grauen Ton gedämpft hernieder und streicht dann ganz leise über die Oberfläche der Kanäle. Und dieses Wasser mit allen seinen Reflexen von den blauen Himmelszipfeln und roten Dachziegeln, dem Schnee der langsam ziehenden Schwäne und dem Grün der einfassenden Pappeln fließt dann wieder zu stillen, farblosen Bahnen zusammen. Durch irgend welche Gesetze der atmosphärischen Chemie findet hier die innigste Durchdringung der Farben statt, alle lebhaften Töne verlieren sich müde und träumerisch in den grauen Gesamtton. Dieser Luftton ist in den Jahrhunderten hervorgebracht worden durch die häufigen Nebel, den unaufhörlichen Regen, das verschleierte Licht des nordischen Himmels, er ist schwer von dem Staube der Sanduhr der Jahre, der alles unter seine stille Decke hüllt.

Die Helden der Rodenbachschen Romane leben mit dieser Stadt wie mit einer Geliebten. Der eine hat sich in sie geflüchtet, weil er sein Weib verloren hat, weil er nur dort den ruhigen Horizont findet, in dem seine Trauer stillstehen und versteinern kann. Der andere ist ein Kind der Stadt, ihr Architekt und ihr Glöckner, der sich gegen ihre Wiederbelebung zur Seestadt leidenschaftlich wehrt, um ihr die Schönheit des Todesschlafes zu erhalten. Von ihren Sinnen verführt werden Beide ihrer Geliebten untreu und sie vereinigen sich mit ihr erst wieder durch den Wahnsinn oder durch den Tod. Das Bedeutende und Eigenartige an diesen beiden Romanen ist die Kunst, mit der er immer wieder die stille Stadt beschreibt, eine Kunst, die aber durch diese Wiederholungen fast zu einer eigensinnigen Kunstfertigkeit wird. Diese Emsigkeit, die das Ganze unermüdlich wieder vornimmt, um es in eine neue Stimmung zu tauchen oder vielmehr um die alte noch um eine Nüance zu verstärken, erinnert an japanische Maler, man denkt an Hokusai, der von demselben Berge einige achtzig verschiedene Ansichten entworfen hat, nur daß der Dichter sich nicht mit einer suggestiven Silhouette begnügt sondern das ganze Bild der Stadt wieder malt mit den stillen Kanälen, auf denen fast unbewegliche Schwäne ziehen, mit den Beguinenhöfen, über die die alten Frauen unter den weißen Hauben schlurfen, mit den Glockentürmen, von denen die Mahnung des hora ruit mit unabläßiger Monotonie schallt. Nur die Stadt hat bei Rodenbach ihr eigenes Leben, für das Leben selbst hat er nur wenige Farben, und wenn er Menschenschicksale erstehen lassen will, so zeigt sich die Kahlheit seiner Phantasie, die eben nur trotz seiner nervösen Sensibilität aus mühselig konstruierender Erfindung und kühl zusammensetzender Kombination besteht. Der kleine Roman „Das tote Brügge" ist als Roman eine unhaltbare Konstruktion, die sich selbst nicht traut und sich daher durch theoretische Erläuterungen beweisen möchte. Dieser trauernde Wittwer hat die Stadt mit den stillen Straßen und den toten Wassern zum Aufenthalt gewählt, weil sie selbst eine Tote ist, bestattet im Grabe ihrer steinernen Grachten, erstarrt die Adern ihrer Kanäle und verebbt der große Pulsschlag des Meeres. So verkörpert die Stadt, die auch einst schön und geliebt gewesen war, den Gegenstand seiner Sehnsucht, und in der einen Toten verehrt er die Andere. Das ginge allenfalls noch, aber dann lernt er ein Weib kennen, das bei dem größten seelischen Gegensatz mit der verstorbenen die verwirrendste äußere Aehnlichkeit hat, eine Tänzerin vom Theater, und mit dieser ziemlich niedrigen Kreatur wird er seinen beiden Toten untreu. Die Macht der

www.libtool.com.cn

Aehnlichkeit hat Rodenbach sehr geistvoll, sehr spitzfindig erklärt, ohne uns überzeugen zu können, daß sie eine jahrelange Illusion unterhalten kann. Weil er eben nicht im stande ist, einen Menschen organisch nachzuschaffen, teilt er seine Natur in zwei Hälften, die rein seelische und die rein sinnliche, die abwechselnd ganz allein herrschen. Im „Carillonneur" hat er noch versucht, das Verwirrende der Zusammenhänge und Uebergänge zu zeigen, aber er ist damit nicht fertig geworden. Dort steht ein Mann zwischen zwei Frauen, einer wilden, die etwas von dem finsteren leidenschaftlichen Wesen der früheren spanischen Eroberer hat, und einer sanften von mystischer Inbrunst erhobenen rein vlaemischen Schönheit, aber wenn man näher zusieht, hat er es mit seiner wohlverteilenden und gegensätzlichen Konstruktion zu einem ziemlich gewöhnlichen Ehebruchsroman gebracht, wenn auch der Turm, von dem dieser Meister das alte Glockenspiel erschallen läßt, als Symbol darüber steht, als ein Zeichen des Todes, der vom vergänglichen zum ewigen Leben emporbeutend über diese Stadt gebietet. Rodenbach hat eben immer nur auf der einen Saite gespielt, in dieser Einseitigkeit war er virtuos, sein Talent war fein und reinlich, aber nicht reich und weit, und als er starb, war wohl auch die Möglichkeit, dieses eine Thema noch weiter zu variieren, schon erschöpft. E—r.

Objektive Schönheit.

Durch das bunte Gehetz der Stimmungen und Eindrücke, das durch die Seele der heutigen Menschen sich drängt, geht auch der stille Zug eines immer gleichen Verlangens, das fast so alt ist wie das Leben selber und dem man doch meist nur müd und nach langer Irrfahrt sich zu vertrauen pflegt. Es sind wenige und schlichte Dinge, die einem dann das Leben zu enthalten scheinen; vielleicht ein Kind, das recht von Herzen weint, ein Bauer am Abend vor dem Thor, oder auch nur der tiefe steingefaßte Brunnen, aus dem die Mädchen am Abend Wasser schöpfen, zu dem schon Rebekka kam und zu dem die Wasserträgerinnen des Orients und die Mädchen unsrer Dörfer kommen, heut wie überall und je. Das sind wohl selten bloße Sentimentalitäten. Auch nicht mehr die Sehnsucht nach dem wilden und doch besseren Menschen und dem Urwalds-Leben im Wolfspelz, auch nicht mehr der Wunsch so zu sein wie ein Baum im Wald. Man wird der Schönheit dabei nicht untreu, die man etwa in den kleinen Spielen von Maeterlinck liebt; es ist ja dasselbe Verlangen dabei, einmal das Gewebe der ganz reinen Lebensfäden um sich zu spüren, nur nicht in den dunklen Stunden der Lebensangst, sondern wie es wohl eine Abendstunde so hold umspinnt, wie es jede größte Lebensglut so kühl umfängt; in einem frohen oder freudigen Herzen, das einfach ist. Aus ganz unberührter Seelentiefe will man eine Quelle hervorkommen hören, die noch nie hervorkam, des Lebens Quelle selber, die der junge Goethe auf Elsäßer Liebesritten besungen hat, die Segantini malte: zwischen lauter roten Blumen, von einem Engel bewacht.

Daher kommen die Stimmungen die der immer wachsenden Bewegung nach einer neuen Art von Schönheit zu Gut kommen. Die „Heimatkunst" ist davon nur ein dürftiger Auswuchs und von jener Schönheit meist weit entfernt. Es giebt noch wenig Kunstwerke, die sie erfüllen; aber so viele, die sie suchen und nach ihr tasten. Andre suchen die Fäden ans Alte anzuknüpfen; an die Zeiten der großen Volkskunst. Alte Bilder und alte Meister feiern ihre Auferstehung. Mit Thomas Mondscheingeiger träumt man hinaus ins weite Land; zurück in die alte Zeit. Man verlangt wieder nach den „Liedern, die das Volk im Sommer singt." Die ewig junge Volksliedherrlichkeit wird neu verbreitet, am schönsten in den feingeschmückten Heften des „Jungbrunnen". Der „Knab auf schnellem Roß" reitet wieder aus, mit dem Wunderhorn der Meerfei: „und diese Glocken all sie geben süßen Schall, wie nie ein Harfenklang und keiner Frauen Sang." Das einfache Wort still und stark hingenommener Schicksale tritt unter die verträumte Seligkeit neuromantischer Wortreigen. Die Lieder der dunkel verzitternden, so keuschen Tiefe üben ihre unbeschreibliche Gewalt; die deutschen, die holländischen und norwegischen. Und die Seele des Volks denkt man im Einklang mit der Ahnung leuchtender ungehobener Schönheit.

— Ein dürftiger Rationalismus hat in der Wissenschaft dieser Volksseele lang schon ein Ende gemacht. Und gewiß wird niemand mehr an die mystischen Produkte dieser dichtenden Massenseele glauben, wenn auch die eigene Art des alten Volkslieds noch lang nicht erklärt ist. Aber hier handelt sichs gar nicht um philologisch aufzurechnende „Entstehungen". Auch um nichts was der Volkskunst allein eigen ist, im Gegenteil um eine Art von Schönheit, die von den „neuen Menschen" viel umworben und von wenigen nur gelebt wird. Man kann sie die objektive nennen. Sie ist nicht die der geschlossenen Einzelseele, sie geht nicht vom Centrum eines persönlichen Lebens aus, um so erst ihr Verhältnis zu den Dingen zu suchen. Sie hat darum wenig Leidenschaft im Sinn persönlicher Hingabe oder Erregung. Sie ist die offene, freie, die Schönheit der Wälder und des

Meeres, die ganz rücksichtslose und wahrhaftige, die von selber da ist, um die es kein Ringen oder Werben giebt, die den Menschen nicht besser macht; die ganz unsittliche, die über die warmen Wohnstätten der Menschen geht wie das Meer; die verpflichtende, fordernde. Sie kann nicht „ausgebildet" werden. Sie ist nicht differenziert. Sie steigt oft, beseligend oder vernichtend, als eine That empor, sie kommt öfter noch wie eine seltene Blüte aus alltäglichem Thun, am Brunnen, wenn die Mädchen Wasser holen, oder wo Kinder spielen; und sie ruht wie ein verborgener Klang in jedem Ding. Die großen neuen Dichter thun nichts als daß sie diesen Klang holen aus den Dingen und Menschen; den Klang der objektiven Schönheit.

In Worten ist von dem allem nichts einzufangen. Alle Worte schmücken das Leben, und sie ist so schmucklos und wahrhaftig. Am sichtbarsten wird das Verlangen nach ihr noch da, wo sie sich mit andern Lebensgefühlen mischt, z. B. mit dem historischen Sinn, in der neuen Freude am geschichtlichen Menschendasein, am Wandel der Zeiten, am Alltag der vergangenen Menschen. Historischer Sinn und diese objektive Schönheit sind in vielem verwandt. Sie sind Schauen als Andacht, Nehmen als Reichtum; sie sind nichts für sehr laute Menschen; sie bringen die kühlsten Beseligungen, die wir kennen. Eine wachsende Freude an solcher historischen Schönheit ist vielfach zu spüren. Das größtgedachte Dokument bisher sind die „Culturgeschichtlichen Monographien", die Eugen Diederichs herausgiebt und von denen die 1. Serie eben vollendet ist. Es ist nur zu wünschen, daß die Sammlung fortgesetzt wird. Steinhausen, der bekannte Kulturgeschichtsforscher, hat als Herausgeber den textlichen Teil geleitet; E. Diederichs hat die Bilder gesammelt. Da soll nun das Leben der altdeutschen Zeiten auferstehen, mit der Nähe des gegenwärtigen in der Atmosphäre ihrer Lebensgefühle. Der Alltag der Menschen, ihre Trauer und ihre Schönheit; ihr Verschlungensein in die großen Zeitbewegungen, der Rhythmus ihres ganzen Daseins. Dazu die Bilder der alten Meister, der großen und der kleinen, ihre Geburtsanzeigen, ihre fliegenden Blätter, ihre Jahrmarktshefte, ihre Bücher. Stadt und Land, die Häuser und die Stuben, alle Stände, die Handwerker, die Gelehrten, die Fahrenden und Gaukler, die Kinder und die Soldaten, die Kaufleute und die Schullehrer, der Bauer, der Arzt u. s. w. Der rauhe Wandel der alten Zeit soll uns wieder nah kommen. — In der Ausführung bleibt vieles zu wünschen; lang nicht jedem der Mitarbeiter gelang ein Blick in das Leben uns zu geben; keiner erreichte die reine Gegenständlichkeit etwa Gustav Freytag. Und doch hat man inzwischen den ganzen Naturalismus erlebt. Es bleibt hier noch viel zu thun. Aber diese Anfänge, die ja nicht vereinzelt dastehen, sind nur zu rühmen. Vor allem die erfolgreiche Herbeischaffung des Bildermaterials durch den Verlag, der die unschätzbaren, aus allen Winkeln herbeigeschafften Bilder in meist ausgezeichneten Reproduktionen vorgelegt hat. Das beste daran aber ist gewiß der Versuch, die historische Schönheit neu zu erobern. Es ist ein neues Zeichen, daß Diederichs einen sehr zukunftskräftigen Verlag geschaffen hat. Romantik und Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts — die stärksten deutschen Kulturelemente sind bei ihm vereint. Sie gehören gewiß zusammen und enthalten ein Programm. Vor 100 Jahren wurde ja auch Nürnberg und das 16. Jahrhundert, wurde die historische Schönheit, die Volkskunst, die alte Liederherrlichkeit entdeckt. Unter Romantikern gingen die Flüche des famosen Schelmuffski als Freudesgrüße. Die rauschenden Klänge der Schönheit werden aus den Dingen selber gelöst. Durch die Schar der rheinischen Winzer zogen Armin und Brentano mit der Guitarre oder der Geliebten. Die „Schönste aller Ernten" im alten Zauberschlosse der Gisella feierten sie nächtlicher Weile mit. Da flammt der Herd, die Gesänge schallen, der Boden bebt vom Tanz:

Da droben am Hügel.
Wo die Nachtigall singt,
Da tanzt der Einsiedel
Das die Kutt in die Höhe springt.

Zu des Lebens Quelle zog es sie alle hin. Das alte reine Gefühl des Lebens überkam sie „von dem wir nicht wissen, wo es gelebt, wie es gelebt, was wir der Kindheit gern zuschreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu sein scheint und alles, was an uns ist, bindet und löst zu einer Einheit der Freude." Damals wurde zuerst wieder die große Synthese gesucht zwischen der atmenden Wirklichkeit und den magischen Hintergründen des Lebens. Eine neue Schönheit kündete sich an, die noch nicht erfüllt ist. Die Lebensfülle der deutschen Renaissance und die Mystik der naturfrommen Romantik sollten ineinanderströmen. Man suchte objektive Schönheit. Heut regt sich verwandte Sehnsucht auch hier. Dazwischen kam die große Zeit des Naturalismus. Die Sinne sind nach Wirklichkeit begieriger worden; die Mystiker der dumpfen Winkel und ein romantischer Obskurantismus sind nicht zu fürchten. Aber vielleicht wird Zola und Novalis noch eine Losung; vielleicht ist ein neues Bündnis, ein neues Verhältnis möglich zwischen der ewigen Menschennot und der ewigen objektiven Schönheit.

E. K.

www.libtool.com.cn

Charpentiers Luise.

Sehr spät, vielleicht schon zu spät ist Charpentiers „Luise“ über die Bühne des Berliner Opernhauses gegangen. Verständlich mag es sein, daß eine Hofbühne, die Rücksichten zu nehmen hat, sich dem Lobgesang auf die freie Liebe zögernd erschließt, und daß eine Berliner Bühne es nicht eilig hat, den Triumph von Paris zu feiern.

Aber was ist denn das? Dieses Paris, das den Genuß und die Liebe mit der Freiheit versöhnen will, das Bettler und Künstler mit dem Sacré coeur krönt, das im Schellengewande durch die Nächte flirrt, nach Rosen duftet und einen wundervollen Mai hat, das klingende, singende Paris der Bohème liegt nicht in Frankreich, liegt in keinem geographischen Lande, es ist der Traum, die Erinnerung der Menschen, die schöne reisende Legende, die Künstler aus alten Zeiten in die Welt trugen. Paris ist ein Name, Lutetia ist ein Feenland, ein Stückchen Heimat aller, die freies Blut und feine Nerven haben. Wir sind vielleicht in Breslau geboren, aber wir lieben Hirschberg, die Gebirgsstadt unserer Ferien, die Stadt der kindlichen ersten Illusionen. Wir leben vielleicht in Berlin und arbeiten dort, aber wir hängen an Paris, der Stadt, in der jeder seine eigene Stadt findet und die wir, stürbe sie auch, in einer seligen Dankbarkeit nicht aus unseren besten Tagen streichen könnten. Um Montmartregefühle zu haben, um den Hauch von Paris zu lieben, um Paris, sinnend-träumerisch oder bacchantisch zu besingen, braucht man kein Franzose zu sein, ja man ist sogar besser kein Franzose, ein Allerweltsbürger wie der Sozialist Charpentier, und aus den Erlebnissen der Jugend, aus der Sehnsucht der Fremde wird Paris das Symbol, der Montmartre eine Allegorie, dessen Völkersprache von Schönheit und Elend und Traum und Tod in Musik geschrieben werden will. Und es tönen alte Lieder von verlassenen Idealen, von freier Liebe, vom Glück der Selbstbestimmung, von der Niedrigkeit der Tradition, Lieder, die nicht mehr das Blut von Revolutionen haben, legendarische Gesänge wie von Robespierre oder von Siegmunds Liebe, die Geschichte und Heldensang wurden, die Theater und Oper wurden und sich mit dem Spott der Straßenjungen und den starren Rufen der Warenverkäufer zusammenfinden. Arme Luise, du bist diesem Zauber verfallen. Du bist der Oper verfallen, die dir diese fadenscheinige Bohème aufführt, du sprichst die Phrasen nach, die dir dein Liebhaber ins Gehirn jagte, du bist berauscht von dem Feuerwerk und Lichterglanz dieser grausamen Stadt und du leidest unendlich mehr, als die wirklich Leidenden, deine Eltern. Deine Mutter ist gehässig, dein Vater ein Philister, es sind einfache Naturen, einfache Tragik. Du aber gehst am Gift des Glücks zu Grunde. Ist dies noch Paris?

Charpentier hatte die Wahl, diesen Stoff als eine bittere Komödie oder als eine opernhafte Apotheose zu dichten. Vielmehr, ich fürchte, er hatte die Wahl nicht. Er hing an seinen Jugenderlebnissen, er verachtete die widerspenstigen Eltern der Luise, er fraternisierte mit ihrem phrasenhaften Galant, er wollte die Bohème krönen und so komponierte er die Oper. Die Bohème, die einst Murger mit einer süßen und geistvollen Ironie so tief in das Leben einrangiert hatte, gebar hier die Phrase, die sie einst selbst bekämpfte, die Zweiflerin stickte sich selbst eine Aureole, sie setzte sich in Feststimmung, Glorie und bengalisches Licht. Sie wurde hoffähig. Paris wurde ihr Festlokal, Philosophen, Künstler, Milchfrauen, Schutzleute und Nachtschwärmer die Masken des Abends, der trällernde Rhythmus des Genusses ihr Siegeslied. So waren die Requisiten für die Oper beisammen.

Ungern, aber notgedrungen stelle ich mich mit Charpentier auf diesen Standpunkt der Oper und bekenne, daß er einen der besten — Stoffe behandelt, einen der besten — Texte verfaßt hat, der freilich in der Neitzel'schen Uebersetzung wie immer an Natürlichkeit und Farbe verloren hat und sich manche gewaltsame Einrenkungen hat gefallen lassen müssen. Dabei ist zu bemerken, daß die Veroperung des Stoffes nicht sofort, sondern erst im Verlaufe sich verrät. Die abendliche Aprilstimmung im bescheidenen Hause der Eltern, mit der das Stück beginnt, ist getroffen. Einzig die Mutter trägt sich schon mit den Allüren der Opernintriguantin. Der Vater ist gut, ein behaglicher Philister, froh der dummen Ordnung dieser Welt, und mit feiner Empfindung wird der Vorhang genau über der Stelle gesenkt, da Luise ein albernes Frühlingsfeuilleton aus der Zeitung vorzulesen beginnt: ein literarischer Aktschluß. Jetzt naht der graue Montmartremorgen, wo sich die verspätete Lust der Nacht mit den verfrühten Arbeitern und Straßenhändlern mischt: ein origineller und weitgespannter Hintergrund für die wenig originelle und fade Bohème. Das Schneiderinnenatelier ist ein glückliches Intermezzo, in dem leider Fräulein Luise nicht mit ihrer Vorgängerin Senta und ihren Spinnerinnen verglichen sein will, da sie sich bereits allzu operettenhaft benimmt. Die Operette führt sogleich zur Oper. Die Liebenden feiern sich in der großen Pariser Phrase, das Bohèmefest bringt den nötigen Bühnenzauber und die Rache folgt auf dem Fuße, in Gestalt der Mutter. Sehr peinlich. Die verlorene Tochter kehrt noch einmal zurück, dann sag

www.libtool.com.cn

sie für immer Lebewohl und der Vater ballt seine Faust gegen Paris. Luise ist der Veroperung verfallen. Als Erlebnis — eine heilige Erinnerung, als Pariser Schauspiel ein gutes Stück von uns selbst, als litterarische Intention unter den Musikern unleugbar sympathisch, als „Musik-Roman" zu sehr Musik, um Roman zu sein, — und als Musik?

Als Musik ohnmächtig, wo sich die Kraft zeigen sollte, ein wenig witzig, wo die Routine half, phantasielos, wo sich aus dem Alltagsleben der Arbeiterfamilie, aus den grauen Morgenstimmungen, aus den ethischen Anwandlungen neue Gebilde hätten ergeben können. Charpentier ist veralteter als Puccini in seiner Bohème, als Giordano im Andrée Chenier. Jener hat größere Gestaltungsfähigkeit, dieser mindestens mehr Geist. Charpentier verläßt sich auf die bewährte Automobilkraft der Motive. Er vergaß dabei, auch ein einziges originelles zu erfinden. Er glaubt an sie, aber sie geben ihm keine Antwort, er beschwört sie mit großen Septimen, rüttelt sie mit pikanten Rhythmen, dreht und wendet sie durch zahllose Sequenzen, aber sie fallen immer wieder um und bleiben stumm. Er war so unglücklich, statt der bitteren Komödie sich für die Oper zu entscheiden., und ist jetzt noch viel unglücklicher, die Oper nicht schreiben zu können. Er kann nicht, er kann nicht. Bisweilen, wie im Vorspiel zum dritten Akt, ist er ganz verlassen, bisweilen reißt ihn, wie im großen Bohèmefest, die Erinnerung an bewährte Effekte etwas hoch, meist laviert er, äußerlich und auch innerlich ohne Tonalität, Note neben Note ordnend mit gelegentlicher geistreich-französischer Nonchalance, und er verliert völlig die Proportion zum Drama. Läuft das Drama von selbst, wie beim ersten Aktschluß mit der Zeitungslektüre oder beim Ausbruch des Vaters gegen Ende, so gelingt wohl die dynamische Linie des Decrescendo oder Forzato. Wo es aber nicht episch läuft, sondern Zusammenhalten, Höhepunkte, Kontraste, Ordnung, seelische Kontrapunktik verlangt, da liegt er hoffnungslos brach. Die gute Idee mit den Straßenrufen ist musikalisch völlig unfruchtbar ausgefallen. Die Lobgesänge auf Paris bleiben leer und kraftlos. Und jeder Uebermut fehlt, jedes Aufrasen der Lust von Paris, jede tolle flammende, verschlingende Passion, in der die Natur zu ihrem Recht kommt. Charpentier geht nicht durch. Er gestaltet nicht einmal das Durchgehen. Er ist kein Bohème, sondern ein Bürgersmann, der eine Geschichte erzählt, die einige schriftstellerische Pointen, wenig Temperament und viel Langeweile hat. Dies ist die höchst merkwürdige Tragik von Charpentiers Arbeit.

Ich fühle, wie das Werk in kurzer Zeit wird abgewirtschaftet haben. In Paris lernte ich es kennen, wo ich auf jeden stofflichen Reiz des Montmartre mein Leben lang reagieren werde. Noch lag im Kopfe etwas von der Liebe zu sozialen Milieus, Bohèmeattituden, Künstlertum, Lutetiagrisetten. Man sprach viel von der Luise, auch musikalisch. Das Musikalische enttäuschte mich sofort, das Stoffliche hat bis heut noch etwas Sympathie für mich. Es war das Ausstellungsjahr, ich sah das illuminierte Paris und wollte erst nicht viel unterscheiden zwischen meinen Illusionen und denen, die da von Julien und Luise gesungen wurden. Es war doch das illuminierte Paris. Nun bin ich wieder in Berlin, die Dekorationen sind oft besser, die Tempi meist schlechter als dort, und die Aufführung von einer Schwere, die wie eine schlechte Uebersetzung eines romanischen in ein germanisches Naturell wirkt. In Paris schwebte ich doch etwas, die Konfektionneusenszene flog so flott hin, die Regie arbeitete so unbemerkt, das Publikum nahm es nicht wichtiger als es ist, die du Feure'schen lichten Gestalten auf den Wänden des Foyers glitten durch die Leute und das Orchester und die Darsteller, ganz leicht, angenehm, unkritisch, herzlich, genußfroh. Hier sehe ich auf den Heyden'schen Vorhang und sorgenvolle Parkettbesucher und schlecht bewegte Sängerinnen und künstliche Luft — da öffnen sich die gähnenden Schlünde, und ich gähne mit. Ich sehe auf die falschen gemalten roten Dächer von Paris. Ach, wenn ich heut Abend noch hinreiste zu den wirklichen grauen Dächern, und den wirklichen schwindelnd hohen Balkonen und den koketten Schornsteinen — — „o Paris!" — O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Rotzsch vorm. Otto Roack & Co.

www.libtool.com.cn

Ein Stück Lebensgeschichte.

Von **Selma Lagerlöf.**

Es war einmal eine Saga, die wollte erzählt und hinaus in die Welt getragen werden. Das war ganz natürlich, da sie bei sich wußte, daß sie schon so gut wie fertig war. Viele hatten mitgeholfen, sie durch merkwürdige Handlungen zu schaffen, andere hatten ihren Teil dazu beigetragen, indem sie diese Handlungen immer wieder und wieder erzählten. Was ihr fehlte, war, notdürftig zusammengefügt zu werden, so daß sie gemächlich im Lande umherziehen konnte. Sie war erst noch ein ganzes Gewühl von Geschichten, eine ganze formlose Wolke von Abenteuern, die hin und her flatterten wie ein Schwarm verirrter Bienen an einem Sommertag, und nicht wußten, wo sie jemanden finden sollten, der sie in einem Korbe vereinigen konnte.

Die Saga, die erzählt werden wollte, war in Värmland entstanden, und man kann sicher sein, daß sie über so manchen Herrenhöfen und Eisenhämmern, über manchen Pfarrhöfen und Offizierswohnungen in der schönen Provinz schwebte, zum Fenster hineinguckte und um Einlaß bat. Aber sie mußte viele vergebliche Versuche machen, überall wurde sie abgewiesen. Es konnte ja kaum anders sein. Die Menschen hatten an viel wichtigere Dinge zu denken.

Endlich kam die Saga in ein altes Haus, das Mårbacka hieß. Das war ein kleines Gehöft mit niedrigen Wirtschaftsgebäuden, die von hohen Bäumen überschattet wurden. Einmal war es ein Pfarrhof gewesen, und es war, als hätte ihm dies ein Gepräge aufgedrückt, das es nicht verlieren konnte. Man schien dort größere Liebe zu Büchern und Studien zu haben als anderswo, und immer lag ein stiller Friede über diesem Hause. Da durfte niemals ein Jagen bei der Arbeit oder ein Zank mit den Dienern vorkommen. Haß oder Zwietracht durfte es da auch nicht geben, und wer sich dort aufhielt, durfte das Leben nicht schwer nehmen, sondern die allererste Pflicht war, sorglos zu sein und zu glauben, daß der liebe Herrgott für jeden, der in diesem Hause lebte, alles zum Besten lenkte.

Wenn ich nun daran denke, begreife ich, daß die Saga, von der ich spreche, sich eine ganze lange Reihe von Jahren in ihrem vergeblichen Warten, erzählt zu werden, hier aufgehalten haben mußte. Es dünkt mir, als müßte sie das Haus umschwebt haben, so wie eine Wolke einen Bergesgipfel umschwebt, und einmal ums andere ließ sie eins der Abenteuer, aus denen sie bestand, darauf

hinunterregnen. Sie kamen als seltsame Gespenstergeschichten von dem Hammerherrn, der immer schwarze Stiere vor dem Wagen hatte, wenn er nachts von einem Gastmahl heimkehrte, und in dessen Heim der leibhaftige Böse selbst im Schaukelstuhl saß und sich hin und herwiegte, während die Hausfrau spielte. Sie kamen als wunderliche Geschichten aus dem Nachbarshof, wo die Elstern die Hausmutter verfolgten, so daß sie es nicht wagte, vor die Thüre zu gehen, von der Kapitänswohnung, wo sie so arm waren, daß sie sich alles leihen mußten, und von der kleinen Hütte unten an der Kirche, wo so viele junge und alte Mädchen wohnten, die sich alle in den schönen Orgelbauer verliebten.

Zuweilen kamen die lieben Abenteuer gewissermaßen noch handgreiflicher in das Haus. Alte arme Offiziere fuhren in rumpelnden Carriols, die mit uralten Pferden bespannt waren, an der Freitreppe vor. Sie machten Halt und blieben wochenlang zu Gaste, und am Abend, wenn der Toddy ihnen Mut gemacht hatte, begannen sie von der Zeit zu erzählen, wo sie ohne Strümpfe in den Schuhen tanzten, damit die Füße klein aussehen sollten, und wo sie ihr Haar brannten und ihren Schnurrbart schwärzten. Einer von ihnen prahlte mit dem Abenteuer, wie er versucht hatte, ein schönes Mädchen zu ihrem Bräutigam zurückzuführen und auf der Heimfahrt von Wölfen verfolgt worden war, ein anderer war bei dem Weihnachtsschmause mit dabei gewesen, wo ein erzürnter Gast alle Haselhühner an die Wand warf, weil man ihm eingeredet hatte, es wären Krähen, ein dritter hatte den Alten gesehen, der dazusitzen pflegte und Beethoven an einem Holztische spielte.

Aber die Saga konnte ihre Anwesenheit auch auf andere Weise offenbaren. Auf dem Dachboden hing ein altes Porträt einer Dame mit gepudertem Haar, und wenn jemand an ihr vorbeiging, mußte er sich ja erinnern, daß dies die schöne Grafentochter vorstellte, die den jungen Informator ihres Bruders geliebt hatte und einmal kam, um ihn zu besuchen, als sie eine alte, ergraute Dame war und er ein alter, verheirateter Mann. In der Rumpelkammer lagen große Haufen Dokumentenbündel, die Kaufkontrakte und Pachtverträge enthielten, unterzeichnet von der mächtigen Frau, die einmal über sieben Güter herrschte, die sie von ihrem Geliebten geerbt hatte. Kam man in die Kirche, so sah man da in einem kleinen verstaubten Schrank unter der Empore die Truhe, die mit Schriften des Unglaubens gefüllt war und nicht vor dem Beginn des neuen Jahrhunderts geöffnet werden durfte, und nicht weit davon war der Fluß, auf dessen Grunde eine Menge Heiligenbilder ruhten, die nicht auf der Kanzel und der Empore, die sie einstmals geschmückt, hatten bleiben dürfen.

Davon daß so viele Ueberlieferungen das Haus umschwebten, kam es wohl schließlich, das eines der Kinder, das dort aufwuchs, Lust bekam ein Erzähler zu werden. Es war keiner der Jungen, die waren nicht viel zuhause, sie hielten sich beinahe das ganze Jahr in ihren Schulen auf, so daß die Saga nicht so große Macht über sie erlangte, sondern es war eines der Mädchen, eine, die kränklich war, so daß sie nicht so viel umherlaufen und spielen durfte wie andere Kinder, sondern ihre liebste Freude daran hatte, durch Lesen und

Erzählungen von all dem Großen und Merkwürdigen zu erfahren, das sich in der Welt zugetragen hat.

Nun verhielt es sich durchaus nicht so, daß etwa das junge Mädchen von Anfang an die Absicht hatte, von den Sagen und Geschichten zu schreiben, die sie umgaben. Es fiel ihr nicht im entferntesten ein, daß ein Buch aus diesen Abenteuern werden konnte, die sie so oft erzählen gehört, daß sie ihr das Alltäglichste in der Welt dünkten. Wenn sie versuchte zu dichten, wählte sie die Stoffe aus ihren Büchern, und mit frischem Mute schrieb sie Geschichten über die Sultane aus Tausend und eine Nacht, über Walter Scotts Ritter und Snorre Sturlasons Sagenkönige.

Es ist sicherlich überflüssig zu erwähnen, daß das, was sie schrieb, das wenigst originelle und unreifste war, was nur je niedergeschrieben worden ist, aber das konnte sie selbst natürlich nicht sehen. Sie ging daheim in dem stillen Hause herum und bedeckte jedes Stückchen Papier, dessen sie habhaft werden konnte, mit Versen und Prosa, mit Schauspielen und Romanen. Wenn sie nicht schrieb, ging sie umher und wartete auf das Glück. Und das Glück sollte darin bestehen, daß irgend ein fremder Besucher, der sehr klug und mächtig war, durch einen wunderbaren Zufall das entdeckte, was sie geschrieben hatte, und es würdig fand, gedruckt zu werden. Dann würde all das andere ganz von selbst kommen.

Doch es begab sich nichts derartiges, und als das junge Mädchen über zwanzig Jahre alt war, begann sie ungeduldig zu werden. Sie konnte nicht begreifen, woher es kam, daß das Glück sich gar nicht einfinden wollte. Vielleicht fehlten ihr Kenntnisse, sie mußte wohl auch ein wenig mehr von der Welt zu Gesicht bekommen als das elterliche Haus. Und da es so langsam ging, bis sie ihren Unterhalt als Schriftstellerin verdienen konnte, mußte sie etwas lernen, sich eine Lebensstellung schaffen, so daß sie einen Broterwerb hatte, um davon zu leben, während sie auf sich selbst wartete.

Vielleicht verhielt es sich ganz einfach so, daß die Saga die Geduld mit ihr verloren hatte. Sie dachte vielleicht so: Da dieses verblendete Menschenkind das nicht sieht, was dicht vor ihren Augen liegt, so muß sie eben gezwungen werden, von dannen zu ziehen. Sie muß über graue Steinstraßen gehen, sie muß in engen Stadträumen wohnen ohne andere Aussicht als graue Hausmauern. Sie muß unter Menschen einhergehen, die alles, was in ihnen eigentümlich ist, verbergen, und die alle einander zu gleichen scheinen. Das wird sie vielleicht lehren, das zu sehen, was vor der Thüre ihres Heims wartet, all das, was zwischen den blauen Hügelketten lebt und webt, die sie täglich vor Augen hat.

Und eines Herbsts, als sie schon zweiundzwanzig Jahre alt war, fuhr sie nach Stockholm um anzufangen zu studieren und sich gleichzeitig zur Lehrerin auszubilden.

Das junge Mädchen steckte bald tief in der Arbeit. Sie schrieb nicht mehr, sondern ging in Aufgaben und Lektionen auf. Es sah fast aus, als sollte die Saga sie ganz verlieren.

Da begab sich etwas merkwürdiges in diesem selben Herbst, nachdem sie ein paar Monate in grauen Gassen und zwischen Hausmauern gelebt hatte. An einem Vormittag ging sie mit einem Pack Bücher unter dem Arm die Malmskillnadsgasse hinauf. Sie hatte eben einem Vortrag über Literaturgeschichte beigewohnt. Der mußte von Bellman oder Runeberg gehandelt haben, denn sie ging einher und dachte an diese beiden und an die Gestalten, die sich in ihrer Dichtung bewegten. Sie sagte sich selbst, daß Runebergs gutmütige Kriegshelden und Bellmans sorglose Zechbrüder das vortrefflichste Material waren, das ein Dichter nur haben konnte. Und da auf einmal tauchte dieser Gedanke in ihr auf: Die Welt, in der du unten in Värmland gelebt hast, ist wohl nicht weniger originell als die Fredmans oder Fähnrich Ståls. Kannst du nur lernen, sie zu gestalten, so hast du wohl ebenso guten Soff zu bearbeiten wie diese beiden.

Auf diese Weise ging es zu, daß sie zum ersten Male der Saga ansichtig ward. Und im selben Augenblicke, in dem sie sie sah, begann sich der Boden unter ihr zu schaukeln. Die ganze lange Malmskillnadsgasse vom Hamngatshügel bis hinauf zur Brandstation erhob sich zum Himmel und sank wieder hinab, hob sich und sank. Sie mußte eine gute Weile stille stehen, bis die Gasse zur Ruhe gekommen war, und sie sah erstaunt die Vorübergehenden an, die so ruhig einherschritten und gar nicht merkten, welches Wunder geschehen war.

In dieser Stunde beschloß das junge Mädchen, daß sie die Geschichte der Värmlandskavaliere schreiben würde, und sie gab diesen Gedanken nie wieder auf. Aber viele, lange Jahre währte es, bis der Entschluß zur Ausführung kam.

Fürs erste war sie nun in eine neue Lebensbahn eingetreten, und es gebrach ihr an Zeit, etwas größeres auszuführen. Fürs zweite mißlang es ihr gänzlich, als sie versuchte, diese Geschichte zu schreiben.

In diesen Jahren trugen sich jedoch stets Ereignisse zu, die ihr halfen, die Saga auszuformen. Eines Morgens in den Ferien saß sie mit ihrem Vater am Frühstückstisch, und die beiden plauderten von alten Zeiten. Da erzählte er auch von einem Jugendbekannten, den er als den bezauberndsten Menschen beschrieb. Dieser Mann brachte, wohin er auch kam, Freude und Heiterkeit mit. Er konnte singen, er komponierte, er improvisierte Verse. Spielte er zum Tanze auf, dann tanzte nicht nur die Jugend, sondern Greise und Greisinnen, Hoch und Niedrig, und hielt er eine Rede, so mußte man lachen oder weinen, ganz wie er es wollte. Wenn er sich betrank, so konnte er noch besser spielen und sprechen, als wenn er nüchtern war. Und wenn er sich in ein Weib verliebte, war es ihr unmöglich, ihm zu widerstehen. Wenn er Thorheiten machte, so verzieh man ihm; war er einmal betrübt, so wollte man alles erdenkliche thun, um ihn nur wieder froh zu sehen. Aber großen Erfolg in der Welt hatte er nicht gehabt trotz seiner reichen Begabung. Den größten Teil seines Lebens hatte er als Hofmeister auf den verschiedenen Gütern Värmlands verbracht. Schließlich hatte er das Pastorsexamen gemacht. Das war das höchste, was er erreicht hatte.

www.libtool.com.cn

Nach diesem Gespräch konnte sie den Helden der Saga besser vor sich sehen als früher, und damit kam ein wenig Leben und Bewegung hinein. Und eines schönen Tages bekam der Held sogar einen Namen und wurde Gösta Berling genannt. Woher er diesen Namen hatte, wußte sie nicht. Es war, als hätte er ihn sich selbst gegeben.

Ein ander Mal war sie in den Weihnachtsfeiertagen daheim. An einem Abend fuhr man fort zu einem Weihnachtsschmaus, einen weiten Weg bei argem Schneegestöber. Das war eine langwierigere Fahrt, als jemand hätte glauben können. Das Pferd arbeitete sich mühsam vorwärts. Mehrere Stunden hindurch saß sie da im Schneewehen und dachte an die Saga. Als sie endlich angelangt waren, hatte sie ihr erstes Kapitel ausgedacht. Es war das, welches von der Weihnachtsnacht in der Schmiede handelte.

Welches Kapitel! Es war ihr erstes, und mehrere Jahre hindurch war es ihr einziges. Es wurde zuerst in Versen geschrieben, denn der ursprüngliche Plan war, daß die Saga ein Romanzencyclus werden sollte so wie Fähnrich Ståls Erzählungen. Aber so allmählich wurde dies anders, und eine zeitlang bestand die Absicht, sie als Schauspiel zu schreiben. Da wurde die Weihnachtsnacht umgearbeitet, um den ersten Akt desselben zu bilden. Aber auch dieser Versuch glückte nicht, und nun entschloß sie sich endlich, die Saga als Roman zu schreiben. So wurde das Kapitel in Prosa niedergeschrieben und umfaßte damals vierzig Schreibseiten. Als es das letzte Mal umgearbeitet wurde, hatte es nur neun.

Nach einigen Jahren kam ein zweites Kapitel hinzu. Es war die Geschichte von dem Ball auf Borg und von den Wölfen, die Gösta Berling und Anna Stjärnhök verfolgten.

Dies wurde ursprünglich gar nicht in dem Gedanken geschrieben, daß es mit in die Saga kommen konnte, sondern als eine Art Gelegenheitsgedicht, um bei einer kleinen Gesellschaft vorgelesen zu werden. Die Vorlesung unterblieb jedoch, und die Novelle wurde an die Zeitschrift Dagny geschickt. Nach einiger Zeit erhielt sie die Verfasserin als für Dagny nicht geeignet zurück. Sie war auch wirklich für niemanden geeignet. Es fehlte ihr noch ganz und gar die künstlerische Ausarbeitung.

Nun zerbrach sich die Verfasserin den Kopf, wozu wohl diese unglückselige Novelle verwendet werden könnte. Wenn sie sie in die Saga einfügte? Aber sie war ja ein Abenteuer für sich, ganz abgeschlossen. Sie würde sich seltsam unter den übrigen ausnehmen, die besser zusammenhingen. Vielleicht wäre es gar nicht so übel, dachte sie dann, wenn alle Kapitel der Saga solche, mehr oder weniger abgeschlossene Abenteuer wären. Es würde schwer durchzuführen sein, aber unmöglich war es nicht. Es würden vielleicht zuweilen Lücken im Zusammenhang entstehen. Ja, aber es würde dem Buche großen Reichtum und Stärke geben.

Nun waren zwei wichtige Dinge entschieden. Es war klar, daß das Buch ein Roman werden sollte und daß jedes Kapitel ein Ganzes für sich sein würde,

www.libtool.com.cn

aber damit war noch nicht so besonders viel gewonnen. Sie, die die Idee gefaßt hatte, die Saga der Värmlandskavaliere zu schreiben, als sie zweiundzwanzig Jahre war, begann sich nun den dreißig zu nähern und hatte nicht mehr geschrieben als zwei Kapitel. Wohin waren die Jahre entschwunden? Sie hatte das Seminarium absolviert, sie war seit mehreren Jahren Lehrerin in Landskrona, sie hatte sich für vieles interessiert und sich mit mancherlei befaßt, aber die Saga war noch ungeschrieben. Eine Menge Material war freilich gesammelt. Aber was bedeutete das, daß ihr das Schreiben so schwer fiel? Warum kam nie die Inspiration über sie? Warum glitt die Feder so träge über das Papier? Zu dieser Zeit hatte sie ihre düsteren Stunden. Sie würde gewiß nie mit diesem fertig werden. Sie war der Diener, der sein Pfund in die Erde vergrub und keinen Versuch machte, es anzuwenden.

Es verhielt sich jedoch so, daß all dies sich in den Achziger Jahren zutrug, in der besten Zeit der strengen Wirklichkeitsdichtung. Sie bewunderte die großen Meister dieser Zeit und dachte nie, daß man eine andere Sprache in der Dichtung anwenden konnte, als die, welche diese benützen. Für ihr eigen Teil liebte sie die Romantiker mehr, aber die Romantik war tot, und sie war nicht diejenige, die daran dachte, ihre Form und Ausdrucksweise von neuem aufzunehmen. Obgleich ihr Gehirn übervoll war von Geschichten von Gespenstern und wilder Liebe, von wunderschönen Damen und abenteuerlustigen Kavalieren, suchte sie von all dem in ruhiger, realistischer Prosa zu schreiben. Sie war nicht sehr klarsehend. Ein anderer würde gleich erkannt haben, daß das unmögliche unmöglich war.

Einmal schrieb sie jedoch ein paar kleine Kapitel in einem anderen Stil. Das eine war eine Scene auf dem Svartsjöer Kirchhof, das andere handelte von dem alten Philosophen, Onkel Eberhard und seinen Schriften des Unglaubens. Sie schrieb sie mehr zum Spaße mit vielen Ach's und Oh's in einer Prosa, die fast rhythmisch war. Und sie merkte, daß es auf diese Weise mit dem Schreiben ging, es war Inspiration darin, das fühlte sie. Aber als die beiden kleinen Kapitel fertig waren, legte sie sie weg. Sie waren nur der Kurzweil halber geschrieben worden. Man konnte ja nicht ein ganzes Buch auf diese Weise schreiben.

Aber es war wohl so, daß die Saga nun lange genug gewartet hatte. Sie dachte sicherlich wie das vorige Mal, als sie sie hinaus in die Welt schickte: Ich muß diesem verblendeten Menschenkind eine große Sehnsucht schicken, die ihm die Augen öffnet.

Diese Sehnsucht kam so über sie, daß das Haus, in dem sie aufgewachsen war, verkauft wurde, und sie kam, um ihr Kindheitsheim zum letzten Male zu sehen, bevor Fremde davon Besitz ergriffen.

Und am Abend, ehe sie von dort abreiste, um diese Stätte vielleicht niemals wieder zu sehen, beschloß sie in aller Demut, das Buch auf ihre eigene Weise und nach ihren eigenen schwachen Kräften zu schreiben. Es würde kein Meisterwerk werden, wie sie gehofft. Es würde ein Buch sein, über das die Menschen lachen würden, aber schreiben mußte sie es doch. Es schreiben, um sich selbst von ihrem Heim zu retten, was sie noch retten konnte: die lieben alten Geschichten,

www.libtool.com.cn

den fröhlichen Frieden der sorglosen Tage und die schöne Landschaft mit dem langgestreckten See und den blauschimmernden Hügeln.

Aber für sie, die gehofft hatte, daß sie es doch einmal lernen würde, ein Buch zu schreiben, das die Menschen lesen wollten, war es so, als hätte sie das aufgegeben, was sie im Leben am liebsten erringen wollte. Es war das schwerste Opfer, das sie noch gebracht hatte.

Ein paar Wochen später befand sie sich wieder in ihrem Heim in Landskrona und setzte sich an den Schreibtisch. Sie begann zu schreiben, sie wußte nicht recht, was es werden sollte, aber sie wollte keine Angst haben vor den starken Worten, den Ausrufen, den Fragen. Auch wollte sie sich nicht davor fürchten, sich selbst zu geben mit all ihrer Kindlichkeit und all ihren Träumen. Und nach diesem Entschluß begann die Feder fast von selbst zu fliegen. Es versetzte sie beinahe in einen Taumel, sie wußte vor Entzücken nicht aus noch ein. Seht, das hieß schreiben. Unbekannte Dinge und Gedanken, oder richtiger gesagt, etwas, von dem sie nicht geahnt, daß sie es in ihrem Hirn besaß, drängte sich aufs Papier. Die Seiten füllten sich mit einer Raschheit, von der sie sich nie hatte träumen lassen. Wozu sie sonst Monate, ja Jahre gebraucht, um es auszuarbeiten, das wurde nun in ein paar Stunden fertig. An diesem Abend schrieb sie die Erzählung von der Wanderung der jungen Gräfin über das Eis des Löfven und die Überschwemmung bei Ekeby nieder.

Am nächsten Nachmittag verfaßte sie die Scene, in der der gichtbrüchige Fähnrich Rutger von Örneclou versucht, sich aus dem Bett zu erheben, um La Cachuca zu tanzen, und am darauffolgenden Abend enstand die Geschichte von dem alten Fräulein, die fortfuhr, um den geizigen Brobyer Pastor zu besuchen.

Nun wußte sie sicher, daß sie das Buch in diesem Stile schreiben konnte, aber ebenso sicher war sie, daß niemand aushalten würde, es zu lesen.

Uebrigens ließen sich nicht viele Kapitel so in einem Atemzuge schreiben. Die meisten erforderten lange Arbeit, und sie konnte sich nur ganz kurze Weilchen an den Nachmittagen der Schriftstellerei widmen. Als sie einen Winter geschrieben hatte, von dem Tage an gerechnet, an dem sie sich der Romantik in die Arme geworfen hatte, waren ein Dutzend Kapitel geschrieben. Es war vorauszusehen, daß das ganze Buch in drei bis vier Jahren fertig sein würde.

Es war im Frühling 1890, als die Zeitschrift Idun die Einladung zu einer Preisconcurrenz für Novellen von ungefähr hundert Druckseiten ergehen ließ.

Dies war ein Ausweg für eine Saga, die erzählt werden und in die Welt hinausziehen wollte. Sie war es wohl, die ihre Schwester dazu brachte sie anzueifern, diese Gelegenheit zu benützen. Hier war nun endlich eine Möglichkeit zu erfahren, ob das Geschriebene so ganz zu verwerfen war. Wenn es den Preis bekam, war viel gewonnen. Bekam es ihn nicht, so stand sie nur auf demselben Standpunkt wie früher.

Sie hatte nichts gegen die Sache einzuwenden, aber sie hatte so geringes Vertrauen zu sich selbst, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte.

Endlich, gerade acht Tage vor Ablauf des Einlieferungstermins entschloß

www.libtool.com.cn

sie sich aus dem Romane fünf Kapitel zu nehmen, die so ziemlich zusammenhingen, so daß sie den Eindruck einer Novelle machten, und sich mit diesen am Wettbewerb zu beteiligen.

Aber diese Kapitel waren durchaus noch nicht fertig. Drei von ihnen waren notdürftig erzählt, aber zu den übrigen zwei war kaum ein Entwurf vorhanden. Und dann mußte ja noch alles ins Reine geschrieben werden.

Dazu kam, daß sie damals gerade nicht bei sich zuhause war. Sie war zu Besuch bei ihrer Schwester und ihrem Schwager, die noch oben in Värmeland wohnten. Und jemand, der gekommen ist, um für kurze Zeit liebe Freunde zu besuchen, kann ja seine Tage nicht am Schreibtisch verbringen.

Sie schrieb also in den Nächten und saß in dieser Woche jede Nacht bis vier Uhr auf.

Endlich fehlten nur mehr vierundzwanzig Stunden der kostbaren Zeit. Und noch waren zwanzig Seiten zu verfassen.

Diesen letzten Tag waren sie ausgebeten. Die ganze Familie sollte fortfahren und über Nacht wegbleiben. Sie mußte natürlich mit.

Endlich nahm die Gesellschaft ein Ende, und sie saß nachts in dem fremden Hause und schrieb.

Es war ihr recht wunderlich zu Mute. Das Haus, wo sie zu Gaste war, war eben das, wo der böse Sintram gewohnt hatte. Das Schicksal hatte sie in wunderlicher Weise gerade in dieser Nacht hingeführt, wo sie über ihn zu schreiben hatte, der in dem Schaukelstuhl saß und sich wiegte.

Zuweilen blickte sie von der Arbeit auf und horchte in den Salon, ob dort draußen nicht möglicherweise ein paar Schaukelstuhlkufen in Gang waren.

Doch sie hörte nichts, und als die Uhr morgens sechs schlug, waren die fünf Kapitel fertig.

Im Laufe des Vormittags fuhren sie auf einem kleinen Lastdampfer nach Hause. Da machte ihre Schwester ein Paket, verschloß es mit Lack und Siegel, die zu diesem Zwecke von zu Hause mitgenommen worden waren, schrieb die Adresse und sandte die Novelle ab.

Dies geschah an einem der letzten Tage im Juli. Gegen Ende August enthielt Idun eine Notiz, daß mehr als zwanzig Preisschriften bei der Redaktion eingelaufen seien, aber ein paar derselben waren so verwirrt geschrieben, daß sie nicht mitgezählt werden konnten.

Da gab sie es auf, noch weiter auf den Ausgang zu warten. Sie wußte schon, was für eine Novelle so verwirrt war, daß sie nicht mitgezählt werden konnte.

Im November bekam sie eines Nachmittags ein wunderliches Telegramm. Es enthielt nur die Worte „Jubelnde Glückwünsche“ und war von drei ihrer Kameradinnen aus dem Seminar unterzeichnet.

Es kam ihr recht lange vor bis zur Mittagsstunde des nächsten Tages zu warten, zu der die Stockholmer Zeitungen ausgeteilt wurden. Und als sie die Zeitung in der Hand hatte, mußte sie lange suchen, ohne etwas zu finden. Endlich entdeckte sie auf der letzten Spalte eine kurze Notiz in kleinem Druck, die mitteilte, daß sie den Preis erhalten hatte.

www.libtool.com.cn

Es wäre vielleicht für einen anderen nicht so viel gewesen, aber für sie bedeutete es, daß sie sich dem Lebensberuf widmen durfte, nach dem sie sich ihr ganzes Leben lang gesehnt hatte.

* * *

Dem ist wenig hinzuzufügen. Die Saga, die in die Welt hinaus wollte, war nun ihrem Ziele ziemlich nahe. Jetzt würde sie wenigstens geschrieben werden, wenn es gleich einige Jahre dauern mußte, bis sie fertig wurde.

Sie, die sie schrieb, war zu Weinachten, nachdem sie den Preis bekommen hatte, nach Stockholm gereist.

Der Redakteur von Idun erbot sich, den Roman zu drucken, sobald er fertig war.

Ja, wenn sie nur die Zeit finden konnte, ihn zu schreiben.

An dem Abend, bevor sie wieder nach Landskrona fahren sollte, saß sie bei ihrer alten treuen Freundin, der Baronin Adlerspare und las einige Kapitel vor.

Esselde hörte zu, so wie nur sie zuhören konnte, und sie war voll Interesse. Nach der Lektüre blieb sie schweigend sitzen uud grübelte.

— Wie lange wird es dauern, bis es ganz fertig ist? sagte sie schließlich.

— So drei bis vier Jahre.

Sie gingen auseinander, aber am nächsten Morgen, zwei Stunden, bevor sie Stockholm verlassen sollte, kam ein Billet von Esselde mit der Bitte, sie vor der Abreise zu besuchen.

Die alte Baronin war in ihrer bestimmten und entschlossenen Stimmung. „Du mußt Dir jetzt für ein Jahr Urlaub nehmen und das Buch fertig schreiben. Das Geld will ich schaffen."

Eine Viertelstunde später war sie auf dem Wege zur Vorsteherin des Seminars, um sie zu bitten, ihr behülflich zu sein, eine Stellvertreterin zu finden.

Um ein Uhr saß sie glücklich in dem Zuge, aber nun fuhr sie nicht weiter als bis nach Sörmland, wo sie gute Freunde besaß, die in einem entzückenden Heim wohnten.

Und sie fand dort auf dem Lande Gastfreundschaft, Arbeitsfrieden und Ruhe und gute Fürsorge fast ein Jahr hindurch, bis das Buch fertig war.

Sie konnte nun endlich vom Morgen bis zum Abend schreiben. Das war die glücklichste Zeit, die sie erlebt hatte.

Aber als die Saga schließlich fertig war, da sah sie wunderlich aus. Sie war toll und wild und sinnlos, und mit dem Zusammenhalt war es nicht besser bestellt, als daß alle ihre Teile noch immer die alte Lust hatten jeder seine Straße zu ziehen.

Sie wurde nie das, was sie hätte werden sollen. Es war ihr Unglück, daß sie so lange hatte darauf warten müssen, erzählt zu werden. Wenn sie nicht gebührend in Zucht und Zaum gehalten wurde, so kam dies hauptsächlich daher, daß ihre Verfasserin nur allzu glücklich war, sie endlich schreiben zu dürfen.

www.libtool.com.cn

Nietzsche und die Romantik.

Von **Karl Joël.**

Nicht ohne Widerstreben, ja nicht ohne Gewissenskampf habe ich mich auf das Thema Nietzsche führen lassen. Und doch scheint gerade für einen Lehrer der Philosophie in Basel die Versuchung am nächsten zu liegen über Nietzsche den Mund recht voll zu nehmen; denn nur in Basel hat Nietzsche gelehrt, und dort wuchs er vom Philologen zum Philosophen. Doch sonderbar! heute, da alles von Nietzsche redet, hat gerade aus der einzigen Stadt seiner Wirksamkeit sich noch kaum eine Stimme über ihn vernehmen lassen. Vielleicht weil man dort einen stilleren, feineren Nietzsche kannte, nicht jenen lärmenden Propheten, der jetzt mit seiner Meute als wilde Jagd durch die deutschen Lande zieht. Wie dem sei, ich fühle mich ein Abtrünniger von jenem vornehm scheuen Geist der Zurückhaltung, indem ich von Nietzsche öffentlich spreche, und ich habe nur die zweifelhafte Entschuldigung, daß ich nicht aus eigner Erinnerung, nicht eigentlich von ihm, nur über ihn rede.

Aber die Scheu will nicht weichen. Man muß es mir schon zu gute halten. Wir Akademiker sind ruhige Leute; wir lassen ihn toben, den heißen Kampf der Parteien, in den heute Nietzsche gezerrt ist; wir sind die Nachdenklichen, die vor lauter Zwar und Aber zu keinem rechten Für und Wider kommen, und ich will es bald sagen, man wird auch aus meinem Munde kein reines Bekenntnis zu Nietzsche oder gegen Nietzsche hören. Wir sind lieber Zuschauer der Kämpfe. Und mehr; wir lieben die Toten, wir lieben die, die da ausgestritten haben, die da ruhen auf dem weiten Kirchhof der Geschichte. Wir sehen ja auch die lebendigen Dinge meist nicht mit natürlichem Auge, wir sehen sie mit Teleskop oder Mikroskop, überschauend oder secierend, im Prokrustesbett der Theorie sie zerrend zu Zusammenhängen und zerstückend zu Teilen. So verstehen wir uns auf die große Kunst, auch den sprühendsten Stoff langweilig zu machen, indem wir ihn aller Sensation entkleiden, indem wir das Lebendige sterben lassen in seinen erklärenden Beziehungen. Und so habe auch ich es nicht über mich gebracht, das Thema Nietzsche roh und nackt anzupacken, sondern ich habe mir diesen wilden Stoff ein wenig zu zähmen, zu sänftigen gesucht, eben durch einen Vergleich, der die Flucht ins Vergangene verstattet, durch einen entfernten Zusammenhang, durch ein feines Band, das den gar zu lauten Nietzsche hinziehen sollte zu stilleren Leuten. Jene Romantiker, die vor hundert Jahren blühten, scheinen doch zur Genüge tot, und also unschädlich. — Indessen, um nun mein Sündenregister endlich abzuschließen, es war ein Selbstbetrug. Es giebt ja nicht blos Tote in der Geschichte, es giebt da auch eine Auferstehung. Und eben die Romantiker feiern ja heute ihr Wiedererwachen. Es ist wie ein Wunder!

www.libtool.com.cn

Die alten Romantiker werden aus dem Staub der Bibliotheken hervorgeholt; eine anschwellende gelehrte und ungelehrte Literatur hat sich bereits ihrer bemächtigt, und Neuromantik nennt sich vielfach nicht ohne Grund unsere modernste Literatur und Kunst. Wir alle, die wir geistig, nicht blos leiblich heute leben, wir alle spüren ja jenen romantischen Hauch, jenes Wiederanklingen alter Melodieen, die vor hundert Jahren tönten. Und so ist das Thema Nietzsche durch die Beziehung zu den Romantikern nicht geschichtlich beruhigt, sondern leider gerade erst recht aktuell geworden.

Doch im Ernst! Ich sehne mich nach einer ruhigen Auffassung, nach einer Erklärung Nietzsches. Die Anderen mögen kämpfen, und die Menge steht herum und sieht von Nietzsche nichts als den Staub, den seine Sache aufwirbelt, hört nichts als den Lärm der Schläge im Geisterkampf. Ich möchte es nun wagen ganz unbewaffnet aufs Schlachtfeld zu treten, — nicht etwa, daß ich den Kampf verachten dürfte: der Kampf klärt, und es gäbe ein Recht zum Kampfe, selbst wenn er aus einem Mißverständnis käme — Nietzsche will bisweilen mißverstanden werden —, es bestände eine Pflicht zum Kampfe, selbst wenn der Nietzsche, um den man da kämpft, gar nicht der eigentliche wäre, — „jede Philosophie verbirgt auch eine Philosophie," sagt Nietzsche — selbst wenn es nur sein Bild wäre, seine Maske, sein Visier, seine Vordergrundsansicht. Das Wort schlägt ein, das Bild lockt die einen, empört die andern, die Maske wirkt und darum lebt sie, sie birgt Reiz und schwere Gefahr und damit fordert sie den Kampf. Nur kann es in diesem Kampfe zwischen Nietzsche und Anti-Nietzsche geschehen wie in der alten Mär von den zwei Recken, die gar kräftig gegeneinander fechten, bis der Ueberwundene erkennt, daß er auf seinen Vater geschlagen. Und darum frage ich: Wer steckt hinter dem Visier? wer ist Nietzsche? wer seine Sippe? Wer ist ihm geistig Vater und Mutter, und wer sein Umgang, an dem wir ihn erkennen?

Wer Nietzsche ist, das dürfen wir ihn nicht fragen. „Was wissen wir zuletzt von uns? Und wie der Geist heißen will, der uns führt?" So fragt er, und er fordert, daß man es ihm glaube: er habe immer nur schlecht, nur ganz selten und gezwungen an sich gedacht dank einem unbezwinglichen Mißtrauen gegen die Möglichkeit der Selbsterkenntnis — das sei beinahe das Sicherste, was er über sich wisse. „Es muß eine Art Widerwillen in mir geben, etwas Bestimmtes über mich zu glauben." „Wir sind uns unbekannt, wir Erkennenden, wir selbst uns selbst, das hat seinen guten Grund. Wir haben nie nach uns gesucht. Wir bleiben uns eben notwendig fremd, wir verstehen uns nicht, wir müssen uns verwechseln, für uns heißt der Satz in alle Ewigkeit ‚Jeder ist sich selbst der Fernste'." — „Wir" sagt er, und das Mißtrauen gegen die Selbsterkenntnis — „vielleicht verrät es die Spezies, zu der ich gehöre." Aber wer ist diese Spezies? Wer sind die „Wir", in deren Namen Nietzsche so oft das Wort ergreift? Wer sind die Freunde und Genossen, an denen man ihn erkennt? Als Nietzsche noch nicht sich selbst gefunden, da fand er der Freunde viele; als er aber zu seinen eigenen Höhen emporstieg, da fühlte er sich ganz allein. Und die neuen Freunde, denen der späte Nietzsche so sehnsüchtig entgegen harrte, denen Zarathustra prophezeit und predigt, die wohnten im Nebel der Zukunft, die trugen noch keine Namen.

Aber auch der späte Nietzsche nennt doch Namen, die er lobt, und an denen müssen wir ihn doch greifen. Wir werden uns wohl hüten. Solche Schlußfolgerung aus dem Lobe nennt Nietzsche kurzweg eine Eselei, die ihm das halbe Leben verderbe, da sie uns die Esel in unsere Nachbarschaft und Freundschaft bringe. Man werde beständig mißverstanden, denn es sei eine feine und zugleich vornehme Selbstbeherrschung, gesetzt, daß man überhaupt loben will,

www.zlibool.com.cn

immer nur da zu loben, wo man nicht übereinstimmt — im anderen Falle würde man ja sich selbst loben.

Nun denn, da wir ihn an seinen Freunden nicht erkennen können, so wollen wir ihn aus seinen Feinden verstehen, aus seinem Gegensatz. Aber seine Feinde sind Legion. Wer in allen Zeiten und Landen ist nicht der Gegner dessen, der sich nicht nur den Antichristen nannte, sondern auch den Immoralisten? Nietzsche ist weit, weit in die Fremde gewandert, fern von der übrigen Menschheit; die wohnt ihm in der alten Welt, und er hat alle Schiffe hinter sich verbrannt. Wo soll man ihn anknüpfen, den Beziehungslosen, Unfaßbaren, den ewig Anderen und ewig Eigenen, der sich von Allem losreißt?

Wie ein zürnender Gott steht er vor den Menschen; nicht ungestraft nahen sie seinem Angesichte; denn er setzt alle in Flammen, macht alle erschauern in Entzücken oder Entsetzen; blendender Glanz strahlt aus seinem Auge, doch von seinem Kampfesschild grinst ein Medusenhaupt. Wir aber wollen von der Seite herantreten und ihn anschauen, wo seines Geistes Linie ruhiger und klarer sich abzeichnet, im Profil, mit einem vis-à-vis. Wir wollen ihn und uns aus seiner verwirrenden Einzigkeit erlösen, wir wollen ihn gruppieren, vergleichen, ihm ein Seitenstück und Gegenbild geben, daß zugleich seine Art und Eigenart heraus-springen. Wen aber kann er neben sich ertragen?

Die Liebe und der Krieg.

Nietzsche und die Romantik! So hat es schon lange in mir halb unbewußt und immer lauter gerufen. Nietzsche und die Romantik! Wer dieses Zusammen hört und zuerst bedenkt, muß den Kopf schütteln. Was haben sie mit einander zu thun, der modernste grell radikale Denker und die mystisch dunkle Literaturbewegung vor hundert Jahren? Eine Welt liegt dazwischen, das ganze lebensreiche 19. Jahrhundert als eine ungeheure Kluft, und keine Brücke ist sichtbar. Und doch, es klingt! Nietzsche und die Romantik! Und ich sagte mir, daß doch ein Band bestehen müsse zwischen denen, die beide so stark auf die moderne Seele wirken, vom selben Zeitgeist als Stimmungsvorbilder ergriffen werden. Ich suchte lange, aber ich fand nur Gegensätze.

Nietzsche und die Romantik! Ich bin es sicher, er selber, Nietzsche, hätte sich empört gegen solche Gruppierung. Er spricht (namentlich im XV. Bande) auffallend oft von Romantik. Aber wo er sie nennt, bekämpft er sie, und was er so nennt, ist ihm damit gerichtet. Und dann! Schon das Zusammen-stellen überhaupt, schon das bloße Wort „und" war ihm ein Aergernis, sieht er doch eine Nationalkrankheit der Deutschen darin, daß sie von Schiller und Goethe sprechen, von Mozart und Beethoven. Das Genie verträgt kein „und", denn es ist das Unvergleichbare. Aber nun gar ihn selbst mit so einem ewigen Plural zusammenzustellen, mit den Romantikern, die nur durch lauter „Unds" leben, die als Ensemble und damit schon weniger genial als kongenial auftraten, sich gegenseitig brauchend, nährend, befeuernd. Im belebten Freundeskreis da wuchsen die Romantiker, da blühten sie auf zu Genies. „Ich produziere am meisten im Gespräch" sagte Novalis, und Dorothea Schlegel schreibt von ihm: „wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken." Aber es gab keine dreißig Bücher von ihm zu lesen, und wenn die Romantiker Bücher schrieben, so wurden es leicht wieder Gespräche, Reden, es wurden Romane als Geständnisse, es wurden Briefe, Einfälle und am wenigsten Bücher. „Gesellschaftlichen Witz" suchten sie

und „gesellschaftliche Schriftsteller“ wollten sie sein. Eine Zeitschrift hinterließen sie als Signatur und Monument ihres Geistes, und ihre Mitarbeit half die Aera der Journale heraufführen, die Novalis als „gemeinschaftliche Bücher“ Symptome der Zukunft findet. Alles, alles wollten sie gemeinschaftlich treiben, „Sympoesie“ schaffen und „symphilosophieren“ und „symschreien“ und „symfaullenzen“ und „symexistieren“. Unser Denken, sagt Novalis, ist eine Zweisprache, unser Empfinden Sympathie. Geist, sagt Fr. Schlegel, ist innere Geselligkeit, Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Vielleicht hat die ganze Romantik ihr Bestes gegeben im Vergänglichsten, in der intimen Kauserie, in Worten des Augenblicks, die verhallt sind am Kamin.

Es ist wohl wahr, die Romantik schuf den deutschen Salon; sie schuf ihn und sie ward von ihm geschaffen. Im Salon aber thront das Weib. Die Romantik, die ja mehr Poesie suchte als Poesie war, folgte treulich Apoll und den Musen, aber mehr den Musen als Apoll. Mehr als ihr Abgott Goethe waren ihr jene tief verstehenden, hoch stachelnden Frauenseelen, allen voran jene Karoline Böhmer, die Anspruch machen dürfte das genialste deutsche Weib zu heißen, „deren feinsinniger Geschmack der ganzen romantischen Schule Gesetze gab“ (Walzel). Was war der ältere Schlegel ohne sie, „seinen guten Genius“ und später ohne Madame de Staël, der er wie ein Schatten folgte, und ohne all die weiblichen Blumen, zwischen denen er flatterte? Was war jene reinste deutsche Dichtergestalt, wie wir sie alle träumen, der edle Jüngling Novalis ohne seine Sophie? Ein Amor ohne Psyche. Wieviel bedeutete die kluge, treue Dorothea dem unsteten Friedrich Schlegel? Und dazu wirkten der klassische Zauber einer Henriette Herz, die Lebensfülle einer Bettina, die geistig mitlebende Sorgsamkeit all der minder genannten Schwestern und Freundinnen der Romantiker, kurz, man nehme die Frauen aus dem romantischen Kreise — und es ist, als ob die treibende und haltende Seele verschwindet. Die Romantik ist wie ein Tanz der Paare mit innig verschlungenen Händen, die Paare wechseln oft, aber der Tanz steht still ohne die Frauen. Es ist nicht Zufall, daß heute das Buch über die Romantik von Frauenhand geschrieben ward; Ricarda Huch schrieb wie eine wiedergeborene Schwester über die Romantiker; Rudolf Haym hatte wie ein Arzt und Richter geschrieben. Seit Menschen auf dieser Erde wohnen, hat nie das Weib feinere Herrschaft geübt, höhere Innenkultur erstiegen, als damals im Zeitalter der Königin Luise, der von Novalis in den Himmel erhobenen, als damals — ohne Emanzipation.

Fast kann mans sagen, im romantischen Kreise, da waren die Frauen die Männer, und die Männer die Frauen, und wirklich, in solchem Rollentausch findet Schlegels Roman Lucinde „die schönste Situation“. Die Romantik ist ein Werk der Liebe und der Freundschaft. Ein Brüderpaar steht am Eingang der Romantik, Wilhelm und Friedrich Schlegel, von denen Novalis sagte: „ihr seid ein einziges, unteilbares Wesen.“ Und Friedrich führte Novalis an der Freundeshand herbei und Schleiermacher, den er seine Ehehälfte nannte. Eng verbunden kamen Tieck und Wackenroder, Arnim und Brentano. Und sie lösten die Hände nur, um sie den Frauen zu reichen. Wir sind ja doch eine Familie, sagten die Frühromantiker, und sie hegten ernstlich den Plan, als eine Familie unter einem Dache zu wohnen.

Und nun von diesem eng verschlungenen, verweiblichten Kreise der Romantiker, die im dämmerigen Zimmer sich wärmten an Freundeshänden und Liebesblicken, schauen wir hinweg, hinauf zu ihm, zum Einsamsten der Einsamen auf der stolzen, kühlen, felsigen Alpenhöhe von Sils Maria, wo er, wo Friedrich Nietzsche seinen größten Gedanken dachte im Angesicht der Sonne am freien Mittagshimmel. Wer kennt wohl größere Gegensätze als diesen Mannesgeist und jene

Weibesseelen? Nietzsche, heißt es, hat nie ein Weib geliebt im ganzen Sinne des Worts. Und die Romantiker hörten nie auf zu lieben, sie die Liebesvirtuosen, die ewig in Romanen leben und rasch die Braut finden. Aber die Freigeister müssen es vorziehen, allein zu fliegen, gleich den wahrsagenden Vögeln des Altertums, so forderte Nietzsche, und er stieg zu dem Satze, daß in den Angelegenheiten der höchsten philosophischen Art alle Verheirateten verdächtig sind. Er hat das Weib ideal erhofft als die Mutter des Uebermenschen, aber er hat es als Weib verachtet. Man kennt sein Wort: Du gehst zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht! Aber die Romantiker gingen zum Weibe, um zu knieen. So redet Ofterdingen bei Novalis die Geliebte an: „der Himmel hat Dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete Dich an. Du bist die Heilige, Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben". Und Novalis erklärt die Liebe zur Geliebten für angewandte Religion. Und Fr. Schlegel will seine Lucinde „mit Religion umarmen", wie er auch sonst gesteht: er könne nicht lieben ohne anzubeten. Julius bekennt es Lucinden: „ich liebe nicht Dich allein, ich liebe die Weiblichkeit selbst. Ich liebe sie nicht bloß, ich bete sie an." Man sieht, der Zug zum Weibe ist nicht bloß „galante Passion" bei den Romantikern. Sie folgen ja begeistert den Spuren Goethes und nehmen als seliger Chor den Schluß des Faust auf und führen ihn fort den Sang vom ewig Weiblichen, das uns hinanzieht. Sie wollen emporschauen zum Weibe, sie wollen dienen und preisen, und wenn sie das fromme, ritterliche Mittelalter lieben, so lieben sie in ihm vornehmlich Marienkult und Minne. Und diese modernen Troubadours heben erst das Weib auf den Thron, um es anzubeten. Sie lieben nicht sozial höher stehende Frauen, sie lieben oft ältere Frauen und bisweilen Kinder wie Karolinens Tochter und jene Sophie, für die Novalis sterben wollte, — ein krankes, dreizehnjähriges Mädchen, das sich nicht viel aus Poesie machte und nicht orthographisch schreiben konnte. Die Romantiker *wollten* verklären, sie *suchten* das Weibliche bis zur Sentimentalität, und Nietzsche suchte die Männlichkeit bis zur Brutalität. Was Nietzsche wollte mit seiner ganzen Lebensarbeit, das ist ja Vermännlichung der Kultur. Er spannt den Gegensatz von Mann und Weib zu dem von Herrn und Sklaven. Fr. Schlegel aber, der Stimmführer der Romantik, sieht im Unterschied der Geschlechter etwas Zufälliges, Gleichgiltiges, dessen Betonung das größte Hemmnis der Menschlichkeit wäre. Es ist ihm der höchste Grad der Liebe, wenn der Jüngling nicht mehr bloß wie ein Mann, sondern zugleich wie ein Weib liebe. Sein Ideal ist das vermännlichte Weib und der verweiblichte Mann, oder wie er sagt, selbständige Weiblichkeit und sanfte Männlichkeit. Beim Anblick einer stolzen Pallas Athene im Museum fühlt er sich getroffen, als schaue er die Muse seines inneren Lebens, doch als er von jemandem liest: „Es ist ein schlechter Mensch, aber es ist ein Mann," da empört er sich. Das sei, als ob man von Einem sage, er sei ein schlechter Mensch, aber ein guter Schneider. Das Mannsein ist eben den Romantikern eine gleichgiltige Profession. Sie wurden insgesamt außer Tieck keine Familienväter. Nietzsche aber wertet die Ehe eigentlich nur um des Kindes willen, als den Willen zu Zweien, den Uebermenschen zu schaffen.

Sanfte Männlichkeit, so sagte Fr. Schlegel. Die Romantiker suchten das Weib — sie wollen sanft und weich werden. Und Nietzsches stärkstes, eigenstes Wort lautet: werdet hart! Jene suchten nicht so sehr das Weib, als durch das Weib die Liebe. Und damit greifen wir das Wesen der Romantik. Fr. Schlegel stellte den Satz auf: ein romantisches Buch ist ein solches, das einen sentimentalen Stoff in phantastischer Form behandelt. Die Romantiker suchen das Sentimentale, aber was nennen sie so? Fr. Schlegel antwortet: „Das was uns anspricht, wo das *Gefühl* herrscht. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist

die Liebe und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar schweben." „Die Liebe, bestätigt Novalis, hat von jeher Romane gespielt, oder die Kunst zu lieben ist immer romantisch gewesen." So ist es heraus: das Wesen der Romantik ist die Liebe, und das Wesen Nietzsches ist der Zorn und der Trotz, der Argwohn und die losreißende Gewalt, kurz alles Feindliche, alles Gegenteil der Liebe!

Was ist den Romantikern die Liebe, oder vielmehr: was ist ihnen die Liebe nicht? Poesie ist ihnen Liebe, jedes romantische Gedicht muß ganz und gar durchzittert sein von Liebe, und dem wahren Dichter, so fordert wieder Fr. Schlegel, sind Personen und Handlungen nur Hindeutungen auf die eine ewige Liebe. Wissenschaft wird ihnen Liebe, „dem Freunde der Wissenschaften bieten sie alle Blumen und Souvenirs für seine Geliebte," heißt's bei Novalis. Religion ist Liebe, „eine ewige Vereinigung liebender Herzen," sagt wieder Novalis, und ähnlich schreibt es Fr. Schlegel seiner Dorothea, und er verkündet in der Lucinde die „Religion der Liebe" und „die liebenswürdige Moral der Liebe." Liebe wird ihnen zur Tugend, zur Wahrheit, zur Glückseligkeit. „Jede unrechte Handlung, jede unwürdige Empfindung ist eine Untreue gegen die Geliebte, ein Ehebruch" verkündet Novalis. Gesetz — so lehrt er in seinem Hymnus auf das preußische Königspaar — ist der Willensausdruck einer geliebten Person, Staat eine Liebesverbindung, eine Ehe. „Alle Wünsche der Liebenden sind buchstäblich wahr, nämlich der echten Liebenden," meint Friedrich Schlegel mystisch, und Aug. Wilhelm schlägt ein: „Mystik ist, was allein das Auge des Liebenden an der Geliebten sieht." Schöner noch schwärmt Novalis: „Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses" und er singt: „Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne, Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist." Ja, es sättigt ihn, fährt Friedrich fort, — nur nicht in der Liebe. „Ohne gegenseitige Unersättlichkeit im Lieben und Geliebtwerden giebt's keine Liebe. Wir leben und lieben bis zur Vernichtung." Und er rast in der Lucinde in „unendlichem Sehnen", und er lechzt nach dem „unendlichen" „ewigen Kuß" und er träumt wie Novalis in seinen Hymnen am Ende aller Träume „eine große ewig gefühlte Liebesnacht." Und endlich redet er die Geliebte an: „Du Unendliche!"

Die Liebe wird ihnen zur Welt, die Welt zur Liebe. „Ich weiß nicht, meint Fr. Schlegel, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte." Karoline scherzte über Novalis, man wisse aus seinen Reden nie, wen er liebe, ob die Harmonie der Welten oder eine Harmonika, eine Braut. Sagt doch Novalis selbst: „Meine Geliebte ist die Abbreviatur des Universums, das Universum die Elongatur meiner Geliebten." Fr. Schlegel weiß es noch besser. Die Liebe schafft ihm das All, aber auch die Einzelnen. „Nur durch die Liebe und durch das Bewußtsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen." „Nicht der Haß, wie die Weisen sagen, sondern die Liebe trennt die Wesen und bildet die Welt, nur in ihrem Licht kann man diese finden und schauen. Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen." „So wie Du ist ein größeres Wort als alle Superlative." Die ganze Romantik mutet an, wie eins jener antiken Symposien, da jeder der bekränzten Genossen der Tafelrunde einen Hymnus auf die Macht des Eros zum Besten giebt, sie mutet an, wie ein ins Unerschöpfliche fortgesponnener Sängerwettstreit auf der Wartburg, da es zu sagen gilt, was die Liebe ist. „Liebe ist's, sagt Fr. Schlegel, die uns erst zu wahren und vollständigen Menschen macht, die das Leben des Lebens" ist. Liebe, sagt Novalis, ist das höchste Reale, der Urgrund. Liebe, ruft Fr. Schlegel, ist die Seele der Seele. Liebe, weissagt Novalis, ist der

Endzweck der Weltgeschichte, das Amen des Universums. Doch Tieck übertrumpft sie, denn Liebe ist ihm das „Unsagbare, Unendliche," „das Mögliche, was doch unmöglich ist." Vielleicht aber schießt Fr. Schlegel noch höher, denn „der Begriff und Namen der Liebe" war ihm „überheilig und blieb ganz in der Ferne."

Der Romantiker liebt alles, und alles liebt sich bei ihm; denn Liebe ist ihm alles. Und Nietzsche steht da als der boshafte Verächter und furchtbare Ankläger der Menschen und Dinge, als der lauernde Feind, der scharf zielende Schütze, wie er einmal die französischen Moralpessimisten schildert, die stets in's Schwarze treffen, in's Schwarze des menschlichen Herzens. Die Romantiker wollen gerade auch im Innersten getroffen werden, aber von der Liebe; Fr. Schlegel preist Karoline, daß sie seinen Geist zum ersten Mal ganz und in der Mitte traf, und Schelling spricht von ihrer Gewalt das Herz im Mittelpunkt zu treffen. Mag Nietzsche seine bittersten Pfeile entsenden, die Romantiker nehmen sie auf, umkränzen sie mit Rosen und führen sie sich selbst in die Brust als Liebespfeile. „Welcher Schmerz," meint Fr. Schlegel, „wäre der Rede wert, wenn wir damit ein tieferes, heißeres Bewußtsein unsrer Liebe gewinnen?" Der Nihilist Nietzsche stößt alles von sich und verachtet selbst das Glück; die Romantiker ziehen alles an sich und lieben selbst das Leid. Sie wandeln Schmerz in Wollust; sie *wollen* weinen, und kann man es weiter treiben als Novalis? „In dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Armen." Er sagt es nicht blos, er thut es. Er *genießt* seine Trauer um die tote Geliebte; er hütet seinen Schmerz wie einen kostbaren Schatz, er führt in seinem Tagebuch Rechnung über das Maß seiner Rührung und klagt, wenn seine Trauer abnimmt, sein Herz weniger blutet; er will es bluten sehen und schwelgt in diesem Anblick. Und würde Nietzsche ihn anfahren: deine Liebe ist Krankheit, er würde antworten, ganz recht, Liebe ist durchaus Krankheit. So steht es wörtlich bei Novalis, und er schreibt über seine Sophie: „ich liebe sie fast mehr ihrer Krankheit wegen." Kranke seit Ihr selbst und elende Schwächlinge, würde Nietzsches Zorn schelten. Novalis aber schaut ihn sanft an: Krankheit läutert, verfeinert, erhöht, man sollte stolz darauf sein. Krankheiten zeichnen den Menschen vor Tieren und Pflanzen aus. Solche Worte sind so recht Nahrung für die Zähne Nietzsches. Denn ihm ist das Kranke das Gerichtete.

Nietzsche will nichts sein als der große Arzt der modernen Kultur, der nicht aufhört das Gesunde und immer wieder das Gesunde, gerade auch das leiblich Gesunde und Starke zu fordern und eine verzehrende Leidenschaft hat alles Kranke bis zur Wurzel auszumerzen. Und nun der Romantiker, der die Krankheit verklärt. Würde Nietzsche ihn nicht zu Boden donnern als einen Decadenten, dem Tode Verfallenen, Sterbenden? Was hülfe es ihm gegen Novalis? Der würde mild lächeln: ja, ich suche den Tod, ich will sterben. „Leben, sagt er, ist der Anfang des Todes, das Leben ist um des Todes willen." Und es war ihm Ernst: er wollte seiner Geliebten nachsterben, nicht gewaltsam, nicht äußerlich, nein, mehr, er ging mit seiner Seele dem Tode entgegen, er beschloß und rüstete sich täglich langsam seinen Lebenswillen verbluten zu lassen, er genoß mit vollen Zügen sein Sterben, er umarmte selbst den Tod. Denn er suchte in ihm die Liebe. „Im Tode, so sagt er, ist die Liebe am süßesten. Für den Lebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimnis süßer Mysterien." Doch ich höre Nietzsche predigen gegen die Prediger des Todes, gegen die Schwindsüchtigen der Seele, die kaum geboren zu sterben anfangen und sich nach Lehren der Müdigkeit sehnen.

Man halte diese beiden edlen Köpfe nebeneinander: Novalis das Haupt

wie eine thauschwere Blüte gesenkt auf das Grab der Geliebten, und Nietzsche die gährenden Augen trotzend erhoben gegen den Himmel. Dort die Todesverklärung, hier die Lebensbejahung. Denn das ja ist Nietzsches Wesen — lautestes, wildes, heißestes Jasagen zum Leben, ein stürmisches Crescendo, ein Forte in grellen Dissonanzen bis zum Fortissimo der Trompete, und dort bei der Romantik ein Decrescendo ein Hinschmelzen in Flötentönen bis zum Pianissimo. Zart, still, süß, reizend und vor allem innig — das sind die Lieblingsworte, die durch die ganze Romantik tönen; denn es sind Worte der Liebe. Furchtbar, verwegen, übermütig, höhnisch, tapfer, gefährlich und vor allem boshaft, das sind die Worte Nietzsches; denn es sind Worte des streitenden Feindes. Und gerade so wie das Wesen der Romantik die Liebe ist, gerade so ist das Wesen Nietzsches der Krieg.

Man nehme Nietzsche nicht als den Krieger für diese oder jene Sache, sondern als den Krieger an sich, als den Krieger für den Krieg. „Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch, der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge gethan als die Nächstenliebe.“ „Was ist gut?“ fragt ihr. „Tapfer sein ist gut.“ Nietzsches wilder Krieg gegen Moral und Christentum hat Sturm erweckt. Aber man frage sich: was hat denn Nietzsche nicht bekriegt? „Tapfer sein ist gut“ sagte er, und darum suchte er Feinde. Er bekämpfte Moral und Christentum, weil sie am wenigsten bekämpft werden, weil sie die mächtigste Sanktion haben, weil es in diesem Kampfe ihm die große Tapferkeit zu gelten schien, und er bekämpfte beide, weil sie die eigentlichen, die großen, die prinzipiellen Friedensbringer und Liebesstifter sein wollen. Nietzsche ist der Krieg, und so ist sein Kampf gegen Moral und Christentum selbstverständlich. Muß nicht der Krieg gegen den Frieden und die Liebe eifern? Man findet, daß Nietzsche Moral und Christentum verleumdet, indem er sie als Werk der Rache, als Verschwörung und Empörung der Unterdrückten deutet. Er hat eben selbst den Frieden und die Liebe bewaffnet und sie zu Kriegsmächten umgestempelt. Er kann nicht anders, denn er kennt nur Krieg und sieht deshalb überall nur Gründe und Lagen des Krieges. So ist ihm der Friede die Ohnmacht zum Kriege und die Liebe wird ihm verdeckter Haß. Hat er doch auch die Moral gespalten in Herren- und Sklavenmoral und es so fertig gebracht, selbst die Moral in Krieg zu verwandeln, in den Krieg zweier feindlichen Moralen.

Nietzsche hat zeitlebens Krieg geführt, Krieg gegen alles, gegen Gott und Welt, sogar gegen sich selbst, und gerade gegen sich selbst am dauerndsten und blutigsten, ja im Grunde hat er nur gegen sich selbst gestritten, er hat sich wehe gethan mit jedem Schlage, er hat nicht aufgehört sein Liebstes an Ueberzeugung zu geißeln und zu opfern, er hat seine Seele selbst zum Schlachtfeld gemacht und hat da gelitten wie keiner seiner Feinde, keiner der Märtyrer seit tausend Jahren; er hat alle Buße für seinen Uebermut und alle Rache seiner Feinde tausendfach vorweggenommen als sein eigner, bitterster, grausamster Feind. Er spricht von zauberhaften, großen Rätselnaturen in Uebergangszeitaltern, deren Seele selbst ein Krieg ist, die Feinheit und Meisterschaft zeigen im Kriegführen der Triebe, in der Selbstbezwingung, Selbstüberlistung. Er selbst ist solche Rätselnatur. Er spricht von den modernen Seelen, die durch die heutige Ständemischung den Krieg der Instinkte in sich tragen. Er selbst ist die reinste moderne Seele.

Und mehr: er sieht in allem Wollen einen Krieg der Triebe, ein inneres Kommandieren, Triumphieren und Widerstehen. Und weiter noch: Auch das Denken ist ihm Krieg. Er sieht im Verlauf logischer Gedanken einen Kampf der Triebe, die an sich alle sehr ungerecht seien und wohl verständen

www.libtool.com.cn

einander wehe zu thun — bis zur Erschöpfung der Denker, wie auf dem Schlachtfelde. Er spricht von dem verborgenen Heroentum in unserem kämpfenden Inneren. Er freut sich aller Anzeichen eines kriegerischen Zeitalters, das die Tapferkeit wieder zu Ehren bringe, den Heroismus in die Erkenntnis trage und Kriege führe um der Gedanken willen. „Erkenntnis," sagt er, „ist für mich eine Welt der Gefahren und Siege." Und er ruft den Erkennenden zu: „Lebt im Kriege mit euresgleichen und mit euch selber!" — Und will man das Geheimnis seiner Zaubersprache wissen? Es ist der Krieg. Er spricht von dem, der seine Sprache wie einen biegsamen Degen handhabt und vom Arme bis zur Zehe hinab das gefährliche Glück der zitternden, überscharfen Klinge fühlt, welche beißen, zischen, schneiden will. Er erklärt alle Reize der guten Prosa aus einem ununterbrochenen artigen Krieg mit der Poesie. „Der Krieg ist der Vater aller guten Dinge, der Krieg ist auch der Vater der guten Prosa!" Aber nicht nur der guten Prosa, nicht nur aller guten Dinge, der Krieg ist für Nietzsche der Vater aller Dinge überhaupt, das ganze Leben ist ihm Krieg, das nackte Leben als solches: „Leben selbst," verkündet er, „ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigner Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung. — Die „Ausbeutung" gehört ins Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion." „Leben — das heißt: fortwährend etwas von sich abstoßen, das sterben will; Leben — das heißt: grausam und unerbittlich gegen Alles sein, was schwach und alt an uns, und nicht nur an uns. Leben — das heißt also — immerfort Mörder sein." Man erschrecke nicht vor dieser Folgerung Nietzsches; sie ist notwendig. Wille zur Macht ist ihm nun einmal Prinzip alles Lebens, und damit ist alles Leben — Krieg. Nur alles Leben? Wille zur Macht scheint ihm das einzig Wirkliche. Real gegeben sei uns ja nur unsere Welt der Begierden und Leidenschaften — von ihr aus, so lehrt er, verstehen wir die übrige Wirklichkeit, die materielle Welt der Naturkräfte als Vorform des Lebens, als erste Ausgestaltung der einen Grundkraft, des Willens zur Macht — „die ganze Welt von innen gesehen ist Wille zur Macht und nichts außerdem." Wille zur Macht das Wesen der Welt — das heißt ja das Wesen der Welt ist Krieg. — Und den Romantikern hieß der Sinn des Alls die Liebe.

„Tapfer sein ist gut," sagt Nietzsche. „Laßt die kleinen Mädchen reden: gut ist, was hübsch zugleich und rührend ist." Sonderbar! Bei Novalis wird Heinrich von Ofterdingen auf einem Ritterschloß auch einmal von kriegerischer Begeisterung angesteckt für die heilige Sache des Kreuzzugs. Er will Kampfesglut zeigen, aber er zeigt Liebe. Er nimmt das Schwert und — küßt es in inbrünstiger Andacht und wird für diese That umarmt. Man stachelt ihn, aber durch das Bild der andachtsvollen Scharen unter des Kaisers Führung, der frohen Siegesfeier bei vaterländischem Wein und heimatlichen Erinnerungen, durch die Lockung der Schönen des Morgenlandes und endlich durch ein Heldenlied. Er kommt in Aufruhr, aber aus Mitleid; denn das heilige Grab erscheint ihm als eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt, kummervoll, von wildem Pöbel entsetzlich mißhandelt. Dann aber hört er im Garten zarten Trauergesang und findet ein bleiches Mädchen, eine Gefangene aus dem Orient; sie erzählt von ihrer paradiesischen Heimat, und bald ist die „kriegerische Begeisterung gänzlich verschwunden," und von Rührung und Mitleid durchdrungen weint er mit ihr bis zum Mondenschein, und morgen zieht er weiter, nicht mit dem Schwerte, sondern mit einer Laute als Andenken an die Ungläubige. So ist es bei Novalis immer: alles Fremde wird ihm zum Vertrauten, Heimischen; tiefste Philosophie, Metaphysik erklärt er als den Trieb in der Welt zu Hause zu sein. Es ist eine berühmte

Stelle bei Novalis: Wohin gehen wir? — Immer nach Hause. Aber fragt es Nietzsche: Wohin gehen wir? Er würde nur antworten: Immer, immer in die Fremde. Nordpolexpeditionen vergleicht er die Erkenntnis, ihm ist der Weise der kühnste Abenteurer, der in den kalten Aether aufsteigende Adler, der Einsame auf kahlem First unter stählernem Himmel, wo alles so fern ist. — Auch Novalis läßt den Erkennenden wandern, aber an Blumen und Quellen zum Tempel der Isis, zur verschleierten Jungfrau — denn ein Weib muß es sein beim Romantiker. Und als das Geheimnis der Natur enthüllt sich ihm die Geliebte der Heimat. Alles Erkennen ist ihm ein Wiedererkennen, und unter dem Bilde von Sais findet Novalis sich selbst. Alles Fernste wird ihm zum Nächsten, und alle Erkenntnis mündet in Selbsterkenntnis. Für Nietzsche ist gerade die Selbsterkenntnis ein toter Punkt, ein Unmögliches, ihm wird das Nächste zum Fremdesten; „jeder ist sich selbst der Fernste." Auch er spricht vom Bilde zu Sais; er findet dahinter die Leere und das Grauen.

Nietzsche wittert hinter jeder Stille das Grauen, und wie der Romantiker überall den weichen, süßen Kern findet, so spürt er hinter jeder Lust den Stachel der Gefahr. Ja, er liebt den Stachel hinter der Lust und Schönheit. „Wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist, heimisch unter Rosenhängen und Lilienhecken —" „In Eurer Erhabenheit ist Bosheit, ich kenne Euch," ruft er seinen Brüdern zu, den Kriegern. „Ich liebe Euch von Grund aus, ich bin und war Euresgleichen. Und ich bin auch Euer bester Feind." So ist es bei Nietzsche: hinter jeder Liebe lauert ihm der Haß, der Freund ist ihm der werdende Feind, sein ganzes Leben ist fortschreitende Entfremdung, Entlarvung seiner selbst und der Menschen und der Dinge; immer schärfer wird er, immer tiefer. Aber tiefer werden, das nannte er abgründiger, böser werden, kälter, mißtrauischer. „Soviel Philosophie, soviel Mißtrauen," sagte er, und die Romantik kommt als Vertrauen; sie drängt so warm ans Herz aller Wesen, bis ihr auch der kälteste Feind weinend sich zum Freunde wandelt. Zu allem Erkennen gehört Grausamkeit — das ist für Nietzsche ein feststehender, oft wiederholter Satz. Und wahrlich, er suchte die Wahrheit; er hat der Wahrheit manche Freundschaft geopfert; er suchte die Wahrheit auf immer kälteren Höhen, bis er einsam ward. Tieck aber, der Romantiker, läßt im Märchen „Die Freunde" einen träumen, er sei ins Feenreich versetzt, das ist das Reich der Wahrheit, wo alle Täuschung niederfällt, aber er hält es nicht aus in dieser reinen, liebeleeren Sphäre; er sehnt sich nach der Erde zurück, wo es die süße Täuschung, wo es „den Aberglauben der Freundschaft" gebe. Die Romantiker lieben die süße Täuschung und den schönen Schein, sie lieben den Zauber, das Wunder und den Traum. Und darum sind sie alle Dichter, auch wenn sie Denker sind. „Man kann nicht stets das Glaubwürdige glauben," sagt Tieck, „und in manchen Stunden sucht man das Wunderbare auf, um sich recht innig daran zu ergötzen." „Es ist die Pflicht des Menschen, am Bruder nicht nur sein Leben, sondern auch seine Träume zu dulden. Und träumen wir nicht alle?"

Ja, die Romantiker träumen immer und immer am Abend und immer bei Mondschein. So liegts in der romantischen Seelenrichtung. Ist nicht die Traumwelt eine erleichterte Welt ohne die drückende Schwere der Körperlichkeit, und ist nicht der Abend ein Decrescendo des Tages, ein Stillerwerden, Verhauchen seines Lebensdranges, die Stunde der Heimkehr, des Nachinnengehens, und ist nicht der Mondschein das Piano des Lichts, das Grelle, Scharfe und Ueberstarke der Wirklichkeit erweichend und erlösend in milder Verklärung? Nietzsche aber spricht zur Sonne, denn er will die Kraft und die Macht, er spricht zum lichten, hohen, reinen Himmel. „Helle Lehre fiel mir aus hellem Himmel". So spricht Zarathustra. „Himmelsheiterkeit stellte ich

www.libgoo.com.cn

gleich azurner Glocke über alle Dinge." Seine Stunde ist der heiße Mittag, da eben die Welt vollkommen ward, seine Stunde ist auch die schwarze Nacht, die tiefer ist als der Tag gedacht, die tiefe, tiefe Mitternacht, nicht wie in Novalis wundersamen Hymnen, die Mitternacht voll süßem Reiz, die Brautnacht, nein, jene einsame Stunde der Nacht, wie er sie beschreibt, da die Welt schläft und der Hund heult, da die Glocke brummt und das Herz schnarrt und der Holzwurm gräbt, der Herzenswurm, — und seine Stunde ist auch der Sonnenaufgang; denn er will der Erwecker sein, er kommt als der wilde Beckenschläger, als der Aufrüttler, als der Mörder aller Träume —, aber nimmermehr ist seine Stunde die Abenddämmerung mit den ziehenden Wolken, den weichen Schwingen der Sehnsucht. Mondkälber schilt er die romantischen Dichter. „Den ziehenden Wolken bin ich gram, diesen schleichenden Raubkatzen", „lieber noch will ich Lärm und Donner und Wetter-Flüche, als diese bedächtige, zweifelnde Katzenruhe; und auch unter den Menschen hasse ich am besten alle Leisetreter." Romantik aber ist Wolkenkunst, Dämmerungskunst, Abendkunst, im Halblicht des Mondscheins geflüstert, wenn die noch ruhelose Seele der müde gewordenen Wirklichkeit die Traumkappe aufsetzt wie eine Krone. Und da klingen sie schon im Ohr, die allbekannten Verse Tiecks, die das Motto der romantischen Dichtung wurden: „Mondbeglänzte Zaubernacht, Die den Sinn gefangen hält. Wundervolle Märchenwelt, Steig auf in der alten Pracht." Und das ist ja die Stunde, da es aufblüht, jenes Wunder, das sich die Romantik zum Wappen erkoren, die blaue Blume. Und neben dieser blauen Blume der Romantik schaue man ein andres Wappen, das sich Nietzsche erwählt, den Adler mit der Schlange. Kennt ihr größere Gegensätze? Dort die Wunderblume als Symbol der Liebe in der Farbe der Sehnsucht, hier bei Nietzsche das Tier der räuberischen Kühnheit, des einsamen Stolzes mit dem Tier der klugen Bosheit und der Verführung, dort der süße Duft, hier Krallen und Gift.

Ja, Nietzsche ballt alles zum andrängenden Vampyr, und die Romantik schwebt auf in leichte Luft als Paradiesvogel. Man höre etwa, wie der ältere Schlegel Tiecks Volksmärchen und deren Lieder rühmt als „luftige Bildungen der Phantasie," die „bald heiteren Scherz hingaukeln, bald die Musik zarter Regungen anklingen lassen." „Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet," und Tieck selbst fordert jene „leichten, scherzenden Lieder, die die Erde nicht berühren, die mit luftigem Schritt über den goldenen Fußboden des Abendrots gehen und von dort in die Wirklichkeit hineingrüßen."

Und gegen solche verantwortungslose Erleichterung und Verflüchtigung des Wirklichen halte man jenes private Buchrezept Nietzsches, das die jüngste Nachlaßveröffentlichung zu Tage brachte und das überschrieben ist: Das vollkommene Buch. Da fordert er: alles Gelehrtenhafte aufgesaugt in die Tiefe, alle Accente der tiefen Leidenschaft, der abstraktesten Dinge am leibhaftesten und blutigsten. Die ganze Geschichte wie persönlich erlebt und erlitten (so allein wirds wahr). — Gleichsam ein Geistergespräch, eine Vorforderung, Herausforderung, Totenbeschwörung, — (zweitens) Vorzug für militärische Worte, sämtliche Zustände der geistigsten Menschen, — des Versuchers, des zur Opferung gezwungenen, zögernden, der großen Verantwortlichkeit des Leidens am Scheinen-Müssen, des Leidens am Wehethun-Müssen, der Wollust am Zerstören — und endlich als dritte Hauptforderung: das Werk auf eine Katastrophe hin bauen. Und alle Werke Nietzsches sind so gebaut: auf eine Katastrophe hin, sie sind allesamt Zündschnuren zu Explosionen, sie sind schwer von Dynamit, sie drängen alle zu gewaltsamer Erhebung, zum Ausbruch. Und wenn Nietzsche tanzt, so

tanzt er auf einem Vulkan, und die Gefahr unter seinen Füßen beflügelt seinen Fuß, und wenn Nietzsche lacht, so lacht er aus Uebermut das Hohnlachen des wilden Berggeists über Abgründen. „Lache, lache, meine helle heile Bosheit! Von hohen Bergen wirf hinab dein glitzerndes Spottgelächter."

Statt der wilden Höhen sucht die Romantik die friedlichen Tiefen, statt des Ausbruchs sucht sie liebende Versenkung; einschmiegen möchte sie sich in die Natur, in ihre innerste Kammer kriechen. Man sage nicht, das sind Bilder. Man erkennt den Menschen an den Bildern, mit denen er umgeht. Und es sind mehr als Bilder. Der reife Nietzsche lebte und schuf in der Höhenluft von Sils Maria oder doch im Angesicht der Schneehöhen, und er fühlte, daß er die Alpen brauchte. Die Romantik hat eine absonderliche Vorliebe für das Bergwerk. Mit symbolischer Gewalt schildert Novalis, der selbst mit Begeisterung Bergbau studierte, das Versenken in die unterirdischen Tiefen, das Graben drunten im dunkeln Schacht, wo die geheimen Wasser rauschen und die metallenen Adern verheißungsvoll blinken — da fühlt man sich der Natur am nächsten und das Grundgefühl der Romantik wird da angesprochen, sieht sich verwirklicht, die Innigkeit. Dort Zarathustra, den es immer wieder aus seiner Höhle hinaustreibt, wo der häßlichste Mensch und all die andern trunkenen Notschreienden das tolle Eselsfest feiern, hinaus in die frische Bergluft, und hier Ofterdingen bei Novalis, den es hineinzieht in die verrufene Geister- und Drachenhöhle, wo sich in immer reichen Gewölben die Wunder der Vorwelt ihm aufthun, bis aus ferner Tiefe ein Liebesgesang an sein Ohr schlägt und er hinabsteigend den altvertrauten Einsiedler findet, der da das Glück der Erinnerung lebt auf dem Grabe der Liebe — wieder nur eine Variation des urromantischen Themas: Steige in alle Tiefen und Fernen der Natur, und du findest das Menschenherz — das Menschenherz, gegen das Nietzsche Krieg führt —, alle Wege führen nach Hause, am Ende aller Wunder da kommt das gemütliche Zimmer, und der Einsiedler in der Wunderhöhle sitzt bei der Lampe und liest und singt.

Und singt wie die ganze Romantik. Es ist etwas Rätselhaftes um die Romantiker: sie singen immer. Sie wandeln berauscht durch die Welt wie durch einen Wald von Tönen. Es singt und klingt alles in ihnen und um sie her, und es singt und klingt noch in uns, wenn wir sie lesen. All ihre Dichtungen sind wie Texte zu ungeschriebenen, mitklingenden Melodien. Aber nicht jeder hört diese unbewußte Musik — nicht jeder, heißt das, versteht die Romantik. Das Leben der romantischen Seele ist Musik. Ich sagte, das Wesen der Romantik sei Liebe. Aber das widerspricht sich nicht. Der Physiologe weiß es oder ahnt es; auch Darwin spricht davon: es besteht ein besonders enger Nervenzusammenhang zwischen Musik und Liebe. Auch der Philosoph würde sagen: Musik und Liebe sind eines Wesens, sie sind und fordern beide Harmonie. Und die Romantiker wissen es: Musik ist die Kunst der Liebe, sagt A. W. Schlegel, und Tieck zeigts in seinem Gedicht: die Musik spricht. Im Anfang war das Wort, und dann malt er, wie die Liebe das Wort gefangen nimmt und wie sie Töne aus ihm hervorbrechen läßt, und als Lieblingsrefrain der Romantik klingen immer wieder seine Verse:

Liebe denkt in süßen Tönen
Denn Gedanken stehn zu fern
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.

Fr. Schlegel in seinem Roman, den man das Hohelied der Romantik nennen kann, spricht von dem hohen Glück der Liebe, das uns wie eine Musik aus der Luft überrasche, von Musiktönen, die das Ohr nicht zu hören sondern

www.libtool.com.cn

wirklich zu trinken scheine, wenn das Gemüt nach Liebe dürstet und am Ende läßt er die Seele „in wachen Schlummer sinken, Musik der Liebe träumend und geheimnisvoll freundliche Götterstimmen vernehmend. Alte wohlbekannte Gefühle tönen aus der Tiefe der Vergangenheit und Zukunft. Leise nur berühren sie den lauschenden Geist und schnell verlieren sie sich wieder in den Hintergrund verstummter Musik und dunkler Liebe." „Hier öffnen sich am rauschenden Fest die Lippen aller Fröhlichen zum allgemeinen Gesange." „Auf diesem festlich geschmückten Boden wandelt sie den leichten Tanz des Lebens, schuldlos und nur besorgt, dem Rhythmus der Geselligkeit und Freundschaft zu folgen und keine Harmonie der Liebe zu stören. Dazwischen ewiger Gesang, und was sie bildet oder spricht, lautet wie eine wunderbare Romanze, begleitet von einer bezaubernden Musik der Gefühle." Ja, die Romantik kennt die Liebe, wie sie „als süßer Ton im Ohre schläft," aber sie kennt auch die „kühne Musik des lieberasenden Herzens, sie, die alles mit sich fortreißt, so daß der Wildeste zärtliche Thränen vergießt und die ewigen Felsen selber tanzen." So ist Orpheus auferstanden in der Romantik, aber kann man Orpheus denken ohne Eurydike?

Die Romantik schlägt in die Welt hinein wie ein Tönerausch, der alles umfängt, alles in neuen Glanz taucht und wärmt. Alles ist wie verzaubert unter den Händen der Romantiker; denn alles, was sie greifen, tönt und singt. Alles singt, weil sie alles anschauen mit den Augen der Liebe. Sieht doch Heinrich bei Novalis in der Geliebten „den sichtbaren Geist des Gesanges", und hofft, sie werde ihn in Musik auflösen. „Himmlische Musik verkündigt ihm Mathildens Gestalt." Tiecks Gräfin „schreibt in ihren Bewegungen Musik, und jede Biegung ihrer Gelenke ist Wohllaut", und Fr. Schlegel findet auf Karolinens Gesicht „eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen". Novalis macht System daraus, er nennt die Augen ein Lichtklavier. Die Romantiker sehen Musik in der ganzen Welt, Novalis hört den „Chor der Gestirne", Tieck sieht, wie „dein süßes Lied die arme Welt beglänzt". „Sie sangen mit süßer Kehle und blieben immer im Takte mit der Musik des Mondscheins", „Himmel und Erde flossen in süßeste Musik zusammen." Ist es nicht deutlich? Durch die Liebe, die sie hinein sehen, wird ihnen die Natur Musik. Der tiefe Natursinn der Romantik ist musikalisch. Sie nehmen sie nicht mit dem Auge auf, sondern innerlicher, sie vernehmen die Stimmen der Natur, sie verstehen ihre Sprache, und die Natur ist ihnen am liebsten, wo sie Musik wird, in Vogelsang und Waldesrauschen, aber auch der Klang ist ihnen an liebsten, wo er Natur wird, Schalmei und Waldhorn habens ihnen angethan, und Tieck spottet selbst, daß in seinem Sternbald „ums dritte Wort vom Waldhorn die Rede" sei. Am reinsten aber findet sich die Romantik wieder im Klang der Aeolsharfe. „Die Gegenstände des Romantischen," sagt Novalis, „müssen wie die Töne der Aeolsharfe da sein, auf einmal, ohne Veranlassung, ohne ihr Instrument zu verraten." „Ein Märchen ist wie — eine musikalische Phantasie, die harmonischen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur selbst." „Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind." Und Wackenroder vergleicht seine Seele selber der Aeolsharfe.

Die Romantiker leben Musik. „Leicht und melodisch flossen" Julius und Lucinden „die Jahre vorüber wie ein schöner Gesang — auch ihre Umgebung ward harmonisch — weder ein Stillstand noch ein Mißlaut in der geistigen Musik." Wir machen unsern Ehestand zum Gesang, heißt's bei Tieck, und Novalis schematisiert wieder: „Alle Menschen sind Variationen eines vollständigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Akkord ist eine

Familie, wozu jede innig verbundene Gesellschaft zu rechnen ist.“ „Das Leben eines gebildeten Menschen, sagt Novalis, sollte mit Musik und Nichtmusik abwechseln wie mit Schlaf und Wachen“. Selbst die Krankheit nennt er „ein musikalisches Problem“ und die Heilung „eine musikalische Auflösung“. Sie leben wieder Musik, weil sie Liebe leben. Sie empfinden überall Musik, sie riechen sogar Musik — spricht doch Tieck vom Klingen der Blumendüfte — sie hören nur Musik — der Phönix fliegt bei Novalis mit melodischem Geräusch und selbst das Eis giebt die herrlichsten Töne von sich. — Sie sprechen Musik. „Die Sprache, sagt Novalis, ist ein musikalisches Instrument.“ „Unsere Sprache war zu Anfang viel musikalischer; sie muß wieder Gesang werden.“ Genovevas Zunge ist ein süßes Saitenspiel. — Sie lesen, sie schreiben Musik. Lucindens Briefe sind „nicht Schrift, sondern Gesang“ und die Melodie des Stils ists nach Novalis, die uns zu einer Lektüre hinführt und fesselt. Sie denken Musik: „Sonst tanzte ich gern, sagt Osterdingen, jetzt denke ich lieber nach der Musik.“ „Es wäre nicht erlaubt, fragt Tieck, in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren?“ „Ist es nun nicht gleichgiltig, ob der Mensch in Instrumentaltönen oder in sogenannten Gedanken denkt?“ „Denkt Ihr nicht manche Gedanken so fein und geistig, daß diese sich in Verzweiflung in Musik hineinretten, um nur endlich Ruhe zu finden?“ „Die innere Selbstsprache, sagt wieder Novalis, ist desto vollkommener, je mehr sie sich dem Gesange nähert. Das vollkommenste Bewußtsein ist — Gesang, bloße Modulation der Stimmungen.“ Aber er versteht auch die Wissenschaft musikalisch. Er läßt Mathematik und Musik verschmelzen, spricht von Zahlenphantasien und Zahlenkompositionskunst, vom mathematischen Generalbaß u. s. w. „Der Dichter, Rhetor und Philosoph spielen und komponieren grammatisch — eine Fuge ist durchaus logisch — oder wissenschaftlich. Alle Methode ist Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, so hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus.“ „Rhythmischer Sinn ist Genie.“ — Sie glauben Musik, sie haben wieder Religion, aber sie hören die Religion als Orgelklang; mit Schleiermacher, ihrem Geistesgenossen verstehen sie Religion als die heilige Musik, die all unsere Handlungen begleiten soll; aber mehr: „Die Tonkunst,“ heißt's in den ‚Phantasien‘, „ist gewiß das letzte Geheimnis des Glaubens, die Mystik, die durchaus geoffenbarte Religion.“ Vom „heiligen Zauber dieser romantischen Kunst“ spricht Fr. Schlegel. Sie wissen, es ist ihre Kunst, und Wackenroder preist sie als die Kunst der Künste, als Wunderthäter, der ihn aus peinigenden Zweifeln zur kindlichen Seligkeit rettet, und in seinem Märchen vom tollen Heiligen läßt er ihn durch den Genius der Musik von seiner Tollheit heilen und in einen himmlischen Genius verwandeln. Die größte Zauberin ist die Musik, verkündet Tieck; sie berausche und lasse Wunder schauen und glauben. — Vor allem aber, sie fühlen Musik — das ist das Eigentliche, und sie wissen es. Wackenroder preist die Musik, weil sie uns „das Gefühl fühlen“ lehrt und uns den „Strom in den Tiefen des Gemüts selber vorströmt.“ Und sie fühlens in den untersten Tiefen; „die wenigen Anwandlungen von Nüchternheit, heißt's in der Lucinde, die ihm noch übrig blieben, erstickte er in Musik, die für ihn gefährlicher, bodenloser Abgrund von Sehnsucht und Wehmut war, in den er sich gern und willig versinken sah.“ Die Musik reicht ihnen in jenes Letzte des Gefühls, für das alle andere Kunst versagt. Tieck schwärmt für die Sprache der Töne, die so viel reicher sei, als die Sprache der Worte. Die Musik, die reine Gefühlskunst, ist ihnen die Fortsetzung, die Krönung der reinen Gefühlspoesie, der Lyrik, die nicht umsonst ihren Namen von der Lyra empfangen. Die romantische Poesie ist in der Wurzel Lyrik, und Fr. Schlegel bezeichnet die Lyrik als musikalische Poesie und findet: „das Dithyrambische ist nun einmal der Dialekt der Liebe und Freundschaft“. Musik,

Lyrik und Liebe — diese drei gehören aufs engste zusammen, und die Wiege der Romantik ist das Minnelied.

Und darum ist dies Letzte zugleich auch das Erste: die Romantiker dichten auch Musik. „Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht.“ So träumt Novalis, und er ahnt Dichtungen, die „bloß wohlklingend und voll schöner Worte, ohne allen Sinn,“ und diese „wahre Poesie“ soll wirken wie Musik. Den Tieck-Wackenroderschen Sternbald will Goethe „musikalische Wanderungen nennen wegen der vielen musikalischen Empfindungen und Anregungen“; er vermißt in diesem Künstlerroman nur den Maler; aber Fr. Schlegel verteidigt: „sagt es das Buch nicht selbst klar genug, daß es nichts ist und sein will als eine süße Musik von und für die Phantasie?“ Und allerdings dieser Schwärmer für „die zarte Musik der Phantasie“ recensierte Goethes Wilhelm Meister, wie man treffend gesagt hat, „als gelte es eine Symphonie“: er übersetzt die ganze Entwicklung des Romans in musikalische Vergleiche. Tieck stellt Untersuchungen an über die Zauberrolle der Musik bei Shakespeare; er selbst füllt jeden Ruhepunkt der Handlung mit Musik, oder vielmehr die Handlung ist ihm oft nur Zwischenhandlung, nur der dünne Faden, der einen Kranz von Liedern bindet, und meist ist's bei Tieck wie etwa in seiner „schönen Magelone“: die Handlung nur wie ein leichter Ruderschlag, der den Helden führt zu einem Auf und Ab von Freud und Leid; ist er unten, so weiß er nichts anderes: er weint und singt ein Lied; ist er oben, so weiß er auch nichts besseres: er weint und singt ein Lied; und schwebt er zwischen Freud und Leid, so weint er nicht, aber er singt ein Lied. Und mit der Heldin ist es ebenso. Am Schlusse aber weint das Paar zusammen und singt ein Lied, und übers Jahr singt es wieder ein Lied, das Lied von treuer Liebe. — Tiecks Dichtung strebt mit aller Macht zur Oper, er kopiert das Echo und die Stimmen der Natur, er läßt Tiere, Blumen und Geräte Lieder singen, und wenn er sich garnicht mehr zu lassen weiß, so läßt er das Andante und Adagio, das Piano und Crescendo, das Waldhorn und die Flöte selber als Personen auftreten und Reden halten. Die Romantiker suchen in der Poesie die Assonanzen und pflegen sorglichst Reim und Rhythmus, und sie wissen warum: sie wollen die Poesie erweichen, sie wollen durch sie die Seele einlullen in Musik und Liebe; denn gleich und gleich gesellt sich gern auch in Takt und Klang. Und sie suchen möglichst die weiblichen Reime, weil sie weicher und musikalischer, und sie klagen, daß unsere Sprache verstummen müsse vor dem weichen Vokalismus der spanischen. Denn, sagt Fr. Schlegel, „die Vokale enthalten den musikalischen Bestandteil und entsprechen dem Prinzip der Seele;“ aber auch „die Prinzipien des Rhythmus und selbst der gereimten Silbenmaße“ nennt er „musikalisch“; der Rhythmus sei die Idee der Musik. Am deutlichsten spüren sie im Reim die Harmonie, das weiche Band unendlicher Liebe. W. Schlegel konstatiert, daß „im Reime das der antiken Rhythmik entgegengesetzte Prinzip liege, nicht das des plastischen Isolierens, sondern das der erregten Erwartung der allgemeinen Verschmelzung, des Herüber- und Hinüberziehens, der Eröffnung von Aussichten ins Unendliche.“ Und Tieck schlägt ein: nicht der Trieb zur Künstlichkeit habe den Reim eingeführt, „sondern die Liebe zu Ton und Klang, das Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in deutlicher und geheimnisvoller Verwandtschaft stehen müssen, das Bestreben, die Poesie in Musik zu verwandeln“ — ja die romantische Poesie ist die Poesie, die sich auflösen will in Musik, sich und die Welt, die sie ausspricht. Die Romantik mit all ihren Sinnen, mit all ihrem Denken und Dichten, mit all ihrem Fühlen, Erleben und Glauben, die ganze Romantik ist die Sehnsucht Musik zu werden.

Und Nietzsche? Ich will es kurz sagen: die Musik wird ihm immer ver-

www.libtool.com.cn

dächtiger, und mehr: er hat das Romantische in der Musik gerochen. Er fragt argwöhnisch: warum kulminiert die deutsche Musik zur Zeit der deutschen Romantik? Und er findet: die Musik erlangt als Romantik ihre höchste Reife und Fülle. Mozart — eine zärtliche und verliebte Seele, Beethoven der erste große Romantiker, Schumann hat Eichendorff, Tieck u. a. Romantiker in sich u. s. f. Schon früher hat ers gefaßt und immer deutlicher kommt es heraus: die Musik stammt aus dem Geist, den er haßt, und geht gegen den Geist, den er will. Die Musik stamme von Palestrina und Bach, d. h. aus der Gegenrenaissance, Gegenreformation und aus dem Pietismus, sie sei Barockstil und in Widerspruch gegen allen klassischen Geschmack gewachsen. Nietzsche fordert den Gewaltmenschen als den Schöpfer des großen Stils. „Alle Künste kennen solche Ambitiöse des großen Stils: warum fehlen sie in der Musik?“ Und immer kritischer werden seine Fragen:. gehört die Musik vielleicht in jene Kultur, wo das Reich aller Art Gewaltmenschen schon zu Ende ging? Widersprüche zuletzt der Begriff großer Stil schon der Seele der Musik, — dem „Weibe“ in unserer Musik? Und endlich kommt es heraus: Ist Musik nicht schon décadence? Die Romantiker priesen die Musik, daß sie „die Empfindungen des menschlichen Herzens selbständig verdichte und aufbewahre,“ daß sie „den Strom in den Tiefen des Gemüts selber vorströmt,“ daß sie „das Gefühl fühlen“ lehrt. Nietzsche aber findet: „An sich ist keine Musik tief,“ „die Musik ist nicht an und für sich so bedeutungsvoll für unser Inneres, so tief anregend, daß sie als unmittelbare Sprache des Gefühls gelten dürfte.“ So aber faßten sie gerade die Romantiker und stellten sie darum über die Wortsprache der Poesie. Und Nietzsche umgekehrt: erst ihre Verbindung mit der Poesie bringe den Schein und Wahn, als spräche die Musik aus dem Innern und zum Innern. Die Romantik versteht ja alles als Musik, und vielleicht ist in Wackenroders glühender Seele darum statt des Goethe-Winckelmannschen Ideals der klassischen Form nnd Anschauung ein anderes Kunstideal aufgestiegen, vielleicht ward der Romantiker darum der Wiederentdecker der alten deutschen Kunst, weil er sie durch die Musik, durch innere Entfaltung verstand, die ihm höher stand als alle Künste des Augenscheins. Man hat bereits die Eigentümlichkeit der Romantik bemerkt, daß ihre Sprache akustische Bilder bevorzugt, während doch sonst allgemein sich die Bildersprache fast ausschließlich optisch, aus der eigentlichen Anschauung und Bildlichkeit versorgt. Und Goethe vermißte den Maler im romantischen Künstlerroman. Aber muß es denn nicht so sein? Die Anschauung giebt räumlich abgegrenztes Gegenüber, sie giebt Getrenntes und Fremdes; doch das kann die Romantik nicht ertragen, sie zieht es in ihren Mantel der Liebe, wärmt es an ihrem Herzen und schließt die Augen, denn sie will nicht sehen, sondern fühlen, sie will die Dinge nicht fremd und zerteilt vor sich haben, sondern sie durchleben im einheitlichen Strom des Gefühls, und darum setzt sie Anschauung um in Erlebnis, äußere Form in innere Bewegung, Raum in Zeit. In nordischen Nebel- und Wolkenzügen, im Waldesdunkel, wo die Seele mehr hört und ahnt als sieht und bestimmt, da ist die Romantik zu Hause; Nietzsche aber sprengte die Pforte des Südens, er zog mit der Sonne und schrie nach klärender Helle, er ließ die Sehnsucht schweifen hinaus in die brennende Ferne, dahin, wo der Süden an sich selber stirbt, er forderte eine Musik, die noch Recht behalte vor den grellen Sonnenuntergängen der Wüste. Fordert er damit nicht den Tod der Musik? Die Musik der Wüste ist Stille; die Zeit und ihre höchste Verklärung, die Musik versinkt dort im Raum, im unendlichen, ewigen Stein.

Der Romantik reden selbst Steine Musik. Sie bewegt und beseelt auch „die totesten Steine.“ „Ists nicht wahr, daß Steine und Wälder der Musik gehorchen?“ heißts in den Lehrlingen zu Sais. Auch das Festeste schmilzt

weich und flüssig unter dem Blick des Romantikers. W. Schlegel sprach das geflügelte Wort von der Architektur als gefrorener Musik, und Tieck begeistert sich für die gothischen Formen des Straßburger Münsters, die „den harten Stein und Felsen wie in Musik und Wohllaut auflösen.“ Nietzsche aber nimmt die Architektur als Gegenteil der Musik, ihm reden die Steine Grauen; er will die Dinge nicht aus der massiven Fremdheit des Gegenübers erlösen, er stößt sie gerade von sich, um ihre erschreckende Ferne und Macht zu genießen; er klagt, wir verstehen die Musik so gut, aber wir verstehen nicht mehr die Architektur, denn es fehlt uns das Grauen, es fehlt uns die Grundempfindung des Unheimlich-Erhabenen, die erst die Göttertempel, die Herrscherpaläste bedeutsam macht. „Noch niemals hat ein Musiker gebaut wie jener Baumeister, der den Palazzo Pitti schuf.“ „Die Größe eines Künstlers bemißt sich nicht nach den ‚schönen Gefühlen‘, die er erregt: das mögen die Weiblein glauben.“ Der große Stil verlangt Gewaltmenschen; die reizen nicht zur Liebe, die stoßen zurück — „eine Einöde legt sich um sie her, ein Schweigen, eine Furcht wie vor einem großen Frevel“ — das ist Nietzsches Welt, die große, schweigende Wüste um den Gewaltmenschen; aber die Romantik wandelt immer im blühenden Garten, wo alle Vögel singen.

Vielstimmiger, süßer Vogelgesang — das ist die Romantik, und Nietzsche nennt sich einen alten Vogelsteller und freut sich, als man ihm sagt, seine Schriften enthielten allesamt Netze und Schlingen für unvorsichtige Vögel. Namentlich für Singvögel romantischen Fluges. Die Romantiker singen und fliegen, bis ihnen die Welt Poesie wird. „Poesie ist das absolut Reelle, das ist der Kern meiner Philosophie,“ verkündet Novalis, dem „am Ende alles Poesie wird.“ „Poesie Eins und Alles!“ Zarathustra aber schlägt auf die Dichter. Oberflächliche sind sie ihm alle und eitle Pfauen. „Etwas Wollust und etwas Langeweile: das ist noch ihr bestes Nachdenken gewesen. Gespenster-Hauch und -Huschen gilt mir all ihr Harfen-Klingklang.“ Und Tieck läßt den Geist des Dichters „aus unsichtbaren Harfen nie gehörte Töne locken, auf denen Engel und zarte Geister herniedergleiten,“ und die romantische Seele verglich sich der Aeolsharfe. So singt sie bei Friedrich Schlegel: Durch alle Töne tönet Im bunten Erdentraume Ein leiser Ton, gezogen Für den, der heimlich lauschet. Nietzsche aber nennt sich einen zornigen Paukenschläger und schrieb ein Buch: „Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert.“ Er philosophiert immer mit dem Hammer, er zerschlägt immer Götter; die Romantik bildet immer Götter und aus allem — alles ist heilig, sagt Fr. Schlegel — und sie philosophiert eher mit dem Schmelztiegel. Sie duldet keine starren Einzelheiten und Gegensätze, sie giebt nicht Ruhe, bis sie alles verschmolzen zur Harmonie des Einen und Ganzen, und sie hört nicht auf vom Ideal des Einen und Ganzen zu reden.

Durch alle Töne tönet Ein leiser Ton — Aber die Töne bleiben nicht allein. „Blumen küssen sich mit Tönen“ lautet ein Vers recht aus dem Herzen der Romantik. Denn was sie auch singen und sagen mag, am Ende klingt es immer wie „Blumen küssen sich mit Tönen.“ Und die Töne reden bei Tieck in Farben. Unser Geist ist himmelblau, läßt er die Flöten sagen. „Wie?“ fragt er weiter, „es wäre nicht erlaubt in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren? Ach, ihr liebe Leute, das Meiste in der Welt grenzt weit mehr an einander als ihr es meint.“ „Und so sollte man,“ meint auch Wilh. Schlegel, „die Künste einander wieder nähern und Uebergänge aus einer in die andere suchen. Bildsäulen beleben sich vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden zu Gedichten, Gedichte zu Musik“ — „Malt nicht Michel Angelo in gewissem Sinne wie ein Bildhauer, Raphael wie ein Architekt, Correggio wie

ein Musiker?" „Plastik, Musik und Poesie, heißt's bei Novalis, verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunstwesen zusammen sind." So sinken sich bei den Romantikern alle Künste in die Arme, und nicht nur die Künste. „Naturforscher und Dichter ein Volk von einer Sprache" — so schaut es der Seher Novalis; er schaut die Zeit, wo „Poesie und Prosa aufs innigste vereinigt und in Wechsel gesetzt sind." „Alle Kunst soll Wissenschaft werden, alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein." „Die Poesie ist der Held der Philosophie." „Die Trennung von Philosoph und Dichter ein Zeichen einer Krankheit." „Denken und Dichten sind einerlei" — ja das ist die Grundlehre der Romantik, die nichts anderes ist als eben solche Verschmelzung, solches Ineinanderleben von Poesie und Philosophie, die sich eben in ihrer engen Verschlingung hemmten und darum in der Romantik nicht zu voller, freier Größe empor wachsen konnten.

Die ganze Romantik kommt als eine große Heiratsstiftung. Nicht nur die Künste sollen eins werden, die Kunst und Poesie eins mit der Philosophie, die Philosophie eins mit der Religion, nein, alles Geistige soll eins werden mit allem Naturhaften — das ist romantische Weltauffassung. Novalis prägt wieder das Wort: „Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist." „Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst." Novalis sieht, träumt nichts als Ehe und Familie. Alle Menschen sind ihm Variationen einer Ehe, und er möchte „alle Menschen wie ein paar Liebende zusammenschmelzen." Er klagt, daß es der Zeit an Sinn mangle für die schönste poetische Gesellschaftsform, die Familie. Jede Gesellschaft soll eine Familie sein, der Staat eine Ehe. „König und Republik sind unteilbar." „Der echte König wird Republik, die echte Republik König sein." Alle Gegensätze fliegen sich in die Arme bei dem prophetischen Kuppler Novalis, der die Zukunft als absolute Herrschaft der Liebe sieht. „Alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung zusammen; jeder Tag sieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen," so heißt's in den „Lehrlingen zu Sais." Am schönsten, naivsten offenbart Novalis diesen Allvereinigungsdrang als Wesen seines Geistes in dem Plan, den er für seinen unvollendeten Ofterdingen entworfen. Das große Finale dieses Romans der Romantik sollte eine Art Welthochzeit werden. Der Held kommt ins ideale Wunderland. Da wird die Märchenwelt wie die wirkliche Welt und die wirkliche wie ein Märchen. Das Heidentum wird mit dem Christentum ausgesöhnt. „Menschen, Tiere, Pflanzen, Sterne und Gestirne, Elemente, Töne, Farben kommen zusammen wie eine Familie, handeln und sprechen wie ein Geschlecht." Alle Gestalten verwandeln sich und werden eins mit früheren. „Das froheste Fest des Gemüts wird gefeiert." Nur schade, eins fehlt noch zur Allseligkeit, die Jahreszeiten sind noch geschieden im Wunderland. So kommt als Schlußgedicht: „Die Vermählung der Jahreszeiten." Das liebende Königspaar fährt nach Norden, um den Winter, und nach Süden, um den Sommer zu holen; sie führen aus Osten und Westen den Frühling und Herbst zusammen. Sie fahren zur Sonne und bringen den Tag zur Nacht. Dann eilen sie zur Jugend und führen sie dem Alter zu, vermählen Vergangenheit und Zukunft. Ist nun nicht alles, alles eins geworden? Vielleicht fügt Fr. Schlegel noch den Schlußstein hinzu, wenn er sagt: Tod und Leben sind eigentlich eins.

Zarathustra aber in seiner Predigt „von den Dichtern" donnert: „Und gerne geben sie sich als Versöhner: aber Mittler und Mischer bleiben sie mir und Halb- und Halbe und Unreinliche." Novalis will es sein. „Nichts, sagte er, ist poetischer als alle Uebergänge und heterogenen Mischungen." So ist es

immer dasselbe, das ganze Wesen der Romantik ist Liebe, Vereinigung, Anziehung, und Nietzsche will Gegensatz, Scheidung, Krieg, er will die weite Kluft der Dinge, er will das „Pathos der Distanz.“ Nietzsche freut sich der grellen Dissonanz, der Romantik aber gehts wie mans vom großen Bach erzählt, der neben einem schlechten Musikanten wohnend immer zum Instrument eilen mußte, um die Dissonanzen aufzulösen, die der Nachbar stehen gelassen und die Bach nicht ertragen konnte. Auch die Romantik kann die Dissonanzen nicht stehen lassen. Ich denke wieder an den Osterdingen. Da ist der ganze erste Teil eitel Seligkeit, schöne Reisen, Fest, Liebe, Spaziergang, Verlobung, Zaubermärchen. Dann aber bricht die Tragik herein, doch sie fällt in die leere Pause zwischen den beiden Teilen; der Tod der Geliebten und alles Leid bleibt unerzählt. Der zweite Teil führt schon den tieftrauernden, fremd irrenden Pilger ein, aber kaum ist er da, so beginnt die starre Kruste des Schmerzes um sein Herz zu schmelzen bis zu immer reichlicher fließenden Thränen tröstlicher Rührung, und Menschen und Orte werden ihm wieder heimisch und vertraut, und bald kommt ihm auch wieder eine Jungfrau freundlich entgegen. Novalis giebt ja hier nur sein Leben. Nicht lange nach dem Tode seiner Sophie, der er täglich mit aller Kraft seines Willens nachsterben wollte, war er mit Juliane verlobt. Aber er weiß die Dissonanz zu lösen — wofür ist er Dichter? Im Wunderland da werden die frühere und die spätere Geliebte eine einzige Person, und bald wird noch ein drittes freundliches Mädchen in die Einheit aufgenommen. So ist er nicht untreu, er liebte ja in allen nur die Liebe, und die ist eine.

Liebe durchzieht das ganzen Denken, die ganze Sprache der Romantik. Sie denkt Analogien, sie spricht Metapherien. Novalis' Fragmente namentlich geben nichts als Vergleichsspiele. Und er weiß, was es bedeutet: „Was man liebt, findet man überall und sieht überall Aehnlichkeiten. Je größer die Liebe, desto weiter und mannigfaltiger diese ähnliche Welt.“ „Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht seine ganze mitverwandte Welt aus.“ Und am Ende ist eben alles vollendet und alles verwandt und alles liebenswürdig. Erstaunlich ists, wie bei den Romantikern selbst die starrsten, schauderhaftesten Dinge und Begriffe weiche Arme bekommen, um sich gemütlich zu umschlingen. Man sollte z. B. meinen, Albernheit ist ein Schimpfwort und Schreck nicht gerade ein liebenswürdiger, behaglicher Begriff. Aber man höre Tieck: „Es ist der Kindheit zauberreiche Grotte, in der der Schreck und liebe Albernheit verschlungen sitzen.“ Wie schmeichelnd klingt's bei Tieck: „vom roten Regen schön begossen,“ aber der rote Regen ist Blut. Was nennen doch Tieck und Novalis alles süß, sie sprechen von der Menschheit süßer Reife, vom süßen Leiden, vom süßen Tod, vom süßen Funkeln der Schlangen u. s. w. Wie hat doch die Romantik Nietzsches männlichste Worte verweichlicht durch eine weibliche Schleppe: „kühnlich“ sagt sie und „ernsthaftlich,“ „kräftiglich,“ „böslich,“ „würdiglich,“ „mühsamlich,“ „mächtiglich,“ „tapferlich,“ und selbst das Weichste erweicht sie noch einmal zu „inniglich,“ „holdseliglich.“ Wenn Nietzsche selbst von gefährlicher Gesundheit und von brutaler Tugend spricht, von tugendhaften Ungeheuern, von Untieren der Moral und sublimen Folterknechten, wie versöhnlich sprechen dagegen die Romantiker vom weggespülten Traum der Schmerzen, von Leiden, die da vorgestreut werden, als wären sie Blumen, von lieblicher Armut, vom Zweifel, der Dich umschlingt, vom fröhlichen Schmerz der Liebe, von wollüstigen Thränen, von zärtlichem Gewimmer, von schwärmerisch ziehenden Furien, vom blumigen Grab, vom lieblichen Wahnsinn, von gütiger Schadenfreude, vom holden Satan. Selbst die wildesten Elemente werden weich und bekommen zärtliche Anwandlungen. „Lüstern scheiden sich Fluten, denn der Kampf der Elemente ist der Liebe höchstes Leben.“ So singt Novalis und er wünscht: O, daß das Welt-

meer schon errötete und in duftiges Fleisch aufquölle der Fels. Und er erzählt: die alten Orkane legten sich an die klopfende Brust der heißen leidenschaftlichen Erdbeben. Mehr Liebenswürdigkeit kann man nicht verlangen. Alle Worte bei Novalis schauen uns an wie nickende Blumen, alles, alles sagt Ja bei ihm, er kann nicht anders, selbst sein Nein klingt wie Ja. Da wird er im Schlußplan des Ofterdingen einmal scheinbar ganz wild und blutdürstig. „Auf Erden ist der Krieg zu Hause. Krieg muß auf Erden sein," ruft er, aber muß man hinzusetzen, er sieht über der Erde den friedlichen Himmel. Doch grausig klingts: „die Menschen müssen sich untereinander töten;" aber es ist ja nur im Roman, und er fügt hinzu: „das ist edler als durch das Schicksal fallen." Im Grunde geschieht ihnen nichts Böses, Unerwünschtes. Denn sagt Novalis: „sie suchen den Tod. Todeslust ist Kriegergeist." Auch Nietzsche fordert Kriegergeist, aber als stärksten Lebensdrang. So wünscht Novalis einen großen Krieg, aber er soll sein wie ein Ritterspiel, durchaus edel, human, philosophisch — sonderbare Prädikate für einen Krieg! Novalis macht die Krieger zu edlen, humanen Philosophen, und Nietzsche versteht die Philosophen als streitbare gewaltthätige Tyrannen des Geistes, die sich in der spätgriechischen Zeit gegenseitig hätten roh fressen mögen, und der sogenannte Erkenntnistrieb sei zurückzuführen auf einen Aneignungs- und Ueberwältigungstrieb.

Zum letzten Mal sei es gesagt: die Romantik bedeutet Liebe, ein großes Armeausstrecken und Umschlingen, eine unendliche Sehnsucht der Hingebung selbst an den Tod. Die Romantiker greifen nach allem, dem sie sich hingeben können, und sei es das letzte, höchste, fernste. Gott, Mensch und Natur — das sind die drei Stücke, die das All der Welt ausmachen. Die Romantiker schwärmen voll Hingebung auf zum Göttlichen, sie glühen für die Menschheit, für die lebende in der Moral der Liebe, wie für die tote Menschheit der Geschichte, und sie leben sich liebend ein in die Natur und verklären sie zum schönen Spiegel, zur großen Resonanz der Seele. Und in all diesen Stücken ist Nietzsche der Antipode der Romantiker. Er erklärt den Krieg allem, was sie lieben und pflegen und heiligen. Er hat dem Weibe Krieg erklärt und der Heimat, er erklärt der Geschichte den Krieg, er erklärt noch lauter der Moral den Krieg, und mit wahrhaft vulkanischem, urzeitlichem Titanentrotz erklärt er Gott den Krieg und entblößt auf der Brust das Zeichen des Erzketzers und jauchzt es mit Teufelsenthusiasmus in die Welt hinaus: ich bin der Antichrist, der Urfeind, der reinste Nihilist. Am wenigsten feindlich scheint er der Natur: er liebt sie sogar, weil sie idealfeindlich ist, er idealisiert sie nicht, er pflegt sie nicht, versenkt sich nicht in sie, macht sie nicht zum romantischen Garten, nein, er sucht die Natur dort, wo sie stirbt, wo sie winterlich kahl, aber gigantisch ist, er liebt auch in Nizza und Turin den Anblick der Schneeberge, und er atmet erst frei auf der wilden zerklüfteten Alpenhöhe, er liebt die Bergwelt, in der der Jäger und der Flüchtling hausen, er liebt das Meer, das dem Seeräuber Gefahren winkt, und er liebt die Wüste, in der die Kraft der Welteroberer und die Träume der Propheten ausatmen, und er spricht von den Nordpolexpeditionen der Erkenntnis — ja, auch in Nietzsche spricht die Natur, aber es ist die wilde Urkraft der zerstörenden, der entmenschten Natur. Eismeer und brausender Sturm, Vulkan und Wüste sprechen in Nietzsche, und als der Räuber vom Berge steht er neben dem romantischen Gärtner, der die Natur vermenschlicht.

Im Garten der Romantik da blüht eine blaue Blume, Vergißmeinnicht. Nietzsche zertritt sie. Er fordert die Kunst des Vergessens; er fordert sie für das Leben. Aber die Romantik kann nicht vergessen, sie kann keine Hand loslassen, keinen Abschied nehmen, sie kann ihr Herz nicht losreißen, sie hängt an allem, auch wenn es gegangen, sie hängt ihm nach mit Blicken der Sehnsucht,

www.libool.com.cn

sie lebt von seligen Erinnerungen, pflanzt Blumen auf Gräber, schlingt Epheu um die Ruinen, sie schaut das Ideal in der Vergangenheit, sie ist mit ganzer Seele rückwärts gewendet und Nietzsche vorwärts. Wie schilt er den abendlichen Sinn der Dichter und Künstler als rückwärts gewendeter Wesen, die den Blick von der mühseligen Gegenwart erleichternd abwenden, sie bestrahlen durch das Licht der Vergangenheit, als Totenschwörer und Auffärber verblichener Vorstellungen zum Scheinleben wie bei der Wiederkehr geliebter Toten im Traume. Und mit alledem trifft er die Romantik ins Herz. Es sind Grundgegensätze: der Romantik liebstes Thun ist Träumen, und Nietzsches größte Forderung ist: Schaffen. Oder um den Gegensatz noch tiefer in den Wurzeln der Seele zu zeigen: die Romantik fühlt und Nietzsche will. Man will nur Zukünftiges, man fühlt nur Erfahrenes; das Gefühl hält, umschlingt das Gegebene, der Wille aber stößt das Gegebene ab und drängt zu Neuem. Willen haben heißt für Nietzsche leben. Er kennt kein Ideal als die höchste Kraft des Willens. Novalis aber preist das Gefühl als den himmlischen und natürlichsten aller Sinne, den der Mensch noch zu wenig kenne; lernte er nur einmal fühlen; durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen. Die alte ersehnte Zeit! Die Romantik malt die Vorzeit als das Paradies, dessen goldene Tage sie zurückführen will. „Gern wandl' ich in der stillen Ferne, in unserer Väter frommen Zeit." Nietzsche malt die Vergangenheit anders, tropisch wild. „Wenn wir dort sehen, wie die wütendsten Leidenschaften durch metaphysische (d. h. ja fromme) Vorstellungen niedergerungen und zerbrochen werden, so ist es uns zu Mute, als ob vor unsern Augen wilde Tiger unter den Windungen ungeheurer Schlangen zerdrückt werden." Die ganze Vergangenheit der alten Kultur ist ihm auf Gewalt, Sklaverei, Betrug, Irrtum aufgebaut. Und wenn die Romantik die Geschichte auffassen möchte als einen vernünftig sittlichen Fortschritt, als Sieg des Guten und göttliches Weltgericht, so ruft Nietzsche schon in einer früheren Schrift: der Teufel ist der Regent der Welt und der Meister der Erfolge und des Fortschritts.

Mit heiligem Schauer wandeln die Romantiker durch die glänzenden Grabgewölbe großer Zeiten. Es bleibt nicht beim Schauen. Sie bücken sich zu reichen Schätzen des Geistes, sie sammeln die alten Märchen, die alten Geistesdenkmäler, vertiefen sich in Geist und Sprache der Alten, die ganze Romantik wird zu einer Fackel, deren Schein die Vergangenheit aufleuchten, sie wieder entdecken läßt. Die Romantiker werden die Begründer oder eifrigsten Förderer der Literaturgeschichte, Sprachgeschichte u. a. historischer Wissenschaften, die Romantiker wurden die Schöpfer unserer historischen Bildung. Und Nietzsche schreibt eine Schrift vom „Nutzen und Schaden der Historie", aber vom Nutzen ist wenig die Rede, immer mehr wird es eine gewaltige Anklage gegen unsere historische Bildung, in der er den Ruin unserer Zeit sieht. Die Romantik ist es gewesen, die das Ideal der Bildung so hoch gehoben und den Wert dieses Begriffs geprägt hat — und Nietzsche ist es gewesen, der ihn entwertet hat, denn er prägte den Gegenbegriff und schrieb seine Schrift gegen Strauß als Kampfschrift gegen den „Bildungsphilister". Bildung — das bedeutet den Romantikern Universalität des Geistes, verständnisvolle Umfassung, Umarmung aller Ideale, und Nietzsche sagt: „Ich bin voller Argwohn und Bosheit, gegen das, was man Ideal nennt. Die „höheren Gefühle" sind eine Quelle des Unheils. Wir sehen mit einem so spöttischen Ingrimm dem zu, was Ideal heißt. Wir verachten uns nur darum, nicht zu jeder Stunde jene absurde Regung niederhalten zu können, welche Idealismus heißt." Den ersten wahren Nihilisten nennt sich Nietzsche, und die Romantiker wollen universal sein und sie werden wirklich die Diener aller Ideale. Alle Tradition, alles

www.rhetorik.com

Gegebene in der Zeiten und der Räume Ferne zieht sie an; das Mittelalter und der Orient sind ihnen gerade fern genug, um sie verehrend zu lieben. Und sie werden immer hingebender, festhaltender, nachstrebender, pietätvoller, dienender, sie werden Vermittler fremder, ferner Literaturen, Nachforscher, Uebersetzer, Sammler. Immer mehr lassen sie den Sturm und Drang hinter sich, Wilh. Schlegel endet als Orientphilologe und Fr. Schlegel als katholisch gewordener Mystiker. Und sie sind ja alle mehr oder minder weit auf dem Wege nach Rom. Man weiß es ja zur Genüge: die religiöse und philosophische Erneuerung des katholischen Geistes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert, die Erneuerung der kirchlichen Kunst, die Erneuerung politischer Ideale des Mittelalters bis zur bewußten Reaktion — das alles ist großenteils das Werk der Romantik. Was aber bedeutet das alles für Nietzsche? Also spricht Zarathustra: „Wenn mein Zorn je Gräber brach, Grenzsteine rückte und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollte — Wenn mein Hohn je vermoderte Worte zerblies, und ich wie ein Besen kam den Kreuzspinnen und als Fegewind alten verdumpften Grabkammern." — Doch er liebt die Vergangenheit auch in seiner Weise: „an ihre große Gräberstraße setzte ich mich und selber zu Aas und Geiern — und ich lache über all ihr Einst und und seine müde verfallende Herrlichkeit — Gern sitze ich gleich Gras und rotem Mohne auf zerbrochnen Kirchen." Auch er kennt die Sehnsucht, aber ihm schaut sie nicht zurück, ihm ist sie kein Abendtraum vom goldenen Einst, nein, „meine große, flügelbrausende Sehnsucht — oft riß sie mich fort: da flog ich wohl schaudernd, ein Pfeil, durch sonnentrunkenes Entzücken — hinaus in ferne Zukünfte, die kein Traum noch sah, in heißere Süden, als je sich Bildner träumten" —

Tieck und Wackenroder aber wandeln verzaubert durch Nürnbergs geschwärzte Gassen, den Namen Dürer auf den zitternden Lippen, und sie alle, die Romantiker wandern durch die deutschen Lande mit erwachtem Sinn für heimische Kunst und Volksart und schauen in hohen Domen und stolzen Burgen die mahnenden Zeugen einstiger Herrlichkeit des Vaterlandes, und man soll es doch nicht vergessen, daß aus den Barbarossa-Träumen der alles einenden Romantiker der Gedanke der deutschen Einheit aufwuchs und erstarkte. Und sie träumen weiter. Die Burgen und Schlösser beleben sich mit Fürsten, Rittern, Kreuzfahrern. Und nicht nur in Romanen, Schauspielen und Balladen. Nein, Fr. Schlegel erneuert das Adelswappen seiner Familie, geht an den Kaiserhof und tritt in die Dienste Metternichs, des Großmeisters der Reaktion, und Novalis, selbst ein Sproß aus altem Ritterstamm, sieht im König nicht den ersten Beamten, durch den „papiernen Kitt" der Verfassung gebunden, sondern den Vater, die Sonne des Staats und sein Lebensprinzip, den Restaurator des Vaterlands, den zum irdischen Fatum erhobenen Menschen und er wünscht die Uniformierung aller Bürger, einen Königsdienst ähnlich dem Gottesdienst, König und Königin als allgemeine Hausgötter und den Hof als Sammelplatz alles Schönsten und Besten, und er sieht die goldne Zeit in der Nähe, da nun der preußische Thron ein Heiligtum geworden und sich dort die Taube dem Adler gesellt. Der Adler Nietzsches sitzt auf keinem Thron, und ihm gesellt sich die Schlange. Wie klingen die Worte Vaterland, Fürst, Adel in den Ohren Zarathustras? Auch er will einen Adel, aber einen neuen Adel, Zeuger und Züchter der Zukunft! „Wahrlich nicht, daß ihr einem Fürsten gedient habt — was liegt noch an Fürsten! Nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern!" Wie spottete Nietzsche über das neue Reich! Wie fand er schon früh gerade politische Schwäche und Korruption der höchsten Kultur günstig! Nicht das Vaterland lehrt Zarathustra lieben. „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel — das

unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen! Wie schilt er die Vorfahren, die sich vom heiligen Geist nach dem gelobten Lande führen lassen, das er nicht loben kann, weil dort der schlimmste der Bäume wuchs, das Kreuz! Für Novalis war es der höchste, der herrlichste der Bäume, zu dem er zeitlebens aufgeschaut. In seinen „geistlichen Liedern" sang die Seele des Novalis noch fort, als sein Leib dahin war, und in der Kirche hat einst sein Vater den toten Sohn vernommen und weinend verstanden, den er im Leben nie begriffen. Die Romantik versteht und erneuert die Religion aus dem Gefühl, aus dem Herzen heraus, aus der Liebe, und im höchsten Gegenstand, im Göttlichen findet alle romantische Hingebung ihr letztes Ziel. Sie können nicht anders, sie müssen anbeten, verehren. Und so tauchen sie alles in göttliches Licht, wandeln immer auf geweihtem Boden, zwischen Säulen unter Orgel- und Glockenklang, und Friedrich Schlegel sagt: alles ist heilig und schäumt so über vom Heiligen, daß man ihn bald den heiligen Friedrich nannte. Und ihm gegenüber der unheilige Friedrich Nietzsche, der größte Säcularisator und Profanator, der sich rühmt: unter den heiligsten Namen zog ich die zerstörerischen Tendenzen heraus, man hat Gott genannt, was schwächt. Wie die Romantik ihre Liebe, so trug Nietzsche seinen Krieg bis in den Himmel hinein. Seit diese Erde steht, hat sie noch keinen solchen Todfeind alles dessen gesehen, was auf dieser Erde verehrt worden. Er ist der Zerstörer alles Heiligen, der Ketzer aller Ketzer. Schon im „Menschlichen, Allzumenschlichen" heißt ihm die romantische Annäherung an das Christentum eine Fahnenflucht, mit der man sein intellektuelles Gewissen heillos beschmutze; denn noch nie habe eine Religion eine Wahrheit enthalten. Der Zarathustra spricht vom Mörder Gottes und verkündet es jubelnd: Gott ist tot. Nietzsches Antichrist bringt den wildesten Ansturm, den die Religion erlebt, und die jüngste Veröffentlichung „der Wille zur Macht" setzt ihn fort; er will da zum Kriege zwingen mit dem Christentum als der verhängnisvollsten Lüge der Verführung, die es je gegeben, er will keinem den letzten Finger seiner Hand reichen, der ihm darin zweideutig sei. Er überschreibt das ganze Kapitel: Religion als Ausdruck der décadence, und das folgende: Moral als Ausdruck der décadence. Man muß die Moral vernichten, so verkündet er, um das Leben zu befreien. Die Moral ist die bösartigste Form des Willens zur Lüge, die Verderberin der Menschheit, die untüchtig zum Kriege macht, der gute Mensch ein Entarteter, eine kleine, bescheidene Misgeburt von Seele, ein Unmännlicher, ein braves Langohr und Heerdenschaf. Nichts aber bekämpft er ja haßwütiger in aller Moral als das Weichste und Weiblichste daran: das Mitleid; denn es hilft den Schwachen; er aber will den Sieg des Starken und den Untergang des Schwachen. So spricht er verächtlich von den „Mitleidsromantikern"; und allerdings: die Thränen gehören zum Wesen der Romantik. Fordert doch Novalis selbst als die religiöse Aufgabe: Mitleid mit der Gottheit! So stehn sie sich nun gegenüber die Romantik und Nietzsche, als das weiche Herz und der harte Wille, die hingebende Liebe und der stolz abweisende Trotz; so scheint in ihnen lebendig geworden der Urgegensatz der beiden alten allumfassenden Naturkräfte, der allgemeinen Anziehung und der allgemeinen Abstoßung. So stehn sie da: der Engel mit dem Palmzweig und der Dämon mit dem Schwerte.

Leidenschaft.

Es war im Traum — man darf heute wohl auch einmal romantisch kommen — da sah ich einen edlen Jüngling stehn mit brennender Fackel; bald hob er sie als friedliche Leuchte zur Schulter wie einen Palmzweig; bald stieß

er sie zerstörend vor wie ein Schwert, und je nach dem Schein der Fackel glich sein Schwärmerantlitz dem Engel oder dem Dämon. In seltsamem Wechselspiel schillerten Lächeln und Zorn, Sehnsucht und Verachtung auf seinen Zügen. Ich las darin die Romantik und Nietzsche. Ich las darin die ganze Geschichte der Romantik von Winckelmann her, in dessen Spuren der junge Friedrich Schlegel und Hölderlin wandeln, bis hin zu Schopenhauer und Wagner, den wahren Vollendern der Romantik. Das Land der Griechen mit der Seele suchend zog die Sehnsucht aus und kehrte nicht wieder; im Meer der unendlichen Leidenschaft schwoll sie zu metaphysischer Tragik und Musik. Und daraus ward Nietzsche geboren. Drei Elemente bauten ihn auf: er hat sie selber bekannt in einer ungedruckten Vorrede, die in diesen Blättern erschien (Aprilheft 1902). Er zählte es als die drei Glücksfälle seines Lebens auf: daß er in jungen Jahren sich in der Nähe der Griechen heimisch machen durfte, daß er Schopenhauer ergeben war und daß er von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Musik gewesen. Ist er nicht der geborene Romantiker? Und alle drei Jugendideale schlugen zusammen in seiner Erstlingsschrift: Die Geburt der Tragödie (der griechischen Tragödie) aus dem Geiste der Musik. Aus dem Geiste der Musik, der romantischen Kunst, aus der Elegie, der Lyrik, der romantischen Poesie. Ja, die Romantik war seine Wiege — sie war auch sein Grab; sein Leben war Emancipation von der Romantik, vom Ende der Romantik, aber eben darum Rückkehr zur Romantik in umgekehrter Richtung. Und je tiefer er gegen sich selbst gekämpft, um so tiefer hat er sich wiedergefunden, Nietzsche der Romantiker.

Es ist an der Zeit mit der Vorstellung zu brechen, die vom Nietzschekultus wie vom Nietzschehaß gleicherweise genährt wird, als sei es eine völlig fremde, alleinstehende Erscheinung, die unter dem Namen Nietzsche wie zufällig und plötzlich als Heil oder Unheil in unsere Zeit kam. Den einen fiel er als strahlendes Meteor vom Himmel, für die anderen brach er aus den Wäldern als blutdürstiger Wolf in unsere Kultur herein. Nietzsche fiel nicht vom Himmel und er kam auch nicht aus den Wäldern. Oder meint man wirklich, er sei der Dschingiskhan, den er spielt, die brutale Zerstörerfaust, die nicht weiß, was sie thut? Man sehe seine Vergangenheit und frage sich, ob aus solchem Holze ein Barbar entsteht.

Aus alten angesehenen Pastorenfamilien stammte er vom Vater wie von der Mutter her. Von seinem Großvater giebt's eine Schrift über „die immerwährende Dauer des Christentums zur Beruhigung bei der gegenwärtigen Gährung". Sein Vater war Prinzessinnenerzieher und verdankte seine Pfarrstelle der besonderen Gunst des preußischen Königs. Sinn für aristokratische Formen und gute Sitte, strenges Ehrgefühl und peinliche Ordnungsliebe waren in der Familie heimisch. Nach des Vaters frühem Tode lebte der Knabe in der streng kirchlichen und königstreuen Beamtenstadt Naumburg; dann ward seine gymnasiale Bildung glänzend vollendet in der berühmten Klosterzucht Schulpforta's, dann die philologische Studienzeit unter der Autorität des strengen Methodikers Ritschl, dazwischen sein Militärdienst, und dann ward er, fast noch ein Jüngling, aufs akademische Katheder berufen in der ernsten, frommen, altehrwürdigen, patrizisch regierten Stadt Basel. Wahrlich, alles, was auf einen Menschen an Erziehung einwirken kann, hat auf Nietzsche gewirkt: Familiensinn, Loyalität und Kirchlichkeit, Bureaukratie und Patriziat, Schulzucht und militärische Disziplin, methodische Wissenschaft und Lehrberuf, alle Geister der Tradition und der Autorität sprachen zu ihm in einer Stärke und Vereinigung wie zu wenigen Menschen: ein Muster von Tugendernst mußte daraus erstehen, ein treuester Verehrer der guten alten Zucht und Sitte, eine würdigste, festeste Stütze der Gesellschaft, und es erstand — das Gegenteil.

www.libtool.com.cn

Man ist nun wohl rasch mit der Antwort bei der Hand: er ward eben zu viel erzogen und darum mußte der Umschlag kommen, die Empörung gegen die Erziehung, die Rache gegen den erlittenen Zwang: Nein, ihm ist nicht Gewalt geschehen; er liebte die Erziehung, er übertrieb sie von früh auf. Eine Kindergeschichte ist bezeichnend. Der Sechsjährige kommt auch bei einem Platzregen langsamen Schritts aus der Schule, weil in den Schulgesetzen stehe, die Knaben sollen ruhig und gesittet nach Hause gehen. Aber auch der Mann erklärte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur." Das sollten seine falschen Verehrer sich merken. Ein „ungeheuer artiger" anerkannter Musterknabe war er im Mutterhaus und in der Schule, wo er ob seines gesitteten Ernstes und seines frommen Pathos der kleine Pastor hieß. „Fritz als Erzieher" heißt ein Kapitel der Biographie, und er wars für seine Umgebung, für Schul- und Studiengenossen, er hat ja später nicht nur „Schopenhauer als Erzieher" geschrieben, nein auch Zarathustra als Erzieher, Zarathustra als härtesten aller Erzieher — er hat die Autoritäten seiner Jugend geschlagen, nicht weil sie zu viel, nein weil sie wenig, zu weiche Erzieher waren. Er wollte die Erzieher noch erziehen — darum schlug er sie. Er war zeitlebens ein Suchender nach dem Schwersten an Erziehung, und nicht als Feind, sondern als Fanatiker der Erziehung muß man ihn verstehen. Man meint vielleicht, die harte Zucht der Jugend ist ihm zu Kopf gestiegen. Nein, sie traf ihn nicht hart und fremd, sie traf die Phantasie seiner innersten Natur, sie kam ihm romantisch. Denn es steckt ein Romantisches in aller Erziehung, sofern sie in die Ferne treibt auf ein ideales Ziel. Die Romantik ist zu Ende, wenn die Erziehung fertig wird, und darum durfte sie nie fertig werden für Nietzsche, darum mußte er sie ewig überflügeln mit seiner Sehnsucht, mußte er seine Erzieher durch Erziehung schlagen und sie verachten, weil sie fertig wurden. Er war ein „Streber" des Geistes, ein Mann des ewig entfliehenden Ideals — und das heißt ein Romantiker.

Und nun sehe man, wie mehr oder minder seine ganze Entwicklung, schon seine Geburt unter dem Zeichen der Romantik steht. So recht in der Heimstätte der Romantik, in mitteldeutscher Ländlichkeit ward er geboren. Seine Jugend verlebt er in der Heimatsgegend des Novalis, in den sich der Jüngling vertieft. Und zugleich wird ein anderer Romantiker sein Lieblingsdichter, Hölderlin, in dessen Hyperion man bereits den Vortraum des Uebermenschen erkannt. Der erste gründliche Geschichtsschreiber der Romantik, Koberstein, wird Nietzsches Lehrer in Schulpforta, und sein bester Studienfreund wird Erwin Rohde, der Entdecker des Romantischen im Griechentum, der die deutschen Romantiker als seine Geistesverwandten fühlte und würdigte zu einer Zeit, da nicht einmal ein Feind mehr von ihnen sprach. Vor allem aber: die geistigen Väter Nietzsches sind Schopenhauer und Wagner, und er selber hat sie ausdrücklich als die größten Fortsetzer der Romantik erkannt, er schrieb als ihr begeisterter Apostel, er lebte ganz in ihnen, bevor er Nietzsche ward. Doch was sollen die Namen? Der Geist der Romantik beherrschte seine ganze Entwicklung; öfter klingen in seinen früheren Notizen und Briefen die Wahlsprüche der Romantik an von der mondbeglänzten Zaubernacht, vom Denken in Tönen, denn Gedanken stehn zu ferne — und es bleibt nicht bei den Citaten. Man lese nur die Biographie. Ein Kapitel ist überschrieben „der romantische Garten", ein anderes „phantastische und wirkliche Ferienreisen". Und seine ganze Jugendzeit ist voll von romantischen Träumen, romantischen Spielen, romantischen Spaziergängen, romantischen Freundschaftsbünden auf Burgen geschlossen, vor allem voll von den romantischen Künsten Lyrik und Musik. Und der junge Nietzsche treibts systematisch. Eine Zeit lang macht er jeden Abend ein Gedicht; er gründet eine Gesellschaft, die jedes Mitglied zu regelmäßiger literarischer oder musikalischer Produktion verpflichtet. Und

in den Liedern, die er dichtet und komponiert, klingen die alten Saiten der Romantik, da tönts von Mondesglanz und Abendgold, von Vogelsang, von Heimatsglück und Lebewohl. Und ein Musikschwärmer und ein unmoderner Verehrer der Freundschaft und seis der Sternenfreundschaft, wenn die irdische brach, und vor allem ein Lyriker blieb er sein Lebelang — ein echter Romantiker. Sonderbar, wie schon den Knaben allerlei Fernes und Hohes phantastisch umspinnt. Nach dem Romantiker auf dem Throne ward er Friedrich Wilhelm genannt, und er freut sich, daß sein Geburtstag, zusammenfallend mit dem des Königs, feierlich begangen ward. Er träumt von seinen geglaubten Ahnen, den polnischen Grafen Nietzky. Er hört seinen Vater als Hofmann rühmen, er wird von einer wunderschönen Großfürstin öffentlich geküßt und dadurch zum leidenschaftlichen Russenfreund. Man achte: er ist nicht Russe, nicht Pole, er ist nicht Königssohn, nicht Höfling und nicht einmal adlig, aber all das schwebt um ihn als Stoff seiner Träume — das ist Romantik.

Wenn der erste Band der Biographie oft kindlich-sentimental anmutet, seitenlang Kinderspiele beschreibt, so schiebt man das erst vielleicht auf die weibliche Autorhand. Jetzt sehe ich, was dahinter steckt. Es ist eine ganze phantastische Märchenwelt, die sich der kleine Nietzsche aufgebaut, es ist echteste Romantik in Kinderschuhen. Im Manne ist mehr Kind als im Jüngling, sagt Nietzsche, und weiter: Vielleicht bleibe der Mensch ein ewiges Kind, und seine feierlichsten Begriffe ein Kinderspielzeug, das er immer gegen ein anderes eintausche. Und ähnlich sagt es Tieck: „der Mann spielt nur mit anderen Dingen als das Kind.“ Alles ein großes Spiel, verkündet der Romantiker, und man wird Nietzsche nimmermehr verstehen, wenn man ihn nicht auch als einen großen Spieler nimmt, einen Spieler des Geistes, einen Spieler mit Welten um Tod und Leben, einen Spieler auf einer unendlichen Harfe der Phantasie, so verloren, so überschießend in seiner Phantasie wie keiner sonst war, keiner außer der Romantik. Nietzsche ohne Phantasie lesen, Nietzsche wörtlich nehmen — das heißt ihn richten. Aber im Spiel der Phantasie da werden die Schauer des Wildesten ertragbar, da werden die Verbrechen groß und erhaben. Das überschießende Spiel der Phantasie ist die Signatur der Romantik, und die Gegensätze finden sich im Unendlichen der Phantasie, und Liebe und Kampf, die Gesten der Romantik und Nietzsches werden eins im Spiel. Wer Tieck gelesen, weiß, daß sich in die Romantik der Liebe eine Romantik des Schreckens, des Verbrechens, des Krieges schlingt. Nietzsche will der grausame Krieger des Geistes sein, und das heißt, er spielt ihn, er spielt ihn von früh auf. Räuber- und Kriegsspiele erfüllen den Knaben und er treibt sie fast wissenschaftlich, methodisch. — Im Possenreißer sieht später Nietzsche einen Vorläufer des Genies. „Alles ein großes Spiel,“ sagt Tieck, „eine Posse, in der fürchterliche und lächerliche Gestalten seltsam durcheinander gemischt sind, die sich gegenseitig nicht kennen und doch durchkreuzen. So entsteht, so vergeht das Leben des Menschen.“ „Unheimlich ist das menschliche Dasein, und noch immer ohne Sinn,“ sagt Zarathustra, „ein Possenreißer kann ihm zum Verhängnis werden.“ Auf dem Markte zu Naumburg sah der junge Nietzsche jenen Turmseiltänzer, den er später in der Einleitung des Zarathustra vom Possenreißer überspringen, zu Tode stürzen läßt. Es ist die echteste Ikarusstimmung und Euphorionphantasie der Romantik, die himmelhoch spielend, tragisch sich übersteigt und sich zugleich überspringen kann mit dem Lachen der Ironie.

Aber es giebt noch andere früh gelegte Phantasiekeime des Uebermenschen. Da beschreibt der Knabe, wie ihn in der düsteren Sakristei der väterlichen Pfarrkirche das „übermenschliche“ Bild des heiligen Georg immer mit geheimem Schauder erfüllte. „Die hehre Gestalt, die furchtbaren Waffen und das geheimnisvolle Halbdunkel ließen mich ihn immer nur mit Scheu betrachten. Einst

sollen seine Augen erschrecklich gefunkelt haben, sodaß alle mit Grausen erfüllt worden waren." Ist es nicht wie eine Urgestalt des Uebermenschen? Und ist vielleicht der Uebermensch der im Traum aufgegangene Ritter St. Georg, der seit den Kindertagen in Nietzsche schlummerte? Jedenfalls sagt es viel, daß ihm früh das Heilige zugleich dämonisch entgegentritt, düster geheimnisvoll, heroisch furchtbar, feierlich waffenstarrend.

Aber noch viel reichere Bilder des Heroischen, des Kriegsgewaltigen umschwebten Nietzsches Kindheit, noch ganz andere Schatten des Uebermenschen gingen da um. Wahrlich, der Gott der Schlachten hat gar mächtig gesät auf dem Heimatboden Nietzsches, und all die Saat ist herrlich aufgegangen in seiner Kriegsphantasie. Wo Nietzsche geboren ward, da hat die Erde gebebt von allen Dämonen und Furien der Neuzeit: es war das Schlachtfeld Europas. Die großen Völkerkriege, der 30jährige, der 7jährige, die Napoleonischen ließen dort Erinnerungen, die das Kindergemüt Nietzsches aufsog. Eine halbe Stunde von seinem Heimatsdorf, so meldet er, liegt Lützen. „Zweimal wurden hier ungeheure Schlachten geschlagen, und mit dem Blute fast aller europäischen Nationen ist dort der Boden getränkt. Ehrende Denkmäler erheben sich hier und verkünden mit beredter Zunge den Ruhm der gefallenen Helden." So schreibt er noch nicht vierzehnjährig. Unweit Lützen liegen Großgörschen und Roßbach und die Leipziger Felder. Gustav Adolf und Wallenstein, der große Friedrich und Seydlitz und Blücher grüßten ihn und vor Allem Napoleon. Und er, den Nietzsche aus allen modernen Menschen heraushob als den großen Fortsetzer der Renaissance, als den Wiedervermännlicher Europas, Napoleon, „jener einzelnste und spätestgeborene Mensch, den es jemals gab," — dieser wohl deutlichste Vorläufer des Uebermenschen spielt gar mächtig schon in seine Kinderträume. Wenn die Mutter die kranken Kinder unterhielt, gelang es ihr am besten mit einer Dichtung aus ihrer Jugendzeit: Napoleon auf St. Helena. Wenn die Großmutter in der Dämmerstunde erzählte, dann hörte Fritz am liebsten von Krieg und Napoleon. Und die Großmutter schildert Napoleon, daß die Kinder nicht zweifeln, sie sei dabei gewesen; sie schildert voll Bewegung die grausige Kriegszeit, die sie immer in der Nähe der Schlachtfelder durchlebte, die plündernde Truppenhorde, die sie nach den Tagen von Jena das öde Haus durchwühlen sah, dann bei Leipzig das unheimliche Marschieren all die düsteren Nächte hindurch, das schauerliche Pochen an den Fensterläden, das ihren Gatten zu Rat und Hilfe und oft zu Sterbenden rief, und das sie noch jahrelang aus ihren Träumen aufschrecken ließ. „Es war aber doch ein ganz Großer" hörte sie dann der junge Nietzsche von Napoleon sagen. An solchen Erzählungen nährte sich seine bewundernde Neigung für das, was schauern und leiden macht.

Auch ohne fremde Erzählungen füllte die junge Phantasie sich mit Kampfesbildern. Man denke, das Bewußtsein Nietzsches erwacht im Jahre 48, und eine seiner frühesten Erinnerungen — dahinfahrende Wagen mit jubelnden Scharen und wehenden Fahnen — weist in die Sturmtage der Revolution. Den Zehnjährigen erfüllt der russische Krieg mit jugendlich eifrigster Teilnahme, und dann ward gleichsam unter Kanonendonner der Jüngling zum Manne. Der 64er Krieg fällt in seine Abiturientenzeit, der 66er in seine beste Studienzeit, der 70er in den Beginn seiner Lehrthätigkeit, und dazwischen noch 67/68 dient der Doktorand als einjährig-freiwilliger Kanonier. Das sind die eigentlichsten Werdejahre Nietzsches. Wundert man sich noch, daß ihm der männliche Krieger als Ideal aufging, daß er „das klassische Zeitalter der Kriege" gekommen sieht und nichts anderes will, als den Krieg auch ins Reich des Geistes zu tragen? „Unsere Zeit ist wie ein Soldat, der marschieren lernt", sagt er deutlich genug.

„Während die Donner der Schlacht von Wörth über Europa hingingen"

— so betont er selbst — sammelte er die Gedanken für seine Erstlingsschrift, „bis er endlich, in jenem Monat tiefster Spannung, als man in Versailles über den Frieden beriet, auch mit sich zum Frieden kam und „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ letztgiltig bei sich feststellte.“ Es war die Geburt Nietzsches aus dem Geiste des Krieges. Ist nicht die Tragödie die Verklärung des kämpfenden Heldentums, und der dionysische Rausch, aus dem er sie erstehen ließ, der Enthusiasmus, die opferfreudige Begeisterung? Die ersten Viktoriaschüsse klangen ihm ins Ohr, als er seiner Schwester eine erste Studie vorliest: über dionysische Weltanschauung. Aus dem heroischen Rausch, aus dem vollen, tönenden, mächtigen deutschen Kriegs- und Siegesrausch ist Nietzsche emporgestiegen. Und wenn er sündigte, und wenn er wehethat mit seiner Lehre wie auch der Krieg wehethut — so soll man denken, sie kam als ein Kind aus großen Tagen, als Ueberschwang der Heldenzeit. Der Sturmeszug des Siegers tönt in Nietzsche fort mit ungezügelter Berserkerkraft; seine Bacchantik ist der verewigte Triumph, sein Uebermensch der nach innen gedrängte und dort ins Unendliche zum Himmelsstürmer gewachsene Kriegsheld; in den Fanfaren seiner mächtigen Sprache dröhnt der Sieg, da braust der Ruf wie Donnerhall mit einem Echo weit hinaus über Zeit und Vaterland bis in die fernsten Thäler des Geistes. Die Kriegsfeuer sind erloschen, aber aus ihnen war ein letzter, feinster Rauch emporgestiegen zur höchsten Höhe des Geistes, und der blieb stehen und ist noch heute sichtbar in Friedrich Nietzsche.

Als Nietzsche so hoch gestiegen war, da sah er auf sein Vaterland herab und fand es klein. Die Wirklichkeit ernüchterte wieder. Steckt nicht in Bismarck viel vom Uebermenschen? Aber auch Bismarck war wirklich, und so enttäuschte er den Romantiker Nietzsche. In der Gründung des Reiches sah er eine Sättigung und er haßte die Satten. Im Rausch der Sehnsucht und des Kampfes, da fühlte er sich eins mit seinem Volke; als aber dem Volk der Rausch verflog und die Sehnsucht gestillt war, da trennte er sich von seinem Volke und nahm die Sehnsucht mit sich fort und trug den Rausch empor zur Weltbacchantik. Er konnte ohne die Sehnsucht nicht leben; denn er war ein Romantiker. Und wurden die Deutschen nicht darum das Volk der Romantik, weil sie das Volk der lange ungestillten Sehnsucht waren? Wenn eine Schuld in Nietzsche ist, so ist es die Schuld der Romantik, der Ueberschwang, aber der Ueberschwang der Phantasie, die ὕβρις des Helden, aber des Helden in der Tragödie. Sonderbar! Gerade die Jahre um 70 herum bedeuten überhaupt in Deutschland den Höhepunkt der tragischen Stimmung und des Pessimismus, dessen lauteste Verkünder Hartmann, Bahnsen, Mainländer damals auftraten. „Am Jahrestage von Sedan“ — so unterzeichnete der schwärzeste der Pessimisten, der Autor des „Tragischen als Weltgesetz“ Jul. Bahnsen die Vorrede seiner Geschichtsphilosophie, und Nietzsche bekennt sich wie Richard Wagner damals begeistert zu Schopenhauer. Ist es so wunderbar? Der Pessimismus ist die Kriegserklärung gegen die Welt, die Feindschaft zwischen Ideal und Leben, der Kampf zwischen Denken und Sein. Die innere Kampfstellung harmoniert mit der äußeren. Es ist doch nicht Zufall, daß Hartmann, Mainländer, Bahnsen freiwillig Soldaten wurden, daß pessimistische Dichter, wie Kleist, Puschkin, Lermontoff, Tolstoi Offiziere waren, Byron als Kämpfer starb. Fast kann man sagen, 66 und 70, da siegte der deutsche, tragische Ernst über den heiteren Geist von Wien und Paris; da siegte Wagner über Strauß und Offenbach. Indessen, die Oper ist kein Schlachtfeld und der Denker kein Krieger, sondern nur ein Krieger in der romantischen Phantasie. Nietzsches Aeußeres scheint es schon zu verkünden — ein martialischer Aesthet! Er selber spottet über seine Photographieen, die ihn als Seeräuber zeigen und als Heldentenor. Nietzsche war kein Schauspieler, er rezitierte

schlecht, berichtet Deußen. Doch man lese seine Briefe damals: er genießt den Krieg zugleich als heroisches Schauspiel. Und er läßt sich als Artillerist mit gezogenem Säbel photographieren. Er spielte mit dem Kriege, aber es war mehr Tragödie als Komödie. Sein Militärjahr verbringt er zur Hälfte auf dem Krankenlager. Und 1870 hat er nur die düstere Kehrseite des Krieges kennen gelernt — im Lazareth; durfte er doch, durch seine Stellung Schweizer geworden, nicht mit der Waffe dienen, wie er es wünschte. Und wer nur je einen Stein erhoben gegen Nietzsche, der halte ein vor diesem Bilde: er, dessen Lehre alle Bande der Liebe und Treue zerreißt, eilt freiwillig herbei, bereit sein Leben hinzugeben für das alte Vaterland, und er, dessen ganze Lehre Krieg verkündet, er pflegt in Liebe Feind wie Freund, und er, der das Herrentum predigt in stolzester Gewalt, er dient, er thut die niedrigsten widrigsten Dienste selbst für gefangene Turkos, und er, der Todfeind der Nächstenliebe und am meisten des Mitleids, der Verächter und Preisgeber der Schwachen und Elenden in seiner Lehre — er übt Krankenpflege Tag und Nacht opferwillig, bis er selber hinsinkt, geschwächt und angesteckt zu schwerer Krankheit. Und diese Krankheit hat seine Gesundheit für immer untergraben, sie ist, wenn nicht die einzige Ursache, sicher der Anfang all der Leiden, die ihn nicht mehr verließen, die seine Seele niederdrückten und schließlich umnachteten. Nietzsche, ein Opfer des Krieges, und wunderbarer noch ein Opfer des Mitleids! Ja, so stehen Wirklichkeit und Phantasie: Nietzsches Leben ein Siechtum, ein Martyrium, Nietzsches Lehre ein Heldentraum! Begreift man jetzt, was seine Lehre so groß und schön macht — sie sucht, sie ist Erhebung über das Leiden. Sie kommt oft hart und grausam, aber auch sein Leiden war hart und grausam. All seine späteren Schriften sind Ermannungen, sind Versuche der Genesung und wirkliche Genesungen, Auferstehungen — für Stunden. Man lese die Vorrede zur „fröhlichen Wissenschaft“: wie es da sprudelt von Frühlingsschauern, wie das Ganze geboren ist aus der Stimmung der Genesung, aus dem Triumph einer vom langen Winterdruck des Leidens erlösten Seele.

Aber man denkt klein von Nietzsche, wenn man seine Schriften nur ansieht als Erholungen, Regenerationen eines kranken Mannes. Es ging um mehr als um seinen eignen kranken Leib. „Ich weiß es gewiß, ich brauche mich nur dem Anblicke einer wirklichen Not auszuliefern, so bin ich verloren.“ Die Atmosphäre seiner Kriegserlebnisse hatte sich, so schrieb er, noch lange nachher wie ein düsterer Nebel um ihn gebreitet: „eine Zeit lang hörte ich einen nie enden wollenden Klagelaut.“ Begreift man, daß er gegen das Mitleid ankämpfen, sich von ihm loskämpfen mußte wie von einem Feind und ein stählernes Herz ersehnte? Was aber war die Not des Tages gegen die Not, die nun von allen Seiten laut werdend Millionen Arme zum Himmel streckte? Der Sozialismus kündete die Not der Menschenmassen, der Darwinismus die Not der Lebewesen im grausamen Kampf ums Dasein, der Pessimismus die Not des ganzen Weltendaseins: das waren die neuen zeitbeherrschenden Welt- und Lebensanschauungen, und nun denke man sich das alles eindringend auf die weichste, empfindungsvollste Denkerseele, die da lebte, mußte ihr nicht sein, als solle sie ersticken vor Jammer, mußte sie nicht fühlen, der Mensch geht zu Grunde am Mitleid, und ihn gewaltsam losreißen, wenn sie ihm noch einen Rest retten wollte von Lebensluft und Sonnenschein? Man sehe Nietzsche vor dem düsteren Hintergrund von Sozialismus, Darwinismus, Pessimismus, von dem er sich losgerissen. Ohne diese Folie wird Nietzsche zum Narr und Verbrecher. Mit ihr gesehen erscheint er als Held. Die Pessimisten, die um die Kriegszeit schrieben, die wußten nichts anderes als: kämpfen, leiden, sterben! Auch Nietzsche wußte es damals nicht anders. Er schrieb damals, Schopenhauers Grundlehren hätten

bei ihm die Feuerprobe bestanden, hätten sich als festgewurzelt erwiesen, „man kann mit ihnen sterben, das ist mehr, als wenn man von ihnen sagen wollte, man kann mit ihnen leben.“ Bald aber fand er nur zu sehr, daß man mit ihnen sterben könne, daß Schopenhauer sterben lehre und nicht leben, er aber wollte leben, und so drängte er zur Erhebung über das Leid, über das eigene und — als Philosoph — auch über das allgemeine Leiden, über das Mitleiden. Das war sein Abfall von Schopenhauer und zugleich von Wagner, dem er den Parsifal nicht verzeihen konnte, die Weihe des Mitleids.

Nietzsche ward der einzige Denker, der die neue Lebensstimmung, den neuen Zeitgeist vorausempfand, der über die schwüle Kampfes- und Leidensstimmung hinauskam zur Siegesstimmung, und er feierte sie nun mit stürmischen Paukenschlägen und Freudentänzen, mit wahren Orgien des Uebermuts. Der ganze Nietzsche ist nichts als dieser Stimmungsumschlag, als dieser Triumph des Lebens über das Leiden. Er kam wild und gewaltsam, aber es war ja auch ein Sieg so schwer, wie er selten errungen worden im Leben der Menschheit. Es galt für Nietzsche eine ungeheure Erhebung über sich selbst und über seine Zeit, es galt eine Umkehr seines Wesens, ein Heraufholen neuer Kraft aus den Grundtiefen des Lebens, es galt das Schaffen einer neuen Seele, eines neuen Zeitgeists. Man denke, Nietzsche der leidendste Mensch seiner Zeit, der in seiner unendlichen Empfänglichkeit alle Schmerzen dieser Zeit mitempfand, die wie keine andere in Leiden schwelgte, wie sie die einzige in der Geschichte war, die einen reinen Pessimismus bekannte. Und nun stand Nietzsche da und fühlte die eigene Seele zerschnitten von tausend bitteren Zweifeln und fühlte, wie sein siecher Leib Nein sagte zu seinem Leben, er fühlt sich zerfallen mit seinem Beruf, seinen Freunden, seinem Vaterland, fühlt, wie sie Nein zu sagen schienen zum Willen seines Wesens, er fühlt all die Verkünder der Not, all die „Prediger des Todes“ an sich herankommen, er hört den nie enden wollenden Klagelaut mit unendlichem Echo von Leiden des Krieges, vom Elend der Massen, vom Kampf ums Dasein, vom All-Jammer der Welt, er sieht von überall ein schwarz aufgewühltes Meer des Leidens auf sich heranschleichen — und da rettet er sich auf den Felsen Europas, und dort auf der einsamen Alpenhöhe antwortet er trotzend mit einem Jodler der Freude, dort entringt sich der gequälten Brust zu allem Nein ein jauchzendes Ja. Nietzsche nennt sich den Jasager, aber sein Ja ist noch umgürtet mit tausend blutigen Messern des Nein; denn dieses Ja ist erst in schwerem Kampfe errungen. Man muß es bekennen: Nietzsche ist ein Trunkener, ein Siegestrunkener, und keiner darf Nietzscheaner sein, der Verantwortung fühlt. Ich kann es kurz sagen, was ich über ihn glaube: Nietzsche hat Recht mit all seinem Ja, Nietzsche hat Unrecht mit all seinem Nein. Er hat, wie aus dem Schiffbruch seiner Seele und seiner Zeit, nur das nackte Leben und Streben gerettet, aber die Güter des Lebens preisgegeben. Nietzsche ist ein Uebergang, kein Ziel, aber ein notwendiger Uebergang, ein notwendiger Umschlag. Mir ist es unbegreiflich, wie man Nietzsche als pathologisches Ungeheuer oder als ewiges Wunder anschauen kann. Noch nie vielleicht konnte man von einem Denker so einfach sagen: er mußte kommen, noch nie vielleicht erhob sich einer so klar und organisch aus einer gegebenen Situation als notwendige Reaktion und Fortbildung zu den herrschenden Zeittendenzen. Den demokratisch-sozialen Trieben der Zeit antwortet er klar mit seinem aristokratischen Individualismus, den Kampf ums Dasein läßt er — der direkte Fortsetzer Darwins — umschlagen in den Kampf um die Macht, die Descendenz zum Affen in die Ascendenz zum Uebermenschen, dieser höchsten Siegesauslese im Darwinschen Daseinskampf, und Schopenhauers Willensverneinung in Willensbejahung. So überall sucht er Umschlag nach oben, ins

Positivere. Statt Masse, Kampf und Leiden setzt er Vornehmheit, Sieg und Freude.

Was aber, fragt man nun wohl, hat mit alledem die Romantik zu thun? Ich sagte, es war ein gewaltiger Stimmungsumschlag in Nietzsche, und solchen Umschlagens ist nur eine romantische Seele fähig, das heißt eine Seele, in der die Stimmungen und ihr Wetterwechsel allmächtig werden können, eine Seele, die im Ueberschwang des Gefühls ihren Charakter wenden, von einem Extrem ins andere sich stürzen, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, wie alle Helden bei Tieck und Novalis, tanzend, lächelnd sich über sich selbst erheben, mit ihrer Lust und selbst mit ihrem schwersten Leide spielen kann, eine vielwandernde Seele, eine lyrische, dithyrambische Seele, die im Enthusiasmus alles anbeten oder alles zerstören kann. Eine solche Seele des Umschwungs, der unendlichen Flügelkraft mußte kommen die Zeit zur Wende zu bringen, und diese Seele, die kommen mußte, war Friedrich Nietzsche. Es giebt ein Wort, das Nietzsches Anfang und Nietzsches Ende vereinigt: es heißt Dionysos. Die dionysische Weltanschauung — so hieß das erste Bekenntnis, das er niederschrieb; Dionysos sollte das letzte Kapitel seines Hauptwerks heißen, und an der Pforte des Wahnsinns, da nennt er sich selber Dionysos. Dionysos, der Bacchantengott, der Gott des Dithyrambus, des unendlichen lyrischen Enthusiasmus, kurz — der romantische Gott. Nietzsche und die Romantiker, das sind die Bacchantenseelen, die Dithyrambiker der deutschen Literatur. Und die Bacchantik, das ist die seelische Gewalt, in der die tiefste Tragik umschlagen kann in das Jauchzen des Satyrspiels, in der die höchste Freude den Schmerz gebiert und der tiefste Schmerz die Lust. Die Alten wußten es — sie ketteten beide zusammen, und Nietzsche wußte es. Er selbst ist solcher Umschlag. Aus Schopenhauer und Wagner ist er hervorgegangen; und seine erste Schaffenszeit steht in ihrem Banne, ist größtenteils ihnen und ihrem Preise gewidmet; sie sind ihm die Verkörperer, die Heroen und Propheten der tragischen Stimmung, dann aber will er darüber hinaus. Erhebung über das Leid um jeden Preis — das ist der innerste Beruf seines Lebens und Denkens. Der Knabe schon predigt immer nur das Eine: Selbstbeherrschung, und er übt sie. Er suchte schon das Leid, um sich darüber erheben zu können. Er brennt zweimal seine Hand an, um den Mut des Scävola zu beweisen. Was der Knabe körperlich, that der Mann geistig: er hat sich immer das Stärkste zugemutet: alle seine Schriften sind solche Feuerproben im wahren Sinn, sind gewollte Heroismen, sind Selbstprüfungeu, wieviel er ertragen könne — danach ausdrücklich schätzt er die Menschen. Es zeigt, wie unsäglich viel ihm Moral und Religion bedeuteten, daß er nicht aufhören kann sie zu bekämpfen — sie sind ihm das schwerste Opfer, und das gerade sucht er. An allen Dingen und Problemen, das hat er oft gesagt, interessiert ihn nur das Versucherische, das Gefährliche. Es ist das Grunddogma dieser dogmenfeindlichsten Natur: wahr ist, was wehe thut; es ist geradezu Nietzsches Aberglaube: was tief ist, ist böse. Man hat schon oft gesagt, Nietzsche habe gegen sich selbst geschrieben, aber das ist garnicht das Eigentliche, der tiefere Grund ist, daß er gegen sich selbst schreiben *wollte*. Er hätte gegen sich selbst geschrieben, wenn er sich ganz anders, entgegengesetzt gefunden hätte. Er *wollte* die Selbstüberwindung um ihrer selbst willen. Die Zeit will sich verjüngen, sich erhöhen durch Selbstüberwindung — und darum, nur darum ist Nietzsche der Mann der Zeit, darum ist er auch ein Mann für alle Zeiten, nicht weil er ein Ziel ist, sondern weil er der Mutmacher überhaupt ist, Stachel und Vorbild zu jedem Heroismus.

Nietzsche empfand das Leid so tief und steigerte es zur Naturgrenze der

Leidensfähigkeit, bis es umschlagen mußte in sein Gegenteil. Es giebt Seelen von größter Spannung, Seelen, die eines ungeheuren Aufschwungs und eines ungeheuren Niedergangs der Empfindung fähig und bedürftig sind, die nur atmen in einem riesenhohen Wellengang von Lust und Leid — das nenne ich eine romantische Seele, und vielleicht war Nietzsche die romantischste Seele aller Zeiten. Das Wesen des romantischen Geistes ist, kurz gesagt, die geistige Leidenschaft. Die Leidenschaft ist ewig beweglich, ewig sich füllend und entladend, Lust und Leid, Gutes und Böses in sich tragend, Kampfeszorn und Liebe, Nietzsche und Romantik. Unendlichkeitsdrang ist die Leidenschaft, ewige Ichentfaltung ins Grenzenlose ohne festen Gegenstand; die Leidenschaft spielt mit ihrem Gegenstand; er wird ersehnt, wenn er fern ist, weil er fern ist, er wird zerstört, wenn er nahe ist, weil er dem grenzenlosen Trieb Grenzen setzt. Alle Leidenschaft ist Feuer, leuchtend, wärmend in die Ferne, brennend, verzehrend für das Nahe. „Seien wir schrecklich gleich dem Feuer," sagt Nietzsche, und Zarathustra ist Parse, Feueranbeter. „Ich verehre das Feuer," sagt Fr. Schlegel. Er meint die Geistesleidenschaft, das Seelenfeuer, den Enthusiasmus. Die große Leidenschaft kann sich nicht sättigen, hat keine Grenze als sich selbst. Auf der höchsten Höhe, wenn sie ihren Gegenstand, ihre Richtung, ihre Ausdrucksmittel erschöpft, dauert ihre Bewegung fort, und so kann sie nur umschlagen. Der Umschlag gehört zum Wesen der Romantik; auf dem Grunde des Freudenbechers findet sie immer Wehmut, und alle Wonne perlt ihr aus Leidenskelchen. Das bis zum Tragischen Komische und das bis zum Komischen Tragische, Jean Paul und Don Quixote sind ihre Lieblingspoesie, ihre und des jungen Nietzsche. Es ist in all den großen romantischen Seelen, zu denen ich auch Nietzsche zähle, derselbe hohe Wellengang der Leidenschaft mit ihrem Auf und Ab von Lust und Leid, mit ihrer Folge von Ja zu Nein, von Nein zu Ja. Hier aber ist es der größere Moment und die höhere Aufgabe und die kraftvollere Leistung, den Moment des Aufschwungs herauszuarbeiten, die Wiederaufrichtung der Seele und ihrer Zeit vom Nein zum Ja, die Erhebung über das Leid — und darum ist Nietzsche größer als die, die man Romantiker nennt. Er kommt brutal wie jeder Anfang, grell wie das Licht, das in der Nacht entzündet wird, gewaltthätig wie der Sturm, der die Welle hebt. Er peitscht die Seele empor.

Wenn Du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht, sagt Nietzsche. Aber er vergaß nie die Peitsche, denn er ging immer zum Weibe. Er nennt es den stärksten Zauber des Lebens, daß ein Schleier von schönen Möglichkeiten über ihm liege, verheißend, widerstrebend, schamhaft, spöttisch, verführerisch. „Ja, das Leben ist ein Weib," ruft er. Und mehr: „Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist" — so beginnt die Vorrede seines ernstesten Werkes, und er schilt die linkischen, schauerlich ernsten Denker, die sie nicht zu fassen wissen. Und er bleibt bei diesem Vorausgesetzt: „Zuletzt ist sie ein Weib, man darf ihr nicht Gewalt anthun." Vorausgesetzt aber, die Wahrheit wäre ein Mann — tausend Stellen wollte ich beibringen, daß sie bei Nietzsche ein Weib ist; er treibt mit ihr ein ganz wunderbares, einzigartiges Spiel, aber es ist Koketterie dabei, ein ernstes Spiel, er will, daß die Wahrheit ihm Schauer über den Geist jage, er wittert immer Betrug und Verführung und er liebt die Masken, um sie lüften zu dürfen, die Kunst der Verführung, um sie durchschauen zu können, er bewundert den Schein, indem er ihn zerstört, er liebt, was er die Hautlichkeit der Dinge nennt, und alle Reize der Gefahr, alle Netze und Verschlingungen, alle Geheimnisse, alle Ueberraschungen, alle Launen und plötzlichen Wechsel, er versucht sich in immer neuen Möglichkeiten, neuen Stellungen zur Wahrheit, er betet sie an, er schlägt sie, verachtet sie, erschrickt vor ihr, flüchtet

und kehrt wieder zurück, und vor allem, er tanzt mit ihr. Es ist ein göttliches Schauspiel, wie er der Wahrheit die Rolle giebt, die er zum Partner braucht. „Wir erfinden und erdichten den Menschen, mit dem wir verkehren, und vergessen es sofort.“ Und doch, er hat in ungeahnte Schachte der Seele hineingeleuchtet, ein größter Psychologe aller Zeiten, aber eins fehlt ihm, eins haßt er: die männliche Art der Wahrheit zu begegnen: sie zu binden durch das System. — Auch die Romantiker verstanden sich nicht auf das System, auch sie gingen zum Weibe, auch sie verweiblichten alles und selbst die Wahrheit im Bilde zu Sais, auch sie lieben den Schleier, um ihn lüften zu können, auch sie suchen die Wahrheit im ewigen Wechsel der Ansichten. Aber ist es denn wunderbar? Das Wesen aller Romantik liegt ja in der geistigen Leidenschaft, und die Leidenschaft ist in steter Bewegung und haßt alles Feste, haßt alles System, haßt alle dauernden Dogmen und wandelt sich immer und will immer sich bethätigen, durchdringen, jagen, fassen, überwinden, und die Leidenschaft, der Aufschwung des Gefühls ist die Hochkraft des Weibes, in der es dem Manne gleichkommt und beide sich eins fühlen. Unsere Gedanken sind nur die Schatten unserer Empfindungen, sagt Nietzsche. Denken ist nur ein Traum des Fühlens, sagt Novalis. Und beide suchen alles Gedankliche auf Trieb und Instinkt zurückzuführen, in denen Wollen und Fühlen noch eins sind. Ein Franzosenbewunderer gleich den Frauen sucht Nietzsche wie sie formale Verfeinerung durch das Gefühl, sucht er das Graziöse und Elegante, und wie den Frauen und den Romantikern sind ihm immer entscheidend „der gute Ton“, die „gute Gesellschaft,“ der „gute Geschmack“, entscheidender als alle Argumente. Er findets sogar „zum guten Ton gehörig bisweilen Unrecht zu haben.“ Er sucht die Kunst des Spielens, Leichtnehmens, und er preist sie gerade als Kunst des Weibes. Er schwärmt von raubtierhafter Geschmeidigkeit, vom Schweifen der Begierden — und er findet das gerade in der Natur des Weibes. Er nennt das Weib unfriedlich — wie er selbst ist. Der Schauer ist ihm des Lebens Reiz, und fortschreiten heißt ihm Scham überwinden. Ja wahrlich, ihm ist das Leben ein Weib! — Aber ist denn nicht Nietzsche der Verächter des Weibes, der Vermännlicher, der Krieger? Doch er ist ja Krieger gegen sich selbst, er will vermännlichen, sich vermännlichen, er will hart werden, weil er weich ist, weil er weiß, daß er es nötig hat, er will sich von den Frauen losreißen wie von sich selber. Man denke: der Knabe in Obhut und Gesellschaft nur von fünf Frauen aufgewachsen, der Mann in manchen weiblichen Seelenfreundschaften wie nur ein Romantiker, und der Sterbende und Tote bald umzogen von einer weiblichen Literatur, zum Beweise, daß noch immer die Frauenseele die empfänglichste Resonanz auch für die Leidenschaft des Geistes. Und was wäre des Dionysos Siegeszug ohne Nymphen und Mänaden?

Man meint vielleicht, der Krieger Nietzsche liebt das Weib wie Mars die Venus. Doch nein, er ist kein Mars und er suchte keine Venus, er spielt den Krieger und sagt es. „Selbst der Krieg ist eine Komödie und verbirgt wie jedes Mittel den Zweck“. Der Krieg ist also doch nicht sein Wesen, nur seine Aufgabe, seine Rolle, seine Geste, sein — Tanz. Zarathustra, der sich den Tänzer nennt, den Rosenkränzer — kann man noch zweifeln, daß ein Weibliches in dieser Seele wohnt wie in der Romantik? Er wisse nicht, was der Geist eines Philosophen mehr zu sein wünschte als ein guter Tänzer. Der Tanz nämlich ist sein Ideal, auch seine Kunst, zuletzt auch seine Frömmigkeit, sein „Gottesdienst“. Die schwermütigste Seele unserer Zeit träumte von der freudigen Leichtigkeit des Tanzes und hörte nicht auf, das göttlich Leichte zu preisen. „Alles Göttliche und alles Schöne ist schnell und leicht,“ so verkündet auch der

„Trommelschläger der Romantik", Fr. Schlegel. „Die Vermählung des Leichtesten mit dem Höchsten, des Fröhlichen mit dem Göttlichen enthält eine große Wahrheit," und wo findet Schlegel diese Vermählung? Im Kult des Dionysos; und es ist ja klar: der Tanz als Gottesdienst, von dem Nietzsche spricht, das ist die Bacchantik. Der Tanz nur der Ausdruck überströmender Leidenschaft und Begeisterung. Es ist kein Zweifel: Friedrich Schlegel schon bekannte den Gott Nietzsches, und seine Lucinde war eine Opfergabe an Dionysos. Er will da sogar die ewigen Felsen tanzen machen, er schildert das Bacchantentum von der niedrigsten Mänade der Sinnenlust bis zu den Höhen geistigsten Enthusiasmus, er spricht von der Enthüllung aller Mysterien, von seinem „geistigen Bacchanal", von seinen „inneren Saturnalien", von der „fröhlichen Wissenschaft der Poesie". Sonderbar! „Fröhliche Wissenschaft," so nennt Nietzsche sein Erlösungswerk und erklärt sie sogleich auch als „Saturnalien des Geistes" und hängt ihr ein Tanzlied an, das da schließt: „tanzen wir gleich Troubadouren"! Mit diesem Troubadourvorbild bekennt sich Nietzsche gleich der Romantik als lyrischer, dithyrambischer Geist — aber seit wann ist der Troubadour ein weibfeindlicher Krieger und echter Mannesgeist? Er ist ein Spielender in Ritterrüstung. Die lyrische Begeisterung, sagt Fr. Schlegel, stimme mit dem Begriff der reinen Weiblichkeit, aber nicht der systematische Geist. Nietzsche und die Romantiker sind unsystematisch, schreiben fragmentarisch, Nietzsche und die Romantiker sind die großen Aphoristiker der Deutschen, weil sie die lyrischen, die dithyrambischen Denker sind. Ein System ist lang wie ein Epos und Drama, die Lyrik spricht in kurzen Formen; Nietzsche und die Romantiker schaffen wie die Lyriker; ihre Aphorismen nehme man als Elegieen in Prosa, als Lieder der Kritik, als wechselnde Stimmungsbilder und launische Spiele ernster Reflexion, als Sprühfunken und Spritzwellen denkender Leidenschaft. „Wer Fragmente dieser Art beim Worte halten will, der mag ein ehrenfester Mann sein, nur soll er sich nicht für einen Dichter ausgeben. Muß man denn immer bedächtig sein? Wer zu alt zum Schwärmen ist, vermeide doch jugendliche Zusammenkünfte. Jetzt sind literarische Saturnalien. Je bunteres Leben, desto besser." So führt Novalis seine Fragmente ein. Auch er bekennt sich als Bacchant, auch er ein Tanzender, Spielender mit Möglichkeiten mit Fragezeichen, auch er sagt wie Nietzsche gern „vielleicht", und auf diesem „Vielleicht" balanciert beiden die Philosophie ihrer Aphorismen. Gewiß, der Pendel schwingt nach anderer Richtung, und sie sind verschieden in der Grundstimmung, die romantische Liebeslyrik und Nietzsches Kampflyrik, aber verschieden wie Moll und Dur, wie Piano und Forte, und sie können leicht in einander übergehn. Gewiß, Novalis nennt seine Aphorismen gar weich „Blütenstaub", aber Fr. Schlegel nennt die seinen „Eisenfeile" und er läßt von sich sagen, daß er „Dolche rede", er fühlt sich als kritisches Genie, preist die Polemik göttlich und neidet die Krieger und fordert herkulische Kraft des Geistes. Aber der Kampfeszorn löst sich im Lachen der Ironie.

Im Spiel der Ironie begegnen sich Liebe und Kampf, und hier berühren sich Friedrich Schlegel und Nietzsche aufs engste: sie sind Ironiker und sie betonen die Ironie als ihre bewußte Methode und Kunst, sie treiben sie bis zum „Cynismus", bis zur „Bussonerie" — ja, es ist erstaunlich, sie brauchen beide gerade diese paradoxen Ausdrücke für ihr Muster, sie wollen beide paradox sein. Seht nur die grimmen Waffen Nietzsches, wie sie oft lachend blinken im Sonnenschein seiner Phantasie, wie sie oft blitzen von Spott — es ist nur ein grausames Spiel. Gewiß, er hat alles Böse aus den Schlünden der Seele heraufgeholt, er hört nicht auf, von der Bosheit zu reden, aber gerade dieses Wort, die Bosheit, kann schillern, wird bei ihm auch zur „lachenden

www.libtool.com.cn

Bosheit“; boshaft ist nicht mehr weit von schalkhaft, und ein Schalk ist auch Amor. Es giebt eine Stufenleiter der Empfindung von Haß zu Liebe, von Liebe zu Haß, und auf der Mitte der Brücke steht das Lachen. Dort trifft sich oft Nietzsche, der das Lachen für göttlich erklärt, mit den Romantikern, namentlich mit dem „neuen Aristophanes“ Tieck und mit Fr. Schlegel, der sich des Witzes lieben Sohn nannte. Und sie treibens bis zum Burlesken und Frivolen. „Gerade weil wir im letzten Grunde schwere und ernsthafte Menschen und mehr Gewichte als Menschen sind, so thut uns nichts so gut, als die Schelmenkappe.“ So sagt es Nietzsche, und er fordert die Kunst des Narren, damit wir nicht rückfällig werden zu „tugendhaften Ungeheuern und Vogelscheuchen“. Dazu höre man des Romantikers Lucinde: „der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schändlichen und leidigen Hange aus allen Kräften und von allen Seiten entgegenarbeiten“; dazu seien Zweideutigkeiten auch gut und ruchlose leichtfertige Gespräche. Und dennoch und trotz aller Cynismen war Nietzsche eine reine Natur, und auch die Romantiker *spielen* nur mit der Frivolität. Es heißt ja dort zugleich: leichtfertige Gespräche müssen *geistig* sein. Wer Nietzsches Cynismus verstehen will, der lese in der Lucinde: „wenn man nicht scherzt mit den Elementen der Leidenschaft, so ballt sie sich in dicke Massen und verfinstert Alles.“ Und so ist es. Niemals ist Nietzsche blos leichtsinnig. Hinter seinem Lachen tobt die Leidenschaft, die sich befreien will. Auch seine wildesten Sprünge kommen aus innerer Not einer Seele, die überströmen will, auch in seinem leichtesten Tanz lebt ein Gott, Dionysos. Die echt romantische Stimmung herrscht in ihm überall, wie sie Schlegel beschreibt, die immer umschlagen will vom leichtesten Scherz zum heiligsten Ernst und eigentlich immer beides ist. Wer diese Stimmung nicht kennt, wird Nietzsche nie verstehen.

Er schildert sie „als eine fortwährende Bewegung zwischen hoch und tief und das Gefühl von hoch und tief, ein beständiges Wie-auf-Treppen-steigen und zugleich Wie-auf-Wolken-ruhen“, oder „immer zum Aeußersten bereit wie zu einem Feste, im tiefsten Genusse des Augenblicks überwältigt werden von Thränen und von der ganzen purpurnen Schwermut des Glücklichen — wer möchte das nicht?“ Oder wie es Fr. Schlegel beschreibt: „in seliger Trunkenheit sich dem Tode geweiht fühlen, mitten im Schooß des Glücks über seine eigne Freude wehmütig werden, auf dem Gipfel des Daseins vom Gefühl seiner Nichtigkeit überfallen werden und mit geheimer Lust auf seinen Schmerz schauen.“ „Darum würde ich auch, wenn es mir Zeit schiene, ebenso froh und ebenso leicht eine Tasse Kirschlorbeerwasser mit dir ausleeren wie das letzte Glas Champagner, was wir zusammen tranken, mit den Worten von mir: „So laß uns den Rest unsers Lebens austrinken.“ Ist es nicht die echteste Stimmung der Bacchantik? Und Fr. Schlegel malt so ein echt bacchantisches Gemüt von so grenzenloser Reizbarkeit, daß die leiseste Berührung seine ganze Schnellkraft anrege. „Sein Dasein würde ein stetes Schwanken sein wie die stürmische Woge; eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren, und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüt fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Loos der Menschheit.“ So malt er der Sappho unselige Seligkeit — und gerade so schildert Nietzsche das hohe Glück Homers, das ihn zugleich zum leidensfähigsten Geschöpf unter der Sonne mache. In Wahrheit malen sie sich selbst, die bacchantische Seele. Hat es nicht Nietzsche verraten, worin sein Geheimnis bestände, den größten Genuß vom Dasein einzuernten? „Lebt gefährlich! Baut eure Städte an den Vesuv!“ Aber am Fuße des Vesuv da wachsen die Reben des Bacchus. „Lebt gefährlich, in steten Kriegen“ — und wenn die Gefahr nicht da war, Nietzsche hätte sie er-

www.libtool.com.cn

funden, er hätte sich seinen Todfeind aus dem Boden gestampft, um die Schauer des Kampfes erleben zu können. Er, der leidendste der Menschen erklärt vom Leben nicht enttäuscht zu sein, weil es eine Welt der Gefahren bot. Er möchte die Rangordnung der Menschen danach bestimmen, wie tief sie leiden können — und zugleich will er die Rangordnung der Philosophen nach dem Lachen bestimmen. Es ist kein Widerspruch. Der eben ist der beste Lachende, der zugleich der Leidensfähigste, der auch noch über das schwerste Leid lachend sich erheben kann.

Sich erheben können über alles — das ist der tiefe Sinn Nietzsches und der Romantik, das ist der Sinn ihrer Ironie und ihrer Bacchantik. Es ist kein gemeiner Taumel, diese Bacchantik, es ist Rausch der Seele, Enthusiasmus, Aufschwung überhaupt, Aufschwung um des Aufschwungs willen. Man muß Nietzsche und die Romantiker eigentlich als die reinsten Idealisten verstehen, als die Fanatischen, Unersättlichen im Idealismus, die sich in keinem Ideal genugthun konnten, die kein bestimmtes Ideal ertragen können, weil es ihren Idealismus beschränkt. Ich sagte: die Romantiker *lieben alle* Ideale, und Nietzsche *kämpft gegen alle* Ideale. In Wahrheit ist das eins, ist's derselbe unersättliche Trieb. Aus Idealismus erheben die Romantiker alles zum Idealen, aus Idealismus zerstört Nietzsche alles Ideale, weil keins genügt. Liebe und Haß werden hier eins, gehen ineinander über. Auch Nietzsche kann die Unersättlichkeit an Liebe verstehen — nur in ihr will er ausdrücklich das Martyrium Christi verstehen und würdigen. Auch der Romantiker kann über die Liebe hinwegschreiten zu Haß und Krieg: „Wir müssen uns über unsere eigene *Liebe* erheben," sagt Fr. Schlegel, „und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können." Mehr hat auch Nietzsche nicht verlangt; er will wie der Romantiker sich auch über Haß und Liebe erheben und fordert: man solle sich auf seine Affekte *herablassen* für Stunden wie auf Pferde und Esel.

Die Stimmung der Erhebung ist die Stimmung der Verachtung. Das feine Verachten ist unser Geschmack und Vorrecht, sagt Nietzsche. Aber die Romantiker thun es ihm gleich. „Wer nicht verachtet, heißts bei Fr. Schlegel, der kann auch nicht achten; beides kann man nur unendlich, und der gute Ton besteht darin, daß man mit den Menschen spielt. Ist also nicht eine gewisse ästhetische Bosheit ein wesentliches Stück der harmonischen Ausbildung?" Und hier steht das Wort Bosheit ganz wie bei Nietzsche. Aber auch sonst blicken die Romantiker immer von der Höhe oder auf die Höhe. Nie haben ja Herrenstand und Vornehmheit in der deutschen Sprache der Neuzeit glühendere Lobredner und Verfechter gefunden als in den Romantikern und Nietzsche. Sie sind die eigentlichsten Fanatiker der Aristokratie, jeder Aristokratie, vor allem natürlich der des Geistes. Nie hat der Geniekultus höhere Blüten getrieben als in Nietzsche und den Romantikern; das Genie ist ihnen heilig als „Genius" — so nennt und preist es auch der Nietzsche der „Unzeitgemäßen Betrachtungen". Die Romantiker begründen die Aristokratie der Gebildeten, und auch Nietzsche teilt zunächst das Ideal der Bildung. Dann erhebt er sich auch darüber und ist stolz, den Begriff des „Bildungsphilisters" geprägt zu haben. Doch sonderbar! Schon früher finde ichs in Hayms „Romantischer Schule": daß Tieck die „Bildungsphilister" verspottet habe. Sie streiten ja nur gegen die begrenzte Bildung der Zeit, im Grunde arbeiten Nietzsche und die Romantiker nur an *einem* Problem, der Bildung, Erhöhung des Menschen ins Unendliche, und die Romantik hat hier ja Nietzsches Uebermenschen vorgedacht: „es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß," sagt Fr. Schlegel. Ein Excelsior gilt es für sie um jeden Preis! Nietzsche hat Gott geopfert um den Menschen zu erhöhen, um dem werdenden Halbgott, dem Heros, d. h. dem Uebermenschen freie

www.libtool.com.cn

Bahn zu schaffen. Er haßt Gott, nicht als Gott, sondern als die Grenze des Menschen. Er streitet gegen den Himmel, gerade weil er den Himmel erstrebt. Sein Titanenstolz ist Prometheusdrang. Er hofft, daß der Mensch steigen werde wie ein See, wenn er nicht mehr in Gott ausfließe. Im Grunde meint die Romantik dasselbe, wenn Novalis und Fr. Schlegel ausdrücklich fordern, daß der Mensch Gott hervorbringe, Gott werde, magische Kräfte gewinne, daß die Philosophie Menschen zu Göttern erheben solle, daß das Menschliche höher sei als das Göttliche, ja daß der große Mensch Gott verachten müsse. Mehr hat auch Nietzsche nicht gesagt. Es wühlt ein superlativischer Drang in ihnen. Wenn Nietzsche vom Uebermenschen spricht, Fr. Schlegel spricht sogar von „überheilig". So suchten sie die Erhebung, das Göttliche selbst über Gott hinaus. Der Künstler, fordert Fr. Schlegel, muß frei genug sein, sich selbst über sein Höchstes zu erheben.

Der Künstler — das ist's; der vom Idealtrieb Uebervolle, mit allem Spielende, der Künstler — das ist der wahre Mensch für die Romantiker und für Nietzsche, namentlich in seinen früheren Schriften. Die Romantiker und der frühe Nietzsche träumen ausdrücklich von einem Ordensbund und einer Lebensgemeinschaft der Künstler, der freien, der höheren Menschen, der Eingeweihten. Nie gab es tiefere Verachtung als die, mit der die Romantik und Nietzsche auf die Menge, auf den Pöbel blicken. Nie gab es eine Seele, die so zeitlebens in allen Regungen getrieben war vom Haß gegen das Gemeine in jedem Sinn. „Worauf bin ich stolz, sagt Fr. Schlegel, und darf ich stolz sein als Künstler? Auf den Entschluß, der mich auf ewig von allem Gemeinem absonderte und isolierte." Und hier liegt das offene Geheimnis auch von Nietzsches Antimoralismus. Gut ist ihm nicht mehr gut, wenn es auch der Nachbar so nennt. Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein, sagt auch Fr. Schlegel. Nietzsche haßte die Moral, weil sie gemein, allgemein, weil sie, wie Vischer sagte, selbstverständlich ist.

Meint man denn wirklich, der sei der Feind aller Sittlichkeit, der so wie er das Böse böse nennt, es aus allen Schlupfwinkeln hervorholt und schließlich die Moral selber als unmoralisch anklagt? Sieht er nicht gerade alles im Spiegel der Moral? Man höre, was er sagt: „es giebt gar keine andern als unmoralische Erlebnisse" — hat man je solch fanatischen Moralismus vernommen? Sein ganzes Wesen ist bis in die Fußspitzen hinein von Moral durchzuckt, er atmet Moral, er kennt nichts als Moral — und er ein Antimoralist? Nein, kein Schurke darf sich auf ihn berufen. Wäre die Moral in Gefahr, Nietzsche wäre der Erste gewesen sich für sie opfern. Aber sie war nicht in Gefahr, sie war selbstverständlich — und darum brachte er sie in Gefahr, er opferte sich in höherem Sinn für die Moral, er schuf sich selber fast zum Satan um: ich will euch zeigen, daß die Moral nicht selbstverständlich ist, und er sprach als advocatus diaboli. Er spielte ihn. Er haßte gar nicht die Moral, er haßte die Moralisten, und er warf ihnen vor: ihr macht die Moral zum Ekel, entreißt sie dem Beifall des Pöbels, erklärt sie für ein Verbotenes, hängt etwas zum Fürchten daran — und ihr gewinnt die Menschen für die Moral, auf die es allein ankommt, die Heroischen. „Tüchtig die Zähne zusammengebissen! es geht über die Moral hinweg, selbst über unseren Rest Moral, aber was liegt an uns?" — doch er will gar nicht die Moral vernichten, er will nur die Zähne zusammenbeißen, er fährt garnicht über die Moral, sondern über die Furcht hinweg, und die Moral steht lachend hinter ihm und krönt ihn zum Helden, ihn, der da spricht: was liegt an uns? Er will den größten moralischen Sieg, den Sieg selbst über die Moral, er will die Moral über der Moral, er will das größte aller Opfer, den Helden um jeden Preis. Ich weiß nicht, wer zuletzt der größere

Förderer der Moral ist, der da sagt: das Moralische ist selbstverständlich, oder der sagt: das Moralische soll nicht selbstverständlich sein, und ich will es in Frage stellen. Ich will euch aus dem moralischen Schlaf aufrütteln, ich will euch den Teufel zeigen, ich will euch zeigen, daß es in der Moral Gefahren giebt, ich verachte eine Moral, die kein Opfer ist, eine Moral ohne Enthusiasmus, ich verachte eure kleinen, billigen, kraftlosen Tugenden, ihr müßt sie opfern für die größte Heldentugend. Und vielleicht wird es durch Nietzsche erreicht, daß in unserer blasierten Epoche selbst das Wort Tugend wieder interessant und das Moralische eine Leistung wird. Nietzsche will die Moral zum Heroismus machen — „das Seltene für die Seltenen", sagt er. Und er sucht immer das Seltene. Haß gegen die Philister — das ist sein Wesen und zugleich das der Romantik, Haß gegen die Behaglichen, Concilianten, und auch die Romantik hört nicht auf gegen die „harmonisch Platten" zu eifern, gegen „Moderantismus und Mediorismus". Wie sagt Fr. Schlegel? „Je kräftiger, je einseitiger; je philosophischer, je paradoxer."

Doch es ist sonderbar! Sie treiben jede Einseitigkeit bis ins Unendliche, und gerade wieder aus dem Unendlichkeitsdrang suchen sie zugleich die unendliche Vielseitigkeit. Zeitweilig von nationaler Begeisterung erfüllt wie kein anderer genießen und preisen sie auch wie kein anderer die Kulturen fremder Zeiten und Völker und namentlich die Poesieen der Griechen und der romanischen Völker — Nietzsche und die Romantik gehen hier oft bis ins Einzelne zusammen, Nietzsche, der ein guter Europäer heißen will, und die Romantiker, die „weltbürgerlich" sein wollen. Sie wollen, wie Nietzsche es ausdrückt, in allem zu Hause oder wenigstens zu Gaste sein, über allem schweben — als freie Geister — denn das ist ihnen das Höchste. Fr. Schlegel preist den freien universalen Geist, der „sich (und nun nennt er gerade auch Nietzsches Modulationen) bald philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik und modern stimmen könne wie ein Instrument", der (sagt er anderswo) „sich willkürlich bald in diese bald in eine andere Welt versetzen, bald auf diesen, bald auf jenen Teil seines Wesens frei Verzicht thun und sich auf einen anderen ganz beschränken, jetzt in diesem, jetzt in jenem Individuum sein Eins und Alles suchen und finden und alle übrigen absichtlich vergessen kann". Dieses überall zu Gaste sein, an allem hängen können heißt ja zugleich allem Lebewohl sagen, von allem sich losreißen können. Und Nietzsche drückt dasselbe wieder mehr negativ aus. Es gehöre zu seiner Natur, „nicht Treue zu wahren"; sie sei ganz für kurze Gewohnheiten eingerichtet in bezug auf Speisen, Menschen, Ansichten u. s. w., und er fordert: „nicht an einer Person hängen bleiben, und sei sie die geliebteste. Nicht an einem Vaterlande hängen bleiben. Nicht an einem Mitleiden hängen bleiben, nicht an einer Wissenschaft hängen bleiben, nicht an unsern eignen Tugenden hängen bleiben." Aber Nietzsche sagt noch mehr: „Nicht an seiner eignen Loslösung hängen bleiben, an seiner Vogelfreiheit." Das sagt er, der sich Prinz Vogelfrei nannte. Das ist das Stärkste, er will sogar seine Freiheit der Freiheit opfern, er will sich sogar über seine Erhebung erheben. Was bleibt dem, der an nichts hängt? Der ewige Wandel, Zarathustras ewige Selbstüberwindung. Begreift man nun, warum er sich nicht kennen will? Vielleicht verrät es die Spezies, zu der ich gehöre, fragte er. Jetzt können wir antworten: diese Spezies ist die Romantik; auch sie sagt: „niemand kennt sich", und in der Lucinde heißt es: „Der Geist des Menschen ist sein eigner Proteus, verwandelt sich und will nicht Rede stehen vor sich selbst, wenn er sich greifen möchte. In jener tiefsten Mitte des Lebens treibt die schaffende Willkür ihr Zauberspiel."

Ja, die Willkür bleibt, die spielende und lachende. Fr. Schlegel preist sie

als die „herrliche Schalkheit alle Welt zum Besten zu haben," als „transcendentale Bouffonerie," als Ironie — das heiße, das klare Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos, als die Stimmung, die alles übersehe und sich über alles Bedingte unendlich erhebe, auch über eigene Kunst, Tugend oder Genialität. Auch über die eigene Tugend, sagt der Romantiker, nicht an unsern eigenen Tugenden hängen, sagt Nietzsche, und auch er fordert die Narrenkunst — wir brauchen sie, sagt er, um jener Freiheit über den Dingen nicht verlustig zu gehen, welche unser Ideal von uns fordert. Wir sollen auch über der Moral stehen können und nicht nur stehen mit ängstlicher Steifigkeit, sondern auch über ihr schweben und spielen! Man glaube nur nicht, daß es bloße Eitelkeit, Selbstliebe, Selbstverklärung sei — es ist ebenso sehr das Gegenteil. Man muß sich auch vor sich selbst entwerten, preisgeben können, oder wie Nietzsche es ausdrückt: so lange Ihr Euch noch irgendwie vor Euch selber schämt, gehört Ihr noch nicht zu uns. Es gilt das Letzte, die lachende Erhebung über sich selbst. So preist Fr. Schlegel die sokratische Ironie als die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setze man sich über sich selbst hinweg. Was bleibt, ist die stete Selbstparodie, die stete Selbstschöpfung und Selbstvernichtung, die er selber und wilder noch ein jüngerer Romantiker, Brentano übte. Versteht man nun die Sehnsucht dieser unendlich sich Wandelnden im steten Wechsel der Empfindung — versteht man ihre Sehnsucht nach Verewigung? Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit — so mahnt die Mitternachtsglocke Zarathustra, doch sein hoher Traum von der ewigen Wiedergeburt ist schon vorgeträumt wieder in Schlegels Lucinde, in der „ewigen Sehnsucht nach der ewigen Jugend, die immer da ist und immer entflieht."

Aber die Sehnsucht, Zarathustras flügelbrausende Sehnsucht, die Tristansehnsucht der Romantik, die ewige Sehnsucht, in der die Lucinde allein die Ruhe finden will, und die Narrenkunst, die beide fordern — wie stimmt das zusammen? Aber begreift man denn nicht, daß der Hunger nach dem Unendlichen und der Spott über das Endliche sich fordern und ergänzen? Sieht man noch immer nicht, daß es der eine überschäumende Drang der Bacchantik, der enthusiastischen Leidenschaft ist, der bald schwärmt, bald lacht und bald auch tobt und zerstört? Das Ferne, Unendliche ersehnt er, das Nahe, Endliche zerstört er, und dazwischen spielt er, maskiert er das Unendliche ins Endliche und lacht über den Kontrast. Sehnsucht und Liebe, die durch Spiel und Spott übergehn in Haß und Krieg und umgekehrt — auf dieser Gefühlsskala bewegen sich die Romantik und Nietzsche, doch so, daß die Romantik meist auf der Liebesseite weilt und Nietzsche auf der Kriegsseite. Es liegt an der Wandlung der Zeiten, die den Schwärmer in Kampfstellung schob. Der Unendlichkeitsdrang liebt die ideale Ferne und haßt das nahe Wirkliche; aber dies nahe Wirkliche drängt sich heute materiell massiver auf als je. Nietzsche ist die Empörung des Unendlichkeitsdranges gegen das Zeitalter der mächtigsten Realität. Er sagt es, die höhere Natur leide heute mehr als je, da sie in ein lärmendes, pöbelhaftes Zeitalter gestellt sei, mit dem sie nicht aus einer Schüssel essen wolle, vor dem ihr ekle. Und das Zeitalter der Romantik — nun ich sage nur eins: es war das Zeitalter Goethes, es war das Zeitalter vorwiegend idealer Interessen, das allem Schwärmen Raum gab. Vor hundert Jahren wäre Nietzsche wohl Romantiker gewesen wie die Romantiker heute Nietzscheaner. Es ist ja derselbe Unendlichkeitsdrang, und er bewegt sich in deutlichen Uebergängen, er spricht auch in Nietzsche als ideale Sehnsucht, er spricht auch in der Romantik das Wort der Zerstörung. „Die höchste Regsamkeit des Lebens muß zerstören" — sagt Fr. Schlegel, und er spricht begeistert vom Rausch des Lebens und vom „Anblick eines furchtbar schönen Kampfes, wo die Fülle der gedrängten Kraft

in Zerstörung überschäumt" — man sieht, er spricht von der Bacchantik wie Nietzsche. Die Fähigkeit zu zerstören nennt Fr. Schlegel den Erbfehler aller Größe, und er fühlt Ehrfurcht vor dem großen Stil der römischen Laster, er bewundert in Cäsar die Leidenschaft des Triumphierens, er preist in der Lucinde die „große edle Frechheit" und den „hohen Leichtsinn", er will die Größe auch „jenseits der Gesetze des Katechismus" und trotz aller Ausschweifungen als Größe anerkennen, er schilt öfter die „Tugendpedanten", die „Ausrufer und Lohndiener der Tugend", er eifert gegen die schwächliche Schlaffheit der konventionellen Moral, gegen die, die „nur zahm", nicht sittlich sind, er nennt den Satan einen Favorit deutscher Dichter und Philosophen, der also wohl auch sein Gutes haben müsse, wenn sein Charakter in der Liebhaberei am Vernichten, Verwirren und Verführen bestehe. Und auch Tieck behauptet einmal: zwischen Tugend und Sünde liege nur eine Sekunde, und er findet im Abdallah gut und böse ununterscheidbar eins, und da er den Lovell schrieb, meinte er zu sehen, „daß das Geniale sich immerdar mit Schein und Trug, das Wahre und Gute mit den Engherzigen, Schwachen, trübselig Wohlwollenden verbinde." Was fehlt da zu Nietzsches Immoralismus?

Auch Nietzsche will ja nicht das Böse, er sagt ja, er wolle nur zeigen, daß alles Böse und Furchtbare, Teufelei jeder Art auch der Erhöhung des Menschen dient. Denn er will ja nichts als die Erhöhung, Erhebung, den enthusiastischen, dionysischen Aufschwung, und der ist schöpferisch und vernichtend zugleich, belebend, wärmend und schließlich verzehrend. „So du es liebst, gieb ihm Du selber den Tod," sagt Fr. Schlegel. „Vernichten und Schaffen, Eins und Alles" tönt die mystische Stimme in der Lucinde, daß auch der Romantiker dort sich ins Kriegsgetümmel stürzen will in bacchantisch religiöser Begeisterung. „Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden, alle Mysterien dürfen sich enthüllen" — es sind die Mysterien des Orgiasmus, die Fr. Schlegel in aller Religion finden will. Das Ursprüngliche sei Enthusiasmus, und auch das Christentum könne seine Orgien haben. „In alle Gestalten von Gefühl, sagt er, kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der süßeste Schmerz grenzen hier unmittelbar aneinander, der fressende Haß und das kindliche Lächeln froher Demut." Novalis gar findet es „wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat." Und auf diese Stelle beruft sich Nietzsche, hier in dem Romantiker sich wiederfindend. Zwischen Pietist und Gotteslästerer liege nur eine Sekunde, sagt Tieck, und Fr. Schlegel wiederum: der leidenschaftliche Unglaube vieler Philosophen sei ohne Religiosität nicht möglich. Die „heftigste Neigung kann sich am leichtesten wider sich selbst kehren. Das höchste Entzücken wird schmerzlich, und alles Unendliche berührt sich" — und eben die seelische Unendlichkeit ist die orgiastische Leidenschaft. „Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden." „In der Begeisterung des Vernichtens offenbart sich zuerst der Sinn göttlicher Schöpfung."

Die Begeisterung drängt zum Opfer, orgiastische Leidenschaft kann sich nur genugthun in immer neuen Opfern bis zum letzten und höchsten. Wie Novalis die Dichter „aus dem Enthusiasmus bacchischer Trunkenheit um den Tod wetten" läßt, so sind bei Fr. Schlegel die Künstler Decier, Kampfeshelden, die sich den Todesgottheiten weihen. Es giebt noch ein anderes letztes, grausamstes Opfer des Orgiasmus — Nietzsche hat es gebracht. Einst, sagt er, opferte man Gott Menschen; dann opferte man ihm seine Triebe. „Was blieb übrig? Gott selber opfern für das Nichts. Dies paradoxe Mysterium der letzten Grausamkeit blieb uns aufgespart." So will auch er ein Opfer, ein Mysterium wie

www.hubook.com.cn

die Romantiker, auch er im letzten Grunde ein Orgiast, ein mystisch Ueberströmender, ein urreligiöser Enthusiast. Auch er! So ist das Band mit seiner Jugend nicht zerschnitten. Der Knabe, dessen erster produktiver Versuch eine fromme Motette war, der Bibelsprüche und geistliche Lieder mit solchem Ausdruck sprach, daß die Mitschüler fast weinen mußten, dieser Knabe und der wilde, wilde Mann, sie könnten sich ins Auge schauen, sie würden sich im Tiefsten verstehen. Die versunkenen Glocken seiner Kindheit haben den Erzketzer durchs Leben begleitet auf seiner unendlichen Wanderung, er hört sie und läßt sie sprechen in hundert Gedichten und hundert Vergleichen bis zur dumpfen, unendlich tiefen Mitternachtsglocke Zarathustras. Das Licht ist ihm erloschen, aber die Glocke tönt fort in seinem Herzen. Auch er, auch Nietzsche ein religiöser Schwärmer. Aber kann man denn zweifeln? In der Sprache der Bibel predigt Zarathustra gegen die Bibel, als Prophet und Apostel eifert er gegen Propheten und Apostel, und Gott opfert er — einem anderen Gotte, Dionysos! Er will das Opfer, das Mysterium gleich den Romantikern — und doch, zum letzten Male thut sich ihr Gegensatz auf. Sie wollen sich selbst opfern — die letzte Hingabe, die höchste Liebe, und er will Gott opfern — der letzte Kampf, der höchste Sieg. Zwar treffen sie sich wieder, wenn Fr. Schlegel den Gott des Egoismus verteidigt gegen die Moralisten: „denn welcher Gott könne dem Menschen ehrwürdig sein, der nicht sein eigener Gott ist?“ wenn andererseits Nietzsche bisweilen „alle Selbstheit zum Sterben satt“ hat, wenn er die großen Geister und gerade die ihm liebsten, ähnlichsten als gefolterte Märtyrer, als Opfertiere deutet. Und doch! Ihm scheint es größer, leidensvoller, schwerer, Opferer des Höchsten zu sein als Opfer des Höchsten. So bringt er das Opfer aller Opfer, so opfert er Gott, er will ihn opfern für das Nichts. Für das Nichts? Aber will er ihn nicht opfern für das Leben, für das volle, überschäumende, gotttrunkene Leben, für Dionysos?

Es giebt einen Schlüssel, der diesen Widerspruch zur Lösung bringt und nicht nur diesen, der über das ganze widerspruchsvolle Verhältnis von Nietzsche und Romantik, ihre Einheit und ihren Gegensatz Klarheit öffnet und der das wundersame Rätsel Nietzsche sprengt, es aufdeckt und es zugleich zur Ueberwindung bringt: den Zauberschlüssel, den lange gesuchten, den fand ich — man wolle es mir verzeihen — in meinen Heimatlanden. Sonderbar! Der Schlesier Schleiermacher, der größte Philosoph der Religion, der Lausitzer Fichte der glühendste Philosoph der Moral, diese beiden gerade die nächsten Freunde und Geistesgenossen des cynischen Orgiasten Fr. Schlegel, des Nietzsche nächstverwandten Romantikers, und ein Schleiermacher schrieb eine Verteidigung der Lucinde! Aber das zeigt das Rätsel noch wunderbarer. Wir müssen weiter suchen — in diesen Landen. Lassen wir „versunkene Glocken“ tönen aus ferneren Jahrhunderten. Hier liegen ja die Ahnen der Romantik begraben. Ihre Verwandten nach Form und Inhalt fand Herder schon in den schlesischen Dichterschulen. Aber noch einen anderen lyrischen Geist erweckte damals der religiöse Enthusiasmus in jenem Mystiker Angelus, der sich den Schlesier nannte. Und hier rühren wir schon näher an das Mysterium Nietzsche. Denn was ist denn der Sinn der Uebermenschen? Die Vergöttlichung des Menschen. Was der Sinn des Dionysischen? Das göttlich Trunkene, die übermenschlich volle Seele. Und was ist der Sinn der deutschen Mystik? Die Vergottung des Menschen, sein Gottwerden, die Gotttrunkenheit, die Gotterfülltheit bis zum Uebermaß, die Selbsterhebung des gotterfüllten Menschen bis zur Gottverachtung, fast bis zur Gottvernichtung, fast — Nietzsche. Trotzig in seinem Gottgefühl rühmt sich der Menschengeist bei Silesius, daß ohne ihn Gott nicht einen Nun kann leben. In wild grotesken, burlesken, ja spöttischen Wendungen sprechen die

Extremsten der Mystiker von Gott — sie können nicht anders, sie sind ja so übervoll von Gott, daß sie stammeln, daß der Ausdruck über sich selbst lachen muß, daß der größte Ausdruck nur noch in den kleinsten umschlagen kann, daß sie im heiligen Uebermaß frivol werden. Und die Seele muß sich entladen, sie möchte toben, alles niederschlagen, denn es dünkt ihr alles, alles so klein, und oft das Höchste, Gott selbst ein Nichts gegen das eigene gottberauschte Herz. Der Gott da drinnen tobt gegen den Gott da draußen, der Ichgott gegen den Weltgott, der Gottesrausch schäumt über Gott selbst hinweg. Aus solcher Selbstumkehrung des religiösen Wesens im mystischen Ueberschwang mag man Nietzsche verstehen, als den fernsten, allerfernsten der Mystiker, in dem die Mystik sich selbst zerstört.

Aber auch das ist noch nicht das Letzte. Gewiß, der echten Mystik, die man ja in Schlesien und der Lausitz von Schwenkfeldt bis Zinzendorf lauter vernahm als anderswo, der geht der innere Strom über alles, sie möchte Gott selbst abhängig setzen von der übervollen Empfindung des Herzens, aber das Herz ist weich und was sie spricht, ist gottseliges Ja. Und das will doch nimmermehr stimmen zu Nietzsches hartem, königlichem Ketzerstolz, zu seines Zornes Gewalt und seinem wilden Ansturm gegen die Moral der Liebe, zu ihm, dem Vordränger des Bösen! So mag die letzte Pforte sich aufthun. Ich spreche vom Urvater deutscher Philosophie, vom Görlitzer Denker Jakob Böhme, der hier wandelnd ahnungsvoll die Natur mit neuem Auge schaute. In ihm vereinigen sich alle Ströme. Denn er ist der Vollender der deutschen Mystik, er ist der wahre Urromantiker, den Tieck, Novalis, Schlegel, den sie alle laut preisen und nachahmen, und das Problem, für das er lebte, war das Problem Nietzsches. Das Problem des Bösen ist's — und er hat es so groß gesehen, wie nur noch Nietzsche. Jakob Böhme, die Kinderseele aus dem Volke, reiner noch und weicher selbst als die Seele Nietzsches, er hat das Prinzip des Bösen so tief verstanden, so hoch gerechtfertigt wie keiner außer Nietzsche, er hat ebenso schwer mit ihm gerungen, und *er* hat gesiegt. In ihm kann man Nietzsche ahnend verstehen und überwinden. Und in ihm kann man auch den Ausgleich finden zwischen Nietzsche und der Romantik. Er lehrt wie Nietzsche den Krieg als den Vater aller Dinge, und er lehrt zugleich wie die Romantik die Liebe als die Mutter aller Dinge. Er lehrt den Zorn und die finstere Kraft, das Strenge und das Harte, ja das Böse, aber er lehrt auch das Freundliche und Sanfte, die Güte und Barmherzigkeit. Zwei Reiche lehrt er, jedes in drei Gestalten, aber dazwischen lehrt er eine siebente Gestalt, den Feuerblitz, der freundlich und feindlich zugleich, leuchtend und verzehrend, der Angelpunkt ist, in dem die beiden Reiche ineinander umschlagen, der Wendepunkt, in dem sich die Feuerseelen Nietzsches und der Romantik finden. Und sie sollen sich finden; das Reich des Zornes und das Reich der Liebe, lehrt Böhme, sollen ineinander übergehn, umschlagen — denn sie sind eins, „die dunkle Hölle und die lichtende Helle hallet aus *einem* Herzen." Der Zorn ist die Wurzel der Liebe, und die finsteren Gestalten wandeln sich in unerschöpflichem Wechsel in die lichten, freundlichen, und sie alle ringen und schlingen sich kämpfend und liebend ineinander, und sie ringen es heraus, das unendliche Weltspiel, in dem Kampf und Liebe Eines werden, sie offenbaren das Weltmysterium. Das Reich des Zorns und das Reich der Liebe werden eins; denn beide sind göttlich. Auch der Zorn ist göttlich, auch die Finsternis; denn ohne Finsternis kein Licht. Auch das Böse ist göttlich, ja das Böse — es ist der erregende Stachel, die treibende Kraft des Guten, die Ursache; ohne das Böse kein Leben und keine Bewegung — so lehrt Böhme wie Nietzsche. Denn auch Nietzsche lehrt das Böse nur als Kraft und Weckung zum Leben, als Mittel zur *Erhöhung* des Menschen. Die großen Schmerzbringer der

Menschheit — so nennt er die Heroen der Menschheit, und seine Lehre wie sein Leben sind ja im tiefsten Grunde nur eine stürmische Ausführung des größten Wortes der alten deutschen Mystik: das schnellste Tier, das euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. So heißts bei Nietzsche: „die schrecklichen Energieen — das was man das Böse nennt — sind die cyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität.“ Die schrecklichen Energieen — das ist, was J. Böhme malt in seinen Gestalten des Zornes, und es ist, als ob er malt, was im Geiste Nietzsches wühlt und drängt: das Scharfe, peinlich Schreckliche, das harte, herbe Sichzusammenziehn in der scharfen Begier, im finster treibenden Drang, und dann die schneidende, sich losreißende, queckfilberne Beweglichkeit, und dann die schwefelgleiche Angstqual in der höchsten Empfindlichkeit und dann erschreckend und erlösend zugleich der Feuerblitz. So weit ist Nietzsche gedrungen, die Pforte des Lichts hat er gesprengt, das Licht hat er nicht geschaut, er hat ihm geflucht, er, der geblendete Kämpfer blieb stehen im Reiche des Zorns.

Und die Romantiker blieben stehen im Reich der Liebe, bei den drei lichten Gestalten, wie sie auch wieder Böhme rätselhaft vorgeahnt, bei der liebenden, der musikalischen und der alles verschmelzenden. Und sie wurden weich und schwach und müde, sie dämmerten zum Abend, wie Nietzsche zum Morgen dämmert, als der grelle Hervorbruch des Lichts aus der finsteren Nacht. Uebergangsseelen sind sie beide, Unvollendete, Unklassische — Romantische. Der Görlitzer Schuster aber richtet die Stolzesten und Weisesten des 19. Jahrhunderts und versöhnt sie. Der deutsche Volksgeist aus alten Tagen erhebt seine Stimme von Schlesiens mystischem Boden und lehrt durch Böhme: in Abenddämmerung und Morgendämmerung wandelt sich *ein* Tag, es ist ewig Band zwischen Finsternis und Licht. Das Licht und das Dunkel, der Zorn und die Liebe, sie verlangen nach einander, und beide sind göttlich. Der zornige Nietzsche meinte Gott dem Nichts zu opfern. Auch dies Nichts ist göttlich, antwortet ihm Böhme, es ist nicht tot und leer, es ist die Sehnsucht, die ewige Sehnsucht nach dem Werden, es ist das ewige Wallen in Seele und Natur, es ist die unendliche dunkle Gährung, aus der es *bachantisch* empordrängt zu Leben und Höhe, aus Dunkel zu Licht, es ist jener chaotisch gähnende, göttliche Abgrund, aus dem Gott selber emporsteigt bei Böhme, es ist der Untergrund alles Idealen und Göttlichen, den Nietzsche lehrt, es ist der werdende Gott, Dionysos, der sich verjüngende, erneuende Gott, der *Gottestrieb*, der sich selbst noch nicht erkannt hat. Es ist der junge Idealtrieb, der in Nietzsche rast, er rast Empörung, und in jugendlichem Ueberschwang zerstört er unsere Ideale statt sie zu verjüngen. Es mußte so kommen. Das böse Gewissen der Zeit — so nennt Nietzsche den Philosophen. Und er ists, er ist die schwere Geißel, die wir verdient haben, weil wir schwach geworden sind in unsern Idealen. Er peitscht uns empor, er trifft uns um so schwerer, weil er unsere Ideale schlägt; er zeigt, daß Ideale tot sind ohne Idealkraft, ohne den ewig verjüngenden dionysischen Trieb des Aufschwungs, des Enthusiasmus, des Heroismus; er zeigts, indem er die Ideal*kraft* gegen die Ideale kehrt. Er lehrt Erhebung.

Die Jugend des deutschen Geistes spricht aus Jakob Böhme, seelischer Zeugungstrieb, der sich eins fühlt mit den Regungen und Wandlungen der Natur, und wollt ihr Nietzsche und die Romantiker verstehen, so hört in ihnen die Stimme der Jugend, der ewigen Jugend. Früh Geschiedene oder früh Verblühte sind sie alle. Süß, innig und reizend findet der Romantiker alles — so sprechen die Backfische, „furchtbar und gefährlich“ findet Nietzsche alles — so liebt es die Kampflust der Flegeljahre und des Jünglings Sturm und Drang. Wilde und weiche Jugend lacht und tobt in ihrem wechselvollem Spiel, in ihrer Liebe und ihrem Kampf. Herrlich schäumender Jugenddrang

ist ihre Bacchantik, ihre Leidenschaft, ihre unendliche Sehnsucht. „Das Reich der Jugend komme!“ jauchzt der frühe Nietzsche, doch auch der späte dichtet gar jungromantisch: Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte. Da, erzählt er, ging er durch den Wald und dachte über eine Kinderei nach und schnitzte sich dabei eine Pfeife zurecht. Sobald er aber pfiff, erschien sein Gott Dionysos und nannte ihn einen Rattenfänger und halben Musikanten und sprach mit ihm. „Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen!“ sagte ich da, „Man möchte glauben, du wolltest den Menschen zu Grunde richten!“ — „Vielleicht,“ antwortete der Gott, „aber so, daß dabei etwas für ihn herauskommt!“ — „Was denn?“ fragte ich neugierig — „Wer denn? solltest du fragen! — Also sprach Dionysos und schwieg darauf in der Art, die ihm eigen ist, nämlich versucherisch. Ihr hättet ihn dabei sehen sollen! Es war Frühling und alles Holz stand in jungem Safte.“ Ja, Frühling wars und alles Holz stand in jungem Safte.

www.libtool.com.cn

Frauenmacht.

Roman.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

(1. Fortsetzung.)

Hugo Brenner.

I.

Es scheint mir wunderlich, daß ich mich Alles dessen so gut erinnern kann. Es ist so lange her jetzt. Aber in meinem Leben gab es doch einen Tag, da ich noch nichts erprobt hatte, als das, was gut war, damals, als ich von der Universität nach der Hauptstadt kam und mich nicht nur jung und sorglos fühlte, sondern es auch wirklich war — als das Leben mir spielend das Glück versprach. Ich hatte vor kurzem meinen Doktor der Philosophie mit Auszeichnung gemacht, wenn ich es selbst sagen darf, war kaum dreißig Jahre alt, und man prophezeite mir allgemein eine gute Zukunft.

Wenn indessen diese Zukunft sich nicht derartig gestaltete, wie meine damaligen Freunde und Gönner hofften, so beruhte dies wohl zum Teil darauf, daß ich in aller Heimlichkeit eine andere Auffassung davon hatte, was man eigentlich unter einer schönen Zukunft zu verstehen habe, als meine Freunde und Gönner samt und sonders. So viel ist sicher, ich trieb mich ein ganzes Jahr in Stockholm umher ohne, wie man zu sagen pflegt, irgendwo festen Fuß zu fassen. Was ich während dieses Jahres vor hatte, ist schwer zu sagen. Es war eine Art von Sturm- und Drangperiode, wenn auch eine, die sich etwas spät einfand. Und dann, meiner Thatenlosigkeit müde, und getrieben von der Begierde auf eigene Hand zu lernen, verwendete ich den Rest eines kleinen väterlichen Erbes auf eine Reise ins Ausland, die volle zwei Jahre dauerte.

Während dieser Zeit irrte ich aufs Geratewohl in Europa umher, und das beste, was ich heimbrachte, war die Rembrandtsammlung, die Du dort noch an meinen Wänden siehst. Als ich wieder heimkam, weiß ich nur, daß ich wettergebräunt und mager war, und daß mein dunkler Vollbart zu einem Spitzbart geschnitten war. Man behauptete, ich sei ein schmucker Bursche und sähe jünger aus, als vor meiner Abreise. Aber wo ich eigentlich gewesen, was ich gesehen und erlebt — danach entsinne ich mich nicht, daß mich jemand gefragt hätte.

War es meine Hoffnung gewesen, durch diese Reise mehr Unternehmungslust oder Energie zu gewinnen, so hatte ich mich allerdings gründlich getäuscht. Es blieb dabei, ich war ebenso wenig unternehmend wie vordem, und meine Kameraden sagten von mir, es schiene, ich ließe alle Chancen, die sich mir nacheinander böten in der Welt vorwärts zu kommen, absichtlich unberücksichtigt. Ich war aufrichtig bis zur Ungeschicklichkeit und ebenso nachlässig. Dadurch

erhielt ich in vortrefflicher Weise meine Unabhängkeit, aber es glückte mir auch, ohne daß ich damals völlig verstanden hätte, was es bedeutete, mich ganz gehörig zu isolieren.

In meinem zweiunddreißigsten Jahre war ich also ebenso unversorgt wie jeder Student, nur deshalb, weil ich mich nie in Harmonie fühlte mit der Welt, von der ich doch ein Glied war. Die Zeit war damals noch nicht gekommen, wo man aus einer eingedämmten Opposition, die plötzlich über alle Ufer ging, eine neue Literatur schaffen konnte, und wäre es auch der Fall gewesen, so hätte ich doch wahrscheinlich in meinem Winkel stumm und grübelnd dagesessen. Was meinen Unterhalt betrifft, war ich infolge meiner ganzen Natur auf die kleinen Arbeiten angewiesen, die Du ja kennst, und die einen großen Teil meines Lebens ausgefüllt haben. Darüber habe ich mich übrigens niemals beklagt, denn was ich im Leben suchte war von ganz anderer Art. Wenn mein Bericht zu Ende ist, kannst Du selber darüber urteilen, was ich gewonnen habe. Aber trotz meiner zweiunddreißig Jahre war ich sorglos wie die Jugend von zwanzig, ich nahm den Tag, wie er kam, und ich war zufrieden, wenn ich nach einem arbeitsreichen Tage meinen Abend in anspruchsloser Geselligkeit mit den Kameraden verbringen konnte, die alle jünger waren als ich, und die mich ein wenig lieb hatten gerade wegen meiner unverdorbenen, jugendlichen Art und Weise alles das gering zu schätzen, wonach andere Menschen streben.

Trotz meiner Jahre war ich gewissermaßen wirklich noch ein junger Mann, als das Leben mich zum ersten Male hart anpackte und mich dorthin zwang, wo ich nicht hinwollte. Dieses geschah in Verbindung mit einer Liebesgeschichte, die auf folgende, nicht gerade romantische Weise eingeleitet wurde.

Als ich eines Abends auf dem Heimweg war, mußte ich eine der Querstraßen zwischen Drottninggatan und Östermalm passieren, und wie ich auf dem Trottoir dahinschritt, wurde ich durch das Schluchzen einer weiblichen Stimme aus meinen Grübeleien geweckt. Ich horchte hin, es waren zwei männliche Stimmen, offenbar von Betrunkenen, und dazwischen klang eine schrille weibliche Stimme, welche immer stärker und zugleich immer flehender wurde. Dies veranlaßte mich erst stehen zu bleiben und dann meinen Weg zu ändern, und so hat dieses kleine Ereignis, vielleicht mehr als etwas anderes, auf mein ganzes späteres Leben eingewirkt. Als ich näher kam, sah ich im Dunkel die undeutlichen Umrisse eines jungen Mädchens, das in ein großes, verschlossenes Thor hineingedrängt wurde, und zwei betrunkene Herren, die sie nicht an sich vorbei lassen wollten.

Zu der Zeit war ich ziemlich schnell bei der Hand, und mein erster Impuls war ganz einfach: den mir zunächststehenden Herrn am Kragen zu fassen, und mich in einen ritterlichen Kampf einzulassen um das arme Mädchen zu befreien. Im nächsten Augenblick aber flog mir eine andere Idee durch den Kopf. Wie Du weißt, habe ich stets einen gewissen Sinn für praktischen Humor besessen, und die Situation eignete sich unleugbar besser für ein Abenteuer in diesem Stil, als für ein Ritterdrama im Degen- und Mantelgenre. Statt mich auf eine Schlägerei einzulassen, kam ich deshalb auf den Gedanken zu thun, als ob das Mädchen und ich alte Bekannte wären. Ich behandelte die beiden Schwiemelbrüder, als seien sie Luft, faßte an den Hut und sagte ganz gelassen:

„Ei, guten Abend, mein Fräulein, sind Sie so spät noch draußen?"

Die Wirkung dieses Auftretens war eine augenblickliche. Mit unfehlbarem weiblichem Instinkt begriff das junge Mädchen, daß sich hier eine Art von Rettung bot, und während die beiden Herren, die die Angst, möglicherweise wiedererkannt zu werden, plötzlich nüchtern machte, im Dunkel verschwanden, spielte sie ihre Rolle in der Komödie, als sei sie auf die ganze Geschichte vor-

bereitet gewesen, nahm ohne weiteres den Arm, den ich ihr anbot, und als wir beiden, vom Zufall zusammengeführten Menschenkinder einen Augenblick später unter den Schein einer Gaslaterne kamen, begegneten sich unsere Blicke. Da wir beide jung und wohlgestaltet waren, und keine Veranlassung hatten die Sache allzu ceremoniell aufzufassen, sahen wir uns offen in die Augen und lachten. Ich vermute nämlich, daß ich es auch that. Daß sie lachte, daran erinnere ich mich ganz deutlich.

Mit einem einzigen Blick streifte ich nämlich ein paar blaue, schalkhafte Augen, eine schmächtige, feine Gestalt und einen kindlich gerundeten, halbgeöffneten Mund. Darauf merkte ich, daß sie errötete, und in dieser Stunde wurde mein Schicksal bestimmt.

Als ich am folgenden Morgen zum Bewußtsein erwachte, war ich nicht länger frei. Ich hatte eine Geliebte gewonnen, und naiv wie ich war, in derlei Sachen unerfahrener als die Meisten, grübelte ich bereits darüber nach, wie es mir möglich sein würde, ihr mit meinen spärlichen Hilfsquellen ein Heim zu schaffen.

II.

Bei näherer Ueberlegung schlug ich mir indessen diesen Plan bis auf weiteres aus dem Sinn. Und sorglos wie ich überhaupt lebte, ließ ich auch diese Liebesgeschichte weitergehen, bis zu einem gewissen Grade neugierig, welches Ende diese Episode meines Lebens nehmen würde. Ich war verliebt, aber nicht mehr, als daß ich recht gut den Abstand gesehen hätte zwischen mir und meinen Interessen, und diesem niedlichen Mädchen, das tagüber hinter dem Laden in einer Konditorei stand, während sie mich des Abends an irgend einer verabredeten Stelle aufsuchte oder an der Thür meines Zimmers anklopfte. Jetzt, hinterher wird es mir schwer zu begreifen — aber ich weiß, daß dies Verhältnis mich damals fast glücklich machte, nur deshalb, weil ich jemanden hatte, den ich beschützen, für den ich sorgen konnte, und der mich, auf seine Weise, ebenfalls lieb hatte. Ich mußte nun auch an einen Anderen denken, nicht nur an mich selber, und schon dies giebt dem Leben Wert. Deshalb empfand ich nicht nur Zärtlichkeit, sondern auch Dankbarkeit gegen dieses Mädchen, das mir ihre Jugend schenkte und meinem Dasein Licht spendete.

Natürlicherweise gab es schon in diesem Stadium unseres Verhältnisses Augenblicke, in denen ich deutlich erkannte, wie sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß diese Verbindung nie zu Stande gekommen, oder daß ich sie wenigstens abbrechen könnte und mich frei machen. Dieses Gefühl überkam mich besonders, wenn ich den Unterschied zwischen ihr und mir allzu deutlich merkte, zum Beispiel wenn sie mich zwang ihr unzusammmenhängendes Geklatsch über Freundinnen und deren Liebhabern anzuhören, ihr Gerede über Herren, die ihr auf der Straße Aufmerksamkeiten erwiesen und ihren Zorn gegen einen Bekannten, der sie geärgert hatte. Kurzum, dieser ganze unerzogene Wirrwarr von Gut und Böse, der ihr unentwickeltes Hirn erfüllte und an dem sie mich Teil nehmen ließ, ohne auch nur zu ahnen, wie unfein sie darin handelte, oder daß ich Ekel verspürte, während ich sie anhörte.

Bei solchen Gelegenheiten konnte mich ein heftiger Unwillen ergreifen gegen diese hübsche Außenseite, die so große Leere verdeckte, und ich ließ sie dann unter irgend einem Vorwande mehrere Tage allein. Ich fühlte, wie dies Leben mich niederdrückte, schrieb Briefe, in denen ich dem Mädchen zu erklären suchte, daß zwischen uns Alles vorbei sein müsse. Als ich aber die Briefe abschicken

wollte, versagte mir der Mut, ich verbrannte sie im Ofen und saß dabei und sah zu, wie die Asche des Papieres sich im Feuer zusammenballte, während ich die Empfindung hatte, als gingen alle meine Vorsätze in Rauch auf. Ich war an sie gebunden, weil sie mein Mitleid erweckt hatte, und weil ich mir einbildete, daß sie ohne mich zu Grunde gehen würde.

Wenn ich sie aber nach solchen Tagen der peinlichen Trennung wiedersah, und sie an meine Schulter gelehnt weinte, weil ihr Instinkt ihr sagte, daß ich sie hatte verlassen wollen, „wie es alle Männer zu thun pflegen," da rührte sie mein Herz wieder. Ich fühlte und verstand, daß dieser Instinkt immer schlummern würde, wenn ich ihn wach wünschte um das Gemeine in ihrem Wesen zu dämpfen, das mich in die Flucht trieb. Statt dessen würde er nicht schlafen, wenn es galt, mit beiden Händen festzuhalten, was einmal ihr Eigen geworden. Mit unbarmherziger Klarheit sah ich dies, aber ich versuchte es von mir zu schieben, und es gelang mir. Mit der Leidenschaft, die sie erweckte, mischte sich auf eine wohl nicht ganz unergründliche Weise in meiner Seele der weiche, schmeichelnde Gedanke, daß ich nicht das Recht hätte, diese Hülflose ihrem Schicksal zu überlassen. Ich wurde von der Versuchung besiegt, in der so viel Ironie für den Menschen liegt, sich edel zu fühlen.

Ich kann es jetzt kaum begreifen, daß ich es wirklich bin, der dieses Alles durchgemacht hat. Und wenn ich mich jetzt anstrenge, diese Periode aus meinem Leben zu berichten, ohne sie gar zu tragisch zu nehmen, so weiß ich doch, daß sie sowohl damals wie jetzt, den furchbarsten Ernst für mich enthielt. Und dieser Ernst wurde mir völlig klar an dem Tage, da Signe ihrem Liebhaber mitteilte, daß sie Mutter werden sollte. Da ergriff mich eine unbeschreibliche Beklemmung. Da verstand ich mich mit einem Male, wie tief mir die Hoffnung im Herzen gelegen, daß ich doch noch einst die Frau treffen würde, die ich in Wahrheit lieben würde, und mit der ich deshalb ein Heim gründen konnte. Wie in einem hoffnungslosen Dunkel verschwand nun dieser Traum und wurde zu einer Unmöglichkeit, an die ich nicht länger denken durfte. Und Hugo Brenner wurde von diesem Tage an ein anderer Mensch. Er wurde sanfter und stiller. Seine Sorglosigkeit verschwand, wurde aber von einem lichten Optimismus ersetzt, der mich zwang alles in einem so glücklichen Lichte zu sehen, so hoffnungsvoll und so wohl geordnet, wie nur möglich.

Ich begreife es ja jetzt, daß, wenn Jemand Signe gesagt hätte, als sie nun einsam in einem kleinen, für sie gemieteten Zimmer saß, und an Kinderzeug nähte, daß ihr Liebhaber verpflichtet wäre noch mehr für sie zu thun als gut gegen sie zu sein und aufs Beste für sie und ihr Kind zu sorgen, sie wohl anfangs ein Stündchen geweint hätte, nervös und sentimental, wie die arme Kleine, dank ihres Zustandes war. Später aber hätte sie sicher solche überspannte Phantasien belacht und den Betreffenden gebeten, nicht solchen Unsinn zu treiben und solch dummes Zeug zu reden.

Aber der Hugo Brenner, der ich damals war, sah nun einmal die Welt aus seinem eigenen Gesichtswinkel an. Und als er erst angefangen darüber nachzudenken, was er in dieser Angelegenheit zu thun habe und was nicht, dauerte es nicht lange bevor er, seiner Gewohnheit gemäß, nur einen Weg sah, den er mit Ehren betreten konnte. Dieser Weg führte gerade aus, ohne Abschweife und Krümmungen, und ich wußte es auch sehr gut, schon bevor ich es mir eingestehen wollte, daß ich früher oder später diesen Weg gehen würde und keinen anderen.

In der Zeit hatte ich nämlich ein Moralprincip, das ich einst, halb im Scherz, in einer Gesellschaft ausgesprochen, das aber jetzt zu mir zurückkehrte, und bitterer Ernst wurde: „Sollte das Schicksal mir eine Last auf die Schultern

legen, so will ich hoffen, daß ich sie zu tragen vermag.“ In diesem Falle nun legte ich das Wort auf meine besondere Weise aus, es wäre aber zu viel gesagt, wenn ich behaupten wollte, daß der Weg, den ich damals vor mir sah, und den ich für den einzig möglichen, den einzig richtigen hielt, mir gerade ein rosenbestreuter zu sein schien.

Im Gegenteil, ich scheute davor zurück ihn zu betreten, und ich führte lange, nüchterne Unterredungen mit mir selber, in denen ich mit der ganzen Dialektik des Weltmannes, dem Doktor der Philosophie Hugo Brenner bewies, daß er ein Narr sei, und daß kein Mensch, der seinen gesunden Verstand beisammen habe, unter ähnlichen Verhältnissen darauf verfallen könne so zu handeln. Ja, ich ging so weit, daß ich, trotz der empfindlichen Scheu meiner Natur, diese Angelegenheit einem Freunde vorlegte und ihn um Rat bat.

Indessen machte ich damals — nicht zum ersten Male in meinem Leben und auch nicht zum letzten — die Erfahrung, daß man, wenn man in intimen Verhältnissen einen Anderen um Rat frägt, sich genau vorsehen muß, ehe man sich zu stark entblößt. Die Art und Weise, wie mein Freund diese Sache auffaßte, war nämlich so verschieden von dem, was ich erwartet hatte, daß mir am Schlusse der Unterredung nur ein Gefühl der Scham blieb, mich einem Fremden anvertraut zu haben. Obendrein flößte mir dies Gespräch eine Abneigung gegen diesen alten Freund ein, die im Laufe einiger Tage so stark wurde, daß wir beide nach jenem Meinungsaustausch nie so recht das Interesse wiederfinden konnten, das wir einst für einander gehegt hatten.

In meiner unbeschreiblichen Seelennot ging ich statt dessen direkt zu Signe hin, klopfte an ihre Thür, ganz vergessend, daß es Nacht war, und besser für sie nicht so spät gestört zu werden. Dies war die unmittelbare Frucht des guten Rats meines Freundes und meiner eigenen aufgeregten Gemütsstimmung.

Das Mädchen kam schlaftrunken und erschrocken aus dem Bette und fragte, ob etwas passiert sei. Ohne sie anzuhören ging ich ruhig ins Zimmer hinein und schloß die Thür hinter mir zu. Doch war ich so aufgeregt, daß ich von Kopf bis zu Fuß zitterte. Und während Signe ihren kleinen Lockenkopf auf dem Kissen zurecht legte, und mit halboffenem Munde und großen Augen, die noch vom Schlafe glänzten, auf eine Schreckensnachricht wartete, die kommen müßte, saß ich altes, großes Menschenkind da auf einem Stuhl und kämpfte mit meiner Bewegung, die mich daran hinderte auch nur ein Wort hervorzubringen.

Als ich sie betrachtete, wie sie so dalag, schien sie mir so zart, so schutzlos und einsam in der Welt, daß mein Herz, welches wahrlich schon voll genug war, vor Unwillen schwoll bei dem Gedanken, daß Alle ohne Ausnahme, Alle außer mir, in diesem Falle bereit sein würden sie zu dem einsamen und verlassenen Wege der Verlorenen zu verurteilen.

„Ich bin hergekommen um Dich zu fragen, ob Du willst, daß ich Dich heirate,“ brachte ich schließlich hervor.

„Herr Gott, Hugo, wie Du mich erschreckt hast!“ kam es aus den Kissen hervor.

Natürlich konnte Signe sich nicht so hastig in meinen Gedankengang hineinversetzen. Und diese Antwort, die just nicht mit meinen Gefühlen bei dieser Gelegenheit harmonierte, brachte mich für einen Augenblick aus der Fassung. In der nächsten Minute aber war ich am Bette aufs Knie gesunken, hatte das blonde Köpfchen zwischen meine Hände genommen und zu sprechen angefangen. Ich redete davon, wie ich mir die Zukunft dachte, wie unmöglich es mir sein würde, mich jemals mit einer Anderen zu verheiraten als mit ihr, der Mutter meines Kindes — als ich das Wort aussprach, schlug meine Stimme über, ich höre es noch — ferner sprach ich davon, wie ich glaube, daß sie mich lieb habe,

daß ich selber immer gut gegen sie sein würde, und daß meine Verhältnisse klein wären. Mit dem Kopf an ihrer Brust, mit ihren Armen um meinen Hals redete ich mich warm, und ich endete damit, sie so innig zu bitten meine Frau zu werden, als ob ich gefürchtet hätte, sie würde aus irgend einer Veranlassung nein sagen.

Signe begriff sicher nicht viel von dem, was ich ihr damals sagte, was übrigens späterhin öfters der Fall war. Vor allem begriff sie nicht, das Alles was ich sagte Wirklichkeit war. Als sie mich aber zu wiederholten Malen danach gefragt hatte, und ich ihr ebenso oft und unter vielen Küssen versichert hatte, daß Alles, was ich gesagt, mein voller Ernst gewesen, da schlug sie beide Arme um meinen Hals und murmelte schluchzend:

„Niemand ist wie Du. Nein, niemand auf der ganzen Welt."

Und sie weinte, wenn nicht vor Glück, so vor überströmender Freude mit einem Schlage aus Schande und Not in ein Dasein gehoben zu sein, das für sie gleichbedeutend war mit der größten Ehre, der größten Seligkeit. Ihre Rührung war so aufrichtig, daß sie in meinen Augen hübscher als je wurde, und sie war schüchtern in ihrer Zärtlichkeit, weil sie erkannte, daß sie das Glück, welches ihr zugefallen, nicht verdiene.

Wundere Dich nicht darüber, daß ich dies jetzt so kaltblütig ansehen kann, daß ich obendrein darüber sprechen kann. Ich sehe sie ja jetzt, wie ich sie schließlich kennen lernte. Ach! Damals war ich heißblütiger, als ich es Dir jetzt beschreiben könnte. Als ich damals Signe sah, wie sie vor lauter Dankbarkeit und Freude ganz Feuer und Flamme wurde, da steckte ihre Freude auch mich an. Und als ich an diesem Abend einsam auf meinem Zimmer saß, da emfand ich es, als umgäbe mich etwas großes, warmes und friedvolles, das die Außenwelt mit ihren kalten Bedenklichkeiten vor mir versinken ließ, ich beugte mein Haupt in dem Gefühle, Nichts mehr zu wünschen was über diesen Zustand hinaus ginge.

In dieser Gemütsverfassung war ich vollkommen glücklich, und ich sah wie ein Jüngling die Zukunft lichtgebadet vor mir liegen.

III.

Ich weiß es jetzt sehr wohl — und ich habe Zeit genug gehabt über die Sache nachzudenken — daß ich zu den im Norden nicht seltenen Naturen gehöre, die während des größten Teils ihres Lebens umher zu wandern scheinen ohne Ziel, unfähig zu irgend einer ernsteren Kraftanstrengung, die aber zeitweilig aus ihrem Schlaf erwachen und dann eine Energie entwickeln, welche Berge zu versetzen imstande scheint. Sie gleichen unserer eigenen Natur, die den langen Winterschlaf schläft, bis der Frühling kommt mit seinen hellen Nächten und langen Tagen, wo dann in einigen Wochen der Bärenschlaf der langen Wintermonate wieder eingeholt wird.

Als ich meinen Entschluß einmal gefaßt hatte, warf ich mich deshalb auch mit einer gewissen frohen Gewaltsamkeit auf die Anstrengungen, die ihn verwirklichen sollten. Ich suchte überall Arbeit und ich fand sie. Es war, als bahnten mir lichte Elfen den Weg, und ich arbeitete für mein neues Ziel mit der ruhigen Freude, die ein Mann empfindet, wenn keine Zweifel ihn länger beunruhigen können. Ehe zwei Monate verflossen waren, hatte ich, derselbe Mann, den Du hier vor Dir siehst, eine Wohnung gemietet, aus drei kleinen Zimmern und einer Küche bestehend, auf Söder und mit schöner Aussicht. Ich hatte Möbel gekauft und Alles wie für ein neuverheiratetes Paar eingerichtet,

und dann hielt ich Hochzeit mit einigen Kameraden als Zeugen und einem einfachen Abendessen hinterher im Restaurant Reisen. Alles ging so märchenhaft schnell und leicht, daß ich nachher kaum fassen konnte, wie diese plötzliche Veränderung meines Daseins zur Wirklichkeit geworden.

Aber dorthin, in die kleinen Zimmer, unter denen die Wellen der Flut glänzten und Abends Funken stoben, als ob sie mit Licht überspritzt wären, dorthin führte ich an diesem wunderlichen Hochzeitsabend meine junge Gattin heim. Und als wir eintraten, stand in der Winternacht der Mond klar über der schlafenden Stadt, die so weit unter uns dalag, als solle ihr Lärm und ihre Unruhe nie bis zu uns hinaufreichen können. Der Schein des Mondes strömte über die schneebedeckten Dächer, und um den bleichen Mond stand ein Ring von Licht, ein Nordscheinkranz, der einer Brautkrone glich.

Wie deutlich steht mir dieser Abend vor Augen! Ach wie gut erinnere ich mich seiner noch! Signe ging entzückt in den Zimmern umher und betrachtete Alles, was so plötzlich ihr Eigentum geworden. Sie besah sich das einfache Porzellan, horchte auf den Schlag der Uhr, nahm die kleinen Dekorationsgegenstände herunter, ging aus und ein und konnte sich vor lauter Gemütsbewegung nicht beruhigen.

Ich selber saß am Fenster und betrachtete mit einem sonderbaren, fremden Gefühl dies überströmde Glück, das ich selbst geschaffen hatte. Ich beantwortete ihre Freudenausbrüche und suchte ihrer Stimmung zu folgen, die ich so gut verstand und so natürlich fand. Aber während ich sprach und antwortete, alles anhörte und mich glücklich und ruhig zeigte, glitten meine Augen über die schlafende Stadt hinaus. Ich suchte etwas Anderes als das, was ich jetzt gefunden. Und zum ersten Male verstand ich, klar und deutlich, daß was ich jetzt gewonnen hatte, die große, grenzenlose Leere war.

Dies verstand ich wie gesagt, schon damals. Wie war es möglich, daß ich es nicht eher verstanden? Wie war es möglich, daß ich hatte vergessen können? ... Aber genug davon! Ich will Dir alles erzählen, so wie ich es jetzt weiß. Ich entsinne mich, daß ich dasaß, wie in einem Traum, und ich erinnere mich des Traums. Ich wußte nicht, ob das, was ich um mich sah, Wirklichkeit war oder nicht. Aber in der Erinnerung wurde es mir plötzlich so warm, daß mir das Blut am Herzen stockte, und um mich herum war strahlender Sommer. Es war mitten in einem großen dichten Walde, wo der reißende Bach mit starkem Strom an den Ufern flutete und mit kleinen weißen Schaumwirbeln über die rundgeschliffenen Flächen der Steine dahinrauschte. In der Luft lag ein Duft von Harz und Sonnenwärme, und vor meinen Augen war ein Flimmern wie von Sonnenstrahlen, welche zwischen zitternd heißem Nadelholz spielen. Da sah ich mich selber, ganz unähnlich, was ich jetzt war. Ach, wie verschieden! Ich hatte die Universität noch nicht verlassen und erlitt meinen ersten Schmerz. Meine Mutter war gestorben, und unter Studien und Träumereien trug ich stets jenes ernste, feierliche Gefühl mit mir herum, welches den erfüllt, der zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht mit dem Tode steht. Aber mitten im Kummer blieb ich doch der Student; mein Horizont war vielleicht nur engbegrenzt, aber hinter ihm lag die ganze Welt in schwebendem Nebel.

Ich war indessen nicht einsam. Denn neben mir, auf dem Pfade, der dem Lauf des Baches folgte, ging ein junges Mädchen, das während ich redete, zu mir aufschaute. Ich liebte sie, weil sie sich meines jugendlichen Kummers annahm und ihn mit mir teilte. Wie hatte ich dies vergessen können? Wie war es möglich? Ich fand in der Natur dieses jungen Mädchens, das so nach Leben dürstete und mich furchtlos nach Allem fragte, eine Verkörperung alles dessen, was der eine Mensch bei dem anderen am höchsten zu lieben vermag.

Als ich in der Hochzeitsnacht in meinem neuem Heim saß, kam mir diese Scene immer deutlicher vor Augen, und zuletzt war es mir, als hörte ich ihre Stimme und meine, die ihr Antwort gab.

Den Kummer hatte sie mir abgenommen, und wir sprachen nun von meinen Zukunftsträumen.

„Und wenn Sie Ihr Examen gemacht haben“ fragte sie, „was dann?“

„Dann gehe ich in die Welt hinaus wie die andern.“

„Nicht wie die andern,“ klang es von ihr zurück.

„Weshalb nicht wie die anderen?“

Sie antwortete nicht, lachte nur, und ihre hohe, schlanke Gestalt beugte sich zu mir. Da hätte ich sie fast in meine Arme genommen, sie an mich gedrückt und fürs ganze Leben festgehalten. Aber die Schüchternheit der Jugend und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welches die Liebe hemmt, zwangen mich zum Schweigen, die Worte erstarben mir auf den Lippen, ich zwang sie gewaltsam zurück und sah hinweg. Denn ich wußte, wenn es zu Worten käme, würde ich mehr sagen, als ich wollte. Was war ich? Was konnte ich von der Zukunft erwarten? Welches Recht hatte ich, störend in ihr Leben einzugreifen? Sie war reich, jung, schön. Sie war auf einem Gute geboren, und bestimmt es zu besitzen, als einzige Erbin. Ich war in ihre Nähe gekommen, weil ich im Heim ihrer Mutter zu Gaste gewesen, die Umgegend entbehrte nämlich des geselligen Verkehrs, und ich war ein gebildeter junger Mann, der zufällig im Inspektorshof wohnte, um während der Sommerzeit das wieder einzuholen, was ich während eines lebhaften Winters in Upsala versäumt hatte. Ach wie gering fühlte ich mich ihr gegenüber. Wie gering und machtlos! Zuvor hatte ich so deutlich erkannt, daß die Welt voller Schranken war, und daß ich nicht der Mann war sie niederzureißen.

Aber meine Natur konnte ich doch nicht zwingen, und als wir uns nun wieder und wieder begegneten, als wir mit einander vertraut wurden und anfingen einander alles zu sagen, da ließ ich alle meine Bedenken fahren und nahm mein kurzes Liebesmärchen hin wie einen Mittsommernachtstraum, von dem ich leben mußte, wenn dunklere Zeiten kamen. Und es wurde mir dieser Sommer zu einer Jubel- und Wonnezeit, so wie ich armer Mann es nie erlebt hatte. Auf die hellen Sommernächte folgte die große Hitze, die heiße Luft und satte Ueppigkeit des Juli, bis auch der ein Ende nahm, und die ersten gelben Flecken das Grün der Birken färbte. Die ganze Zeit hindurch traf ich sie öfters, zuletzt jeden Tag. Und so wie sie es mich lehrte, hatte ich bisher niemals sprechen können; diesem offenen und frischen jungen Mädchen, vor dem die Welt so heiter, so selbstverständlich dalag, wie sie es nur thut vor den vom Glück Auserwählten, vertraute ich an, was ich niemals, selbst einem Freunde nicht, hatte anvertrauen können, meine tiefe Unlust ins Leben einzugreifen und meine Sehnsucht nach dem, was ich schon damals: das große, stille Glück nannte. Dieser ganze Sommer wurde für mich, der bis dahin nur Verkehr mit Kameraden gehabt und wenig Freunde besessen, zu einem einzigen Sonnenbad, das meine Natur umschmolz und sie licht und gut machte. Es war nicht blos Liebe, die ich in vollen Zügen trank, es war die Gesundheit, Fülle des Lebens, die mir zu Teil wurde. Und es gab nichts, das uns gehindert hätte. Denn die alte Freiherrin war Witwe und bewirtschaftete den Hof mit größerer Ueberlegenheit, größerem Eifer als mancher Mann, und ihre Tochter ging ihre eigenen Wege, wie die Mutter es gethan, nur mit der sonnigen Unschuld, bei der alles angeht.

Wie ich nun an meinem armen Hochzeitsabend träumend dasaß, sah ich sie, sah sie mit dem Bache und dem Walde als Hintergrund, im hellen, fußfreien Kleide und ohne Hut, sah sie, wie sie am letzten Mondscheinabend an

meiner Seite schritt, als die Schatten im Waldesdunkel von Lichtpfaden unterbrochen wurden, und der Glanz des Mondes auf dem Bache flutete, der schwarz zwischen tiefen Ufern dalag. Wir machten unsern Abschieds-Spaziergang, und ohne daran zu denken oder es zu beachten, duzten wir uns. Sie legte ihre Hand auf meinen Arm, und das Glück erfüllte uns beide so ganz, daß keiner von uns sprechen konnte. Und zuletzt, als wir uns trennten, in der großen geraden Allee, wo die geschnittenen Linden so wunderliche Schatten warfen, sagten wir einander Lebewohl. Ich küßte ihre Stirn, und sie ließ ihre linke Hand über meine Wange gleiten, während ihre rechte in der meinen ruhte.

„Vergiß mich niemals," sagte ich. „Versprich es mir."

Ich wußte nicht mehr, was ich sagte.

Sie sah mir freimütig in die Augen, während ihr ganzes Wesen zu lachen schien.

„Vergessen?" sagte sie still, als ob sie in etwas fernes, unmögliches hineingeschaut. Und sie sprach das Wort, als wäre es etwas komisches, etwas undenkbares.

Da wendete ich mich um und ging. Ich sah nicht zurück, weil mein Herz zu voll war.

Alles dies sah ich, als ich am Hochzeitsabend in meinem eigenen Heim saß und über die Hauptstadt hinblickte, die tief unter mir in der Winternacht schlief. Ich mußte mir Gewalt anthun, um zur Wirklichkeit zurückzukehren. War ich es selber, der hier saß, war ich es, der jetzt Ehemann war? Und sie, die mich jetzt erwartete? Wer war sie? Was wollte sie von mir und ich von ihr?

Und es überfiel mich ein Gefühl der Verzweiflung darüber, daß ich ohne es zu wollen, ohne es auch nur deutlich zu wissen, jemanden betrogen hatte. Oder hatte ich es vielleicht nicht gethan? War nur etwas in meinem eigenen Leben zerstört, oder nahe daran zerstört zu werden? Ich hatte wie ein Mann zu handeln geglaubt, hatte meine eigenen Handlungen in einem Lichte gesehen, als stände ich hoch über dem, was andere Menschen denken, wollen oder thun. Aber ich konnte die Ruhe nicht wiederfinden, welche dieser Gedanke mir zuerst verliehen hatte. In mir wand und krümmte es sich, als hätten tausend Messer mir ins Fleisch geschnitten. Und in meiner Grübelei vergaß ich wiederum, wer ich war, und was mir geschehen war. Ich sah nur das Dunkel eines Abgrundes, vor dem ich erschauderte.

Da hörte ich plötzlich eine Stimme, welche mich rief, und ich fuhr auf wie ein Mann, der zu früh aus tiefem Schlaf geweckt wird.

„Kommst Du nicht bald, ich bin so müde."

Es war Signes Stimme, die mich schlaftrunken aus der Kammer drinnen rief. Da sah ich plötzlich alles im rechten Licht, mich selbst und die kleinen Zimmer mit ihren dürftigen Möbeln, in der Hast dort zusammengekauft, wo sie am billigsten waren, sah, wie schief, unwahr, verschroben und verfehlt alles war, verstand es, als hätte ich auf meinem Totenbette gelegen und mein eigenes Leben in einem Schreckensbilde an mir vorübergleiten gesehen.

Aber diese Hellsichtigkeit dauerte nur einen Augenblick. Im nächsten hatte die Illusion sich wieder meiner bemächtigt, und meine Stimme wurde ganz weich und flehend, als ich antwortete:

„Verzeih, Signe, mir ist heute Abend so wunderlich zu Mute."

Und mit einem Lächeln auf den Lippen ging ich hinein, kniete nieder neben dem Bette, legte das blonde Köpfchen an meine Schulter und küßte den rosigen Mund so zärtlich, als wolle ich für einen geheimen Fehltritt um Verzeihung bitten.

www.libtool.com.cn

IV.

In einem Augenblick, da ich es am wenigsten erwartete, war in mir diese Erinnerung, die mehrere Jahre zurücklag, wieder emporgetaucht. Sie kam, als ich mein neues Heim zum ersten Male betrat, kam mit der Gewißheit, daß ich einmal in meinem Leben geliebt hatte und vielleicht wiedergeliebt war, aber an meinem Glück vorübergegangen sei. Ich brauche Dir wohl jetzt nicht zu sagen, wer dies junge Mädchen war, sie, deren Bild mir in mein Brautgemach folgte. Du wirst es wohl, nur zu gut, verstanden haben. Aber was Du nicht wirst verstehen können, das ist, daß es mir während langer Jahre glückte, dieses Bild zu verjagen, ja mich obendrein von der Erinnerung selbst bis zu dem Grade frei zu machen, daß ich nicht darüber trauerte, was mir verloren gegangen war.

Und ich hatte es nicht nötig mich anzustrengen, um dieses Resultat zu erreichen. Nein wahrlich, das brauchte ich nicht. So tief liegt in der menschlichen Natur das Bedürfnis, uns wenigstens glücklich zu glauben, daß wir die Macht haben die Welt, in der wir leben, umzubilden, so daß wir sie in einem verklärenden Lichte sehen. Hast Du das nicht bemerkt? Oder bist Du nie so unglücklich gewesen, daß Du so zu denken brauchtest? Sieh Dich um in der Welt und sage mir, wie viele Menschen verstehen denn ihr eigenes Leben? Und wie viele giebt es, die es aushalten würden, hätten sie wirklich die Kraft es zu verstehen? Möglicherweise lebt eigentlich kein Mensch das Leben, das er selbst zu leben glaubt. So viel ist sicher, daß niemand das Leben eines anderen in dem Lichte sehen kann, in dem er es selbst sieht. Ist dies ein Glück, oder ist es ein Unglück? Ist es die Eitelkeit, die auf der Lauer liegt und selbst in den Verhältnissen, die wir nicht immer selber geschaffen, uns glauben machen möchte, daß wir vor allen anderen bevorzugt wären? Oder ist es bloß das Beste in uns, das zu Worte kommen und uns zwingen möchte, wenigstens unsere Nächsten milder zu beurteilen? Dies Rätsel löst niemand. Und glücklich ist der, welcher niemals darüber zu grübeln braucht.

Ich weiß jetzt, daß ich, seitdem es mir glückte mir Gewalt anzuthun und meine Jugendträume zu verjagen, in meiner Ehe alles, was mir geschah mein Heim, meine Frau, ja, mein ganzes Leben, in einem Licht sah, daß kein anderer als ich ihm hätte verleihen können. Aber es dauerte lange, ehe ich dies entdeckte, und während der Zeit kann ich sagen, daß ich gewissermaßen glücklich war.

Hätte ich nur verstanden, worin dies Glück lag, wie anspruchslos es war, und wie wenig es vertrug, näher angeschaut oder vergoldet zu werden, wäre mir vielleicht aus dieser Zeit etwas zu erinnern übrig geblieben. Aber ich sah damals meine Verhältnisse anders an, in einem gewissen Bedürfnis mich nicht geringer als andere zu fühlen, dichtete ich alle meine Jugendträume von einer Frau, die ich lieben konnte, um, blies sie hinweg wie leere Illusionen und schuf mir ein Ideal von der Ehe, das nichts anderes war als zwei einfache, gesunde Menschen, welche die Forderung der Natur erfüllen und frische Kinder erzeugen, die nach ihnen die Erde bevölkern sollen.

Was bedeutete mir in meinen damaligen Verhältnissen die Verfeinerung, der Adel des Herzens oder alle jene tausendfältigen geistigen Interessen, welche mit unsichtbaren Fäden die Menschen aneinander knüpfen, und dem Leben Reichtum und Wachstum verleihen? Ich war mit einer einfachen Frau verheiratet, die gut gegen mich war, die immer zu mir emporschaute, meinem leisesten Winke gehorchte, sich meinem Willen in allem unterwarf, und die alles dies that, nur weil sie mein Kind unter ihrem Herzen trug. Was konnte ich

denn mehr wünschen? Gab es denn überhaupt anderes in der Welt, nach dem ein Mann streben konnte?

Aber trotzdem ich so dachte, lebte ich doch nie danach. Unbewußt vielleicht strebte ich nach einem geistigen Zusammenleben mit meiner Frau. Ich ließ sie Musik hören, ich führte sie ins Theater, zeigte ihr die besten Kunstwerke, und las ihr laut vor aus den Meisterwerken der Literatur. Und als ich dies that, dachte ich, daß ich ihr eine neue Welt erschlossen habe. Ich bildete mir ein, daß sie dankbar dafür sei. Und ich sehe noch ihre Augen, wenn sie versuchte mir in all dem zu folgen, das ihr so neu war, das sie sicher nur wie eine Aufmerksamkeit von meiner Seite auffaßte, die sie in ihren eigenen Augen erhöhte, die sie aber zugleich ebenso langweilig wie überflüssig fand. Und wenn Signe abends an meiner Seite saß und die Kleidungsstückchen nähte, welche die Vorbereitung sind zu dem, was in unserem Leben das größte Ereignis ist und bleibt, war ich völlig von dem Glück erfüllt, bald Vater zu werden, und vielleicht war es dieses Gefühl, das über alles andere Glanz verbreitete.

Was weiß ich jetzt davon. Und was nützt es darüber zu grübeln?

Ich kann Dir dies Alles nicht erklären. Denn ehe Du alles weißt, wirst Du mich hart, bitter und grausam finden.

Einsam aber war ich durch meine Ehe geworden. Und ich war einsam gerade deshalb, weil niemand den Schritt, den ich gethan, mit denselben Augen betrachten konnte wie ich. Selbst meine jungen Freunde waren in diesem Punkte älter und kaltblütiger als ich. Und ich begriff nur allzu schnell, daß diese Freunde aus dem früheren Verkehrskreise mich ungern in meinem Heim aufsuchten. Ich wurde noch einsamer als ich fühlte, daß die Kameraden mich schweigend bedauerten. Kam ich mitunter abends in unser Café, so fragte mich niemand nach meiner Frau. Wurde ich zuweilen eingeladen, so war überhaupt nicht die Rede davon, daß sie mitkommen solle. Besuchte mich jemand, so verschwand Signe in die Küche und ließ uns allein.

Ich versuchte vergebens, sie von dieser Gewohnheit abzubringen, die mir wie eine Beleidigung gegen sie selbst vorkam. Und ich war weit entfernt davon zu ahnen, daß sie das Alles eigentlich sehr natürlich fand, wenn auch in ganz anderer Weise als ich. Mit ihrer unentwickelten Natur hegte sie nämlich für mich just dasselbe Gefühl, das sie für jeden anderen beliebigen Mann gehegt hätte, der Vater des Kindes war, das sie unterm Herzen trug. Wie einfach ist das, und wie leicht zu verstehen! Dieser Gedanke kam mir schon damals und wie oft, wie oft während des ersten Halbjahres unserer langen Ehe. Ich weiß, daß es so war. Ich erinnere mich dessen mit qualvoller Deutlichkeit, und ich schäme mich nicht einmal, daß ich naiv genug war, ihn beiseite zu schieben.

Denn ich wollte nicht, daß es so sein sollte. Ich wollte nicht, daß sie in ihrem Verhältnis zu mir dastehen sollte, wie eine Dienerin ihrem Hausherrn gegenüber. Ich reizte bei jeder Gelegenheit ihr Selbstgefühl, und ich that es meinetwegen, nur aus dem Bedürfnis, in ihr eine Gleichgestellte zu sehen.

Ich sagte es ihr mehr wie einmal. Und weißt Du, was sie mir antwortete:

„Wie kannst Du glauben," sagte sie, „daß ich je vergessen könnte, wer ich bin und wer Du bist? Da müßte ich wohl verrückt sein."

Das waren ihre eigenen Worte, und Du kannst daraus, wenn Du willst, meinetwegen gern den Schluß ziehen, daß sie die klügere von uns beiden war.

Als ich sie zu meiner Frau machte, war dies etwas, wofür sie, ihrer

Meinung nach, sich dankbar erweisen mußte, indem sie sich während der ersten Zeit unserer Ehe nach ihrer Auffassung auf ihrem Platz hielt. Dieser Platz war für sie der eines Dienstboten des Hauses, und da sie von der frühesten Jugend an gegen Armut und Not gekämpft hatte, schwindelte es ihr vor dem ihr so unbekannten Glücksgefühl sich versorgt zu wissen. Sie konnte sich nichts Schöneres denken, als mit einem Manne leben zu dürfen, der so hoch über ihr stand, und sie hätte von meiner Seite sowohl Härte als Gleichgiltigkeit leicht ertragen, wenn ich nur in diesem Punkte ihre Auffassung unseres Verhältnisses hätte teilen können.

Aber dies konnte ich nicht. Ich wollte sie auf meinen Armen tragen, hoch über den Urteilen und Vorurteilen der Menschen, wollte sie zwingen zu sein, was sie nicht war. Und ich verstehe jetzt, daß ich dies wollte, um mich selbst aufzurichten, um zu vergessen, daß ich im Innersten meiner Seele mich ihrer und meiner selbst schämte.

V.

Es ist ein großer Irrtum, daß man ohne Schaden für seine Seele in einer Verbindung leben könne mit einer Frau, die niedrig steht. Nichts rächt sich folgenschwerer. Nichts befleckt einen Mann in schlimmerer Weise.

Aber nichts vergißt man auch leichter, wenn das Blut spricht, und niemals spricht die Stimme des Bluts lauter, als wenn man zum ersten Mal ein Kind in seinen Armen hält, dessen Dasein man selbst hervorgerufen. Ich weiß wohl, daß die Psychologen im Allgemeinen diese Eigenschaft als etwas speziell weibliches bezeichnen. Aber es muß doch auch Männer geben, bei denen diese Stimme des Blutes ebenso laut redet wie bei irgend einer Frau. Wenigstens wird es mir schwer, zu glauben, daß je eine Frau ihr Kind mit größerer Leidenschaft angebetet hat, als ich, vom ersten Augenblick seiner Geburt an, jenes kleine Mädchen, dessen Bild Du einst auf meinem Schreibtisch gesehen, und die in der Taufe den Namen Gretchen erhielt. Ich weiß sehr wohl, daß Du, bei der Gelegenheit, die ich erwähne, dieses Bild betrachtet hast. Ich konnte es aus Deinen Mienen sehen, und damals war es mir fast lieb, daß Dir von selber der Gedanke kam, wie mein Schicksal eigentlich nicht durch ein Weib, sondern durch ein Kind besiegelt wurde.

Als dies Kind aber geboren, da wurde auch das Verhältnis in unserem Heim ein anderes. Ach, ich erinnere mich noch so gut, wie glücklich diese ersten Jahre waren. Alles wurde mit einem Male so natürlich, als könne es gar nicht anders sein. Signe wurde die sorgsame Mutter, die mein Haus bestellte, mein Lager teilte und meinem kleinen Mädchen die Muttermilch gab. Was all das andere betraf, so hatte ich wie durch einen Zauberschlag fast vergessen wer sie war, und wie ich sie einst gewonnen. Ich sah nur die Kleine, nichts anderes außer ihr. Wenn wir mit einander sprachen, sprachen wir von ihr. Die Bücher ruhten in den Schränken. Kam Besuch, so war es ganz natürlich, daß Signe sich nicht zeigte. Sie mußte ja bei dem Kinde bleiben. Ging ich abends zuweilen aus, so verstand es sich von selbst, daß sie zu Hause blieb. Denn das Kind durfte nicht allein sein. Ich war mit einem Male ein freier Mann geworden. Und das genoß ich sehr.

Aber noch mehr genoß ich die Kleine, sie aufwachsen zu sehen, ihre Fortschritte zu verfolgen, ja, am allermeisten das beglückende Bewußtsein, daß sie überhaupt da war. Von ihrem ersten Lebenstage an richtete ich für sie ein

Tagebuch her, in dem ich Alles aufschrieb, was ich an ihr entdecken konnte. Zuerst gab's nicht viel anzumerken, und hätte Jemand diese Zeilen gelesen, wäre es ihm sicher komisch vorgekommen, daß ein erwachsener Mann Vergnügen daran finden könne solche uubedeutende Kleinigkeiten aufzuzeichnen, die jeder Vater bei seinem Kinde einfach beobachten mußte. Auch habe ich sie niemals Anderen gezeigt, außer der Einen, die jetzt tot und dahin ist. Aber mit der Zeit wurde es mehr und mehr, was in diesem Buche stand, ja zuletzt wurden es ganze Erzählungen. Das Buch umfaßt einen Zeitraum von zwölf Jahren, es wurde für mich eine stille Zufluchtsstätte, wohin ich mich zurück ziehen, und von wo aus ich alles andere ruhig ansehen konnte.

Aber während ich an diesem Buche, an diesen Aufzeichnungen und Erinnerungen schrieb, wuchs das Mädchen heran, und ich wurde vor allen Anderen ihr Freund. Mit mir spielte sie, mit mir plauderte sie. Mir erzählte sie alles das, was Kinder sonst bis zu dem Tage aufzusparen pflegen, an dem sie einen gleichaltrigen Freund gefunden. Ach, die ersten Jahre meiner Ehe glitten dahin, als wäre ich niemals verheiratet gewesen, sondern hätte nur einen kleinen Freund in mein Heim bekommen, einen Freund, der sich an mich schmiegte, mir alles vorplapperte, mich liebkoste, wenn ich traurig war, mit mir lachte, wenn ich glücklich war, auf ihre kindliche Weise Ernst redete so gut wie nur ein Erwachsener, und der, wenn ich so recht müde oder niedergeschlagen war, keine Ruhe gab, ehe er mich wieder heiter sah.

Während dieser Zeit lebte ich wirklich, wie ich glaube, daß glückliche Menschen leben müssen. Ich grübelte weder über mich selber, über meine Ehe noch über mein Schicksal im Allgemeinen. Ich ging gleichsam meinen einsamen Weg hoch über der ganzen Welt, geführt von der Hand eines unschuldigen kleinen Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

www.libtool.com.cn

Berliner Ausstellungen.

Von **Oskar Bie.**

In früheren Jahren wäre es beschränkt gewesen über Berliner Ausstellungen berichten zu wollen, Berlin war ein unbedeutender und akademischer Kunstplatz. Später trat dann eine Ueberproduktion ein und eine solche Unruhe und Ungewißheit, daß man fürchten mußte, das Ausstellungswesen würde einen Parvenucharakter annehmen wie einige Architekturen oder die luxuriösen Vergnügungen der verschiedenen Gründerjahre. Augenblicklich ist die Spannung etwas zurückgegangen und man überblickt den Stand der Dinge mit klaren Augen, die Lager haben sich reinlich geschieden, wesentliche tote Punkte in der Folge der Ausstellungen sind nicht zu merken, die Ströme sind in ihren Betten geleitet und das Gleichgewicht zwischen Industrie und Kunst ist möglichst hergestellt. Berlin ist hierin so etwas wie das Bild der Welt und wenn man über seine Kunst schreibt, schreibt man über die Kunstinteressen der Gegenwart. Noch ist der Markt als Markt nicht ausschlaggebend, noch ist das freie künstlerische Schaffen wirtschaftlich existenzmöglich, weder rohes Besitzertum noch bohemehafte Phantastik herrschen, die Künstler gruppieren sich um die Besitzerklassen und die Vermittlung liegt nicht in der Hand von brutalen Agenten.

Die dienende und die freie Kunst finden zwei ausgezeichnete Pole im Kaiser und in der Sezession. Die Kaiser streicht das Sezessionistische in der akademischen Ausstellung und Herr Gaul lehnt die Mitarbeit an einem offiziellen Denkmal ab, weil er die Adler nicht so machen soll, wie er will. Der kaiserliche Dienst in der Kunst verlangt vollkommene Unterwerfung unter den Willen des Auftraggebers, ja nicht bloß des Auftraggebers, sondern jenes Oberaufsehers aller öffentlichen Berliner und Reichskunst, als der sich der Kaiser in treuer Wahrung überlieferter Renaissanceideale nichts nehmen, nichts verheimlichen läßt. Die Denkmalskunst, eine absterbende Gattung, steht ganz unter seiner Einwirkung. Nur das Hamburger Bismarckdenkmal von Schaudt und Lederer wird gegen seinen Geschmack errichtet. Beim Bremer Kaiser-Friedrichdenkmal, das Tuaillon als antikes Kostümwerk in Arbeit hat, berief man sich nicht ungern gegen den Geschmack einiger lokaler Zweifler auf die Anerkennung des Kaisers. Der Kaiser besetzt den Tiergarten mit den Bildern seiner Ahnen und korrigiert die Zeichnung der Künstlerdenkmäler, die daneben errichtet werden. Er nimmt das Wagnerdenkmal in eigene Entrepriſe und ahnt nicht, welche ungemein peinliche und unwagnersche Politik daraufhin von der großen Anzahl Unberufener betrieben wird, die sich aus der Errichtung dieses Monuments ein Ordensfest zurechtfeiern. Eine erdrückende Macht steht seiner Autorität zur Ver-

www.libtool.com.cn

fügung und so initiativ er sein mag, im gut gewählten Augenblick auch auf fremde Ratschläge zu hören und sie ins Impulsive umzusetzen, er hat dennoch nicht die Freiheit, das Gewicht seines Einflusses zu erleichtern und die Scharen seiner Diener persönlich zu wählen. Wer kann gegen die imposante Freihändigkeit ankommen, mit der die Siegesallee, der größte bildhauerische Auftrag, der jemals ausgeführt ist, in kurzer Zeit glatt hingestellt wurde, wie ein Tafelservice.

Friedrich der Große verachtete die deutsche Literatur, aber diese entwickelte sich nicht gegen ihn, sondern ohne ihn. Was er vorzog, war eben nicht übel, und ein feiner Kenner- und Sammlergeist, ordnete er wohlgefällig seine Schätze. Unser Kaiser ist eine impulsive Persönlichkeit, aber kein Kenner und kein Sammler. Was er der neuen Bewegung vorzieht, scheint den Andern absterbend und unwesentlich. Friedrich der Große gerierte sich als ein Verehrer seines eigenen, schönen XVIII. Jahrhunderts, der Kaiser dagegen ist nur der letzte Ritter der Renaissancekunst, gegen die unser Neues geschaffen wurde. Wäre er Sammler, so könnte er seine Macht wenigstens dazu benutzen, uns das zur Dekoration und Lehre aufzustellen, was wir heut als Ahnenschaft lieben und verehren. Er gab der Nationalgalerie den großen Karton der Kaulbachschen Salamisschlacht, der uns ein leeres Stück Papier ist. Tschudi aber erwarb den edlen jungen Mann Trübners und das sonnenreflektierte Interieur Menzels aus den vierziger Jahren und die Klingersche nicht ausgeführte Villendekoration und die beiden alten Goyas, die die Technik Manets vorwegnehmen, und die Manetgruppe selbst und Segantini und Rodin und hunderterlei andere schöne Dinge, die jetzt in dem zweiten Corneliussaale ganz in der Nähe der Salamisschlacht unsere Bewunderung herausfordern. Der Kaiser wurde Besitzer der Schackgalerie, aber es lag seinem Geschmack nicht, dieses Werk zu weiteren Interessen auszubauen oder ähnliche Unternehmungen zu fördern. Die Böcklingruppe unserer Nationalgalerie, wie die Leiblgruppe, ist nicht unter seinen Augen vollendet worden. Die Museen hängen nicht mit seiner Einflußsphäre zusammen. Er will bauen, nicht sammeln. Bode arbeitet noch selbständiger als Tschudi. Seine glänzenden Erwerbungen des Cranachschen besten Bildes von der egyptischen Flucht mit den spielerischen Engeln und der zartempfundenen Landschaft, das Anbetungsbild des van der Goes, die van Dyckschen Porträts, der Rubenssche virtuose Paulus, alles kam von der eigenen so spürsinnig ausgebildeten Sammlernatur des Gemäldedirektors. Man wünscht sich manchmal, der Kaiser wäre so geartet, daß er persönlich die Vermittlung schwieriger Ankäufe in die Hand nehme, die jetzt in der „Kaiser-Friedrich"-Vereinigung vorgebildet liegt, jenem wichtigen Ausschuß der Berliner Gesellschaft, die uns die öffentlichen Museumsgenüsse wirtschaftlich fundieren hilft. Die Museen sind ihrer Natur nach nicht mehr königlich, sie sind nicht mehr von Intendanten verwaltet, sie sind nicht einmal staatlichen Charakters, sondern Musteranstalten bürgerlicher Sammler. Würde das kaiserliche Auge noch auf ihnen ruhen, so wären hundert Schwierigkeit gehoben. Eben komme ich von der glänzenden Ausstellung alter englischer Kunst, die aus Sedelmeyers Besitz bei Schulte veranstaltet wird, eine englische Sammlung, wie sie hier noch nie zu sehen war, mit dem Romney'schen Köpfchen des Italienermädels, das später die Marquess of Hertford wurde, des Gründers der besten aller Privatgalerien, mit der edlen Romney'schen Mrs. Long, und der antikischen Herzogin von Inderneß in Polyhymniahabitus, mit dem unvergleichlichen Doppelbild des Reynolds vom Richter Dunning und seiner Schwester, der Miß Somerset von Raeburn und seinem vornehmen James Cruikshank, aparten

www.libtool.com.cn

Damen und Kindern von der malerischen Hand Hoppners und dem Constableschen Stourthal, das Corots graugelbe Bäume und die blauen Schatten der Fontainebleauer vorwegnimmt — unser altes Museum besitzt nicht ein einziges englisches Bild, nicht ein Stück dieser wahrhaft adligen und klassischen Porträtkunst: was könnte ein kaiserlicher Sammler, der England befreundet ist, da thun und wieviel glücklicher könnte er den Geschmack bilden mit diesen Zeugen großer alter Kunst als mit ihren leblosen Epigonen. Aber vielleicht kennt der Kaiser nicht die Kunst des Auslands? Er schenkte dem König von Dänemark ein Berliner Porzellanwerk mit Liebe, Glaube, Wahrheit oder sonstigen glänzenden Allegorien — demjenigen König, der die vorderste aller künstlerischen Porzellanmanufakturen, die große Kopenhagener, sein eigen nennen darf. Friedrich der Große zog die blühenden Franzosen den unsicheren Deutschen vor, der Kaiser propagiert die unsichersten Deutschen gegen das blühende Ausland. Jene Unsicherheit war die Schutzlosigkeit, diese ist die Dienstbarkeit.

Die Sezession arbeitet von dem genau entgegengesetzten Standpunkt aus. Sie betont in der Kunst das Künstlerische, die Achtung der Persönlichkeit, die sich in den letzten Jahrhunderten deutlich als selbständiger Faktor und Motor gegen die Bestellkunst herausgebildet hat, und den reinen Genuß des Schaffens ohne stoffliche oder amtliche Rücksichten. Wenn sich dabei Unzufriedenheiten herausstellen, so ist das der ganz natürliche Vorgang bei allen demokratischen Systemen, die niemals das notwendige System mit dem notwenigen Individualismus werden vereinen können. Die eine Gruppe der Unzufriedenen tritt aus, weil sie sich benachteiligt fühlt — und in der That ist es nicht die erste künstlerische Potenz. Die anderen treten aus, weil sich zwischen München und Berlin ganz selbstverständlich Konkurrenz entwickeln mußte, doch die Heftigkeit der Münchener Sezession gegen die Berliner ist nur eine Anerkennung. Ob die Münchener in der Kantstraße ausstellen oder sonstwo, ändert am Kunstleben nichts. Man möge sich ewig weiter erzürnen. Die Moabiter haben sich nie erzürnt. Das Wesen der Sezession wird so lange bestehen, als man sich nicht vertragen kann, als die Stärkeren die Schwächeren fortstoßen und die Fortschritte der Existenzbedingungen sofort in der Variierung des Kataloges ihren Niederschlag finden.

Wesen der Sezession ist Persönlichkeit. Das Gleichmachen der Bilder ist Sünde. Das Gemäldeherstellen Trivialität. Das Bild ist um so besser, je mehr es Ausdruck der Seele ist und je reifer und sicherer dieser Ausdruck seine Form findet. Vom Bilde schreitet man vorwärts zur Farbe, von der Linie zur Kontur, von der Illusion zum Vortrag, von der Schule zur Individualität. Alles was einst fortgearbeitet wurde, die Impression, die Stimmung, die Pinselführung, die vereinfachende Untermalung, die Lichtkontraste, die Reflexe der Atmosphäre und des Zimmers, die Linie des Entwurfs, die Abbreviatur des Charakters und der Karikatur, das Bauliche in der Plastik, das Figurwerden des Steins, die Momentanität der Bewegung, die Sprache des Materials — alles das ist jetzt Anfang und Ende.

In Moabit sind die Schwarzweißausstellungen Anhängsel, die Sezession bildet sie zu selbständigen Unternehmungen aus. Die Wintersezession bringt jetzt ständig das Schwarzweiß, die Sommersezession das Bild und die Skulptur. Die letzte Winterausstellung war eine der gelungensten, die Berlin jemals sah. Es ist schon ein unglaublicher Fortschritt, daß es möglich ist, mit dieser intimen Gattung ohne alle Bildansprüche monatelang ein verwöhntes Publikum zu fesseln. Aber die

Qualität half dabei nicht am wenigsten. Man sah den ganzen Steinlen, seine großzügigen Persiflagen der verehrlichen Menschenkultur, seine weichen Lithographien und die hunderterlei Impressionen von der Straße, realistischen Lyrismus, man sah Toulouse-Lautrec's kapriziöse Linie und daneben die deutsche, pedantische Fleißgeduld von Greiner. Manets zarte Radierungen, die Simplizissimuskünste, dazu Heines erste Bleistiftstudien noch vor dem Prozeß der Stilisierung, Liebermanns tonige Pastelle von der letzten Hamburger Reise und seine Studien aus Florenz, Proben von Hofmann und von der Käthe Kollwitz, von Corinth und Leistikow hingen amüsant nebeneinander. Das dritte Heft der neuen Zeitschrift „Kunst und Künstler" widmete dieser Ausstellung eine treffliche Reproduktionsreihe. Man blättere sie durch, nur um die Verschiedenheit der zeichnerischen Dialekte zu studieren: Lautrecs gehauchte Linie, die in sich selbst Licht und Schatten, Charakter und Ironie zu tragen scheint, die mädchenhafte Eleganz von Paul Baum, Heines sichere Ruhe vor dem Leben, Hofmanns italienisch sonnige und hellschattige Aktkunst, Oberländers Linienwitz im krausen Renaissancier und geschnitzten Gothiker, Steinlens lieblich erzählenden, streichenden, pointierenden Stift, die richtigen Tonwerte der Liebermannschen Florentiner Dächer, Vallottons dicke Flächenstimmung und Somoffs stilvolle Zimperlichkeit, die Silberstiftdelikatesse Larsons und Zorns heftige Strichschatten, Puvis de Chavannes' verfeinerten, soignierten Akademismus und die ehrliche, altdeutsche Porträtzeichnung Jan Veths.

Die Sommersezession leidet unter einigen schlechten Konjunkturen. Hofmann ist nicht guter Laune. Er quält sich zur Zeit mit einem Herrgott, der kein glaubhaftes Wesen werden will, stellt sich Leda oder Europa vor und bekommts nicht heraus, bleibt bei Akten von Adam und Eva stehen und läßt die Phantasie trocknen. Corinth schlägt seine Europa so heftig, daß sein Werk der Schlager der Ausstellung zu werden scheint. Auch hier ein Stier, auch hier ein Mädel; aber ein Gutsbullen und eine Gutstochter, jener dumpf, diese lachend, beide Instinkt, Rasse, Geschlecht. Potters Stier war ein Stillleben, Meyerheims Gutsmädel eine Puppe, Corinth malte das Leben und die Fruchtbarkeit. Neben Corinth giebt es noch eine historische Pièce: die Wand mit fünf Manets. Man steht lange vor seinem Spargelbund, der ein Juwel an Farbenglanz ist, ohne niederländische Stimmung oder Eßsymbolik oder Luxusallegorie, nur Farbe und Licht, das Wunder, das die Natur an einem beliebigen Objekte hervorbringt, wenn es das Auge eines Malers in glücklicher Stunde trifft. Es kann auch ein Haus sein oder ein Dampfer oder ein Fliederbouquet oder ein Garten. Das Haus, Manets einstiger Malersitz, ist gemalt, wie alle Dinge gemalt werden, die man liebevoll Jahrelang ansah, bis die Stunde kam sie festzugießen. Blaue Luft liegt in den Fenstern, Raum spielt zwischen Wand und Baum, Licht und Dunkel modellieren eine Stimmung, die Glück und Frieden heißt. Liebermann verbeugt sich vor dieser Ahnenkunst. Sein kluges Selbstporträt hängte er an eine andere Wand, seine Papageienfeerien aus dem Zoologischen in ein anderes Zimmer — jenes neben den guten alten Israels, diese gegenüber Leistikows strengen Landschaften aus der Mark und dem Norden. Leibl und Trübner, Baluschek und Hübner, Frank und Baum und der bucheinbandmalende Strathmann sind zur Stelle, in der gewohnten Art. Vorn bildet die Rodinsche Hand Gottes den Menschen, hinten zerlegen ihn Kardorff, Slevogt, Hancke, Breyer in Malerflecken. Vorn malt Segantini Leben, Natur und Tod in monumentaler Kälte, hinten lassen Rohlfs, Herrmann und Claus die Landschaft kokette Tänze aufführen. Zuletzt versucht die

Münchener „Scholle“ in die Stelle der Sezession einzurücken, mit einer etwas zu breiten Beredtsamkeit: Weise ist verfasert, Erler verwaschen, nur einige Winterstücke halten Stand. Im Uebrigen malte die eigentümlichsten Winterbilder in letzter Zeit Leistikow, der von Gerhart Hauptmanns Fenster in Agnetendorf auf die weißen Spitzenschleier der Berge sah.

Hätte man hier, im gesonderten Raum, die Erinnerung an einen neuen Erfolg des sezessionistischen Wesens festhalten können, den wir neulich im Theater erlebten, bei der Aufführung von Maeterlincks Pelleas und Melisande unter der frischen Direktion des Schall- und Rauchgründers Reinhardt. Man denke: hier sah man wahrhaft einwandfreie Scenen, Landschaft und Figuren nicht nur in der Farbe, auch in der Bewegung eine Einheit, und die Böcklinschen Felsen mit absteigenden Menschen, die sonnigen Brunnen mit weißen Mädchen auf dem Marmorrand, die verschwiegenen Türme, den gespenstischen Wald, die enge Mägdekammer, das feierliche Todesbett, den Mondscheinpark, alles sah man als eine Ausstellung wunderbar abgestimmter Bilder, die das wechselnde Bühnenlicht, der enthüllende und wieder bedeckende Gazeschleier, die meisterliche Regie der traumhaft stehenden, gleitenden, schwebenden, sich ballenden, sich auflösenden, der gebeugten, der gelehnten, der gestreckten Gestalten um eine rhythmische Wirkung erhöhte. Ein Ereignis, das wir kaum erträumt hatten, trat ein: die Bühne wurde zum Rahmen bewegter Kunst. Bayreuth erschien eine Akademie, das Schauspielhaus eine Pilotyschule, hier war Feuerbach und Böcklin und Rossetti und das Quattrocento und alles was wir lieben. Dieses war die wichtigste Sezessionsausstellung, eine stille schöne Eroberung.

Was die großen Ausstellungen und öffentlichen Kunstereignisse darbieten, spiegeln die kleineren Salons in denselben Grenzen wieder. Die Sippen sind geteilt. Das Künstlerhaus gewährt den nationalliberalen Elementeu Unterkunft, mit der Neigung nach rechts, unter möglichster Hemmung des unvermeidlichen Vereinsphilisters, ohne dauernde merkliche Wirkung. Cassirer versammelt die Neuen in geordneten Trupps, reinste Kunst für Kunst, mit leisen Schritten zu durchwandeln, die laufende Ausstellung des sezessionistischen Stammes. Schulte behauptet sich als unerreichter Sammelort sämtlicher Geschmacksrichtungen, alter und neuer Kunst, solide bis zur Grenze der Individualität und der Gesellschaftlichkeit. Keller und Reiner pflegen mit Glück die Sonderausstellung einzelner dekorativer Stücke, wie des Klingerschen Beethoven, des Lechterschen für Köln bestimmten in höchst kultivierten Farben klingenden Weihebildes, das als ein seltenes Exemplar deutscher Meisterlichkeit und sinnig musikalischer Stimmung späteren Zeiten von unseren Tugenden erzählen wird, und sie schlossen mit geringerem Glück eine Hofmann-, eine Thoma-, eine Segantiniausstellung an. Auch das Schwarzweiß hat seine Sonderstelle gefunden: Amelang richtete einen hübsch gezimmerten Salon für die Künste der Zeichnung und Vervielfältigung ein, die er in wechselnden Serien (darunter Klingers Zeichnungen zu den Brahmsphantasien und jetzt eine Sammelausstellung deutscher Zeichnerinnen) vorüberziehen läßt. So ist der Raum für alle Arten künstlerischer Bethätigung gegeben, weder zu viel, noch zu wenig. Das Prinzip der Zusammenfassung, der Monographie hat sich hier überall durchgesetzt. Wahllose Kollektionen sind kaum noch möglich. Bei Cassirer findet sich entweder die holländische Gruppe ein, Breitners prächtige Amsterdamer Farbenstudien, Israels' Interieurs und gemütvolle schummerige Armeleute, Maris' kräftige gesunde Landschaftskunst, oder der in letzter Zeit sich schärfer entwickelnde Munch wird uns vor-

geführt mit seiner stark gesehenen Flächenmalerei in bestimmten und fast groben ehrlichen Tonwerten und den Radierungen und Schnitten, die die Künste moderner Literaten und Maler in eine noch allzu unkultivierte Mischung bringen wollen. Dann erscheint wieder der alte Impressionismus in Manet, Monet, Pissarro, Renoir, Degas, der mit der feinfühligen Wertung aller schwingenden und schwebenden Valeurs noch immer unser technischer Lehrmeister bleibt, während der sogenannte Neoimpressionismus der Signac, Luce, Rysselberghe als handwerkliche Schule an Kraft verliert, eine falsche Wissenschaftlichkeit der Farbenzerlegung in Punkte und Striche ungemischter Tubenöle, die von der Theorie der Netzhaut, statt von der Sprache des Pinselvortrags ausgeht. Neben den alten Engländern des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, neben einer Sonderausstellung Stucks, die bei all seiner persönlichen Lebenskultur seine malerische Unfertigkeit und technische Kleinlichkeit zeigen mußte, steht unter den Darbietungen Schultes in diesem Winter die große Kroyersche Ausstellung in unverlöschlicher Erinnerung: Kroyers Björnson, Drachmann, Schandorph, Brandes und die Sommerstudien am lichten Meere, seine Gesellschaftsgruppen, die Sitzungen und Jagdausflüge, die eleganten Damen und das lustige Doppelbild des Chansonpaares Drewsen-Bokken-Lasson, das ist Können aus freier Hand, hinter dem Experiment, vor der Resignation, ein Auge ebenso sensitiv wie gesund, eine Anschauung, ebenso verständnisvoll wie positiv, ein Lebensbild in der seltenen Ausgleichung von Kraft und Glück.

www.libtool.com.cn

Sommersonntag.

Erzählung.

Von **Stijn Streuvels.**

Am Nachmittag breitete sich allmählich tiefe Stille über den Hof aus. Er stand allein inmitten des weiten Landes, von den sengenden Sonnenstrahlen angegriffen.

Die Sonne lächelte und liebkoste nicht mehr, sie biß hitzig und stach brennend wohin sie traf. Draußen war es nicht auszuhalten, Menschen und Tiere flüchteten dorthin, wo es kühl und schattig war. Alle Fenster und Thüren standen sperrangelweit auf, um der stärkenden Sommerluft Einlaß zu gewähren. Die weißen Mauern schrieen auf in dem grellen Licht und die Dächer, welche vor Trockenheit knisterten, erzitterten unter dem Hitzeregen.

Von dem Viereck der Ställe umgeben lag der Ententümpel da — die schwarze schlammige Wasserfläche, fettig glänzend wie ein Tintenteich, in welchem das Sonnenauge funkelte — und drinnen brodelte es von aufsteigenden Wasserblasen. Am Fuße des Steindamms, in der weichen Sanderde lagen die Enten und Hühner in tief in den Boden gescharrten Kuhlen; sie schliefen, einige suchten sich das Ungeziefer aus dem Gefieder. Die Kühe im Stall standen reglos, wie erstarrt. In der Küche rührte sich nichts; Tisch und Stühle und das Geschirr vom Mittagessen standen so da, wie das Gesinde es gelassen hatte, als es davon gegangen war.

Im Winkel unter dem Rauchfang saß Bauer Kasteele auf einem hintenüber geneigten Stuhl und schlief.

Als er vom Hochamt zurückgekommen war, hatte er seine Jacke ausgezogen und nun saß er in Hemdsärmeln; seine dicke Weste hatte er noch an und die unzertrennliche Mütze saß weit hinten auf seinem weißhaarigen Kopf, wie angewachsen.

Kopf und Oberkörper ruhten an der Schornsteinwand, das Gesäß und die Schenkel in der strafffspannenden Hose drückten das Polster nieder und an den Füßen mit den groben Strümpfen baumelten die schweren Holzschuhe. Es lag eine gutmütige Ruhe, ein bedächtiger Ernst über seinem ältlichen Gesicht. Die Augenbrauen niedergezogen, die Lippen streng geschlossen, die fleischlosen, bläulichen, glatt rasierten und im Schweiß glimmenden Wangen in schlaffen Falten über die Kinnladen gezogen. Die Hände lagen gespreizt auf den Knieen, dick geädert und sonnenverbrannt, sie stachen ab gegen die schlohweißen Bündchen der Hemdärmel, die seine starknochigen Handgelenke umschlossen. Sein Atem ging ruhig und Brust und Schultern hoben und senkten sich bei jedem Luftzug, den er durch die Nasenlöcher holte.

Zu seinen Füßen lag der Hofhund mit dem Kopf auf den Vorderpfoten ausgestreckt. Auf die Fliesen, auf denen seine Schnauze ruhte, zeichnete sein

warmer Atem zwei feuchte Striche, die in einem Augenblick auftrockneten, um im nächsten wieder feucht zu werden.

Die Fliegen hatten freies Spiel in der Küche, sie summten und surrten ein und aus durch das offene Fenster, krabbelten geschäftig an den geschwärzten Deckenbalken entlang und blieben an den Leimruten kleben, die gleich stummen Betrügern von der Decke herabhingen. Zu großen Mengen saßen sie auf dem weißgescheuerten Tisch; sie untersuchten die leeren Schüsseln, naschten an den beschmierten Breilöffeln und tauchten den Rüssel in die nassen Flecke auf dem Tisch und in die Brot- und Kartoffelkrümel. Dann flogen sie gesättigt wieder hinaus. Andere krochen über den Fußboden, auf den Hund hinauf; sie tummelten sich in seinem struppigen Haar, krabbelten über seinen Rücken, am Kopf entlang nach der Nase zu, wo sie durch sein nervöses Zuschnappen aufgeschreckt wurden.

Lina war hinter der halbgeöffneten Eichenthür in der Kammer. Sie lag in ihrer ganzen Magerkeit auf dem Bett ausgestreckt, die Augen fest geschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet, die Füße dicht neben einander, die Zehen hoch aufgerichtet, regungslos, wie tot und aufgebahrt. Nichts und niemand schien im ganzen Umkreis zu leben, es war, als hielte die Hitze alles mit ihrem glühenden Atem zugedeckt; wenn nicht ein gewaltsamer Ruck kommen würde, um die Todesruhe aufzurütteln, würde hier alles gefühllos in seinem schweren Schlaf beharren. Ueber den Feldern ringsumher lastete die gleiche Stille.

Das Leben, das Geräusch mußte von weit her, hinter dem unabsehbaren Blau kommen und wahrscheinlich würde es nie durch die träge Luft bis hierher gelangen. Die Sonne saß unverrückbar und für alle Ewigkeit am höchsten Himmelspunkt und brannte, als solle es allzeit, ohne Wechsel, Sonntagnachmittag bleiben. Wer wußte noch, wann der traumlose Tod begonnen und wie lange er gedauert hatte, jetzt, wo nichts und niemand die Zeit vorwärts jagte?

Das schwere Gewicht der Hängeuhr pendelte unnütz und thöricht über der in Schlaf gezauberten Welt hin und her. Die Uhr stand wie festgewachsen in der dunkelsten Ecke, senkrecht gegen die Mauer gelehnt, so langgereckt und schlank in ihrem hölzernen Gehäuse, und darüber blickte das runde Mondgesicht des Zifferblatts dumm lachend auf die ausgestorbene Umgebung. Sie tickte nur noch zum Scherz und ohne jeden Zweck in der Stille, in der sie allein am Leben geblieben war und ihre Stahlfinger zeigten schlürfend die Ziffern auf der Scheibe an. Und als der große Zeiger endlich oben angelangt war, ging in dem Kopf der Uhr ein Rädergerassel los, einen Augenblick surrte es und dann erklangen, fieberhaft hastig, zwei helle Schläge, wie die lang zurückgehaltene Gewalt eines bösen Vorsatzes, die Stille zu unterbrechen. Zweimal fiel der Glockenklöppel nieder und die schwingenden Tonwellen dehnten sich weit aus und erstarben in dem Schweigen des Raumes. Sie dröhnten wie Trompetengeschmetter durch Bauer Kasteeles Kopf, wie ein gebieterischer Befehl: „Aufwachen!“ Er sammelte seine zerstreuten Gedanken zusammen: Arbeit, Sommer, Ernte, Mittag und Wochentag, Knechte, weiterarbeiten, Leute wecken, an die Arbeit treiben — — — Beklemmung und Kampf mit dem köstlichen Schlaf, der lähmenden Hitze, und dann kam wie eine freudige Botschaft das Bewußtsein, daß es Sonntag und Ruhetag war, daß Hochamt am Morgen gewesen, die Ernte in Sicherheit und die andauernde Ruhe des träg sich hinschleppenden Nachmittags vor ihm. Kopf und Hände waren regungslos verharrt und nun umschleierten sich seine Sinne wieder, die Hitze, die er auf seiner Haut lasten fühlte, ließ noch einen schwachen Gedanken an das sonnige Wetter draußen in ihm aufkommen, an die Geborgenheit der Ernte vor Unwetter, an den üppigen Wuchs der Früchte . . ., da versank er wieder in wohlige Ruhe.

Aber drüben über den blauen Treppenstufen bewegte sich jetzt die Eichen-

thür und quietschte in ihren Hängen; lautlos wie ein Gespenst erschien Lina in ihrer magern Länge in der Thüröffnung.

„Herr Gott, der Du meine Seele liebst, ich danke Dir, daß Du mich geweckt hast, da ich verloren lag im tödlichen Schlaf," murmelten ihre Lippen. Sie schlug ein Kreuz und stelzte vorsichtig tastend auf ihren Socken die beiden Stufen hinunter. Sie glättete die zerdrückten Garnierungen ihres faltenreichen, schleppenden, blauen Kleides, zupfte das Busentuch aus echten Spitzen auf und steckte es von neuem fest und dann streckte sie den Kopf vor, um zu sehen, ob die Hängeuhr wirklich „zwei" zeigte. Sie rückte einen Stuhl an die Wand, zog ihre Pantoffel an und stieß, als Kasteele noch immer weiterschlief, ein Hüsteln durch die trockene Kehle.

Nun gab es keine Ruhe länger für den Bruder. Dieses heisere Hüsteln und das sachte Schlurfen über den Fußboden wirkten stärker als der rasselnde Glockenschlag des Uhrwerks. Er brummte etwas, schurrte mit den Füßen, zog ein Auge halb offen, um nach der Schwester hinüber zu blinzeln und als er sie in dem blauen Prozessionskleid dastehen sah, fühlte er, daß es nun allen Ernstes mit dem Schlafen vorbei sei. Er hob schwerfällig den Kopf, streckte Arme und Beine von sich und reckte den ganzen Körper in faulem Behagen aus; er trat in die Holzschuhe und stand endlich aufrecht und fest auf den Beinen, streckte die Arme über den Kopf in die Höhe und gähnte. Nachdem er sich mit den groben Händen die Augenwinkel ausgerieben hatte, fühlte er sich erst richtig wach und klappte mit einem schreienden Gähnen den weit aufgerissenen Mund zu. Er machte ein paar unsichere Schritte durch die Küche und blieb stehen, um Lina zuzusehen, die über den Herd gebogen stand und mit ihren mageren, knochigen Händen Feuer anlegte. Sie hing den schwarz berußten Kessel an den Haken und die Flammen, die aus dem dürren Holz emporschlugen, leckten an seinen Wänden und ließen ihren dünnen, blauen Rauch durch den Rauchfang zum Schornsteinloch hinauswirbeln.

Lina nahm die Kaffeemühle von dem Brett unter dem Rauchfang herab und setzte sich, um die Bohnen zu mahlen.

Der Hund trottete gemächlich hinaus, humpelte träge die Stufen hinab, verscheuchte ein paar Hühner und ließ sich in den Löchern, die sie sich gescharrt hatten, nieder.

Kasteele stand nun stramm auf den Beinen, die Hände in den Hosentaschen, den Bauch gegen die Fensterbank gestützt und blickte über den sonnigen Hof.

Lina wischte den Tisch sauber ab; nahm ohne das leiseste Klirren und Klappern zwei Porzellantassen aus dem Schrank und schenkte sie bis zum Rande voll heißen Kaffee.

Kasteele ließ sich auf einem Stuhl in der Ecke hinter der Truhe nieder und seine Schwester saß dem Fenster grade gegenüber, jeder auf seinem angestammten Platz und jeder blickte stumm auf seine Hände, über den Tisch nach den goldenen Ranken und Zweigen und den blitzblauen Blümchen, die das Porzellan zierten. Es waren immer dieselben Tassen, der Zuckertopf und die Milchkanne jedes in seiner eigenen Form und Ausschmückung; dasselbe Geschirr, das solange sie lebten und länger jeden Sonntag herausgenommen, benutzt, betrachtet und vorsichtig wieder weggesetzt wurde. Es war mit allem, was rund herum stand, verwachsen, eins geworden mit Zange, Schaufel und Blasebalg, mit den gelben Kacheln an der Wand, auf denen rote Lerchen flogen, mit dem Schrank und dem Kupfergerät und dem ganzen Haus mit allem, was sich darin bewegte und lebte, mit Menschen und Tieren, mit dem ganzen Ding, das „Kasteelhof" hieß.

www.libtool.com.cn

Sie nahmen Milch und schlürften das Getränk in langsamen, kleinen Zügen.

Lina setzte die Tasse ein paar Mal nieder, um aufzuatmen, sie sah verträumt zum Fenster hinaus und trank dann voll Wohlbehagen mit zurückgeneigtem Kopf und gesenkten Augen den letzten Schluck aus.

Durch den stillen Raum draußen klang jetzt das Läuten der Vesperglocke, anfangs zaghaft, zögernd, dann tapferer, aufgeregt, voller Hast und dann wieder mit Gelassenheit nach all den Menschen in der weiten Welt rufend.

Lina stand auf, knüpfte die Bänder von ihrer weißen Tollenhaube zur Schleife, und nahm aus dem Schubkasten unter dem Eichenschrank einen weißen Schleier; sie schüttelte ihn aus den Falten und warf ihn über Kopf und Schultern.

Sie ergriff das Gebetbuch und schritt hinaus, die Stufen hinab. Vorsichtig trippelte sie über das verstreute Stroh des Misthaufens voller Sorge ihre schwarzgelackten Pantoffel zu besudeln. Das eiserne Hofthor ging kreischend auf und schlug wieder zu und nun stand sie im offenen Felde.

Vor ihr schlängelte sich der weiße Fußsteig, der zur Kirche führte. Sie zog den schleppenden Saum ihres Kleides in die Höhe und betete: „O Christi klarscheinendes Licht weise Du mich Deine Wege, und lehre mich, Deine Pfade zu wandeln, regiere meiner Füße Tritt nach Deinem Willen. Ich bin gewandelt auf Wegen und Gassen, den Herzallerliebsten zu suchen. O Ihr Kreaturen all, Euch frage ich: Habt Ihr ihn gesehen, den meine Seele liebt?“

Alles das stand in ihrem Kopf so klar und deutlich wie auf den gelben Pergamentblättern des Gebetbuches, das sie unter dem Arm trug. Sie hatte die einzelnen Blätter, auf denen die Gebete standen, klar vor Augen und auch die purpurnen und goldenen Schnörkel, mit denen die Anfangsbuchstaben verziert waren. Und wenn sie aß oder trank, arbeitete oder ruhte, für jede Verrichtung des Tages fand sie darinnen ein passendes Gebet.

Die Welt breitete sich voll Sommerschönheit unter dem hohen Himmel aus. Die Sonne regierte dort oben und goldener Schein tanzte über die Felder, so heiter, so jubelnd, so sonntäglich!

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigen seiner Hände Werk.

„Ihre Schnur gehet aus in alle Lande und ihre Rede an der Welt Ende, er hat der Sonne eine Hütte in denselben gemacht; und dieselbe gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg.“

Lina fühlte sich erhoben, so freudig in dem Herrn, ihre Beine griffen zu leichten Schritten aus.

Die Sonne jauchzte über ihrem Haupte und sie fühlte sich innerlich verjüngt, so heiter über das Zwitschern der Vögel um sie herum. Aber äußerlich trat kein Wandel in ihrer gewohnten Ruhe ein: das faltige, alte Gesicht blieb ernst und kalt und ihre Lippen rührten sich nicht als es in ihr nun wieder zu jubeln anhub:

„Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft bis wieder an dasselbe Ende und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.“

Sie hüllte sich fester in ihren Spitzenshawl, lies die Sonne tanzen und lauschte auf die Vögel.

„Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt.“

„Der Himmel freue sich und die Erde sei fröhlich; das Meer brause und was darinnen ist.“

Die lange, doppelte Reihe der jungen Pappeln, die den Klosterhof umgaben, streckten ihre volle, runde Krone gen Himmel und dahinter schimmerten die Obstbäume in weiß und rosenrot.

„Das Feld sei fröhlich und alles, was darinnen ist und lasset rühmen alle Bäume im Walde.

„Jauchzet dem Herrn alle Welt, singet und rühmet und lobet!

„Lobet den Herren mit Harfen, mit Harfen und Psalmen.

„Mit Drommeten und Posaunen jauchzet vor dem Herrn, dem Könige.

„Dienet dem Herrn mit Freuden, kommet vor sein Angesicht mit Frohlocken. „Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben, danket ihm, lobet seinen Namen!"

Der Pfad zwängte sich zwischen zwei hohen Buchenhecken hindurch und lief am Pfarrhause vorüber. In den stillen Schatten dort hatten das rege Leben im Felde und die weiße Sonne nicht einzudringen vermocht. Es kamen andre Kirchgänger des Weges. Lina faltete die Hände unter ihrem Schleier, schlug die Augen sittig nieder und mäßigte den ungeziemend flinken Schritt. Sie murmelte in sich gekehrt ein Gebet. An den niedrigen Häusern des Dorfes vorüber gelangte sie zur Kirche. Das Glöckchen ertönte laut mit lang nachhallendem Schwingen. —

Kasteele hatte zugesehen wie seine Schwester sich für den Kirchgang kleidete — wie an jedem Sonntage — und seine Augen folgten ihr bis zum Hofthor.

Er fühlte, daß er nun ganz allein, wie verwitwet im Hause war und dachte an den langen Nachmittag, den er vertrödeln mußte, ohne arbeiten und sich beschäftigen zu dürfen. Er stellte sich in die Hausthür und blickte gleichgültig nach draußen. Dort hinter dem rundbauchigen, kahlen Lande stand halb versteckt die kleine Kirche, es sah aus, als ob sie in den Boden gesunken sei, nur die Turmspitze stach noch zwischen den gelben Stoppelfeldern hervor.

Die vollen Töne der Kirchglocken hingen noch in der Luft.

„Als ob es den ganzen, langen Tag für die Vesper läutete!" dachte Kasteele.

Er trat zögernd ins Freie, zog die Mütze tiefer in die Stirn, stopfte die Hände in die Hosentaschen und schritt an dem Misthaufen vorbei zum Hinterhof hinüber.

Der Hund kroch aus seiner Hütte, reckte die Hinterbeine und trottete faul hinter ihm drein; mitten auf dem Hof blieb er stehen, besann sich, drehte ein paar Mal mit dem Kopf und suchte den Schatten des Wagenschuppens auf.

Warm, so warm! die Mittagssonne zitterte zwischen den weißen Mauern. Kasteele fühlte sie durch die dünnen Hemdsärmel auf seinen Armen brennen und die Hitze rieselte über seinen bloßen Hals. Aber es schuf ihm keine Last, er genoß die sengende Sonnenglut wie man sich im Winter wohliger Wärme freut.

Mit vorgestrecktem Bauch stapfte er auf seinen großen Holzschuhen über den Viehhof.

Durch eine baufällige Pforte gelangte er ins freie Land: vor ihm lag die weite Marsch und die wasserblaue Schelde.

Er ging bis ans Ufer, stieg den schrägen Abhang hinab und streckte sich faul am Boden aus.

Der Himmel wölbte sich über der Marsch und alles ringsum hatte so ein sonntägliches Aussehen, die Häuser so weiß, die Dächer so rot und ein goldgrüner Glanz lag über dem Gras, soweit das Auge reichte bis dort hinten, wo der Boden sanft anstieg zu dem blauen Hügel mit den purpurstämmigen Kiefern, die ihre Kronen sanft im Winde wiegten: blaue Bäume gegen einen blauen Himmel.

So rein war die Luft sonst nicht, der Himmel nicht so hoch; wenn er

www.libtool.com.cn

mit halbgeschlossenen Augen durch die Finger blinzelte, wurde es ihm ganz wirbelig im Kopf, die ganze Luft war voll von ringelnden Schlangen.

Aber hier zu seinen Füßen lag die kühle, blaue Schelde, so spiegelglatt, und darinnen funkelte und glänzte das große Sonnenrad; es blieb so rund und unversehrt; schließlich fuhr doch ein Windstoß über das Wasser, o weh! da war das ganze schöne Rad auseinandergerissen, in lauter Streifen zerteilt, die unruhig hin- und herschossen, bis sich das Gold endlich wieder zu einem hübschen runden Kreis zusammenschloß.

Kasteele ließ die Augen über die lange Wasserstraße gleiten, bis dorthin, wo die Schelde zwischen zwei grünen Wänden eng zusammengefaßt wurde und schließlich ganz verblaßt hinter einer Biegung verschwand. Weiter hinten kam sie hier und dort in der Marsch wieder zum Vorschein, als ein schmales Band, das wie weißglühender Stahl aufblitzte. Ringsherum war Gras; die große, einsame Weide, so grün und mit zierlichen Blümchen übersät.

Er lag da so mollig warm und still, daß ihm schließlich die Augen zufielen. Er drusselte zwischen Wachen und Schlafen und genoß die wohlige Mattigkeit der Glieder. Er fühlte, wie ihm der Schweiß über den Nacken rann, er wollte sein Schnupftuch ziehen und es um den Hals binden, aber die Hände blieben träge liegen . . . er seufzte tief auf und schlief ein.

Seit der letzte Glockenschlag auf dem Kirchturm verklungen war, wurde es wieder totenstill auf der weiten Marsch. Er hörte noch das Summen der Bienen um seinen Kopf herum und das Krabbeln der Ameisen am Abhang, ganz in der Ferne über dem Wasser trillerte eine Lerche, das alles verwob sich mit seinem schnarchenden Atem zu einem einzigen großen Geräusch und er träumte, in einer Welt zu liegen, wo sich nichts rührte und regte.

In dieser friedevollen Stille kamen dreimal drei Glockenschläge durch den weiten Himmelsraum herangeschwebt. Sie verkündeten, daß jetzt dort hinten bei der Kirche die Prozession begänne. Ein Zug von Menschen mit Fahnen und Kerzen, weißgekleidete Mädchen, — Lina mit drei andern Frauen in schleppenden, blauen Kleidern und tief verschleiert, auf den Schultern die Bahre mit unsrer lieben Frau tragend, die Himmelskönigin im silbergrauen Seidenkleide, die ihre segnenden Hände über die Menge ausbreitete und lieblich lächelte unter ihrer Perlenkrone. Der Weihrauch stieg zu den Buchenkronen empor. Die Glocke ertönte und die Gemeinde sank betend in die Kniee und wagte den Blick nicht zu erheben.

Kasteele war tausendmal dabei gewesen und hatte es mit angesehen und nun ging das alles ohne ihn seinen gewohnten Gang, während er hier in der Sonne lag.

„Als ob ich lange tot wär und hinter der Kirchhofmauer begraben läge und von da aus die Prozession sehen und die Glocken läuten hören könnte."

Dann zerfloß wieder alles in bewußtlosem Schlaf. Als er später den Kopf hob, war die Sonne gesunken und eine Kinderschar spielte auf der Weide, jenseits der Schelde. Sie hatten Maßliebchen und Wasserlilien abgerupft und flochten nun Kränze, die sie einander aufsetzten.

Kasteele lag mit den Händen unter dem Kopf und vorgeschobenen Lippen und sah den Kindern zu.

„Was für einen Unfug die Taugenichtse nun wohl anstellen werden?" das war sein erster Gedanke.

Nein, sie hatten nichts Arges im Sinn. Sie faßten sich bei den Händen und stellten sich in zwei Reihen auf, Knaben und Mädchen getrennt. Die Knaben hatten einen der Kameraden in die Mitte genommen, der stellte den freienden Prinzen vor. Und nun trat er hervor und sang:

www.libtool.com.cn

Es kommt ein Fürstenkind daher
Von Flin — Flon
Konelia — don
Um's Annatje.

Die ganze Reihe der Mädchen kam nun angetanzt mit der blumengeschmückten, kleinen Braut in ihrer Mitte und fragten mit demselben Singsang:

Was will der Prinz begehren
Von Flin — Flon
Konelia — don —
Unser Annatje?

Kasteele kannte das Spiel und das Liedchen. Wie ein frischer Lufthauch aus einem andern Lande wehte ihm die Erinnerung an seine Kinderzeit entgegen. Fern hinter dem Berge von Bedächtigkeit und greisenhaftem Ernst lag, wie eine offene Ebene in maimorgendlicher Heiterkeit, das Land des Spiels und reiner Lust.

Ohm Tennis wohnte hier auf der großen Hofstelle und hier auf derselben weiten Marsch spielten und tanzten die Kinder. . . .

Der kleine Prinz tänzelte wieder heran:

Er sucht sich ein Prinzeßchen
Flin — Flon
Konelia — don
Ein Annatje.

Aber die Mädchen tanzten zurück mit ihrem Prinzeßchen und sangen neckend:

Wir haben kein's zu geben!
Flin — Flon
Konelia — don
Unser Annatje.

Und jetzt traten die Knaben wieder vor und der gefoppte Prinz begann von neuem:

Eins werd't ihr doch wohl haben
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

O die köstliche Zeit, als er abends, wenn die Sonne unterging, sie fangen wollte, den goldenen Ball mit seinen Händen auffangen! Die Welt war damals so ganz anders, nicht so kahl und weit, bald hinter dem Dorf war sie zu Ende. . . .

Und welche willst Du haben
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

Ach, die Tage voll von unendlichem Glück und die Nächte voll von wunderbaren Träumen und großer Sehnsucht nach dem neuen Tag mit seiner neuen Lust. Das Dorf, die Kirche, die Häuser hatten alle ihr ganz besonderes Aussehen; rund um das Dorf herum lagen die Felder und dort hinten, hinter dem Berg, auf der andern Seite, die sie niemals sahen, war die Welt zu Ende; die schwarzblauen Bäume mit ihrem geheimnisvollem Dunkel bildeten die Mauer, hinter welcher die alten Monde zu großen Haufen aufgestapelt lagen und warteten, um zu kleinen Sternen zerschnippelt zu werden.

Die mit dem gold'nen Lockenkopf
Flin — Flon
Konelia — don
Mein Annatje.

Die weißen Schürzen und roten Röckchen der Kinder leuchteten über dem grünen Rasen und ihre Füße huschten hin und her:

www.libtool.com.cn

Was willst Du dem Lockenkopf schenken
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

Ein mondlichthelles Sammetkleid
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

Das wird ihr nicht genügen
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

Ein Leibchen, ganz aus Goldgespinst!
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

Das wird noch nicht genügen
Flin — Flon
— — — — —
— — — — —

So lautete neckend die Weigerung und das Prinzeßchen wurde ungnädig zurückgezogen.

„Damals waren alle Dinge schwarz oder weiß gemalt, gut oder schlecht," dachte Kasteele, „wir waren brav und sollten in den Himmel kommen und die bösen Kinder in die Hölle; schließlich würde ein Tag kommen — wenn es mit dem In-die-Schule-gehen vorbei war — wo wir uns plötzlich in große Menschen verwandelten und Verstand bekämen; dann würde uns ein Mädchen begegnen, das für uns geschaffen war, das würden wir dann heiraten und Bauer und Bäuerin werden wie Vater und Mutter nnd auch Kinder kriegen wie sie" — —

Ein paar Kristallpantöffelchen
Flin — Flon
— — — — —

versprach der Junge seinem Prinzeßchen. Und wieder klang es, sein Angebot verspottend zurück:

Das wird noch nicht genügen?
— — — — — — — — —

Warum verlangten sie soviel, warum waren sie grausam gegen einander, die Kinder? Warum mußte der kleine Prinz so gequält werden? grübelte Kasteele. Was war seit seiner Kinderzeit für Wasser durch die Schelde gelaufen! Und nun wurde er plötzlich wieder der Mann mit den grämlichen Gedanken, von dem er so gut wußte, wie er aussah: ein Gesicht wie aus Stein, unbeweglich, äußerlich ernst, trocken, erdbraun, ohne das leiseste Lächeln, innerlich eine Welt von eigenen Gedanken, stolz und trotzig als Bauer Kasteele, Besitzer von Kasteelhof.

Aber drinnen in diesem steinernen Gebäude wohnten wehmütige Gedanken.

Das Spiel der Kinder schien den wirklichen Gang der Welt nachzuäffen! Der kleine Prinz war ganz ratlos geworden über all diese Schwierigkeiten, er sann nach und kam schließlich ganz glücklich mit einem neuen Angebot an.

Ein diamantnes Krönchen fein
Flin — Flon
— — — — —

Aber selbst für diesen Preis sollte er sie nicht haben.

www.libtool.com.cn

Und eine weiße Perlenschnur!

— — — —

fügte der Junge noch hinzu.

Ein großes Schloß voll Vögelein
Flin — Flon
Konelia don
Mein Annatje!

Er brachte ihr allen Reichtum der Welt, den er ersinnen konnte, dar, aber:

Das wird noch nicht genügen!

— — — —

lautete die spöttische Antwort.

Bis endlich der höchste Schatz genannt wurde:

Ein großes, goldenes Himmelszelt!
Flin — Flon
Konelia don
Mein Annatje!

Da schoß die ganze Reihe schreiend vor. Der Prinz flog seinem Bräutchen in die Arme und alle die andern tanzten Hand in Hand um sie herum:

So nimm sie denn
So nimm sie denn
O diron — diron deene!
So nimm sie denn
So nimm sie denn
O diron — diron dee!

Sie tanzten ausgelassen im Kreise, daß die kurzen Röckchen flogen und die ganze Marsch von ihren jubelnden Stimmen wiederklang.

„Versprechungen, Versprechungen!“ lächelte Kasteele. „Die Kinder gewöhnen sich schon, daran zu glauben, daß eine gütige Vorsehung alles mit Fürsorge vorbedacht hat. Nun, ich habe das in Bereitschaft gehaltene Glück nie gefunden. Der vorgezeichnete Weg ist so undeutlich wie eine große Schneefläche ohne Merkpfahl. Alles hängt von einem selbst ab.“ —

Sein ganzes Leben hatte er darüber gegrübelt, ohne es zu ergründen, wer eigentlich gut und wer böse handelte.

Er hatte wie ein verirrtes Kind nach einer Schwester gesucht, die ihm die Hand reichen würde, um mit ihm in das Häuschen einzuziehen, das bereit stand, um ihnen gemeinsam Obdach und Glück zu schenken.

Wann, so hatte er sich selbst gefragt, kommt der Tag, an welchem ich endlich die Kinderkleider ausziehe und Verstand bekomme und ein richtiger, erwachsener Mann werde?

Er hatte sich von seiner Umgebung mitschleppen lassen wie ein auf dem Wasser treibendes Holz. So viele Mädchen hatten seinen Weg gekreuzt, er hatte sie fragend angesehen und sie waren alle, ohne befriedigende Antwort — wankelmütig wie er selbst — vorübergegangen und hatten ihn allein zurückgelassen. Ohm Tennis brauchte eine junge Kraft auf seinen Hof und er war mit Lina bei ihm eingezogen. Ohm Tennis und Muhme waren lange tot und jetzt war er Ohm Naas und sie Muhme Lina.

War das nun das Alter, der Beginn vom Sterben? Er fühlte sich zu Zeiten noch baumstark und jung im Herzen, voller Leben.

Da klatschte ein Fisch mit dem Schwanz auf das Wasser. Drüben zog die Schar der Kinder singend davon. Der Platz, auf welchem sie gespielt hatten, lag nun friedlich still da wie alles ringsumher.

www.libori.com.cn

Die Schwalben schossen durch die Luft und berührten mit ihren Flügeln den Wasserspiegel. Sie piepsten im Vorüberfliegen, drehten sich in der Luft um und strichen wieder mit hurtig schlagenden Flügeln über die Wasserfläche.

Kerrewiet! Da hüpfte ein mausgraues Vögelchen aus dem Schilf hervor und setzte sich auf eines der breiten grünen Blätter, welche wie aufgeklebt auf der Schelde lagen, es kletterte an dem schlanken Stiel einer Wasserlilie empor, deren Kelch einer kostbaren Trinkschale glich. Der schwache Stiel bog sich, als müsse er unter dem Gewicht des Vögelchens abbrechen . . . Das fesselte Kasteele mehr als sein Pferdestall und er sah es andächtig gespannt mit an.

Kerrewiet! und das Vögelchen flog weiter. Nun war es ihm, als ob er hier vor langer Zeit schon einmal gelegen hätte und demselben Vögelchen bei dem gleichen Treiben zugesehen hätte. Und alles, was er nun that, alles was er erblickte, war wie eine Wiederholung von etwas schon einmal Gewesenen. Die Bienen summten wieder so lustig um seine Ohren und die Lerchen vollführten einen schrecklichen Lärm über seinem Kopf. Sie flüchteten wie gejagt in den Aether hinauf, um plötzlich wieder, schwer wie ein Stein, ins Gras zu fallen.

Er mußte nun unwillkürlich die Hand verrücken und in ein Ameisennest unter seinem Ellenbogen hineinblicken, das war damals auch so gewesen. Wie foppend erschienen nun all die Dinge verdoppelt mit einer unklaren Vergangenheit und schließlich wurde es so toll, daß er nicht mehr unterscheiden konnte, was jetzt geschah und was früher geschehen war! Irgend etwas zwang ihn, den Kopf zu wenden und, wie er es geahnt hatte, — da waren sie wieder, grade wie damals.

Plötzlich waren sie angekommen, ohne das leiseste Geräusch, wie aus dem Wasser gezaubert standen sie da — die mächtigen Schiffe. Sie kamen bis dicht an seine Füße hinan, langsam, schleppend, durchzogen sie die Flut. Der Kiel ragte hoch aus dem Wasser empor, das weiße Segel hing schlaff am hohen Mast nieder. Unter dem Sonnensegel saßen Männer und Frauen beim frohen Gelage, sie ließen die Gläser zusammenklingen und schwatzten und lachten. Auf dem Hinterdeck, sich scharf vom blauen Himmel abhebend, mit der Sonne im Rücken, stand eine schlanke Frau; sie wiegte ein Kind auf den Armen und blickte gedankenvoll auf das umgebende Land. Das zweite Schiff, das mitgeschleppt wurde, war dicht geschlossen und schwarz wie ein Leichenwagen. Die Takelage war abgenommen und es war so schwer belastet, daß der ganze Rumpf unter Wasser schwamm und das Deck in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel lag.

Sie glitten vorüber und ließen eine Furche auf dem Wasser zurück, die unter dem Ruder spitz begann und breit auslief, es sah aus wie eine goldene Schleppe auf blauem Grunde. Kasteele lag und starrte ihnen nach, bis sie zusammengeschrumpft, wie in einem Traum, plötzlich hinter der Biegung verschwanden. Nur der Mast und das Segel ragten noch über dem Grase empor und folgten den Kehren der Wasserschlange durch die Marsch. Als Kasteele wieder zu dem Berg hinüberblicken wollte, stach ihn die herabgesunkene Sonne mitten ins Gesicht und er wandte den Kopf nach rechts. Da lag das Ackerland vergoldet da, die einzelnen Felder durch schmale Pfade und schlanke Bäumchen begrenzt. Weit hinten am Buchenhag erkannte er Lina in ihrem blauen Kleide, sie kam aus dem Dorf zurück. Sie erschien ihm so alt, so mager, die plattanliegende Mütze, das weite, bauschige Kleid, das wie ein blauer Fleck leuchtete, der schlaffhängende Schleier kleideten sie heute so merkwürdig verändert.

Das war nun seine Schwester, die Betschwester, die ewig ihren Rosenkranz betete, mit dem demütigen, verklärten Lächeln auf den Zügen. Gott, wie war sie plötzlich alt geworden! Er haßte sie, wie sie da wie auf Katzenpfoten über

das Feld schlich, so klapperdürr und ausgetrocknet, mit dem zwingenden Blick, der ihn ewig ermahnte, ewig verdammte, sein ganzes Thun und Lassen täglich von neuem verdammte.

Sie wollte ihn immer zu ihrem eigenen Lebenswandel bekehren: das halbe Jahr hindurch fasten und freiwillig der Sprache entsagen, aus Bußfertigkeit! „Lina Kasteele ist stumm," sagten die Menschen, wenn sie vorüberkam. Aber er wußte es besser, daß sie nicht stumm war und nur nicht sprechen wollte.

Der schmale, weiße Pfad, auf welchem sie dahinschritt, schlängelte sich durch die Felder, er sah, wie sie vor jedem Marienbild an den Lindenstämmen den Kopf neigte und betete. Die ganze Gegend fing nun an, sich in seinen Augen in eine bunt gezeichnete Landkarte auf flacher Wand zu verwandeln. Er fühlte, daß der Spuk in seinem Kopf von neuem begann.

„Es taugt nichts, hier solange allein in der Sonne zu liegen und zu dösen," dachte er. Auf die Arme gestützt, erhob er sich und wanderte am Scheldeufer entlang und dann weiter ins Land hinein, um sich an der Frucht auf den Feldern zu freuen.

Er war steif vom Liegen und von Schweiß durchnäßt. Mit der erneuten Bewegung der Glieder kam wieder Ordnung in sein Denken und er wurde wieder der gewöhnliche, alte Bauer von gestern mit seiner großen Freude am Pflügen, Säen und am Vieh. Die Sonne brannte in den raschelnden Weizenhalmen und da war keine Aehre, die nicht prallvoll aufrecht gestanden hätte. Zwischen den Rüben zog er ein Unkraut aus und weiterhin nahm er ein paar reife Haferglöckchen in die Hand und betrachtete sie.

„Am besten drinnen aufgehoben," murmelte er, „Mostrul ist ein fauler Bauer, immer im Rückstand mit seiner Ernte."

Und seine Augen suchten am Himmel nach einem Anzeichen für Unwetter.

Er war froh und beruhigt, daß er „das Seine" so sicher in den Scheunen geborgen wußte. Er kam am Kartoffelacker vorüber, ging am Klee vorbei bis auf den Hügel hinauf, von wo aus er die großen abgemähten Kornfelder überblicken konnte. Drüben hinter dem Erlenwäldchen lustwandelten die Nonnen im sonnigen Klosterhof. Er sah sie zu zweien Hand in Hand gehen, wie dunkle Schatten glitten sie zwischen den langen Baumgängen hin. Sie verschwanden in dem Dunkel der grünen, gewölbten Gänge und tauchten auf den blumenumsäumten sonnigen Pfaden wieder auf. Sie sahen jung nnd fröhlich aus und gingen leichtfüßig mit lang wehenden Schleiern, hinter der sicheren Schutzmauer der grünen Erlenwälder geborgen.

Kasteele grübelte über ihr wunderliches Leben und Treiben nach und wandte sich langsam zum Gehen. Er gähnte vor Langeweile und schickte sich nun an, heimzukehren.

Der Tag schleppte sich träge hin und der strenge Sommer glühte ohne Unterlaß und versengte mit vernichtender Hitze die meist schon kahlen Felder.

Kasteele blickte unmutig nach Wind aus oder nach einem Anzeichen von Witterungswechsel. Aber die Sonne ging noch immer so rot unter. Sie sank bis auf den Erdboden hinab und färbte die Marsch blutrot. An dem hohen, blauen Himmel kamen dunstige, weiße Wölkchen angeschwommen. Aus der Schelde stieg ein feiner Nebel auf und breitete sich wie ein milchweißer Schleier über die Wiesen. Die langgezogenen Töne der Abendglocke schwebten über die Felder und aus den fernliegenden Dörfern wiederholten sich Klänge, wie ein Wiederhall oder Klagelaut, so dumpf und traurig wie die Verkündigung vom stillen Tod des Sommertages, ein Hilferuf von einer Kirche zur anderen.

Unwillkürlich murmelte er: „Der Engel des Herrn hat es Maria verkündigt und sie hat empfangen vom heiligen Geist." Und er betete einmal das: „Sei gegrüßt."

www.libtool.com.cn

Der Bauer wandelte weiter. Er hatte die Hände in den Hosenträger gesteckt und sog voller Behagen die frische Luft ein. Auf der anderen Seite des hohen Weizenfeldes sah er Romme, seine Magd mit dem Knecht von Bauer Mostrul ankommen. Er trat leise auf und blieb schließlich stehen, um zu hören, was die Beiden sich wohl zu sagen hatten.

„Das Volk trägt all die Neuigkeiten aus dem Haus," brummte er.

Aber Sander neigte seinen Mund so tief zu Rommes Ohr hinab und flüsterte ihr sein verliebtes Zeug so leise zu, daß Kasteele nichts hören konnte. Romme lachte ihre Lust so hell heraus, daß es über das Feld hinausschallte. Am Kreuzweg blieben sie stehen. Ihre Worte wurden spärlich. Er zwirbelte seinen Schnurrbart und suchte nach etwas, das sich noch passend sagen ließ; sie sah ihn zärtlich an, strich über ihre Schürzenbänder und schien ungeduldig zu sein, um fortzukommen. Schließlich hatten sie sich nichts mehr zu sagen, sie wünschten einander „Guten Abend" und gingen jeder ihren Weg: Romme nach der Hofstelle und Sander ins Dorf. Aber sie sahen sich beide noch einmal um, riefen sich noch ein Abschiedswort zu und setzten ihren Weg fort. Der Knecht zog eine Kornblume aus dem Hafer und steckte sie zwischen die Lippen: die schlanken Glieder reckend ging er weiter und summte vor sich hin:

Ihre Augen sind blau
Ihre Wangen sind rot!

Kasteele haßte den Kerl wegen seiner Jugend und seines Frohsinns. „Was," brummte er, „so'n Lümmel, der nichts hat, geht so frank und frei durch die Welt, als ob ihm nichts ankommen könnte, und so'n Bengel hat Liebschaften mit meiner Kuhdirn vor!" Ihn wandelte Neid an und eine Lust, das Glück zu stören, zu welchem er trotz all seines Wohlstandes nicht zugelassen wurde.

Und er stand da, böse auf sich selbst, weil er nun schon so alt war und mit seinen schweren Gliedern nichts weiter anzufangen wußte, als verdrießlich durch die Felder zu steigen, auf den Sommer zu warten und wiederum auf den Winter, ewig in Furcht vor Regen, Unwetter und Sonnenbrand.

Romme sah ihren Herren stehen und sputete sich nach Hause, denn die Stallarbeit wartete auf sie. Romme, die blühende Dirn mit dem kurzen Rock und den breiten Hüften, flink auf den Beinen, voll und fest von Gliedmaßen mit straffen Backen und roten Haaren.

Kasteele sah, wie ihr die ausgelassene Fröhlichkeit aus den Augen blitzte.

„Das lebt!" brummte er, „und das lacht den ganzen Tag und heute hat sie sich wieder Lust für die ganze Arbeitswoche mitgebracht. Und ihr Sander geht ebenso vergnügt nach Haus."

In seinem alten Kopf tauchte der Wunsch auf, auch einmal von jemandem geliebt zu werden, sei es auch nur von einer gemeinen Stalldirn.

Er dachte an all die Reichtümer, die unter seinem Gewese verborgen lagen, und an das ganze Leben, das er damit zugebracht hatte, einen Schilling auf den andern zu häufen, ohne je daran zu denken, daß seine Jugend vorüberzog, nun, wo er ein alter Mann war, blühte es rund um ihn herum auf und er mußte das mit ansehen, ohne mitthun zu dürfen.

Er fühlte, wie das sündige Verlangen in ihm aufstieg, auch einmal mit der Jugend zu genießen, — aber Lina spukte wieder in seinem Geiste und sein Gesicht verzog sich beschämt ob der vergnüglichen Falten um den Mund.

Er war nun im Krautgarten angelangt. Der Salat und die runden Kohlköpfe gediehen prächtig im Schatten hinter dem Hause, unter den knorrigen Apfel- und Birnbäumen. Er schritt auf dem Wege zwischen den Stachelbeersträuchern dahin. Vor der Hinterthür, unter den hohen Sonnenblumen standen

die gescheuerten Kupferkessel und blinkten in der Sonne. Im Hause war es zu dumpf, deshalb ging er über den Hof, kuckte in den Schweinekofen und trat darauf in die Wagenremise. Wahrhaftig, sein erster Blick fiel wieder auf den Nagel in der Wand, an dem einst Ohm Tennis tot gehangen hatte. Das lastete wie ein Fluch auf dem Hause: Tennis, Ohm Warten, Ohm Peter, die drei unverheirateten Brüder hatten sich das Leben genommen.

Er zitterte vor seinen verrückten Gedanken: die blaugewürgten Leichen spukten in seinem Geist und die Schelde lag so trügerisch glatt da und schien zu winken. Er zog ängstlich die Thür zu und ging in den Kuhstall, wo er Romme singen hörte.

Die vier Kühe standen nebeneinander in der dampfenden, dämmerigen Luft, die nach Mist und frischer Milch roch. Zwischen Blare und Sterre saß die Dirn mit dem gelben Kupferkessel in den offenen Knieen und ließ die Milchstrahlen hineinspritzen. Das Lied war aus, als der Bauer eintrat und es störte ihn, überall die Ursache für ehrfurchtsvolles Schweigen zu sein. Er trat näher, strich mit der Hand über Blares Rücken und frug endlich: warum sie so nachdenklich geworden sei.

Außer einem kurzen Befehl hatte Romme nie ein Wort aus dem Munde des Bauern gehört; sie sah ihn unsicher und fragend an.

„Du denkst wohl an Sander," neckte er sie, „bist heute mit ihm ausgewesen? siehst ihn wohl gern, Deinen Sander?"

Romme lachte über den Spaß, wußte aber nicht recht etwas zu antworten.

Nun schwieg er auch und zog mechanisch einen Strohhalm aus der Raufe; er kaute darauf und dann streckte er den Arm über Blares Rücken hinweg und kitzelte Romme mit dem Halm auf den bloßen Hals.

Sie fuhr zusammen und kreischte auf. Kasteele grinste und zog den Arm fort. Er wartete noch ein Weilchen und dann kam es unter tiefem Atemholen heraus:

„Sollte sich nichts mehr daran ändern lassen, Romme? wenn nun ein reicher Bauer, ein ganz reicher Bauer Dich haben wollte?"

Die Dirn ließ die Euter fahren und brach in ein kicherndes Gelächter aus. Kasteele lachte auch. Aber plötzlich wurde er bange vor Lina und schämte sich vor sich selbst.

Er stellte sich unter die Thür, spähte unter dem Mützenschirm aus, ob seine Schwester ihn auch vom Fenster gesehen haben könnte, und ging dann, ohne auch nur einmal nach Miete im Pferdestall zu blicken, mit großen Schritten dem Wohnhause zu.

Lina hatte beim Zuhausekommen ihr blaues Feiertagskleid abgelegt, um die Arbeit zu verrichten und saß nun in ihrem alltäglichen Schwarzen auf ihrem Stuhl am Fenster. Sie hatte ihre Brille hervorgenommen und las, wie immer um diese sonntägliche Stunde in dem großen Gebetbuch. Ihre Lippen buchstabierten wohlgefällig die alten Worte, die mit fetten, verschnörkelten Lettern auf das buttergelbe, ausgefaserte Papier gedruckt waren. Als Kasteele eintrat, sah sie flüchtig über die Brillengläser zu ihm hinüber.

„Sie weiß es!" dachte er und fühlte sich wie ein Junge auf einem bösen Streich ertappt. Er schämte sich seiner Ausgelassenheit und doch freute er sich, daß er es gewagt hatte, und als Lina sich nun wieder so andächtig in ihr Gebetbuch vertiefte, dachte er, es könnte ebenso gut möglich sein, daß sie nichts gehört habe, da alles gut ablief.

Es war über die Maßen heiß in der halbdunklen Küche, wo die Langeweile des Nachmittags noch in der Luft hing.

Er sann auf etwas, das er thun oder sagen könnte und trachtete, ein gewaltiges Wort zu finden, das die ganze Stille vernichten und mit einem Ruck sein Leben umwenden und von neuem anfangen lassen würde. Aber sofort sah er auch das Ungeheuerliche seines Vorhabens und der alte Bauerngeist war wieder oben auf. Er trat ans Fenster, griff nach dem schmutzigen, alten Almanach, der auf dem Fensterbrett lag, blätterte darin und legte ihn wieder weg.

Er zählte die tickenden Pendelschläge der Uhr und wartete immerfort, daß der große Zeiger aufhalten sollte, von Strich zu Strich zu gleiten, um die großen Dinge zu sagen, die ihm das Herz bedrückten. Trotz alledem wollte er sein Vorhaben ausführen und sobald der geeignete Augenblick gekommen war, wollte er es seiner Schwester sagen. Er malte sich alle die Folgen der Veränderung aus. — Wenn es Lina recht war, konnte sie in ein Kloster eintreten . . . Er hüstelte und dann begann er:

„Entsetzlich heiß hier!"

Lina gab ein unbestimmbares Zeichen mit dem Kopf und sah nicht von ihrem Buch auf.

„Wollen wir unser ganzes Leben hier so freudlos ablaufen lassen? Für wen arbeiten wir eigentlich?"

Er hatte sich einen Stuhl herangezogen und ließ sich nun gemächlich zu langem Schwatz nieder, seine Hände bebten und seine Augen fragten ängstlich, wie Lina es aufnehmen würde. Sie hob den Kopf:

„Hm?" Dabei ließ sie den Finger als Lesezeichen auf der Zeile ruhen.

Nun mußte er das, was er mit soviel Mühe herausgebracht hatte, wiederholen. Aber weil der Anfang nun einmal gemacht war, wuchs sein Mut. Er meinte, daß die Hängeuhr ihr Ticken einstellte und mit angehaltenem Atem auf das lauschte, was sie nun zu hören bekommen sollte. Da kam die Dirn und störte. Sie brachte den Eimer mit der frischen Milch und trug ihn hinten auf die Diele. Darauf kam sie mit dem Kessel voll Kuhfutter angeschleppt, den sie an den Haken über dem Herdfeuer hing.

Kasteele sah sie mit seinem gewohnten, strengen Blick an und war froh, daß sie sich vor Lina auch ernsthaft hielt. Als sie wieder draußen war, wollte er von neuem beginnen, aber die fremde Dirn mit ihren forschen Bewegungen zerriß das enge, stille Familienleben, er, der ausgelebte alte Tropf und seine verwelkte Schwester schienen nun wieder so fest mit einander und mit der Hofstelle verwachsen zu sein, daß er keine Möglichkeit zur Veränderung sah.

Lina las schon wieder in ihrem Buch. „Ob wir hier unser ganzes Leben vertrauern werden und sterben? . . ." sagte er plötzlich laut und wetzte seine Holzschuhe an den Stuhlbeinen.

Sie sah ihn an und schien ihn verstanden zu haben; sie nickte freundlich und murmelte wie zu sich selbst: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen."

Weil Kasteele sie so verwundert anstarrte, meinte sie ihn falsch verstanden zu haben und dachte, er spräche vom Wetter:

„Ja, der Sommer dauert lange . . . Unser Herr verfährt gnädig mit uns Menschen."

Sie stand auf und legte ein neues Holzscheit auf das Feuer.

„Gott! wie ist sie alt!" dachte Kasteele. Und plötzlich glaubte er einen Schlag vor den Kopf zu bekommen: „Wir leben hier wie vorzeitig begraben und können einander nicht mehr sprechen hören."

All sein Mut war weg. Er hörte die Uhr wieder laut ticken. Die gefürchtete Stunde war vorübergegangen und es war nichts passiert. Lina stand

auf und holte die Sachen zum Abendessen heran, es war ein träges Hinundhergehen mit gebeugtem Leibe. Darauf verzehrten sie stumm ihr karges Mahl. Die Bewegung ihrer hageren, schrumpeligen Hände und ihr kauender Mund ekelten ihn an, zum ersten Mal in seinem Leben verwünschte er ihre Gegenwart.

„Wenn sie weg wäre!“ schoß es ihm wie ein Blitz durch den Kopf, „wenn sie weg wäre . . tot . . tot . .!“ und das letzte Wort spukte so andauernd in seinem Kopf, daß er es als einen sündigen Gedanken verjagte. Wie ein Totenschädel erschien ihm ihr Kopf in dem Abendlicht, das durch das Fenster hereinfiel, so vergilbt wie der Umschlag ihres Gebetbuches.

Draußen duftete die Weide und das Land und sie saßen hier drinnen in der muffigen, dunklen Küche. Die Umrisse der Möbel waren nicht mehr zu unterscheiden, sie standen wie schwere schwarze Blöcke an der Wand, nur das Kupfer der Thürschlösser und der Hänge an den Truhen leuchtete durch die Dämmerung. Nach dem Essen zündete Lina die Kerze vor dem Bilde der Muttergottes an und rückte den Stuhl näher an das Licht hinan. Sie schlug ein Kreuz und begann plappernd aus ihrem Buch vorzulesen. Kasteele zog die Mütze vom Kopf und faltete demütig die Hände: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“

„Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet und lange sitzet und esset Euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt er es schlafend.“

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenk.“

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um Dein Haus herum, Deine Kinder wie Oelzweige um Deinen Tisch her.“

„Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin.“

„Du bist schön, meine Freundin wie Tirza, lieblich wie Jerusalem. Deine Zähne sind wie eine Herde Schafe.“

„Wer ist, die hervorbricht, schön wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?“

„Die Magd Maria ist aufgenommen in die himmlische Schlafkammer, da der König und die Königin sitzen auf goldenem Stuhl.“

Sie las, ohne nur einen Augenblick aufzusehen, schlug die Seiten hastig um und folgte eifrig mit den Augen den schwarzen Druckzeilen. Die Worte bekammen Formen, sobald sie sie nur flüchtig ansah, wurden zu anschaulichen Bildern in ihrem Geist und erfüllten sie mit süßen Gefühlen. Schließlich wußte sie nicht mehr, ob die Lobgesänge ihr galten oder ob sie die heilige Jungfrau verherrlichen sollten. Der Hof und die ganze Welt waren ihren Sinnen entrückt und sie atmete und schwamm in Seligkeit.

„Mein Herz dichtet ein feines Lied, ich will singen von einem Könige, meine Zunge ist ein Griffel eines guten Schreibers.

Du bist der schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind Deine Lippen, darum segnet Gott Dich ewiglich.

Deine Kleider sind eitel Myrrhen, Aloes und Kezia, wenn Du aus Deinen elfenbeinernen Palästen daher trittst in Deiner schönen Pracht.

In Deinem Schmuck gehen der Könige Töchter, die Braut stehet zu Deiner Rechten in eitel köstlichem Golde.

Höre Tochter, schaue darauf und neige Deine Ohren, vergiß Deines Volkes und Deines Vaters Haus.

So wird der König Lust an Deiner Schöne haben, denn er ist Dein Herr und Du sollst ihn anbeten.“

Kasteele saß wie ein Bild da; er kannte das alles auswendig, so oft hatte er es gehört und nun erschien das wie eine Stimme, die aus weiter

Ferne ganz fremde Dinge verkündete, die er nicht zu fassen vermochte. Es klang wie etwas sanftes, weibliches, viel zu zart für seine groben Hände und sein stumpfes Gemüt. Aber er ließ sie ruhig gewähren und hörte geduldig zu, während seine Gedanken bei dem siedenden Kessel über dem Herd waren und bei Miete, die noch versorgt werden mußte, und draußen auf dem Acker und in den Ställen, beim zurechtlegen der Arbeit für morgen.

Er kannte all die Gebete, die noch kommen mußten ehe es aus war und wußte, daß es sich noch lang hinschleppen würde.

Endlich stand Lina auf, nahm die Kerze aus dem Leuchter, setzte ihre Pantoffel ans Herdfeuer und stieg mit einem leisen „n' Abend, Naas" die beiden Stufen zu ihrer Schlafkammer hinauf, deren Thür sie handbreit offen ließ. Romme kam herein, um das Kuhfutter zu holen. Kasteele half ihr die schwere Last in den Stall schleppen und kehrte ohne ein Wort zu sprechen ins Haus zurück. Der Mondschein fiel durch das Fenster auf den Fußboden. Alles in der Runde war schlafen gegangen und der alte Bauer saß allein in der spukhaften Stille. Der Tisch und die Stühle, der vornüberhängende Schrank und die alte Hängeuhr standen da und sahen ihn alle mit großen Augen verwundert an, sie sahen direkt in seinen Kopf hinein, wo seine offene Gedankenkammer lag. Der schwere Tisch und die hochbeinigen Stühle hielten zu Lina und machten ihm Vorwürfe über den sündigen Aufruhr und die Schändung ihres friedlichen Lebens. Er saß da und ließ ihr Schimpfen widerstandslos über sich ergehen, das Herz voll Furcht vor etwas, das kommen würde, um ihn zu vernichten. Er wagte nicht aufzustehen aus Angst vor dem Geräusch seiner Bewegungen. Seine Arme hingen schlaff herab und sein Körper glich keiner menschlichen Form länger.

Draußen saß der runde Mond im tiefblauen Himmel. Er meinte in der Ferne ein Geräusch zu hören, aber es wurde nichts laut als das dumpfe Heulen eines Hundes, weit hinten im Dorf.

In dem Kopf der Uhr fing auf einmal ein Rasseln und Schnurren der Räder an, es folgten ein paar keifende Glockenschläge. Dann lastete die Stille doppelt schwer.

Es war jetzt nicht mehr zu ertragen, die Quälgeister erhoben die Stimme und erfüllten die ganze Küche mit ihrem höhnischen Schimpfen, er stand bebend auf und wollte weg. Er schob den Riegel vor die Thür, zog die schweren Gewichte an der Uhr in die Höhe und ging auf Socken in seine Schlafkammer, diese große, schöne Kammer mit der niedrigen Decke und der blauen Fliesendiele. Er ging stolz auf den Steinen hin und her, unter denen all die irdenen Töpfe mit dem vielen Silbergeld verborgen standen. Das waren die Grundstützen von Kasteelhof, sein schlummernder Reichtum. Er fühlte wie das Geld auf sein Gemüt drückte; was er bisher immer für seine größte Macht gehalten hatte, lag da so dumm und nutzlos und konnte ihm nichts helfen. Niemand durfte es wissen, daß er reich war und er selbst durfte nicht daran rühren. Es war das Erbe, das vom Vater auf den Sohn sorglich vermehrt und ängstlich versteckt worden war, um unangetastet den Nachkommen überliefert zu werden . . . den Nachkommen, die sich nun selbst überlebten und beim Sterben das große Geheimnis mit sich ins Grab nahmen.

Das schrille Zirpen der Cikaden unter seinem Fenster zerriß ihm die Ohren. Er nahm Weihwasser und kroch hastig ins Bett.

„Wenn es doch nur dunkel werden wollte, wenn der Tag doch ganz verlöschen wollte, morgen ist Werktag und alles geht wieder seinen gewohnten Gang." Er durchlebte noch einmal die Nachmittagshitze in der Marsch, er sah die Kinder spielen und die großen Schiffe fahren . . . und er selbst wollte

stromaufwärts. Er dachte nun wieder an Romme und an ihr gefügiges Lachen — eine stramme Dirn!

„Wenn Lina weg wär!“ spukte es wieder in seinem Kopf. Dann fing er an, ein Vaterunser nach dem andern zu beten, um von seinen bösen Gedanken erlöst zu werden. Darüber schlief er ein.

Er lag in Schweiß gebadet als er erwachte und hatte ein ganz sonderbares Gefühl im Kopf. Unglaublich, daß nun alles so ganz verändert war. Ehe er es zugeben wollte, betastete er noch die Wand und sein Bett und dann erschien das alles so selbstverständlich, daß es ihm nicht mehr fremd vorkam und er lange an die Dinge gewöhnt zu sein schien.

Lina war inzwischen gestorben und er lebte hier mit Romme und die lustig schwatzenden Kinder spielten draußen auf dem Hof. Er fühlte sich jetzt erst seines Lebens froh und als der stämmige Bauer auf seinem reichen Gewese. Aber etwas war da, das er versäumt hatte, eine Kleinigkeit. Das wollte er nun vor allen Dingen erst nachholen, um davon loszukommen, aber erst mußte er es sich noch überlegen, wie er es eigentlich am besten anfing. Lina war nun schon so lange tot und sie lag noch immer in ihrer Kammer. Es war so verrückt und sonderbar, daß sie nicht begraben worden war, das heißt begraben war sie schon, aber es blieb doch noch immer etwas von ihr in der Kammer zurück, sodaß der Raum nicht benutzt werden konnte, der außerdem das ganze Haus mit seinem Gestank verpestete: es war wie ein Lampendocht, der noch lange Zeit, nachdem das Licht erloschen war, kohlte und schwelte und die Luft mit seinem stickenden Rauch erfüllte. Man brauchte es nur mit den Fingern auszudrücken und das ganze Aergernis war beseitigt. Er lag da so mollig im Bett, daß er es immer wieder hinausschob. Endlich richtete er sich auf, aber er fühlte eine merkwürdige Leere im Kopf. Es war, als hätten sie ihm während seines schweren Schlafes etwas aus seinem Kopf herausgestohlen und irgendwo versteckt, wo er es nicht finden konnte. Er zwang sich zu ergründen, was er nun thun mußte. Aber wie fest er auch seinen Kopf zwischen die Fäuste nahm, die Gedanken liefen auseinander und fielen wie Wasser durch seine Finger.

Er stand auf, drüben in der Küche würde es ihm eher einfallen. Der Mond schien noch immer und draußen war es hell wie am Tage; da auf dem Tisch standen noch die Teller vom Abendessen und daneben lag das Brotmesser. Jetzt hatte er den Schrank und die Stühle aus ihrer Regungslosigkeit geweckt, sie erhielten ihre gellenden Stimmen zurück und fingen an, ihn untereinander zu verspötteln, ohne daß er ein Wort davon verstehen konnte. Er wankte auf bloßen Füßen durch die Kammer, wie von einem bösen Taumelgeist besessen. Er stützte sich mit den Händen auf den Tisch, um Ordnung in seine treibenden Gedanken zu bringen; er sah sich ratlos um. Ja, da auf dem Herdsims blinkte die kupferne Streichholzdose auf. Er ließ ein Hölzchen aufsprühen und zündete die kleine Lampe an.

Darauf nahm er den eisernen Hammer aus der Truhe und mit der Linken leuchtend, ging er tastend in Linas Kammer. Jede Bewegung, welche er machte, schien ihm keine That zu sein, sondern eine Erinnerung an etwas, das vor langer Zeit geschehen war.

Lina lag auf ihrem Bett wie eine Heilige. Beim Anblick der stillen Toten sank sein Arm herab, er schlug nicht zu.

Dieses Antlitz konnte er nicht schänden. Er legte seinen Hammer vorsichtig neben sie auf das Bett.

„Arme Lina, welch ein Jammer!“ Es erfüllte ihn mit einem Mal tiefe Trauer und eine innige Zärtlichkeit für seine geduldige Schwester weil sie nun

tot war. Wie sehr bereute er es jetzt, je ihr Dasein verwünscht und nach ihrem Ende verlangt zu haben!

Ihr Atem stieg in sanften Zügen durch eine kleine Oeffnung am Mundwinkel auf.

Das war das schwelende Lämpchen, das die ganze Kammer und das ganze Haus mit diesem widerlichen Leichengeruch verpestete und das er auszulöschen vergessen hatte. Mit Daumen und Zeigefinger kniff er sie unterm Kinn in die Kehle und stand gleichmütig da, um zu sehen, was draus werden würde.

Aus den Winkeln der Kammer schwebten Schatten heran und neigten ihre hohen Gestalten über das Bett, begierig zu sehen, was hier geschehen war. Der dürre Leib zitterte, bäumte sich, die Arme streckten sich in die Höhe, fielen schlaff auf die Brust herunter und dann streckten sich die Beine wieder bis zum Bettrande aus. Als er die Finger löste, blieb alles still und der Atem war ausgegangen.

Jetzt rollte eine schwere Last von seinem Gemüt und er kehrte beruhigt in die Küche zurück. Stühle und Tische standen nun stumm und unbeweglich, jedes Geräusch war verstummt und über der ganzen Welt lag ewige Leblosigkeit. Aber die stickige Luft hier drinnen würgte ihm noch an der Kehle, er ging nach draußen. Die wasserfrische Nachtluft wehte ihm wie reiner Atem entgegen. Das Land lag in Mondschein getränkt da und durch die Schelde floß ein breiter Goldstreifen. Der Hof stand schwarz und unverändert wie immer da. Er sah wie die Fensterscheiben im Mondlicht blinkten und freute sich darüber, wie ruhig und friedlich die grünen Läden an der Mauer hingen. In den Ställen regte sich nichts. Als er noch einmal über alles nachdachte, war nichts geschehen und es gab auch nichts mehr zu verrichten und er kehrte in seine Schlafkammer zurück und legte sich wieder nieder. — — —

Ob er gewacht oder geträumt hatte, ob er gelustwandelt war oder gearbeitet hatte, ob es Tag oder Nacht war, ob es lange oder kurze Zeit war, die er lebte, er wußte es nicht zu sagen. In seinem Kopf drehte sich eine knarrende Mühle und dann wurde es darin wieder so still und leer wie in einem ausgestorbenen Hause. Gelegentlich kam wie ein Windstoß ein dämmeriges Bewußtsein, eine Erinnerung an etwas ungewöhnliches, das ihn erzittern ließ und wenn er sich große Gewalt anthat, um nachzudenken, bekam er heftige Schmerzen im Kopf und glaubte sich wirklich auf etwas besinnen zu können: auf einen Kampf mit großen Kerlen, die ihn schließlich bezwangen und gebunden auf seinem Bett liegen ließen. Seine Hände und Füße waren wirklich gebunden, aber er gab sich nicht die Mühe, danach zu tasten, weil es ja doch nur ein Traum war. Er lag friedlich und still: jetzt war alles vollbracht und er wußte, daß er nichts mehr vergessen und zurückgelassen hatte. Die bestehenden Dinge gingen ihn wenig an: die Hängeuhr hatte ihr Ticken eingestellt, die Zeit war ausgehakt und die Stunden sprangen zügellos in wahnsinniger Hast vorüber oder blieben nach Belieben zurück, ohne sich von der Stelle zu rühren. Es würde fortan immer Tag und heller Sonnenschein sein.

Lina, Romme, das Geld, die Arbeit, der Hof, Blare, das stand alles wie dunkle Schatten in der Vergangenheit und er mußte laut auflachen über die verrückte Gestalt, welche all diese Dinge angenommen hatten.

Als viele Stunden von dem langen Tag verstrichen waren, kamen die vier Männer wieder, aber dieses Mal waren sie freundlich und wohlwollend. Sie zogen Kasteele sein allerbestes Zeug an und brachten ihn nach draußen, wo der Karren hielt mit Miete davor.

„Miete!“ er erkannte die brave, alte Stute mit dem hängenden Kopf sofort und weinte vor Rührung.

Die Männer halfen ihm auf den Karren hinauf und dann gings los. Mostruls ältester Sohn führte das Pferd. Niemand sah sich um, niemand fragte, wohin die Reise ging und Kasteele ließ sie stumm gewähren. Sie fuhren den Weg hinab auf das Dorf zu, aber er kannte weder Bäume noch Häuser noch Menschen wieder; das heiße Licht verwirrte seine Augen und es war so, als ob er just eben in einer unbekannten Welt geboren sei.

Aber als der Karren nun durchs Dorf fuhr — das war nicht der Bauer, den sie steinigen wollten, Kasteele mit dem steifen Nacken, den sie alle so gut kannten, der war verschwunden und statt seiner hockte ein unglücklicher Tropf gefesselt auf dem Karren, mit glanzlosem Blick und blödem Lächeln. Sie fühlten die Freude an ihrem grimmen Vorhaben schwinden und sahen ihm mitleidig und traurig nach so lange sie ihn erblicken konnten.

Der Karren rollte immer weiter durch den strahlenden Sonnentag. In der Luft hing der dumpfe Klang des Sterbeglöckchens, das um Linas Tod klagte. Kasteele glaubte, jetzt auf dem Wege nach dem fernen Lande zu sein, wo seine Schwester einst hinzog.

Endlich hielten sie still. Sie halfen Kasteele beim Absteigen und brachten ihn durch einen langen Gang in einen Hof, der von einer hohen Mauer eingeschlossen wurde.

Er sah befangen auf all die unbekannten Männer, die sich neugierig an ihn herandrängten. Sie fragten ihn, was es in der Welt neues gäbe und woher er käme . . . Als er stumm blieb, lachten sie ihn aus und fingen wieder an, ernst und würdig auf und ab zu wandeln.

Einer kam zu Kasteele, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und erklärte ihm geheimnisvoll: er hätte seinen Kopf verloren, ob er ihm suchen helfen wollte?

Ein andrer erklärte, hier König zu sein; er holte Papier und Bleistift aus der Tasche und fragte Kasteele nach seinem Namen und Wohnort, er sollte nämlich als Soldat eingezogen werden. Der Bauer zog sich scheu in eine Ecke zurück und hockte sich dort nieder und da überkam ihn plötzlich eine unwiderlegliche Gewißheit. Er zog die Augenbrauen nieder und tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn und sagte leise zu sich selbst:

„Ich bin verrückt, ich bin verrückt!“

Und Gram und Thränen stiegen mächtig groß in ihm auf und überfluteten ihn wie ein See, sodaß er weinen mußte.

www.libtool.com.cn

Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Von **Felix Poppenberg.**

„Mannigfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehen; Figuren, die zu jener großen Chiffernschrift zu gehören scheinen, die man überall auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Kristallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Äußern der Gebirge, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspähnen um den Magnet her und sonderbaren Konjunkturen des Zufalls erblickt“ . . .

In den „Lehrlingen von Sais“ spricht Novalis von diesen Runen der Natur, pantheistische Schicksalsschrift waren sie ihm, uns aber sind heut all diese Zeichen und noch manch andere eine écriture artiste geworden voll Anregungen lebendiger Kunst für Bau und Schmuck unseres Geräts.

Von den Schematismen der Stilatlanten streben die dekorativen Künstler hinweg und suchen in die Natur mit neuen Augen zu schauen. Nicht naturalistisches Kopieren gilt es da, sondern Erfrischung, Verjüngung des Sehvermögens, Schärfung des Gefühls für organische Formbildung am Studium des Wuchses der Blumen und Bäume, der präzisen Struktur und federnden Funktion animalischer Körper, Verfeinerung des Farbengeschmacks durch hingebendes Versenken in die nuanzierte Koloristik der Pflanzen, Vögel, Insekten und Schmetterlinge.

Alle Reiche der Natur thun sich auf, ein anderes Sesam öffnet sich mit unendlichen Wundern, und die Fülle dieser Töne voll flutender Uebergänge, schimmernder Wellen, voll Meeresleuchten und irisierenden Serpentintänzen ist uns hinreißenderer Zauber als der kalte, monotone Glanz der Edelsteine jenes orientalischen Märchenberges.

In unserer modernen kunstgewerblichen Bewegung scheint das Wichtigste dieser leidenschaftliche Wunsch, die papierene Ueberlieferung zu überwinden und Schönheitskräfte aus der Umwelt sich zu ziehen, die Natur in ihrem bildenden Schaffen zu belauschen und mit „ernster, großer Neugier“ zu erfassen, wie Zweckmäßigkeit Form gebiert, und wie wichtige Glieder eines Organismus auch äußerlich ihre Funktion aussprechen; zu erkennen, wie ästhetische Befriedigung aus dem Bewußtsein des Richtiggewachsenseins, der Proportions-Gliederung des Wesentlichen und Unwesentlichen entspringt.

Diese dekorative Naturwissenschaft gewinnt immer mehr Boden. Ihre Bedeutung für die Erziehung des künstlerischen Sinns wird immer intensiver erkannt.

Sehr fein sagte einer der scharfsinnigsten Beobachter moderner Kulturfaktoren, Alfred Lichtwark, in der Jubiläumsschrift des Hamburgischen Gewerbemuseums, daß Winckmann sein wägendes, durchdringendes Auge und sein untrügliches Gefühl

www.ibtool.com.cn

aus der Schulung am natürlichen Objekt erworben habe: „Das Wesen des naturwissenschaftlichen Sehens ist Klarheit, Unbestechlichkeit, Sachlichkeit, Schärfe, Eindringlichkeit, Unermüdlichkeit. Dazu kommt die Gewöhnung, der Beobachtung mit der Sprache bis in die letzte Abschattung zu folgen. Aus der Schulung in dieser Wissenschaft kommend, konnte Winckmanns Auge späterhin die Werke der Menschenhand mit derselben Sachlichkeit betrachten und zergliedern, an die es vom Bestimmen der Pflanzen und Insekten gewöhnt war."

Im Sinn dieser Auffassung geschah eine Gründung künstlerisch-pädagogischer Art, die kürzlich in Berlin ins Leben trat, das „Dürerhaus". Eine Manifestation des lebhaften Erzieherfinns, der dem l'art pour l'art sehr abgewandten auf Lebenszusammenhang ausgehenden Tendenz der modernen Bewegung stellt es dar. Es gehört in den Kreis der Bemühungen um die Kunst im Leben des Kindes. Dem Dienst der Anschauung, des lebendigen Wissens von der Natur widmet es sich. Dem bescheidenen, äußeren Zweck nach scheint es Material für den Zeichenunterricht zu besorgen, der wahrhafte Zweck aber ist, durch echte Modelle, die der Zeichner nachschaffend sich erobern muß, Sinne und Empfänglichkeit zu wecken, die innere Kamera mit fruchtbaren Eindrücken zu bereichern.

Von einem Tierplastiker sind hier Momentaufnahmen geschaffen, aus dem luftigen Bereich der Vögel vor allem, mit einer Treffsicherheit und einer Kraft des Griffes, die an Liljefors künstlerischen Jägerinstinkt erinnern. Der Flug der Eisenten im Auf- und Abstieg lehrt die wunderbaren Ornamente, mit denen die Natur den weiten luftigen Raum erfüllt. Die Japaner haben die ornamentale Bedeutung des Vogelflugs zu sicherem Gewinn erworben. Ueber Vorsatzblätter streuen sie das weißfleckige Gewimmel der Reiherkörper auf sandgelbem Grund, in dunkelglänzender Lacktiefe lassen sie den Silberflimmerglanz schwirrender Kraniche um den schneelichten Gipfel des Fujijama leuchten.

Farbenschau giebt es. Was in Krefeld im Kaiser Wilhelm-Museum nach dem Vorbild des Dänen Pietro Krohn versucht wurde, koloristische Etuden nach Naturvorbildern, nach den Abschattierungen der Insekten-Flügel, der Konchylien, der Mineralbrüche zu zeigen, das wiederholt sich hier.

Und sind es auch nur wenig Beispiele, sie bringen manche Assoziationen in die Erinnerung. Exotische Schmetterlinge mit ihren Farbenreigen lassen Tiffany-Visionen aufsteigen; man denkt daran, wie Whistler, der delikateste Instrumentator sich an diesen Nuanzenspielen entzündete, wie ihm die zitronenfarbenen Flügel des bleichen Schmetterlings mit den feinen Orangenflecken die Vorstellungen der Goldhallen mit schlanken Pfeilern in Safranfarbe gab.

An den Insektenflügeln mit ihrer Transparenz, ihrem Gespinnst aus Farbenflecken, zusammengehalten durch die Netzverästung des Haut-Geäders, erkennt man die Vorbilder gewisser Schmuckstücke von Lalique und Ashbee, aus translucidem Email, das in den zarten Linien des Silbercraquelés schwimmt.

Vogelgefieder, die Traumgewänder der Pfauen, der Goldfasane, der Paradiesvögel spielen Farbenaufgänge, voll rauschender Selbstherrlichkeit; zum Wagemut der Mischung berauschen sie mit ihrer freudigen, sieghaften Kühnheit und Pointillistentechnik lehren sie. Aber auch die schlichten Hüllen unserer heimischen Waldvögel, die Eichelhäherflügel mit ihrer hellblau-weißen Musterung, sind voll Erfindung und Anmut und, schöner als ein Fächer mit einem gemalten Rokokomenuett ist in der Hand einer Frau von heut ein Fächer, den die Natur dekorativ ausgestattet. Alfred Mohr-

www.kritoni.com

butter, der für diese Dinge einen wachen Sinn hat, komponierte für seine Frauenkleider Bortenbesätze aus Seidenhaar, die ihre Koloristik und ihre weichwollige federhauchige Fläche vom Gefieder gelernt haben.

Fische sieht man in der natürlichen Bewegung, geschlängelt und geschnellt, in abenteuerlicher, unerschöpflicher Variation der Flecken, Streifungen, Gravierungen, der Réflets metalliques, der Ziselierungen, des Martelé. Und wieder öffnen sich unendliche Möglichkeiten. Keramik, geätztes Leder (Collin versucht sich darin) möchte man in solchen Spielarten. Die Japaner und neuerdings auch Kopenhagen haben schon die Forellen- und die Aalhautglasur verwendet. Mit der hellen, schwarzüberkreuzten Fischhaut werden Schwertscheiden schmückend umkleidet. Montague Forbham in London in einer stillen Querstraße der Regentstreet, ein sinnierender Künstler in Einfalt und Naturverehrung, macht daraus zierliche Kästchen; d'Annunzio im „Piacere" erzählt von Bucheinbänden aus solchem pittoresken Stoff für den Monomanen erotischer Bibliophilie.

Aus der Erinnerung kommen noch andere Ergänzungen. Die Muränen im Neapeler Aquarium führten in ihrer schlanken Beweglichkeit, ihren Biegungen und Spiral-Schnellungen, schlüpfend durch Thonröhren hindurch, Formevolutionen auf, Bandornamente, in ewig wechselnden Figurationen, von einem Reiz der Kurven, der nicht zu erschöpfen schien. Und zu der Form kam auch noch Farbenqualität, in graugelbem Grund schwarzgeflammtes Zackenwerk, von gleicher Lebendigkeit der Zeichnung, der blitzartigen Accente, wie ihr Schlüpfen und Schnellen. Für einen jener holländischen Battiks, jener organisch gefärbten Gewebe, auf denen die Zeichnung während des Tünch-Prozesses ausgespart wird, wäre die Muränenweise ein schönes Motiv.

Wenn man mit diesem Thema beginnt, weiß man nicht, von der Fülle der Gesichte umdrängt, wohin zuerst greifen, und wie Lynkeus, der glückseligste Seher, wird man trunken: „ich schau in die Ferne, ich schau in die Näh." . . .

Amarillen blühen auf hohem feierlichem Stil, Glocken weiten sich in wunderbarer Rundung, und vom zarten, hellen, ausgezackten Blütenrand zum tiefleuchtenden Mittelpunkt schattiert sichs tropfig, tupfig ab. Schwebende Gestalten gaukeln vor dem Auge in Tanzkleidern aus Amarillenglocken, rosa und weiß und purpurn, eine überhaucht von den Tönen der andern, unversieglich in Echo und Antwort. Und kein vager Traum wars; in dem Ballet von den „Roten Schuhen" auf unserer Opernbühne ist jene dekorative Naturalistik schon Erfüllung geworden.

Eckmanns Teppiche und Tapeten, Hirzels Schmuck nähren sich von Blumenmotiven.

Das Kleinste und Versteckteste giebt Ausbeute. Wieder lernt man die Andacht zum Unbedeutenden. Die Eier der wilden Vögel mit ihrem lustigen Fleckendekor liefern Stimmung für die originellsten Patinierungen und Emaillierungen; Früchte mit scheckiger Oberfläche und bewegter Struktur, ihre Komposition in Gruppen am gemeinsamen Stengel regen Schmuckideen ohne Zahl in den Empfänglichen an. Kürbisse und Melonen mit ihrer kraquelierten, narbigen, rippigen, wechselnd getönten Schale weisen mannigfache Züge, um glatte Flächen zu beleben. In der Keramik beobachtet man ihre vorbildliche Wirkung bei Bigot und in den Gefäßen der Grueby-Kompagnie. Und die Struktur der Wallnuß beeinflußte das weiße englische Porzellan mit der unregelmäßigen knollig-schartigen Wandung. Die Schmucksachen des Herrn Lukas von Cranach sind auf solchem Naturboden gewachsen. Seine Goldtönungen lieben das Besondere und wenden z. B. das von den Alltäglichen unbeobachtete, metallische

Violett des blühenden Kohls mit Glück an. Ein charakteristisches Beispiel des dekorativen Naturvorbildes ist seine Bananenbroche. Sie ist nicht eine kuriöse Panoptikumillusion, keine banale Kopie; man merkt, ein Mensch von Formsinn hat Vergnügen daran gefunden, wie japanisch leicht und sicher die grün-grau gescheckten Kolben in fast verwirrender und dabei rhythmisch gegliederter Fülle (üppig wie die Brüste der Diana von Ephesus) aus einem Körperschaft wachsen, und es reizte ihn, dieses Motiv zuckenden Lebens voll seiner Kunst zu gewinnen.

* * *

Die Rinde der Bäume mit ihrer Patina, ihrem furchigen Runenwerk, ihren grüngelben Flechten und Niederschlägen; die Herbstblätter mit ihrem Aedergewirr in rostrot leuchtenden, zackigen Mustern füllen unsere Augen und beschämen die gröberen Tönungen unserer Hände.

August Endell und Hermann Obrist, der auch aus den gleichen Schulen wie Brinkmann kommt, und ohne seinen wahren Beruf zu ahnen, in den Jünglingsjahren nur im Anschaun der natürlichen Phänomene lebte, sie stehen als Verehrende und Glühende vor solchen Erscheinungen. Der Baumstamm im verschneiten Wald, auf dem Luft und Witterungsreif ihr Spiel getrieben, ist ihnen ein Wunder, an dem sie nicht auszulernen vermögen. Obrists Stickereien, die als ein Unerhörtes mit sprießender, leuchtender Naturkraft in die Welt der Musterbücher und der alten historischen, mühsam und schablonisch nachgezogenen Kopien hineinblitzten, sie waren aus solchen Eingebungsstunden, solchen Offenbarungen feurig glühender Büsche und säuselnder Zweige empfangen.

Solche unbewußte Erziehung wünscht er auch der nachwachsenden Generation, eine Freiluft-Pepinière, in der das Natürlichste den Zöglingen das Wunderbarste werde, in denen sie auf Kürbissen, rostrot, scharlach, saffrangelb mit blaugrünen Streifen Landschaften finden, und Farbenräusche in den rissigen Stämmen, „mit sattgrünem Moose und grauen Flechten bewachsen, wenn feucht vom Regen die weißen und rotbraunen Borken schimmern."

Wie jung die Freude daran bei uns ist, erkennt man daraus, daß die Schönheit des natürlichen Farbendekors der Bäume in diesen Tagen zum erstenmal für das Bühnenbild gewonnen wurde. Das Denkwürdige geschah in der Pelleas- und Melisandeaufführung durch Max Reinhardt.

Obrist hat sich von den Stickereien den Brunnen zugewendet, aber dem Pan-Zug blieb er treu, nicht die Natur zu zwingen zu falscher Frohn, sondern sich von ihr leiten zu lassen. Seine Brunnen sind Darstellungen des Elements, der Wechselwirkung des Wassers und des Gesteins, des Kampfes zwischen dem ewig Veränderlichen mit dem Beharrenden. Groß erfaßtes Ornament ist's, wenn Wellenattacke im Leidenschaftsimpuls den Fels anspringt, sausend zerstiebt und zu neuem Anprall sich stürmend übereinandergewirbelt zusammenballt.

* * *

Von Blumen und Tieren zum Reich des Gesteins und des Elements. Und Fülle des Bildnerischen auch hier. Wellenringe, Wasserbänder, Farbenspiel der Strömung, Moiréemusterung sind alte dekorative Besitztümer der Menschen, und gleichfalls sind es die zuckenden Phantasmagorien der Flamme; Schneekristallisierung mit

www.jugend.com.co

ihrem geſternten Seidenglanz iſt der oſtaſiatiſchen Porzellankunſt lange eigen, als neues Dekor wurde ſie für die Kopenhagener Manufakturen gewonnen, und auch für Sèvres, und ſchließlich für Berlin adoptierte man, als die hiſtoriſchen Stilarten etwas zurücktraten, dieſe Bildungen der Natur. Auch der Schnee ſelbſt in ſammtkörniger Fläche, blauſchattig überhaucht (Liljefors malt das und Falat auf Jagdbildern) wurde als dekoratives Vorbild erkannt: japaniſche Stickereien bilden ſeinen Schmelz nach und ſchwediſche Gobelins ſtrömen daunenweichen Frau Hollezauber aus und erinnern an die weiße Magie der Stefan George-Verſe:

Daneben war der Raum der blaſſen Helle
Der weißes Licht und weißen Glanz vereint.
Das Dach iſt Glas, die Streu gebleichter Felle
Am Boden Schnee und oben Wolke ſcheint.

Die Mineralien mit ihren Farbenadern, ihren Schichtungen ſtellen die erleſenſte Juwelenarchitektur der Natur dar. Verſchieden haben die Zeiten darauf reagiert.

Man nahm entweder ihre reine Schönheit, ließ ihnen ihre Farbenſtimmung mit all den Reizen natürlicher Zufälligkeit oder, in Perioden theatraliſchen Dekorations-Sinnes nutzte man ihre Zuſammenſetzung zu ſekundären, darſtelleriſchen Zwecken. Auf römiſchen Fußböden (im Thermenmuſeum, in Neapel und Pompei ſieht man das) machte man nicht die Moſaik aus Freude an farbigen Kombinationen, ſondern man trieb Vexierkunſtſtücke; das Material ward nicht an ſich dargeboten, ſondern es mußte ein anderes darſtellen. Kleine Steinchen wurden zu kleinen Fiſchchen, die am Boden zappelten, zuſammengeſetzt, zu Languſten, zu Früchten, die von der üppigen Tafel herabgefallen ſchienen.

Im Jagdſchloß Moritzburg ſah ich eine Arbeit der Barockzeit, einen von Geißelhieben blutrünſtigen Chriſtus aus Marmor. Und dies Werk war wirklich „äußerſt künſtlich," denn die Striemen wurden von dem roten Geäder des Geſteins markiert. Und ähnlich ſind die römiſchen Tiere in Kleinplaſtik im Vatikan-Muſeum, deren Fell ſcheckiger Marmor bildet. Solchem barocken Naturalismus ſtehen wir heut ferner.

Die „naturaliſtiſche Hellſeherei," die Strindberg im Inferno meint, als er von dem Bildhauer ſpricht, der in der Bretagne Orpheus und Chriſtus in einem Felsblock geſehen habe — Rodinſche Anſchauung — und von dem Maler, dem aus den Schlingpflanzen in einem Schweizer See eine unerhörte Ahnung der Linienſchönheit aufgeht, ſie iſt unſeren Augen verwandter. In der Farbenäderung eines Steins empfangen wir nicht, — ebenſowenig, wie wir ein Bild ſtofflich auf Inhalt anſehen — eine erzählende Pointe, ſondern ein koloriſtiſches Phänomen, das zur Anwendung lockt. Und gerade die Marmorarten haben überreich gewirkt für Kachel-Flieſen, Vorſatzpapiere, für die Glaskunſt, beſonders bei Gallé in den dickwandigen, geſchichteten Ueberfangglläſern. Aber der Marmor wird nicht nur Vorbild, ſondern tritt auch ſelbſtändig als dekoratives Requiſit in Kraft. Unverziert, unretouchiert durch Menſchenhand (vom Schliff abgeſehen) wirkt er mit reinem Materialreiz.

Will man ſolche Verwendung eines Naturſtoffes an ſich als ornamentales Ingredienz ſehen, ſo muß man in die ragende, von weißen, gelbmilchig geringelten Säulen getragene Halle von San Paolo fuori le mura in Rom vor der großen Gräberſtraße treten. Hier ſind ſtatt der Wandgemälde in die Wände vielfältig ausgeſuchte Marmortafeln eingelaſſen von unerhörter maleriſcher Farbenkraft. Ein polyphones Orcheſter in jauchzenden Fanfaren. Violett, grün, roſa, gelb, das Auſterngrau Tiffanys leuchtet; in Ringeln, Adern, Maſerungen ſpielts; Wellenbänder ver-

schlingen sich; versteinerten Wogen gleichts. Die ganze Palette bietet sich verschwenderisch: der Giallo antiko mit seinen kremigen Isabellentönen; der Rosso antiko dunkelglühend; Jaspis hellrot mit weißen und grünen Bändern; der Cipollino mit seinen merkwürdigen Zwiebelkreisen; der Pavonazetto, der Pfauenmarmor, weiß-violett; der Verde antiko mit Serpentingeäder.

Und berauschende Kirchenfenster giebt es, die an tiefem Wunderglanz wetteifern mit den Werken des Mittelalters, Melchior Lechters, Tiffanys; sie sind nicht von Menschenhand gemalt und geätzt, sie sind natürliche Alabasterplatten, transparent, duftglühend, wenn die Sonne hinter ihnen steht, mit roten Schimmer-Wellen auf sanftem Silbergrau. In San Miniato al Monte, das auf Florenz herabsieht, leuchtet solche Schönheit.

Der moderne Geschmack, der, abgesehen von dem Streben Einzelner zu Phantastik und Feierlichkeit, ausgesprochene schlichtere Neigung im Dekorativen hat und sich gegen die Tempelkunst der Priesterlichen und Schwelgerischen etwas spröde verhält, ist in der angewandten Kunst gegen den Marmor mit seiner üppigen Exotik zurückhaltend. Stilfreude, Assoziationen kostbarer, wollüstiger und grausamer Zeiten, Visionen römischer Kaiserinnen und byzantinischer Theodoren genießt er wohl in der polychromen Plastik Klingers, der vor allem in der Asenieffbüste brünstig mit Moreauscher Wollust in der triefenden Koloristik vielfarbigen Marmors wühlt, aber für Füllungen, Wandbekleidungen, Tischplatten scheut man diese Hypertrophien und wählt lieber Steingutfliesen in diskret geflammten, überlaufenen Glasuren.

* * *

Der Stoff, den unser Kunstgewerbe mit Vorliebe in seinem originalen Materialreiz wirksam macht und darstellt, ist das Holz. Man widerstrebt heut den dekorativen Techniken, die im Holz nur den Rohstoff sehen, aus dem die bildende Hand des Menschen erst etwas züchtet. Man versilbert und vergoldet es nicht (außer bei Kopien der Möbel des achtzehnten Jahrhunderts oder alter Galerierahmen); man bemalt es nicht; die Holzbildhauerei, die in der Renaissance Freskoreliefs aus den Wandungen der Truhen wachsen ließ, kommt wenig zur Bethätigung, höchstens findet sich ganz bescheidene Flach- und Kerbschnitzerei; die Intarsia, die in vergangenen Jahrhunderten gern bildmäßig emblematisch darstellerisch war, mit Fruchtgehängen, Wappen, Putten, Grotesken, hat sich auch bescheiden müssen. Solche allegorisch-mythologische Einlegearbeit, hölzerne Stabreime, wie sie Spindler, der Elsässer in St. Leonhard fertigt, sind etwas ganz Vereinzeltes und Fremdes in unserem Blut, und nur Ausstellungsobjekt, Probestück geduldig-subtiler Arbeit. Zeitcharakter hat das nicht.

Unsere Intarsien vermeiden alle sekundären Absichten des Darstellens und Erzählens, sie wollen nur Holzwirkung geben, Tönung. Man begnügt sich in Anlehnung an die Queen Anne-Möbel mit der schmalen eingelegten hellen Rosenholzleiste im warm dunklen Paduk, wie es das Speisezimmer von Sumetsberger bei Keller und Reiner zeigt, oder mit sparsamem Vignettenwerk der Linien und Kreise, wie man es auf Morawes Uhren sieht. Auch Gallé in Nancy, der das Blumen-Ornament in seinen Tischchen liebt, geht nie darauf aus, die triviale Kunststückwirkung zu erzielen, daß die Blätter wie natürlich auf die Platte gestreut wirken. Er hat vielmehr, besonders in den neusten Arbeiten, betonten Holzstil, er macht z. B. aus gemischten Holzschnitten eine Intarsiasymphonie in Herbstfarben.

Hier kommt das zum Ausdruck, was für die Holzverwendung unserer Tage charakteristisch ist: die Benutzung der natürlichen Eigenschaften des Holzes zur Schmuckwirkung. Statt der bildenden Hand des Menschen bestimmt jetzt die bildende Hand der Natur, und ein außerordentliches ästhetisches Vergnügen entdeckt man sich in den dekorativen Variationen der verschiedenen Maserungen und Strukturen, die in Verästungen, Konzentrationen und dem Augenspiel unerschöpfliche Ornamentik bieten.

Van de Velde, der konsequente Purist, der sonst allerdings nicht die Natur mit ihren florealen und animalischen Motiven in sein Werk läßt, sondern als Einsamer, Selbstherrlicher neue Formen aus der inneren Anschauungswelt eines mathematischen Gehirns dekretiert, („das Gehirn ist gesunder als das Auge" sagt er) läßt seine Hölzer völlig, wie sie Gott geschaffen, paradiesisch nackt, in der Naturfarbe.

Andere behandeln sie mit Beizen, was keineswegs unorganisch ist, weil die Beizen die Struktur des Holzes entwickelt anschaulich machen und als ein kräftiger Trank geradezu eine Multiplication de l'individualité für sie bewirken.

Wie früher Marmor als Schmuckfüllung, so nimmt man heut interessant gemusterte Holzplatten und läßt sich z. B. bei Schränken ohne jeden aus zweiter Hand genommenen Schmuck, an dem Einklang farbig bewegter Holzflächen mit dem Metall der einfach großzügig geschnittenen Schließen genügen.

Ein reiches Repertoire der Holzregister giebt es. Pastellnuancen weich und warm liegen in dem silbergrauen Ahorn, das sich in der Vogelaugenart zu einer seltenen Delikatesse des Tupfenspiels steigert. Eiche und Erle zeigen markige Handschrift. Cypresse (die ich in einer Schlafzimmereinrichtung bei Carl Müller und Co. verwandt sah) liefert überraschenden Effekt. Die Maserungsfaser nimmt die Beize nicht an, sie bleibt also in ihrer Urfarbe (je nach dem Alter gelb bis zum schildpattartigen Braun) im grau-grün gebeizten Untergrund stehen und zeichnet darin seltsame Charaktere und labyrinthische Gänge, Tooropsche Linienphantasien.

Das lustigste Holz, buntgesprenkelt wie eine Bauernkirmeß, für kräftig rustikale Wirkung gut geeignet, ist Zirbel, ein helles Holz mit unregelmäßigen braunen, wie eingebrannten Augenflecken, — boopis. Blockhaus- und Jägerstimmung hat es. Die Süddeutschen verwenden es gern, Pankok und Bruno Paul; und Patriz Huber machte einen architektonischen Einbau für eine Koje des Hohenzollernkaufhauses daraus.

Ein sehr charakteristisches Beispiel dieser Freude am Holz in Freiheit war auch das Getäfel des Jagdzimmers der Münchner Werkstätten auf der Weltausstellung. Ohne Schnitzwerk, ohne jede Hinzuthat wirkte es nur als ein tafelförmig gegliedertes Rahmenwerk, und in jedem Viereck war als Füllung eine lebhaft gemusterte Holzplatte. Das war für diesen Raum glänzend erfunden; der Duft des Waldes, die Atmosphäre des Baumschlags hing an den Wänden, und man blickte darauf mit ähnlicher Freude, wie man im Wald auf die aufgeschichteten „Meter" der Baumstämme sieht, die auch mit ihrer Fassade aus wechselnden, gefleckten und geäugten Schnittflächen ein Beispiel naturalistischer Aesthetik geben. Bis zum modernen Spazierstock geht diese Holzneigung. Nicht die künstlerische Krücke ist mehr für ihn maßgebend, sondern der Stock, das originell gezeichnete Naturholz mit sparsamer dem Holzcharakter angepaßten Montierung, gilt als die Hauptsache.

Aus der Vorliebe zu solchen Proben natürlicher Handschrift entwickelte sich eine ganz neue Technik, das sogenannte Xylektypon. Mit einem Sandstrahlgebläse wird das Holz, das die Maserungsbildung umgiebt, entfernt, und die Spiralen und

Ringe, die verstrickten Hieroglyphen der Faser bleiben als Relief auf dem Grunde stehen, gleich einem wilden ethnographischen Ornament. Berlepsch hat solche Naturreliefs oft als Füllung für Schränke angewendet. Ich finde das Xylektypon interessant als ein Symptom der Zeitströmung, aber als Wirkungsmittel scheint es mir schon zu aufdringlich; die Darstellung der organischen Kräfte im Holz, des Blutumlaufs sozusagen, durch Anwendung der Beizen ist berechtigt, diese Sezierung aber und Darbietung auf dem Servirbrett hat für mein Gefühl schon etwas Schreiendes und überschreitet die „Bescheidenheit der Natur."

* * *

Alle diese Beobachtungen und Noten finden schon ihre Vorzeichnung in dem Werk des Mannes, der als Kunst- und Naturempfinder der Lauterste, Demütigste und Hingebendste und wahrhaft reines Herzens war, im Werke Ruskins. Fast in jedem seiner Bücher, die wir jetzt in guten Verdeutschungen durch die Ausgabe Eugen Diederichs zu Eigen gewonnen haben, finden sich Stellen, die einen Naturausschnitt, einen flatternden Vogel, einen Schmetterling auf einer Blume, ein Gestein im Bilde festhalten und für den dekorativen Sinn deuten.

Aufrichtigkeit und die Unterordnung unter die Zweckmäßigkeit lehrt er uns an dem Vorbild der Tierkonstruktion. Er führt uns an den Strand des Meeres und zeigt wie im Auswurf der See, Schönheit der Struktur und Anregung für den Sinn zum Organischen ist. „Seetang hat, wie Grashalm und Schilf ein Skelett, eine Anatomie, eine Wirbelsäule oder sonstige Maserung oder Faserung mit Anfang und Ende, Wurzel und Spitze, deren Saft und Kraft jede Richtung ihrer Bewegung und jede Linie ihrer Form bestimmen! Der loseste Fetzen Unkraut, der mit dem Atemzug des Meeres wogt und treibt oder an den braunen, glitschigen Ufersteinen klebt und klammert, besitzt eine organische Struktur, Stoffverteilung und Elastizität; seine Enden sind feiner gefasert, als die Mitte, die wieder feiner als die Wurzel; jede Verästelung zeigt Eingliederung in die Verhältnisse; jede Welle seines weichen Gewebes ist wonnig. Es hat einen zugewiesenen Umfang, Raum und Zweck; es ist ein bestimmtes Wesen."

Solch Lebensrhythmus soll auch den unbelebten Werken der Menschenhand gewonnen werden, solch sichtbar pulsierender Zusammenhang der Funktionen, solch federndes Verhalten der körperbildenden Teile. Das ist es, was Van de Velde meint, wenn er von der Linie als Kraft spricht, die „ähnlich wie alle elementaren Kräfte thätig ist; mehrere in Verbindung gebrachte, sich aber widerstrebende Linien bewirken dasselbe, wie mehrere gegeneinander wirkende elementare Kräfte." *)

Umgesetzt und zur Anschauung gebracht finde ich dieses Lebensprinzip am sichtlichsten und fühlbarsten in Eckmanns Buchstaben, die wirklich „geflossen" scheinen und in Peter Behrens frühen Gläsern, die einfach schmucklos aus eignem Wachstum aufsteigen: vom Centrum des Fußes aufsprießend, an- und abschwellend in spielender Muskulatur, und aus gesammeltem Konzentrationspunkt aller drängenden Linienkräfte in schöner Entfaltung und Ausstrahlung sich weitend zur Wölbung des Kelches. Die Illusion des Freigewachsenseins erwecken sie, ein herrlicher Glasakt.

*) Kunstgewerbliche Laienpredigten. Herm. Seemann Nachf.

Ruskin leitet nicht nur auf das Formale in „den bildenden Künsten der Erde", er öffnet auch die koloristische Werkstatt der Natur und hat lange vor der modernen „Farbenschau" auf das Vogelgefieder gewiesen; er legte seinen Schülern die Albrecht Dürersche Zeichnung des Blaurack-Flügels vor und riet ihnen, damit sie eine „beinah völlig neue Anschauung von der Bedeutung von Form und Farbe in der Schöpfung erhielten", das Gefieder des Pelikans anzusehen, der seine Federn putzt, nachdem er im Wasser war, oder sorgfältig die Umrisse eines Geier- oder eines gewöhnlichen Schwalbenflügels zu zeichnen oder die rosigen und zinnoberfarbenen Töne auf einem Flamingosittich zu malen.

Das ist schon ganz die Pädagogik lebendig gemachten mit Sinn und Gefühl empfangenen Natur- und Kunstwissens, die bei uns erst jetzt im weiteren dämmert und eine offiziellere Bestätigung durch das im Anfang beschriebene Dürerhaus empfing.

Selbstverständlich pürschten Ruskins helle Augen in allen Revieren, auf Muscheln, Marmor, Blumen, Federn. Er stellte die kristallischen und emailartigen Töne in der Natur fest, die Farben des Regenbogens, „auf einem Wasserfall von geschmolzenem Glase gemalt", des Opals „aus der Mischung von Flußglas mit Wasser entstanden"; das Grün und Blau, Gold und Bernsteinbraun des fließenden Wassers. Den Schmelz des Enzian, der Federnelke und des „Lychnis" (der sogenannten „brennenden Liebe" auf den Hochalpen) findet er bedingt durch eine Art von kristallinischer oder zuckriger Reifschicht auf der Oberfläche. Und er zaubert den Eindruck davon durch das Bild „feinflockigen Frostschnees mit Sahne vermischt und einem Hauch von Kochenillerosa darüber" vor die Augen.

Diesen kristallischen Farben der Wolken, Opalsteine und Blumen stellt er die metallischen der Perlmutterschale, des Purpur- und Blauleuchtens der Schmetterlinge und des Pfauengefieders entgegen, und „ganz gewöhnlich und fast gemein" erscheint ihm — und wieder ist sein Gefühl ganz das unsere — diesen Nuancen gegenüber die Farbe der Edelsteine.

Ruskin zeigte so seinen Jüngern alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit: Seht dies alles ist Euer; er ist dabei so einfach und großväterlich gütig wie der gemütliche Herrgott in Böcklins lieblich naivem Schöpfungsmärchen und er sagt: genießt diese feinsten und zartesten Töne, die euch hier in Wald und Feld, in Thälern und Gebirgen und an der Küste der See umschweben „mit der Freude der Kinder, wenn sie Süßigkeiten essen."

* * *

Die Gabe des „naturalistischen Hellsehens", der schöpferische Blick dafür, in den organischen Bildungen der Natur Anregung zu künstlerischen Formen zu finden, ist nicht auf die Aestheten beschränkt geblieben. Naturforscher haben hellen Sinn dafür, Wilhelm Bölsche hat immer mit solchem Temperament gesehn, und Ernst Haeckel erschloß die weiten Schatzkammern ganz neuer Welten, er reichte die Beute seiner wissenschaftlichen Eroberungen aus den Märchenländern der Tiefe den Künstlern als Tribut dar, und auch er sagte: Seht, dies alles ist Euer.

In dem groß angelegten Mappenwerk „Kunstformen der Natur"*) brachte er ans Licht die phantastischen Gebilde der Gärten des Okeanos, und wir fühlen

*) Bibliograph. Institut.

www.libtool.com.cn

vor den Farben und Filigranspinsten, vor diesen versteinten Korallenbäumen die Schauer der kleinen Hedwig Ekdal: . . . „auf dem Meeresgrund."

Milchige Opalglocken schweben, unsagbar fein gezackt ist ihr Rand und ein verblassend violetter Schimmer schwimmt darüber. Quallen sind es und die Vorstellung erlesenster Gläser wecken sie von großer klingender Harmonie, durchzittert von den Farben des Himmels und des Meeres. Die Kelche von Murano, nicht die neuen plumpschwülstig überladenen, die alten hauchzarten auf fadendünnem Stengel, sind ihnen gleich und auch d'Annunzio wußte für ihre flüssigflimmernde Schönheit kein suggestiveres Gleichnis als jene transparenten Schwebegebilde der Flut.

Übergänge und changierende Nuancen spielen in den violett-gelbgrünen Schattierungen der Seeanemonen.

Zahllose Inspirationen für Struktur und Gefüge-Motive kommen aus diesen Bildern. Vor allem häufig finden sich zur Nachbildung dankbare Kompositionen von Gitterwerk, von zierlich behandelten Durchbruchwänden. Die Flaschenstrahlinge mit ihren Körpern aus Filigrannetzen geben Vorbilder für Metallarbeiten; in ihren Gefäßformen vom Oval der Kürbisse, der Dolden und Melonen und der durch die Facettierung reich gegliederten Silhouette erinnern sie auch an das à jour-Porzellan, wie es Bing und Gröndahl macht.

Die Kammerlinge mit ihrer Kalkschale liefern interessante Formen für Vasen und Glasflaschen. Sie zeigen schönliniges Aufwachsen der gekerbten Seitenwände zur Halsmündung. Sehr originell und konstruktiv ist ein Beispiel, das um den schlanken Hals Spiralwindungen hat, aus ihnen entwickeln sich rippige Linien, die sich in organischem Wuchs senkrecht über die Leibung herunterziehen und nach unten über den Boden hinaus zu einem zierlichen Fußkranz auswachsen, auf dem das Gefäß frei steht.

Die Krustentiere lehren Flächenbelebung durch schuppige Bildungen. Die japanischen Rüstungsschmiede haben daran die Technik der beweglichen Panzer gelernt und jetzt, da sich der „Daimio'" nicht mehr in den Harnisch hüllt und ihre Kunstfertigkeit nicht mehr braucht, ahmen sie die Vorbilder direkt nach, sie arbeiten Langusten und andere Schaltiere aus Elfenbein mit wunderbarer Präzision der klappenden Platten und Plättchen.

Beleuchtungskörper in unendlicher Variation finden sich in diesen Tafeln. Gerade für die freie Beweglichkeit, in der sich das elektrische Licht ergehen kann, bieten sich hier unzählige Möglichkeiten.

Die Kalkschwämme, die Radiolarien, einige Infusorienarten, — darunter die mit dem gut gewählten, sichtbar machenden Namen Flagellata, die Geißlinge — demonstrieren in freier Grazie Ausstrahlungsmotive, Aufwachsen vielgliedriger Fühlfäden aus einem Schaft, harmonisch und füllig zugleich gegliederte Verästungen. Fanfaren, aus ragenden Tuben herausgeschmettert, so ist ihr musikalischer Eindruck. Selmersheims schöne, mattschimmernde Bronzewandleuchter mit ihren in weichen Kurven geschlängelten, sich zu einander windenden Gliedern erinnern daran und Dufrènes Stehlampen mit ihren aus einem Stamm sprießenden Armen. Die Röhrenpolypen mit ihrem Dach, von dem die gewundenen, dünnen Fühler herabhängen, sind im Stil der Bensonkronen, jener luftigen Architektur aus einem Kupferschirm mit Kupferspiralausläufern, in denen die Glühbirnen an ihren Seidenschnüren schweben.

Die Kalkschwämme und die Wimperlinge in Tiaren- und Kronenform mit ihrem gegitterten Durchbruch erwecken die Vorstellung moderner Metallglocken von

www.libtool.com.cn

Edmann, Dufrêne, Abel Landry über elektrischen Stehlampen, die mit Hämmerung facettiert und mit Inkrustationen farbiger Glasflüsse ausgefüllt sind.

Dann giebt es Quallen, die völlig die Form alter Empireampeln haben, flache Glasschalen an Ketten hängend. Tiffany hat diese Form neu gewandelt, er ließ die Kerzenträger fort, machte die Schalen statt aus dem urväterlichen Rubinglas aus seiner Opalescentkomposition und illuminierte von innen die nun vielfarbig glühende, gral-leuchtende Schale.

Vignettenspiel, Rankenwerk, Flatterbänder, Linienlaunen gaukeln in freiem Spieltrieb in der Tiefe.

Die Blumenquallen sind ihr Ziergarten; ihre Fühlfäden, die „Tentakeln" beschreiben unerschöpfliche Ornamente, eine unversiegliche Lebenskraft liegt in den verwirrenden, sich immer wieder lösenden, neu sich vereinigenden Figuren und Serpentinkombinationen.

Heinrich Vogeler hat einige Titelblätter der Insel mit solchen musikalisch wirkenden, schmiegsam auf- und niederwallenden Linienreigen geziert, — Rheingoldmotive in zeichnerischer Assoziation.

Bei diesen Blumenquallen findet sich auch noch anderes zierlich ornamentales Beiwerk: gefiederte, gekräuselte Blätter gleich Chiffonrüschen en miniature; Haeckel belehrt uns, daß diese von der Natur so lieblich dekorierten Teile die Geschlechtsdrüsen der Medusen sind, und man denkt an japanische Zeichnungen (in Albert Molls Sammlung sah ich Beispiele), die mit kapriziöser Phantasie die bijoux indiscrets nackter Geishas zu Blumenkelchornamenten mit gezackten Ovalrändern stilisierten.

* * *

Der Meeresgrund als dekorative Schatzkammer ist natürlich nicht erst heut entdeckt worden. Die Schönheit der Muscheln erkannte man früh und machte sie dem Cameenschnitt dienstbar, der Nautilus in Gold- und Silberfassung ist ein Lieblingsmotiv der Renaissance. Die bizarren Formen der Barockperlen reizten die Schmuckdichter alter Zeiten so wie die heutigen bis auf die jüngsten Darmstädter. In unserer Zeit aber hat sich ein Künstler fast ausschließlich den Wundern der Tiefe ergeben. Das ist August Endell. Seine Dekoration des Bunten Theaters in Berlin, mit dem kribbligen gleich nervösen Fühlern zitternden Gerank, mit den Algenornamenten, den Bildungen aus Schwamm-Flechtwerk, Seepferden und Ammonshörnern, dem Korallengeäst der Beleuchtungskörper ist ganz auf den Boden der von Haeckel anschaulich gemachten Naturkunstformen gewachsen.

* * *

Für dieses Haeckelwerk muß man sehr dankbar sein. Seine Verwendung jedoch erfordert Vorsicht und Takt. Ich fischte aus den vielen Mustern einige heraus, die allerdings ganz zu unseren Stil- und Formvorstellungen stimmen. Der Herausgeber selbst aber hat sich nicht durch solche Gesichtspunkte leiten lassen, er hat sein Material nur nach dem naturwissenschaftlichem Klassensystem vorgelegt. Die Bedeutung als Anregungs- und Vorbildwerk für das moderne Kunstgewerbe, die Haeckels gute Absicht dabei wünschte, wird so stark geschmälert. Eine andere Anregung bietet sich dadurch, freilich weniger für den ausübenden Künstler als für den nachdenklichen Beobachter. Man erkennt aus dieser bunt gebotenen Fülle — ein weites, neues

Thema, das hier nur mit einem Wort gestreift werden kann — daß in der Natur alle Kunststile vertreten sind. Der Geschmack der Zeiten hat sich immer das ihm Genehme ausgesucht.

Pompejanische dekorative Fruchtgehänge finden sich, byzantinische und indisch-exotische Hypertrophien, Renaissanceornamente und Grotesken, barocke Fruchtschalen mit herabhängenden Trauben, wie man sie auf Parkportalen ausgestorbener italienischer Schlösser in verwitterten Stein gehauen sieht; Flamboyantstil erkennt man in der zuckenden, züngelnden Gliederung mancher Muscheln; die Konturen der Zackenhornschnecke mit ihrer zackig welligen Bewegung, dem zurückebbenden und vorspringenden Lauf gleichen dem auf und abgebogenen Schweifwerk des Rokoko in Spiegelrahmen und den üppigen Metallmontierungen der Möbel.

Und schließlich der bürgerlich kleinliche, etwas spielerige Geschmack der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der sich in Glas- und Porzellan-Nippsachen (man muß dafür dies Dienstbotenwort brauchen) äußert, auch er läßt sich aus dieser Welt belegen. Die Formen der Sternkorallen erinnern manchmal in ihren Auszackungen, ihrer überladenen Wirkung von Durchbruch und Reliefdekor an die Porzellankuchenteller der guten Stuben und bei manchen Formationen glaubt man die Überfanggläser jener Zeit zu sehen, die in schematischer, schachbrettmäßiger Einteilung ein rubinrotes Feld mit einem gelben, pedantisch reizlos, wechseln lassen.

Es bleibt auch sonst bei dem Werk, das mit einer gewissen, dem Forscher nachzufühlenden Freude am Monströsen, Seltsamen, Kurieusen haftet, ein fremdes Gefühl. Es bedeutet gewiß etwas, neue Reiche zu erschließen, aber unser dekorativer Sinn geht heut gar nicht in die fernsten Fernen, genuesisch lüstern. Wir haben ja eben erst unsere Umwelt uns neu entdeckt, das Alltägliche ist uns das Wunderbare geworden und das Übersehene ein Märchen; wie uns in der Malerei das Ungeheuerliche abenteuerlich zerklüfteter Hochgebirge nicht so viel Fühlen giebt als ein Abenddämmern am märkischen See, so lieben wir auch für unsere Schmuckvorstellung den langsam erst erkannten Reichtum der Wiesen, der heimischen Wälder, die Stämme der Birken am Bach, das Flüsterwehen des Weiden-Haargezweigs über den Wassern, den violetten Glanz der Stranddisteln in Rügens Dünen.

Auf die Augen kommt es an, nicht auf die Objekte. Lionardo sah in den Flecken auf den Wänden und in der Asche im Feuer „wunderbare Erfinnungen und unendliche Dinge“ und Jens Peter Jacobsen war die grüne Moosdecke eines alten Steins eine Welt.

Unsere Augen müssen aufgethan und gesegnet werden und unser Schutzpatron sei der heilige Franziskus von Assisi: „der die Vögel seine Brüder und Schwestern nannte und Gott pries für Sonne und Sterne und alle lebende Kreatur.“

www.libtool.com.cn

Rundschau.

Städtischer Bodenwucher.*)

Es war bisher nicht leicht, in dem vielseitigen Schaffen des jüngsten Berliner Privatdozenten der Nationalökonomie die Einheit zu erkennen. Nachdem Eberstadt vor geraumer Zeit mit Studien zur Wohnungsfrage debütiert hatte, brachte er eine Reihe von Studien zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte auf Grund sehr gelehrter Quellenuntersuchungen heraus und ließ diesen wieder eine Betrachtung des deutschen „Kapitalmarktes" folgen. Seine neueste Schrift zeigt den inneren Zusammenhang aller dieser anscheinend disparaten Studien sehr deutlich.

Der Wirtschafts- und Kulturhistoriker Eberstadt stellt in einer sehr reizvollen Untersuchung dar, wie sich aus dem uralten Haustypus der mittelalterlichen Stadt des 12. Jahrhunderts, dem „Dreifensterhause", am Rheine das neuzeitliche Kleinwohnhaus herausgebildet hat, das einen unvergleichlich höheren und besseren Typus der Wohnung für die unteren Klassen darstellt, als die Mietskaserne des deutschen Ostens und namentlich Berlins, die sich aus der „Vorderwohnung" der wohlhabenden Klassen entwickelt hat. Dort fast ausschließlich Straßenwohnungen voll Licht und Luft: hier unhygienische Hofwohnungen, in die Sonne und Wind nicht dringen können. Meines Wissens hat E. mit diesen historischen Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Kleinbürgerhauses ein gänzlich jungfräuliches Gebiet beackert.

Der Spezialist für Bau- und Wohnwesen Eberstadt bewährt sich dann in den klaren Feststellungen zur Bau- und Bodenpolitik der rheinischen Städte im Vergleich mit Berlin und anderen Großstädten des Ostens; und die Untersuchungen über den Kapitalsmarkt werden geschickt herangezogen, um auf den entscheidenden Punkt, die Bildung der Privat-Bodenrente und ihre Realisierung durch Spekulationsbau und Hypothekschwindel, helles Licht zu werfen.

Das paradoxe Ergebnis der auf die Städte Düsseldorf, Elberfeld und Barmen erstreckten minutiösen Untersuchung ist das, daß der kleine Mann hier wesentlich besser und dennoch billiger wohnt, als in den Bezirken der Mietskaserne; obgleich die am Rhein herrschende Bauweise eine so intensive Ausnutzung des Bodens nicht erlaubt, sind die straßenwärts gelegenen Wohnungen hier billiger als dort die Hofwohnungen. — Noch paradoxer fast ist, daß die Mietspreise in Düsseldorf, dem in der Ebene gelegenen, das eine unbegrenzte Ausdehnungsfähigkeit hat, beträchtlich höher sind, als in den beengten Gebirgsstädten Elberfeld und Barmen.

Die Ursache ist beide Male der die Städte einschnürende Gürtel der Bodenspekulation. Je bequemer das Terrain bebaubar, in um so größerem Umfange ist es durch Spekulanten okkupiert, die ‚ihren Preis' abwarten und inzwischen — allerdings vom Standpunkte einer Volkswirtschaft das tollste, was sich denken läßt, und ein unwiderlegliches Argument gegen die grundlegende Rechtsinstitution unseres Bodeneigentums überhaupt — die „verlorenen Zinsen" auf das Spekulationskapital schlagen, d. h. sich dafür bezahlen lassen, daß sie eigensüchtig das Bauland dem Baubedürfnis vorenthalten haben. Der unter diesen Umständen „natürliche Preis" für Bauland ist um so höher, eine je intensivere Ausnutzung das Verwaltungsrecht in der Bauordnung gestattet; also im Bezirk der Mietskaserne höher als in dem des Kleinhauses: und so erpreßt das Privatmonopol dem Kleinbürger um so mehr Miete, je schlechter es ihn behaust. Die Grundbedingung einmal gegeben, ist alles andere sehr logisch. Aber es ist ein „argumentum ad absurdum"!

Im Gebiete der Mietskaserne werden alle Verhältnisse noch dadurch verzerrt, daß ein völlig veraltetes Gesetz den Bodenspekulanten in allen altpreußischen Gemeinden die fast unbeschränkte Macht verleiht, ein Uebermonopol auf das Monopol zu setzen, insofern sie als gesetzliche Mehrheit der Gemeindevertretungen die Verfügung über den Aufschluß neuen, reifen Baulandes haben. Daß sie dabei nie das Tempo überschreiten, bei dem ihre Grundrente blüht und gedeiht, braucht nicht besonders betont zu werden. In Berlin beträgt die Zahl der Hausbesitzer weniger als ein Prozent der Bevölkerung! Und das sind unsere städtischen Gesetzgeber! Daß unter solchen Umständen unsere Kommunalpolitik vom strammsten „Agrarismus" beherrscht wird, daß sie sozialpolitisch rückständig zum Erbarmen ist und steuerpolitisch vor allem ängstlich zurückschreckt wie vor einem heißen Eisen, was an die heilige Rente rühren könnte, ist selbstverständlich.

Im Rheinland bedingt die Bauweise ganz andere Verhältnisse, dem Kleinhause entspricht ein weit verbreiteter Hausbesitz-

*) Rheinische Wohnverhältnisse und ihre Bedeutung für das Wohnungswesen in Deutschland von Dr. Rud. Eberstadt. (Nebst 17 Grundrissen deutscher Kleinwohnungsgebäude). Jena (Gustav Fischer) 1903.

Darum existiert der scharfe Gegensatz zwischen den Lebensinteressen der Bevölkerungsmasse und der Rentenmonopolisten hier nicht; darum sind uns im Osten diese westlichen Städte beschämende Vorbilder weitherziger Kommunalpolitik; darum sind sie mutige Bahnbrecher bodenreformerischer Besteuerung. Und es ist kein Wunder, daß Sozialdemokraten und Bürgerparteien im Westen so viel besser mit einander auskommen, als bei uns.

Für Berlin und andere Großstädte, in denen das System der Mietskaserne herrscht, ist das wichtigste Ergebnis dieser feinen Untersuchungen, daß sie das Argument zerstören, das Massenmietshaus sei die „natürliche" Entwicklung aller wachsenden Städte. Im Gegenteil! Wie sich am Rheine in den altfreien Gemeinden ein hygienisch und ästhetisch gleich befriedigender Typus des Kleinwohnhauses entwickelt hat, und zwar ebenfalls in schnell wachsenden Industriestädten, so hätte er sich ohne die Einmischung schlecht beratener Behörden auch anderswo entwickeln können und müssen; und Vieles wäre besser im sozialen Leben, an dem der Bodenwucher wie ein Krebsgeschwür sitzt.

* * *

Eberstadt hat immer mit großem Nachdruck die Ansicht verfochten, daß das Recht, namentlich das Verwaltungsrecht, einen hauptsächlich bestimmenden Faktor für die Entwicklung der wirtschaftlichen Dinge bilde; das klingt auch in dieser Schrift wieder mannigfach durch und ist gewiß in vieler Hinsicht richtig. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit! Man findet, wenn man tiefer gräbt, daß die Verteilung der wirtschaftlichen Güter ihrerseits einer der wichtigsten, fast der einzige, rechtsbildende Faktor ist. Recht, Verwaltungsrecht und Verwaltungspraxis sind immer zu Gunsten der Besitzenden: bilden doch diese den ‚Staat' im soziologischen Sinne! Nur darum ist es so unendlich schwer, die allerklarsten Verbesserungen auch nur theoretisch, geschweige denn praktisch durchzukämpfen. „Ein bestehendes Recht aufheben, heißt einen Polypen losreißen, der sich mit tausend Armen anklammert," sagt Ihering mit Recht. Wenn Eberstadt das mehr, als er es thut, berücksichtigen wollte, so würde er wohl mit weniger Zuversicht seine im übrigen ausgezeichneten Reformvorschläge vortragen, die sich hauptsächlich auf grundsätzliche Aenderungen der Stadtbaupläne (Zulassung schmaler ‚Wohnstraßen') und eine Reform der Hypothekengesetzgebung beziehen, die ihm von jeher als aller Uebel Wurzel erscheint: „Die Wirkung unserer grundbuchlichen Einrichtungen ist nicht mehr, in erster Linie dem im Grundbesitz angelegten Kapital, sondern dem Spiel mit Bodenwerten Sicherheit zu verleihen."

Man muß schon etwas tiefer graben, um die gemeinsame Wurzel des städtischen Bodenwuchers und der ihn begünstigenden Rechtsschöpfung und Verwaltung in den ‚den Staat' beherrschenden Eigentumsverhältnissen zu entdecken. Der städtische Bodenwucher fiele in sich zusammen ohne die massenhafte ländliche Zuwanderung, deren Wohnbedürfnis zu decken ist; und ihr Abstrom vom Lande ist Effekt derselben agrarischen Grundeigentumsverteilung, die im Interesse der Grundrente die Bevölkerung ausbeutet. Ländlicher und städtischer Bodenwucher sind Vater und Sohn, und mit gutem Recht tragen die städtischen Grundrentner den Namen der „Hausagrarier". Sie sind ihrer Erzeuger würdig, in jedem Betracht!

Es wäre erfreulich, wenn der frische und geistvolle Autor das Rentenproblem, statt es immer nur in einer Teilerscheinung anzufassen, einmal in seiner Totalität untersuchen wollte. Dabei würde es ja ohne ein wenig — horribile dictu! — Theorie nicht abgehen: aber ein Eberstadt sollte wirklich einmal die Eierschalen seiner Schule abstreifen.

Damit soll aber nichts gegen sein Buch an sich eingewendet werden. Ich wünsche es in viele Hände. F. O.

Nervosität und Kultur.

Man könnte unsere Zeit, der man schon so viele Beiwörter gegeben hat, um sie von vergangenen Perioden zu unterscheiden, die der Selbstbeobachtung nennen. Die fortwährende Analyse, die wir unseren äußeren und inneren Zuständen widmen, hat eine andere Grundlage als die Kritik, die die bewußte Menschheit stets an sich geübt hat und die ihren Maßstab an religiösen und patriotischen Idealen oder an nach vorwärts und rückwärts gelegten utopischen Vorstellungen gefunden hat. Je schneller sich der Gang der Entwicklung vollzieht, um so stärker wird der Drang, zum Bewußtsein der sich zeitlich immer mehr verkürzenden Etappen zu kommen, und die ganze der Selbstbeobachtung gewidmete Arbeit macht zuweilen den Eindruck, als ob sie den Zweck habe, uns mit den einzelnen Stationen der Entwicklung vertraut zu machen, die wir zu schnell passiert haben, um ihre Eindrücke durch rein instinktive Aufnahme dauernd in uns zu befestigen. Fast fremd und heimatlos fühlen wir uns auf der alten Erde, deren Oberfläche wir in den letzten hundert Jahren mehr verändert haben als in allen früheren Jahrtausenden, und es ist uns, als ob uns andere Organe, jüngere, feinere, empfindlichere wachsen müßten, damit uns das Geschaffene nicht über den Kopf wächst, damit wir nicht sehr verlegene Herren bleiben unter so vielen flinken Dienern, die alle Arten der Technik aus den Naturkräften geworben haben.

Diesen Eindruck haben wir wohl alle, daß unsere Zeit uns sehr groß scheint, während wir selbst uns recht klein vorkommen, so klein, daß wir nicht einmal im Stande sind, ihren Sturmschritt in dem Rhythmus einer künstlerischen Hervorbringung ahnen zu lassen. So sehr wir nach Klarheit ringen und uns bemühen, schon das Gestern zu einer historisch betrachteten Vergangenheit zu machen, so leben wir doch wie im Fieber, und der Mensch der Gegenwart gleicht einem Patienten, dem viele Aerzte an den Puls fühlen, um sein Krankenjournal zu schreiben und die Kurve seiner Temperaturen zu ziehen. Es giebt da viele Berufene und Unberufene, ehrlich Besorgte und Ueberängstliche, die beobachtend an seinem Bette stehen, und wie der Hypochonder sich mit medizinischen Abhandlungen umgiebt, um immer neue Krankheiten oder wenigstens neue Namen alter Krankheiten für seine liebe Aengstlichkeit zu finden, so wird die moderne Menschheit von Schriften überschwemmt, die sich mit ihrer Konstitution befassen und sehr auseinandergehende Berechnungen anstellen, wie lange sie es bei den immer mehr sich verstärkenden Attacken auf ihre Nerven noch aushalten wird.

Zu den verständigsten, verständlichsten, anregendsten und bei aller Vielseitigkeit gründlichsten Abhandlungen dieser Art gehört eine Studie „Nervosität und Kultur" von Dr. Willy Hellpach (Ernst Gystrow), die von Leo Berg unter die bei Johannes Räde in Berlin erscheinenden „Kulturprobleme der Menschheit" als einer der wertvollsten Beiträge eingereiht worden ist. In einer Einleitung, deren Schema wir in seiner reinlichen Zerlegtheit nicht ganz acceptieren können, unterscheidet der Verfasser die moderne Kultur der Reizsamkeit oder Nervosität von den früheren der Lenksamkeit oder Suggestibilität, eine Definition, die uns vertrauter wird, wenn wir an den Gehorsam und den Fanatismus der durch Autoritäten gelenkten Masse im Mittelalter und im heutigen Orient denken, die aber von ihrer Entschiedenheit verliert, wenn wir uns das öffentliche Leben der antiken städtischen Kultur vergegenwärtigen. Wie dem auch sei, die Unterscheidung ist charakteristisch und fruchtbar genug, um unsere Zeit als die der Reizsamkeit, des Allesverstehens, des Sichhingebens an die Eindrücke hervorzuheben, und es gelingt dem Verfasser durchaus, von den mannigfaltigen Ursachen unserer Nervosität eine hinreichende Erklärung zu geben. Die spezielle Untersuchung beginnt mit den Sinnesreizen der technischen Arbeit und sie kommt zu dem im ersten Augenblick paradox scheinenden Schluß, den doch die Entwicklung bestätigen wird, daß das Gesamtbild unserer technischen Arbeit die Tendenz zeigt, unsere Sinne zu schonen, nicht aber, sie zu schädigen. Es sind wesentlich die Ueberreste des Alten, die das Neue noch hindern, gesundheitsschützend zu wirken, und der Ingenieur wird in der Zukunft der beste Helfer des Nervenarztes sein. Die Betrachtung wendet sich dann zu dem Einfluß von Produktion und Konsumtion, der spezifisch modernen Art der Gütererzeugung und des Güterverbrauchs auf unsere Nervosität. Der heutige Proletarier, dessen Erwerbsbetrieb, wie Hellpach sehr richtig bemerkt, durch den Programmidealismus der marxistisch gesinnten Sozialdemokratie eingeschläfert wird, ist als nervöser Mensch nicht zu betrachten, dagegen leidet die Klasse der höher Entlohnten an Nervosität und in verstärktem Maße die der Unternehmer, die noch schärfer von dem Erwerbsdrang gepeitscht und von der Verantwortung gedrückt wird. Der Güterverbrauch hat heute für den Mittelstand und in manchen Dingen selbst für das Proletariat ein Tempo des Wechsels angenommen, von dessen Schnelligkeit selbst die Reichsten in früheren Zeiten keine Ahnung hatten. Die Fabrikräume gleichen sich, die Tanzsäle, die Wirtschaften, die Wohnungen, aber so weit es ihm möglich ist, macht auch der Arbeiter die sausende Carriere der Mode mit, und es ist natürlich, daß dabei mit den Kleidungsstücken, die jeder Mensch haben muß, und in erster Reihe von den Frauen angefangen wird. Die Mode ist der Vorschlag des Produzenten, der der Konkurrenz mit neuen Mustern und Formen voraus sein will, und der Konsument kapituliert fast immer, häufig gegen seinen Willen, er bequemt sich sogar zum sogenannten Jugendstil, den er jahrelang verlacht hat, und nachdem er für bessere Menschen lächerlich geworden ist, beginnen seine Schnörkel in wunderlichsten Nachahmungen auf den Einbänden von Familienblättern wie auf den Tapeten von Vorstadtrestaurants zu geistern.

Die moderne Gütererzeugung fördert die Nervosität, der Güterverbrauch häufig nicht weniger, und das, was wir Erholung nennen, ist meistens noch schlimmer, um so mehr als unsere Zeiteinteilung unseren physischen Bedürfnissen durchaus widerspricht. Man braucht sich nur vorzustellen, wie der Berliner Bürger mitten in der Arbeit seine Hauptmahlzeit verschlingt, ohne dem nach dem Essen natürlich eintretenden Ruhebedürfnis nachgeben zu können. Das Mittagessen zwischen zwei Bahnfahrten ruiniert ihn mehr als seine ganze Thätigkeit, der Magen arbeitet umsonst, wenn das Gehirn nicht gleichzeitig von Denken und Sorgen entlastet ist. Je schärfer die wirtschaftliche Arbeit, desto intensiver auch der Bummel, desto länger das Nachtleben mit den allergröbsten Reizungen, die den Nerven keine Erholung, sondern nur eine Ablenkung und eine scheinbare Beschwichtigung mit Hülfe von Alkohol, Nikotin und Coffein gewähren.

Ein sehr interessantes Kapitel beschäftigt

sich mit dem modernen Seelenzustand, besonders mit der Religion, die wie alles andere im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung betrachtet wird. Das Verhältnis des Menschen zur Natur hat sich gelockert, das im Wesentlichen die Bedrohung des Menschen durch die Natur war. Je mehr die Arbeitserzeugnisse der Gefährdung durch die Elemente entzogen werden, desto seltener werden auch die Gefühlserlebnisse, die den einfachen Menschen auf das Walten überirdischer Kräfte hinweisen. Am stärksten fühlbar sind die Verhältnisse der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in die Gott nicht eingemischt wird, und das Zeitalter des Kapitalismus ist zugleich das der größten religiösen Indifferenz bei den Massen gewesen. Man kann für die einzelnen Völker sehr deutlich feststellen, daß der Atheismus sich gerade da entwickelt hat, wo der Kapitalismus am schnellsten hereingebrochen ist. Die Heimat des deistischen Kompromißglaubens ist England mit seiner früheren und allmählicheren industriellen Entwicklung. Wenn die gebildeten Klassen heute religiöser scheinen, so geschieht es, weil sie ein altes Herrschaftsmittel wieder brauchen wollen, und wenn sie Neigung zu einem neuen Mystizismus bekunden, so liegt darin mehr Aestheten tum als sittliches Bedürfnis. Gut ist für sie auch nur das sozial Zweckmäßige, das keiner religiösen Wertung mehr bedarf, und wenn dem alten Gott für unser Thun das Richteramt abgenommen ist, so regiert er nicht mehr.

Jede neue Wirtschaftsordnung, die sich durchsetzt, verändert den Stil des gesamten Lebens, zunächst der durchschnittlichen Lebenshaltung, aus der die idealen Bedürfnisse herauswachsen. Das gilt für die Kunst wie für die Religion. Das neue Zeitalter hat versucht, sich selbst künstlerisch zu begreifen und dabei für sich die Neurasthenie entdeckt, die auch für die Wissenschaft noch ein sehr junger Begriff war. Sie begann pathologisch als Impressionismus, mit der Hingabe an die kleinsten Reize, mit der Eroberung bisher brachgelegener Felder individuellen und sozialen Lebens, aber sie eröffnete auch das Ringen um eine neue Schicksalsidee. Beide Tendenzen haben ihre Gegner übel vermerkt, die die eine als Vorliebe für alles Schmutzige und Kranke, die andere als gesellschafts- und religionsfeindliche Unsittlichkeit denunzierten. Was den Feldzug gegen die moderne Kunst beseelte, war das Grauen vor der Folgerichtigkeit einer neuen Weltanschauung. Den alten Gott im Himmel hatte man vergessen, aber vor den kleinsten Göttern auf Erden, die das sogenannte sittliche Handeln der Meisten bestimmen, vor Tradition und Konvention machte man noch ehrerbietigst Halt. Daher die Feindschaft gegen Ibsen, der die kleinen Götzen zerschlug. Die Dichtung war es, die als erste an das Gewissen der hochkapitalistischen Generation schlug, sie hat allerdings die Gebildeten aufgerüttelt, Zweifel gesät, die Unruhe vermehrt, und sich wie im 18. Jahrhundert, was man später noch deutlicher sehen wird, neben Wissenschaft und Philosophie zum mächtigsten Instrumente des modernen esprit de recherche gemacht. Es spricht für die Gesundheit der modernen Kunst, daß wir unter ihrer Herrschaft die Größe der alten Kunst wieder schätzen lernten nicht als Antiquare, sondern als Genießer mit frischeren Sinnen und neu aufgeschlossenen Augen. Den Vorwurf der Roheit werden ihr angesichts der Böcklin, Thoma, Hofmann nur noch die Ignoranten machen. Sie hat aus tausenden von Anregungen neue Schönheit entdeckt und sie bemüht sich in allen Zweigen zu einer architektonischen Kultur zu gelangen. Wir übergehen die sehr anregenden Bemerkungen des Verfassers zur Ueberwindung der Nervosität im erotischen Leben, seine Vorschläge zur Entlastung der Schüler und zu einer gesundheitlichen Erziehung, zur Verbreitung des Sports, um sein letztes Wort von der architektonischen Kultur mit einigen Sätzen zu erläutern.

Schon seit Jahrzehnten findet eine Sozialisierung der Gesellschaft von oben und unten statt. Unternehmer und Arbeiter vereinigen sich zu Syndikaten, um den Auswüchsen des Produktionsprozesses zuvorzukommen, sie geben etwas von ihrer Freiheit preis, um mehr Sicherheit zu gewinnen. Das größere Gleichgewicht, das die Bindung durch Sozialisierung gewährt, muß allmählich zu einer Ueberwindung der nervenschädlichen Zerstreuungssucht unserer Zeit führen. Es fragt sich, ob auch die künstlerische Kultur denselben Weg nimmt, ob sie auch aufbauenden, ordnenden, architektonischen Geist in sich trägt. Nachdem die rein individualistischen, impressionistischen Neigungen zurückgegangen sind, macht sich das Streben nach einem neuen Stil deutlich bemerkbar, d. h. nach Einordnung des Wahrgenommenen in eine bestimmte Gruppierung der Gefühlserlebnisse. Wir wollen nicht mehr Eindruck auf Eindruck ohne bestimmte Folge, wie es gerade kommt, sondern wir wollen eine gewisse Gewähr dafür, daß vom ersten Eindruck ab die folgenden sich in eine feste Folge der Gefühlsabwicklung einfügen. Stilisierung ist die Umwandlung des Gefühlschaos in Affekte. Welche Kunst ist geeignet, in dieser Entwicklung voranzugehen, welche hat den allgemeinsten, erzieherischen Wert? Literatur und Theater erziehen nur zur Bildung und Belesenheit, und eine mit Worten arbeitende Kunst wird auf die Seele der Massen wirkend immer im Moralisch-Begrifflichen stecken bleiben. Die Musik wiederum greift im Sinnlichen zu tief, bis ans Aktiv-Rhythmische, sie reizt die Masse zu Bewegungen, die sich dem Rhythmus anschließen, und dicht beim Tanze liegt das

www.libtool.com.cn

Erotische. Sie ist eine aufdringliche Kunst, wie Kant sagt, man kann ihre zwingende Wirkung nicht ignorieren, und sie muß ein Gelegenheitsgenuß bleiben, weil ihr Uebermaß die Nerven wie kein zweiter Sinnenreiz ruiniert. Dagegen zu sehen erlaubt unsere Organisation uns dauernd, sofern die Augenmuskeln dabei ruhen, und diese Ruhe gewährt nur die Architektur, freilich nur dann, wenn sie nicht als Sehenswürdigkeit auftritt, sondern unsere ganze Umgebung beherrschend von allen Seiten ins ruhende Auge fällt. Jeder bewußte Kunstgenuß ist mit Ermüdung verbunden, man empfindet eine Erleichterung, wenn eine Oper endet oder wenn man sich von einem Bilde abkehren darf. Zur Architektur rechnet der Verfasser auch die dauernde Umgebung der Innendekoration, wobei er feststellt, daß die Zeitschriften rein literarischen Charakters eine hohe Sterblichkeitsziffer aufweisen, während die Anteilnahme an den kunstgewerblichen Leistungen immer weitere Schichten erfaßt. Die architektonische Kultur begegnet sich in ihren psychischen Wirkungen mit der sozialisierenden Wirtschaft. Beide bedeuten das Aufhören der Unbeständigkeit, des Unberechenbaren, Sprunghaften, Launischen. Organisation und Stil vertreten auf verschiedenen Gebieten doch dasselbe Prinzip. Die hochkapitalistische Wirtschaft legte den Grund zur Nervosität, die Nervosität schuf eine impressionistische Geisteskultur. Aber jene Intensität der impressionistischen Empfänglichkeit hatte unsere Augen für die Häßlichkeit der alltäglichen Umgebung geöffnet. So wendet sich die ideelle Sehnsucht der Geburt eines neuen Stiles zu; denn die Objekte des Alltages können ihrer Natur nach nur stilschön, nicht impressionistisch schön sein. Und so dämmert über dem Trümmerfeld literarischer Mode die architektonische Kultur herauf. E—r.

Alte Lieder.

Die Musikwissenschaft beginnt erst in unseren Tagen eine Wissenschaft zu werden, ein historischer Bau auf archivarischen Grundlagen. Manchmal denke ich mir, daß das ein schlechtes Zeichen für die Musik selbst sei, da eine Kunst um so eifriger gedeiht, je weniger man sich mit ihrer Herkunft und Geschichte beschäftigt. Aber der Lauf der Zeit ist nicht aufzuhalten. Die philologische Methode, die die anderen Kunsthistorien konstruieren half, mußte einmal auch an diese Kunst Beethovens und Wagners herantreten, man mußte in alten Schätzen graben und sie herausgeben, um so lieber, je mehr man fand, daß thatsächlich eine Unsumme unbekannter Musik in den Bibliotheken ruhe. Und vielleicht konnte bei dieser Beschäftigung auch eine künstlerische Freude am vergessenen, neu belebten Stoff herausspringen oder gar von der alten Zeit auf die unsere eine unmittelbare Anregung übergehen. Vorläufig ist der Zusammenhang von Wissenschaft und Kunst in der Musik freilich nicht zu spüren. Auf der einen Seite arbeiten die Philologen emsig an der gruppenweisen Ordnung des Materials, auf der anderen gehen die Musiker öfters zu alten, lieblichen, vergessenen Formen zurück oder entwickeln sich gar entgegen der Formkunst des XVIII. Jahrhunderts zur malerischen Musik, wie sie das Mittelalter kannte, aber diese ahnen nichts von der Wiederkehr alles Gleichen und jene merken nicht, daß sich die Erde um sich selbst dreht.

Unter den musikphilologischen Arbeiten der letzten Zeit sticht an Gewissenhaftigkeit und Sorgsamkeit das dreibändige Werk Max Friedländers hervor: „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" (Cotta), das auch für weitere musikalische Kreise von Interesse sein muß, weil es zahllose praktische Beispiele, also reelle Lieder enthält, die sich ihrer Einfachheit nach immer noch für den Hausgebrauch eignen mögen. Das Werk bringt im ersten Teil nach einer kurzen Einleitung das Quellenmaterial für alle Lieder dieser Epoche, im zweiten Teil eine Auswahl der Musik selbst, im dritten sämtliche Gedichttitel mit all ihren Komponisten bis in unsere Zeit hinein und kurzen Charakteristiken. Die Verbindung musikhistorischer und germanistischer Studien ist für den geschätzten Verfasser bezeichnend, hier flossen zwei Interessenströme zusammen und das giebt stets eine neue Färbung. Der Autor hat keine zusammenhängende Geschichte geschrieben, keine Entwicklung großer künstlerischer Züge; er hat in bescheidener Zurückhaltung nur das Material seiner achtjährigen Studien in der bequemsten Nachschlageform veröffentlicht und jedem überlassen, daraus nach Bedarf und Geschmack für seine künstlerischen Regungen oder wissenschaftlichen Arbeiten sich zu versorgen. Man kann ein solches Buch nicht lesen mit dem versteckten Romangefühl, mit dem man sonst Geschichte lesen mag, man kann es stückweise genießen und in den Bezirk des Gedächtnisses einführen. Friedländer, als Schubertkenner berühmt, hat hier selbst die Vorgeschichte seines Lieblings festgehalten. Es ist eine Epoche, in der das deutsche Lied nicht sonderlich hoch steht, eine der sogenannten Uebergangsepochen, die von fruchtbaren Zeiten zu neuen Fruchtbarkeiten führen. Gerade darum sank sie so ziemlich in Vergessenheit. Der Künstler wird das Lied des 19. Jahrhunderts lieben und das 18. ruhig weiter schlafen lassen, der Forscher aber in seinem unstillbaren Entdeckungseifer ruht nicht eher, bis er diese schlafenden Jahre geweckt, eingeteilt und neu gedruckt hat.

Leicht macht er sichs nicht. Wie vieles ist „unwiederbringlich verloren." Ein gewisser Lorenz Mizler, erzählt Friedländer,

gab in den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Odensammlungen heraus, die damals Aufsehen machten und ausführlich rezensiert wurden — nichts ist davon zu finden. Und solche Fälle wiederholen sich. Doch bleibt genug, um die Uebersicht zu gewinnen und Charakteristiken der einzelnen Liedsammlungen zu geben. Die Liederpopularität steigt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts werden allein 300 Sammlungen angegeben. Die Texte, soweit sie Musiker interessieren, haben ihren statistischen Wert. Von 430 genannten Dichtern verteilt sich die Beliebtheit nach dem Standpunkt der Anzahl von Kompositionen bis heute unter Berücksichtigung des Alters der Autoren so: Gellert ist 562mal komponiert, Chr. F. Weiße 487, Gleim 308, Bürger 254, Hagedorn 234, Miller 223, Burmann 206, Claudius 194, Hölty 188, Voß 186, Goethe 185, Lessing 119, Schiller nur 43. Gewisse Texte kehren natürlich unzählige Male wieder. Goethes Mailied ist 15mal in älterer, 30mal in neuerer Zeit komponiert, der König in Thule 19mal früher, 36mal in neuester Zeit, der Erlkönig 13mal früher, mehr als 30mal heut. Die guten Texte nehmen in neuerer Zeit zu. Friedländer sagt über dies Verhältnis: „Sebastian Bach verklärte die elenden Reimereien der Henrici-Picander und Hunold-Menantes mit seiner Musik, Händel die mittelmäßigen Brockes'schen Verse; freilich — was hätte sich ihnen in Deutschland an wirklich bedeutenden Textunterlagen geboten? Gluck ist an der Lyrik der Anakreontiker, des Göttinger Bundes und Goethes achtlos vorübergegangen und hat sich auf die Kompositionen einiger Klopstockschen Oden beschränkt. Mozart, der inbezug auf gesellschaftliche Bildung auf der Höhe seiner Zeit stand, hat speziell für deutsche Lyrik wenig Interesse gehabt und die Texte für seine Lieder sich von Wiener Freunden empfehlen lassen. Vor allem hat sich Haydn des Glückes unwürdig gezeigt, sechs Jahrzehnte hindurch Goethes Zeitgenosse gewesen zu sein. Er hat gar manche jämmerliche Verse, aber kein einziges Goethesches Gedicht in Musik gesetzt, und es scheint, daß er die Poesien des ihm sonst nahe verwandten, kindlich-warmen und treuherzigen Matthias Claudius überhaupt nicht kennen gelernt hat." Ernst Wilhelm Wolf, in hervorragender musikalischer Stellung von 1760—92 in Weimar thätig, hat nicht ein einziges Singspiel oder Lied von Goethe komponiert. Schlechte Texte leben dafür oft unheimlich lange, durch irgend einen äußeren musikalischen Zufall. Und das schiefe Verhältnis unserer meisten älteren Dichter zur Musik ist ja bekannt. Von seiten der Musiker wenigstens mußte sich das bessern, als mit Schumann der Typus des gebildeten Tonkünstlers erschien. Eine Erscheinung, wie Hugo Wolf in literarischer Beziehung, ist vor hundert Jahren undenkbar. Häufig ist die Reaktion übers Ziel geschossen. Aus Bildung komponiert heut mehr als ein Musiker Texte, die gedanklich wertvoll, musikalisch aber nur künstlich in Fluß zu bringen sind.

Es giebt keinen Gelehrten, der die enorme Arbeit Friedländers heut in allen Teilen auch nur kontrolieren könnte. Die Bibliographie der Liedsammlungen, ihre Charakteristiken und die oft ausführlichen Besprechungen der Kompositionsreihen einzelner Gedichte nimmt man als Bereicherung des Wissens auf und läßt sich von dem Kundigsten aller Liedkundigen gern geleiten. Mit etwas subjektiverem Wohlgefallen blättert man in dem Musikbande, der eine Fülle wenig oder garnicht gekannter alter Lieder ans Licht bringt. Man verweilt bei dem Augsburger „Ohren-vergnügenden und Gemüts-ergötzenden Tafelkonzert," das 1733 erschien und sehr nette Sachen enthält: ein zwölfstrophiges Lied „Der hat vergeben das ewig Leben, der nicht die Musik liebt und sich beständig übt in diesem Spiel" hat eine famose, frische Dreiviertelmelodie. Eine andere vorzügliche Sammlung war des Sperontes Singende Muse an der Pleiße 1736, hier wird auf eine bekannte Melodie (dies Verfahren ist nicht selten) eines der ersten Lieder der Studentinnen gesungen „Ihr Schönen höret an, erwählet das Studieren, kommt her, ich will euch führen zu der Gelehrten Bahn, ihr Schönen höret an. Ihr Universitäten, ihr werdet zwar erröten, wenn Doris disputiert und Amor präsidiert, wenn artge Professores, charmante Auditores verdunkeln euren Schein, gebt euch geduldig drein." Zwischendrunter kommen kleine Kulturbilder der Zeit. Telemann komponiert eine Satire auf das „Sein Diener"-sagen und findet charakteristische Rhythmen für die Verbeugungsphrase: Sein Diener. Ein ausgezeichnetes Trinklied setzt derselbe Komponist in wuchtigem $^3/_2$ Takt über Hagedorns „Auf, fordre von dem besten Wein," in seinem forschen Harmoniewechsel, in den Terzenschleifern voll Humor, in der hinaufziehenden Melodie über der „züngelnden Begier" wäre es heut noch von schlagender Wirkung. Adolph Carl Kuntzen in den Liedern zum Unschuldigen Zeitvertreib spielt mit den Pendants, wie Hugo Wolf mit Goethes und Mörikes Schäferin: die erwünschte und dann die betrübte Einsamkeit komponiert er in G-dur und G-moll. Christian Friedrich Schale aber versucht vergeblich Lessings „Faulheit" ausdrucksvoll nachzumusizieren, man könnte unter seine Musik ebenso den Fleiß setzen. Eine prächtige Szene dramatischen Ausdrucks liegt in der Herbingschen Komposition von Gellerts beiden Wächtern vor, geschickt wechselt Rezitativ und Zwischenspiel, Särge, Stöße, Gründe, Brotneid, Wut, Verachtung und Haß, das verwahrte Feuer und Licht, und

alle gelehrten Silberstechereien sind sehr lustig illustriert. Ein kleines Kabinetsstück musikalischer Illustration giebt der berühmte Hiller in Weiße's Spinne, die kanonisch in Melodie und Baß einherkriecht. Zur ernsten Seite führt Gluck in seinen Klopstockoden, breiten, edlen Stücken, die in ihrer vornehmen Anlage unter all diesen Sachen abstechen müssen, weil der lebensfähige Charakter des vorbeethovischen Liedes wirklich mehr auf der Singspielseite, als in der tragischen Linie liegt; auch hier erscheint uns der Buffoton frischer als der Ton der Seria. Es hängt damit zusammen, daß einige Lieder im Volksstil (spätere Sammlungen nahmen sie oft als Volkslieder hinüber und noch Brahms hielt sie dafür) angenehm an unser Herz schlagen. Die Berliner Schule leistete darin absichtlich Einfaches, zunächst mehr theoretisch. Sie stellte das Prinzip der Volkstümlichkeit auf. Johann Abraham Peter Schulz, von dem Freimaurerlieder und Lieder im Volkston erschienen, wird der Klassiker des alten, einfachen Liedes. Er vertont Claudius' „Der Sämann säet den Samen" in wirksamen Harmonien von Zauberflötencharakter. Voßens Frühlingsliebe setzt er in wunderbar schlichte Musik mit volksmäßigen Harmonien. Die zierlichen und verzierten Rokokomusiker, die in zahllosen Schleifchen, Bänderchen und falschen Betonungen die Melodie ersticken, stehen ihnen gegenüber. Quantz betont Hagedorns „Holde Phyllis" fast konsequent auf schwachen Silben und legt eine Melodie darüber, die für eine Flöte passen würde. Angenehm neckisch wird der Rokokostil in der schalkhaften und rhythmisch pikanten Komposition von Gleims „Komm kleines Schäfchen", die 1767 von einem Anonymus in den „Liedern der Deutschen" erschien. Philipp Emanuel Bach mit dem Gellertschen „Gott deine Güte" hält sich in guter Mitte. Trauergesänge wecken schöne, feierliche Rhythmen. An allererster Stelle steht hier Neefe's (Beethovens Lehrer) Komposition von Herders Totenopfer, großzügig, rein und tief empfunden. Rust bringt Matthissons „Totenkranz für ein Kind" in einen schönen Satz, der über wiegenden Zweivierteln beginnt, von mehreren Stimmen aufgenommen und zum Schluß fugenmäßig verstärkt wird. Langsam nähern wir uns Schubert, für den dieses ganze Jahrhundert vorgearbeitet hat. Reichardt komponiert sehr herzlich Goethes Veilchen. Als ein besonders interessanter „Vorläufer" aber ist in letzter Zeit Johann Rudolph Zumsteeg erkannt worden, über den Landshoff eine Monographie schrieb und dessen Lieder in geschmackvollem Neudruck im Dreililienverlag herauskamen. Die Destinn sang sie bei Keller & Reiner: Spinettbegleitung, Querformat, Empireornamente. Vielleicht das sinnigste seiner Lieder (der Anfang mit dem Septimenakkord bleibt gut im Ohre liegen), den „Baum der Liebe" nahm Friedländer in seine Sammlung auf. Einen prächtigen Nachtisch giebt er dem Souper: französische Chansons dieser Zeit, ungemein frische Melodien auf lebendige Texte im alten, guten Vaudevillecharakter mit seinen forschen Rigaudonrhythmen und den verliebten Rondeauschlüssen.

Ein Kunstjahrbuch.

Das Bedürfnis, die wichtigsten Kunstereignisse des abgelaufenen Jahres in Form eines großen Lexikons beisammen zu haben, erscheint auf den ersten Blick übereilt. Wir meinen in unseren Kunstblättern genügend Material liegen zu haben, um gelegentlich feststellen zu können, wie viel Denkmäler anno 1902 errichtet und wie viel Ausstellungen eröffnet wurden. Aber wir täuschen uns, wir sehen in diesen Blättern nicht nach. Sie häufen sich auf dem großen Tisch, werden nicht gebunden und nur von Zeit zu Zeit erinnern wir uns stark genug, irgendwo einmal über irgend etwas gelesen zu haben, um es schließlich nicht zu finden. Es fehlt uns der Privatsekretär, der täglich von 9—10 antritt, um alle Aufsätze, Notizen, Bücher, Ereignisse zu ordnen und mit Hinweisen zu versehen, sodaß wir ihn nur mit einem Stichwort anzufahren brauchen, um sofort den weltgeschichtlichen Zusammenhang sämtlicher Kriegermonumente des vergangenen Jahres oder sämtlicher falsch restaurierten Kirchen feststellen zu können. Man ist sich darüber einig, daß dieser Privatsekretär eine ebenso störende wie notwendige Einrichtung wäre und würde zuletzt lieber auf seine Amtsmiene verzichten, wenn er wirklich uns täglich von seiner Unbedingtheit überzeugen wollte. Man liebt es nicht, sich verpflichtet zu sehn. Doch es giebt ein Mittel. Man ersetzt Menschen durch Bücher, man hat stumme Sekretäre erfunden, die als Lexikon ruhig ihre Stunde abwarten, an keine Thür klopfen und kein Dichtergemüt beunruhigen. Dieser stumme Registrator heißt Jahrbuch und er hat alles zu vermelden, was in seinem Ressort geschaffen und geredet worden ist, von dato bis dato. Eine in der That höchst nützliche Einrichtung, von der man nur wünschen kann, daß sie sich bewährt und die Fülle des Geschriebenen wirklich lichtet, statt sie um ein neues, dickes Buch zu vermehren.

Das „Jahrbuch der Bildenden Kunst", das, von Martersteig redigiert, soeben im zweiten Jahrgang erschienen ist, macht einen netten und soliden Eindruck. Man darf von mir nicht verlangen, daß ich es für komplett erkläre. Denn ich fehle darin, ich fehle in der Liste der Kunstschriftsteller, obwohl ich mir seit Jahren Mühe gegeben habe, über diesen Zweig menschlicher Thätigkeit an öffentlicher Stelle zu reden. Doch muß es noch nicht öffentlich genug gewesen sein, womit ich mich wiederum vollständig einverstanden erkläre. Ich bin also zu-

frieden und konstattiere gern, daß so viel als geschehen kann geschehen ist, um die Uebersichten und Listen dieses Jahrbuches brauchbar und statistisch verwertbar zu machen. Im Uebrigen ist es mehrstenteils gleichgiltig, welche Einrichtungen und Personalien von den verschiedentlichen Akademien zu verzeichnen sind.

Sehr gute und trefflich ausgeführte Bilderbeilagen sind dem Jahrbuch beigeheftet: 16 Tafeln, Radierungen, Autotypien, Buntdrucke, Gravüren, Steindrucke von Kunstwerken des letzten Jahres und noch 76 kleinere Textillustrationen. Schon dies ist eine Heerschau, ähnlich wie der Bruckmannsche Verlag neulich unter dem Titel „Kunst des Jahres" eine Clichézusammenfassung herausgab, in der man sich gern umsieht, um die wichtigsten Werke der letzten Zeit einmal schnell vor Augen zu haben.

Diese schönen Bilder sind als äußere Anziehung die Hauptsache, sie reizen die Kauflust. Die ernstere Arbeit liegt im Text und dieser zerfällt natürlich in einige allgemeinere Aufsätze über Sensationen des letzten Jahres und in das Archivarische. Das Archiv zeigt die Besprechung der 1902 er Ausstellungen, in Düsseldorf, Karlsruhe, Berlin, Dresden, München, Wien und dem gesamten Ausland. Ebenso wird über die Denkmäler des Jahres berichtet, über die Baukunst, die Kunst im Handwerk, das Reproduzierende und so fort. Die Toten werden selbstverständlich aufgezählt, die ganze reizende Kunstliteratur wird verzeichnet, und dann kommen die Adreßbücher der Anstalten, Verbände, Künstler, Graphiker, Verleger und ähnlicher gemeinnütziger Unternehmungen. Ich erschrak, 208 Kunstzeitschriften und verwandte Organe zu zählen. Wenn man doch in allen mitarbeiten könnte!

Ich möchte aus den Sonderaufsätzen mir einiges aufnotieren, da es stets ein wohlthuendes Gefühl ergiebt, über einen Stoff zusammenhängend orientiert zu sein.

Gurlitt, der Berufene, schreibt über Denkmalspflege. Nichts aktuelleres läßt sich denken. Hätten Hammurabi und seine Zeitgenossen ihre Denkmäler besser gepflegt, so wären die Israeliten niemals auf die schöne Idee gekommen an sich selbst zu glauben, niemals hätte ein religiöser Idealismus sich stark und naiv an einem guten Buche entzünden können, niemals hätten deutsche Professoren Akibaweisheiten zu dozieren brauchen, niemals wären assyrische Privatangelegenheiten in so grotesker Form öffentlich geworden. Die Altertümer Hessens werden — wie sind die Zeiten fortgeschritten — das Schicksal Babylons nicht teilen, Gegenstand von Ausgrabungen und Streitschriften zu werden. Das Gesetz schützt sie. Es verbietet Privateingriffe in Monumente, die für das Land von Bedeutung sind. Wir haben Konservatoren, wir haben Tage für Denkmalspflege. In der Schweiz giebt es auch schon solche Gesetze, in Spanien, Italien, Oesterreich, Ungarn regt es sich. Die preußische Regierung prozessierte gegen die schlesische Stadt Löwenberg, die ihre Stadtmauern durchaus nicht erhalten wollte. Der Landtag nahm ein Gesetz an, daß schöne Landschaften nicht durch Reklame verunziert werden dürfen. Der Regierungspräsident in Trier hat direkt eine Verfügung erlassen zur Erhaltung schöner Landschaftsbilder. Wie löblich ist das alles, und wie traurig. Einst als man die Landschaft in der Kunst entdeckte, gab es keine Gesetze sie zu schützen. Es kamen Meister und fanden im Rauch der Fabriken neue große Motive. Wer weiß, wo sie sie noch überall finden. Was man schützen muß, ist aus der Naivetät der Kunst in die Philistrosität der Wissenschaft gerückt. Naive Fortbildung ist das Größte, besorgte Liebe zum Alten das Kleinere, gesetzliche Erhaltung das Kleinste. Unsere Konservatoren sind an der Arbeit. Es liegen 150 Bände Inventare vor, deren Kosten an drei Millionen betragen haben. Noch zwei Millionen sind nötig, um alles aufzuschreiben, was wir an Altertümern besitzen. Ich finde es nicht viel, aber Deutschland wird dann das am besten inventarisierte Kunstland aller Länder und Reiche sein. Es ist so reichlich inventarisiert worden, daß es jetzt bereits nötig erscheint, ein Handbuch der ganzen deutschen Kunstdenkmäler herauszugeben, damit man nur die Uebersicht nicht verliert. Doch diese Pietät wird stellenweise auch praktisch. In Hildesheim, Bremen, Lübeck, Köln wurden Preise ausgeschrieben für Wohnhäuser, die ins Stadtbild passen — wie es Brüssel vor vielen Jahren schon that. Bamberg, Augsburg, Frankfurt erließen Regulative zur Erhaltung des Stadtcharakters. Selbstverständlich haben sich viele Vereine für diese Zwecke gebildet, auch im guten Rotenburg war es nötig. Das beste aber war der moralische Sieg derjenigen, die die moderne Restaurierung alter Bauten bekämpften. Kein Zweifel, das ist ein Fortschritt des Taktgefühls. Die Frage war brennend, beim Stuttgarter Lusthaus, beim Heidelberger Schloß, beim Meißener Dom, beim Thor des Metzer Doms. Es ist klar: ohne historisches Gefühl kommen wir heut nicht aus, aber der Takt muß es dahin lenken, daß wir die Giebel des Otto-Heinrichsbaus lieber garnicht bauen, als wie eine gelehrte Fälschung. Es ist eine Inferiorität unserer Zeit, daß wir alles durchaus „fertig" haben wollen, lieber fertig, als ehrlich.

Ferner las ich mit besonderem Interesse Kötschaus Zusammenstellung über die Entwicklung der Museumstechnik. An die Spitze stellt er das von Herrn Osthaus in Hagen gegründete, von Van de Velde ausgebaute Folkwangmuseum mit seiner übersichtlichen und wohlgeordneten Darbietung eigens zusammengebrachter Schätze: in der

That ein Idealtypus der musealen Sammlungskunst. Damit es auch öffentlich besser wäre, giebt es jetzt zwei Vereine: die Museum Assoziation mit 89 Mitgliedern aus 50 Museen, und den deutschen „Verband von Direktoren namentlich kunstgewerblicher Museen", von Brinckmann-Hamburg und Angst-Zürich gegründet, 84 Mitglieder. Die Monographie fängt schon an: der Dresdner A. B. Meyer schrieb über amerikanische Museen und jüngst auch über die europäischen. Im neuen hannoverschen Museum war sofort wieder die Raumnot da, das Berliner Pergamonmuseum und vor allem das Münchener neue Nationalmuseum aber gelten als Musteranstalten. Auch im Innern schreitet man fort. In Bremen wurden die Gipse, den Originalen entsprechend, getönt. In Stuttgart hat Konrad Lange glückliche Veränderungen getroffen, er ließ sich von Pankok eine schlichte Ausstattung in Möbeln, Thüren, Wandfarben, Decken besorgen, hängte die Bilder nach den Räumen in guter Formatwirkung, nach historischen Gruppen bis zur Impressionistenzeit: hier schlug er die Methode um und hängte nur nach Rücksicht der Wandhintergrund-Farben.

Die erfreulichsten Prinzipien stellte Seydlitz, der Protektor dieses „Jahrbuches" vorläufig theoretisch auf, in einer Studie „Rück- und Ausblick". Endlich ist da das erlösende Wort ausgesprochen: die Museen sollen in zwei Teile zerfallen, Schaumuseen und Studiensammlungen. Die Schaumuseen nur als Auswahl des Besten und Wichtigsten, eventuell Gesamtbilder von Epochen in Malerei, Plastik, Vervielfältigung nebeneinander, doch ohne dekorative Nebenzwecke, wie im Münchener Nationalmuseum. Nicht zu viel Katalog oder Etikett, lieber Führung und Abendbesuch, wie er jetzt bereits im Berliner Gewerbemuseum, im Albertinum zu Dresden, im Kopenhagener Industriemuseum, im South-Kensington eingerichtet ist. Dagegen sollen die Studienräume nur für die Wissenschaft gedacht sein, natürlich nicht unter prinzipiellem Ausschluß des Publikums.

Empfohlen werden Wanderausstellungen, nicht schlechte ausgeliehene Sachen, sondern eine eigens dafür gebildete gute Sammlung. In Oesterreich existiert ein vom Minister geschaffenes Wandermuseum, aber freilich nur in Schwarzweißreproduktionen. In Frankreich dagegen will man Sammlungen in bestimmten Epochencharakteren gleich mit den Schränken und womöglich den Lehrern in die Provinz senden.

Um weiter anzuspornen, hat das Dresdner Zoologische Museum an Schüler die Bitte gerichtet, sich über interessierende Themen frei zu äußern. Ein Preis war ausgesetzt. Ich fürchte, die Zoologen sind eifrigere Lehrer als Bode und Tschudi.

Interessant ist die Liste der Privatstiftungen des letzten Jahres. Ein Karlsruher Kunstfreund gab 3000 Mark jährliche Zinsen zur Hebung der Freskomalerei, und zwar sollen dafür Privatleute nach Verabredung ihre Räume ausgemalt erhalten. L. v. Gerngros schenkt den Peuntbrunnen an Nürnberg, die Kohnsche Stiftung 800000 Mark läuft für die Ausschmückung derselben Stadt und ein dritter Nürnberger, Karl v. Faber, schenkte ½ Million dem Germanischen Museum, eine zweite halbe dem Münchener Nationalmuseum. Königs schenkte den wichtigsten Teil seiner Sammlung der Nationalgalerie, Leipziger Kunstfreunde sicherten für ¼ Million Klingers Beethoven dem dortigen Museum. Zur Beurteilung von Schenkungen seien einige moderne Preise mitgeteilt: Böcklin, Meeresidylle 100000 Mk. Corot, Gardasee 184000 Mk. Degas, Rennbahn 20605 Mk. Lawrence, Mrs. Siddons 71400 Mk. Liebermann, Kleinkinderschule 32000 Mk. Manet, Port de Boulogne 28500 Mk. Millet, Landschaft 33300 Mk. Monet, Eisgang 20100 Mk. Schreyer, Araber 52000 Mk. Troyon, Wiese mit Herde 148400 Mk. Um Stiftungen in chronische Unterstützung zu leiten, sind nach dem Muster des Berliner Kaiser-Friedrich-Museumsvereins in Hannover und in Breslau ähnliche wohlthätige Institute gegründet worden. Das beste Satyrspiel dazu bleibt die bekannte Ablehnung der 100000 Mk. im Bayrischen Landtag für Ankäufe aus den Münchener Ausstellungen, die ein Reichsrat privatim gutmachen mußte. Gleichzeitig bewilligte das kleine Baden dieselbe Summe anstandslos für Staatsankäufe auf der Karlsruher Jubiläumsausstellung.

Wer über Museen 1902 schreibt, vergißt nicht das rührendste Denkmal einer mustergiltigen Anstalt und der ehrlichen Liebe ihrer Freunde. Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe, Brinckmanns berühmte Schöpfung, wurde 25 Jahre alt. Man schenkte ihm ein Lübecker getäfeltes Zimmer, das er nicht kaufen konnte, und legte ihm ein Buch hinein, wo vierzig beste Kenner ihr Fach im Brinckmannschen Museum abhandelten und alle zu dem Schluß kamen: du bist ein Prachtmensch und hast dir ein gutes Haus gebaut.

O. B.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. — Verlag von S. Fischer, Berlin.
Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Roack & Co.

www.libtool.com.cn

Romantische Liebe.

Unbekannte Briefe von Hector Berlioz an Mme. Estelle F....

Schon in ganz jungen Jahren wurde Hector Berlioz von dieser Liebe ergriffen, die ihn nie mehr verlassen sollte. Der Rahmen, in dem der erste Akt dieses geheimen Dramas sich abspielte, war das stille malerische Dorf Meylan. Dort wohnte sein Großvater mütterlicher Seite und der Knabe pflegte hier in Begleitung seiner Mutter und Schwestern stets einen Teil des Sommers zu verleben.

In Meylan sah Berlioz zum ersten Mal die schöne Estelle Gautier. In seinen Memoiren schildert er diese erste Begegnung mit dem jungen Mädchen „in den roten Lederstiefelchen" in rührender Weise.

Seine Liebe für „den Stern der Berge" verließ ihn nie mehr:

„Nein die Zeit ändert nicht daran" — schrieb er in seinen Memoiren — „andere Neigungen verwischen nicht die Spur der ersten. . . . Ich war dreizehn Jahre alt, als ich sie nicht mehr sah. . . . Zwanzig Jahre später, als ich aus Italien über die Alpen zurückkam, verschleierten sich meine Augen, als ich von ferne Meylan liegen sah und das kleine weiße Haus mit dem alten Turm. . . . Ich liebte sie noch. . . . Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß man sie verheiratet hatte. . . . Ich war nicht geheilt . . ."

Das letzte Kapitel seiner Memoiren schließt mit der ausführlichen Erzählung von seiner Begegnung mit Madame Estelle F.... in Lyon und der Wiedergabe mehrerer Briefe, die zwischen ihnen am Ende des Jahres 1864 gewechselt wurden. Berlioz bewahrte sein Lebelang eine tiefe Neigung für die Frau, die er als Kind geliebt hatte. Auf der letzten Seite seiner Memoiren spricht Berlioz davon, daß er ihr zuweilen schreiben, sie ihm antworten wird und er sagt: „Dann wird mein Himmel nicht mehr öde sein."

Dieser Briefwechsel zwischen Hector Berlioz und Madame F. wurde heilig aufbewahrt. Dank der Vermittelung des Herrn Kapellmeisters Edouard Colonne sind wir im stande die Briefe wiederzugeben in demselben Jahre, da man den hundertjährigen Geburtstag des Meisters feiern wird.

Gertrud Savić.

I.

Paris 4, rue de Calais.
Freitag, 30. September 1864.

Madame,

Ich hatte die Ehre, Ihnen vor drei Tagen einen langen Brief zu schreiben. Ich nahm mir gleichfalls die Freiheit, Ihnen drei Bände zu schicken. Ich hoffte, daß Sie mich gestern wissen lassen würden, ob Sie alles erhalten haben; aber auch heute bin ich noch ohne Antwort.

www.libtool.com.cn

Ich hat Sie — und ich bitte noch wieder eindringlich um die Erlaubnis, Ihnen dann und wann schreiben zu dürfen, und um die Versicherung, daß Sie geruhen werden, mir zu antworten. Ferner flehte ich Sie an, mir wenigstens einmal im Jahr einen Augenblick zu nennen, wo Sie mir gestatten wollen, Sie zu besuchen. Sie haben es mir schon in Lyon erlaubt, und sagten mir, um Sie in Genf zu finden, sollte ich nur an der Börse nach Ihrem Sohne fragen. Aber Sie sagen mir nicht, unter welchem Titel ich ihn finden kann. Ist er Wechselagent? Sagen Sie mir seine Beschäftigung — und wie kann ich übrigens Nachricht von Ihnen bekommen, wenn ich nicht einmal Ihre Adresse in Genf kenne.

Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, welche Qualen ich seit vierundzwanzig Stunden erdulde, Sie würden Mitleid mit mir haben.

Aber es ist jedenfalls nicht Ihre Schuld, — entweder ging mein Brief verloren, oder Sie sind noch auf dem Lande und mein Brief ist in Lyon liegen geblieben. Ich sende diesen, der größeren Sicherheit halber, an die Schwiegermutter eines meiner Freunde, sie wird Ihnen persönlich diese Zeilen überbringen.

Es ist unmöglich, daß Sie beschlossen hätten, mir mit verachtendem Schweigen zu antworten und mich zu behandeln wie einen Schuft, der Sie beleidigt hat.

Ich kann dem Bedürfnis nicht widerstehen, Sie noch einmal vor Ihrer Abreise in Lyon zu sehen. In wenigen Tagen kann ich mich frei machen und Paris verlassen.

Ein Wort, liebe gnädige Frau, ein einziges Wort. Ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, mich zu mißhandeln — ich vergehe vor Schmerz.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

II.

Paris, Freitag Abend, 20. Januar 1865.

O ja, ich wiederhole es: die Güte ist die Kardinaltugend! Aus Güte haben Sie mich mit so viel Nachsicht aufgenommen in Lyon — aus Güte schreiben Sie mir dann und wann — aus Güte ließen Sie mich ihren Sohn und seine Frau kennen lernen. Und Ihre erhabene Güte sandte mir heute Morgen Ihr Bild und einen langen, wundervollen Brief, auf den ich nicht gehofft hatte. Aus Güte auch — so hoffe ich — werden Sie später ein wenig Neigung fühlen für einen Menschen, der Ihnen so vollständig ergeben ist, — für den Sie ein lebendes Gedicht sind.

Und weil Sie so unendlich gut sind, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen einen Vorwurf mache. Sie thun Unrecht — und das steht nicht im Einklang mit Ihrem Charakter — so harte Ausdrücke mir gegenüber zu wählen, und mir zu sagen, daß gewisse Dinge, die ich Ihnen schreibe, weder wahr noch aufrichtig seien.

Liebe, gnädige Frau — dies wäre sehr schlimm, wenn ich nicht nach der nochmaligen Lektüre Ihres Briefes begriffen hätte, daß die Grausamkeit nur in den Worten lag, — und nicht in Ihren Gedanken!

Wie? es sollte nichts gewesen sein, als eine elende Komödie! Ich hätte schöne Phrasen gemacht wie ein Schauspieler . . . . wie . . . . Nein, nein Sie wissen nur zu gut das Gegenteil und gerade Ihre Vorwürfe beweisen es mir.

Sehen Sie, jetzt — jetzt bin ich gezwungen einen Strom zärtlicher, leidenschaftlicher Worte zu unterdrücken — und ich zwinge mich, um Ihnen nicht zu mißfallen . . . .

„Man" würde solche Ausdrücke lächerlich finden, wenn „man" sie hören würde.

www.libtool.com.cn

Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mein Lebelang dieses „man" bekämpft und verachtet habe?

Genug davon — — Ihr Wille geschehe! . . . .

Ihr begeisterter Brief hat mir um so wohler gethan, als ich seit 14 Tagen sehr viel gelitten habe. Ich mußte fast beständig das Bett hüten. Heute Morgen noch wollte ich umgehend Ihren Brief beantworten, aber die bösen Schmerzen, die mich bearbeiteten, haben es nicht erlaubt.

Heute Abend geht es besser und die dritte Lektüre Ihres Briefes hat mich fast geheilt für einige Stunden, ich benutze Sie um Ihnen zu schreiben.

Wie süß muß es sein für eine Frau, mit so viel Herz und Geist wie Sie, zu wissen, welch erhabenen Einfluß Sie auf eine Seele ausübt, wie viel gutes sie thun, wie viel Glück sie zu schaffen vermag und wieviel Schmerzen sie lindern kann.

Ohne Sie wäre die Welt heute öde für mich und die Kunst füllte sie nicht mehr aus.

Mit Ihnen ist mein Himmel nicht mehr dunkel — Sie sind mein leuchtender Stern — meine Stella.

Ach, ach, da verfalle ich wieder in den verpönten Stil. Verzeihen Sie mir, ich bin unverbesserlich, unvernünftig . . . . . oder viel mehr ich bin unverbessert . . . . . aber mit Ihrer freundlichen Hilfe muß ich ein anderer werden.

Ich will Ihnen gestehen, daß ich fast verwirrt bin von Ihrem langen Brief, es ist mir, als hätten Sie mich zu reich beschenkt. Ich fürchte, die Anstrengung hat Sie ermüdet. Zehn Zeilen hätten genügt, mich mit Freude zu erfüllen.

Wie Sie schreiben! Welch eine süße Echtheit. (O, nicht immer süß.) Welch reine Vernunft, welch natürlicher Stil!

Stellen Sie sich mein Entzücken vor, als ich dies entdeckte.

Als ich zu ihnen kam, um Sie zu sehen, da kannte ich Sie nicht von dieser Seite. Wie schrecklich, wenn Sie eine gewöhnliche, dumme Frau gewesen wären, wie es deren so viele giebt.

Was wäre daraus für mich entstanden? Wer kann es wissen? Ich will nicht daran denken.

Und nun dieser Zauber, dieses verhaltene Entzücken, das ich fühlen werde, wenn ich nach Genf komme, um Sie zu sehen und schöne Tage es uns ermöglichen, gemeinsame Spaziergänge zu machen.

Ich werde Ihnen Shakespeare vorlesen, von tausend Dingen werden wir reden, von denen ich sonst nur mit wenigen Menschen sprechen kann, — Sie verstehen, Sie fühlen, Sie erraten, weil weder Ihr Geist, noch Ihr Herz, je durch die Kleinlichkeiten dieser kleinlichen Welt verwirrt worden sind. Nun weiß ich es . . . . . ich brauchte nicht lange, um Ihr Inneres klar zu sehen. Ich halte einen Augenblick inne . . . . die Begeisterung übermannt mich . . . . die Freude überwältigt mich . . . . denn Sie sind meine Freundin — wenigstens in einem Sinne. Sie lieben mich nicht, aber ich liebe Sie — Sie wissen es — Sie hätten es immer ignorieren können, aber Sie dulden es.

O! nie mehr solche Grausamkeit, nicht wahr? Sie wissen ja, ich mache Fortschritte — ich kühle ab. . . . . .

Warten Sie, ich will Ihnen von dem Abend erzählen, den ich in der vergangenen Woche in den Tuileries verlebte — stehend in der Uniform der Akademie von neun Uhr bis Mitternacht. Man tanzte einer auf dem andern. Zwei Ballsäle — zwei rasende Orchester. Eine Masse häßlicher Frauen, ein Gedränge

von Männern, alle mehr oder minder dekoriert. Eifersüchtige Blicke im Vorübergehen, von denen, die nur ein Kreuz besaßen, auf die, welche fünf oder sechs hatten. Unterhaltung mit einigen Gelehrten. Da der Kaiser nicht erschien, konnte er mir nicht wie gewöhnlich die Hand drücken. Die Kaiserin hat wie stets sich streng abgeschlossen in ihren Sälen. Nichtssagender Abend — verlorene Zeit. Aber man mußte hingehen. Ich war nicht beim Empfang am Neujahrstage erschienen, ich fühlte mich zu krank — aber der Kaiser weiß, wer diejenigen sind, die bei seinen Zeremonien fehlen.

Heute schickte man mir eine amerikanische Zeitung, die einen sehr hübschen Artikel enthält über die Aufführung von meiner Ouverture „König Lear" in New-York. Man sandte mir ein Konzertprogramm aus Montpellier, wo man meine Ouverture von Waverley gespielt hat (das muß komisch gewesen sein). Uebermorgen führt man hier mit dem großen Orchester von Pasdeloup meine Ouverture „der Francs Juges" im Cirque de l'Impératrice auf.

Bei der Generalprobe vorgestern, so sagte man mir, haben die Musiker damit einen großen Erfolg errungen. Man hat in Kopenhagen das Scherzo der Fee Mab aus meiner Symphonie „Romeo und Julia" gespielt und das dänische Publikum hat ein da capo verlangt. —

Sie sprechen von meinen Memoiren. Ich werde sie drucken lassen, aber nicht, um sie bei Lebzeiten zu veröffentlichen.

Ich finde es nicht passend, daß ich selbst meine Zeitgenossen von gewissen Handlungen und Gefühlen unterhalte. — Aber sobald ich Ihnen ein Exemplar schicken kann, wird es geschehen. Es wird das einzige sein, welches an der Auflage fehlen wird.

Was soll ich Ihnen sagen? Ich lese zum vierten Mal Ihren Brief. Lassen Sie mich Ihre rechte Hand küssen, die ihn geschrieben hat.

Ist es gestattet, daß ich Sie bedaure wegen Ihrer neuralgischen Kopfschmerzen? Sie leiden vielleicht mehr als ich — allein, ich hoffe, es ist nicht so.

Sie glauben, daß Ihr Bild Ihnen gleiche . . . . .

Ja, soweit eine kleine Photographie ähnlich sein kann.

Ich schicke Ihnen die meine, aber in großer Ausführung.

Adieu Madame. O! daß Sie so fern sind!

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

Nota. — In diesem Augenblick benachrichtet man mich, das M. Casparini, ein Kritiker und einer meiner begeistertsten Anhänger, am Sonntag, um 3 Uhr, einen öffentlichen Vortrag über meine Trojaner halten wird. Also genau zur selben Zeit, wo man im Cirque die „Francs Juges" spielen wird. Wie wird das Publikum das aufnehmen?

Ich werde weder ins Konzert noch in den Vortrag gehen. Ich werde an Sie denken und wieder Ihren Brief lesen.

Adieu, liebe, gnädige Frau.

III.

Freitag Abend, 16. Februar 1865.

Ich grüße Sie, liebe, gnädige Frau. Ich grüße Sie!

Wie fühlen Sie sich bei dieser Kälte, diesem Schnee, diesen eisigen Winden, die freilich in Ihrer, den Alpen so nahe gelegenen Stadt noch viel schlimmer sein müssen, als bei uns.

Ich denke viel an Ihr Heim, ohne mir ein richtiges Bild davon machen zu können. Garnicht — oder wenig ausgehen können in Genf, das muß traurig sein.

Beschäftigen Sie sich mit dem kleinen Mädchen von Frau Susanne? Lesen Sie viel, oder haben Sie nur mit den eigenen Gedanken zu thun?

Sie besitzen so viel Philosophie, daß Ihre Gespräche mit sich selbst an Gedankenreichtum überfließen müssen. . . . .

Zürnen Sie mir nicht zu sehr, wenn ich Ihnen gestehe, daß sich in meine Gefühle für Sie nun noch eine lebhafte Bewunderung mischt.

Ihr Geist ist von einer wunderbaren Einfachheit und Sie scheinen sich dessen kaum bewußt zu sein.

Ich verdanke Ihnen eine neue Freude — eine Entdeckung, die ich machte: Ihr letzter Brief beweist mir, was ich ahnte — — Sie haben kein Vertrauen zu sich selbst — eine seltene Bescheidenheit. Sie findet sich auch wirklich nur bei solchen Menschen, die keinen Grund dazu haben.

O, warum darf ich nicht zu Ihren Füßen knieen, und Sie bitten, diese unberechtigten Befürchtungen zu verjagen.

Sie scheinen nicht zu ahnen, daß manche Seiten Ihrer Briefe einen wahrhaft literarischen Wert haben.

Wenn Sie die ersten Briefe auch — und dessen bin ich mir bewußt — in großer Selbstverleugnung geschrieben haben, so bin ich Ihnen doch umso dankbarer dafür.

Ich möchte ein großer Schriftsteller sein, um Ihnen ausdrücken zu können, wie sehr ich von dieser Dankbarkeit durchdrungen bin.

Aber, was mich anbelangt, so finde ich, sobald ich mit Ihnen spreche, daß unsere Sprache — (dies ist ein Wort des großen Kaisers) „bettelarm" ist.

Vielleicht habe ich Unrecht, Ihnen heute zu schreiben . . . . . es ist zu früh. Seien Sie nachsichtig, ich konnte nicht länger widerstehen . . . . . Ich denke nur an Sie — ich höre und sehe nur Sie. — Und ich bin allein — sehr allein — ich habe nicht einmal Briefe von meinem Sohn, denn er ist auf dem Meere.

Acht Tage mußte ich das Bett hüten. — Die Homöopathie, die Sie mir rieten, hat nicht mehr Erfolg gehabt, wie ihre ältere Schwester. Ich glaube nicht mehr an die Medizin und an die Aerzte — und allerdings an die noch am allerwenigsten.

Ich beschäftige mich jeden Tag ein wenig mit der Korrektur meiner Memoiren, von denen ich Ihnen ein Exemplar bringen möchte.

Es ist eine langwierige Arbeit, die mir noch viel unangenehmer wäre, wenn nicht im Laufe des Buches so viel von Ihnen die Rede wäre. Welches Verhängnis hat mich mein Lebelang von Ihnen fern gehalten. . . . . Aber zwanzigmal hätte ich sterben können, ohne Sie wieder zu sehen, ohne Ihnen mein Herz ausschütten zu können . . . . . und Sie gestatten, daß ich Ihnen schreibe — zuweilen bekomme ich Briefe von Ihnen und Sie verzeihen mir, daß ich mich mit Ihnen beschäftige. . . . .

O! das ist ein Glück, das ich mir nicht träumen ließ.

Es ist, als kämen Virgil, Shakespeare, Gluck und Beethoven zurück auf diese Welt und sagten mir alle vier:

— „Du hast uns verstanden und geliebt — komm her, daß wir dich umarmen."

Ja, so ist es für mich — — — ein großes, unaussprechliches Glück!

Ich erzählte Ihnen in meinem letzten Brief, daß man im „Cirque" meine Ouverture der „Francs Juges" aufführen, und daß Casperini einen Vortrag

über meine Oper „die Trojaner" halten würde. Außerdem sprach M. Deschanel in einem andern Saal über Romeo und Julia von Shakespeare, bei welcher Gelegenheit er meine große Symphonie mit den Chören, die dasselbe Thema behandelt, erwähnte.

Die beiden Redner ernteten großen Beifall.

Was die Ouverture betrifft, so hat sie einen förmlichen Aufruhr angestiftet.

Nach den letzten Takten brach ein ungeheurer Beifallssturm los und nach der dritten Salve verfehlten meine getreuen Zischer nicht, ihrer Gewohnheit gemäß, heftig zu pfeifen, was zur Folge hatte, daß der Beifall von neuem losbrach. Viertausend Hände klatschten mit Raserei — man schwenkte mit Taschentüchern und Hüten. Der Cirque bot ein seltsames Schauspiel.

Als ich heraustrat, hielt man mich an auf den Boulevards — Unbekannte ergriffen und drückten meine Hände — Damen ließen sich mir vorstellen und machten mir Komplimente. — Eine sagte mir: „Welche Verve, Meister, welche Erfahrung der Instrumentation liegt darin! O! man fühlt, daß es Ihr jüngstes Werk ist."

„Leider, Madame" — erwiderte ich — „wurde dieses Werk schon vor siebenundzwanzig Jahren geschrieben — es ist mein erstes Instrumentalwerk."

— Sehen Sie, teure Freundin, das ist das Pariser Publikum. Es sind Leute darunter, die nichts von einer Sache verstehen, die sie doch vorgeben zu lieben.

Für sie schreibt man in die Luft, oder mindestens auf Sand.

Der Zweck meiner drei erbitterten Zischer ist keineswegs der, das Publikum anzufeuern — sondern lediglich, damit die feindlichen Zeitungen sagen können: — Da und dort wurde ein Stück von M. Berlioz aufgeführt. Es wurde ausgepfiffen. — Es ist wahr und der Zweck ist erreicht.

Ich werde vermutlich nie erfahren, wodurch ich mir diesen treuen Haß zugezogen habe, der sich seit zwei Jahren in der Oper, im Theatre lyrique, im Konservatorium — kurz überall zeigt.

Ich wollte diesem Konzert nicht beiwohnen, aber der Kapellmeister bat mich so sehr, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte.

Ich hatte mehrere Zeitungen zurückgelegt, die von der Sache sprechen, mit der Absicht, sie Ihnen zu senden, aber nach näherer Ueberlegung erschien es mir doch gefährlich, diesem Wunsche nachzugeben.

Ich habe nicht an dem Ball teilnehmen können, den der Prinz Napoleon kürzlich gab. Ich war zu leidend. Der Kaiser ist dort gewesen und diesmal hätte ich mich ihm sicher nähern können.

Ich wollte ihn um ein Exemplar von „Das Leben Caesar's" bitten, welches demnächst erscheinen wird — er hätte es mir sicher gegeben.

Dieses Buch erregt im höchsten Grade das Interesse des Publikums. — Ich wette, daß es schön ist. Er hat mindestens zehn Jahre daran gearbeitet.

Adieu Madame! Daß alle Engel des Himmels Ihr gutes Herz segnen mögen, für Ihre wunderbare, edle Einfachheit, für Ihren nachsichtigen Geist, für Ihre göttliche Bescheidenheit, und für alles, worum ich Sie bewundere und Ihnen ergeben bleibe bis zum Tode.

H. B.

P. S. — O.! Welch herrlicher Abend es war, Ihnen hier am Kaminwinkel schreiben zu können.

Ich leide fast garnicht mehr. Sie haben Berge von Schmerzen von meiner Seele genommen.

www.libtool.com.cn

IV.

Paris, 22. März 1865.

Gnädige Frau — Sie Liebe, tausendmal Liebe, lassen Sie mich Ihnen gleich danken für Ihren entzückenden Brief, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihre einfache, sanfte Philosophie bewundere.

Sie haben eine klare Seele und ein Herz, welches das Böse nicht kennt. Ihre so wohlthuende Ruhe flößt mir Respekt ein — da ich selbst so ruhlos bin.

Wenn ich Ihnen heute schreibe, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich tief traurig bin, aber, daß ich Ihnen meine Traurigkeit beichten darf, wird sie etwas mildern.

Ich glaube mit Ihnen zu sprechen, Ihre Stimme zu hören und ich ergebe mich Ihren liebevollen Vernunftsgründen.

Der reine Menschenverstand hat große Macht auf gerade Gemüter, wenn er nicht eintönig ist, wie es nur zu oft vorkommt bei einem harten Herzen.

Welch bewundrungswürdige Frau Sie sind. Ich fühle, daß mein Gefühl für Sie noch gewachsen ist.

Seien Sie nicht böse, wenn ich es Ihnen sage, — es ist stärker als alle guten Vorsätze — stärker als mein Wille — stärker selbst, als die Furcht Ihnen zu mißfallen . . . . Was kann ich mehr sagen, um Ihre Nachsicht zu erlangen?

Ihre traurigen Betrachtungen über das Leben — Betrachtungen, die ich mir selbst zu jeder Stunde mache — haben mich dennoch peinlich ergriffen.

Und doch sind sie leider nur zu gerechtfertigt und wahr. Aber mein Geist lehnt sich dagegen auf . . . . . Was thun? . . . Ich soll nicht lieben, nicht bewundern dürfen? — Ich müßte also beklagen, Ihnen je begegnet zu sein, Sie zu kennen? Nein, nein lieber will ich leiden . . . . . .

Ich halte einen Augenblick inne . . . .

Geben Sie mir Zeit . . . . . .

Wenn ich in diesem Augenblicke Ihre Hand hielte, wie ich sie eines Tages gehalten habe, so würde ich wohl einschlafen, wie man nach großen physischen Schmerzen einschläft, wenn sie überstanden sind.

Sie sollen nicht bereuen, mich veranlaßt zu haben, meine Memoiren zu beenden, um sie dann drucken zu lassen. Mir selbst liegt sehr viel daran, daß Sie sie lesen. — Dennoch werden Sie vielleicht manches darin finden, woran Sie Anstoß nehmen werden. Ich habe mit absoluter Offenheit geschrieben. Ich glaube nicht, daß ich jemals posiert habe. Sie werden mich darin finden, wie ich war — wenn nicht, so wie ich bin . . . ach es ist traurig . . . .

Mein Drucker bringt mich so nach und nach um . . . . er hat noch nicht ein Drittel seiner Aufgabe beendet, er verspricht, was er nicht hält und ich sehe, es können noch vier Monate vergehen, bis ich Ihnen ein Exemplar bringen kann.

Ich fing meine Memoiren in London im Jahre 1848 an und seitdem habe ich stets an dem Stil und an dem Gang der Erzählung retouchiert. Ich bin überzeugt, meinerseits alles gethan zu haben, damit es gut ausfallen möge. Ich kann nicht besser schreiben. Wenn etwas darin wirklich ganz gelungen ist, so sind es jene Seiten, die Sie betreffen.

Ach ich habe Sie sehr geliebt, Madame, und ich liebe Sie noch und Sie haben mir nie ein Leid zugefügt. Ihr Bild ist rein in meinen Gedanken geblieben und wenn Sie mein Buch lesen, so werden Sie begreifen (daran zweifle ich nicht), was so viele andere nicht verstehen werden.

Ich wollte, daß ich später eine große Berühmtheit erreichte, nur damit Sie meinen Bewunderern teuer seien. O! Den Deutschen werden Sie besonders teuer sein: denn in ihrem Lande giebt es noch ein Leben der Seele.

www.liptool.com.cn

Adieu liebe gnädige Frau, ich schreibe Ihnen in einigen Wochen, an einem Tage, wo ich mich weniger bedrückt fühlen werde und gebe Ihnen dann einige musikalische Neuigkeiten. Ich wünsche Ihnen Glück zu ihrem schönen Wetter. Hier friert es „Stein und Bein", überall sieht man Eis.

Der Ihrige für immer

H. Berlioz.

V.

27. April 1865.

Vielliebe, teure, gnädige Frau, ich kann dem Bedürfnis, Ihnen zu schreiben, nicht länger widerstehen: verzeihen Sie mir, wenn ich diesem Verlangen heute nachgebe. Betrachten Sie diese meine Schwäche, Sie zu langweilen, wie den Wunsch eines Kranken und gegen Kranke ist jedermann mehr oder minder nachsichtig, nicht wahr?

Und Sie sollten es nicht sein? Sie, die so gütig sind — nein, mir ist nicht bange.

Ich habe so viel leiden müssen in diesen letzten Wochen! Mein Sohn kam vor einem Monat aus Mexiko zurück, und da er nicht noch einmal Urlaub bekommen konnte, bat er mich nach Saint Nazaire zu kommen. Ich ging, aber in Nantes bekam ich einen so heftigen Anfall, daß ich, als ich schließlich bei meinem Sohn anlangte, drei Tage das Bett hüten mußte. Der arme Junge war untröstlich, daß er mich hatte kommen lassen. Und seitdem habe ich fürchterliche Tage und Nächte durchgemacht.

Da nahm ich die Feder und schrieb an Sie. Aber ich war in einem solchen Zustand der Ueberreizung, meine Gefühle für Sie brachen so ungestüm hervor, daß ich sah, es wurde einer jener schlimmen Briefe, die Ihnen mißfallen.

Auch heute noch .... obgleich ich mich mehr in der Gewalt habe .... brauche ich gewisse Worte nur mit höchster Willensanstrengung: — „liebe, gnädige Frau!" wie klingt das kalt und ceremoniell! So würde ich an eine beliebige Dame schreiben!

Ich bin in Verzweiflung! Die Zeit entflieht und trägt uns alle Beide mit fort und ich fürchte, Ihre Freundschaft für mich macht keine Fortschritte! Ich bin nichts mehr für Sie, als ein Mensch, der Sie mit seiner Verehrung langweilt, dessen leidenschaftliche Ergüsse Sie aus reiner Seelengüte über sich ergehen lassen .....

Aber Sie kennen mich so wenig. O! mit welcher Ungeduld erwarte ich den Monat September, um Ihnen den Band meiner Memoiren bringen zu können, damit Sie mich besser kennen lernen!

Der Drucker hat leider erst die Hälfte seiner Arbeit erledigt.

Alles das schrieb ich ohne Ihren Einfluß, und ich ahnte nicht einmal, daß Sie je diese Seiten erblicken würden.

Ich bin glücklich, daß Sie den Wunsch haben, sie zu lesen — es macht mich unsagbar froh und stolz! Ja, ja es ist wahr, ich berausche mich an dem Gedanken, daß Sie es waren, Sie, die den Wunsch aussprachen, mein Leben kennen lernen zu wollen.

Sofort habe ich die Arbeit zum Buchdrucker getragen, aber er hat mich getäuscht — er braucht gerade noch einmal so lange, als er mir anfangs sagte, um diese Arbeit zu vollenden. Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich Ihnen das Manuskript gegeben haben.

Aber dafür werden Sie es dann auch um so leichter lesen.

Ich feile an dem Stil und denke daran, daß Sie die Erste sind, die dieses Buch lesen werden. Mir ist, als hätte ich es erst jetzt geschrieben, obgleich ich es schon im Jahre 1848 in London angefangen habe.

Zum mindesten muß es Sie interessieren, die leuchtenden Spuren zu verfolgen die Sie in dieser Existenz gelassen haben — Sie meine Stella, zu der ich auf den Knieen bete — schweigsame Stella .... (Verzeihen Sie, daß ich die lateinische Uebersetzung Ihres graziösen Namens gebrauche): ich habe mir in meinem Buch oft die Freiheit genommen! Bald nenne ich Sie auf lateinisch — Stella montis (den Stern der Berge), bald auf italienisch — Stella del monte. Denn Sie waren, Sie sind der Stern, der an meinem Himmel strahlt! .... Stella montis, süße, harmonische Worte! .... O! ich bitte Sie zeigen Sie Ihrer Schwiegertochter nicht diesen Brief: es gäbe ihr Stoff zum lachen und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß man lacht über etwas, was Sie betrifft!

Es giebt Augenblicke, wo ich der Versuchung kaum widerstehe, Ihnen ein symphonisches Gedicht zu schreiben. Durch das Orchester allein vermöchte ich auszudrücken, was ich fühle. Aber die physischen Schmerzen lähmen meine Kräfte und ich will mich nicht dem aussetzen — gerade in diesem Falle am allerwenigsten, etwas mittelmäßiges zu schaffen.

Es ist zu spät ... ein thörichter Wunsch!

Uebrigens, viele Passagen in meinen früheren Werken, in: „Harold" „In Italien", und in der — Symphonie fantastique — entstanden aus meinen Erinnerungen an den Stern, den sanften blauen Stern der Berge, der mir an dem Morgen meines Lebens strahlte. Das werde ich mir wieder und wieder sagen und Gott bewahre mich vor musikalischem Quatsch!

Um zu Ihnen zu singen, müßte ich ganz davon inspiriert sein. Aber die Musik lebt nur von Kontrasten und ich sehe keine in einem musikalischem Epos, dessen Muse Sie gewesen wären.

Nie haben Sie mir ein Leid zugefügt. Niemals trat Ihretwegen der Schatten eines bitteren Gefühls in meine Seele und, wenn ich in allen Tönen in den undenkbarsten Variationen meine Verehrung und Begeisterung gesungen hätte, und hätte den Himmel, an welchem meine Stella strahlt in den glühendsten Farben geschildert und die Landschaft, die Ihr Auge erhellt und Ihr Fuß ehrend betritt — (um mit La Fontaine zu reden) so mußte ich immer wieder dasselbe sagen, immer wieder .....

Hier muß ich mich unterbrechen, denn die Schmerzen kommen wieder ....

Vierundzwanzig Stunden sind verstrichen, ich leide viel weniger und bin von neuem zu Ihren Füßen ....

In einem Ihrer letzten Briefe sprechen Sie von einem Ihrer Söhne, der zum Notar ernannt worden ist. — Der andere, welchen ich kenne, scheint Sie sehr zu lieben und er ist Ihnen so ähnlich! ....

Was machen Sie mit diesen schönen Tagen, die uns spät, aber doch endlich kommen? „Beehren" Sie viel die Umgegenden von Genf? Ich bin überzeugt, da ist nichts, was dem kleinen Hause der Frau Gautier in Meylan gleicht .... Wäre ich reich, so hätte ich längst die Villa und die umliegenden Berge gekauft, um Sie Ihnen als Strauß zu bieten ....

O! nicht reich zu sein! Das ist noch einer dieser Schrecken!

Immer nur die allergewöhnlichsten, nötigsten Bedürfnisse befriedigen zu können.

O! könnten die Menschen meine Gefühle für Sie in ihrer ganzen Allgewalt erfassen, sie würden Millionen hingeben, um dasselbe zu fühlen.

Adieu Madame. Alles was eine menschliche Seele je an Anbetung empfunden hat, sende ich meiner Stella und ich bitte sie, es gnädig aufzunehmen und sich nicht zu verschleiern. Adieu.

H. Berlioz.

Sonnabend Morgen.

Ich habe den Brief wieder geöffnet, ich hatte das Bedürfnis noch mit Ihnen zu sprechen. Aber was soll ich Ihnen sagen? Es ist mir nur, wenn ich diesen Brief noch zurückbehalte, als wäre ich einige Stunden weniger allein. Mein Herz ist so erschüttert — ohne Grund! Ich sehe Sie, als ob Sie hier wären. Die Sonne erinnert mich an Meylan . . . Aus der Ferne höre ich ein Klavier: diese monotonen Akkorde wecken Erinnerungen in mir von Festen in Rußland und Ungarn . . . ich sehe den nächtlichen Reigen von Helmen, goldenen Epauletten und blitzenden Diamanten, ich höre die lockende Ballmusik . . . und nun dieser bittere Kontrast.

Muß ich sterben? muß ich Sie auf der Erde zurücklassen! Verzeihung, ich bin verrückt!

Da schickt mir mein Drucker zwei Seiten und schwört, daß er die verlorene Zeit einholen wird. Das bringt mich Ihnen näher — ich kann also hoffen, daß im August alles fertig sein wird. Aber das ist immerhin noch sehr lange. Ein Monat vergeht so langsam und die Sense des Todes rafft unberechenbar und unerbittlich . . . Daran denken Sie Stella. Eine Zeile, ein Wort von Ihrer — mano piotosa, das Ihre Seele diktierte, würde mich neu beleben.

Nun, nun, vernünftig Alter — — schon zu lange habe ich Ihre Güte in Anspruch genommen.

Musikalische Nachrichten (um kalt und sachlich zu reden):

Kürzlich aufgeführt wurden: zehn Sätze aus „Faust's Verdammnis" und die Ouverture vom „Carneval romain" beides in Lüttich. In Berlin — „die Flucht nach Egypten" — in Wien — „König Lear" — und in Leipzig — „La Captive."

Das ist alles, was ich weiß.

Ihre Hand! Ihre Hand!

Ich werfe mich zu Ihren Füßen nieder, liebwerte Frau.

Adieu.

Hector Berlioz.

VI.

Paris, den 8. Mai 1865.

Sie haben mich gescholten, meine liebe gnädige Frau und Ihre Vorwürfe sollen nicht nutzlos gewesen sein. Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht wieder in meinen alten Fehler zurückfallen werde.

Ich verstehe, daß solche Herzensergüsse Ihnen als das Erzeugnis eines fatalen Gesundheitszustandes erscheinen. — Wenn ich sie Ihnen anders erklären wollte, liefe ich Gefahr, noch wieder in eine Sprache zu verfallen, die Sie mißbilligen würden. Aber bedenken Sie bitte, daß ich durchaus keine Ahnung davon hatte — nicht haben konnte —, welch schlechten Eindruck Ihnen mein Brief machen würde . . . . wie konnte es mir einfallen, Ihr Mißfallen erregen, oder Sie beleidigen zu wollen?

Dennoch finde ich in Ihren Zeilen einen Ton von Unzufriedenheit — ja fast Zorn, der mir sehr weh gethan hat. Drohen Sie mir nie mehr, mir nicht wieder schreiben zu wollen . . . das ist zu viel . . . .

Und Ihre angeborene Güte siegte . . . Sie geruhten, mich von Ihrer Reise zu benachrichtigen, und mir den Ort zu bezeichnen, wohin ich Ihnen während ihrer Abwesenheit von Genf schreiben darf.

Tausend, tausend Dank für diese letzten Zeilen: „Seien Sie vernünftig, dann sind Sie mir angenehm." . . . Nochmals Dank! Ich werde alles thun, um dahin zu gelangen, — zweifeln Sie nicht daran, sondern sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben haben . . . . .

Ich muß Gewißheit haben, daß mir vergeben ist . . . Verzeihung — Verzeihung, ich fühle mich sehr elend — krank.

Und nun muß ich Ihnen etwas mitteilen, was Sie bisher nicht wußten:

Am Ende meiner Memoiren schrieb ich diesen Satz:

— Ich besuchte Madame F . . . (denn warum sollte ich Sie nicht nennen? meine ehrfurchtsvolle Verehrung ist keine Beleidigung).

Und von dieser Seite ab, bis zum Schluß, habe ich fortgefahren, Ihren Namen zu nennen.

Werden Sie es mir gestatten, oder mißfällt es Ihnen? Bedenken Sie, daß man dieses Buch erst lesen wird, nachdem wir beide schon mehrere Jahre aus dieser Welt verschwunden sind.

Aber wie auch immer Ihre Entscheidung sein mag, ich muß sie wissen und werde danach mich richten. Dieser Teil des Manuskriptes ist noch nicht gedruckt und wie schwer es mir auch fallen würde, ihren Namen ausstreichen zu müssen, — wenn Sie es verlangen, wird es geschehen.

Ich warte den Monat September ab, um Ihnen in Genf einen Besuch zu machen. Bis dahin werden Sie ohne Zweifel der Sorgen und Mühen ledig sein, welche Ihnen das Wochenbett Ihrer Frau Tochter bringen wird. . . . Ich für mein Teil werde mich hoffentlich weniger elend fühlen und folglich eher im stande, keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Sie sollen sehen, ich werde sogar heiter sein.

Sagen Sie M. und Madame F . . . meinen Dank für die freundlichen Grüße, welche sie mir durch Sie sandten.

Ja, ich bedarf, wie Sie sagen, eines guten Arztes. . . . Ich hoffe er schickt mir eine beruhigende Dosis mit dem Poststempel: „Saint Symphorien" . . .

Adieu Madame.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

VII.

Paris, 16. Mai 1865.

Die beruhigende Dosis, die mein guter Arzt mir aus St. Symphorien schickte, hat die vortrefflichste Wirkung gehabt.

Es ist herrliches Wetter heute — und ich habe es bemerkt — das ist eine Seltenheit. Ich hoffe, daß die Sonne auch Ihnen lacht und daß Sie sich wohl genug fühlen, um einige angenehme Ausflüge in die Umgebung Ihres neuen Wohnsitzes zu machen. Ich kenne St. Symphorien gar nicht — ist es eine kleine Stadt — ist es nur ein Flecken — ein Dorf? Sie werden mir das erzählen, wenn Sie aus der Schweiz zurückkommen; denn vorher erwarte ich keine Nachrichten. Sehen Sie wie vernünftig ich bin. . . .

www.libtool.com.cn

Diese wenigen Zeilen sollen nur den Zweck haben, liebe gnädige Frau Ihnen zu zeigen, wie prompt ich gehorche.

Ich füge mich Ihrem Willen: Ihr Name wird aus dem Manuskript verschwinden und nicht einmal die Setzer sollen ihn sehen.

Vielleicht haben Sie recht. Und dennoch, trotzdem es mir eine Art Freude gewährt, etwas zu vermeiden, was Ihnen unangenehm sein könnte, fühle ich einen geheimen Kummer, den ich mir selbst nicht ganz erklären kann.

Das menschliche Herz ist ein schwer zu entzifferndes Rätsel.

Die Gefühle, die es birgt sind unergründlich und so verschlungen, daß man ihnen nicht zu folgen vermag.

Aber das ist wahr und ich muß es Ihnen sagen — seitdem ich Ihren Brief bekommen habe, leide ich garnicht mehr. Ich werde sogar ausgehen, Sie haben mich geheilt. Schon seit langer Zeit habe ich nicht mehr so frei geatmet! Und was man auch sagen mag, physische Schmerzen sind ein schreckliches Ding.

O mein kluger Arzt!

Nun gehe ich — ich werde einen offenen Wagen nehmen und mich zu den Champs Elysées führen lassen. Ich werde mir sogar den Luxus einer Cigarre gestatten und an Sie denken und leise, ganz leise mit Ihnen sprechen.

Ich bin ein großer Narr nicht wahr? O! nein — mit der Narrheit ist es nicht weit her!

Immer, immer der Ihre, meine liebe, gnädige Frau

Hector Berlioz.

VIII.

30. Juni 1865.

Liebe gnädige Frau!

Heute sind es ein und ein halber Monat, daß ich keine Nachrichten von Ihnen bekommen habe . . . ich bin sehr in Unruhe. . . . Sie müssen doch schon lange wieder in Genf sein und Ihre Frau Schwiegertochter in Amsterdam. Seien Sie so gut und schreiben mir ein Wort, wie es Ihnen und den Ihren geht.

Aber schelten Sie nicht, wenn ich mich — wie ich hoffe — unnötigerweise beunruhige (sic). Wenn Sie wüßten, was es mich gekostet hat, bis heute zu warten und mir jeden Tag wieder zu sagen: Nur noch bis morgen! vielleicht bekomme ich einen Brief. Geduld! Geduld!

Ihnen ist doch nichts unangenehmes in Saint-Symphorien oder in Lyon passiert?

Also seien Sie gut wie gewöhnlich und beruhigen mich durch einige Zeilen.

Ihr stets ergebener

H. Berlioz.

IX.

Paris, Montag 17. Juli 1865.

Ach! endlich, endlich behandeln Sie mich wie Ihren Freund, denn Sie beeilen sich, mir ein freudiges Ereignis, was Sie betrifft, mitzuteilen. Ich danke Ihnen liebe gnädige Frau, ich drücke Ihre Hände in unaussprechlicher Zärtlichkeit . . .

Ihrem Sohn und seiner reizenden Frau meinen herzlichsten Glückwunsch, ich hoffe beide sind überzeugt von meiner aufrichtigen, innigen Teilnahme an

ihrem Glück. Ich habe Ihnen in den letzten Tagen nicht geschrieben, weil ich vor Schmerzen ganz verdummt war. Und dann diese unüberwindliche Traurigkeit, mit der ich Sie nicht quälen will.

Mein Sohn kann noch immer keinen Urlaub bekommen — ich fühle mich so einsam; denn meine arme alte Schwiegermutter zählt kaum für mich.

Aber der Augenblick rückt heran, wo ich das Glück haben werde, Sie zu sehen und ich hoffe, Ihre Gegenwart viel mehr noch als die gesunde Luft Ihrer Berge und der erquickende Anblick Ihres schönen Sees wird mir frischen Lebensmut geben.

Im Conservatorium beginnen die Ferien (sic) in der ersten Hälfte des kommenden Monats; ich könnte also dann Paris verlassen, ohne Urlaub zu verlangen.

Der Druck der Memoiren ist endlich fertig; jetzt ist man dabei, all diese Blätter zu heften und zu broschieren, um die Bände zu machen. Ich weiß nicht wie lange Zeit noch darüber hingeht. Dann muß ich diese 1200 dicken Bände unterbringen und das wird keine kleine Arbeit sein. Glücklicherweise habe ich in der Bibliothek des Konservatoriums ein ziemlich großes leeres Zimmer, dort werde ich diese Auflage deponieren.

Also bald bringe ich Ihnen das Exemplar, was ich von diesem geschichtlichen Roman, oder vielmehr von dieser romantischen Geschichte absondern werde. Vielleicht werden Sie es streng verurteilen. . . . Sie finden mich darin so wie ich war, so wie ich bin. . . .

Es mag sein, daß ich darin zuweilen Ihre Anschauungen verletze — vielleicht wird Ihnen die Kongruenz mancher Ereignisse unmöglich erscheinen. . . .

Aber dennoch ist alles das nicht minder wahr und unverfälscht.

Uebrigens werden Sie im Laufe meiner Erzählung sehen, daß es mir fern lag, irgend welche Effekte erzielen zu wollen.

Und wohlverstanden — nicht wahr meine liebe gnädige Frau — Sie geben diesen Band nicht aus Ihrer Hand? Und schelten Sie mich nicht wegen der Gefühlsausbrüche, die Ihnen gelten, denn ich sprach nicht zu Ihnen und Sie sind nicht genannt; als ich das schrieb, dachte ich nicht einmal daran, daß Sie es je lesen würden.

Adieu liebe gnädige Frau, adieu, oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen.

H. B.

X.

Paris, den 29. Juli 1865.

Liebe gnädige Frau!

Nur einige Zeilen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihnen soeben per Bahn den Band meiner Memoiren gesandt habe.

Ich kann nicht vor dem 14. oder 15. nächsten Monats nach Genf abreisen, mein Sohn meldet mir seine demnächstige Ankunft. Ueberdies werde ich mal wieder hart heimgesucht von meiner schrecklichen Krankheit und ich muß erst Kräfte sammeln für die Reise.

Ich mache Sie aufmerksam auf ein kleines Bandbuchzeichen in den Memoiren. An dem einen Ende befindet sich ein Bruchteil Granit. Es ist dies ein Stückchen von dem Felsen, auf den ich Sie steigen sah, als Sie 18 Jahre alt waren. — Vergebens habe ich den Felsen gesucht bei meiner Pilgerfahrt nach Meylan im Jahre 1848, aber im vergangenen Jahre fand ich ihn wieder. Sie finden die Geschichte von dieser Forschung an zwei Stellen in den Memoiren.

www.libtool.com.cn

Lachen Sie meiner nicht, ich bitte Sie . . . . mir fehlt die Kraft um Ihnen mehr zu sagen. Ich bin aufgestanden und ging ins Institut, (von woaus ich Ihnen schreibe) um ein neues Mitglied zu wählen. — Der Kopf schwindelt mir. . . . . .

Adieu liebe gnädige Frau,

Ihr immer ergebener

H. B.

P. S. Ich hoffe, die junge Kranke ist nunmehr in der Besserung.

XI.

Genf, 21. August 1865.

Liebe gnädige Frau!

Bitte haben Sie die Güte und schicken mir Ihren Band zurück; er enthält eine beträchtliche Anzahl Fehler und wenn ich sie heute bei Ihnen verbessern wollte wäre ich entschieden zu zerstreut. Ich bringe ihn heute Nachmittag wieder mit.

Ich muß Ihnen noch danken, Sie haben mir gestern eine große Freude verursacht. Ich hatte eine unbestimmte Furcht, daß mein Bild in irgend eine Schieblade verbannt worden sei . . . aber Sie haben ihm den Ehrenplatz gegeben.

O! Sie haben eine himmlische Güte, liebe einzige, angebetete „Freundin"!

Ich gebe Ihnen hier zum ersten Mal diesen Titel.

Werden Sie den Mut haben, mich ob dieser Kühnheit zu schelten?

Nein nicht wahr?

XII.

Wien, Hallenplatz.

Mittwoch, 30. August 1865.

Mein lieber Arzt, Sie haben diesmal einen Abstecher in das Gebiet der Chirurgie gemacht, indem Sie eine Operation vornahmen, die leider geglückt ist.

Sie haben eine Idee ausgerottet, die ich nicht einmal ausgesprochen hatte, aber die Sie erraten haben. Doch während der Operation sahen Sie böse und unzufrieden aus.

Ist es meine Schuld, wenn der keusche Ergeiz, sich in mein Herz gestohlen hatte, den Rest meines Lebens an Ihrer Seite zu verbringen? Der Rausch, den Ihre Gegenwart auf mich ausübte, gebar diesen Wunsch; ich bin es noch nicht gewöhnt, Sie zu sehen und die Furcht vor dem Augenblick des Abschiednehmens machte mich vollends verwirrt. Aber nun ist es aus.

Lesen Sie die letzten Seiten meiner Memoiren, dort werden Sie sehen, daß meine süßesten Hoffnungen seit langem in den Grenzen eingeschlossen sind, die Sie selbst Ihnen neulich angewiesen haben: Sie zuweilen sehen, einige Briefe mit Ihnen tauschen dürfen, mir Ihr Interesse, Ihr Wohlwollen zu bewahren — das ist alles (und das sind Ihre eigenen Worte).

Ich werde nie mehr aus diesem Kreis heraustreten. Zwei oder dreimal im Jahre, werde ich kommen und Sie in der Nähe verehren und während 24 Stunden Sie sehen, Sie hören, dieselbe Luft mit Ihnen atmen; dann werde ich nach Paris zurückzueilen, stolz und glücklich wie eine Biene, die ihre Beute heimträgt und dazu von zärtlicher Dankbarkeit durchdrungen.

Versuchen Sie, ich bitte Sie darum, in Ihrer Antwort, die ich mit Sehn-

sucht erwarte, nicht mehr strenge und unzufrieden zu sein, damit die Wunde heile, die noch blutet.

Ich bin gestern hier angekommen, nachdem ich in der Umgegend von Grenoble verschiedne Ausflüge gemacht, und alle Zerstreuungen, die man mir bieten wollte, geduldig habe über mich ergehen lassen.

Aber ich habe mich gehütet nach Meylan zurückzugehen; und ich glaube, es ist besser, ich gehe nie mehr dorthin. Adieu liebe gnädige Frau, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so sehr liebe. H. B.

Herzliche Freundschaftsgrüße an das junge Paar, das so gut gegen mich war.

Ihr stets ergebener

H. B.

XIII.

Paris, 13. September 1865, rue de Calais 4.

Liebe gnädige Frau, verehrte Freundin!

Nun bin ich wieder zu Hause. Zuerst fand ich niemand daheim, aber bald nach mir kam meine Schwiegermutter aus Luxeuil zurück.

Ich hätte Ihnen vorgestern, zum mindesten gestern schreiben sollen, aber ich war zu krank, ich bin aus Wien in einem kläglichen Zustande abgereist. Heute Morgen bin ich früh aufgestanden und habe in Ville d'Avray gefrühstückt bei meiner Prima donna Mme Charton-Demeur. Die kräftige frische Luft dort draußen und die Wälder von Sèvres und Saint-Cloud haben mich wieder etwas hergestellt und ich kann Ihnen jetzt schreiben, so gut es eben gehen will.

Ihr lieber letzter Brief! . . . wie reizend und herzlich! Zehn Tage habe ich ihn bei mir getragen und las ihn wieder und wieder . . . er hat mich beruhigt und bekehrt, mich auf den Weg geleitet, um so zu werden wie Sie mich haben wollen.

Sie werden zufrieden sein mit Ihrem Kranken.

Wann werde ich Ihren Sohn sehen? Ich habe das Exemplar der Memoiren, welches er Frau Susanne bringen will, zum binden gegeben, dann muß ich alle Fehler korrigieren, die es enthält.

Bei meiner Ankunft fand ich unter anderen Briefen ein Schreiben vom Chefredakteur der „Wiener Presse“ (Oesterreich) worin er mich dringend um dies Buch, von dem er gehört hatte, bittet.

Ich habe abschlägig geantwortet und meinen unwiderruflichen Beschluß in dieser Angelegenheit ausgesprochen, ich hoffe somit, daß ich künftig von derartigen Gesuchen verschont bleibe.

Es wird Sache meines Sohnes sein, dies Buch gleichzeitig auf deutsch und französisch zu veröffentlichen.

Meine beiden Nichten haben neulich viel geweint, als sie die Seiten lasen, welche Sie betreffen. Wie konnte es anders sein! Die Dichter haben sich alle Mühe gegeben, Gefühle zu — erfinden —, die denen nicht gleichkommen, die ich — durchgemacht — habe.

Ich habe Ihren Sohn Heinrich in Wien bei meinem Schwager gesehen. Ich strahlte, denn ich hatte gerade Ihren Brief bekommen.

Der Direktor vom „Theatre Lyrique“ hatte den Einfall Mme Charton vorzuschlagen, „die Trojaner“ wieder aufzuführen. Ich habe sie beschworen, es nicht anzunehmen. Mit aller Macht werde ich mich gegen diesen erneuten Erstickungsversuch auflehnen. Es ist viel zu mächtig für dies kleine Theater. Lieber garnicht aufgeführt, als auf solche Weise! . . .

www.literaturgeschichte.de

Gott im Himmel! Man möge mich zufrieden lassen!

Ich kann und will nichts gemein haben mit diesen Unternehmern, Direktoren, Agenten, Händlern, Kaufleuten, Krämern aller Art, wie sie auch immer heißen mögen! . . .

Adieu liebe gnädige Frau, ich bitte Sie, mir Ihre Hand zu geben, damit ich sie auf meinen Kopf lege, der zu wenig, — auf mein Herz, das zu viel denkt und Sie werden mir verzeihen.

Ihr ergebener

H. B.

XIV.

4. November 1868.

Liebe gnädige Frau, teure Freundin!

So nachsichtig, so mitfühlend für ein armes, krankes, trauriges Wesen!

Ich war sehr besorgt um Ihre Gesundheit bis zu dem Augenblick, wo Ihr Herr Sohn mich beruhigt hat. Aber ich fand ihn selber krank.

Einige Tage darauf habe ich mich nach seinem Befinden erkundigt und hörte, daß er in der Besserung sei.

Sie brauchen sich darum seinetwegen keine Sorge mehr zu machen. Sie sollen auch nicht nach Paris kommen, solange hier diese gräßliche Cholera herrscht. Aber später, so hoffe ich, werden Sie Ihren Plan, einige Wochen hier zu verbringen, ausführen.

Dieser Gedanke versetzt mich in einen unsagbaren Freudentaumel.

Trachten Sie, daß es nicht während der schmutzigen Saison sei, daß es dann Sonne und Grün gebe, damit Paris Ihrer würdig sei.

Es ist jetzt eine prachtvolle Stadt, Sie werden entzückt davon sein.

Neben meinem Zimmer liegt mein Arbeitskabinet — dort auf den Tisch legt man die Briefe, die morgens für mich kommen. Seit mehreren Wochen war mein erstes an jedem Tage, einen Blick dorthin zu werfen, in der Hoffnung, Ihre liebe Handschrift zu entdecken . . . . immer nichts . . . am letzten Montag endlich erblicke ich die Marke von Genf . . . . Sie glauben wohl, ich hätte mich nun auf den Brief gestürzt — nein im Gegenteil — ich ging in mein Zimmer zurück und hier wanderte ich mit großen Schritten auf und nieder und sagte mir unaufhörlich:

— Ein Brief ist da! — ein Brief!!! —

Und endlich ging ich in mein Kabinet und habe ihn gelesen, nein, — verschlungen und habe Ihnen im Geiste tausend Dankesworte geschickt . . .

Ich sehe, Sie lachen über meine „Kindereien", wie Sie es nennen, o! lachen Sie, lachen Sie nur! es thut mir nicht weh, ich kenne Ihre wunderbare Güte.

Sie glauben wohl, daß ich das Unglück habe ein, was man so sagt, — empfindlicher Kerl zu sein? Wahrscheinlich hat eine Dummheit, die ich Ihnen in Genf sagte, als Sie mir eines Tages beim Aussteigen Ihre Hand zu verweigern schienen, Sie auf diesen Gedanken gebracht. Aber Sie irren sich, ich bin es nicht — oder vielmehr ich bin es nur Ihnen gegenüber.

Ich weiß, nun werden Sie wieder sagen, daß ich besser thäte, nicht gerade immer meine schlechtesten Eigenschaften für Sie aufzubewahren.

Aber, wenn ich Ihnen doch sage, ich bin, wie ein Mensch, der vor kurzem einen Schatz entdeckt hat und ihn zählt und wieder zählt und ganz erstaunt ist, daß die Summe noch nicht größer geworden ist. Sie sind meine Million und ich bin so geizig! . . .

Guten Tag, liebe werte gnädige Frau, teuerste Freundin, die Sonne scheint in diesem Augenblick, ich leide weniger, denn vor meinen Augen liegt Ihr Brief und ich darf Ihnen schreiben . . . Sie sind Ihrer Angst enthoben — Ihr Sohn ist hergestellt, und ich weiß, Ihnen geht es besser.

Das erfüllt mich mit unendlicher Freude. Warum sollte ich sie unterdrücken? Lassen Sie mich gewähren — reichen Sie mir Ihre Hand — ich verehre Sie mit so namenloser Hochachtung und Bewunderung und tausend andern sanften Regungen.

Die echte Religion des Herzens ist so schön!

Ich sehe von hier Frau Susannes Lächeln . . . was macht es! ich bin bereit, Ihnen noch viel mehr zu sagen. Uebrigens weiß ich, daß ihr reizendes Lachen nicht spöttisch gemeint ist, und daß sie mir im Grunde beistimmt. Ich vermute, sie hat das Exemplar der Memoiren bekommen? Ich habe es an dem Tag, nachdem ich Ihren Brief erhielt, abgehen lassen.

Es sind mehrere Artikel in deutschen Zeitungen über das Buch erschienen. Ein Schriftsteller, namens Szavardy, dem ich gestattet hatte es in Paris zu lesen, ist der Verfasser von zweien. Die anderen Artikel sind nach dem seinen gemacht. Schließlich hat er eigentlich keine Indiskretion begangen. —

Ich muß Ihnen gestehen — als ich im letzten Monat September bei meinem Schwager in Wien war, las eine meiner Nichten Ihren ersten Brief, der sich in meinen Memoiren gedruckt findet, mit lauter Stimme vor, und beide Mädchen weinten.

Die guten Kinder haben mich lieb und fühlten mit mir.

Und welch ein Brief! Welch unbewußte Beredsamkeit!

Ich sehe, daß Sie mit Eifer die schmeichelhaften Worte sammeln und mir senden, die man in Ihrer Umgebung meinem Buche zollt. Herzlichen Dank für diese zarte Aufmerksamkeit!

Von einem Unbekannten (ein Organist in Bourbon-l'Archambault) erhielt ich einen langen Brief, die Partitur der Trojaner betreffend.

Die Aufführung mehrerer meiner Werke ist annonciert in: Brüssel, Wien, Dresden, Boston, New-York.

Um die Reibereien vom vorigen Jahre wieder gut zu machen, hat die Konzertgesellschaft vom Konservatorium zwei Fragmente aus „Romeo und Julia" von mir verlangt. Ich werde nur eins aufführen und auch dann nur, wenn man mir dazu die nötigen Proben gewährt. Es ist die Liebesszene Nr. 3, die keine Gesangsrollen enthält. (Die Sänger vermögen diese etwas bissige Gesellschaft nie zufrieden zu stellen.)

Ich habe gewagt diesen unsterblichen Dialog von Shakespeare in die Sprache der Instrumente zu übersetzen.

Anläßig einer Aufführung in St. Petersburg warf mir eine russische Dame ein Bouquet mit den Worten zu:

„— O! dies unvergeßliche Adagio!" —

Es ist dies eine musikalische Paraphrase über die erhabenste Scene, die je in der Poesie geschaffen wurde und die mit den Worten beginnt:

„Doch still, was schimmert durch das Fenster dort —
es ist der Ost und Julia die Sonne"

Aber wie werden alle diese eitlen Bürger vom Konservatorium das auffassen? Sie kennen Shakespeare nicht und Romeo nur aus den faden Opern vom Theatre-Italien.

Was macht es! — Meine beiden Zischer werden natürlich da sein. Sie sollen nur! — das ist mir höchst gleichgültig!

www.libtool.com.cn

Ich bin doch überglücklich, daß dieses Stück vom ersten Orchester der Welt aufgeführt wird und einige Verständnisvolle werden nicht fehlen, die andächtig lauschen werden.

Wann es statt findet, ist noch unbestimmt — wahrscheinlich im Februar.

Adieu meine liebe gnädige Frau, ich schließe hier — ich möchte zwar bis morgen schreiben, aber ich fürchte zu sehr, Ihnen lästig zu fallen.

Drücken Sie M. Charles in meinem Namen die Hand und umarmen Sie meine niedliche kleine Schülerin, der, ich eine Stunde von zwei Minuten gegeben habe — aber der Mutter, die sich immer lustig macht über mich, bin ich sehr böse.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XV.

Donnerstag Abend den 17. November 1865.

Liebe gnädige Frau, verehrte Freundin!

Zuerst einmal bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich Ihnen nicht schreibe, um eine Antwort zu provozieren. Nein sicher nicht, einzig und allein, weil ich heute Abend den unwiderstehlichen Wunsch fühle, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, und Sie sollen mir darum durchaus nicht früher schreiben, sonst könnte ich nie mehr solch dringendem Wunsch nachgeben und — würde nicht wagen, Ihnen nur ein Billet, so lakonisch es auch immer sein mag, zu schicken. Sie sind quitt mit dem bloßen Lesen und Sie werden mir noch wieder sagen: „Sie sind ein großes unvernünftiges Kind."

Ich habe Ihnen doch neulich gesagt, Sie sind meine Million und ich bin so geizig, das ich meinen Schatz immer wieder nachzähle. — Wie schade, daß Sie nicht Musik verstehen! Sonst würde ich Ihnen gewisse sprechende Phrasen senden, welche die Erinnerung an Sie mir diktierte, vor langer, langer Zeit, wo es Ihnen sicher fern lag, meiner zu denken . . . .

Wie geht es Ihnen in Genf? . . . Ich sehe Sie vor mir, wie Sie mit einer Stickerei in den lieben Händen in Ihrem kleinen Salon sitzen und neben Ihnen Frau Susanne mit ihrem Kinde auf dem Schoß. M. Charles spielt Schach mit der lebhaften, niedlichen Kleinen, (deren Namen mir entfallen ist), dann kommt ein Besuch . . . der Thee wird gebracht und jemand sagt: „Es scheint in Paris ist die Cholera jetzt ganz vorüber? —" — „Ja aber nun ist sie am Fuß der Alpen ausgebrochen —" — — „Welch großartigen Brief hat der Kaiser über Algier an den Herzog von Magenta geschrieben! Das ist doch noch ein Fürst, welcher arbeitet — einer, der sein Handwerk versteht!" . . . .

Oder auch, Ihre Gäste sagen das Gegenteil — je nachdem, wie ihre politischen Meinungen sind.

Aber Pardon, mir scheint, ich kritisiere die Konversation in Ihrem Salon, das ist eine alte Gewohnheit. Es geht mir wie den Sträflingen, die — selbst wenn sie entlassen sind, immer noch das linke Bein nachziehen, als ob sie noch die Kugel schleppen müßten.

A propos Kugel: mein Sohn muß sie diesmal herumschleppen an Bord von „Nouveau Monde". Vorgestern ist er nach Mexiko abgefahren mit achthundert Mann die Auslese der Canaille aus ganz Europa, die sich da unten will töten lassen. Man muß sagen, der Kaiser Maximilian hat sein gutes: er befreit uns von manchen Taugenichtsen.

Ach, ach! wieder diese Schmerzen im linken Bein! . . . . .

Alle meine Freunde sind jetzt nach Paris zurückgekommen, aber meine Abende sind dennoch recht monoton. Seit beinahe drei Jahren bewegen wir uns immer in demselben Kreise von Unterhaltungen. Unsere Anekdoten sind allmählich abgedroschen, unsere Streitfragen erschöpft, unsere Begeisterung erlahmt. Ich war gestern Abend bei meinem Nachbar D . . . und ich machte die Bemerkung, daß wir ein und dieselbe Sache zum elften Mal sagten: „Nein Sie — sagte er — sprechen immer von derselben Sache“ und ich antwortete mit Molière: „Ja, zum Kuckuck, ich sage immer dieselbe Sache, weil Sie immer dasselbe sagen, wenn Sie nicht immer dasselbe sagten, würde ich auch nicht immer dasselbe sagen.“

Einerlei, es ist traurig! O! wenn Sie da wären! Nun! . . . Ich würde Ihnen auch — immer dasselbe sagen . . . . . .

Welch ein alter Quatschkopf ich bin! Und doch bin ich nicht wie jener Engländer, der sich den Hals abschnitt, um sich nicht länger mehr darüber zu ärgern, daß die Sonne jeden Morgen auf derselben Seite aufgeht. Im Gegenteil! ich wollte, meine Sonne wäre immer am Horizont, . . . ich würde nie müde werden, sie anzuschauen.

Adieu, liebe, gnädige Frau, adieu und gute Nacht!

Ihr ganz ergebener

Hector Berlioz.

XVI.

Paris, 29. Dezember 1865.

Teure, verehrte Freundin,

Stellen Sie sich vor, seit sechs Tagen bin ich im Bett mit einem heftigen Bronchialkatarrh, der mich von meinen neuralgischen Schmerzen erlöst hat — es scheint, man kann nicht alle Privilegien auf einmal haben. Ich huste wie ein schwindsüchtiges Pferd. Das hat mich in eine reizende Stimmung gebracht und weil ich weiß, daß es Sie betrübt, wenn ich traurig bin, so nehme ich die Gelegenheit wahr, um Ihnen zu schreiben. Ich habe ein schönes Feuer und das lustige Prasseln und Knistern macht mir Freude. Ich bin allein . . . ich sehe Sie mit den Augen des Geistes und mit denen des Herzens, die noch weit hellsehender sind. Ich spreche mit Ihnen, als ob Sie da seien und ich sage Ihnen die allerherzlichsten Dinge. (Nicht wahr, Sie können diese kleinen Randbemerkungen nicht übel aufnehmen — nur so bin ich nicht traurig.) Ich küsse Ihre Hand mit unendlicher Zärtlichkeit und Sie lächeln, wie Sie in Genf an jenem Tage lächelten, als ich Sie bat, mein Schutzengel zu sein. O! aber nicht mehr. Lächeln ist genug, lachen wäre zu viel. Wenn Sie wüßten, wie ich mich beherrsche, wie ich die Flut der leidenschaftlichsten Ausdrücke mit Gewalt zurückdränge und ersticke . . . . Sie haben sicher oft die Schwäne auf Ihrem herrlichen See betrachtet, wie sie in einem Bedürfnis von Bewegung, von Wohligkeit und Lebensfreude ihre großen Schwingen ausbreiten ohne das Wasser zu verlassen. Sehen Sie, so sind meine Gedanken in diesem Augenblick . . . sie bleiben auf den kühlen Wogen, sie schwimmen langsam, langsam, anstatt im Fluge dahinzustürmen, sie richten ihr schwarzes Auge auf Sie, ein Auge, mysteriös und fragend wie das eines Schwanes.

Aber ich wette, diesmal lachen Sie wirklich ob meiner Vergleichung, sie ist dennoch sehr bescheiden, denn die Schwäne, statt schön zu singen, wie die Poeten es behaupten wollen, krächzen ganz jämmerlich. O! mein Gott! wie elend, daß man nicht fliegen kann! nicht fliegen darf! Sie haben es verboten

www.libtool.com.cn

und nur unter dieser Bedingung darf ich die Brosamen sammeln, die von Ihrem Tisch fallen, die Ihre teure Hand mir zuwirft. Aber ich bin nicht schön wie Ihre Schwäne und kann die anmutige Bewegung Ihrer Lieblinge nicht nachmachen, die zu sagen scheint: noch mehr, noch mehr . . . . .

Ich hoffe Sie sind wohl und die Ihren ebenfalls. Es giebt hier noch immer Leute, die boshaft genug sind an der Cholera zu sterben, einzig und allein, damit man glaubt, die Epidemie sei noch nicht vorüber. Ihr Sohn ist seit langem wieder hergestellt, das weiß ich bestimmt. Ich war mehrere Male bei ihm, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber, er war immer ausgegangen. Der meine ist noch nicht aus Mexiko zurückgekehrt und ich kann auch keine Nachrichten von ihm bekommen.

Man hat mich dieser Tage schrecklich viel zum Diner eingeladen, aber ich habe alles abgelehnt. Ich kann die Jahresfeste nicht leiden — schon die bloßen Worte — Weihnacht und Neujahr, regen mich auf. Und all die Toaste und Reden und Geschenke und die offiziellen Briefe und Karten! Geiseln! Geiseln! Ich werde mich von allem fern halten, nicht einmal am Montag zu der Rezeption des Kaisers gehen. Ich bin krank, ich werde zu Hause bleiben und an Sie denken.

H. Berlioz.

P. S. — Keine Grüße für Frau Susanne diesmal — Sie könnte sonst glauben, daß es eine Neujahrshöflichkeit wäre.

XVII.

26. Februar 1866.

Liebe, gnädige Frau,

Ich sehe, Sie verlangen ernstlich, daß ich Ihre Briefe zerstöre aus Furcht vor indiskreten Augen, die sie nach mir lesen könnten. Ich werde gehorchen . . . Der Schmerz, den ich empfinde bei dem Gedanken an dieses Opfer ist furchtbar, das kann ich Ihnen nicht verhehlen. Aber Ihr Wille und Ihre Seelenruhe vor Allem.

Es thut mir leid, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, mir vier Seiten zu schreiben, ich weiß, welche Anstrengnng das für Sie ist.

Vergessen Sie bitte nicht, mir die Adresse des Landhauses zu geben, wo Sie wohnen wollen, wenn Sie die Eaux-Vives verlassen.

Adieu! Mein Herz ist schwer, ich leide sehr — alles schlägt fehl, alles verläßt mich!

H. Berlioz.

P. S. — Es ist geschehen! alles ist verbrannt, ich habe nichts mehr als die Briefumschläge.

XVIII.

10. April 1866.

Teure, gnädige Frau, verehrte Freundin!

Gestatten Sie mir einige Zeilen, um Sie zu fragen, ob Sie von Ihrer Reise nach Saint-Symphorien zurückgekehrt sind und wie Ihre neue Adresse ist. In meinem Eifer, Ihnen zu gehorchen, habe ich Ihren letzten Brief sofort vernichtet und kann ihn daher nicht mehr zu Rate ziehen für das, was mir entfallen ist.

Ich werde mit Ihnen von mir nicht sprechen, um Sie nicht zu langweilen,

www.libtool.com.cn

aber sagen Sie mir, wie es Ihnen geht und ob Ihr Sohn, der neu Verheiratete, bei Ihnen ist.

Sie brauchen dazu nur drei Minuten, und ich bin recht krank und sehne mich danach, Ihre liebe Handschrift zu sehen. Ich drücke Ihnen die Hand mit allen innigen Gefühlen, die ich, wie Sie wissen, für Sie hege.

Ihr ergebener
H. Berlioz.

XIX.

28. Mai 1866.

O! Sie sind sehr gütig! Eben bekomme ich Ihren lieben Brief, auf den ich nicht vor acht oder zehn Tagen rechnete. Ich schreibe Ihnen nur, um Ihnen zu danken. Ihre ein wenig scheltenden Ratschläge sind mir immer von Nutzen. Ich will Ihre lieben Zeilen noch wieder und wieder lesen, ehe ich sie — wie es abgemacht ist — verbrenne.

Tausend Dank gütige Vorsehung meines kranken Herzens! Ich war in den letzten Tagen sehr erregt, eine Truppe italienischer Schauspieler ist hier, um Shakespeare-Vorstellungen in italienischer (schauderhafter) Uebersetzung zu geben. Ich habe Amleto (Hamlet) gesehen, was mich trotz allem furchtbar ergriffen hat. Heute spielt der große Schauspieler Rossi den Othello — nicht etwa diese infame Oper, zu der Rossini diese gräßliche Musik geschrieben hat, sondern das wunderbarste Meisterwerk des größten aller Dichter, und ich kann dem schmerzlichen Vergnügen nicht widerstehen, mir das Herz zerfleischen zu lassen .... Ich weiß, morgen werde ich krank sein. Aber ist es möglich, nicht hinzugehen, die Sonne zu begrüßen, selbst wenn wir wissen, daß sie uns versengt?

Welcher Engel diese Desdemona! Welch edle Kreatur dieser Othello! Welch ein Teufel dieser Jago!

Welch ein Gott, dieser Shakespeare!

Adieu Madame — bis ich Ihnen wieder schreibe.

All mein Sinnen und Trachten sind Sie! Ihre unermüdliche Güte verdoppelt meine Dankbarkeit.

Hector Berlioz.

P. S. — Ich muß diese Zeilen noch wieder an Ihren Herrn Sohn senden, da ich leider die Adresse, die Sie mir gegeben haben, nicht entziffern kann.

Bitte, empfehlen Sie mich dem jungen Paar. Und denken Sie ein wenig an den Verbannten, wenn Sie durch Ihre herrliche Landschaft wandeln.

XX.

Paris, 25. Juli 1866.

Guten Tag, meine liebe Frau F . . ., teure, verehrte Freundin! Wie geht es Ihnen? Wie ertragen Sie diese schreckliche Hitze? Sie wohnen jetzt nicht mehr an den Ufern Ihres blauen Sees. Haben Sie bei dem Wechsel gewonnen oder verloren?

Ich komme, um einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Gerade bin ich aus Louvain zurückgekehrt, wohin ich mußte wegen einer musikalischen Jury, zu deren Mitgliedschaft man mich sehr gegen meinen Willen gezwungen hat.

Es handelte sich um eine Preisverteilung für religiöse Musik. Ich habe infolgedessen 73 geschriebene Messen lesen und nicht die beste, aber die wenigst schlechte wählen müssen.

www.libtool.com.cn

Wir waren vierzehn in der Jury: Belgier, Flamen, Deutsche, Engländer und Franzosen und ich versichere Sie, wir alle fanden, daß wir eine harte Aufgabe zu lösen hatten. Aber es ist nach bestem Gewissen geschehen und ganz entgegen dem sonstigen Hergang bei Wettbewerbungen ist gerecht und ehrlich verfahren worden.

Als das Siegel des Briefes, der die erste Preisnummer trug, gebrochen wurde, vernahm ich zu meiner großen Freude, daß der siegende Kandidat ein junger, mir befreundeter Holländer ist, welcher in London in sehr ärmlichen Verhältnissen lebt.

Der gute Junge wird überglücklich sein über diesen Preis von tausend Francs.

In Paris nichts neues. Wir werden nur am nächsten Sonnabend im Institut ein neues Mitglied — (einen Bildhauer) wählen und die üblichen Intriguen, um Stimmen zu erhalten, sind natürlich nicht ausgeblieben. Sie werden mich wahrscheinlich fragen, warum ich in einem solchen Fall meine Stimme abgeben muß, und was ich denn eigentlich von Bildhauerkunst verstehe. — Hélas — nichts! aber das Reglement will es so: in der Abteilung für schöne Künste stimmen wir alle ab: die Bildhauer beurteilen die Musiker, die Maler die Architekten ꝛc. ꝛc.

Mir scheint das verrückt, aber so ist es.

Der Augenblick rückt heran, wo ich das unbeschreibliche Glück haben werde, Sie zu sehen.

Die Ferien im Konservatorium beginnen, die Proben zu „Alceste“, die ich auf Bitten des Direktors selbst überwache, sind bald beendet, mein Sohn, der momentan in Paris ist, muß abreisen, — also nichts hält mich hier zurück, ich bin ganz frei, um nach Genf zu eilen.

Welch langes Jahr! Ich hoffte, Ihnen einen Besuch machen zu können, um die Zeit abzukürzen, aber es war mir schier unmöglich, die aller brutalsten Gründe haben mich daran verhindert und obendrein dieser klägliche Gesundheitszustand.

Wenn ich in diesem Maße leidend bin, ist meine Traurigkeit unüberwindlich und unerträglich für alle Welt. Sie erinnern sich, wie sehr sie Ihnen im vergangenen Jahr mißfallen hat .... und ich will doch diesmal mein möglichstes thun, um Ihnen nicht wieder dies Spektakel zu geben.

Wappnen Sie sich dennoch mit Mut und appellieren Sie an all Ihre Nachsicht, im Fall, daß meine Stimmung nicht allzu rosig sein sollte.

Sie sind so wahrhaft gut, daß ich auf Ihre Geduld baue. Uebrigens werde ich nicht lange in Genf bleiben — gerade lange genug, um Sie ein wenig zu langweilen, aber — aber auch nur so lange ...

Wollen Sie mir gütigst in vierzehn Tagen schreiben und mir Ihre Adresse sehr leserlich angeben? ich habe seit achtzehn Jahrhunderten nichts mehr von Ihnen gehört.

Und doch können allein Ihre Briefe mich ein wenig beleben, und mir Mut geben — ich bin immer recht leidend.

Gott! welche Freude Sie zu sehen! Ich darf garnicht daran denken. ...

Meine Grüße an das junge Paar und sagen Sie mir — ich vergaß, Sie das zu fragen — ob ich sicher darauf rechnen kann, Sie am zwölften oder fünfzehnten August in Genf zu treffen.

Ihr treu ergebener

Hector Berlioz.

P. S. Dies ist doch, denke ich, ein sehr vernünftiger Brief.

www.libtool.com.cn

XXI.

4. August 1866.

Teure gnädige Frau!

Ich habe keine Nachrichten von Ihnen und bin sehr besorgt.

In meinem letzten Brief vom 25. oder 26. Juli bat ich Sie mir zu sagen, ob Sie Ende dieses Monats in Genf sein würden, weil ich die Absicht hatte Ihnen dort einen kurzen Besuch abzustatten.

Ich hatte diesen Brief, wie den vorigen, an M. Charles F . . . poste restante adressiert. Aber da ich weder auf den einen noch auf den andern eine Antwort erhalten habe, fürchte ich, daß Ihr Herr Sohn seine Briefe nicht auf der Post reklamiert hat und daß sie noch dort liegen.

Ich versuche daher Ihnen an die unvollkommene Adresse zu schreiben, die Sie mir gegeben haben und ich hoffe sehr, daß der Briefträger Sie finden wird.

Wenn dieser Brief Sie erreicht, so haben Sie die Güte, mir sobald als möglich zu antworten, denn ich bin in einer wahrhaften Angst. Vielleicht ist das kindisch von mir. Verzeihen Sie!

Ihr stets ergebener

Hector Berlioz.

XXII.

Sonntag, den 12. August 1866.

Liebe gnädige Frau!

Ich erfahre zu meinem größten Bedauern, daß Sie in diesem Augenblick Kummer haben, aber ich danke Ihnen, daß Sie mich die Ursache wissen ließen. Leider kann ich nichts thun.

Ich hoffe, daß diese fatalen Umstände, wenigstens zum Teil, im nächsten Monat vorüber sind. Ich werde Sie also erst in der ersten Hälfte September besuchen und meine Tournée mit Wien und Grenoble beginnen. Meine Nichten schreiben mir gerade, daß sie noch ein paar Tage in Vichy sind. Die Proben für „Alceste“ sind auch für ein bis zwei Wochen aufgehoben. Ich hätte gern diese Pause benützt, um nach Genf zu gehen, aber nun werde ich warten, bis diese Proben wieder aufgenommen und beendet sind.

Ich habe von meinem Sohn mindestens für ein Jahr Abschied nehmen müssen. Er geht mit dem Kapitän eines Dampfers nach den Antillen. Er ist jetzt 32 Jahre alt und reicher als ich, was allerdings nicht viel sagen will.

Wenn ich nicht Ihre Seelenstärke und Ihre hohe Vernunft kennte, so würde ich ganz unruhig darüber sein, daß Sie sich so quälen, aber ich baue auf diese edlen Eigenschaften, die Sie in so hohem Maße besitzen.

Wenn man den Kummer umfüllen könnte, wie man einen bitteren Likör umfüllt, so würde ich sagen: Geben Sie mir den Ihren, ich bin so vollgesogen von diesem schmerzlichen Gefühl — ein bißchen mehr oder weniger, das spürt man kaum. . . .

Adieu teure Freundin, oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen! Vertrauen Sie meiner unwandelbaren Treue und Ergebenheit.

Ihr

Hector Berlioz.

www.libtool.com.cn

XXIII.

Paris, d. 6. April 1867.

Verehrte Freundin!

Ihr letzter Brief hat mir einen Augenblick der Freude gewährt, auf den ich nicht gerechnet hatte. Sie selbst scheinen so froh zu sein. Aus jeder Zeile blickt die freudige Genugthuung, die Sie empfinden über die glücklichen Ereignisse in Ihrer Familie. Es ist, hoffe ich überflüssig, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mit Ihnen fühle.

Aber werden Sie ohne Bedauern alle liebgewordenen Gewohnheiten aufgeben können, wenn Sie Genf nun verlassen, um in Saint-Symphorien zu wohnen? Ich kann es nur hoffen. Es ist immer ein mühselig Ding, sein Leben umgestalten zu müssen um sich in neue Regeln und Gewohnheiten eines anderen Heimes zu fügen, selbst, wenn es das eines geliebten Sohnes ist.

Vielleicht werden Ihnen diesmal wieder, wie in so mancher früheren Lage, Ihre seltenen Charaktereigenschaften zu Hülfe kommen. Ich hoffe bald alle Details über diese Ereignisse von Herrn Charles selbst zu hören, wenn er, wie Sie mir ankünden, demnächst nach Paris kommt.

Ich wage kaum, Ihnen von dem kläglichen Leben zu erzählen, welches ich in dieser großen Stadt führe, ich bin immer krank und in solchem Maße, daß ich unter vierundzwanzig Stunden mindestens achtzehn im Bett zubringen muß. Ich ertrage meine Schmerzen, die statt besser zu werden sich jeden Tag verschlimmern, nur mit größter Anstrengung.

Zudem haben mich der Minister und der Seine-Präfekt zum Mitglied von drei musikalischen Jurys ernannt, wobei viel Arbeit ist, aber kein Honorar. Es scheint, Frankreich ist nicht reich genug, um seine Künstler für die Zeit, die sie in ihrem Dienst verlieren, zu bezahlen. Und man ist gezwungen solche Ehrenämter anzunehmen — Sie erraten wohl, weshalb . . .

Von der Ausstellung habe ich noch nichts gesehen, ich warte bis meine Nichten mich nolens-volens hinführen werden. Diese jungen Mädels sind entsetzlich neugierig, ihr alter Vater, der ebenso elend und gerade so wenig neugierig ist wie ich, muß überall mit ihnen herumziehen.

Sehen Sie, wie sehr ich auf der Hut bin, nicht in trübe Gedanken zu verfallen, — ich vermeide jede intime Mitteilung, um Sie nicht böse zu machen.

Vor ein paar Tagen schickte mir ein Freund eine Zeitung, die einige liebenswürdige Zeilen über eine Aufführung in Lausanne von meinem „L'Enfance du Christ“ enthielt.

Es scheint also, daß dies Oratorium endlich anständig aufgeführt worden ist. Ich habe das Werk zuletzt in Straßburg vor drei Jahren gehört — aber dort war es grandios — Deutschland und Frankreich reichten sich die Hände.

Ich wollte, Sie wären damals unter den Zuschauern gewesen. Hier führt man ja wohl von Zeit zu Zeit meine Werke auf, aber ich dispensiere mich davon, hinzugehen.

Kürzlich hatte ich Nachricht von meinem Sohn, er schwimmt noch immer auf den Wassern des Golfes von Mexiko.

Das sind alle meine Neuigkeiten, und ich glaube, es ist wenig dabei, was Sie interessiert.

Verzeihen Sie meine teure gnädige Frau, wenn ich Sie so sehr langweile . . . der Kopf dreht sich mir, nur mein Herz bleibt ewig fest!

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

www.libtool.com.cn

XXIV.

I., 21 August 1867.

Verehrte Freundin!

Erlauben Sie mir einige wenige Zeilen wegen des Unglückes, das Sie betroffen hat. Ich will Ihnen keine banalen Trostesworte sagen, denn ich weiß nur zu gut, wie machtlos die sind, aber lassen Sie mich Sie daran erinnern, daß die drei Söhne, die Ihnen noch bleiben, alle in einer glücklicheren Lage sind, als der es war, den wir beweinen. Alle drei sind bereit, Sie mit der liebevollsten, zärtlichsten Sorge zu umgeben. Und ich hoffe, Sie gestatten Ihrem alten Freund, Sie zn versichern, daß auch seine innigste Teilnahme Sie umschwebt.

Hector Berlioz.

XXV.

28. Juni.

Liebe Freundin!

Verzeihen Sie, wenn ich zu Ihnen flüchte in dem Augenblick, wo ich den furchtbarsten Schmerz meines Lebens erleide. . . . . Mein armer Sohn ist in Havana im Alter von dreiunddreißig Jahren gestorben.

Ihr ergebener

H. Berlioz.

XXVI.

Wien, 5. September.

Liebe gnädige Frau, teure Freundin!

Ich bin noch hier, mein Schwager will absolut, ich soll der Trauzeuge seiner Tochter sein. Die Hochzeit findet am nächsten Dienstag statt.

Am Tage nach der Zeremonie werde ich nach Paris abreisen und ich werde Ihnen also am nächsten Montag adieu sagen. Ich hoffe zuversichtlich, daß ich keine Kontre-Ordre bekomme und daß nichts Sie hindern wird, an jenem Tage Saint-Symphorien zu verlassen. Ich werde um halb zwei Uhr bei Ihnen sein.

Ich bin kränker als je und darum ist es auch nötiger als je, daß ich Sie sehe.

Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit. Gott mag wissen, wann ich noch wieder in Ihre Nähe kommen werde!

Ihr Ihnen mit Herz und Seele ergebener

Hector Berlioz.

XXVII.

Paris, 4. Oktober 1867.

Liebe, angebetete Freundin!

Ich wollte Ihnen schreiben, aber die Kraft fehlte mir. Ich bin hinausgegangen und habe mich auf dem Boulevard gesonnt, denn hier drinnen war es kalt. Ich sprach mit Ihnen, als hätten Sie neben mir auf der Bank gesessen und mit mir diese Flut von Wagen betrachtet — die eleganten Damen in ihren Kaleschen, die hurtig trabenden Pferde — diesen ganzen Zug der Welt der Langenweile, der zur Ausstellung vorüberjagte.

Ich erzähle Ihnen den Staatsstreich, den ich gerade vollführt habe.

www.antiqu.com.ua

Vor wenigen Tagen war die Großfürstin Helene von Rußland hier und bestürmte mich mit Vorschlägen, die ich zwei Tage lang überlegt und dann auf Anraten aller meiner Freunde angenommen habe.

Es handelt sich darum, nach St. Petersburg zu gehen, um dort im Monat November 6 Konservatorium-Konzerte zu dirigieren; fünf davon sollen den großen Meistern gewidmet sein und das sechste ausschließlich aus meinen Werken bestehen.

Das wird mich bis zum Monat Februar in Petersburg zurückhalten.

Die Großfürstin logiert mich in ihrem Palast Michel ein, stellt mir einen ihrer Wagen zur Verfügung, zahlt meine Reise und garantiert mir 15000 Franks. Sie ist eine Künstlernatur, (Deutsche nicht Russin), die viel von Musik versteht und einen großen Einfluß ausübt auf die musikalische Welt in Rußland.

Jetzt, wo ich nicht mehr kann, kommt alles an mich heran. — So ist hier in Paris ein reicher Amerikaner, ein Klavierfabrikant, der machte mir vor zwei Monaten glänzende Anerbietungen, um mich zu bewegen, nach New-York zu gehen.

Ich habe es abgelehnt.

Als er nun hörte, daß ich der Aufforderung der Russin Folge leisten werde, kam er gestern wieder und bestürmte mich von neuem: „Kommen Sie wenigstens im nächsten Jahre," bat er, „und bedenken Sie, ich biete Ihnen für sechs Monate, die Sie in New-York verbringen werden, hunderttausend Franks."

In der Hoffnung, von mir eine zustimmende Antwort zu erhalten, läßt er einstweilen meine Büste in Bronze ausführen, um sie in einem prächtigen Saal aufzustellen, den er für Konzertzwecke in New-York hat bauen lassen: ich gehe also jeden Tag und sitze Modell für diese Statue.

Und noch etwas: Haben Sie die Zeitungen gelesen, die von meinem Erfolg beim Fest von Meiningen in Deutschland erzählen? — Ich höre eben erst davon. Man hatte mir vorher nichts davon gesagt, daß für diese Gelegenheit ein Werk von mir aufgeführt werden sollte. Es fand statt, während ich in Wien war; vielleicht war ich bei Ihnen in Saint-Symphorien in jenem Augenblick, als das Orchester meine Szene von „Romeo und Julia" sang.... Müssen Sie lachen über diesen Gedanken? nun, ich gestehe es — mir liegt er nahe. Warum sollte ich nicht wagen, ihn auszusprechen? Und wenn es so war — möchte ich es gerne wissen.

Ich fand Sie bekümmert, aber verjüngt; ich im Gegenteil, ich bin auch bekümmert — aber gealtert.

Ihren Sohn habe ich noch nicht gesehen; zweimal war ich bei ihm Rue Bergère, aber ich habe nichts von ihm gehört. In St. Cloud weiß ich ihn nicht zu finden und an den seltenen Tagen, wo ich gehen kann, habe ich keine Zeit ihn zu suchen.

Adieu liebe, gnädige Frau, ich kniee zu Ihren Füßen nieder und küsse Ihre Hände.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XXVIII.

Mittwoch, 5. November 1867.

Liebe Frau F...

Ich bin sehr traurig — am nächsten Dienstag (12.) reise ich nach Petersburg ab und ich bin ohne Nachricht von Ihnen! ... Lassen Sie mich so nicht fortgehen.

Nur zwei Zeilen, um mir zu künden, wie es Ihnen geht und ich werde dankbar sein.

Sehen Sie ich gebe ein glänzendes Beispiel, indem ich mich lakonisch fasse.

Später aus St. Petersburg werde ich Ihnen schreiben, wenn ich inmitten dieser großen mühsamen musikalischen Aufgabe stecke.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XXIX.

Sonnabend, 9. November 1867.

Bewunderungswürdige, herrliche Frau!

Ich danke Ihnen! Verzeihen Sie, daß ich mich quälte. Ihr Brief hat eine Bergeslast von meiner Seele gewälzt. Jetzt reise ich viel ruhiger ab und ich schreibe erst viel später, um Sie nicht zu erzürnen.

Ich verhehle mir nicht, daß ich eine schlimme Reise vor mir habe.

Wenn ich erst mal beim Dirigieren bin in St. Petersburg, ist das ärgste überstanden, vorausgesetzt daß die Frau Großfürstin mir meine Abende läßt und mich nicht zu oft nötigt in ihrem Salon zu erscheinen. Ich brauche Schlaf und muß mich ausruhen, wenn der Tag mit Proben hingegangen ist.

Vielleicht macht sich alles viel besser und leichter als ich glaube; aber ich gestehe, es wäre mir viel lieber gewesen, ganz einfach in irgend einem Hotel zu wohnen, und nicht alle Welt zu meinen Diensten zu sehen.

Dank, Dank, tausend Dank für Ihren wundervollen Brief, für Ihre Nachsicht, Ihre Güte!

Lassen Sie mich zu Ihren Füßen knieen und ehrfurchtsvoll Ihre Hände küssen.

Hector Berlioz.

XXX.

Sanct Petersburg, 14. Dezember 1867
Palast Michel am Michel-Platz.

Liebe, angebetete Freundin,

Seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen schreibe, ich verlange ja keine Antwort; aber mir ist, als müßte ich Ihnen ein wenig von meinem Leben erzählen in dieser großen Stadt voll Schnee und Reif.

Morgen dirigiere ich mein drittes Konzert; Publikum und Künstler überschütten mich mit Liebe und Begeisterung: jedesmal bei meinem Erscheinen ist das ein Beifallklatschen ohne Ende.

Das Orchester, welches ich dirigiere, ist großartig und mir so völlig ergeben, daß ich damit machen kann, was ich will.

Die Musikfreunde von Petersburg hatten mich gebeten, in meinem zweiten Konzert die „Symphonie fantastique“ aufzuführen, die nicht auf dem Programm stand. Ich habe daher einige Kraftproben einfügen müssen, um diesem Wunsch entsprechen zu können.

Der Erfolg war ein ungeheurer; nach jedem Satz frenetischer Beifall und den vierten Teil haben wir wiederholen müssen; zum Schluß wurde ich förmlich erdrückt von der begeisterten, Vivat rufenden Menge.

www.zobodat.at

Nun, war es unrecht, Ihnen das mitzuteilen? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich konnte nicht anders. Morgen enthält mein Programm nur zwei Sachen von mir: meine Ouverture vom „Carnaval Romain“ und meine Romanze für Violine „Rêverie et Caprices“. Die Hauptsache der Aufführung ist der zweite Akt aus „Orpheus“ von Gluck, der mich heute Morgen auf der Probe bis ins tiefste erschüttert hat.

Die Frau Großfürstin hat darauf bestanden, daß mir für dieses Meisterwerk ein grandioser Chor zur Verfügung gestellt wird — so habe ich 130 Stimmen.

Seine Kaiserliche Hoheit überhäuft mich mit Liebenswürdigkeit; vorgestern schickte sie mir ein Album in Malachit gebunden. Ich wußte nicht warum. Aber es scheint, es war mein Geburtstag und der Kaiser hatte das erfahren — von wem, das weiß ich nicht.

Abends gaben die Künstler mir zu Ehren ein Banquet von 150 Couverts.

Ich überlasse es Ihnen, sich all die Toaste auszumalen; es waren viele Journalisten und Schriftsteller anwesend, und alle diese Herren sprechen französisch.

Kürzlich bat mich die Großfürstin ihr eines Abends Hamlet vorzulesen. Sie kennt ihren Shakespeare in einer Weise, die dem Vorleser Vertrauen einflößt.

Die arme Frau hat eine Rente von 7 Millionen Rubeln. Sie thut sehr viel für die Armen und für die Künstler.

Und dennoch langweile ich mich manch liebes Mal in dem prachtvollen Zimmer, das sie mir angewiesen hat und kann nicht immer ihre wohl gemeinten Einladungen annehmen.

Sehr viel Zeit bringe ich im Bett zu, besonders nach den Proben und Vorstellungen, die mich ganz erschöpfen.

Sie hat Ihren königlichen Gang und Ihre Haltung, aber nicht diese bezaubernde Grazie.

Wann werde ich Sie wiedersehen können? Es giebt Tage — besonders morgens, wenn ich am meisten leide, wo ich denke, daß ich Sie nie, nie mehr sehen werde . . . . . dann belebt die Musik mich von neuem und die Kräfte kommen langsam zurück, wenn ich diese Meisterwerke dirigiere.

Die „Symphonie pastorale“ von Beethoven hat mich neulich ganz gesund macht. Großer Mann! großer Poet! . . . . .

Man will mich bewegen nach Moskau zu gehen, aber ich thue es nicht. Uebrigens muß ich hier noch drei Konzerte dirigieren, nach dem morgigen und nach dem dritten werde ich wahrscheinlich zu nichts mehr im stande sein.

Es ist schrecklich kalt und schneit fürchterlich — ich habe keine Lust für ein paar hundert Rubel mich wieder in eine Eisenbahn zu stecken.

Leben Sie wohl, liebe gnädige Frau, leben Sie wohl. Ich kniee zu Ihren Füßen — lassen Sie mich Ihre Hände küssen und Ihnen sagen, daß ich Ihr ergebener Sklave bin bis zum Tode.

Hector Berlioz.

XXXI.

Sanct Petersburg, Palast Michel,
23. Januar 1868.

Mein Gott wie gut Sie sind, teure, angebetete Freundin! Ich hatte mich schon drein ergeben, daß Sie mir nicht antworten würden, und nun finde ich bei meiner Rückkehr aus Moskau einen reizenden Brief von Ihnen.

Tausend Dank aus tiefstem Herzen.

O wie ungeduldig bin ich, Sie wieder zu sehen! Wie sehne ich mich nach Ihnen!

Ich habe weniger vom Moskauer Klima gelitten als von dem hiesigen. Aber ich zähle die Tage, die ich hier noch im Schnee zubringen muß.

O der Tag, wo ich nach Wien abreisen, mich in Saint-Symphorien zu Ihren Füßen werfen kann!

Dann erzähle ich Ihnen mündlich diese lange Reise — heute würde Sie das nur langweilen.

Erfahren Sie nur, daß die Moskauer mich noch viel wärmer empfangen haben als die Leute in der Hauptstadt. Bei dem ersten Konzert, welches die Unternehmer in dem ungeheuren Reitsaal veranstaltet hatten, waren 10600 Zuhörer.

Am nächsten Sonnabend geben wir hier mein fünftes und 14 Tage darauf mein letztes Konzert.

Und dann — mag es noch so kalt sein, reise ich nach Frankreich, nach Saint-Symphorien, der Sonne, dem Leben entgegen! . . . .

Wenn Sie nur wüßten, wie lang meine Tage sind in meinem großen Zimmer, wie langweilig die Streitfragen mit den Sängerinnen wegen des Programms, mit welch unleidlicher Eitelkeit ich hier von neuem zu thun habe und war doch seit langem in Paris davon erlöst.

Das erhöht noch die Ermüdung, die mir diese Konzerte verursachen. Ich weise darum alle zurück, die man mir noch vorschlagen will nach diesen, die einmal mit der Großfürstin vereinbart waren.

Ich lehne alle Diners und Abendessen ab; ich fühle mich zu elend.

Alles was ich verlange ist, daß ich nach Ablauf dieser drei Wochen im stande sein werde, vier Tage und vier Nächte durch diesen Schnee zu fahren.

Liebste Freundin, ich sehe im Geiste, wie sehr der Neugeborene Sie in Anspruch nimmt — wie mühselig das für Sie ist. Das Leben ist voll Traurigkeit — ich kann nicht umhin, Sie zu beklagen, ich beklage mich ja auch.

Heute war das Fest der großen Wasserweihe auf der Neva. Der Kaiser war zugegen und 600 Priester. Die ganze Stadt ist hingelaufen, um dieser Feier beizuwohnen.

Man sagt, es sei sehr schön gewesen; ich aber bin ruhig an meinem Kamin geblieben.

Der Kaiser kommt jeden zweiten oder dritten Tag zur Großfürstin, zu meiner Wirtin; doch ich habe ihn noch nicht gesehen.

Ich merke, daß ich Ihnen nichts als unbedeutende, nichtssagende Dinge schreibe, ich muß Sie bitten, mir zu verzeihen.

Adieu meine liebe gnädige Frau, lassen Sie mich Ihre Hand ehrfurchtsvoll küssen und empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Familie.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XXXII.

22. Februar.

Teure, angebetete Freundin!

Ich bin vor einigen Tagen sehr erschöpft aus Rußland zurückgekommen und ich schreibe Ihnen nur, damit Sie nicht auf den Gedanken kommen mir einen Brief nach St. Petersburg zu schicken — denn von Ihrer Güte darf ich alles erwarten. Ich werde Sie sicher in kürzester Zeit sehen. Für den Augenblick kann ich kaum mein Bett verlassen.

www.hptoor.com.cn

Vier Tage und vier Nächte in der Bahn, Kälte und Schnee und diese Schmerzen! Es war grausam.

Mir bleibt nur die Kraft zu Ihren Füßen niederzuknieen und Ihre Hände zu küssen.

Ihr ergebener

H. Berlioz.

XXXIII.

Paris 25. März 1868.

Teure, angebetete, gnädige Frau!

Ich schreibe Ihnen anstatt Sie zu besuchen. Ich bin in Paris und muß das Bett hüten. Auch in Nizza habe ich acht Tage liegen müssen. Das war eine sonderbare Sache, eine verrückte Reise. Meine Nichte, mein Schwager ahnen nichts, auch in Grenoble weiß man nichts davon, aber Ihnen kann ich nicht länger meinen Unfall verhehlen.

Erfahren Sie also, daß ich mich seit zwei Tagen in Monaco langweilte. Eines Morgens wollte ich zum Meere hinuntersteigen auf einem rauhen Felsweg — aber nach drei Schritten schon wurde meine Unvorsichtigkeit gestraft, ich kam ins laufen und stürzte vorn über aufs Gesicht. Lange blieb ich so allein am Boden liegen, ohne Kraft aufzustehen, von Blut überströmt. Endlich, nach einer Viertelstunde konnte ich mich bis zur Villa schleppen, wo man mich abgewaschen und verbunden hat.

Ich hatte mir einen Platz im Omnibus nach Nizza reserviert und bin auch am folgenden Tag hingefahren, aber hören Sie weiter: angekommen in Nizza wollte ich — entstellt wie ich war, die Terrasse am Meere wiedersehen, die ich einst so sehr liebte, und ich stieg den Felsen hinan und setzte mich auf eine Bank; weil ich aber das Meer nicht gut sehen konnte, stand ich auf, um mir einen andern Platz zu suchen. Kaum war ich drei Schritte weit gegangen, als ich vorn über schlug und wieder auf das Gesicht fiel und noch mehr Blut verlor, als am Abend vorher.

Zwei junge Leute, die auf der Terrasse umher wanderten, sprangen ganz entsetzt herbei, hoben mich auf und führten und trugen mich halbwegs in ein Hotel in der Nähe.

Dort blieb ich während acht Tagen unbeweglich liegen und als ich nur eben die nötige Kraft wieder erlangt hatte, reiste ich nach Paris, unbekümmert um das Bild, das ich in der Bahn abgeben würde.

Meine Schwiegermutter und meine Dienerin schrieen entsetzt auf, als sie mich sahen. Seither habe ich mein Bett nicht mehr verlassen — nun sind es vierzehn Tage, daß ich diese Schmerzen erdulde und keine Besserung.

Meine Nase, meine Augen sind in einem kläglichen Zustand; um mich zu trösten sagt mir der Arzt, es sei zu meinem Glück gewesen, daß ich so viel Blut verloren habe, ohne das wäre ich nicht mit dem Leben davon gekommen, besonders am zweiten Tag.

Adieu meine teure, gnädige Frau, ich mußte Ihnen sagen, warum es mir nicht möglich ist, zu Ihnen zu kommen. Später werde ich auch meiner Nichte schreiben, die bisher nichts ahnt.

Sie wenigstens befinden sich hoffentlich gut? Nochmals adieu.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

www.libtool.com.cn

XXXIV.

Tausend Dank für Ihren unerhofften Brief Madame. Ja es war sehr lange her, daß ich Ihnen nicht mehr geschrieben habe und in der That hat meine Gesundheit mich daran verhindert.

Mein Gesicht war wohl geheilt, aber infolge des Falles hat sich mein altes Leiden in verschlimmertem Maße eingestellt. Ich hatte sehr heftige Darmschmerzen und in letzter Zeit auch an der Kniescheibe — zeitweise treten so heftige Krisen auf, daß ich das Bewußtsein verliere.

Wie soll ich Ihnen ausdrücken, wie sehr Ihre Güte mich gerührt hat!

Ihre Großmut kam mir entgegen. Ach ich verliere oft die Geduld. Und Beweise der Teilnahme, wie die Ihre, thun mir unendlich wohl und geben mir meine Kräfte wieder.

Nur kann ich nicht in Worte fassen, was ich für Sie fühle.

Vor einiger Zeit ließ die Frau Großfürstin von Rußland mir durch ihren Bibliothekar schreiben, um Einzelheiten über meinen Unfall, von dem sie durch die Zeitung gehört hatte, zu erfahren. Ich mußte ihr in einem langen Brief antworten, und habe zu dieser mühseligen Arbeit zwei Tage gebraucht.

Ich fühle mich jetzt etwas besser und ich bin gewiß, Ihr Brief, den ich heute Morgen erhielt, hat das bewirkt.

Vielen Dank! Machen Sie mir häufiger solche Ueberraschungen. Sie sind ja so gut.

Mein Leben ist sehr eintönig. Fast überall wohin ich gehe, begleitet mich meine Schwiegermutter. Ich kann nur im Wagen ausgehen und muß mich führen lassen. Jeden Sonnabend gehe ich ins Institut, um meine Anwesenheit mit meinem Namenszug zu bescheinigen. Bei der Sitzung bleibe ich nicht. Um 9 Uhr gehe ich jeden Abend zu Bett. Zu lesen bin ich nicht im stande. Ich wollte, daß ich ein wenig wieder zu Kräften käme. Inzwischen danke ich Ihnen für all das Gute, was Sie mir heute gethan haben.

Adieu meine Liebe, adieu, schreiben Sie mir noch wieder, sorgen Sie sich noch ein wenig um mich. Ich segne Sie aus tiefster Seele.

Vielleicht fasse ich von neuem Mut.

Ihr ergebener

Hector Berlioz.

XXXV.

Dank für Ihre Nachsicht! Ich vermag kaum zu antworten und doch geht es mir ein wenig besser. Aber vernünftig kann ich nicht schreiben, wenn Sie mir auch das Beispiel dazu geben.

Oh! Ich segne Sie tausendmal!

Gerade die unnötigen Botschaften machen mich glücklich — darum fürchten Sie nichts — Alles, was von Ihnen kommt, giebt mir neues Leben. Ach, und ich vermag kaum zu atmen.

O! was gäbe ich darum, Sie zu sehen. Lieber Gott seien Sie nicht bange. In manchen Augenblicken fühle ich die alte Kraft, ich zähle Ihre Briefe.

Gestern las ich wieder den letzten, den ich trotz Ihres Befehls noch nicht verbrannt hatte und ich las ihn unter Thränen.

Manchmal müssen Sie eine Engelsgeduld haben.

Seien Sie unbesorgt — ich verbrenne den Brief.

Wie absurd! tausendmal Verzeihung, daß ich das sagte.

Ich möchte Ihnen im Gegenteil nur Liebes thun.

www.boobooks.com

Alle Liebe, die ganze unendliche Zärtlichkeit und tiefe Verehrung meiner Seele lege ich zu Ihren Füßen.

Achten Sie dieses Briefes nicht. Das nächste Mal werde ich weniger thöricht schreiben.

Adieu, ich sende Ihnen alle Hingebung, alle innigen Regungen, die sich in meinem Herzen für Sie finden . . . .

Sie müssen mich entschuldigen. Ich wüßte Ihnen besseres zu sagen, wenn ich nicht so furchtbar litte.

Adieu Angebetete — das nächste Mal schreibe ich vernünftiger.

H. Berlioz.

XXXVI.

Paris (ein Wort ist ausgelöscht), Juli.

Verehrte, gnädige Frau!

Gestern und heute geht es mir etwas besser, ich kann leichter schreiben und mir ist, als sähe ich Sie.

Hoffentlich haben Sie mir meinen letzten, törichten Brief verziehen.

Mein Gehirn ist wieder etwas ins Gleichgewicht gekommen. Aber ich werde das nicht mißbrauchen, sondern mich im Gegenteil sehr zurückhalten. Ich habe die Freude, Ihnen eine gute Mitteilung machen zu können. Eine musikalische Freude, für die ich in diesem Augenblick nicht empfänglich zu sein glaubte.

Die Kapellmeister von Leipzig und Altenburg schickten mir eine Bulle, als ob ich ein Kirchenoberhaupt wäre; d. h. sie haben eine Feier gegeben, bei welcher alle Spitzen aus ganz Deutschland zugegen waren, um meine „Symphonie Fantastique“ und mein „Requiem“ anzuhören. Beide Werke sind ganz und mit ungeheurem Erfolg aufgeführt worden.

Beide beglückwünschten mich und senden mir Glückwünsche aus Sachsen, Oesterreich, Preußen und Hamburg und vom Prinz von Hohenzollern etc. etc.

Ach das ganze Requiem, weiter nichts!!!

Das ist eine große Sache! Mein Gott, wie gerne möchte ich das mit Ihnen hören!

Ich kann nicht mehr schreiben. Man soll das Gute nicht mißbrauchen.

Adieu liebe, angebetete, gnädige Frau, werden Sie alles verstehen, was ich fühle?

Adieu — Ihr Ergebener . . . . Ich muß nicht suchen, denn das bessere ist der Feind des Guten; in einiger Zeit gebe ich Ihnen wiederum . . . . ich suche nach dem Wort und kann es nicht finden . . . . Verzeihen Sie.

Hector Berlioz.

www.libtool.com.cn

Frauenmacht.

Roman.

Von **Gustaf af Geijerstam.**

(2. Fortsetzung.)

VI.

Aber es kam der Tag, an dem ich ernstlich einsehen sollte, daß ich nicht so hoch über der Welt stand, daß ihr Schmutz mich dort nicht erreichen und niederziehen könnte. Es kam der Tag, an dem ich lernte mich selbst, mein eigenes Heim, überhaupt mein ganzes Leben mit denselben Augen anzusehen wie andere es schon lange gethan hatten. Dieses kam indessen nicht über Nacht, sondern allmählich, und die Zeit des Zweifels war die schlimmste.

Signe lebte ihr eigenes Leben während der Zeit, da mein kleines Mädchen und ich uns fester aneinander schlossen, und ich merkte es nicht. Ich merkte wohl, wie sie sich von uns zurückzog, und ich fühlte auch zuweilen, daß sie uns beide betrachtete, als hätte sie verstanden, daß die Zärtlichkeit, die uns an einander band, sie von uns trennte. Signe wurde es müde, immer im Schatten zu leben, sie verlangte danach, sich als meine Frau zu zeigen, und ebenso stark wie sie sich früher zurückgezogen hatte, ebenso übertrieben wurden jetzt ihre Ansprüche. Nichts war ihr gut genug, Nichts war ihr recht. Es begann sich eine Unruhe über ihr ganzes Wesen zu verbreiten, die in jede Ecke des Hauses drang, die auf der Lauer lag und die unschuldigste Freude störte und das bedrohte, was ich aufgebaut zu haben meinte. Ich merkte es wohl, ich wollte es aber nicht sehen, machte mich absichtlich blind, zufrieden, wenn ich in meinem Zimmer sitzen durfte und mit meinem Kinde, das zu einem guten und verständigen Mädchen heranwuchs, spielen oder mich mit ihm unterhalten konnte.

Daß der Boden unter mir auf irgend eine Weise untergraben war, ahnte ich freilich. Aber es dauerte lange, ehe ich zum ersten Mal diesen scharfen Stich im Herzen spürte, der mir unwiderruflich sagte, daß mein Heim, das ja immer gering und geistig arm gewesen, nicht einmal ein Heim mehr genannt werden konnte. Ich weiß die Veranlassung nicht mehr, weshalb Signe und ich gerade an dem Tage in einen Wortwechsel miteinander gerieten. Solche Veranlassungen kamen während der Zeit so oft, daß ich mich keiner einzelnen mehr erinnere. Aber ich weiß noch, daß sie in meinem Arbeitszimmer vor mir stand mit einem vor Zorn geröteten Gesicht, mit halb erstickter, schluchzender Stimme und laut schrie:

„Weshalb hast Du Dich mit mir verheiratet?“

Ich konnte Nichts antworten, ich starrte nur dies Weib an, das ich buchstäblich zum ersten Male zu sehen glaubte, aber ich konnte nichts von alledem verstehen.

www.libdol.com.cn

„Du antwortest nicht," fuhr sie fort. „Du bist natürlich zu vornehm um zu antworten, da Du ja ein feiner Herr bist, und ich nur ein armes Mädchen, das so verrückt wär, sich von Dir anführen zu lassen. Hätt' ich mein Glück verstanden, hätt' ich gewußt, was für ein Mensch Du bist, so hätte ich mich vor Dir hüten müssen. Und ich hätte zehn haben können, die besser gewesen wären als Du. So, jetzt weißt Du es."

Das Ganze war mir noch so neu, daß ich noch nichts von dem Allen begriff.

„Was meinst Du eigentlich?" sagte ich mit einem Blick auf das, was uns umgab. „Haben wir es nicht ganz gut hier?"

„Nein," sagte sie und lachte mir ins Gesicht. „Nein, das haben wir nicht. Haben wir jemals was anders gesehen, als diese ärmlichen Zimmer hier? Hast Du auch nur ein einziges Stück Möbel gekauft, seitdem wir in diese Bude einzogen? Glaubst Du, daß ich darauf eingegangen wäre, mich mit Dir zu verheiraten, wenn ich gewußt hätte, daß ich mein ganzes Leben hindurch Dein Dienstmädchen sein sollte? Wenn Du das geglaubt hast, so hast Du Dich schön getäuscht."

Ich schob sie durch die Thür hinaus, die ich verschloß, und ich konnte noch immer nichts begreifen, als daß ein Unglück über mich hereingebrochen war, und daß ich mein Kind retten mußte.

VII.

Ein ganzes Jahr lebten wir noch miteinander und ich entsinne mich, daß es eine Zeit voll beständiger Angst war, wo jeder Schritt, den ich that, nur den Zweck hatte, um jeden Preis Gewißheit darüber zu erlangen, wie groß mein Unglück war, und worin es eigentlich bestand. Ich erinnere mich dieses Jahres mit einer sonderbaren Klarheit, fast als ob es etwas gewesen wäre, das ich nicht erlebt hätte, sondern so oft gelesen, daß ich es auswendig wußte.

Gretchen war damals zwischen zehn und elf Jahre alt, und eines Abends, dicht vor Weihnachten, saß sie in meinem Zimmer und las, während ich meine Gedanken für die Arbeit zu sammeln versuchte, die uns Brod geben sollte.

Da blickte das Mädchen von ihrem Buche auf und sagte:

„Wo ist die Mama?"

„Sie ist zu Bekannten gegangen," antwortete ich.

„Weshalb bleibt sie so lange weg?" fuhr sie fort.

„Sie wird wohl bald zurück sein," antwortete ich, um sie zu beruhigen.

Darauf versuchte ich, sie wieder zu ihrem Buche zurück zu bringen und dachte, daß es mir geglückt war. Mechanisch setzte ich meine eigene Arbeit fort, konnte aber meine Gedanken nicht zusammenhalten. Nervös horchte ich auf jeden Laut auf der Treppe, draußen auf der Straße.

Zuletzt muß ich ganz vergessen haben, wo ich war und daß Gretchen drinnen bei mir war, denn ich kam erst wieder zu mir, als eine kleine schmächtige Kinderhand mein Haar streichelte und eine Stimme sagte:

„Weshalb weinst Du, Papa?"

Ich zuckte zusammen und antwortete:

„Ich weine nicht mein Kind. Das siehst Du ja."

„Ja, aber Du bist traurig." Ihr Gesicht erhielt einen unbeschreiblich gedankenvollen und grübelnden Ausdruck, und als sie merkte, daß meine Mienen sich doch noch immer nicht erhellten, sagte sie langsam, als ob sie die Sache im voraus genau überlegt und gewußt hätte, daß sie es einmal sagen würde:

„Ich habe die Mama nicht mehr lieb. Sie ist nicht gut gegen Dich."

„So darfst Du nicht sprechen," antwortete ich.

Aber im selben Augenblick hörte ich, daß der Schlüssel in der Korridorthür umgedreht wurde, und von Gott weiß welchem Instinkt getrieben, vielleicht nur um den Blicken meiner Tochter auszuweichen, ging ich schnell in den Korridor hinaus.

Dann hörte ich, oder es schien mir als hörte ich Jemanden mit hastigen Schritten die Treppen hinunterspringen. Zugleich wurde die Thür zugeworfen, und Signe stand gerade vor mir. Ich zündete, ohne ein Wort, die Gasflamme an, unsere Augen begegneten sich, und ich sah, daß in den ihren etwas wie Hohn lag.

„Wer war das, der die Treppe hinunterging?" fragte ich atemlos.

Sie nannte ganz ruhig einen Namen, und ich fühlte, wie sie es genoß mich in Aufruhr zu sehen.

„Was wollte er hier?"

„Ich begegnete ihm auf der Straße, und er begleitete mich nach Hause."

„Weshalb kam er nicht herein?"

„Er wollte mir nur auf der Treppe leuchten. Ich glaube, er hatte es eilig. Wir wohnen ja in einem solchen Hause, daß nicht einmal im Flur 'ne Gasflamme ist."

Ich fühlte, daß sie log, aber ich konnte nicht glauben, was ich ahnte. Eine Art von Lähmung überfiel meinen Körper, und meine Adern brannten wie Feuer.

Da lachte Signe. Es steht mir noch vor Augen, wie sie sich von mir abwendete und den Mantel auf den Kleiderhaken hing, indem sie sagte:

„Bist Du eifersüchtig?"

„Schweig," sagte ich still, damit Gretchen uns nicht hören sollte. „Schweig, und geh' in Dein Zimmer."

Darauf ging ich wieder in mein Zimmer zurück, mein Kopf war so kühl und klar, daß es mir schien, als könnte ich in mich selber hineinschauen wie in einen Raum.

Am Tisch saß meine Tochter noch, mit großen, weitoffenen Augen starrte sie nach der Thür, die ich hinter mir schloß. Aber sie stellte mir keine Fragen, sie saß unberührt und still auf ihrem Platz, als ob sie mich nicht hätte zurückkommen sehn.

„Mama ist zu Hause," sagte ich.

Das Kind nickte bloß als Antwort, aber ihr Blick schien der eines erwachsenen Weibes zu sein. Ich stand vor der Kleinen, ich konnte mich weniger beherrschen als sie, war unentschlossen, ob ich etwas sagen sollte und was ich sagen sollte, als sie sich plötzlich erhob, die Arme um meinen Hals schlang und in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

Eine unsagbare Angst überfiel mich. Weshalb weinte das Kind? Was konnte wohl geschehen sein? Ich ließ sie sich in meinen Armen ausweinen, und dann, als letzten Versuch sie zu trösten und zu beruhigen, sagte ich:

„Soll Papa Dich heute Abend ausziehen, wie ich es that, als Du klein warst?"

„Ja," schluchzte sie und drückte sich noch näher an mich.

Und indem sie ihre Lippen meinem Ohr näherte, flüsterte sie:

„Erzähle es der Mama nicht wieder, was ich vorhin sagte."

Ich verstand sie zuerst nicht. Als ich aber späterhin mich ihrer Worte über die Mutter erinnerte, ergriff mich ein neuer Verdacht, der noch schlimmer war als der erste. Ich fühlte mich wie in einen Wirbel hingerissen, aus dem ich nicht los kommen konnte, und die Nacht schlief ich in meinen Kleidern allein auf meinem Sofa.

www.libtool.com.cn

VII.

www.libtool.com.cn

Zweifel. Aber es war nicht das, was meine Gedanken beschäftigte. Das schien mir jetzt als etwas vollkommen untergeordnetes, eine Sache ohne alle Bedeutung, eine Sache, die etwa nur meinen Stolz anging, aber nicht mein Glück. Nein, was in meinem Hirn wühlte und mein Herz stocken machte, das war der Gedanke an Gretchens Thränen und heftigen Kummer. Mein Herz schnürte sich krampfhaft zusammen, es schien mir, als könnte ich es fühlen, wie es in mir stockte. Und ich weiß noch, wie ich mich unruhig im halbleeren Restaurant umsah, diesmal in der vergeblichen Hoffnung zwischen den frühstückenden Herren, die einen Teil der Tische besetzt hatten, einen Menschen zu finden, dem ich mich anvertrauen konnte.

Einen Menschen, dachte ich, einen Menschen, der mir helfen könnte. Ich suchte in meiner Erinnerung nach Freunden, die ich früher gekannt hatte. Aber ich wußte keinen einzigen, zu dem ich gehen konnte. Mein Herz schrie nach Hülfe, aber ich fand keine. So einsam war ich geworden, einen so leeren Raum hatte ich um mich geschaffen, daß ich keinen einzigen kannte, zu dem ich auch nur hätte reden können. Die früheren Freunde tauchten, einer nach dem anderen, in meiner Erinnerung auf. Halblaut nannte ich ihre Namen, aber es waren leere Worte, die ich hersagte, nichts wonach ich greifen konnte um es festzuhalten. Ich fühlte mich so kraftlos, so leer, als wäre es mir unmöglich irgend etwas auszurichten, schon der Gedanke vom Tisch aufstehen und nach Hause gehen zu müssen, quälte und beunruhigte mich, weil ich fühlte, daß mir die Kraft, selbst zu diesem unbedeutenden Entschluß fehlte. Es war, als wolle mich jemand zwingen etwas vorzunehmen, das über meine Kräfte ging. Erst der Kellner, der kam um zu fragen, ob ich noch etwas wünsche, weckte mich aus meinen Grübeleien. Als ob man mich auf dem Versuch ertappt hätte mich hinweg zu stehlen, fuhr ich unter seinem Blick zusammen und gab ein zu großes Trinkgeld, weil ich fühlte, daß ich mir seine Achtung erkaufen müßte. Als ich mich aber wieder draußen auf der Straße befand, sah ich, daß die Sonne schien und empfand, daß es warm sei. Und dennoch fror mich dermaßen, daß ich es im ganzen Körper fühlte. Betäubt, ohne einen Gedanken daran weshalb ich ging oder wohin ich ging, nahm ich den Weg heimwärts. Ich weiß noch wie ich die wunderlichsten, die entlegensten Straßen wählte, die ich finden konnte, um sicher zu sein, Niemandem zu begegnen, der mich kannte. Schon der Gedanke einen Menschen grüßen zu müssen, meinen Hut lüften oder einige Worte sagen zu müssen jagte mir einen übertriebenen Schrecken ein.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor ich heimkam, und als ich die Treppe hinaufstieg, mußte ich still stehen um mich zu erholen, ehe ich den Mut hatte hineinzugehen. So sicher war ich, daß ich vor einer Katastrophe stand, die ich nicht würde beherrschen können, aus der ich nicht als Sieger hervorgehen würde.

Indessen, so schnell trifft das, was man fürchtet, selten ein. Ich fand auch nichts, absolut nichts, nur das neue Mädchen war inzwischen angekommen. Es war ein kleines, wohlbeleibtes, blondes Geschöpf mit blauen, ausdruckslosen Augen und einem phlegmatischen Gesichtsausdruck. Sie sah aus, als sei sie auf alles vorbereitet und als fürchtete sie nichts, weil nichts sie aufregen konnte. Ich fand die Familie in der Küche versammelt. Signe und sie tranken Kaffee und schienen bereits gute Freunde zu sein. Gretchen saß neben ihnen mit einem Glase Milch in der Hand. Sie sah ganz vergnügt und befriedigt aus, und nur aus einem hastigen Blick heimlichen Einverständnisses, den sie auf mich richtete, konnte ich ahnen, daß sie den gestrigen Tag nicht vergessen hatte.

So ging ich denn in mein Zimmer und versank in vergebliche Grübelei über mich selber und mein Schicksal, und weshalb es keinen Menschen gab, zu dem ich in meiner Not gehen konnte.

www.libtool.com.cn

VIII.

Am folgenden Tag ging ich frühmorgens nach einem Mietsbureau, um eine Dienerin zu mieten, die wir bisher nie gehabt hatten. Ich that es, weil ich vor allem an das Kind denken mußte, und noch keine Zeit gehabt hatte mich mit etwas anderem zu beschäftigen. Den Schmerz, der laut werden wollte, zwang ich nieder. Wenn das Schlimmste wahr sein sollte, mußte doch mein kleines Mädchen gerettet werden.

Es glückte mir auch schnell, diese Sache in Ordnung zu bringen. Es war auch leichter für mich als für andere, da ich keine hohen Anforderungen stellte, und nicht aufgelegt war übertrieben kritisch in meiner Wahl zu sein. Für mich galt es, überhaupt nur einen Menschen zu bekommen, gleichgültig wen. Es handelte sich blos darum, daß Gretchen niemals allein zu sein brauchte. Nachdem diese Sache erledigt war, gedachte ich wieder an meine Arbeit zu gehen. Aber meine Müdigkeit nach der Nacht war so groß, daß ich statt dessen meine Krankenmeldung telephonierte, und in ein Restaurant ging um mich mit einem starken Frühstück zu erquicken.

In dieser Zeit hatte ich außer der Arbeit an den litterarischen Sachen, die Du kennst, auch noch eine Stellung in einem Versicherungsbureau angenommen, wo ich einige Stunden des Vormittags arbeitete und dafür einen kleinen aber festen Monatsgehalt bekam. Nun war es diese regelmäßige Abwesenheit vormittags, die mich beunruhigte. Sie hatte schon über ein Jahr gedauert, und meine Phantasie gaukelte mir die unheimlichsten Vorstellungen vor, was da alles ohne mein Wissen geschehen sein könnte.

Und trotzdem trug ich mich heimlich mit der Hoffnung, daß Alles was ich fürchtete sich doch zuletzt als eitel Einbildung erweisen würde. Es war acht Tage vor Weihnachten. Gretchen hatte morgens zu mir gesagt: „Heute über acht Tage ist Weihnachtsabend!“ Sie hatte mich angelacht und ganz vergnügt ausgesehen, und ich war meiner Wege gegangen, mit dem Gfeühl, daß sie den plötzlichen Kummer des vorhergehenden Abends vergessen. Ohne weiter über etwas nachzugrübeln, aus reiner Müdigkeit außer Stande zu denken, saß ich an meinem Tisch und aß und trank. Essen und Trinken wirkten anregend auf mich, und allmählich begannen meine Gedanken sich zu ordnen. Aber ich hatte bis zu dem Grade Angst vor meinen eigenen Gedanken, daß ich versuchte sie beiseite zu schieben. Der Auftritt von gestern — oder richtiger die beiden Scenen von gestern — erst Gretchens krampfhaftes Weinen, dann der fremde Gast auf meiner Treppe, ich wußte ja gewissermaßen, daß es geschehen war, aber eine schlaflose Nacht macht das Gehirn trübe, und das Ganze stand vor mir wie etwas nebelhaftes und wirres, bis auf einmal im Dunkel ein Licht aufblitzte und eine so furchtbare Klarheit verbreitete, daß wie ich vorher vor lauter Dunkel nichts sehen zu können meinte, ich jetzt die Empfindung hatte, als ob meine Augen zu schwach wären um dieses qualvoll scharfe Licht zu ertragen.

Ich erinnerte mich nämlich des häßlichen Tons, mit dem Signe die Worte sprach: „Ich glaube gar Du bist eifersüchtig?“

Wie ein Blitz flammten diese Worte in mir auf, und in ihrem Lichte schien es mir jetzt leichter meinen eigenen Seelenzustand zu verstehen, die wunderliche Mischung von Zorn, Verzweiflung und Kummer, die mich beherrschte. Es war mir, als hätte ich jetzt plötzlich Gewißheit bekommen, mir wurde eiskalt dabei und unwillkürlich sah ich mich um, als hätte ich gefürchtet, daß die übrigen Gäste im Restaurant sich über meine Anwesenheit wunderten, mich persönlich kannten und über meine Schande besser unterrichtet wären als ich selber. Daß ich hintergangen sei, darüber war ich in diesem Augenblick nicht mehr in

Zweifel. Aber es war nicht das, was meine Gedanken beschäftigte. Das schien mir jetzt als etwas vollkommen untergeordnetes, eine Sache ohne alle Bedeutung, eine Sache, die etwa nur meinen Stolz anging, aber nicht mein Glück. Nein, was in meinem Hirn wühlte und mein Herz stocken machte, das war der Gedanke an Gretchens Thränen und heftigen Kummer. Mein Herz schnürte sich krampfhaft zusammen, es schien mir, als könnte ich es fühlen, wie es in mir stockte. Und ich weiß noch, wie ich mich unruhig im halbleeren Restaurant umsah, diesmal in der vergeblichen Hoffnung zwischen den frühstückenden Herren, die einen Teil der Tische besetzt hatten, einen Menschen zu finden, dem ich mich anvertrauen konnte.

Einen Menschen, dachte ich, einen Menschen, der mir helfen könnte. Ich suchte in meiner Erinnerung nach Freunden, die ich früher gekannt hatte. Aber ich wußte keinen einzigen, zu dem ich gehen konnte. Mein Herz schrie nach Hülfe, aber ich fand keine. So einsam war ich geworden, einen so leeren Raum hatte ich um mich geschaffen, daß ich keinen einzigen kannte, zu dem ich auch nur hätte reden können. Die früheren Freunde tauchten, einer nach dem anderen, in meiner Erinnerung auf. Halblaut nannte ich ihre Namen, aber es waren leere Worte, die ich hersagte, nichts wonach ich greifen konnte um es festzuhalten. Ich fühlte mich so kraftlos, so leer, als wäre es mir unmöglich irgend etwas auszurichten, schon der Gedanke vom Tisch aufstehen und nach Hause gehen zu müssen, quälte und beunruhigte mich, weil ich fühlte, daß mir die Kraft, selbst zu diesem unbedeutenden Entschluß fehlte. Es war, als wolle mich jemand zwingen etwas vorzunehmen, das über meine Kräfte ging. Erst der Kellner, der kam um zu fragen, ob ich noch etwas wünsche, weckte mich aus meinen Grübeleien. Als ob man mich auf dem Versuch ertappt hätte mich hinweg zu stehlen, fuhr ich unter seinem Blick zusammen und gab ein zu großes Trinkgeld, weil ich fühlte, daß ich mir seine Achtung erkaufen müßte. Als ich mich aber wieder draußen auf der Straße befand, sah ich, daß die Sonne schien und empfand, daß es warm sei. Und dennoch fror mich dermaßen, daß ich es im ganzen Körper fühlte. Betäubt, ohne einen Gedanken daran weshalb ich ging oder wohin ich ging, nahm ich den Weg heimwärts. Ich weiß noch wie ich die wunderlichsten, die entlegensten Straßen wählte, die ich finden konnte, um sicher zu sein, Niemandem zu begegnen, der mich kannte. Schon der Gedanke einen Menschen grüßen zu müssen, meinen Hut lüften oder einige Worte sagen zu müssen jagte mir einen übertriebenen Schrecken ein.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor ich heimkam, und als ich die Treppe hinaufstieg, mußte ich still stehen um mich zu erholen, ehe ich den Mut hatte hineinzugehen. So sicher war ich, daß ich vor einer Katastrophe stand, die ich nicht würde beherrschen können, aus der ich nicht als Sieger hervorgehen würde.

Indessen, so schnell trifft das, was man fürchtet, selten ein. Ich fand auch nichts, absolut nichts, nur das neue Mädchen war inzwischen angekommen. Es war ein kleines, wohlbeleibtes, blondes Geschöpf mit blauen, ausdruckslosen Augen und einem phlegmatischen Gesichtsausdruck. Sie sah aus, als sei sie auf alles vorbereitet und als fürchtete sie nichts, weil nichts sie aufregen konnte. Ich fand die Familie in der Küche versammelt. Signe und sie tranken Kaffee und schienen bereits gute Freunde zu sein. Gretchen saß neben ihnen mit einem Glase Milch in der Hand. Sie sah ganz vergnügt und befriedigt aus, und nur aus einem hastigen Blick heimlichen Einverständnisses, den sie auf mich richtete, konnte ich ahnen, daß sie den gestrigen Tag nicht vergessen hatte.

So ging ich denn in mein Zimmer und versank in vergebliche Grübelei über mich selber und mein Schicksal, und weshalb es keinen Menschen gab, zu dem ich in meiner Not gehen konnte.

www.libtool.com.cn

IX.

Ich war dem geistigen Tode nahe, und auf Weihnachten folgte Neujahr, ohne daß ich die dahinschwindenden Tage bemerkte, oder was sie bedeuteten. Das Leben ist auf Gut und Böse eingestellt. Absolut schön und absolut häßlich ist es niemals. Und der, welcher im Schmutz gelebt hat, kann aufgerichtet werden.

Das glaubte ich aber damals nicht, und ich weiß wohl, daß dies Bekenntnis unmännlich klingen mag. Aber diese Unmännlichkeit liegt uns allen nahe, wenn die Not groß ist und die eigene Kraft fehlt. Es ist nur der Unterschied, daß nicht Alle ihre Schwäche sich selber eingestehen wollen. Wie mir aber diese beiden Wochen vergingen, das wird mir wohl schwer werden je zu erklären. So rätselhaft scheint mir das alles hinterher und so außer stande war ich zu der einfachsten Initiative. Ich ging umher in einem beständigen Fieber von Verdacht, und die gräßlichsten Gesichte verfolgten mich sowohl daheim als draußen. Nicht einmal wenn ich mit Gretchen allein war, fand ich Ruhe, und ich konnte merken, wie meine Gemütsverfassung sie ansteckte.

Stundenlang konnte sie in meinem Zimmer sitzen und plaudern. Sie erzählte mir dann was sie in der Schule erlebt hatte, was sie draußen gesehen, alles das, was früher unsere Vergnügungen ausgemacht und von dem wir nie müde werden konnten. Aber mit einem Male unterbrach sie ihr heiteres Geplauder.

„Du hörst ja nicht, was ich sage," rief sie aus.

„Ja, ja," versuchte ich zu antworten, „ich höre jedes Wort."

Aber das Kind ließ sich nicht hinters Licht führen. Sie verstand, daß meine Gedanken weit weg waren, wie ich verstand, daß sie unter meiner Zerstreuung litt. Aber es lag wie ein Nebel über meinen Gedanken, und ich konnte ihn nicht verjagen, ich konnte nicht und gälte es mein Leben, mein Gemüt frei machen von der Schwere, die uns beide peinigte.

Dann ließ ich sie allein und ging hinaus, trieb mich ziellos stundenlang draußen in den Straßen umher. Oder ich ging in ein Café, am liebsten, wo viel Menschen waren. Da setzte ich mich an einen leeren Tisch, starrte gedankenlos in die Luft, und es war mir als verflüchtigte sich mein eigenes Ich und schwände dahin, indem es sich mit all den gleichgültigen Ichs mischte, die dort drinnen versammelt waren.

X.

Da geschah das, was sich meiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt hat, was mein ganzes Leben veränderte und mich langsam zu einem anderen Menschen machte.

Eines Tages kam ich über Norrbro, unschlüssig ob ich heim gehen sollte oder aus reiner Unlust an der gewohnten Umgebung das Wiedersehen hinausschieben sollte, indem ich allein draußen in einem Restaurant blieb. Da sehe ich vor mir ein Gesicht, das mir bekannt zu sein schien, ein junges, feines Gesicht, das doch ein wenig älter geworden, seitdem ich es zum letzten Mal gesehen. Ich sah eine hohe, schlanke Frauengestalt, und ein Lächeln strahlte mir entgegen, das mich gleichzeitig erwärmte und verwirrte. Und mit einem Male sah ich wieder, wie an meinem Hochzeitsabend jenen seligen Sommer vor mir, den ich so lange, lange vergessen. Das ganze erschien mir so natürlich, als ob ich erwartet hätte, daß es so kommen würde. Ich fühlte eine weibliche Hand die meine drücken, und wie in einem Traum lauschte ich einem Strom von

Worten, die ich nur dadurch beantworten konnte, daß meine Stimme unhörbar und meine Augen verschleiert wurden.

„Komm' mit mir nach Hause," hörte ich Elise sagen. „Es ist ja eine Ewigkeit her, seit wir uns getroffen."

Ich sah mich selbst an ihrer Seite gehen, und hörte mich antworten. Aber meine eigene Stimme war mir fremd geworden. Und als die Betäubung der ersten Ueberraschung vorüber war und ich zu begreifen anfing, daß doch eine Art von Wirklichkeit mit im Spiele war, da wurde die Wirklichkeit mir zu einem Traum, und das Ganze zu einem Chaos.

Was ich sonst überhaupt noch sagte, habe ich vergessen, aber ich entsinne mich, daß ich sie fragte, ob sie verheiratet sei.

„Das ist eine schöne Frage," sagte sie. „Ich habe zwei kleine süße Jungen, die schönsten in ganz Schweden. Und das weißt Du nicht? Du bist zehn Jahre verheiratet gewesen, und Du hast eine Tochter, das weiß ich. Sie ist wohl schon groß jetzt?"

„Hast Du hier die ganze Zeit gewohnt?" sagte ich.

„Gewiß," antwortete sie. „Erst dachte ich jeden Tag, Du würdest zu mir kommen, wie in alten Zeiten. Als Du aber nicht kamst, dachte ich: „Na, dann muß ich wohl warten."

Dabei lachte sie laut, und ich hörte aufs neue ihr gutes, weiches, gesegnetes Lachen. Und alles wurde so einfach und offen, so klar und leicht. Ihre lichte Stimmung steckte mich an, aber zugleich ließ mich doch die Erinnerung an mein Heim und an das, was ich durchgemacht hatte, nicht los, ich sehnte mich danach mit ihr sprechen zu können, ich wußte ja sofort, daß ich es thun würde. Jetzt ging ich nur schweigend an ihrer Seite und genoß ihre Nähe, genoß, daß sie überhaupt da war, und daß sie mich nicht vergessen hatte.

Und so näherten wir uns ihrem Heim, und zum ersten Mal seit vielen Jahren betrat ich eine schöne, feine Wohnung. Zuerst preßte es mir die Brust zusammen. Denn ich konnte nicht umhin an meine eigenen, kleinen Zimmer zu denken, wo die Möbel so verschlissen und alltäglich waren, wo es keinerlei Ausschmückung gab, die anzeigte, daß eine liebevolle Hand das Heim geordnet hatte. Ich dachte an meine Kupferstiche und Kunstsachen, alles, was Du hier siehst. Die hatte ich verpackt und nie wieder daran gedacht sie hervorzunehmen. Es war, als fürchtete ich sie zu zeigen, als hätte ich gewußt, daß sie in dieses Heim nicht paßten. Daran dachte ich jetzt. Und zugleich genoß ich es diese großen, weiten Räume zu sehen, wo die Luft so rein war. Zwei kleine Knaben, beide kleiner als meine eigene Tochter, kamen herbei und gaben mir die Hand, und Elise ließ mich ein Weilchen allein mit ihnen. Ich stellte mich ans Fenster und blickte auf die weite Ebene hinaus, die mit den weißen Flecken vom halb geschmolzenen Schnee, und dem dunklen, feuchtgrünen Tannenwald dahinter, vor mir lag. Alles vereinigte sich um mich friedlich und ruhig zu stimmen, und ich fand es nur ganz natürlich, als Elise hereintrat und mir sagte, während ihrer Abwesenheit sei eine Telephonmeldung angekommen, daß ihr Mann heute nicht zum Mittagessen käme. „Wie schade," sagte sie, „ich hätte Euch so gern einander vorgestellt, nun muß es ein ander Mal geschehen." Diese Worte störten mich in einer seltsamen, unbestimmten Weise, indem sie mich daran erinnerten, daß sie einem Anderen angehöre. Aber mir war, als sei Alles was geschah gleichsam vom Schicksal vorausbestimmt. Gerade jetzt sollte es keinen dritten geben. Nur Elise und ich. Was uns einst mit einander verband, sollte ungestört aus der Vergangenheit emporsteigen und wieder verknüpfen, was nie hätte gelöst werden sollen.

Die Mahlzeit nahm ich hin wie etwas Notwendiges, dem ich nicht ent-

rinnen konnte. Aber ich wartete die ganze Zeit darauf, daß der Augenblick käme, wo wir vom Tisch aufstehen würden. Alles andere, als dieses Alleinsein mit ihr, das meine Rettung werden sollte, kam mir leer und bedeutungslos vor. Ich glaube, Elise verstand mich während der ganzen Zeit, und ich empfand ihre Sympathie so stark, daß Alles Andere an mir vorbeiglitt, als wäre es nicht dagewesen.

Und als wir nun allein saßen im kleinen Kabinett und die Kinder hinausgeschickt wurden, welch reiches Glück war das für mich. Ich war ja ein Hungernder, der sich plötzlich satt essen durfte. Und ich genoß es, daß wir schweigend dasaßen, als hätten wir beide gefühlt, daß wir Zeit brauchten, um das, was gewesen, in Berührung zu bringen mit dem, was ist.

„Wir beiden haben aber für einander geschwärmt, damals, weißt Du noch?"

Ich nickte lächelnd zu ihren Worten. Aber ich war zu sehr von meinen eigenen Gedanken erfüllt, als daß ich ihre Stimmung ganz hätte teilen können.

Instinktiv folgte sie meinen Gefühlen und begriff, wie sehr ich das Bedürfnis empfand zu reden, und deshalb sagte sie:

„Nun erzähle mir Alles von Dir selber."

Und ich begann zu erzählen. Das ging nicht so leicht. Es mag zusammenhanglos genug und oft ohne Sinn gewesen sein. Aber ich erzählte Alles von Signe und mir selber, von meinem Kinde und von meinem ganzen Leben, das ein Chaos war, welches ich nicht selbst entwirren konnte. Ich erzählte Alles, so wie ich es Dir eben erzählt habe. Und viel, viel mehr, dessen ich mich damals noch erinnern konnte, was aber die barmherzige Zeit mich später hat vergessen lassen. Während ich sprach, brannte das Feuer nieder, und es wurde dämmerig um uns. Elise zündete eine kleine Lampe an, wie sie sagte, um mein Gesicht sehen zu können. Die ganze Zeit saß sie neben mir, und als ich zum Letzten kam, zum Schlimmsten, legte sie ihre Hand in die meine und ließ sie da liegen. Als ich aber ausgeredet hatte, fühlte ich ihre Hand, die mich an sich zog, und ermattet wie ich war von Allem, was ich so lange verschwiegen und zum ersten Male ausgesprochen, fiel ich nieder mit dem Kopf auf ihr Knie. Und Gott segne sie! Sie ließ mich ausweinen.

Wie lange ich so lag, weiß ich jetzt ebenso wenig, wie ich es damals wußte. Aber während wir in dieser Stellung saßen, kam ihr Mann herein. Ich sah es nicht, aber ich fühlte, wie Elise aufstand, und ich hörte sie flüstern:

„Störe ihn nicht."

Darauf müssen sie beide in einem Nebenzimmer verschwunden sein. Denn als ich mich später emporrichtete, war ich allein.

Nach einer Weile wurde die Thür wieder geöffnet, und sie kamen beide wieder herein. Ein fremder Mann umfaßte mich mit beiden Händen und streichelte mir die Schulter wie ein alter Kamerad, während Elise uns beide mit ihrem hellen, gesunden Lächeln ansah.

Auf diese Weise machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft des Bankdirektors Bohrn.

XI.

Glücklich und stark ging ich, als es Abend wurde, nach Hause. Es war erst acht Uhr, und vor Mittag hatte Elise, obgleich ich erklärte, daß niemand sich über meine Abwesenheit wundern werde, einen Boten abgeschickt, daß ich erst spät heimkäme. Aber ich konnte nicht bleiben. Denn mein Herz war zu voll. Ich hatte das Bedürfnis allein zu sein, um dies wunderliche, neue Ge-

fühl, daß ich so plötzlich reich geworden, so recht empfinden und genießen zu können. Ich war nicht mehr allein, war es eigentlich nie gewesen, hatte es mir nur eingebildet, während dieser schrecklichen Jahre und Monate, in denen ich nur immer tiefer und tiefer zu sinken schien.

So ging ich denn die lange Strecke vom Valhallaweg, über die Norrbrücke und an der Skeppsbrücke entlang, und freute mich darüber, wie hübsch Alles war. Es schien mir, als wandere ich durch ein Meer von Licht, und als gehöre all diese Pracht mir. So schön habe ich eine Stadt nie gesehen. So in Farben gebadet, so voll Leben, Bewegung und Interesse glaube ich, habe ich überhaupt nie etwas gesehen, seitdem ich noch jung war, und ernsthaft glaubte, daß die ganze Welt mir gehöre.

Und wie ich dahinging, begann ich an die Meinen daheim zu denken. Ich dachte an sie ohne Bitterkeit, und ich verstand mit einem unnennbaren Gefühl von Dankbarkeit, daß die Güte Anderer mich selber gut machen würde. Ich dachte an Signe und begann zu verstehen, daß ich mich getäuscht hatte, wenn ich glaubte, daß sie sich mit den Jahren verändern würde. Dies wurde mir klar, während ich einen Augenblick über dem Strome gebeugt stand, und das Wasser im farbigen Schimmer vorbeirauschen sah, weit weg nach der großen, schwarzen Fläche, die auf dem Hintergrunde eines blendenden Lichtringes schaukelte. Nein, sie war nicht eine andere geworden. Sie war jetzt die, die sie immer gewesen, und wäre meine eigene Selbstberauschung nicht so stark gewesen, hätte ich es früher bemerkt. Ich selber war es, der anfing deutlicher zu sehen. Und wenn ich sie nun haßte, weil sie so war, wie sie war, kam dieser Zorn vielleicht ebenso sehr aus machtloser Verzweiflung darüber, daß ich selber einst so blind gewesen. Von diesen Gedanken erfüllt stieg ich in den Elevator bei der Skeppsbrücke, und ich empfand beinahe eine wohlthuende Milde selbst Signe gegenüber, sie mochte nun sein, wie sie war, mochte verschuldet haben, was sie wollte. Während ich heimging, war ich von einem eigentümlichen, unsicheren Gefühl erfüllt, was ich thun sollte, wie ich sie behandeln sollte, wie ich ihr überhaupt begreiflich machen sollte, daß ich künftig alles was gewesen mit anderen, mit milderen Augen ansehen würde.

Als ich die Treppe hinaufstieg, fühlte ich doch eine heimliche Beklemmung, wie eine Art Warnung, daß Alles dieses nicht von Dauer sein könnte. Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich erregt durch ein Geräusch, als ob meine Korridorthür geöffnet wurde. Es war vollkommen dunkel auf der Treppe, und ich stand still um zu horchen. Mit einem eigentümlichen, blitzschnellen Uebergang von meiner früheren Stimmung, erwachte in meiner Brust der alte Haß gegen Signe, den Vampyr, so schien es mir, der mir das Blut aussog, und in demselben Augenblick kam mir der Gedanke, daß sie mich ja nicht so früh zurück erwartete. Es war mir, als ob das Blut in den Adern dahinraste um dann plötzlich wieder zu stocken. Ich hörte deutlich, daß meine Thür wirklich geöffnet wurde, und daß jemand aus meiner Wohnung herauskam. Ich stürzte hinauf, griff nach der Thür, stellte mich ihm in den Weg und fragte: „Wer ist da?“ bekam aber keine Antwort. Ich zündete ein Streichholz an, und vor mir stand ein ganz fremder Mann.

Wir betrachteten einander schweigend, und ich wollte anfangs nicht verstehen. Statt dessen schien er verstanden zu haben. Denn er sah hinweg, machte einen Versuch den Hut zu ziehen und verschwand im Dunkel der Treppe, während das Streichholz meine Finger brannte, ohne daß ich es merkte.

Da ging ich in meine Wohnung hinein und schloß leise die Thür zu. Ich war nicht mehr betäubt von der Entdeckung, ich war mir völlig bewußt was ich wollte, und obgleich jedes Glied an meinem Körper vor Aufregung

zitterte, wußte ich doch, daß ich mich in der Gewalt hatte und endlich Allem ein Ende machen würde.

Ich ging direkt zur Kammerthür, öffnete sie und trat ein. In einem Augenblick sah ich alles, ich brauchte keine Erklärung. Ich verschloß die Thür hinter mir, Signe schrie laut:

„Ermorde mich nicht! Schlage mich, wenn Du willst, aber laß mich leben!“

„Schweig',“ sagte ich, „und steh' auf.“

Sie gehorchte mir mechanisch. Und während sie sich anzog, setzte ich mich nieder, und Alles drehte sich mir im Kreis herum. Ich war es nicht, der sprach, sie war es. Unter einem Strom von Thränen berichtete sie mir die ganze Schändlichkeit ihres Lebens, während sie abwechselnd mich anklagte, oder die Schuld den bösen Männern gab, die eine Frau nicht in Frieden lassen könnten. Ich hörte das Alles an und empfand nichts als einen starken Widerwillen, der sich mir wie Eis über die ganze Seele zu legen schien.

„Wie lange hat dies gedauert?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie. „Erst jetzt, seit ein paar Jahren, ist es öfters geschehen.“

Da stand ich auf und drückte sie aufs Bett nieder. Mit geballten Händen schlug ich sie, ein Mal über das andere, und sie hielt still unter den Schlägen wie ein gezüchtigter Hund.

Darauf wendete ich mich ab von ihr, ging hinaus und ließ sie allein. Ich ging in mein Zimmer, dort fand ich Gretchen. An sie dachte ich vor Allem, und weil mein Herz erfüllt war von dem Gedanken an meine Tochter, war der Ausbruch gegen die Mutter so stark gewesen. Das Kind kam mir mit verwunderter Miene entgegen, und ich that einen tiefen Seufzer der Erleichterung, als hätte ich befürchtet, daß jemand ihr ein Leid zugefügt.

„Bist Du schon zu Hause, Papa?“ sagte sie.

„Ja,“ sagte ich kurz. „Ich bin gekommen Dich zu holen. Wir beide wollen heute Abend ausfahren und uns amüsieren, Du und ich.“

Ich sah deutlich, daß das Kind mir nicht glaubte, aber ohne jeden Einwand folgte sie mir hinaus. Sie fragte nicht nach der Mutter, fragte überhaupt nicht, stand nur still und sah mich grübelnd an, während ich ihr half den neuen Mantel zu knöpfen, den sie zu Weihnachten bekommen hatte. Dann faßte sie meine Hand und wir gingen zusammen schweigend die Treppe hinunter, fort von dem Hause, dessen Schwelle wir nie mehr betreten sollten.

XII.

Auf der Straße rief ich eine Droschke an und ließ uns nach einem Hotel fahren. Dort nahm ich ein großes Zimmer und bestellte ein Abendessen.

„Wir wollen es gemütlich haben, heute Abend,“ sagte ich. „Du und ich, mein Töchterchen, nicht wahr?“

Aber ich sah fortwährend, daß sie mir nicht glaubte. Da konnte auch ich die Rolle nicht weiter führen, die ich spielte, konnte nicht länger nur ein älterer Mann sein, der zu einem Kinde sprach, sondern fragte sie direkt und ohne Umschweife, als ob ich zu einer Gleichaltrigen spräche:

„Wirst Du sehr betrübt sein, wenn Du nie wieder nach Hause kommst?“

Während der ganzen vorhergehenden Zeit hatte ich gemerkt, daß sie unruhig war, gleichsam ihrer selbst nicht sicher und ängstlich vor allem was geschah, weil sie nichts verstand.

„Soll die Mama denn allein da wohnen?“ fragte sie.

Ich erklärte ihr ganz einfach, daß ich dieses noch nicht wüßte, daß ich aber jedenfalls wegziehen würde und gern wollte, daß mein Kind mir folgte. Da kroch das Mädchen auf meine Knie hinauf, ganz als ob sie alles verstanden hätte, legte ihren kleinen, schmalen Arm um meinen Hals und fing leise an zu weinen. Aber ich erkannte auch, daß es nicht vor Kummer allein war.

So saßen wir ein Weilchen, und nachdem dies gesagt war, erwähnte keiner von uns wieder den Namen der Mutter. Es dauerte lange, ehe wir es konnten.

Wie viel das Kind verstand von dem, was geschehen war, wollte ich sie nie fragen. Aber ich glaube fest, Kinder wissen so gut wie alles, und nur wir Großen sind es, die ihre Kinderzeit vergessen haben. Mir thun die Kleinen leid, die gezwungen werden ihre Ueberlegenheit über uns dadurch zu zeigen, daß sie schweigen und sich unserem Willen fügen.

Aber während mein kleines Mädchen neben mir saß, fing sie allmählich an zu sprechen. Und da erzählte sie so viel, daß ich allerdings eine Ahnung davon bekam, was da vorgegangen war und welcher Umgebung ich sie entzogen hatte.

„Sie schloß mich ein, jeden Abend, wenn Du ausgingst," sagte Gretchen. „Und sie sagte, wenn ich es Dir wiedererzählte, würde sie mir so viel Prügel geben wie noch nie."

„Aber wußtest Du denn nicht, daß ich Dir geholfen hätte," wendete ich ein.

Das Kind überlegte sich die Sache ein Weilchen und sagte dann nur: „Daran dachte ich nicht."

Da hielt ich sie mit ausgestrecktem Arm und betrachtete sie. Ihr Gesicht hatte etwas durchsichtiges und zugleich waches bekommen, als wäre sie lange daran gewöhnt auf eigene Hand zu denken und sich selber zu schützen. Ich sah und sah sie an und verstand, daß all mein eigenes Erleben, mit ihrem verglichen unsagbar gering war. Ich wagte nicht an die Zukunft zu denken. Mir schien, daß ein Kind, welches so etwas durchgemacht, nie wieder Kind werden könne, sondern fürs Leben geknickt sein müsse. Und auf meiner Zunge brannte während der ganzen Zeit die furchtbare Frage, die ich nicht auszusprechen wagte: „Weshalb schloß sie Dich ein? Weißt Du es? Verstehst Du oder ahnst Du?"

Plötzlich sagte Gretchen:

„Wie leicht alles jetzt werden wird. Du bist immer so gut gegen mich."

Da verstand ich, daß dieses besser war als alle Phantasien darüber, was das Leben mir möglicherweise hätte schenken können, im Fall meine Wünsche überhaupt verwirklicht worden. Hier hatte ich einen kleinen weiblichen Freund, den mir keine widerstreitenden Leidenschaften rauben konnten, weil ich, in meinem Verhältnis zu ihr, nie fordern würde, sondern nur glücklich sein, daß ich geben durfte.

„Du wirst mich immer lieb haben, Gretchen?" sagte ich. „Nicht wahr?"

Sie mußte diesen Ausbruch gerade jetzt verstanden haben, denn sie nickte so ernst, als hätte ich ihr einen Eid abgefordert.

Darauf aßen wir unsere erste Mahlzeit zu zweien, und als sie beendet war, legte ich Gretchen in das große Hotelbett, in dem sie fast verschwand, und ich hielt noch ihre Hand, als sie einschlief.

So still, so feierlich, so reich und warm erschien mir mit einem Male dieses schwere, banale Zimmer mit seinem gewöhnlichen Schmuck und seiner falschen Eleganz, als hätte ich zum ersten Mal gefühlt, was ein Heim war. Ich blieb lange auf, und ich genoß diese Stille und diese Einsamkeit, als hätte ich nie erfahren, was Schmerz sagen wollte. Für das was gewesen, hatte ich kein Gefühl. So vieles war inzwischen hinzugekommen, daß es in einer Ferne verschwand, die schon der Erinnerung anzugehören schien. Da träumte ich, daß

www.libtool.com.cn

ich allein in meine alte Straße zurückgekehrt und die Treppen zu meiner früheren Wohnung hinaufgeschlichen war.

Dort irrten die wunderlichsten Gestalten umher. Es waren Krokodile mit Menschengesichtern, Schlangen mit Pferdeköpfen und Frauenhaaren, Hunde mit Katzenaugen, Kühe mit Schweinerüsseln, und Elephanten mit großen Mäulern, die ägyptischen Sphinxen ähnlich sahen. Es war mir, als hätten sich alle diese Ungeheuer hier zusammengefunden um ein kleines Kind zu verschlingen, und ohne mich um sie zu kümmern, lief ich in den Zimmern umher und suchte das Kind. Es war nicht Gretchen, die ich suchte, es war ein anderes Kind, das dort sein mußte, wie mir schien, das aber nicht zu finden war.

Da erblickte ich plötzlich ein anderes Tier, das ich vorher nicht entdeckt hatte. Es war ein Geier, der an dem Platze saß oder schwebte, wo der Kronleuchter früher gehangen. Ich sah deutlich seinen langen, nackten Hals mit dem Federkranze, und die unergründlichen Augen, die endlose Fernen in sich aufnehmen, starrten mir entgegen. Auf irgend eine Weise verstand ich, daß der Geier das Kind aufgefressen, mit fiebernder Eile rieb ich ein Streichholz an und riß die Gardinen herunter, so daß sie in einem Haufen auf die Erde fielen. Dort entzündete ich ein Feuer, das hoch aufflammte, und während die wilden Tiere im Rauch und in den Flammen verschwanden, brannte ich mein altes Heim zur Asche. Ich stand selbst dabei und sah, wie durch den Rauch der lange Hals einer Giraffe herausguckte. Die unsäglich schmerzerfüllten Augen begegneten meinen und zuletzt fühlte ich, daß es die Augen Elisens waren, die mich mit Kummer und Entsetzen fragten:

„Was hast Du gethan?“

XIII.

Du wunderst Dich darüber, daß ich mich an dieses Alles erinnern kann. Ach, ich erinnere mich noch an viel mehr. Denn ich habe Zeit genug gehabt zum Denken während der Jahre, da ich nicht gelebt sondern nur gegrübelt habe, und mit der Seele nach all dem Großen gesucht, um das mich das Leben betrog.

Als ich erwachte, schlief Gretchen noch, und ich ließ sie schlafen, zufrieden sie in meiner Nähe zu wissen und froh, daß ihre Kindernatur sich ihr Recht genommen. Als sie erwachte beobachtete ich, daß sie sich erst mit erstaunten Augen umsah, als könne sie in der Eile nicht fassen, wo sie war. Dann schloß sie die Augen als entsänne sie sich etwas Furchtbaren. Ich merkte sehr wohl, daß sie mich gesehen hatte, ich verstand sofort, daß sie sich nur schlafend stellte, um mir gegenüber Selbstbeherrschung zu gewinnen. Des Kindes zarte und beherrschte Empfindung rührte mich unbeschreiblich, ich konnte ihr ja nicht einmal dafür danken. Da sah sie mich an, richtete sich hastig auf im Bett und rief:

„Was ist die Uhr? Soll ich nicht in die Schule?“

„Ja,“ sagte ich, „morgen, aber nicht heute.“

Da legte sie sich wieder nieder und genoß es frei zu sein. Als sie aber angezogen war und wir den Kaffee getrunken hatten, nahm ich sie mit mir und ging geradenwegs zu Elise.

Sie sah durchaus nicht überrascht aus, als ich so früh ankam. Ich gab ihr auch nicht Zeit zum Fragen, sondern nachdem ich Gretchen ins Kinderzimmer geschickt hatte, teilte ich Elise ohne Vorbereitung mit was geschehen war.

Jetzt war ich nicht zerrissen, auch nicht weich wie am vorhergehenden Abend. Jetzt war ich ein Mann, der handeln konnte und wollte. Sie war es, Elise, die mich an einem Tage dazu gemacht hatte. Und ich sagte es ihr. Es

war, als ob wir einander die ganze Zeit hindurch, Schritt für Schritt gefolgt wären, als hätten wir uns nie aus den Augen verloren. So ruhig, so ganz ohne Umschweife konnte ich ihr alles anvertrauen, ich brauchte sie nicht um Verständnis zu bitten, wir wußten beide, daß das zwischen uns unnötig sei.

Als ich meinen Bericht zu Ende gebracht hatte, erhob Elise sich und ging mit schnellen Schritten von mir, und als sie zurückkam, waren sie und Gretchen gute Freunde geworden. Sie setzte sich mir gegenüber und zog das Kind an sich heran. Ungewohnt wie das Kind an jegliche Aeußerung von Mütterlichkeit war, betrachtete sie scheu diese feine stattliche Dame, von der sie nie hatte sprechen hören, und die mich wie einen Bruder behandelte.

„Jetzt bleibst Du bei mir," sagte Elise zu meiner Tochter. „Willst Du?"

Gretchen sah unschlüssig von ihr zu mir und wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie errötete verlegen und lachte. Und als ich meine Tochter an Elisens Knie sah, während diese ihren Arm um die Schulter des Kindes legte, da stieg ein seltsames Gefühl in mir empor, und ich mußte mich abwenden um meine Rührung zu beherrschen. Ich dachte ganz einfach an . . . ja, an alles, woran ein Mann in gewissem Alter nicht denken darf.

Elise verstand das auch. Aber so natürlich faßte sie alles auf, mit so viel weiblichem Instinkt beherrschte sie jede Situation, daß sie für das konventionelle Gefühl, welches mich eben veranlaßt hatte wegzublicken, unzugänglich war.

„Ich bin so froh, daß sie mich leiden mag," sagte sie, und ihr Blick suchte den meinen. „Geh jetzt, und komme zu Mittag wieder. Dem Kinde soll nichts Böses geschehen."

Sie reichte mir die Hand, und ich ging an meine Arbeit, mit leichterem Herzen, als ich es in vielen Jahren gethan. Als ich aber ging, wendete ich mich um und blickte sie beide an, und jetzt war die Reihe an mir zu lächeln, als ich sah, daß Elise plötzlich errötete wie ein junges Mädchen.

XIV.

Hätte Elise bestimmen dürfen, so würde sie Gretchen als Pflegekind behalten haben. Diesen Vorschlag machte sie mir eines Nachmittags in der Gegenwart ihres Mannes, und es schien mir, als wäre in einem Nu mein ganzes Leben leichter geworden. Wie sollte ich, der ein Mann war, ein Mädchen erziehen? Wie sollte ich ihr in ihrer Entwickelung folgen, wie sie leiten können, so wie nur eine Frau es versteht? Jeden Tag hatte dieser Gedanke mich verfolgt und gequält, ich hatte gefühlt, wie er mich zu Boden drückte mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Verantwortung. Aber dieser Vorschlag stieß auf ernstlichen Widerstand von einer Seite, von der ich es am wenigsten erwartete, von Gretchen selber nämlich.

Als Elise in meiner Gegenwart sie fragte, ob sie zu ihr kommen und bei ihr wohnen wolle, antwortete das Mädchen plötzlich und bestimmt:

„Nein."

„Weshalb aber?" sagte ich. „Denke mal . . ."

Und ich zog sie an mich, erklärte ihr, wie sehr sie einer Mutter bedürfe, mit der sie über Alles reden könne, ja ich versuchte ihr zu erklären, daß ein Mann schwerlich ein Mädchen erziehen könne.

Aber das Alles scheiterte an einem kleinen Mädchenherzen, das sich in sich selbst zurückzog und an einem unergründlichen Gesicht, über welches dieses kleine Mädchenherz zu verfügen hatte.

„Ich will bei Papa bleiben," war ihre einzige Antwort.

www.libtool.com.cn

Da verstand Elise schneller als ich, zog das Kind an sich und sagte, indem sie es küßte:

„Wenn Dir das Dein Gefühl sagt, so sollst Du es auch thun.“

Nie werde ich den glückseligen dankbaren Blick vergessen, mit dem Gretchen zu Elise emporblickte.

„Sonst ist Papa ja ganz allein,“ sagte das Kind.

Ihre Augen wurden groß, und der Mund zog sich zusammen, wie unter einem gewaltsam beherrschten Kummer. Aber der Kummer konnte auch nicht länger beherrscht werden. Er gab sich kund in einem so gewaltsamen, fast konvulsivischen Schluchzen, daß es lange dauerte, ehe die Thränen hervorbrachen und ihr Gemüt erleichterten. Während des Weinens ging sie von Elise zu mir, und den Kopf an meine Schulter gelehnt weinte sie sich aus auf meinem Schoß. Elise ging hinaus und ließ uns allein, sie wollte uns nicht stören.

Als die Thränen aufhörten, schlang Gretchen die Arme um meinen Hals und rief leidenschaftlich:

„Du darfst nicht mit anderen über das sprechen, was nur Dich und mich angeht. Nur Du und ich! Versprich es mir!“

Ich verstand sie, aber versuchte dennoch instinktiv mich zu wehren, als ob ich für die Zukunft eine Gefahr geahnt in dieser leidenschaftlichen Hingebung, die alles gab und alles forderte, eine Hingebung, die ich früher nur hätte ahnen können, die aber während der letzten Tage zur Frühreife gelangt war und mir zum vollen Bewußtsein.

„Darf ich nicht mit . . .“

„Ja, ja!“ unterbrach sie mich, „aber erst mit mir. Versprich es mir.“

Als ich das Versprechen gegeben hatte, war sie zufrieden und ihre frohe Miene kehrte zurück. Aber plötzlich kam mir die Einsicht, wie tief ich sie gekränkt hatte, wie gefährlich es war, daß sie so leicht zu verwunden sei. Denn schon seit der Stunde, da sie mit mir allein geblieben war, hatte sie sich da hineingeträumt, daß sie mir alles ersetzen wollte. Mein Freund, mein Helfer wollte sie werden, sie wollte mein Leben leicht machen, auf mich warten wenn ich aus war, und mir entgegen gehen wenn ich heimkam.

So hatte sie geträumt, und ihr Traum war aus der größten Liebe gewoben, die es geben kann, der Liebe eines Kindes nämlich, die gepaart ist mit dem Mitgefühl für ein Leiden, welches das Kind ahnt, ohne es vollkommen verstehen zu können. Dieser Traum war das zarteste und beste in ihrem Wesen, und derjenige, welcher den Traum zerstörte, zerstörte damit das zarteste und beste in ihr selber.

So war sie. Mit widerstreitendem Gefühl von Furcht und Glück verstand ich mein Kind jetzt so vollkommen, wie niemals zuvor.

Und während der nächsten Tage wuchs die Gewißheit, daß ich sie recht verstanden hatte. Sie konnte mich nicht ansehen, ohne daß ein schwärmerischer Glanz in ihre Augen kam, sich mir nicht nähern, ohne daß ihre ganze Gestalt etwas weiches und sanftes annahm von zurückgehaltener Zärtlichkeit, und oft, wenn sie neben mir stand, beugte sie sich nieder und küßte mir die Hand. Sie war voll Dankbarkeit, weil ich ihr erlaubte für mich zu leben.

Während alles dies geschah, reiste Signe nach Amerika, aus verschiedenen Gründen wurde es mir nicht schwer die Scheidung zu erhalten. Sie schien von Allen außer mir gekannt zu sein. Ich habe später nie etwas von ihr gehört. Und nicht einmal in Bezug auf meine Tochter habe ich späterhin überhaupt etwas für meine zerstörte Ehe gefühlt. Das war eine abgeschlossene Periode. Und mir war zu Mute wie einem Manne, der lange an einer ansteckenden Krankheit gelitten hat, und nun endlich vom Arzt für geheilt erklärt worden.

www.libtool.com.cn

XV.

So zog ich denn zu guter Letzt mit Gretchen in unsere neue Wohnung ein. Es ist dieselbe, die Du hier siehst. Sie besteht nämlich nicht aus zwei Zimmern, obgleich es so aussieht. Drinnen in meinem Schlafzimmer hängt eine Draperie, die eine kleine Thür verdeckt. Die führt zu einem hübschen und hellen Zimmer hinein, wo die Gardinen jetzt niedergelassen sind. Dort steht ihr Mädchenzimmer noch unberührt, wie sie es verließ. Ich habe es nie über mich vermocht von hier wegzuziehen, weil es hier nichts gab, das ich je hätte vergessen mögen.

Niemals haben wohl Vater und Tochter ein eigentümlicheres Zusammenleben geführt, als wir beiden. Ein Vater, der allein mit seiner Tochter gelassen wird, bekommt leicht in seinem Benehmen dem Kinde gegenüber ein gewisses Etwas, das zeigt, wie wenig er den Unterschied des Geschlechts zwischen ihnen vergessen kann. So weit ich zurückdenken kann, war Gretchen für mich immer das kleine weibliche Wesen, sie war es von den ersten Tagen an, wo sie sich nachdenklich in der Metallplatte der Ofenthür spiegelte oder mich bat mit ihr zu spielen, daß ich ihr kleines Kind sei, und dann immer so weiter bis zu der Zeit, wo sie den Entschluß faßte einsam an meiner Seite zu bleiben, weil sie mich über alles liebte.

Hier, gerade hier stand sie jeden Mittag, wenn ich nach Hause kam, sie stand ruhig und wartete, bis ich mich meines Ueberrockes entledigt hatte, um sich mir dann in die Arme zu werfen, mehr wie ein liebendes Weib als wie ein Kind. Hier saß sie während der langen Nachmittage schweigend mit ihren Spielsachen oder mit ihrem Buch und sah zu, während ich arbeitete, sie störte mich nie sondern war zufrieden, wenn sie mich nur in ihrer Nähe hatte. Wie sie dasitzen konnte und mich ansehen, wenn sie sich unbemerkt glaubte! Das steht mir jetzt so wunderbar deutlich vor Augen, jetzt, wo alles anders geworden.

Wir hatten eine alte Jungfer, die uns den Haushalt führte. Sie ist übrigens noch immer bei mir. Aber Gretchen sorgte stets dafür, daß wir Blumen im Zimmer hatten, und sie war es auch, die meine Lieblingsgerichte herausfand, und alles in einer Weise ordnete, daß mir mein Dasein licht und leicht wurde. Sie war schon ein kleines Weib, während sie noch ein Kind war. Und wäre die Liebe ihr einst genaht, ich glaube, sie hätte sie getötet. Ich glaube es schon deshalb, weil ich nie gesehen habe, daß sie ein Kind, und wäre es auch ein noch so kleines Kind, geliebkost hätte. Die stärksten Frauennaturen sparen, denke ich, ihren Schatz von Zärtlichkeit auf für ihre eigenen.

Dieses kleine Weib war bis zum Aeußersten empfindsam allem gegenüber, was Mißton im Leben hieß. Wie gut erinnere ich mich aus früheren Zeiten ihres Gesichtchens, wenn die Mutter ein plumpes Wort sagte, oder in ihrer ungebildeten Weise ein Gelächter anstimmte, das dem Kinde in die Ohren gellte. Sie konnte mich dann ansehen mit einem hastigen, frühreifen Blick, als wolle sie wissen, ob ich nicht ebenso dächte. Und strich ich ihr dann übers Haar, ohne sie zurecht zu weisen, wurde sie rot vor Dankbarkeit, weil ich sie wie eine Erwachsene behandelte und nicht wie ein Kind. Und ganz dasselbe Verlangen, daß alles vollkommen sein sollte; daß an dem, was ihr lieb war oder sie erfreute, nicht der geringste Fleck zu finden sei, blieb ihr stets und überall, ja, wurde mit den Jahren noch stärker, als ob das Leben, statt sie abzuhärten, sie im Gegenteil immer empfindsamer gemacht hätte. Ein unüberlegtes Wort, so geäußert, daß sie die Gleichgiltigkeit oder Irritation dahinter spürte, genügte sie stumm zu machen. Es war dann, als erstarre ihr Wesen, als ziehe es sich bei der geringsten harten Berührung in schweigender Unerreich-

barkeit in sich selbst zurück. Alles hing aber damit zusammen, daß sie mich über alle Maßen liebte.

Es gab keine froheren Stunden für mich, als wenn ich ihr irgend eine Freude machen konnte. Kaufte ich ihr ein Geschenk oder auch nur ein Kleidungsstück, überraschte ich sie mit einer Ausfahrt, oder nahm sie, als sie älter wurde mit ins Theater, war es nicht nur das Geschenk oder das Vergnügen, welches die geradezu überströmende Glückseligkeit hervorrief, mit der sie mir dankte. Es war ebenso sehr — vielleicht in noch höherem Grade, das Glück darüber, daß ich an sie gedacht hatte.' Und wenn sie mich froh sah, weil sie es war, wirkte ihre stumme Freude fast feierlich auf mich.

Trotzdem gab es keine Freude, der sie nicht hätte entsagen können, wenn ihr die geringste Ahnung kam, daß sie mir auf irgend eine Weise zuwider wäre. Ich glaube eigentlich, daß niemand sie mit denselben Augen ansah wie ich, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie sich andern gegenüber nie so zeigte. Nur Elise hat sie gesehen, wie sie wirklich sein konnte, und auch sie nur selten und für kurze Zeit. Denn so klein wie sie war, konnte sie schweigen, wie selten eine völlig erwachsene Frau. Und hatte ein Mißverständnis oder eine Abneigung gegen jemanden sie tief getroffen, konnte sie dieses mit einer ängstlichen Eifersucht verbergen, die eine Kraft des Hasses verdeckte, die nur der Größe ihrer Hingebung vergleichbar war.

So glaube ich, haßte sie ihre Mutter, und zwar nicht um ihrer selbst willen, sondern meinetwegen. Das Böse, das wir beide zusammen erlebt hatten, entwickelte in ihr diese hingebende, verschlossene, sich selbst verzehrende Natur. Das hatte sie so empfindsam mir gegenüber gemacht und so unempfindlich gegen alle anderen. Es hatte in ihrem Wesen das fanatische Gefühl groß gezogen, daß sie geboren wäre um mir das zu ersetzen, was das Leben mir versagt hatte. Diese herbe Vergangenheit, von der wir selten redeten, war so schwer, so niederdrückend, ja, unmöglich zu überwinden. Aber wir waren beide dadurch mit einander verwachsen, beide waren wir wie Schiffbrüchige von einem sinkenden Schiff geflüchtet, und mitten in unserm neuen und unerwarteten Glück gaben uns diese dunklen Erinnerungen aus jener vergangenen, schweren Zeit den Untergrund, auf dem unser ganzes Leben sich abspielte; alle anderen konnten ihn früher oder später vergessen, nur wir beiden nicht.

So spann sich ein Netz von tausend unsichtbaren Fäden zwischen dieser jungen Frauenseele und der meinen, und so seltsam hatte das Leben uns geführt, daß ich mich oft darüber wunderte, wie wenig ich mich als ihr Vater fühlte, wie mich so ganz und gar das Gefühl beherrschte, sie sei ein gutes, lichtes Wesen, das meine Seligkeit in sich trug, so wie ich die seine, das fast wie ein Traum, plötzlich an meiner Seite emporwuchs zu einem jungen Weibe, das mir seinen ganzen kinderhellen Frühling schenkte.

Von dem Vergangenen sprach Gretchen selten, und wenn es mal geschah, gebrauchte sie das Wort „früher" stets mit einer besonderen Betonung. Es war, als fürchte sie meine Ruhe durch die Erinnerung an die Vergangenheit zu stören. Aber sie dachte viel daran, das weiß ich jetzt, mehr als ich damals ahnen konnte. Und einmal, als ich sie in Gedanken versunken fand, bekannte sie, daß sie über das Schicksal der Mutter nachgegrübelt habe. Das Wort kam zögernd über ihre Lippen, und eine Röte färbte ihre Wangen, als ob sie etwas häßliches gesagt habe.

„Ich muß Dich etwas fragen," sagte sie. „War Mama ein schlechter Mensch?"

Ich wußte, daß es nichts nutzte ihr etwas vorzulügen. Deshalb strich ich ihr über das Haar, um den Eindruck meiner Worte zu mildern, und antwortete:

„Das war sie wohl, mein Kind. Aber trotzdem sollst Du sie nicht verurteilen.“

„War sie eine solche, die in den Straßen umhergehen und mir häßliche Worte nachrufen, wenn ich an ihnen vorübergehe und es dunkel ist?“

„Ist das je geschehen?“

„Ja, ein Mal. Lena hat mir gesagt, daß man sich vor ihnen in acht nehmen soll. War sie eine solche?“

Ich setzte mich neben sie und versuchte sie zu beruhigen. Mir selbst bereitete dieses eine Qual, die ich nicht zu zeigen wagte.

„Weshalb willst Du danach fragen?“ sagte ich.

„Du sollst es mir sagen,“ rief das Kind. „Ich will es wissen. War sie eine solche?“

„Das weiß ich selbst nicht sicher mein Kind,“ sagte ich. „Aber ich fürchte es.“

„Wie konntest Du Dich mit ihr verheiraten?“ kam es heftig von ihren Lippen.

Und ich verstand jetzt, daß sie die ganze Zeit darauf hinaus gewollt hatte. Ich begriff selber nicht, wie ich so ruhig sprechen konnte. Aber ich hob sie auf mein Knie und lachte, um ihr Entsetzen zu verjagen.

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ antwortete ich. „Weder jetzt noch später. Ich wußte es nicht besser. Oder vielmehr, es war mein Schicksal. Aber Du sollst auch wissen, daß ich Deine Mutter lieb hatte, als ich mich mit ihr verheiratete. Und damals war sie auch nicht so, wie sie später wurde.“

So erklärte ich es ihr und redete, und während ich redete, fühlte ich, wie ihr Körper, der erst wie steif vor Spannung gewesen, nachließ und in meinen Armen weich wurde, wie sie selber ruhig wurde.

„Hast Du über dieses gegrübelt, mein Kind?“ sagte ich zuletzt.

„Ja lange,“ antwortete sie.

Und abermals sah ich in ihren Augen einen Widerschein der früheren Angst.

Dann küßte sie mich, und ihre Miene wurde fast heiter.

„Es ist so gut, wenn man etwas bestimmtes weiß,“ sagte sie. „Und Du bist so lieb gegen mich. Du machst mir nichts weiß, wie es andere Papas mit ihren Kindern thun.“

Dann trocknete sie ihre Augen mit einem kleinen Kindertaschentuch, und war wieder so als wäre nichts geschehen.

Sie war damals dreizehn Jahre alt.

XVI.

Während dieser Zeit kann ich ohne Uebertreibung sagen, daß ich zwei verschiedene Leben führte. Denn außer diesem eigentümlichen Zusammenleben mit meiner Tochter, teilte ich auch Freude und Kummer mit Elise und ihrem Manne. Oder eigentlich vor Allem mit Elise. Und ich genoß in vollen Zügen das Neue, das für mich darin lag, gleichgestimmte Menschen gefunden zu haben, deren Freude und Schmerz ich teilen durfte. Ich gab mich diesem neuen Glücke ohne Vorbehalt und Skrupel hin, es fiel mir nicht im Traume ein, daß ich anders oder mehr sei als ein Mensch, den das Schicksal bei Seite geschoben hatte, ein Mensch, der für sein eigen Teil nicht mehr begehrte, als was andere von ihrem Ueberfluß leicht entbehren konnten.

Du weißt alles, was man sich über Karl Bohrn erzählt hat. Du weißt, daß man ihn im Verdacht hatte, eine anerkannte Geliebte zu haben, und daß außerdem von seinen flüchtigen Verbindungen verschiedenes an die Oeffentlichkeit drang. Von alle dem wußte ich damals nichts, so fern lebte ich mitten

in der Hauptstadt von allem, was müßige Zungen in Thätigkeit versetzt. Ich wußte nur, daß Karl Bohrn mich bei unserem ersten Zusammentreffen in einer Situation überrascht hatte, die sicher in einer weniger edelmütigen Natur Unwillen gegen mich erzeugt, oder im günstigsten Falle wenigstens ein Gefühl von Unbehagen gegen meine Person hinterlassen hätte. Aber Karl Bohrn stand allem Gewöhnlichen fern oder war darüber erhaben. Dieses war sein großes Geheimnis, obgleich er selber zu stark war um es auch nur zu ahnen. Aber niemals trat er mir anders entgegen als mit offenster unverfälschtester Freundschaft, mit einer Sympathie, die ich nur auf Rechnung des Mitgefühls setzen kann mit all dem Schweren, welches ich erlebt hatte.

Im Lichte dieser sonnigen Offenheit, die keine der kleinen Disillusionen des Lebens verdunkeln konnte, sah ich seinen Charakter. Ich weiß, wie viel man über ihn redete, und wie man seine Frau beklagt hat. Ich weiß aber auch, daß sie selbst sich nicht beklagte, obgleich sie vor allen anderen Frauen, die ich gekannt habe, die Fähigkeit besaß zu sehen und zu verstehen. Aber es mag wohl sein, daß es gerade diese Eigenschaft war, die ihr die Kraft gab zu ertragen. Dafür verstand er sie auch, was er im übrigen ihr gegenüber auch auf dem Gewissen haben mochte. Und nichts bewies dies besser, als sein Verhalten mir gegenüber. Elise gehörte nämlich zu den Frauen, welche es verstehen ein wirkliches Freundschaftsverhältnis mit Männern anzuknüpfen und festzuhalten. Ihre Zahl ist nicht groß, denn wenn eine Frau einen Mann gern hat, so kommt es meistens daher, daß dieser von Anfang an der Freund ihres Mannes gewesen. Elise aber lebte ihr persönliches Leben, sowohl in ihrem Heim als außerhalb desselben, und hätte man sie gezwungen, ein Verhältnis auf das sie Wert legte abzubrechen oder es auch nur einzuschränken, wäre sie zu Grunde gegangen. Dies verstand ihr Mann, und deshalb konnte er ihre Freundschaft für mich nicht nur mit Ruhe sondern auch mit Sympathie ansehen. Denn er wußte sehr gut, daß etwas vom zartesten, vom anbetungswürdigsten an dieser Frau gerade in der reinen Freiheit lag, womit sie Alles im Leben hinnahm und für Alles Raum hatte.

Ich rede von Karl Bohrn als Freund, und ich bin überzeugt, daß gerade wenn man dies kann, man einen Menschen am besten versteht und am gerechtesten gegen ihn ist. Das Leben machte mich zu seinem Schuldner, und ich habe es bei ihm leichter gefunden als bei jedem anderen, in Schuld zu stehen. Er war für mich der Typus für vieles, das wir mit Recht oder Unrecht schwedisch nennen, und zwar für das allerbeste an dieser eigentümlichen und ziemlich unbestimmten Eigenschaft. Deutlich sehe ich noch seine kleine, wohlbeleibte Gestalt vor mir, mit den lebhaften Bewegungen und dem Ausdruck von Wohlbehaben und Genußfreudigkeit. Alles, was an anderen abstoßend wirken konnte, schien mir bei diesem Manne in einer eigentümlichen Weise unschuldig zu sein. Die Augen, die hinter den Brillengläsern vor lauter Lebenslust in seinen Kopf zu verschwinden schienen, und das noch, als er schon in den fünfzigern war, konnten bei anderen Gelegenheiten einen traurigen, nach innen gekehrten Ausdruck bekommen, der beinahe kindlich wirkte. Selten habe ich einen Mann gesehen, bei dem die rein physischen Triebe in einem so seltsamen Kontrast standen zu seiner geistigen Ueberlegenheit. Und diese Ueberlegenheit war mir besonders sympathisch deshalb, weil er selbst niemals viel Wesen daraus machte. Oft habe ich ihn in Situationen gesehen, wo ich mich wunderte, wie wenig er sich geltend machte. Und erst spät begriff ich, daß er dieses verschmähte, und zwar keineswegs aus Berechnung, sondern weil er hierin, wie in seinem ganzen Leben ein übermütiger Verschwender war. So sehr er Bankier war, hatte er doch im Grunde viel von einem Stimmungsmenschen, der sich

www.libtool.com.cn

oft Anderen gegenüber einfach nicht die Mühe gab sein Selbst ins rechte Licht zu setzen. Elise hat mir einmal erzählt, daß diese Eigenschaft ihm in seiner Jugend ein großes Hindernis gewesen. Ich will es gern glauben, und ich begreife auch wohl, daß es gerade diese Eigenschaft war, die sie an ihm in hohem Grade liebte. Allerdings besaß er daneben die kräftige Hand, die, wenn sie einmal die Zügel gefaßt hatte, sie auch energisch festhielt und nicht wieder los ließ. Ich habe ihn auf seinem Kontor gesehen, wenn die Geschäfte sich häuften, wenn es ihm in den Fingerspitzen brannte vor fiebernder Eile. Da war er wie ein Kapitän auf seinem Fahrzeug, wenn es böses Wetter ist. Er genoß die Schwierigkeiten, von denen er wußte, daß er sie beherrschte, und war so recht in seinem Element.

Doch glaube ich nicht, daß er seinen Beruf eigentlich aus Neigung gewählt hatte. Er war in die Geschäftswelt hineingekommen, weil er einer alten Handelsfamilie angehörte, und als er erst einmal drinnen war, machte er das Beste aus der Situation. Seine Stellung war ihm lieb, weil er durch sie Menschen beherrschen und seinen Willen durchsetzen konnte. Dieses, seinen Willen durchzusetzen, glaube ich enthielt für ihn, wenigstens zeitweise, den höchsten Reiz des Lebens. Denn in seinem Leben gab es eben etwas Periodenhaftes, er befriedigte gleichsam stoßweise die widerstreitenden Kontraste in seinem Wesen. Wenn er gegen Krisen ankämpfte oder mit irgend einem größeren Coup beschäftigt war, dann bekamen auch seine Leidenschaften die Ueberhand. War die Spannung vorüber, so kehrte er mit erneuter Wärme zu seinem Heim zurück. Dann konnte er wieder in dem Zusammenleben mit den Seinen in einer Weise aufgehen, als existiere die Außenwelt überhaupt nicht. Sein Leben schwankte von einem Extrem zum andern, ich habe oft darüber nachgesonnen, wie es sich wohl gestaltet hätte, wenn diese Natur sich einmal im gesetzten Alter zur Ruhe begeben.

Doch kann ich mich nicht entsinnen, daß er je auf mich den Eindruck eines überanstrengten Mannes gemacht hätte. Er stand früh auf und ging spät zu Bett. Er war auch verschwenderisch mit seinen physischen Kräften. Ein Verschwender war er außerdem mit dem Gelde, und es war wohl dies Bedürfnis, das ihn an den Beruf fesselte, der die Sparsamkeit überflüssig machte. Ich glaube aber, daß er, wie gut er auch in dieser Bank Bescheid wußte, sich seiner persönlichen Ausgaben nur im Bausch und Bogen erinnerte. Er behauptete, daß er seine Ausgaben niederschreibe. Das that er auch. Aber nach seinem Tode entdeckten wir, daß er sich nie Zeit genommen hatte sie zusammenzurechnen. Ein Verschwender war er endlich auch im Verbrauch der geistigen Kräfte. Ein Freundschaftsverhältnis mit ihm war so reich, als hätte er alle Energie in das rein persönliche gelegt, und er vermochte zehn Stunden zu arbeiten und die Nacht in der anstrengendsten und lautesten Gesellschaft zuzubringen, ohne daß jemand ahnte, daß er müde war.

Bei solchen Gelegenheiten konnte er noch bis zu allerletzt berauschend wirken wie ein junger Mann, allein durch die ungezähmte Lebenskraft, mit der er das ganze Leben zu umarmen schien, von der trockensten Arbeit an, die er stets mit Leben erfüllte, bis zu der aufrichtigen Freude an den materiellen Gaben des Lebens. Niemand hat wohl je eine gute Mahlzeit so genossen wie er, und niemand, nicht mal die Ausübenden selber, hat je einen lebendigeren Sinn für die Kunst gehabt.

So war der Mann, den ich durch Elise kennen lernte und dessen Freund ich wurde. Und dadurch, daß ich ihn so genau kennen lernte, wurde es mir begreiflich, welche Macht ein solch unglaublicher Reichtum auf eine Frau ausüben mußte, die wie sie es verstand in gleich hohem Grade nach außen wie

www.hpbook.com.cn

nach innen zu leben, und die selbst im stande war, ihre Nächsten mit der nämlichen klaren Ruhe zu beurteilen, mit der sie sich selber, als sie noch jung und hübsch war, im Spiegel betrachtete und über die ersten weißen Haare und feinen Runzeln lachte.

XVII.

Und doch konnte Elise mitten in diesem Leben, das sie erfüllte und ihr auf tausenderlei Weise Glück und Genießen bot, sich zuweilen nach etwas anderem, etwas höherem sehnen. Die Mädchenträume schwebten vor ihrem klaren Blick wie Wolken von weißen Schmetterlingen über grünen Wiesen. Mit der Ueberlegenheit des reiferen Alters lachte sie über das sonnenschimmernde Spiel der Träume, aber sie genoß sie dennoch und freute sich ihres Spielens über hellen Sommerblumen. Deshalb konnte sie sich von der Großstadt und seinem Winterleben hinaussehnen nach dem Walde und dem Bache, nach den blumenreichen Wiesen und den lichten Birkenhainen. Sie konnte Sehnsucht spüren nach den weißen Schneefeldern und der Morgensonne, die den Reif rot färbte. Oder auch nur danach des morgens zu erwachen, zu lauschen ob Alles still war und zu hören, daß die alten Bäume draußen vor ihren Fenstern rauschten.

Wonach mag sich nicht ein Frauenherz sehnen, wenn wir Männer glauben, daß wir selbst den geringsten ihrer Wünsche erfüllt haben? Am häufigsten sehnt sie sich wohl gerade nach dem, was uns niemals einfällt, und eben darin, daß wir nichts merken von dem, was für sie ein unausgesprochener Traum ist, liegt die Möglichkeit, daß sich früher oder später zwischen Menschen ein Abgrund aufthut, der niemals überbrückt werden kann.

Ich lernte das Alles einsehen und begreifen während der Zeit, da ich mit Elise lebte, wie ich es nie für möglich gehalten, daß ein Mensch mit dem andern leben kann. Still und sicher wuchs das Verhältnis zwischen uns an Innigkeit, und ohne daß ich mir Rechenschaft darüber geben konnte, in welcher Weise sie es that, füllte sie bei mir einen Platz aus, der immer leer gestanden zu haben schien. Und den ersten wirklichen Einblick in ihr Leben erhielt ich dadurch, daß ich ihr meinen Kummer mitteilte und sie mich mit seiner Bitterkeit versöhnte.

Ja, ich lebte während dieser Zeit in Wahrheit zwei Leben, und ich that es nicht allein dadurch, daß ich meinen inneren Menschen teilte zwischen meinem Heim und dem, was ich damals meine zweite Welt zu nennen pflegte. Ich lebte zwei Leben noch in anderer Bedeutung, weil mir nämlich mein Wesen in zwei Hälften zerschnitten schien.

Anfangs war es nicht so. Anfangs glaubte ich, daß was ich erlebt, mir vorübergegangen sei, ohne Spuren zu hinterlassen. Ich fühlte mich glücklich und stark, weil all das Alte vergangen, und die Erniedrigung meines Lebens wie ein böser Traum verschwunden war. Ich hatte viel zu thun mit der Ehescheidung und mit der Einrichtung meines neuen Heims. Ich mußte daran denken Geld herbei zu schaffen um alles zu ordnen für die friedliche Zukunft, die meiner Tochter und meiner wartete. Diese Sorgen gaben mir meine Energie wieder, und diese Energie war derartig, daß sie mir keine Ruhe ließ, ehe das ausgeführt war, was ich gewollt.

Als aber die Ruhe wiederkehrte, und ich einsam mit meiner Tochter in unserer kleinen Wohnung saß, als nichts anderes meine Gedanken beschäftigte und zerstreute, als die Arbeit an einer Uebersetzung oder das Ordnen irgend eines der vielen Buchhändlerprodukte, die meinen Namen tragen, da kam mein

altes Leben zurück und schaute mir ins Gesicht. Es kam wie ein dunkler Schatten, der sonst nichts von einem menschlichen Gesicht hatte als zwei Augen. Und diese Augen starrten in die meinen und fragten:

„Wo bist Du in allen diesen Jahren gewesen?"

Und ich antwortete gedankenlos:

„Weit weg."

Die Augen fragte wieder:

„Bist Du jetzt nach Hause gekommen?"

Eine kalte Angst überfiel mich, und ich antwortete:

„Ich weiß nicht."

„Siehst Du," begannen die Augen wieder. „Nicht einmal das weißt Du. Du wirst es auch nie erfahren. Denn Du bist in meiner Macht, und ich komme um Dich mir wieder zu fordern."

Und der Schatten wuchs, bis er das ganze Zimmer um mich herum erfüllte, so daß alles dunkel wurde, und ich das Lampenlicht wie einen Punkt mitten in all dem Schwarzen sah. Er kam, wenn ich allein war und die Nacht heranrückte. Da trieb er mich vom Schreibtisch weg und zwang mich sinnlose Schritte im Zimmer hin und her zu thun, während ich an nichts dachte, nur fühlte, wie der Schatten mein Inneres erfüllte, bis dort nichts mehr zu sehen war als eine einsame flackernde Flamme. Mir war es, als sei diese Flamme mein Leben, und als wolle der Schatten sie auslöschen. Ich fühlte, wie sie ausging, wie ich nicht länger existierte. „Meine Tochter!" sagte ich laut vor mich hin. „Was soll aus ihr werden?" Und ich schlich mich hinein an Gretchens Bett. Dort fiel ich auf die Kniee in thränenloser Verzweiflung, beugte mich über das Kind und empfand ihren ruhigen Atemzug gegen meine Wange. Aber an der Wand, über ihrem Bette regte sich der Schatten, und die unergründlichen Augen funkelten.

„Noch bist Du nicht ausgebrannt," sagten sie. „Noch wird Dir die Zeit lang."

„Wenn ich nur still sitzen könnte," dachte ich. „Wenn ich doch nur still sitzen könnte."

Es war mein altes Leben, das zurückkehrte, und mir das unsagbare Weshalb aufzwang, das kein Mensch beantworten kann, weder für sich noch für andere. Ich war jung und konnte mich nicht alt fühlen. Durch unnütze Selbstaufopferung war mein Leben in den Sand geronnen, und ich selber sollte bald nachfolgen, ohne auch nur einen Tropfen gefunden zu haben von jenem reinen Trank, nach dem ich dürstend meine Hand ausgestreckt hatte. Ich hatte ein Kind, das mich anbetete. Ein Kind, das mich glücklich machte, wenn sie nur meinen Blicken begegnete. Aber was ist denn ein Kind? Ein Teil meines Selbst, das Schutz suchend sich an mich drückt, so lange das Bedürfnis sie an mich fesselt, das mir aber den Rücken zukehrt und seinen eigenen Weg geht, wenn das Leben einst lockt. Ich hatte Freunde. Was sind denn Freunde? Ein Beweis der eisigen Isolation des Lebens, die wir erst dann verstehen, wenn der Schmerz uns so hart geschlagen hat, daß jedes Gefühl fort ist. Ich hatte eine Frau gehabt . . . Wie unter einem brennenden Peitschenhieb beugte ich mich und empfand die Schande alles dessen, was mein Leben mir gebracht hatte. Und ich sah nur eines, daß ich allein, allein stand, entfernt von Gott und Menschen, dazu verurteilt in der Stille zu verschmachten, ohne daß ich es vermochte jemandem die Furchtbarkeit der Qualen zu offenbaren, die mich marterten.

Kein Mensch kann auf die Dauer allein sein, keiner kann leben, keiner kann sterben allein. Ich weiß, daß das alles geschehen kann, und daß es wie

www.libtool.com.cn

alles andere ertragen werden muß. Ja, ich habe gehört, daß Menschen davon sprachen, wie von dem höchsten Gut des Lebens. Aber ich glaube ihren Worten nicht. Sie sind übertrieben oder Thorheit, und selbst ihr Gerede birgt die Sehnsucht in sich nach einer anderen Seele, für die nichts in der unsrigen fremd ist. Und als ich damals so allein war, daß mir schien, niemand sei je so einsam gewesen, schrie ich im Zorn auf wider mein Schicksal und konnte keinen Frieden finden. Ich las das Buch Hiob und fand den Ausdruck für meinen Gemütszustand in des hebräischen Dichters einsamem Kampfe gegen Gott.

Um mich her glaubte ich die fremden Möbel meines kleinen Doppelzimmers zu sehen, wie ich es bewohnte, ehe ich mich verheiratete und mich glücklich glaubte. Ich sah mich als einen jungen Mann, der sich dem Leben gewachsen fühlt. Dieses Gesicht verfolgte mich wie ein böses Omen. Wer sich selbst erblickt muß sterben, heißt es. Für mich bedeutete es aber nicht solches Glück. Für mich bedeutete es das Gegenteil. Wer sich selbst erblickt, der stirbt nicht. Aber er muß lebend herumgehen, als sei er schon längst gestorben, und sich über sein eigenes Bild grämen, daß er nicht vergessen kann.

Während all dieser Lebensqual lebte ich mein tägliches Leben weiter, und niemand merkte mir etwas an. Ich verrichtete meine Arbeit, nicht schlechter und nicht besser wie früher. Nur schneller. Es war als zwänge mich jemand zu eilen, damit ich frei wäre, wenn die bösen Gedanken kamen und mich mir selber zeigten, mich und mein verfehltes Leben. Ich spielte mit meiner Tochter und las ihr vor. Und ich küßte sie jeden Abend zur Gutennacht mit einem Gefühl von Glück endlich frei zu sein. Ich besuchte Elise und ihren Mann oder Elise allein. Ich hörte sie sprechen und wußte, daß ich ihnen Antwort gab. Aber ich fühlte mich erleichtert, wenn ich die Korridorthür hinter mir zufallen hörte und mich wieder draußen auf der Straße befand, wo der Schatten wartete um mich heim zu begleiten.

Kurzum, ich lebte ein Scheinleben, das ich nicht verstand. Und dahinter lockte mich die Versuchung Hand an mich zu legen und mit unaussprechlicher Genugthuung zu fühlen, wie der Lebensfaden abriß.

Und ich vermochte mit niemanden darüber zu sprechen, nicht einmal mit Elise. Auch merkte sie nichts, sie, die sonst so scharf sah. Ich ging umher und wunderte mich darüber, ich fand, daß sie meinen Zustand ahnen und mir zu Hülfe kommen müßte. Ich fühlte Haß gegen sie, weil es nicht geschah. Einen ganzen Winter ging ich so umher und glaubte, ich könnte es nicht aushalten, es müsse zuletzt alles in mir zerspringen.

So saß ich denn eines Abends in Elisens Kabinett, und durch die offene Thür hörte ich spielende Kinder. Wir saßen und warteten auf ihren Mann. Er kam aber nicht. Da klingelte es am Telephon und ich sah Elise hinausgehen.

Mit einem Male wurde es mir dunkel vor den Augen, ein Gefühl von wunderbarer Wehmut durchströmte meine Seele. Ich haßte nicht länger, die Bitterkeit wich, der Trotz, die Angst, die Grübelei, die Unruhe, alles wich von mir, nicht als wäre ich es los, sondern als weigerte ich mich diese unerhörte Spannung länger zu ertragen, die mir nicht einmal im Schlafe Ruhe ließ. Es war mir, als sänke ich betäubt um, als versagten die Sinne ihren Dienst. Ich bildete mir ein, es sei der Tod, der sich mir als Freund nahe. Ich war nicht bewußtlos. Aber ich hatte auch keine Erinnerung von dem, was passierte, bis ich Elisens Stimme hörte und ihre Hand fühlte, die leise an meinen Arm rührte.

Ich sah mich um und fühlte dabei, wie mir der kalte Schweiß buchstäblich von der Stirn lief.

„Was hast Du, Hugo?“ hörte ich Elise sagen. „Ist Dir nicht wohl?“

Ich erhob mich und blickte sie an.

„Nein," sagte ich, „mir ist nicht wohl. Es ist nicht mehr wie früher. Da betrübte ich mich über etwas, dem abgeholfen werden konnte. Jetzt bin ich nicht mehr traurig. Der Grund für meine Traurigkeit ist verschwunden. Aber ich habe meine Kräfte einmal überanstrengt, Elise. Jetzt bin ich lahm. Und meine Glieder tragen mich nicht länger."

Wieder sah ich ihre Augen, die forschend die meinen suchten.

„Siehe mich nicht so an," sagte ich. „Das thut weh."

Sie blickte weg und schwieg, machte nicht einmal eine erstaunte Bewegung. Ich hatte ein undeutliches Gefühl, daß sie es gut mit mir meinte, und es war mir völlig gleichgiltig. Aber trotzdem fing ich an über mich selber zu reden und Elise antwortete mir. Zuletzt hörte ich auf ihre Worte, und etwas von der Kälte begann in mir zu schmelzen.

Aber noch war ich nicht im stande nur zu begreifen, daß sie meinen Schmerz teilte, ich glaubte sie müsse mich verachten und sagte es ihr. Da lachte sie mich aus, als wäre ich ein krankes, eigensinniges Kind, und ich empfand dies. Aber ich wollte mich nicht unterkriegen lassen. Ich wollte ihr keine Macht über mich einräumen und wäre es auch zu meinem eigenen Besten. Deshalb schüttelte ich den Kopf, als sie mich bat zu bleiben, erhob mich und ging fort, indem ich versuchte sie zu überzeugen, daß ich nervös gewesen sei und alles übertrieben hätte.

Zu Hause aber fand ich Gretchen, die von ihrer Musikstunde gekommen war und mich erwartete. Sie hatte in meinem Zimmer ein Abendessen hergerichtet, den Tisch zierlich gedeckt und Obst darauf gestellt. Und als ich eintrat, und sie sah, daß mein Gesicht sich erhellte, hüpfte sie ganz außer sich vor Entzücken im Zimmer herum.

Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich, daß etwas anderes außer mir Wärme und Leben besaß. Ich fühlte es ganz schwach, als ob ich noch nicht im stande sei es ganz zu empfinden. Als ich aber allein war, machte sich der Kummer Luft in einem Strom von Thränen, und todesmüde ging ich zu Bett.

XVIII.

Von diesem Abend an suchte ich Elise jeden Tag auf, wenn ich fühlte, daß die Einsamkeit mir gefährlich wurde, und immer hatte sie ein Stündchen für mich übrig. Sie half mir besser als ein Arzt. Denn sie nahm mein ganzes Leiden auf ihre eigenen Schultern und machte mich wieder zu einem gesunden Mann. Wie sie es that? Welche Mittel sie anwendete? Wie könnte ich das je erzählen? Ich wurde nicht in einem Tage, nicht in einer Woche oder einem Monat geheilt. Es bedurfte lange Zeit dazu. Und ich war kein leichter Patient.

Elise aber war unermüdlich. Sie fand Mittel um mich zu zerstreuen, sie überredete mich zur Arbeit, lockte mich Musik anzuhören und führte mich unter Menschen. Alles dieses kann ich in Worten ausdrücken, und doch ist damit nichts gesagt. Was sie auch gethan hätte, sie hätte dasselbe erreicht. Es war das Gefühl, daß sie mit mir lebte, mit mir litt, welches mir die Gesundheit wiedergab, und mich mit einer grenzenlosen Dankbarkeit erfüllte. Ihre Macht über mich war unbeschränkt. Jedes Wort aus ihrem Munde kam mir wie etwas selbstverständliches vor, etwas, von dem ich im voraus wußte, daß sie es sagen würde, und daß überhaupt nicht anders gesagt werden konnte. Alles was sie that war im Zusammenhang mit einer Natur, deren Ganzheit ist verstand, und deren Wert ich schätzte. War ich in einer Gesellschaft zwischen noch so vielen

Menschen, brauchte ich Elise nicht einmal anzusehen. Ich erriet ohnedies ihre Gedanken und sie trafen mich, als hätte ich nur sie allein gesucht. Wenn sie mich ansah, kannte ich ihre Worte, ehe sie sie ausgesprochen hatte. Jede Bewegung ihres Körpers verlieh mir Ruhe und Harmonie, und wenn wir allein waren, genoß ich nichts so sehr, als wenn das Schweigen sich über uns herabsenkte und wir uns still daran freuten einander nahe zu sein. Ja, es kam vor, daß sie unerwartet in ein Zimmer trat, in dem ich mich befand. Ich hörte sie nicht, weil das Zimmer voller Menschen war, und alle laut durcheinander sprachen, ich sah sie auch nicht, aber ich empfand ihre Nähe in meinem ganzen Wesen wie ein elektrischer Strom.

Grade während dieser Zeit sprach Elise oft über sich selber. Anfangs kam es vielleicht daher, weil ich es that, es ist aber auch möglich, daß sie erst eigentlich über sich mitteilsam wurde, als sie darin ein Mittel zu finden glaubte, mich von meinem eigenen Ich und den trübsinnigen Gedanken abzubringen. Wenn sie über sich und ihre Verhältnisse sprach, that sie es indessen nicht in der Weise, wie Menschen es sonst bei vertraulichen Mitteilungen zu thun pflegen, wo dann immer etwas wie halber Vorbehalt und scheue Diskretion vorherrscht. Nein, sie sprach, als hätte sie niemand gehört, und ich glaube, daß sie mir sehr wahrscheinlich die Gesundheit und das Gleichgewicht gerade dadurch wiedergab, daß sie sich in dieser Weise ruhig, fast heiter, ohne Spur von Koketterie rückhaltlos offen aussprach.

Elise erreichte also ihr Ziel, aber sie erreichte es langsam und schließlich auf einem Wege, von dem sie sich nie hatte träumen lassen. Als aber der Schatten endlich wich, war wiederum alles verändert.

(Schluß folgt.)

www.libtool.com.cn

Das Bildnis im florentiner Kirchen-Fresko.

Von

Emil Schaeffer.

I.

Dem Menschen des Mittelalters bedeutete, — in Toskana so gut wie anderwärts, — diese Erde ein Thal der Thränen; aber wer den Streit bestand wider die lockende Sinnenwelt und die Versuchungen des Fleisches, dem ward die Palme zu teil, er durfte eingehen ins Reich der Verheißung, zu paradiesischen Wonnen. Der böse Feind jedoch schlummerte nie und selbst den Frömmsten beschlichen Stunden des Zweifels. Die heilige Kirche wiederum verfügte über manche Mittel, jene zu stützen, die da straucheln wollten auf dem Wege zur Gnade. Auch die Malerei zählte zu ihnen. Den Schwachen im Glauben führte sie das Leiden Christi und die Qualen der Märtyrer eindringlich zu Gemüte; durch himmlische Visionen tröstete sie den Frommen über jene Dornenpfade hinweg, die er im Diesseits wandelte. So diente die Kunst im Hause Gottes als Lehrmittel; denn — „man begreift leichter" — hatte der heilige Hieronymus geschrieben — „was die Augen sehen, als was die Ohren hören." Von einem Abbilden der Sinnenwelt um ihrer selbst willen war nie die Rede. Nicht das Sichtbare, dem Verfall Geweihte, sondern das Unsichtbare sollte dargestellt werden; als Gleichnis nur kam alles Vergängliche in Betracht, nur als Symbol des Ewigen. Das ging Jahrhunderte lang und es geschah, was notwendig geschehen mußte: inhaltsreiche Formen sanken zu seelenlosen Formeln herab, Schön wurde Häßlich, aus Kunst Kalligraphie und selbst jene unvergeßlich hoheitsvollen Fresken, die man in Assisi dem Cimabue zuschreibt, sind starr und blutleer; diese Gebilde haben keine lebenschaffende Kraft, scheinen Mumien einer längst gestorbenen Schönheit. Da erwuchs dem Florenz des Trecento ein Mann, der die Malerei zu neuen Thaten wachrief, — Giotto di Bondone.

„Er führte" — berichtet Vasari — „die Bildnisse lebender Personen in die Kunst ein." Diese folgenschwere Großthat bedeutete für Giotto jedoch nicht, was wir heute darin erkennen, einen Bruch mit der Tradition, den Beginn eines neuen Empfindens. Wenn er gewisse Einzelzüge der Wirklichkeit entlieh, dachte er nicht an ein Nachahmen der irdischen Natur um ihrer selbst willen, sondern wollte lediglich religiösen Visionen mehr Eindringlichkeit verleihen. In dem Manne, der zu Assisi die demutsvollen Allegorien der Tugenden geschaffen und den Hymnus auf die Armut gedichtet hatte, siegte noch der Christ über den Künstler. Dem Menschen Giotto sagt man eine spöttische Aeußerung über die unbefleckte Empfängnis nach, dem Maler stand die Glaubensidee höher als sinnliche Anschauung; dabei war er ein helläugiger Beobachter der Natur. Die

Herren in seinen Fresken halten sich anders als Domestiken; die mannigfachen Arten des Sehens und Hörens sind deutlich unterschieden; für alle Gefühlsregungen stehen ihm reiche Ausdrucksmittel zu Gebote, und er konnte, bot sich hiezu Gelegenheit, scharf individualisieren. Trotzdem begegnet man eigentlichen Bildnissen nur in Giotto's Jugendwerken. Mit dem zunehmenden Alter wuchs sein Stilgefühl und dies mochte ihm sagen, an Stätten, die dem Allewigen geweiht sind, passen nicht Menschen hin, deren Leben, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre währt. Immer gleichgültiger wurden ihm die äußeren Existenzformen; in den letzten Fresken unterscheidet kaum die Tracht diese bartlosen Männer mit den vollen Wangen und den schiefgeschlitzten Augen. Keine dieser Persönlichkeiten führt ihr eignes Leben, alle sind Vertreter eines Gattungsbegriffes, nur Christen, und, wie vor Gott, auch im Bilde einander gleich. —

In den Fresken zu Assisi, läßt sich die Neigung des jungen Giotto für Bildnisse und Wirklichkeit-Schilderung deutlich erkennen. Sie wurde auch durch äußere Umstände begünstigt. Er sollte als Erster die Thaten des heiligen Francesco erzählen und keine Tradition beengte ihm hierbei die Schaffensfreiheit. In Umbrien betrat Giotto die nämlichen Pfade, auf denen der Heilige einhergegangen war; noch lebten Greise, in deren Kindheit seine sanfte Stimme geklungen hatte und manche Familien Assisi's durften stolz sein auf ihre Verwandtschaft mit dem Sohn des Bernardone. Solche Männer mußten natürlich unter die Zuschauer einer Wunderscene gereiht werden. Malte er bisweilen die Stifter seiner Fresken, wie sie demütig, ihres Unwertes sich bewußt, vor den Heiligen knieen, begegnen wir in St. Croce zu Florenz unter den Mönchen, die hier den Tod des heiligen Francesco beweinen, dem Bildnisse jenes Arnolfo di Lapo, der die Kirche erbaute; sicherte er endlich, zu Assisi wiederum, seinen eignen Zügen die Unsterblichkeit, so rechtfertigen sich all' diese Bildnisse ohne weiteres durch die Persönlichkeit der Dargestellten. Gründe gänzlich andrer Natur müssen das berühmteste Porträt von Giotto's Hand erklären, jenes Dante-Bildnis, das wir auf einer Paradiesesglorie der Magdalenenkapelle im Palazzo del Podestà zu Florenz gewahren.

* * *

Seit dies Fresko nach Entfernung der bergenden Tünche im Jahre 1840 zum Vorschein kam, wollen zwei Fragen nicht verstummen: wann entstand dies Werk und wem gebührt der Autorruhm daran? Keinem Schüler Giottos, sondern diesem Großen selber. Darüber wird heute kaum mehr ernstlich gestritten. Wann jedoch schuf er's? Im Jahre 1334 ernannten die Florentiner ihren Mitbürger Giotto, der in der Malerei längst schon „das Feld behauptete", zum Dombaumeister. Beschwor er damals den verklärten Geist Dantes in dies Fresko, wollte er sühnen, was Florenz am Edelsten seiner Söhne verbrochen? So glauben manche. Das allerdings stark restaurierte Werk hat aber nichts vom Stil der Meisterjahre seines Schöpfers und dieser Dante mit den Mädchenzügen und dem Blütenzweig in Händen, — ist dieser jugendliche Träumer der leidgemarterte Dichter der divina commedia, dessen Augen alle Schrecken der Hölle geschaut? Aber, — so wandte man ein, — vielleicht hat Giotto ein Idealbild des toten Freundes schaffen wollen? Nein und wieder nein! Dante hat, zorniger Leidenschaft voll, die blutigsten Anklagen gegen seine Vaterstadt geschleudert. In ewigen Terzinen; gewiß. Aber die Florentiner waren, — nur sieben Jahre nach seinem Tode, — kaum Aestheten genug, um den Inhalt über der Form gänzlich zu vergessen. Dann, — eine neue Kunst

www.inboon.com.cn

setzt niemals mit Idealbildnissen ein. Die werden stets durch das verzärtelte Empfinden einer verfeinerten, aber sinkenden Kultur bedingt, durch mangelnden Mut zum Wirklichen. Ob es gerade daran im Florenz des Trecento fehlte? Man lese Dino Compagni und Giovanni Villani, die Chronisten, lese Dante selber! Drittens endlich! Hätte Giotto in einem Palast der Kommune und da an ehrenvollster Stelle das Bildnis eines Mannes anbringen dürfen, der nur der größte Dichter war vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne? Die Stadt Florenz hat manchem Söldnerführer ein Ehrengrab zuerkannt, bevor sie von den Ravennaten die Asche Dantes erbat und man braucht sich darob nicht zu entrüsten; denn von Staatswegen setzt man nicht jeder überragenden Persönlichkeit Denkmale, sondern nur einer solchen, deren Thätigkeit den Staat als offizielle Institution gefördert hat. So wird es heute noch überall, so wurde es auch im Florenz Dantes und Giottos gehalten.

Einmal jedoch walteten zwischen Dante und der florentiner Kommune Beziehungen, die sein Bildnis auf einem Fresko nicht gerade bedingen, aber genugsam erklären. Im Jahre 1300 bekleidete nämlich Dante wenige Monate lang das Priorat; just damals war im Kampfe der beiden politischen Parteien zu Florenz, der „Schwarzen" und der „Weißen" eine Pause erschöpften Atemholens eingetreten und der päpstliche Kardinal-Legat Matteo d'Acquasparta wollte diese gern in einen Frieden wandeln. Eine kurze Frist hindurch schien seinem Bestreben auch Erfolg zu lächeln. In jenen Tagen der Hoffnung mag Giotto sein Fresko gemalt und als Zeichen der neuen Eintracht die bisher einander feindlichen Führer neben einander gestellt haben. So deutet sich ungezwungen der Blütenzweig in der Hand des Priors Dante; die Alighieri zählten zu den Weißen, wahrscheinlich vertrat der heute unkenntliche Mann neben Dante die Schwarzen. Jedenfalls, — dies muß festgehalten werden — nicht als Dichter, auch nicht um seiner Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit willen ist Dante verewigt worden; zum ersten Male nahm man hier Menschen ins religiöse Fresko auf, nicht weil sie ihr Auge mehr denn andre dem Himmel zuwandten, sondern weil sie eine Rolle spielten auf heimatlicher Erde, nicht weil sie gute Christen, sondern hervorragende Bürger waren. Solches widerspricht dem mittelalterlichen Empfinden; damit setzt die Renaissance ein und wir dürfen uns des sympathischen Zufalls freuen, daß gerade das erste Bildnis im florentiner Fresko dem größten Florentiner huldigt.

Das Mittelalter kannte zwischen dem christlichen und dem politischen Menschen keinen theoretischen Unterschied, insofern jeder Gläubige zum Gehorsam gegen die beiden Statthalter Gottes auf Erden, den Papst und den Kaiser, verpflichtet war. In dem Maße jedoch, in dem das Schimmern der Kaiserkrone verblich, wuchs das Selbstgefühl der Römer-Enkel. Die einzelnen Städte erhoben kühn das Haupt, trotzten oder kauften den stets geldbedürftigen stammesfremden Imperatoren bedeutsame Privilegien ab und wußten ihre Unabhängigkeit gegen die Ritter des Landes, gegen andre Kommunen, ja selbst gegen den Papst zu verteidigen. Der nämliche Feind, die nämliche Gefahr, der gemeinsame Kampf, der gemeinsame Sieg erzeugten im Einzel-Menschen ein neues Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Stadtgenossen, das stärker war als jenes Band, das um Christi Willen alle Menschen umschlingen sollte. Den christlichen Liebesgedanken in seiner abstrakten Erhabenheit konnte ein florentiner Bürger nicht erfassen, aber sehr greifbare Fäden knüpften ihn an seine engere, durch Mauern und Gemarkungen klar von anderen geschiedene Gemeinschaft. Das ursprünglich rein materielle Interesse am Gedeihen der Kommune vergeistigte sich bald zum edelsten Patriotismus. Was der Einzelne vollbrachte

Großes und Niedriges, Schmachvolles oder Hohes, wurde in erster Linie nicht ihm selber, sondern der Kommune angerechnet. Florenz war zu hohen Dingen berufen; so fühlten Alle, die in San Giovanni die Taufe empfangen hatten, und als der Florentiner Giovanni Villani vor den gewaltigen Ruinen Roms der Heimat dachte, beschloß er, „den Menschen die da kommen werden zum Beispiel, seinen Zeitgenossen aber zum Ruhm", die Geschichte der Arnostadt zu schreiben. Seine Mitbürger werden ihm Dank gewußt haben. Sie hingen mit allen Fasern ihres Herzens an der Heimat; darum wollten sie von ihr nicht vergessen werden. Sie thaten ihr Möglichstes zum Heil der Kommune, aber die sollte das auch anerkennen, die Namen ihrer Söhne nicht in Staub schreiben. Fortleben wollte man nach dem zeitlichen Tode, im Munde der Enkel, in den Büchern der Chronisten, in den Bildern der Maler: „fama" und „gloria" sollten bis in die die fernste Zukunft den Namen eines Mannes umleuchten, der ein treuer Sohn seiner Heimat gewesen. —

Dantes düsterer Sang ist voll von jenem Geiste, der auch das florentiner Fresko erzeugte: Liebe zur Heimat und Furcht vor dem Vergessen-Werden. Die Sünder des inferno sogar bitten, der Dichter möge von ihnen „allagente" sprechen und forschen, gemartert von den Qualen der Hölle, nach dem Lose der Vaterstadt; die Glut mit der Dante selber an Florenz hing, erhellt aus seinen Antworten, deren Haß krank gewordener Liebe gleicht. War doch der einzige Lohn, den der friedlos Umhergetriebene für sein Werk erhoffte, die Erlaubnis „in der süßen Heimat die müde Seele zur Ruhe betten zu dürfen."

* * *

Die Wirkung der Fresken Giottos ist durch das Zusammenklingen von Architektur und Malerei bedingt. Er malte für gothische Kirchen mit hohen Wölbungen und steil aufragenden Strebepfeilern; darum herrscht bei ihm die Vertikale, darum muten seine hieratisch-aufrechten Figuren wie verjüngte Säulen an. Ihre Bewegungen sind karg, gemessen und verhalten; ein Zuviel hätte ihr Linie und das Verhältnis zum Architektonischen gestört; der religiösen Idee ordnete sich alles unter. Giotto mied deshalb sorgsam überflüssige Details und begnügte sich mit dem zur Handlung absolut Notwendigem. Das Betonen individueller Zufälligkeiten schloß sich dabei von selber aus. Seine Zeitgenossen hüllte er in die nämlichen langfaltigen, den ganzen Körper verbergenden Gewänder wie seine Heiligen; sie alle haben die gleichen zusammengekniffenen Augen, die nämlichen dünngezogenen Lippen; kaum der Altersunterschied ist durch die Verschiedenheit der Gesichtsfarbe angedeutet. So gönnte Giotto, von künstlerischen und religiösen Gründen zugleich bestimmt, dem Porträtmäßigen in seinem Werke nur dürftigen Raum. Seinen Schülern mangelte jener weise Sinn für Beschränkung, das Wissen des Meisters um die Gesetze der Raumkunst und eines momumentalen Stiles. Sie vermochten nicht Unnötiges auszuscheiden, Wichtiges dem bloßen Beiwerk überzuordnen. So scheinen ihre Fresken wie Skizzen, die, nebeneinander auf die Mauer übertragen, nichts Einheitliches mehr, sondern vielerlei bieten. Dies Unverständnis für das Wesen des Freskos, die vordringliche Art, mit der rein subjektive kleine Betrachtungen sich neben das Ewige stellen, waren trotzdem notwendig, um die Kunst des Quattrocento vorzubereiten. Die anarchische Auflösung der alten mußte dem Schaffen neuer Gesetze vorhergehen, der gothische Dom niedergerissen werden, bevor man an seiner Statt den Renaissance-Palazzo erbauen konnte.

Den Gesichtstypus Giottos haben seine Schüler beibehalten, versuchen aber bereits, die verschiedenen Völkerschaften zu charakterisieren. Der saracenische Sclave ist durch seine wulstigen Lippen und die kurze Stülpnase vom blondbärtigem Söldner aus dem Norden leicht zu unterscheiden, Waffen und Tracht scheinen in ihrem bunten Vielerlei sich den persönlichen Neigungen jedes Einzelnen anzupassen und die Freude am Bildnis macht merkbare Fortschritte. So malte Andrea Orcagna in St. Croce das jüngste Gericht und „seine liebsten Freunde sandte er," laut Vasari, „ins Paradies, seine Feinde aber setzte er in die Hölle." Unter den Gerechten erkannte man Papst Clemens VI., „der ein Freund der Florentiner war," wie es sehr bezeichnend heißt und im Gewande der Doktoren den berühmten Arzt Dino del Garbo. Zu den Verdammten aber zählte Messer Guardi, ein Steuerbeamter der Kommune, der den Künstler ein Mal gepfändet hatte. Das Fresko ist zerstört, Kopien sind nicht erhalten, so bleibt der Kritik nur diese von Antonio Billi und Vasari überlieferte Tradition. Man braucht sie nicht allzuernst nehmen. Die Anwesenheit des Papstes im Fresko erklärt Vasari selber; Messer Dino del Garbo war vielleicht Orcagnas Freund, jedenfalls aber „der berühmteste Arzt nicht nur in Florenz, sondern in ganz Italien," und wenn Orcagna einen Beamten der Kommune mit ihrem Wappen neben einen Ketzer wie Cecco von Ascoli unter die Gerichteten des Inferno reihte, so müssen ihn hierzu ganz andre Gründe bestimmt haben. Orcagna besaß — man errät es aus seinen Signaturen — viel Selbstbewußtsein, aber im Trecento hätte noch kein Künstler gewagt, an geweihter Stätte seiner Laune die Zügel schießen zu lassen.

Des Porträts konnte die alt gewordene mittelalterliche Kunst aber nicht mehr entraten. In jener Kapelle von St. Maria Novella, die man später die spanische nannte, verherrlicht ein Wandfresko die Macht der Kirche, die majestätisch über allem Irdischen thront. Das ist reine Ideenmalerei im Sinne des Ducento; aber den Dom von Florenz gewahren wir und kein anderes Fresko der giottesken Schule weist eine derartige Fülle bildnisartig behandelter Köpfe auf. Darin liegt ein entscheidender Widerspruch. Eine zeitlose Abstraktion soll durch Zeitlich-Bedingtes veranschaulicht werden, die Nachahmung der Wirklichkeit einer schemenhaften Symbolik zum Sieg verhelfen. Dies Riesenfresko ist mit seinen scholastischen Grübeleien das letzte Denkmal, das sich das mittelalterliche Empfinden in Florenz gesetzt; die neue Zeit forderte ihr Recht und das bürgerliche Selbstbewußtsein eine Kunst, die nicht gedankenschweren Allegorien, sondern, ihm selber dienend, die großen Ereignisse der florentiner Gegenwart feiern sollte. An solchen fehlte es nicht und wenn irgendwo, waren bei ihrer Schilderung eine stärkere Betonung des Wirklichen und Rücksicht auf das Porträt nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten.

Im Juli des Jahres 1334 vertrieb die florentiner Bürgerschaft den Abenteurer Walter von Brienne samt seinem Anhang aus der Arnostadt. Ursprünglich zum absetzbaren Podestà gewählt, hatte der Herzog von Athen — diesen echt mittelalterlichen Titel führte der französische Condottiere — sich Parteigänger verschafft und mit ihrer Hilfe die Stadt unterjocht. Ein Jahr nur währte seine blutige Herrschaft; dann verjagte ihn ein Aufstand. Der Tag seiner Flucht wurde zum nationalen Fest erklärt uud Tommaso di Stefano, mit dem Beinamen „Giottino", gezwungen, auf die Mauern des Palazzo del Podestà Spottbildnisse des Herzogs und seiner Anhänger zu malen. Im Armensünder-Kittel stellte er die Verräter dar und weil man ohne die Requisiten mittelalterlicher Symbolik noch nicht auskam, „umgaben das Haupt des Herzogs viele Raub- und andere Tiere, die seine Art und seinen Charakter ausdrücken sollten . . . und unter ihren Bildnissen waren die Familienwappen und einige Verse angebracht." Dies Fresko

hat die Zeit zerstört, aber Giotto behandelte in den „stinche vecchie“ d. h. im Kerker der Stadt das nämliche Thema noch einmal und dies Werk blieb erhalten. Ueberlebensgroß gebildet, breitet die heilige Anna, an deren Tage Walter von Brienne verjagt wurde, ihre Linke wie zum Schutze über den Palazzo della Signoria, das Palladium der bürgerlichen Freiheit; mit der Rechten hält sie das Lilienbanner und segnet zugleich die florentiner Bürger, die vor ihr knieen. Ein bärtiger Genius, dessen Antlitz sichtlich porträtartige Züge aufweist, treibt, aus den Lüften niederschwebend, den fliehenden Herzog vor sich her. Aengstlich preßt dieser den Geist des Betruges an seine Brust, neben den Wahrzeichen der geschändeten Gerechtigkeit liegt seine zerbrochene Fahne auf dem Boden.

Man sieht, ohne Allegorie konnte selbst das erzählende Historienbild sich nicht behelfen; die Anschauung vom Lehrzweck der Kunst war keineswegs überwunden; man gestattete das Wirkliche und somit das Bildnis nicht um seiner selbst willen, sondern bloß, weil das Sinnfällige einen abstrakten Gedanken besser verdeutlichte; Aehnliches geschah damals auch auf litterarischem Gebiet. In der „disciplina clericalis“ des elften Jahrhunderts lautet der Anfang einer Geschichte: „rex quidam habuit fabulatorem suum;“ in der frühesten florentiner Novellensammlung, im „Novellino“ beginnt sie: „Messere Azzolino avea uno suo novellatore, il quale facea favolare.“ Das farblos unbestimmte „ein König“ wandelte sich zur greifbaren Vorstellung Azzolino da Romano: das Allgemein-Typische näherte sich dem Individuellen, kurz, das Mittelalter wird Renaissance.

II.

Von den Werken der letzten Giottesken führt ein weiter Weg zu den ersten Fresken des Quattrocento. Er leitete vom dumpfen Empfinden zum klaren Betrachten, aus beengender Kirchenpracht in die freie Gotteswelt, vom christlichen „credo“ zum modernen „intelligo“. Die Zeit jedoch hat seine Spuren verweht und spärliche Notizen nur geben über seine Art und Richtung Aufschluß. So mälte z. B. Lorenzo di Bicci im Konvent der Franziskaner zu St. Croce einige berühmte Mönche des Ordens und obzwar er alle Gewänder grau malte, wußte er doch Abwechslungen zu erzielen; „die Kleider unterscheiden sich sämtlich von einander; die einen neigen zum Rötlichen, andre zum Blauen, manche sind dunkel, einige dagegen heller“ ... Gherardo Starnina wagte sogar, im religiösen Fresko einen Knaben anzubringen, der auf dem Rücken eines andern reitet und beide prügelt ihr Lehrer: er schildert Spanier in ihrer heimatlichen Tracht und Masolino, der vielleicht sein Schüler gewesen, kleidet zwei — allerdings noch typisch aufgefaßte — Jünglinge in das Kostüm ihrer Zeit, und sie schreiten, nicht mehr durch eine bunte Phantasie-Landschaft, sondern über einen Platz in Florenz. Auch die Technik des Darstellens erweiterte er, brachte die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Gewandstoffe heraus, führte einen neuen, ungemein eleganten Faltenwurf in seinen Fresken ein und, — das Wichtigste — man begegnet in seinem Werke nicht mehr jenen giottesken schief geschlitzten Augen, die stets zu blinzeln scheinen. Zwar stehen in der Iris Schwarz und Weiß noch immer schematisch neben einander, aber der Blick ist schon voll ruhiger Klarheit. Trotzdem, — Masolino war nicht auserlesen zur entscheidenden That; ein Jüngling, der froh durchs Leben brauste und im Elend verstarb, sein Schüler Masaccio schuf jenes Werk, das ein Jahrhundert lang

der florentiner Kunst die Bahnen wies, — die Fresken der Cappella Brancacci zu St. Maria del Carmine.

Im Fresko Giottos ward die Nachahmung des Wirklichen zugelassen, weil man schlechterdings heilige Szenen ohne Menschen nicht darstellen konnte und diese Menschen wiederum sich innerhalb bestimmter Räumlichkeiten bewegen mußten. Giottos Jünger wählten zwar die Natur zur Lehrerin, gingen jedoch über das systemlose Kopieren zufälliger Aeußerlichkeiten kaum heraus. Masaccio zuerst stellte sich bewußt auf den festen Boden des Wirklichen, ahmte die Welt der Erscheinungen um ihrer selbst willen nach, erhob, was bisher ein frommes Mittel im Dienste des Glaubens gewesen, zum Selbstzweck aller Kunst. Damit begann jener großartige Widerspruch, den wir „Renaissance“ heißen. Die Kunst wollte den Gläubigen nicht mehr ein schauerndes Ahnen der Ewigkeit lehren, sondern zog das Himmlische zum Irdischen herab, malte für Kirchen was die Kirche zu hassen lehrte, nannte sich christlich und trug viel dazu bei, die Alleinherrschaft des Glaubens zu vernichten. Noch war es jedoch nicht so weit. Masaccio, geboren im ersten Jahre des Quattrocento, hing noch zu innig an gothischen Traditionen, um in bloßer Naturabschrift sein Genüge zu finden. Er war eine hochbedeutende Persönlichkeit; darum kam das Geistige in seinen Fresken nie zu kurz, wie umgekehrt Giotto, dank seinen eminenten künstlerischen Anlagen, niemals in nebelhafter Ideenmalerei stecken blieb. Masaccio verstand Giotto besser als dessen unmittelbare Nachfolger. Das Fresko deuchte auch ihm eine raumschmückende Kunst; darum ordnete er die Malerei dem Architektonischen unter, vermied die grelle Buntheit wie die Anhäufung von Menschenmassen, verzichtete auf das kindliche Nachahmen fremder Trachten und hüllte, wiederum gleich Giotto, seine Gestalten in zeitlose Gewänder von unsagbar ernstem Faltenwurf. Doch hier empfindet man: ein Jahrhundert trennt diese beiden Großen. Masaccio verstand, als erster in Florenz, den nackten Menschen; darum konnte er auch als erster ihn bekleiden. Seine Gewänder verbergen, im Gegensatz zu denen Giottos, nicht den Körper, sondern gehorchen seiner Struktur; man fühlt das Knochengerüst durch all' die schweren Stoffe förmlich hindurch. Damit hängt zusammen: Masaccio zuerst gab seinen Figuren „rilievo“ d. h. Körperlichkeit, Ausdehnung nach der Tiefendimension hin. Im Vergleich zu den Menschen Masaccios erschienen selbst jene Giottos wie Schemen. Zum ersten Male stehen wir nicht Gebilden, die ein Hauch fort zu wehen vermöchte, sondern physisch starken Menschen gegenüber, um die man, so scheint es, rund herum gehen und die keine Gewalt von ihrem Platz bewegen könnte. Jener Wirkung dient auch das Herausarbeiten solcher Gesichts- und Körperpartieen, die dem äußern Anblick zunächst auffallen. Wie Masaccio Nasen, Augen und besonders der Stirn durch verschiedene Beleuchtungen ihr besonderes Gepräge leiht, will im Einzelnen betrachtet sein. Er besaß dabei die Fähigkeit aller Ganz-Großen, Zufälliges instinktiv zu übersehen und durch grandioses Vereinfachen der Linien im Einzelnen den Repräsentanten einer Gattung zu schildern. Darum wird man Porträts in der Brancacci-Kapelle nur vereinzelt antreffen, aber keine Figur gleicht, — wieder im entscheidenden Gegensatz zu Giotto — einer andern, keine ist ohne Bildnisstudie denkbar. Die Fresken der Brancacci-Kapelle atmen jene Stimmung unzwingbarer Macht und ruhiger, in sich gefesteter Größe, wie sie nur solchen Werken eigen, die mehr als ein Persönlichkeitsbekenntnis ihres Schöpfers sind. Man fühlt eine starke, in sich geschlossene, viele Keime bergende Kultur hinter Masaccios Kunst; denn ein gewaltiges Geschlecht schritt in jenen Tagen durch die Straßen der Arnostadt. Man lese die Sätze, in denen Niccolo da Uzzano seinen toten Freund Giovanni de' Medici preist: „Er

beschwerte sich niemals über einen andern Gegner und keiner klagte seinetwegen. Wider das Unglück kämpfte er und half dem Wohlstand der Menschen, wo die Republik und die Armen nicht darunter litten. Nie erbat er für seine Person eine Vergünstigung von der Kommune, dagegen oft für Andere. Immer schalt er den Krieg und förderte den Frieden, wo er nur konnte. Der Republik leistete er große Dienste und forderte niemals Entgelt. Darum soll die Stadt weinen, denn wie ihre Mauern das Volk umgürten, so schmückten die Tugenden dieses Mannes die Bürger" . . . Meint man bei diesen Worten nicht, eine Gestalt vom strengen Adel der Apostel Masaccios zu sehen? Wenn irgendwo, empfindet man hier Kunst als Ausdrucksform der Kultur und es scheint nicht bloßer Zufall: Die gesundesten Typen, die je die florentiner Kunst geschaffen, jene Männer, in denen Geistiges und Physisches zur prachtvollen Einheit verschmilzt, wurden gemalt, da Florenz blühend emporstrebte und seine Söhne nichts begehrten, als die Mutter schönheit-prangend und gebietend zu schauen.

III.

Von all jenen Meistern, die als Masaccios Schüler und Nachfolger gelten dürfen, vermochte kein einziger mehr, die Wirklichkeits-Schilderung mit den kirchlichen Forderungen zu vereinen. Ihre Malerei war nur mehr Wiedergabe der „cose vedute", der gesehenen Dinge. Noch immer bot ihnen der Glaube die Form, aber den Inhalt füllte er nicht mehr. Die religiösen Fresken dieser Künstler, der Castagno, Domenico Veneziano und Baldovinetti sind heute größtenteils zerstört, aber Vasaris Beschreibungen geben über die Entwicklung des Porträtmäßigen in ihren Werken mancherlei Fingerzeige.

Andrea del Castagno, der Bauernsohn aus dem Mugello, konnte, wüsten Temperamentes und aller Kultur bar, den religiösen Aufgaben keine ideale Seite abgewinnen. Er gehörte nicht zu den Frommen, war nur Maler mit einem leidenschaftlichen Willen zum Wirklichen und dem Mut zu allen Dingen, die vom malerischen Standpunkt ihm wünschbar deuchten. Eine Kunst aber, die lediglich nur „die Macht der Bürger und das Talent der Maler bekunden sollte", mußte dem Bildnis einen Ehrenplatz einräumen. Schon Masaccio hatte, da er sein — heute nicht mehr vorhandenes — Fresko der „sagra", der Einweihung von St. Maria del Carmine schuf, in die feierlich dahin schreitende Prozession mehrere ausgezeichnete Bürger aller Parteien gereiht. Seitdem war vieles anders geworden am Arno. Die Faktionen wirkten nicht mehr selbstlos neben einander zum Heil des Staates; zwischen Rinaldo degli Albizzi und Cosimo de' Medici gährte wilder Haß und sogar das religiöse Fresko spiegelt jetzt die politischen Tageskämpfe wieder. Ueber die Aufnahme ins Bild entschieden nicht mehr die moralischen Qualitäten des Darzustellenden, nicht seine Bedeutung für die Stadt, sondern nur mehr für die Partei. Der weitere Begriff scheint vom engeren, der „buon cittadino" vom zuverlässigen Parteimann abgelöst. Die Wahl der Stoffe wird einerseits bedingt durch den Wunsch einflußreicher Bürger, im Bilde fortzuleben, andrerseits durch den Hang der Künstler, die Sinnenwelt darzustellen. So malten in St. Maria Nuova Castagno den Tempelgang und Tod, Domenico Veneziano die Hochzeit Marias, Baldovinetti den Einzug der Königin von Saba; alles Themen, die eine große Assistenz erfordern. Voreinst begnügte sich der Stifter, sein Wappen oder seinen Stammbaum über dem Eingang seiner Kapelle prangen zu sehen; dann mischte er sich verstohlen unter die Menge; jetzt erscheint er mit seiner ganzen Familie

auf dem Plan. Domenico Veneziano reihte unter die Zuschauer seines Sposalizio nicht bloß Folco Portinari, den längst verstorbenen Gründer des Hospitals von St. Maria Nuova, sondern auch lebende Mitglieder der Familie, und Alesso Baldovinetti mußte in den Chorfresken von St. Trinità nicht nur seinen Auftraggeber Bongianni Gianfigliazzi, der sich mit der Ritterkette porträtieren ließ, sondern auch dessen ganzen Anhang, seine „consorteria“ malen.

Ob diese Meister in der Ausbildung des Individuellen weit über Masaccio hinausgingen, läßt sich schwer erörtern. Die geistige Hoheit, die um Masaccios Menschen leuchtete, fehlte ihnen sämtlich und keine Phantasie adelte ihr Schaffen. Dumpfe Erdenschwere mochte, nach erhaltenen Werken zu schließen, auf ihren Porträts gelastet haben, aber wuchtige Größe war ihnen eigen.

Neben diesen Malern, die rücksichtslos mit aller Tradition brachen, schuf ein Künstler, der mit der Vergangenheit noch zu paktieren, ihr Gutes zu wahren suchte, Fra Giovanni da Fiesole. Man denkt sich ihn häufig als weltfernen Träumer; goldgelockte Engel steigen in seine Zelle nieder und bebend in den Schauern der Ekstase malt er selige Visionen. Bereits die Zeitgenossen fügten an den Namen dieses Mannes ein „angelico“; er lauschte jedoch nicht bloß himmlischen Eingebungen, sondern blickte auch heiteren Auges in die Sinnenwelt. Er verstand seine Zeitgenossen und lernte an ihren technischen Errungenschaften; sein Empfinden aber blieb gothisch. Das bedingt den Zauber seiner Werke und mittelbar auch sein Verhältnis zum Porträt. Der fromme Christ vermied es, heiligen Gestalten die Züge florentiner Bürger zu leihen und niemals rief er von der Piazza Leute ins Kloster, um den Legenden ein zuschauendes Publikum zu malen.

Später, da er unter Nikolaus V. in Rom wirkte, brachte er, gewiß nur dem Wunsche des Papstes gehorchend, in den Fresken der vatikanischen Sakraments-Kapelle „die Bildnisse vieler damals berühmter Männer“ an und gab in den Malereien der Nikolaus-Kapelle Papst Sixtus II. die Züge seines Gönners, des regierenden Papstes. Die verschiedenen Mönchsköpfe in diesen Fresken aber gleichen einander fast wie bei den Künstlern des Trecento, scheinen sämtlich nach einem Modell gemalt. Trotzdem kann aus einer Geschichte der Porträtmalerei Fra Angelicos Name niemals gestrichen werden; denn was selbst Giotto und Masaccio nicht vermochten, gelang diesem Mönch — seelische Vorgänge im Antlitz wiederzuspiegeln. Die Geberden giottesker Gestalten waren ungemein vergeistigt und überzeugend, aber ihre Mienen blieben kalt; die Bewegungen bei Masaccio sind imperatorenhaft gebietend, die Züge monumental, aber starr. Die Heiligen Fra Angelicos offenbaren im Spiel der Mienen schon ihre keusche Art und aus dem holdseligen Lächeln der Engel leuchtet die Reine ihres Wesens nicht minder denn aus ihrem „schwebend-unbeschwerten“ Tanzen. Fra Angelico schenkte der florentiner Kunst „vaghezza“, jene Grazie, die zugleich Seele ist. Man wußte ihm Dank für die Gabe. Das bezeugen Fra Filippo Lippis Fresken im Chor des Domes zu Prato, die, voll vom Geiste Masaccios, doch nicht denkbar sind ohne die fromme Kunst Fra Angelicos.

IV.

Sie fassen gleichsam zusammen, was bisher die Kunst in Florenz gezeitigt: das Gefühl für den Wohlklang architektonischer Verhältnisse, großzügige Linienführung, die Fähigkeit, Menschenmassen harmonisch zu gliedern und ihrer baulichen Umgebung unterzuordnen, die Liebe zum Bildnis und kraft seines leidenschaftlichen Temperamentes fügte Fra Filippo dem allem noch die Freude an weiblicher Anmut und sinnlicher Grazie hinzu.

www.libtool.com.cn

Fra Filippo malte nie die Großen der Welt. Parteihändel lagen ihm fern, nur seiner Kunst lebte er und seinen Frauen. Hatte er nichts zu essen, bat er die Medici um Brot, war jedoch nicht Weltmann genug, ihnen den Dank dafür an heiliger Stätte zu entrichten. Carlo de' Medici erscheint bei der Bestattung des heiligen Stephanus nicht als Vertreter der regierenden Mäcenaten-Familie, sondern lediglich als prateser Domprobst und ihm zur Seite stehen Mönche, die in der stillen Provinzstadt ein weltverlorenes Dasein führten.

„In dieser Zeit, die weise Männer für die glorreichste hielten, die je Florenz zuteil geworden," besaßen Viele die Fähigkeit des geschmackvollen Geldausgebens „che non è minor virtù che il guadagnare." Glanzreiche Feste wurden gefeiert und manches Truhengemälde bewahrt die Erinnerung an ein Lanzensplittern oder eine prunkende Hochzeit. In der großen Kunst jedoch steht die Schilderung eines Patrizier-Bankettes, wie sie Fra Filippo in seinem Gastmahl des Herodes zu Prato gegeben, ziemlich allein. Was immer Lust am Dasein bekundet, worin wir eine Bejahung unseres Lebensgefühles erkennen, alles ist hier vereint: Lichterfüllte Hallen und Musik, Jünglinge und schlanke Mädchen. An Fra Filippos Hand betritt seine Geliebte Lucrezia Buti den Palast des Herodes. Die Königin seiner Kunst malte er als Gebieterin des Festes, als Herodias. Ihr Porträt ist das erste nachweisbare Frauenbildnis im florentiner Fresko. Abseits dem bechernden Schwarme thront Lucrezia. Den biegsamen Körper schmücken Gewänder, so kostbar, wie der arme Filippo sie niemals der Geliebten schenken konnte. Ihrem Antlitz mit dem versonnenen Blick fehlen, wie es damals Sitte war, die Augenbrauen; dadurch springt die hohe Stirn hervor und das Gesicht bekommt jenen herben Reiz, der an den Frauenköpfen des Quattrocento so eigentümlich anmutet. Die Grenzlinien zwischen schön und charakteristisch scheinen nahezu verwischt.

Auch den Tanz der Salome hat Fra Filippo hier gemalt. Die schwüle Wollust Flauberts und Moreaus, die blutgierige Erotik Aubrey Beardsleys und Oscar Wildes lagen einem Künstler des Quattrocento weit ab; man vergleiche aber diese Gestalt mit der Salome Giottos in St. Croce: dort ist die Königstochter in ein feierliches, den ganzen Körper verhüllendes Gewand gekleidet. Reglos deucht das Antlitz. Sie bewegt sich kaum. Selbst die Geste, mit der sie die Laute schlägt, hat etwas Strenges, geradezu Kirchliches. Fra Filippo giebt sich bereits dem Zauber eines rhythmisch bewegten Frauenkörpers hin, dessen Linien man unter dem flatternden Gewand zu sehen glaubt. Herodias und Salome bringen ein neues weltliches Moment ins florentiner Fresko. Sie danken ihre Existenz einer verliebten Laune Fra Filippos, die aber, denkt man der Zukunft, wie eine That erscheint.

V.

Den Königen aus Genieland folgen stets, gleich Vasallen, Talente zweiten Ranges. Sie weisen keine neuen Ziele, finden keine neuen Pfade, aber sie bebauen, immer im Bilde gesprochen, mit viel Geschick das Land, das die Großen erobert. Solcher Art war Benozzo Gozzoli. Er verwaltete das Erbe Fra Angelicos und zehrte von den Errungenschaften der Naturalisten. Aus Eigenem besaß er wenig mehr denn ein liebenswürdiges, aber oberflächliches Fabuliertalent und die Freude seines Jahrhunderts an der bunten Fülle des Lebens. In der Geschichte der Bildnismalerei spielt er jedoch eine bedeutendere Rolle, als seiner künstlerischen Begabung von Rechts-

wegen zukommen würde. Seine handfeste Sicherheit schreckte vor Aufgaben nicht zurück, die einem Größeren Furcht eingeflößt hätten. Klugen Sinnes erriet er die Neigungen seiner Auftraggeber, mühte sich selten, den Geist der Handlung zu erfassen und füllte seine Fresken einfach so mit Porträts an, daß man vor Nebenfiguren kaum den Hauptvorgang gewahrt und diese selbst, bei ihrer Ueberzahl, den kargen Platz einander streitig machen. Die Anordnung der Bildnisse im Raum ist wenig glücklich. Die einzelnen Köpfe wenden sich meist nach einer Richtung und kein Zwischenraum trennt sie von einander. Das schließt eine charakteristische Durchführung der Einzelformen aus und darum geben sie nur die Suggestion einer flüchtigen Aehnlichkeit. Und doch hat Benozzo Gozzoli in seiner „Anbetung der Könige" des Palazzo Medici ein Werk geschaffen, vor dem jede Kritik gern verstummt. Hier atmet jene wonnig übermütige Aventiuren-Stimmung, die wir, unbekümmert um alle Geschichte, ins Quattrocento hineindichten und vor dieser Cavalcade, die jauchzend durch helle Frühlingspracht reitet, dünkt unser Dasein wie Tappen durch Winternebel . . . Benozzo malte die Reise der morgenländischen Könige nach Bethlehem; ein Thema wie geschaffen, allen Pomp der Medici vorzuführen. Benozzo konnte dies um so unbefangener thun, da er — in einer Privatkapelle — keine Rücksichten auf andere Familien zu nehmen brauchte. So gestaltete sich das Fresko zu einem Hymnus auf den medicäischen Kreis. Cosimo schauen wir und seinen Bruder Giovanni; Piero mit dem scharf geschnittenem Römerprofil und, einem Königsohn der Sage vergleichbar, reitet Lorenzo de' Medici einher. Die goldene Krone gleißt auf seinem Haupte; denn Benozzo wandelte selbst die heiligsten Gestalten der Legende in Bildnisse. Der greise Patriarch von Konstantinopel und der vorletzte Kaiser der Byzantiner, Johannes Palaeologus sollen als Modelle zu den beiden andern Königen gedient haben. Mit großem Troß waren sie im Jahre 1439 nach Florenz gekommen, wo ein Concil unter Eugen IV. den Anschluß der griechischen an die lateinische Kirche herbeiführen wollte. Der Gonfaloniere Cosimo de' Medici holte die erlauchten Gäste ein; so mag das Fresko immerhin eine Erinnerung an jene Tage bedeuten. Auch sich selber hat Benozzo ins Gefolge der Medici gereiht und auf die Kappe, die sein Haupt bedeckt, „opus Benotii" geschrieben. Schon Orcagna und Masaccio hatten, laut Vasari, Aposteln ihre Züge gegeben; Baldovinetti stellte sich in kriegerischer Tracht dar, — so weit war aber kein Künstler vor Benozzo gegangen. Dies mußte kommen. Je lauter das religiöse Fresko vom Ruhme seines Stifters zeugte, desto mehr erstarkte auch das Selbstgefühl des Malers, von dem es abhing, das Aussehen eines Mannes fernen Jahrhunderten zu überliefern.

Stärker noch drängen sich in den Fresken, die Benozzo in S. Agostino zu S. Gimignano ausführte, Künstler und Besteller in den Vordergrund. Wiederum brachte Benozzo an leicht findbarer Stelle sein Bildnis an; der Stifter, Messer Domenico Strambi, begnügte sich aber nicht mit seinem Porträt; zwei Engel halten in den Lüften eine Tafel, worauf zu lesen:

Eloquii sacri doctor parisinus et ingens.
Gemignianiaci fama decusque soli
Hoc proprio sumptu Dominicus ille sacellum
Insignem iussit pingere Benotium MCCCCLXV.

Die Zeiten, da man Bildwerke „pro salute animae" stiftete, waren vorbei . . . . .

In Benozzos umfangreichen Freskencyclus des pisaner Campo santo stößt man auf „unzählige Bildnisse". Aber Vasari konnte, einige Jahrzehnte nach Vollendung der Fresken, nur wenige mehr namentlich aufführen und selbst da

www.libtool.com.cn

sind Zweifel berechtigt. Die Pisaner, denen seine Kunst imponierte, begruben Benozzo, der im Jahre 1498 starb, mit allen Ehren in Mitten seiner Werke. Dem Durchschnittsgeschmack mochte seine leichte, immer wohlgefällige Erzählungsweise zusagen; die feinstgebildeten Florentiner aber haben ihn nie beschäftigt; dem Kreise Lorenzos de' Medici blieb Benozzo fern; nur in der Provinz erstanden ihm Bewunderer. Daß er in der Heimat keine Beschäftigung fand, beruhte nicht auf einem prinzipiellen Gegensatz zwischen seinen Anschauungen über Malerei und denen der florentiner Patrizier; nur konnten ihre geschulten Augen an den zeichnerischen Mängeln Benozzos schwer vorbeisehen, zumal sie einen Künstler ihr eigen nannten, dessen Werk wie eine vornehme Luxusausgabe von jenem Benozzos anmutet, — Domenico Ghirlandajo.

VI.

In seiner Anschauung der Form reicht Ghirlandajo an die Großen aus der ersten Hälfte des Quattrocento nicht heran; manche Zeitgenossen wußten die Linie ganz anders zu beseelen, aber kein florentiner Künstler ist je in solchem Maße Repräsentant einer bestimmten Kultur gewesen. Seine Malerei und das Bürgertum der späteren Mediceer-Tage, — diese beiden Vorstellungen gehen restlos in einander auf: Kühl und sachlich, lebensfreudig ohne jedwedes Pathos, klug disponierend und genau beobachtend, ernst und allem Gewaltsamen abhold, — so war Ghirlandajo, so waren die florentiner Nobili, und es ist zu begreifen, wenn sie einander gefielen.

Die echt florentinische, oder, wenn man will, alt-etruskische Freude am Bildnis, bekundet sich schon in jenem „Begräbnis der heiligen Fina", womit der junge Baldovinetti-Schüler die Collegiata des hochgetürmten San Gimignano schmückte. Frohgelaunte Chorknaben, die beim steten Verkehr mit heiligen Dingen den Respekt vor diesen verloren haben, umstehen mit Patriziersöhnen und gravitätischen Ratsherren die Bahre der jungen Heiligen. Wie das letzte Bild einer Tragödie scheint die Scene: in der Mitte die tote Hauptperson, zu beiden Seiten die Statisten. Als Domenico sieben Jahre später in der sixtinischen Kapelle zu Rom die Berufung der ersten Jünger malte, behielt er das nämliche Schema bei: Christus und die beiden knieenden Apostel Petrus und Andreas nehmen als Träger der Handlung die Mitte des Freskos ein, links und rechts gruppieren sich, feierlich repräsentierend, die Mitglieder der florentiner Kolonie von Rom. Beim Freskenschmuck der Cappella Sassetti in St. Trinità brach er zum ersten Mal mit diesem Kompositions-Prinzip. Wie die florentiner Nebenfiguren der geistlichen Schauspiele damals zu selbständigen Trägern einer weltlichen Handlung wurden, die mit dem religiösen Drama als solchem nichts mehr zu schaffen hatte, so führen auch die Bildnisse Ghirlandajos hier ihre eigne, von der Rolle des Zuschauers gänzlich losgelöste Existenz. „Die Auferweckung des Kindes aus dem Hause Spini" ist lediglich ein florentiner Straßenbild aus jenen Tagen. Kaum gewahrt man den toten Knaben und den heiligen Franciscus in seiner Wolkenglorie; unwillkürlich bleibt das Auge an den Sassetti haften, die „alle in der Tracht und Mode jener Zeit" und — eine unerhörte Neuerung — begleitet von ihren Frauen, sich eingefunden haben. Bei der „Bestätigung des Franziskaner-Ordens durch Honorius III." wird gleichsam auf zwei Bühnen gespielt. Von Petri Thron herab erteilt der Papst den knieenden Franziskanern seinen Segen. Dieser Vorgang nimmt gebührender Weise den Mittelgrund ein; gleichwohl hat er nicht den Hauptaccent; denn unser Blick verweilt lieber bei den Personen des ersten Planes. Da stehen, links vorn, in

www.libtool.com.cn

ceremomieller Haltung drei Jünglinge aus dem Hause Sassetti und ihnen gegenüber erkennen wir an seiner geistvollen Häßlichkeit den Mann, in dessen Händen das Schicksal der Arnostadt ruhte, — Lorenzo de' Medici. „Eine Begrüßungsdeputation" schreitet auf einer Treppe huldigend zu ihm empor: Angelo Poliziano, kenntlich an der viel verspotteten Nase; neben ihm trippelt der kleine Giuliano de' Medici, der junge Piero de' Medici, hoffärtig schon als Zwölfjähriger, schreitet hinter ihm drein; dann Giovanni Medici, der als Leo X. einem Zeitalter den Namen geben sollte, Matteo Franco, der lustige „cappellano" und der Dichter Luigi Pulci beschließen den Zug, dem außer dieser erst unlängst erkannten historischen auch eine künstlerische Bedeutung zukommt. Denn diese entzückenden Kinderporträts sind die ersten im florentiner Fresko.

Neben den Frauen edler Familien sind nun auch deren Kinder freskofähig geworden.

Im Jahre 1486 begann Domenico Ghirlandajo den Chor von St. Maria Novella mit Fresken zu schmücken und vollendete dies Riesenwerk, zu dem Giovanni Tornabuoni ihm den Auftrag erteilte, im Jahre 1490, „als" — wie die stolze Inschrift besagt — „das glänzende Bürgertum, erlaucht durch seine Macht, seine Siege, seine Künste, seine Bauten, sich des Reichtums, der Gesundheit und des Friedens erfreute." Diese Malereien sollten nicht bloß die christliche Demut ihres Stifters bekunden; das erhellt aus jener Inschrift und deutlicher noch aus einem Prozeß, der ganz Florenz lachen machte. Ursprünglich hatten die Sassetti das Patronat über diese Kapelle hinter dem Hochaltar inne, dann gelangte es an die Ricci, die den Chor von Andrea Orcagna ausmalen ließen. Regengüsse beschädigten jedoch die Fresken und die Ricci besaßen nicht genug Vermögen, die Kapelle würdig zu restaurieren. Andere Patrizier wollten ihnen die erforderlichen Mittel leihen, aber mit dem Hochmut verarmter Edelleute wiesen sie jegliche Hilfe ab. Endlich gelang es Giovanni Tornabuoni, ihren Stolz zu beugen. Sämtliche Kosten der Herstellungsarbeiten wollte er tragen und gelobte überdies, das Wappen der Ricci an ehrenvollster Stelle anzubringen. Dafür bedang er sich vollständige Freiheit bezüglich der Ausmalung der Chores. Ghirlandajo hatte sein Werk vollbracht; überall erblickte man die Schilde mit dem steigenden Löwen der Tornabuoni, nirgends das Wappen der Ricci, ein Stachelschwein im viergeteilten Feld; Giovanni Tornabuoni hatte es ganz klein, aber „an ehrenvollster Stelle", über dem Sakramentschrein anbringen lassen. Die Ricci merkten den Hohn, wurden klagbar, verloren ihren Prozeß und hatten zum Schaden noch den damals so geistvollen Spott der Florentiner zu leiden. — Ein Händler-Truc; aber er weist genugsam, daß es dem Tornabuoni weniger um Gottes als um seines Hauses Ehre zu thun war. Offenherzig erklärte Giovanni, „civis et mercator florentinus", auch im Kontrakt, den er mit Ghirlandajo abschloß, er ließe „in exaltationem suae domus ac familiae" aus eigenen Mitteln die Kapelle schmücken. Von der Freiheit künstlerischen Schaffens besaß dieser Kaufherr, wie übrigens die meisten Mäcene der Renaissance, nur unklare Vorstellungen. Er selbst bestimmte dem Maler die Wappen, die angebracht werden mußten, die Themata der Fresken und die einzelnen Heiligen. Bezüglich der Bildnisse schweigt der Kontrakt, aber gerade ihretwegen dürften häufig Verhandlungen zwischen Künstler und Auftraggeber stattgefunden haben. An der Rückwand der Kapelle malte Domenico, wie ers bereits in der Cappella Sassetti gethan, die lebensgroßen Bildnisse des knieenden Patrons Giovanni Tornabuoni und seiner damals bereits verstorbenen Gemahlin Francesca Pitti. Die Seitenwände nehmen Darstelluugen aus dem Leben Johannes des Täufers ein. Je zwei Fresken bilden eine Reihe, aber nur in den beiden

www.libtool.com.cn

unteren, wo man sie am besten wahrnimmt, haben Porträts ihren Platz gefunden. Auf der linken Seite erblickt man zunächst die Verkündigung des Engels an Zacharias. Nicht weniger denn einundzwanzig Bildnisse kann man hier zählen. Und kein einziger von all diesen Männern wendet sein Auge dem wunderbaren Vorgang zu; um Engel und Hohenpriester kümmert sich im religiösen Fresko niemand mehr. Gruppenweise, wie auf der Piazza, stehen diese Leute, plaudern miteinander und begleiten mit den eleganten Gesten des Südländers die Konversation. Alle scheinen voll Lebensfreude; Zufriedenheit nud bequeme Behaglichkeit haben, soweit sich derlei für monumentale Kunst eignet, ihren vornehmsten Ausdruck hier gefunden. Im Fresko der Heimsuchung bewundert man zwei der edelsten Frauenbildnisse des florentiner Quattrocento. Mit dem Stolz der hochgeborenen Patrizierin vereinigen diese beiden Damen den Adel des schönen Weibes. Die Vorderste war noch Mädchen, da Ghirlandajo sie malte; denn das goldschimmernde Haar deckt kein Tuch, und Nacken und Hals sind entblößt. Hinter dieser Schönheit, um deren Namen die Gelehrten streiten, geht, beinahe zaghaft, Giovanna Tornabuoni einher, des jungen Lorenzo Gattin und Maso degli Albizzis Tochter. Im Jahre 1486 wurde ihre Hochzeit mit allem erdenklichen Prunk gefeiert; als aber Ghirlandajo sein Fresko malte, war die junge Gentildonna bereits im Kindbett gestorben und Ghirlandajo mußte ihr Porträt aus jenem Fresko herauskopieren, mit dem Botticelli eine Villa der Tornabuoni geschmückt hatte.

Natürlich mußte Ghirlandajo auch Lorenzo, dem Sohne seines Auftraggebers, einen Ehrenplatz anweisen. Auf dem Fresko der Vertreibung Joachims aus dem Tempel gewahren wir den schönen Jüngling, der, wenige Jahre später, im Armensünder-Karren zur Richtstätte geführt werden sollte. Auch die Namen seiner Gefährten sind uns überliefert; sie hatten guten Klang in Florenz. Dieser Gruppe gegenüber stehen Tommaso Bigordi, der Vater des Malers, sein Bruder David und sein Schwager Bastiano Mainardi, die bei der großen Aufgabe ihm Gehilfen waren; endlich Domenico selber, der zufrieden mit sich und seinem Werke, beifallheischend gleich einem Schauspieler, aus dem Fresko herausblickt. Die Gegenüberstellung ist zu auffallend, um zufällig zu sein. Die Zeiten, da Stifter und Maler sich scheu in einem Winkel des Freskos bargen, sind vorüber. Einstmals bildeten jene Männer, die sich um die Stadt verdient gemacht hatten, die Zuschauer heiliger Scenen. Sie wurden allmählich von der Consorteria des Stifters verdrängt; damit erwachte zugleich das Familiengefühl des Malers. Sollte sein Pinsel Frauen und kleine Kinder unsterblich machen, bloß weil sie zur Sippe des Bestellers gehörten? Der Vater, die eignen Brüder, waren sie etwa geringer im Wert? Ein fast modernes Persönlichkeits-Bewußtsein spricht aus der Gegenüberstellung dieser beiden Familien, der Tornabuoni und der Bigordi. Der vornehmste Florentiner und der Maler sind einander gleich; neben den Mann, der edel ist von Geburt, tritt — zum ersten Male — jener andere, der sich selber adelte, der ein Schaffender ist, ein Künstler!

VII.

Die Heroentage der Republik waren tot, vorbei die Parteifehden mit ihrem Toben. Die Sturmglocke rief kein wehrhaftes Volk mehr unter Waffen; darum stand in der öffentlichen Achtung nicht der Stärkste mehr am höchsten, sondern wer den Frieden am edelsten nutzte; man begann, Künstler und Männer des Wortes zu ehren.

Konnte noch zu Beginn des Jahrhunderts ein Filippo Brunelleschi als „fantastico“ angepöbelt werden, so wurde jetzt ein Mann „senza lettere“ als

Bauer belächelt. Bereits in den Fresken der Cappella Tornabuoni spürte man, was die Auswahl der Bildnisse anlangt, einen Hauch des neuen Geistes; deutlicher noch offenbart er sich in jenen Fresken, die Filippino Lippi, Fra Filippos Sohn, als Nachfolger Masaccios in der Brancacci-Kapelle schuf. Die Wahl der Zuschauer hing von keinem Privatmann hier ab, vielleicht von einer kirchlichen Brüderschaft, wahrscheinlich jedoch vom Maler allein. Seinen Gönnern, vielen Freunden und großen Künstlern, setzte er hier Denkmale. Seinen Lehrer Botticelli, Antonio Pollaiuolo, den Dichter Luigi Pulci und natürlich auch Filippino selber gewahren wir unter der Menge. An wuchtiger Körperlichkeit können Filippinos Menschen mit denen Masaccios sich nicht mehr vergleichen. Sie sind feingegliedert, beweglicher und neben den knochenstarken Ahnen, die Masaccio gemalt, mögen Filippos Modelle sich schmerzlich als Enkel empfunden haben.

Gegen eine Kunst, die das Haus Gottes mißbrauchte, um dort, wo Demut sich ziemte, den Ruhm eines reichen Bürgers zu künden, bäumte sich endlich das religiöse Gefühl auf. Einen Fra Girolamo Savonarola mußten, da er die sündigen Florentiner auf den Weg des wahren Heils zurückrief, solche Malereien wie Kirchenschändung bedünken. An den Streit der Ricci und Tornabuoni erinnerte er, da er predigte: „Mein Haus und meinen Tempel habt Ihr dem Moloch, Eurem Gott geweiht. Blicket umher in einem Kloster, überall werdet Ihr die Wappen dessen finden, der es bauen ließ. Ich wende mein Haupt jener Thüre zu, im Glauben, daß ein Kruzifix dort sei, — es ist ein Wappen. Ich schaue hierhin und dahin, — nur Wappen . . . .“ Schmuckbehangen, mit einem goldenen Brocatkleid angethan, betritt die junge Ludovica Tornabuoni Mariens Geburtszimmer und ihre Mägde folgen ihr. „Ziemt sich derlei Aufwand, wo die Mutter Gottes selber gekleidet ging „come una poverella“, wie eine Tochter des Volkes?“

War noch Andacht möglich, wenn jeder Kirchenbesucher die Heiligen eines Bildes mit den Modellen vergleichen konnte? „Die jungen Leute sagen dann: diese da ist Magdalena und jene andre der heilige Johannes. Ihr lasset die Gestalten in den Kirchen bald der einen, bald der andern Frau ähnlich malen. Das ist übel gethan und zeugt von großer Verachtung göttlicher Dinge.“ — Solche Sätze verhallten nicht im Leeren. Die besten Maler wurden Savonarolas Anhänger und ließen eine neue Kunst sich von ihm weisen. Nicht das Wirkliche sollten sie nachahmen, sondern Schönheit schaffen. „Das Schöne jedoch ruht nicht blos in den Farben, sondern ebenso in den Proportionen und richtigen Verhältnissen der Glieder und andrer Körperteile zu einander und eigentlich ist Schönheit eine Qualität der Seele.“

Idealgestalten forderte Savonarola von der kirchlichen Kunst. Mit einem Sassetti oder einer Tornabuoni hatten sie nichts gemein; dem vollkommenen Menschen, wie ihn der Frate träumte, durfte nichts von allem Zufälligen anhaften, das ein Bildnis schildert; darum verbot er dem Porträt den Tempel Gottes . . .

Die allgemeine Stimmung um die Wende des Jahrhunderts war einer Weiterentwicklung des Porträts im Fresko nicht günstig. Nur ein hochgesteigertes Persönlichkeitsgefühl bot ihm die notwendige Grundlage. Man mußte viel Freude an sich selber empfinden, um sich neben Maria und Johannes nicht klein zu fühlen. Gerade dieser Stolz erlosch in den Florentinern, deren Seelen Fra Girolamo mit Prophezeiungen verdüstert hatte. Man verbrannte den Heiligen Gottes; aber die Rache des Herrn sandte der einst so glücklichen Stadt Schrecken auf Schrecken. Um ihre Mauern tobte der Krieg; bald mußte man vor der Soldatesca Cesare Borgias zittern, bald vor Franzosen und spanischen Horden auf der Hut sein. Lorenzo de' Medicis

verbannte Nachkommen umlauerten, blutige Rückkehr sinnend, die Thore und in den Straßen zeichnete die Pest die Häuser. Dem Allem waren die Menschen nicht mehr gewachsen; der lange Friede und die Wissenschaft hatten sie geschwächt, verweichlicht an Leib und Seele; man wurde traurig und niedergeschlagen. Wollten die Väter, ihres Wertes froh, überall nur die eigne Art wiederfinden, die Hügel von Fiesole, das Arnothal und die Menschen, die darin hausen; wandelten sie die heiligsten Vorgänge in florentiner Straßenszenen, so verlangten die Enkel von der Kunst Traumbilder einer schöneren Wirklichkeit und tröstende Visionen. Auch die Gelehrten hatten nicht vergebens geforscht. Man wußte nunmehr: das Jerusalem der Augustus und Tiberius glich nicht dem Florenz des Magnifico. Man durfte die Strozzi und Tornarquinci nicht mehr aus ihren Häusern rufen, im florentiner Lucco an Mariens Tempelgang oder dem Opfer des Zacharias teilzunehmen. So drängten der religiöse und der neuerwachte historische Sinn, vereint mit der mangelnden Freude am Dasein, das Bildnis aus dem Fresko. Sein heiliger Inhalt wurde des profanen Ballastes wieder ledig, man besann sich auf das Wesen des Freskos, malte nur das zur Handlung Notwendige, und darum stehen die Kunst Fra Bartolommeos oder Lionardos Abendmahl in ihren letzten Zielen einem Giotto näher als dem Quattrocento.

Einzig der junge Andrea del Sarto mochte in den Fresken, womit er die Vorhalle der Annunziata-Kirche schmückte, nicht ganz auf das Bildnis verzichten. Eine lyrische, für Freundschaft empfängliche Natur, wollte er jene Künstler, die seinem Leben nahestanden, auch in seinem Werke nicht missen. Aber nur wenige Porträts zählen wir und keines führt eine derartig eigne Existenz, wie etwa ein Bildnis Ghirlandajos. Nur im Fresko der Geburt Marias stellte er eine Frauengestalt beinahe in Gegensatz zur Handlung; hochaufgerichtet, nimmt sie, in kraftvoller Schöne leuchtend, die Mitte der Szene ein; der heiligen Anna gilt ihr Besuch, aber groß und ruhig blickt sie, wie eine Königin auf eine staunende Menge, aus dem Bilde heraus. Neben dem freien Adel, der ihren Gesten eigen, dünken Ghirlandajos Gentildonne steif und ungelenk: unweiblich scheinen sie, während diese Frau, trotz ihrer Hoheit, unseren Puls rascher fliegen macht.

Dies Porträt scheint wie ein Gedicht Andreas an seine Gattin Lucrezia del Fede. Das erste Bildnis im Fresko der florentiner Republik feierte Dante. Zwischen diesen beiden Polen liegt eine Entwickelung, die zusammenfällt mit der des Persönlichkeitsgefühles. Zuerst würdigte man den großen Bürger eines Bildes an heiliger Stätte. Er wurde vom zuverlässigen Parteimann verdrängt; dann trat der Stifter in den Vordergrund, d. h. der Familienstolz überwog die politischen Interessen; endlich erwachte das Selbstbewußtsein des Künstlers und die Fresken kündigten den Ruhm von Maler und Mäcen. Auch dies hörte auf und der Künstler behauptete allein das Feld. Seiner Gattin huldigt Andrea del Sarto. Was begonnen hatte wie ein Epos, endete als Canzone. Während des ganzen Quattrocento war im Fresko-Porträt die Sehnsucht des Jahrhunderts nach einer profanen Monumentalkunst zu Worte gelangt, schon lächelte ihr Erfüllung, eines Schrittes nur bedurfte es noch und aus der Cappella Tornabuoni trat man ins Reich einer Kunst, die lediglich die Gegenwart verherrlicht. Er ward nie gethan. Die Kartons Michel Angelos und Lionardos für den Freskenschmuck des Palazzo della Signoria gelangten nie zur Ausführung, das Werk des Quattrocento blieb Torso und gleicht einem Palast, dessen Fassade nie vollendet wurde.

www.libtool.com.cn

Elna.

Von **Herman Bang.**

Sie hatte sich stets in weiche Mittelfarben gekleidet, braun oder grau in matten Seidenstoffen, und dieses gedämpfte in der Kleidung verlieh ihr eine eigene Eleganz, die wiederum ganz und gar zu ihrem Kopf paßte, der sich so frei auf dem schlanken Halse erhob, mit dem Haarknoten im Nacken und dem Antlitz wie eine geschnitzte Kamee.

So war sie, und so, mit dieser freimütigen, etwas unbeweglichen Ruhe, hatte sie von jeher ihr Leben gelebt, als Tochter eines Millionärs.

Sie hatte kein Alter. Ihr Lächeln, das hübsch war und eine Reihe prächtiger Zähne sehen ließ, war weder jung noch alt, es war nur ein höfliches Konversationslächeln, und vielleicht ein wenig gleichgültig.

Ein Hauch soliden Reichtums ging von Elna Holmer aus, gepaart mit jener vornehmen Ruhe, die an lautlose Schritte auf einem weichen Smyrnateppich erinnert. Und ruhevoll war auch ihr Leben dahingegangen.

Ruhig inmitten aller Feste. Denn für sie war es etwas Gewohntes, seidengekleidet an reichen Tafeln zu sitzen und sich auf zahllosen Gesellschaften unter strahlenden Kronleuchtern zu langweilen. Alles dies führte ja die Jahreszeit mit sich; wenn sie ihren Landsitz verlassen und ihr großes Haus in der Stadt bezogen hatten, dann glitt Elna Holmers Gestalt wieder schlank und gedämpft durch Wohlthätigkeitsfeste und Gesellschaften und was sonst die Laune und die Mode gebot. Sie gehörte nun einmal dazu.

Nur Bälle besuchte sie nicht mehr. Niemand wußte, wann sie eigentlich aufgehört hatte zu tanzen. Es war wohl so nach und nach gekommen. Sie *plauderte* lieber, bald mit Diesem bald mit Jenem, feinbeherrscht, wie nur sie zu plaudern verstand. Und schließlich ging sie gar nicht mehr auf Bälle.

Nach und nach begann Elna Holmers Name auch auf den Wohlthätigkeitslisten zu figurieren, neben denen der verheirateten Damen, nur der Name: Elna Holmer. Das genügte. Man setzte kein Fräulein davor. Die verheirateten Frauen vergaßen überhaupt oft, daß sie nicht verheiratet war und sprachen zu ihr, als ob sie mit zur Genossenschaft gehöre.

Und das würde sie ja auch können, sobald sie nur selber wollte — natürlich, Millionärinnen findet man doch nicht alle Tage auf der Straße. An Freiern konnte es ihr nicht fehlen.

Nicht, daß man direkt Namen nennen konnte, sagen, daß dieser oder jener für sie geschwärmt oder um sie geworben hätte, *das* konnte man nicht, denn Elna besaß die Gabe, Leute in gewissem Abstand zu halten und Neugierde abzuwehren; sie hatte auch keine Freundinnen. Darum war es ziemlich schwierig, Rechenschaft darüber zu führen, wie viel Körbe sie ausgeteilt hatte.

www.libtool.com.cn

Elna Holmer hatte keine Geschichte — darüber waren sich alle einig. Und wenn die Herren — im Rauchzimmer beim Kaffee, in nonchalanten Stellungen, eingehüllt in Havannarauch — die guten Partien Revue passieren ließen, wurde ihr Name selten genannt. Nur gelegentlich platzte irgend einer heraus:

„Na, und Elna Holmer?"

Dann konnte man sich mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß es ein „Neuer" sei, der die Frage gestellt hatte, und er bekam nur ein Achselzucken zur Antwort.

Als aber einmal der lange Güldenkron, der seine langen Storchbeine immer so weit von sich streckte, daß man darüber fiel, und der immer mit seinen Bemerkungen schief ankam, mit seinem bekannten Näseln sagte:

„Aber Donnerwetter, Kinder, steckt denn 'was dahinter?"

Da brachen alle Herren einstimmig in ein energisches „Nein" aus, und Güldenkron merkte, daß er mal wieder eine Dummheit gesagt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und plötzlich, eines Tages empfing man eine Karte von Elna Holmer. Die Karte mit den zwei Namen, die das Signal zum allgemeinen Gerede ist.

Erschien Elna Holmer jetzt mit ihrem Verlobten in Gesellschaften, konnten ihre Freunde sie kaum wiedererkennen. Es war, als ob ein Jauchzen durch jedes ihrer Worte klänge, als sänge sie sie heraus; und sie sprach unausgesetzt, und ihre Gedanken flogen umher wie muntere Vögelchen, kreisten alle — nur um ihn.

Das hatte man nicht erwartet, am wenigsten von Elna Holmer; Alle sprachen davon. Wie sie sich an seinen Arm hing; wie sie minutenlang, selbstvergessen, seinen Kopf zwischen ihren Händen halten und ihm in die Augen sehen konnte, bis die ihren sich mit Thränen füllten, und sie, sich an ihn schmiegend, ihm zum tausendsten Mal ins Ohr flüsterte:

„Holger — wie ich Dich liebe!"

Und das mitten bei Tisch, auf großen Mittagsgesellschaften, wo alle es sehen konnten. . . . Es wurde nicht wenig geredet, und viele fanden, es sei ein unglaublicher Mangel an Selbstbeherrschung. Besonders bei Elna.

Sie, die in allem so harmonisch, so gedämpft gewesen war!

Nein, darüber gab es nur eine Stimme, sie war nicht wiederzuerkennen.

Selbst ihre Toilette war verändert. Sie kleidete sich hell, fast prahlend. Sie legte eine Vorliebe für lange und rauschende Schleppen an den Tag, mit einer Fülle von Rosen bedeckt; sie trug sogar Diamanten, die sie fast im Uebermaß um ihren wundervollen, entblößten Hals schlang, der so mattweiß schimmerte, daß man ganz geblendet wurde. Sonst hatten immer Spitzen alles neidisch verhüllt, so daß die Herren jetzt nicht begreifen konnten, wo sie ihre Augen gehabt hatten. . . .

Es waren wohl die lichten Stoffe, die Pracht der Roben, die ihre Figur so geschmeidig und weich, ihre Formen so rund erscheinen ließen. — Sie war doch früher steif gewesen, Elna Holmer, beinah eckig.

Und das alles dieses Vetters wegen, den sie schon vor zehn Jahren hätte haben können — ja, sogar vor zwölf Jahren. . . . Denn jetzt begann man zu rechnen, und man rechnete aus, daß Elna, milde gesagt, die erste Jugend hinter sich hatte.

Und jemand brachte den Witz auf vom „Feuer in alten Häusern".

Sie schlüpften in ein Seitenkabinett, machten sich gegenseitig Zeichen, leise zu sein, wie zwei Kinder auf verbotenen Wegen und öffneten vor-

www.libtool.com.cn

sichtig die Balkonthür. Vom Speisesaal her tönten abgebrochene Worte aus dem „Damentoast", der sie verjagt hatte. Dann schlossen sie leise die Thür hinter sich.

Elna schmiegte sich an Holger.

„Wie herrlich, einen Augenblick allein zu sein."

Sie schauten sich um. Die blinkende Laternenreihe machte unten eine Biegung und verschwand. Dort hinten zeichnete eine Mühle ihre dunkle Silhouette gegen den hellen Schein, der über der Stadt lag.

„Holger," sagte sie, „wie ist es göttlich, glücklich zu sein!"

Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter, und ohne etwas anderes zu erwidern, während er seine Lippen unablässig ihr krauses Haar streifen ließ, flüsterte er ganz leise ihren Namen . . . wieder und wieder, wieder und wieder:

„Elna — Elna."

„Ja."

„Elna."

„Ja, Schatz."

Und sie lächelte:

„Wie ich Dich liebe . . ."

„Und ich Dich."

Ein Wagen rollte vorbei. Elna erschauerte leicht vor Kälte.

„Um Gottes willen, Elna, es ist zu kalt für Dich hier draußen."

Aber sie hielt ihn zurück, indem sie beide Arme um seinen Hals schlang.

„Nur noch einen Augenblick . . . Weißt Du, Holger, weshalb ich es liebe so eine Minute wie diese zu stehlen? Weil ich dann mitten im Glück, allein mit Dir, an die Zeit zurückdenke — als es noch nicht so war wie jetzt . . ."

Sie schaute zu ihm auf, ihre Augen ruhten ineinander und wieder reichte sie ihm die Lippen zum Kuß — —

„Wie ich Dich liebe . . ."

„Und ich Dich."

Elna hatte eine besondere Liebhaberei. Wenn Holger abends kam, um sie zu der bevorstehenden Gesellschaft abzuholen, war sie stets zeitig mit ihrer Toilette fertig, und bevor der Wagen vorfuhr, saßen sie dann noch eine Weile, festlich gekleidet, in der „vertraulichen Ecke".

Dort konnte Elna stundenlang schweigend an der Seite des Geliebten sitzen: sie wollte nur seine Nähe fühlen, leise seine Hand streicheln und ihre Augen auf seinem Antlitz ruhen lassen.

Und plötzlich, nach einem langen Schweigen, konnte sie mit einem glücklichen Lächeln in die Worte ausbrechen:

„Daß es wahr geworden ist, Holger . . ."

Wenn der Diener dann meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, hielt Elna Holger zurück:

„Laß ihn warten," sagte sie. „Sieh ins Feuer, Holger, und sei ganz, ganz still. Du mußt über Deine Rede nachdenken — —" und sie lachte — „Du fängst an, Dich zu wiederholen."

Und einen Augenblick noch starrten sie in das knisternde Kaminfeuer, und sie lächelten beide.

„Komm, Elna!" sagte Holger dann; und eines Tages, als sie sich gar nicht losreißen konnte, nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände:

„Du bist gar zu heißhungrig, Elna," sagte er und lachte.

www.libook.com.cn

Elna ordnete an ihrer Frisur und ernsthafter sagte sie, indem sie sich zu ihm wandte:

„Ja — Du hast recht — ich bin heißhungrig nach dem Glück . . . Es hat aber auch so lange auf sich warten lassen, mein Freund, die „vertraulich Ecke“ weiß, wie lange.“

Die vertrauliche Ecke wußte es. Sie war das Herdfeuer ihrer Liebe. Es war stets Elna Holmers Lieblingsplatz gewesen, im Schutze des persischen Wandschirms und der hohen Palmengruppen. Dort hatten sie schon damals gesessen, wie er als ganz junger Student in die Hauptstadt gekommen war. Sie waren gleich alt; sie, die Tochter des reichen Hauses, bereits trainiert durch die Schule der Bälle und des „Flirts“; er, vom Lande kommend, mit derben Schnürschuhen und blauen Strümpfen, die ein klein wenig zu weit unter den Beinkleidern hervorsahen . . .

Er weihte der reichen, damenhaften Kousine seine erste Schwärmerei, eine blinde Bewunderung ihres Wesens und ihrer Toilette; er berauschte sich an ihrer Vornehmheit, an dem feinen Seidenrascheln ihrer Kleider, an ihrer Worte, ihrer Stimme Klang, die immer so gedämpft und eintönig klar war.

Elna amüsierte sich darüber; sie fühlte sich als die Gereiftere, die ihn ins Leben einführte . . . Wenn sie zusammen auf einem Ball waren, beobachtete sie ihn im geheimen: ob er sich korrekt benähme, ob er vergnügt sei. Sie stellte ihn ihren Freundinnen vor — und Holger mußte etwas an sich haben, denn sie verliebten sich alle ein wenig in ihn . . . Wenn sie von ihm sprachen, saß Elna dabei und lächelte und wippte mit dem Fuße im Atlasschuh auf und nieder. Es amüsierte sie.

Am nächsten Tage machte es ihr Spaß ihn zu schelten. Ihm zu sagen, da hätte er sich verkehrt benommen nnd da, und daß er sich bessern müsse.

Wenn sie ihn dann aber anblickte und die treuherzigen Augen ganz unglücklich auf sich gerichtet sah, wurde sie ärgerlich auf sich, strich ihm übers Haar, wie sie zu thun pflegte und sagte:

„Nein, bleib nur so wie Du bist . . .“

Dann blickten seine Augen gleich wieder fröhlich.

So stand es damals zwischen Holger und Elna . . . Sie beschäftigte sich viel mit ihm, er ließ sich von ihr leiten . . .

Nach und nach erwachte das Erotische mehr und mehr bei Holger, und zog ihn zu anderen hin. Sein Gefühl für Elna blieb immer dasselbe, es ähnelte in seiner warmen Bewunderung einer heißen Backfischfreundschaft. Er machte sie zur Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten und Elna saß geduldig und hörte ihm zu. Sie sah in der „vertraulichen Ecke“ Liebeleien wachsen und Liebeleien sterben. Die Hymnen waren immer dieselben, nur die Namen wechselten. Der ganze Freundinnenkreis kam an die Reihe. Als es aber mit den Freundinnen vorbei war, kam eine Zeit, wo er weniger offen sprach, er lächelte nur, und er liebte es, seine hübschen und kräftigen Beine zu streicheln und sie so zu stellen, daß er ihre Muskeln recht bewundern konnte. Er wurde in dieser Periode ziemlich bleich und die treuherzigen Augen bekamen geschwollene Ränder.

Auch Elna fühlte sich weniger wohl. Zwei — drei Jahre hintereinander verschrieb der Arzt ihr Badereisen. Sie litt an einem trockenen Husten — vielleicht aber war es nur Nervosität.

Nach und nach kamen die Geschwisterkinder immer mehr auseinander. Holgers Examen kam dazwischen, und — etwas anderes. Damals waren sie beide fünfundzwanzig Jahre alt.

Es folgten einige Jahre, in denen sie ganz getrennt waren. Holger hatte eine Stellung angenommen als Referendar bei einem Landrichter in Jütland — in einer ländlichen, einsamen Gegend. Nachdem er ungefähr zwei Jahre dort gewesen war, kam er ziemlich plötzlich und ziemlich verändert zurück. Er trug einen Vollbart und war stattlich und breitschultrig geworden. Er hatte auch in seiner Sprechweise etwas anderes — wenn er sprach, denn er war sehr wortkarg geworden, seit seiner Rückkehr.

Elna suchte ihn nicht, noch mied sie ihn. Sie sahen sich hin und wieder und wechselten einige gleichgültige Worte. Aber dann im Herbst wurden sie beide als Zuschauer zu einem Kinderball eingeladen, den eine von Elnas verheirateten Freundinnen gab; gegen Abend begannen die Erwachsenen mitzutanzen und es gab viel Heiterkeit und Gelächter, wenn sie im Eifer des Tanzes die Kleinen fast über den Haufen rannten . . .

Holger ging auf Elna zu. Sie tanzte nicht.

„Wollen wir nicht einmal wieder zusammentanzen, Elna?“ fragte er. „Uns einbilden, daß wir wieder Kinder sind.“

Eine Blutwelle ergoß sich über Elnas Gesicht, während sie ihm schweigend den Arm reichte.

Der Tanz erweckte alte Erinnerungen in Holger. Er fragte jeden Augenblick: „Weißt Du noch“ — „Weißt Du noch damals,“ und als die Musik schwieg, und er sie an ihren Platz zurückführte, sagte er:

„Ja, das waren glückliche Zeiten.“

Er hatte garnicht bemerkt, daß Elna während des Tanzes kein Wort gesagt hatte.

Am folgenden Tage kam er in der Dämmerstunde. Sie saßen an ihrem gewohnten Platze und sprachen von Wind und Wetter. Aber das Gespräch erstarb langsam, und Holger saß, den Kopf in die Hand gestützt, merkwürdig zusammengesunken und starrte ins Feuer. Ab und zu seufzte er tief auf, als wolle er eine Last von sich abwälzen.

Elna störte ihn nicht; sie saß ernst und still an seiner Seite.

Endlich erwachte Holger aus seiner Versunkenheit und sagte: „Entschuldige meine Zerstreutheit, Kousine.“ Und kurz darauf saßen sie wieder ebenso stumm nebeneinander.

Er kam fast jeden Abend und jeden Abend wiederholte sich dieselbe Scene. Es lag etwas wehmütig gedrücktes über ihm. Das einzige, was ihn zerstreute, war der Rauch seiner Cigarre: er verfolgte die bläulichen Ringe beim Schein des Kaminfeuers.

Jeden Abend, wenn sie einige Zeit neben einander gesessen hatten, fragte er: „Darf ich rauchen Kousine?“ und dann begann das Spiel mit den Rauchringen.

Elna empfand er stets wie eine Erleichterung, wenn er rauchte; sie fürchtete sich vor diesem Brüten über Geschehenes, was Holger eigentlich so unähnlich war. Und eines Abends, wie sein Gesicht noch bleicher schien als gewöhnlich, legte sie ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Holger, weshalb willst Du Dich nicht aussprechen?“

Als ob er diese Frage erwartet hätte, schüttelte er nur still den Kopf:

„Es nützt nichts, Elna,“ sagte er. „Darüber kann man nicht reden.“

Aber da begann sie sanft, während ihre Hand noch immer auf seiner Schulter ruhte, ihm zuzureden, und ehe er es selber wußte, sprachen sie von seiner getäuschten Liebe.

Sie erriet, was er verschwieg, und glitt leicht hin über das, was noch schmerzen konnte. Ihre milden Worte tauten das gefrorene Wasser auf.

www.libtool.com.cn

Als er zur Ruhe gekommen war, nachdem er sich ganz ausgesprochen hatte, und sie wieder schweigend nebeneinander saßen, sagte Holger plötzlich leise:

„Aber woher wußtest Du es, Elna?"

„Ich erriet es," sagte sie.

Abend für Abend saßen sie nun nebeneinander und er sprach zu ihr von dem, was vorbei war.

Es war immes dasselbe Bild, immer dieselben Worte.

„Und ich — der ich so fest an sie glaubte," sagte er.

„So fest . . . Wie man doch blind sein kann."

Elna sagte nicht viel, aber jedes ihrer Worte wirkte wie Kühlung auf eine schmerzende Wunde.

„Du verstehst mich," sagte er, „Du bist die einzige, die mich versteht."

„Glaubest Du?" und Elna lächelte wehmütig und still.

So sprachen sie von Holgers toter Liebe.

Sie gaben einer Dritten alle Worte der Zärtlichkeit, alle Namen der Liebe. Es war ein Ueberschwang von Sehnsucht und seufzerreichem Begehren. Und sie sprachen so frei und sie brauchten so unverdrossen alle diese Worte, hüllten sich so warm in den Schleier der Gefühle, — denn es galt ja einer Dritten.

Elna war nur die Verstehende, die seine Gedanken erriet, die ihm stets Freundin gewesen war.

Es kam ein Tag, an dem Holger sich fragte:

„Weshalb liebe ich sie nicht, sie, die mich so gut versteht?"

Und so wuchs aus der Grabrede der toten Liebe ein neues Gefühl hervor, und bald wußten sie es beide. Aber lange sprachen sie nur verblümt davon; sie fuhren fort, die neue Freude in den Worten der toten Sehnsucht zu wiegen, und jeder alte Seufzer schmeckte ihren Lippen süß.

Sie ertappten sich darauf, wie sie Hand in Hand dasaßen, sie fühlten sich in tausend Liebkosungen zueinander hingezogen . . . Aber das Spinngewebe des Vergangenen durchbrachen sie nicht.

So stahl das neue Glück seine Luft aus dem Schatten der alten Sorge, und darüber verging eine geraume Zeit.

Eine Zeit mit halben Worten, reich an bebender Sehnsucht, und sie warteten und beide flüchteten.

Eines Tages aber war alles gesagt, und sie erwachten aus ihrem Traum, unter einer Flut von heißen Liebkosungen.

Das war Elnas und Holgers Liebesgeschichte.

— — —

„So viel Licht wie möglich, Kandelaber an allen Wänden . . .!" Elna und Holger saßen in der „vertraulichen Ecke," und sprachen von dem großen bevorstehenden Ball bei Holmers.

„Und Blumen überall — sage dem Gärtner, daß er alle Treibhäuser plündern soll. Der Saal soll in einen Garten verwandelt werden . . . Jetzt wird es aber Zeit, daß ich mich umkleide . . ."

„Ja . . . Du bist noch nicht festlich gekleidet."

„Nein, ich war etwas müde . . . oh . . ." Elna hielt inne . . . „die dummen Stiche . . ."

„Stiche? Bist Du nicht wohl —" er nahm ihre Hand — „Du brennst ja . . . Um Gottes willen, Elna . . . Du hast Dich doch nicht gestern auf dem Balkon erkältet? Laß uns lieber zu Hause bleiben . . ."

„Ach nein — — das bischen Stechen, das habe ich oft . . . Ich will mich jetzt umkleiden."

Es verursachte ihr Schmerzen, wenn sie die Arme hob, während sie Toilette machte. Ihre Kniee zitterten unter ihr, so daß sie sich ein paar Mal hinsetzen mußte.

„Fräulein sind so blaß," sagte das Mädchen.

Elna betrachtete sich im Spiegel. „Das ist Hunger," sagte sie. „Ich habe nichts zum Frühstück gegessen."

Sie wählte die rosa Robe und das Mädchen heftete die Rosenknospen auf die Schleppe.

„Siehst Du," sagte Elna, „Jetzt bin ich nicht mehr blaß."

Auf ihren Wangen brannte ein helles Rot.

Das Mädchen erhob sich vom Fußboden und sah im selben Augenblick im Spiegel, wie ihr Fräulein wankte, als ob sie fallen würde:

„Bleib — und sag' es niemandem," flüsterte sie ganz aschgrau im Gesicht und fiel in den Stuhl zurück.

Als sie wieder zu sich kam, sagte sie:

„Danke, es war gut, daß Du nicht gerufen hast . . . Es hätte ihn erschreckt . . ."

„Ich will mich pudern," sagte sie und führte den Puderquast zwei, drei Mal über das Gesicht.

„So — jetzt ist's gut . . ."

Unter einem Vorwande stützte sie sich auf das Mädchen, als sie die Treppe hinunterstieg.

„Es hat lange gedauert," sagte Holger.

„Ja — mein Freund — Du weißt, daß ich gern schön sein will . . ."

Am Abend tanzte Elna und fühlte sich ganz wohl.

— — —

„Ich möchte bis zum Frühstück liegen bleiben," sagte sie am nächsten Morgen zum Mädchen. Sie war sehr matt und fühlte einen trockenen Schmerz in der Brust: „Geh' nur und laß mich schlafen."

Sie schloß die Augen und dämmerte weiter.

Um halb zwölf Uhr klingelte Elna und wollte aufstehen.

Als sie sich im Bett aufrichtete, fiel sie mit einem leisen Schrei zurück. „Ich bin so müde," sagte sie. Sie versuchte wieder sich aufzurichten, diesmal glückte es ihr und sie ließ sich ein Peignoir überwerfen. Sie zitterte vor Kälte, ihre Zähne schlugen hörbar gegeneinander, aber ihre Hände brannten wie Feuer.

„Geh," sagte sie, als sie angekleidet war und blieb auf dem Bettrand sitzen, „geh' und sage, ich käme gleich."

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, versuchte sie zu gehen, aber ihre Kniee trugen sie nicht, so daß sie an der Thür zusammenbrach . . . Sie raffte sich wieder auf und wankte ins Eßzimmer hinunter.

Die Mutter beunruhigte sich wegen ihres Aussehens: „Siehst Du," sagte sie, „Du kannst es nicht vertragen so viel mitzumachen. Heute bleiben wir zu Hause."

„Nein, Mama, im Gegenteil, wir wollen ausfahren, das wird mir gut thun."

Als Holger kam, wurde vorgespannt und sie fuhren aus. Es war einer der letzten Tage im April. Der Frühlingshimmel lugte durch alle Seitenstraßen mit seinem strahlenden Licht. Ein bräunlicher Schimmer lag über den Bäumen und alle Büsche trugen Knospen.

Elnas Wangen hatten sich leicht gerötet: „Sieh nur," sagte sie, „wie veilchenblau der Sund ist."

www.libtool.com.cn

Sie fuhren längs des Strandweges. Die Büsche hinter den Gartengittern grünten in der wärmenden Sonne; auf den Rasenplätzen sprießte das feine Gras inselweise in der lockeren, schwarzen Erde, und rundumher prangten Krokus in schimmernden Farben. Die wilde Johannisbeere trug rötliche Traubenblüten.

Elna sprach nicht viel. Sie ließ ihren Blick langsam über den Sund und den lichtblauen Himmel gleiten.

„Holger," sagte sie, und ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, faßte ihn fester. „Wie ist das Leben doch schön . . . einzig schön."

Und ihre Augen feuchteten sich, große Thränen rollten ihre Wangen hinab.

„Elna, Du weinst, fehlt Dir etwas?"

Sie hob die Arme und indem sie sie gegen den Sund ausbreitete, sagte sie:

„Ist es nicht zum weinen schön hier?"

Sie saß wieder schweigend da, den Blick auf das Meer geheftet . . . Und ohne die Augen vom Himmel und den blauen Sund abzuwenden, sagte sie:

„Oh, der Gedanke, mit einander alt zu werden!"

Ein Knabe kam an den Wagen heran, mit einem Korb voll Veilchen in kleinen Sträußen. Elna ließ den Wagen halten. „Was kosten Deine Veilchen," fragte sie.

„Das Bund zehn Pfennige."

„Gieb sie mir alle."

Sie griff mit beiden Händen in den Korb hinein und drückte ihr Gesicht in die Veilchen. „Wie sie duften," sagte sie, „wie herrlich frisch." Dann streute sie sie langsam in ihren Schooß und nahm sie wieder auf, eines nach dem anderen, und ließ die Sonne ihre Kelche liebkosen.

Plötzlich bekam sie einen Schüttelfrost. Ihre Zähne klapperten gegeneinander.

„Laß uns nach Hause fahren." Als der Wagen wendete, drehte sie den Kopf zurück. Weithin schimmerte der blaue Sund . . .

Während der ganzen Rückfahrt saß sie mit geschlossenen Augen. Unter den Wimpern arbeitete sich ab und zu eine Thräne hervor. Langsam rannen sie ihr die Wange hinab.

Sie erwogen zu Hause, ob nicht zum Arzt geschickt werden sollte, aber Elna wollte nichts davon hören. Sie wollte nur ein wenig schlafen, bis sie sich umkleiden mußte . . .

Sie hatte den Kronleuchter und die Kandelaber vor ihrem Spiegel anzünden lassen, und sie konnte garnicht genug roten Mohn auf ihre Schleppe geheftet bekommen. Sie schritt ein paar Mal vor dem Spiegel auf und nieder, aber die Kräfte versagten ihr und sie mußte sich setzen, während das Mädchen die langen Handschuhe zuknöpfte . . .

„Du bist so ungeschickt," sagte sie. „Laß' mich."

Ihre Arme zitterten so sehr, daß die Knöpfe ihren Fingern entglitten.

Plötzlich stieß sie das Mädchen fort: „Nein, laß! Ich kann nicht . . . Ich kann nicht mitgehen . . ."

Sie ließ sich auf das Chaiselongue betten, die Lichter wurden ausgelöscht.

„Die Spazierfahrt hat mich etwas angegriffen," sagte sie zu Holger — „ich will lieber zu Hause bleiben."

Sie drängte die Andern so lange, bis sie allein in die Gesellschaft fuhren . .

Elna hatte heftige Schmerzen in der Brust und das Fieber wurde so stark, daß das Sofa unter ihr bebte. . . .

Sie ließ sich zu Bett bringen.

„Schick' zum Arzt," sagte sie zum Mädchen.

Der Hausarzt war ein alter Konferenzrat. Sie hatte fast schon das Bewußtsein verloren, als er kam, aber sie öffnete noch die Augen und ganz leise fragte sie:

„Es ist schlimm — nicht wahr?" . . .

Der Konferenzrat sprach laut und erbittert im Nebenzimmer und ließ sofort den Wagen anspannen, um die Eltern und Holger aus der Gesellschaft holen zu lassen.

Das ganze Haus geriet in Aufruhr; die Dienstboten jagten im Treppenhaus an einander vorbei mit verstörten Gesichtern; der Gärtner, der damit beschäftigt gewesen war, für den bevorstehenden Ball zu dekorieren, fing an die Lorbeerbäume von den Treppenabsätzen fortzuschleppen; das Mädchen fiel in fiebriger Hast auf der Treppe, mit der Schüssel für die Grützumschläge. Der Konferenzrat öffnete die Thür und gebot zornig Ruhe.

Dann wurde es ganz still. Wie ein gedrücktes Schweigen legte es sich über das ganze Haus.

Der Assistenzarzt des Konferenzrates kam, und nahm neben dem Bette Platz. . . . Im Wohnzimmer hörte man die Schritte des alten Arztes, von der Thür zum Fenster, vom Fenster zur Thür. Ab und zu zeigte er sich am Bette.

„Nun?"

Der Assistenzarzt verwandte keinen Blick von Elnas Gesicht: „Zunehmend," sagte er. Und der Konferenzrat kehrte in das Wohnzimmer zurück.

Jetzt wurde die Hausthür hastig auf- und zugeschlagen: der Wagen mit Holmers und Holger. Die Ankommenden wechselten aufgeregte Worte mit den Dienstboten . . . die Dienstmädchen weinten und Frau Holmer schluchzte laut, als sie ins Wohnzimmer trat.

Niemand sprach. Herr Holmer ergriff die Hand des alten Konferenzrates, ohne zu fragen, Holger sank auf einen Stuhl nieder. Eine halbe Stunde verging, ohne daß einer von ihnen das Schweigen brach.

Frau Holmer saß in eine Ecke gedrückt; Holger hatte sein Gesicht in den Händen vergraben und durch die gespreizten Finger hindurch folgten seine Blicke dem Konferenzrat, der unabläßig auf und ab schritt, auf und ab. Alle fünf Minuten verschwand er durch die Portiere ins Krankenzimmer, fragte, und kehrte mit demselben unbeweglichen Gesicht zurück, um seine Wanderung von neuem aufzunehmen.

Als die Portiere wieder einmal hinter dem Arzt zusammenfiel, erwachte Holger plötzlich aus seiner Erstarrung, und sein ganzes Sein konzentrierte sich zu dem einen Wunsch: sie sehen! Er stand auf und schritt durchs Zimmer.

In der Krankenstube war es schwül und dämmerig. Er sah im Schein der Lampe beide Aerzte neben dem Bette stehen. . . . Der junge flüsterte. Auf dem Kopfkissen lag Elnas Haar — mehr sah er nicht.

Der Konferenzrat wandte sich um.

„Gehen Sie," sagte er. „Sie schläft."

Holger kehrte ins Wohnzimmer zurück.

Die beiden Alten waren zusammengerückt. Sie saßen im Sofa, dicht nebeneinander, unbeweglich und bleich.

Ab und zu tönte das Geräusch eines Wagens herauf, der gedämpft

www.libtool.com.cn

über die Lohe rollte, die auf der Straße gestreut worden war . . . die Uhr auf dem Kamin ließ ihre Stimme ertönen. . . .

Der Konferenzrat sagte etwas zu den beiden Alten und ging dann fort.

Holger folgte ihm mit dem Blick, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte; der alte Holmer sagte:

„Ja — nun ist er fort." Das waren die ersten Worte, die gesprochen wurden und wieder versanken sie in dasselbe hilflose, drückende Schweigen.

Um zwölf Uhr kam der Assistenzarzt herein:

„Sie ist wach," sagte er.

Sie rafften sich auf aus ihrer Betäubung und starrten ihn an, aber keiner machte Miene sich zu erheben.

Und etwas heiser fügte der junge Mann hinzu:

„Sie haben vielleicht den Wunsch, sie zu sehen."

Sie gingen dicht aneinandergedrängt durch das Zimmer, der Arzt hielt die Portiere zurück.

Elna wendete ihnen ihr Gesicht zu: „Seid Ihr schon zurückgekommen," sagte sie. Sie gab ihnen die Hand und Holger reichte sie den Mund zum Kuß.

Dann wandte sie sich ab, als ob sie müde sei.

Sie blieben im Krankenzimmer und setzten sich in eine Ecke. Jedesmal wenn Elna sich im Fieber hin- und herwarf, erzitterten sie; sie verwandten keinen Blick vom Bette. Der Schatten des Arztes zeichnete sich auf dem Betttuch ab.

Bald darauf kam der Konferenzrat zurück.

Er schickte sie hinaus, und von der Trostlosigkeit übermannt, weinten sie alle drei still, dicht aneinandergeschmiegt. Das Mädchen stand zitternd an der Thüre, das Gesicht in die Schürze vergraben.

Da erschien der junge Arzt an der Thür und winkte.

Frau Holmer schluchzte laut auf und griff nach dem Arm ihres Mannes. Holger war wie erstarrt.

. . . Elna hatte die Augen aufgeschlagen. Ihr Blick ging suchend durch das Zimmer. Da sah sie Holger . . .

Er ging ganz nah zu ihr hin und nahm ihre Hand. Sie war kalt von Schweiß.

„Elna," sagte er, „Elna, wie ist es möglich?"

Sie lächelte: „Holger," flüsterte sie, „Du hast mich zu glücklich gemacht."

Sie sprach nicht mehr . . . Bald darauf begann der Todeskampf.

Sie starb beim ersten Morgengrauen.

www.libtool.com.cn

Aus einem Goethebuche.

Von **Ellen Key.**

Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding!
Wie abgemessen für seinen Zustand, wie wahr, wie seiend!
Goethe.

Als ich von meinem Besuche im Goethehause im Jahre 1894 wieder auf den kleinen Platz davor trat, mit den kleinen grauen und braunen, alten, aber uninteressanten Häusern und den unbedeutenden Kramläden, erfaßte mich plötzlich Empörung über die Kleinheit des Platzes, die graue Oede der Häuser, die Banalität der Läden und die Armseligkeit der Menschen. Warum? Hatten die Menschen in Weimar nicht das Recht, mit ihren häßlichen Häusern zufrieden zu sein und Seife und Lichter darin zu verkaufen, obgleich Goethe da gelebt hatte? Natürlich. Aber sie sollten von so lumpigen Rechten keinen Gebrauch machen. Sie sollten . . . Mit einem Male wurde es mir klar, daß der unvernünftige Zorn die Reaktion nach einer zerstörten und lächerlichen Illusion war, der, daß ein Genius die äußere Welt nach seinen inneren Schönheitsgesetzen umzugestalten vermag, daß die Materie für ihn plastisch wird; daß also der Platz, auf dem ein Goethe fünfzig Jahre hin und her gegangen war, unter seinen Blicken hellenische Schönheitslinien hätte annehmen müssen . . . .

Die Zeit würde noch einen Besuch der Fürstengruft gestattet haben, die die beiden Särge einschließt, welche nur die Namen: Goethe, Schiller tragen. Aber der Eindruck des lebenden Goethe war zu stark, um eine Störung zu ertragen. Und halb unbewußt sah ich mich wieder auf dem Wege zum Gartenhaus, wo man tief empfindet, was Snoilsky in seinem feinen Gedichte auf dasselbe ausgedrückt hat: Wir sind Schatten. Wer hier lebt das ist er.

All die empfangenen Eindrücke klangen für mich in der Strophe zusammen:

Drum thu' wie ich und schaue, froh verständig,
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's zur Freude, sei's dem Lieben;
Nur wo Du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist Du alles, bist unüberwindlich.

Wenn der junge Goethe als die herrlichste Gabe der Götter seine Fähigkeit preist, jeden Tag in Millionen Momenten zu genießen und ihn so zu einer kleinen Ewigkeit umzugestalten; wenn der gealterte Goethe als die höchste Kraft der Entwickelung *das ewig weibliche* bezeichnet — dann hat er mit diesen Aussprüchen, sowie in der eben angeführten Strophe dem antiken Lebensgefühl Ausdruck verliehen, seinem Vermögen des Versinkens in den Augenblick, seiner Fähigkeit, unmittelbare Natur zu sein, die der moderne Mensch verloren hat. Von diesem gilt im höchsten Grade Pascals Wort, daß die Menschen entweder von dem Verflossenen oder von dem Künftigen ausgefüllt sind, aber allen Sinn

für das Gegenwärtige entbehren, das sie nur als Mittel für ein Nächstes behandeln, so daß sie niemals leben, sich blos bereiten, es zu thun, immer auf das Glück hoffen, aber es niemals genießen. In dieser Beziehung ist Goethe hingegen ein Hellene, aber ein vorsokratischer Hellene, mit dessen sinnlicher, naiver Einfachheit und Ruhe im Genusse der Natur und des Daseins. In diesem tiefen Sinne — nicht in einem ästhetisch formellen — ist Goethe überzeugt, daß das Klassische die Gesundheit ist, und so wirken auch seine Werke auf uns. „Der letzte Homeride" Goethe hat vor allem das Recht, sich so zu nennen, weil er selbst jene unbegrenzte Fähigkeit der Frühantike zu großer, voller Hingabe an das Gegenwärtige besitzt, durch die allein das Leben seine Fülle und seine Stärke mitteilt. Goethe ist der unüberwindliche, weil er gelernt hat, aus dem Naturgrund zu schöpfen, auf den man im letzten Grunde immer angewiesen ist, dem Naturgrunde seiner eigenen Persönlichkeit, und deren Vermögen, die Lebensempfindungen in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Dies bewirkt auch, daß er — während er zugleich seine vibrierende Empfänglichkeit behält — begreift, daß man doch schließlich bewußt auf einem gewissen Punkte stehen bleiben muß, um von dort aus in Ruhe zu wachsen.

Naturgrund und Lebensanschauung, Lebenserfahrung und Lebenswerk sind bei Goethe so eins wie bei keinem anderen großen Geist. Sein ganzes Dasein wird daher zu einer Offenbarung des Monismus, der Einheitsempfindung, die wohl einmal die Welterklärung der Menschheit einschließen wird.

Alle Thätigkeit Goethes — die des Beamten, des Naturforschers, des Dichters — trägt dazu bei, in ihm jene einheitliche Anschauung des Daseins auszubilden, die synthetische Auffassung, für die alle Erscheinungen Töne einer großen Harmonie sind. Er wird — wie ich oben erwähnt habe — immer allseitiger von der Entwickelungslehre überzeugt, und er sieht, wie sich aus dieser die Freiheit sowohl wie die Sittlichkeit, die Wahrheit wie die Schönheit mit Naturnotwendigkeit ergeben. Von der Majestät dieser Naturnotwendigkeit durchdrungen, ist Goethe gleichgültig gegen jede religiöse Glaubensform, aber glühend in dem frommen Eifer, immer mehr zu lernen, Gott in der Schöpfung zu *sehen*. Wenn man in seinem Alter mit ihm ein Gespräch über Gottes Wesen u. dgl. anfing, brach er es mit der Erklärung ab, daß der Gegenstand für ihn jedes Interesses entbehre. Sehet die Blume, den Schmetterling an, rief er, die geben euch einen Einblick in Gottes Wesen!

Dieser Naturalismus ist Goethes offen bekannte, ketzerische Religion; sie strahlt aus all seinen Werken und all seinen Handlungen, sie führt ihn zu einem tieferen Verständnis der großen Vorgänge der Natur und der großen einfachen Grundformen des Menschenlebens, beide ein Ausdruck derselben ewigen Gesetze.

Aber Goethe erkennt auch, daß diese Gesetze eine immer höhere Entwickelung einschließen, und bis zuletzt — in dem herrlichen Briefe, den Goethe an Wilhelm v. Humboldt eine Woche vor seinem Tode schrieb — beschäftigt diese Entwickelung seine Gedanken. Er legt dar, daß der Mensch nicht nur von seinen Organen Lehren empfängt, sondern selbst seinen Organen Lehren giebt. Und je früher der Mensch einsieht, daß es ein Handwerk, eine Kunst giebt, die ihm zu einer geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen helfen kann, desto glücklicher ist er. Er spricht in demselben Brief von der oben erwähnten, spontanen Kraftausstrahlung der Persönlichkeit, die von der Natur wohl bereichert, aber nie geschaffen werden kann.

Goethes Charakter offenbart vor allem seine geniale Eigentümlichkeit in dieser Fähigkeit, bei einer immer höheren Kultur seiner Natur, doch unmittelbare Natur zu verbleiben. Sein ganzes Leben lang ist für Goethe sein Weltruhm nur ein ganz leichter Flaum in der Luft, den er fortbläst, um nicht in seiner

www.libtool.com.cn

Aufgabe gestört zu werden: nämlich, wie der Künstler seine Statue meißelt, aus dem Grundstoff seines Wesens eine harmonische Persönlichkeit auszumeißeln. Das Leben ist für Goethe die höchste Kunstform, sowie die Kunst die höchste Lebensform. Für ihn ist jedes, auch des geringsten Individuums harmonische Entwickelung zu einem in seiner Art ganzen Menschen, das Ziel seines individuellen Daseins.

Er huldigt nicht der oberflächlichen Vorstellung, daß der Mensch die Religion entbehren kann, weil er alle geoffenbarten Religionen zu entbehren vermag. Für ihn selbst waren die Beobachtung des Weltverlaufs, die Empfindung der Einheit und Gesetzmäßigkeit des Daseins, die Ehrfurcht vor der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Natur lauter religiöse Gefühle, ebenso voll von Mystik wie von Erkenntnis; Gefühle, die ebenso sehr sein Herz erwärmten und seine Phantasie beflügelten, als sie zu seiner Vernunft sprachen. Die wehmütige und ehrfurchtsvolle, aber zugleich mutige und hoffnungsfreudige Unterwerfung dieser Andacht hat er in das sublime Wort zusammengefaßt, das die tiefste Religiosität der neuen Zeit in sich schließt, nämlich, daß es das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das erforscht zu haben, was sich erforschen läßt und ruhig das zu verehren, was nicht erforscht werden kann. . . .

Aber Goethe hatte auch nicht, weder im Alter noch in der Jugend die ebenso seichte Vorstellung, daß diametrale Gegensätze — so wie z. B. der Glaube an das geoffenbarte Christentum und an die individualistische Evolution — zusammengeschweißt werden können, oder daß sich stoische und epikuräische Lebensweisheit vereinigen lassen. Gerade in seinem reifen Alter giebt er die Losung des Individualismus:

> Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern — freien
> Menschen geziemt es nicht, Christ oder Stoiker sein!

Ich halte Goethe für den eigentlichen Stifter der individualistisch-revolutionären Religion, weil er die reichsten, natürlichen Gaben zur vollsten Selbstentwickelung gebracht und weil er zugleich, tiefer als vielleicht jemand vor ihm, gefühlt hat, daß der Mensch in seiner eigenen Natur und in seiner eigenen Kraft die Möglichkeiten zu einer solchen Entwickelung besitzt. Nicht von außen, wie das achtzehnte Jahrhundert glaubte, nein von innen vollzog sich nach ihm jene Entwickelung der Persönlichkeit zur höchsten Freiheit, innerhalb der von unserer eigenen Natur und der Natur der Dinge gezogenen Grenzen.

Alle Werke Goethes sind gewiß, nach seinen eigenen Worten, Selbstbekenntnisse. Aber zwei derselben sind es mehr als die übrigen, „Wilhelm Meister“ und „Faust“. Und gerade diese beiden sprechen aus, daß die Kunst des Lebens in der selbstbeherrschten Freiheit besteht, die dem Individuum das Recht giebt, sein eigenes Sittengesetz zu schaffen, wenn er es versteht, seine eigene Grenze zu ziehen. Dieser Gedanke, der im Innersten der erneuende Gedanke des Jahrhnnderts gewesen ist, wird noch wenig verstanden. Ja, so wenig, daß er, ohne die Umkleidung der Poesie ausgesprochen, heiliges Grauen bei jenen erweckt, die noch nicht seinen unerhörten Ernst ahnen, den Ernst, den Goethe mit den Worten ausgedrückt hat:

> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß . . . . . .

Aber während Goethe so den innersten Trieb seiner eigenen Natur — die Selbstkultur — zu einer bewegenden Kraft für die Menschheit machte, stellte er auch die Selbstentwickelung des Individuums in den Dienst des Menschengeschlechts. Auch die Menschheit freier und glücklicher zu machen — das ist für Wilhelm

Meister wie für Faust die endgültige Lebensweisheit. Eine große, milde Humanität — unbeirrt von kleinen, selbstischen Motiven — charakterisiert nicht nur Goethes eigene Persönlichkeit, sondern auch seine beiden hervorragendsten Werke von der Befreiung durch die Selbstkultur.

In ihnen lebt dasselbe Gefühl wie im Prometheus: daß der Adel des Menschen darin liegt, edel und hülfreich zu sein, und Prometheus' Worte an den Weltbeherrscher:

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?

Diese Worte sind Goethes innerstem Wesen entsprungen. Aber man beginnt nun zu verstehen, daß Goethe selbst sich bewußt dafür entschied, den Menschenkindern dadurch hülfreich zu werden, daß er eben so war — wie er von Natur aus war.

In und durch Goethe trat so die Idee des Individualismus in modernem Sinne hervor.

Solange man hingegen den Persönlichkeitsbegriff mit einem von außen gegebenen Ideal verknüpft — dem des Christentums oder irgend einem anderen — wird die Persönlichkeit unter ein anderes Gesetz, eine andere Form gezwungen, als ihre eigene. Aber nicht wenn alle Bäume im Walde nach dem Vorbilde der Ceder wachsen, nur wenn alle frei, so kräftig als möglich, jeder nach seiner Eigenart wachsen, erhält man eine individuelle, organische Entwickelung! Und dann erst werden wirkliche und bleibende Werte geschaffen, denn um Goethe selbst sprechen zu lassen:

. . . keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Die Seligkeit dieses neuen Selbstgefühls strömt von den Lippen des jungen Goethe und verstummt auch beim Greise noch nicht. Man höre, wie der Zwanzigjährige seinen Satyros die Menschen bestrafen läßt:

Habt Eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven versessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldenen Zeiten
Nur als Märchen von weiten,
Da Eure Väter neugeboren
Vom Boden aufsprangen
In Wonnetaumel verloren
Willkommelied sangen
An mitgeborner Gattin Brust
Der rings aufkeimenden Natur.

Und Ihr — wo ist sie hin, die Lust
An sich selbst? . . . . . .
Selig, wer fühlen kann,
Was sei: Gott sein! Mann!
Seinem Busen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich allen fremden Schmucks,
Und nun ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt, was Leben sei!

www.libtool.com.cn

Und wie damals für den Jüngling, war später für den Greis die ursprüngliche Natur Offenbarung und Gnade zugleich. Dadurch, daß er sich auf allen Seiten in das Endliche vertiefte, fühlte er, wie er sich dem Unendlichen näherte. Aber jener Goethe, der, gealtert von sich sagen konnte, daß seine Persönlichkeit nie geschlossen, oft gerundet war, hatte schon damals den offenen Blick nach allen Seiten, der ihn all die großen Begriffe finden ließ, die die größte Errungenschaft unseres Jahrhunderts sind: nicht blos die des Individualismus und der Evolution, sondern auch den sie ausfüllenden: den Begriff der Solidarität. Das Mitgefühl ist es, daß den glühenden Trotz seines Prometheus gegen den Weltbeherrscher befeuert; das Mitgefühl, das seinen Blick für den ins unendliche fortwirkenden Einfluß unserer Handlungen erhellt. Er empfand schon früh, was er später aussprach:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Er wußte, daß der, welcher durch das Allgefühl, das Gemeingefühl in dem Ganzen aufgeht zugleich mit dem Rausch der eigenen Kraftfülle auch erfahren kann, daß:

Statt heißem Wünschen, wildem Wollen
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß!

Ich habe schon dargelegt, daß schon für den jungen Goethe wie später für den alten der Begriff des Individualismus eins mit jener Selbstkultur war, die frei alles für ihr Ziel gebraucht: heute pflückt sie eine Rebe von dem christlichen Weinstock, morgen eine von den dionysischen Ranken, aber niemals bindet sie ihre Freiheit an ein anderes Bekenntnis als ihr eigenes, an eine andere Offenbarung als die des ganzen Daseins!

Nur eine solche Natur konnte im stande sein, der Menschheit das verlorene Vertrauen zu sich selbst zurückzugeben. Nur eine solche konnte mit vollster Ueberzeugung den Menschen lehren, sich zu einer Schönheitsoffenbarung zu gestalten. Denn ein Goethe konnte in der Fülle seines eigenen Reichtums die ganze Widerspenstigkeit des Menschenmaterials vergessen, das er bei sich selbst so bildbar gefunden. Er sah wohl ein, daß die Begabung in diesem, wie in anderen Fällen angeboren ist, aber wer selbst ungeheure Kräfte hat, traut anderen leicht wenigstens einen Teil davon zu. Und durch diesen schönen Aberglauben ist es ja allen Neuschöpfern wirklich geglückt, die Menschheit um einige Linien zu heben!

Die Thatsache, daß der gealterte Goethe von reiner Menschenliebe, von echter Frömmigkeit erfüllt war, hat die Zeloten des Kompromißchristentums dazu angeeifert, zu trachten, sich ihn als einen schließlichen Bekenner des Christentums anzueignen.

Die Wahrheit ist, daß er, der während des starken antiken Einflusses eine Zeit lang gegen das Christentum ungerecht gewesen war, später wieder gerecht wurde. Er erkannte dann dessen Bedeutung mit so großen Worten an, wie beispielsweise diese: wie sehr auch die Kultur vorwärts schreitet, wie viel auch die Naturwissenschaften noch an Tiefe und Ausbreitung gewinnen mögen, wie der menschliche Geist sich auch dadurch erweitert, so wird er doch nicht über die Hoheit und sittliche Kultur hinauskommen, mit der das Christentum in den Evangelien hervorleuchtet. Aeußerungen, die nur die intellektuelle Unredlichkeit zu etwas anderem machen kann, als was sie sind: eine volle Wertschätzung des in seiner Art Größten in der Menschheit! Die Behauptung, daß Goethes

www.libtool.com.cn

Stellung zum Christentum sich geändert haben sollte, wird am besten durch seine Wahrheit und Dichtung widerlegt, wo er schildert, wie er sich vom Christentum abwandte und dem Pantheismus hingab. Strahlend ehrlich wie er war, würde er nicht unterlassen haben, es mitzuteilen, falls er nun im Alter seinen jugendlichen Standpunkt verändert hätte. Ebenso unhaltbar für die vorgebliche Christlichkeit Goethes ist der Beweis, daß er — besonders im Faust — sich der christlichen Symbole bedient hat. Er gebraucht sie ebenso wie er die antik religiösen gebraucht, aber das erstere beweist ebenso wenig, daß er an die Erlösung durch Christus glaubte, wie das letztere, daß er die Götterwelt des Olymp anbetete! Er wendet auch sein ganzes Leben lang das Wort Gott an. Aber durch tausend Citate läßt sich leicht beweisen, daß er sich darunter nie den christlichen Gottesbegriff dachte. Trotzdem fährt man fort, Goethes Worte aus dem Zusammenhang zu reißen, um zu beweisen, daß derselbe Goethe — der den Glauben an das Christentum als einzige göttliche Offenbarung, als einziges Erlösungsmittel für eine gefallene Menschheit, tief untergraben hat — thatsächlich an die Lehren desselben glaubte!

Wahrlich, man kann dem nur mit Waffen aus Goethes eigenem Köcher, dem Buch des Unmuts begegnen:

Was? Ihr mißbilligt den kräftigen Sturm
Des Uebermuts, verlogene Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Oder mit anderen Worten: hätte die Natur beabsichtigt, daß Goethe sich als erlösungsbedürftiger Sünder fühlen sollte, dann würde sie ihn aus anderem Stoffe erschaffen haben!

Nein! Goethe huldigte sein ganzes Leben lang mit seinem tief religiösen Gefühl Spinozas Pantheismus, für den es keine anderen Offenbarungen von Gott giebt, als das Dasein, das Gott ist. Für diesen Pantheismus ist die Allnatur der Gegenstand der Religion. Das Leben in all seinen Aeußerungen wird heilig: die Sonne wie Christus, Eros wie die Erde, das Wissen wie das Wirken, die Nahrung wie der Schlummer, der Wein wie das Wasser. Frömmigkeit ist, sich mit seinem ganzen Wesen innig der Allnatur einzuverleiben und zugleich sein Wesen zu einem immer reicheren Moment der Allnatur auszubilden. Die Kultur wird so der wirkliche Gottesdienst, und in der Arbeit für diese Kultur wird alles, was die Menschheit schon an Kultur errungen oder noch erringen wird, ein Mittel: die Liebesgebote des Christentums so wie die Schönheitsgebote des Hellenismus, die Wahrheitseroberungen der Wissenschaft so wie die Gesetze der Gesellschaft. Alles ist nur Mittel zu dem einzigen, großen Ziele, die Entwickelung der Persönlichkeit; weder der Nutzen und das Glück anderer in diesem Dasein, noch der Nutzen und das Glück des Individuums in einem nächsten, sondern die Harmonie für mich selbst und andere schon in diesem Dasein, das ist das Ziel.

Aber mit Spinoza fühlt Goethe, daß die Entwickelung des Individuums die anderer Persönlichkeiten als Grenze haben muß, und daß gerade diese Grenze eine Hülfe für die Entwickelung ist. Goethe, der diese bis in die Unendlichkeit fortgesetzt sieht, fühlt die Ewigkeit seines eigenen Geistes, aber verharrt wortlos vor den Mysterien der Ewigkeit wie vor jenen des Lebens. Er empfindet diese so tief, daß es für ihn der Kern aller Religion wird, den Menschen zu lehren, mit Ruhe das Unvermeidliche zu tragen, und dazu rechnet Goethe eben eine niemals zerstreute Dunkelheit über unserem Woher und Wohin. Zu resignieren bedeutete für ihn, den Lebensanbeter, den größten der menschlichen Siege. Aber nicht mit jener Resignation, die sich selbst für ein Gutes, für ein Ziel hält,

www.libtool.com.cn

die Selbstaufgabe, Selbstauslöschung ist! Er wollte im Gegenteil alle partiellen Resignationen durch die Resignation ein für allemal ersetzen: durch die Ueberzeugung von dem Ewigen; Notwendigen, Gesetzmäßigen im Dasein.

Das ist die gesunde, stolze Resignation, die nicht freiwillig auf etwas von der Fülle dieses Lebens verzichtet, sondern mit Ruhe seine Kargheit trägt; die nicht das unmögliche sucht, aber nichts von dem möglichen aufgiebt; die sich vor der Notwendigkeit beugt, nicht zu besitzen, aber die Hand nach jeder Gabe des Augenblicks ausstreckt. Diese Resignation vereint sich bei Goethe so wunderbar mit unabläßiger Hingebung an das höchste aller Gebote, das, welches für ihn alle Offenbarungen einschloß:

Gedenk zu leben!

Mehr als irgend ein anderer Sterblicher gelebt zu haben — das ist Goethes größtes Recht auf Unsterblichkeit. Durch die Intensität seines eigenen Lebens in jedem Momente; durch die ununterbrochene Kraftentwickelung seines eigenen Wesens, bei inniger Wechselwirkung mit der Natur und den Menschen; durch die unabläßige Selbstbehauptung und das unabläßige sympathische Zusammenleben mit anderen, der Thätigkeit für andere, ist Goethe Meister in der schönen Kunst des Lebens geworden, der Kunst, in der Schöpfer und Stoff zusammenfallen und Jeder — durch das Streben nach immer höheren Wesentlichkeiten — sein eigener Erlöser aus dem Zufälligen wird.

Bei seiner ununterbrochenen Bildungsarbeit bewahrte Goethe, wie ich schon hervorgehoben habe, seine Unmittelbarkeit. In dem tiefen Bewußtsein, daß wir alle aus uns, nicht über uns unsere Kräfte holen, giebt er — ohne darum zügellos zu werden — seiner Natur, die ohne Reflexion nach ihrem inneren Gesetz wächst, volle Freiheit.

Gerade diese Spontaneität, die nach ihm das „ewig Weibliche“ kennzeichnet, besitzt er, wie alle großen Geister, in höchster Potenz. Goethe ist zugleich der Weltweise, der in die Tiefe des Daseins hinabtaucht, und das Kind, das mit stets neuer Bewunderung in dasselbe hinunterblickt. Er bittet Gott, ihn davor zu bewahren, die unbekannten Tiefen in seinem Wesen kennen zu lernen! Er weiß, daß er aus ihnen die Macht schöpft, gleich einem Schlafwandler die schwindelndsten Höhen zu erklimmen, die Macht, zu schaffen. Er sieht ein, daß in seiner Dichtung alles „wie geschenkt“ ist und fühlt, wie all sein Streben, das vollkommene Schöne zu bilden, „nur im unbewußten Momente glückt“, wie das innerste der Instinkt ist, der ihn sicher leitet. Die strahlende Gemütsfreude und Gesundheit, mit der Goethe — in dessen Wesen nicht ein Schatten von Selbstbespiegelung, nicht ein reflexionskranker Punkt, nicht ein perverses Gefühl ist — sich in Thätigkeit und Ruhe, in Natur und Liebe vertieft, sind in jeder Minute echt. Er reflektiert keine Stimmungen hervor, zwingt keine Gefühle oder Erlebnisse herbei, am allerwenigsten sein eigenes Glück oder seine Entwickelung. Er lebt nur mit jedem Puls und ehrt sein eigenes, unbewußtes Wachstum. Sowie er sich überzeugt hat, daß eine Arbeit, ein Lebensverhältnis nicht mehr produktiv ist, löst er sich davon ebenso einfach, wie eine gereifte Frucht vom Aste fällt. Er entschuldigt sich weder damit, daß er das Verflossene, noch das Gegenwärtige umgestaltet: er erkennt dankbar das an, was gewesen, aber ist ohne Reue, wenn es aufhört, für ihn dazusein. Diese Eigentümlichkeit ist es vor allem, die man Goethes Egoismus genannt hat — obgleich man sie mit mehr Recht den Egoismus fast aller großen Geister nennen könnte. Goethe geht doch mit ungewöhnlichem Freimut zu einem Neuen über, ohne durch Grübeleien über ein Verflossenes oder Zukünftiges, dieses gegenwärtige Neue zu stören. Und dadurch bleibt er immer jung, immer Goethe.

Der Dichter, der — als Natur- und Frauenschilderer — Goethes größter

www.libtool.com.cn

Erbe ist, Turgenjew, bemerkt, daß die Menschen sich entweder auf den Hamlet- oder auf den Don Quixotetypus zurückführen lassen. Aber er hat dadurch nur Osten und Westen der Menschennatur bezeichnet. Auf dem psychologischen Kompaß findet sich auch Norden und Süden, Sancho Pansa und — Goethe.

Dieser läßt sich so charakterisieren, daß in ihm keine Spur von den drei anderen Wesensarten zu finden ist, weil sie alle in ihm eine sich gegenseitig harmonisch vervollständigende Vereinigung eingegangen sind und so den einzigen Typus: Goethe gebildet haben. Und wenn Goethe selbst der Welt noch einen jener ewigen Typen giebt, wie sie blos die größten Dichter schaffen, den Fausttypus, dann wird dieser wohl ein Inbegriff seiner Lebensanschauung, aber gewiß nicht seiner Persönlichkeit, die ebenso viel größer ist als Faust, als Shakespeare größer ist als Hamlet.

Goethe besaß jenes Vermögen der Selbstbewahrung, das sich steigert, je höher organisiert eine Persönlichkeit ist. Wie ich oben darlegte, war er überzeugt, daß wenn es beabsichtigt gewesen wäre, daß er anders sein sollte, er anders erschaffen worden wäre. Nur indem er dem Gesetze seines eigenen Wesens folgte, konnte er „vollendet in sich“ werden. Und nur so wird man Herr in dem Reich, das sein eigener Prometheus abgrenzt, wenn er sagt, daß unsere Gewalt sich so weit erstreckt, wie der Kreis, den unser Wirken ausfüllen kann! Daß er seine Gewalt nie weiter erstreckt hat, als sein Wirken oder sein Gefühl; daß er niemals in Gefühlen oder Werken etwas anderes gegeben hat, als seine Wirklichkeit, sein Leben — das ist es, was jeden Gedanken bei Goethe lebensschaffend macht, wo immer das gerundete, glänzende, kernreiche Korn in bereites Erdreich fällt. Das macht ihn so unerschöpflich, daß man auf ihn seine eigenen Worte anwenden kann: mit ihm zu irren, ist dir Gewinn!

Das Leere, das Zwecklose, ist der Gegenstand seines tiefsten Hasses. Sein Mephistopheles ist der Geist, der stets verneint — das heißt die Negativität — während Goethe das tief verehrt, was er in antikem Sinne das Dämonische nennt, das Positive, die Lebens- und Schaffenskraft, mag sie sich in mystischen, mächtigen Trieben und Gefühlen äußern, in siegesfrohen Thaten oder in strahlenden Schönheitsschöpfungen. Der Mensch erscheint Goethe immer göttlich, aber am meisten in dem Maße, in dem er schafft. Für ihn ist nicht nur alle Rede von einer gefallenen Welt eine Lästerung und alle Wirklichkeit heilig, sondern der Mensch hat auch die Möglichkeit, dieser Welt immer höhere Formen zu geben! Die höchste ist für Goethe die Kunst, die so auch das höchste Göttliche wird, ein Göttliches, das seinen eigenen Gesetzen folgt und für das die Ethik kein Recht hat, Gesetze aufzustellen. Ebensowenig erkannte Goethe an, daß die Befriedigung des sittlichen Gefühls das wesentliche Moment des Schönheitsgenusses ausmache. Sondern er betrachtete diesen an und für sich als den tiefst veredelnden aller Lebenseindrücke. Darum: je voller die Schönheitsempfindung, desto mehr Sittlichkeit — dies war Goethes sowie Schillers Kunstlehre.

Goethes eigene Kunst zeigt dasselbe Gleichgewicht zwischen Naturalismus und Idealismus wie seine Persönlichkeit: die Natur ist für ihn die Grundlage der Kunst sowie der Ethik; Kunst wie Ethik suchen beide ein Ideal zu erreichen, das dem Menschen nicht von oben geoffenbart ist, sondern der Menschheit innewohnt, sich aus der Menschheit entwickelt. Goethes Realismus führt ihn in alle Tiefen, sein Idealismus auf alle Höhen des Daseins. Aber keine leere Mystik breitet ihre Dünste um das Licht des Gedankens, das ihm in die Tiefen wie auf die Höhen leuchtet. Er ist ein Vollblutnaturalist, der glaubt, daß für die Kunst die Natur der einzige heilige, der einzige merkwürdige, der einzige schöne, der einzige wahre Gegenstand ist, und daß auch bei Schöpfungen der Phantasie die Künstler nur durch reale Mittel wirken, nur durch solche von der

www.libtool.com.cn

Wirklichkeit ihrer Schöpfungen überzeugen können. Und er ist der idealistischeste der Idealisten, für den das innerste Gesetz des Daseins die Harmonie ist, die alle anderen Gesetze in sich schließt und ihre Erfüllung ist.

Selten hat sich aktiver Wirklichkeitssinn und Sachlichkeit mit einer solchen Schöpferkraft der Phantasie vereint; so viel Tiefsinn mit so viel spontaner Unmittelbarkeit; ein so klarer Forscherblick mit einer so heißen Schönheitsleidenschaft wie bei Goethe. Und nie auch eine so feste und formschöne Lebensgestaltung mit einer so weiten Lebensanschauung, einer Anschauung, für die Religionen und Sittengesetze, sowie alle anderen Wellen in dem wogenden Meer des Lebens, keine festen, ein für allemal kristallisierten Formen besaßen, sondern in stetem Werden begriffen schienen. . . .

Während solche Eindrücke aus Goethes Welt durch mein Inneres zogen, war ich zum Gartenhause gekommen. Gleichzeitig kam ein kleines Mädchen mit ihrer Mutter hin, die die Aufmerksamkeit des Kindes auf das Denkmal lenkte. Dabei kam mir Goethes Prophezeiung in den Sinn, daß er nie populär werden, sondern nur für einzelne Menschen da sein würde, die im Leben dasselbe suchten wie er selbst!

Dies hat sich nur teilweise bewahrheitet. Mit jeder Generation hat Goethe, trotz aller Hindernisse, immer tiefer das Zeitbewußtsein durchdrungen, und wenn er zuerst nur die höchsten Geister ergriffen hat, so fangen nun seine Gedanken an, wenn auch oft nur mittelbar, die Vielen zu beeinflussen.

Wenn das schöne, blonde Kind, dessen klare Augen nun auf dem Gartenhaus ruhten, zum Weibe herangewachsen ist, dann wird sie durch ihre Mitwelt Goethe besser verstehen lernen, als ihre Mutter ihn verstanden hat. Ihre Kinder wieder werden ihn besser verstehen als sie selbst — und so immer weiter. Jede Zeit wird finden, daß er gerade ihr etwas neues zu sagen hat. Schon wir jetzt Denkenden und Lebenden — nach welcher Richtung wir auch die Wege der Kultur in unserem Jahrhundert verfolgen, von Osten nach Westen, oder von Westen nach Osten — immer kommen wir zu „dem stillen Ozean, der Goethe heißt", um Georg Brandes' reichen Ausdruck zu gebrauchen. Schon jetzt ist der Typus Goethe, die Idee Goethe eine unablässig wirkende Schaffenskraft, aus der neue Ideenwelten, neue Typen entstehen. So wird es verbleiben, Geschlecht für Geschlecht, und es wird die Spur von seinen Erdentagen

„nicht in Aeonen untergehen".

In Deutschland, Goethes eigenem Lande, ist er in den letzten Jahren von der nationalen christlichen und mystischen Richtung, die sich nun wie zu Anfang des Jahrhunderts von Goethe ferne hält, übersehen worden.

Es ist für die gegenwärtige Stimmung in Deutschland sehr bezeichnend, daß 1899 der Reichstagsvorschlag eines Nationaldenkmals für Goethe nach einer Debatte fiel, in der seine — Unchristlichkeit und Unsittlichkeit weitläufig besprochen wurde! Die großen Erinnerungsfeste dürfen also nicht als Beweis betrachtet werden, daß das ganze deutsche Volk sich Goethe angeeignet habe. Es giebt noch eine Mehrzahl von Philistern, und von ihnen gelten bei diesen wie bei ähnlichen Anlässen Goethes ironische Worte:

Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich bis in den Tod!

Aber selbst in der großen, kultivierten Minorität Deutschlands hat man während der neunziger Jahre Goethe in gewissem Maße übersehen. Unter jenen, die z. B. von dem Buche „Rembrandt als Erzieher" hingerissen waren, gab es viele, die in ihrer Bewunderung für den Kometenschwanz von Paradoxen, der da seine glänzende, flüchtige Bahn über den Horizont zog, nicht bemerkten,

www.libtool.com

daß man fast alles, was an Kern in diesem Buche war — in festeren und mit bleibenderem Glanze strahlenden Himmelskörpern — an Goethes Firmament besitzt.

Und mancher hat, während er Zarathustras Rede lauschte, zu finden geglaubt, daß das Ideal der Harmonie sich nicht mit dem des Uebermenschen vereinigen läßt.

Dies beruht auf einem tiefen Mißverstehen des Wesentlichen in Nietzsches Verkündigung. Wenige haben Goethe besser verstanden als er, und das zukünftige Menschenideal, daß beide träumten, hat viele Züge gemeinsam. Aber während eines langen Lebens konnte Goethe seine Lebensanschauung voll ausformen und klar ausdrücken, während Nietzsches Lebenswerk vor der Fülle der Reife, vor der Klarheit der Mittagsstunde abgebrochen wurde. Er mußte alle Widersprüche in seiner Lebensanschauung zurücklassen, die nun langsam von ihren wenigen, wirklich verständnisvollen Bekennern aufgeklärt werden. Bis auf weiteres hat man bei vielen ihrer Bekenner nur eine Trunkenheit der Ideen gesehen.

Aber wenn der Dionysoszug — mit dem Tanze seiner wilden Mänaden, seinen wollüstig klingenden Pansflöten und geschwungenen Thyrsosstäben, seinen Pantherſprüngen und dem Rausch seiner Trauben — vorbeigezogen ist, sowie der Zug der mittelalterlichen Pilger, die ihr Ave stella maris singen, um sich selbst in den Trug einzuwiegen, daß ihr Weg zu heiligen Stätten geht, während die meisten im Venusberg zurückbleiben — dann wird man einsehen, daß Goethes Sonne weder vor Nietzsches Morgenröte, noch vor dem Abendschimmer des Christentums erblichen ist.

Dann wird in plastischer Ruhe der strahlende Gott des Lichtes da stehen, mit Bogen und Leier, der Gott der Idee und der Harmonie, der Kultur und Humanität, Phoibos Apollon, er, der in seiner vollsten irdischen Inkarnation Goethe genannt ward und in lächelnder Machtvollkommenheit den Parnaß in das kleine Weimar versetzte.

www.libtool.com.cn

Aus einer Kindheit.

Von **Friedrich Huch.**

Jan war zehn Jahre alt. Er hatte einen ganz kleinen Bruder, den er zärtlich liebte aber bereits in der Wiege mitunter tyrannisierte, und eine ältere, zwölfjährige Schwester, von der er unzertrennlich schien; wer den einen Namen aussprach, nannte gewöhnlich auch zugleich den andern, als seien sie Zwillinge. Er war viel weicher als sie; so kam es daß sie ihn ganz beherrschte. Jetzt war sie krank, schwer krank, seit Wochen schon. Er gewöhnte sich alsbald an das Alleinsein, richtete sich in dem gemeinsamen Spielzimmer wie ein Herrscher ein und wünschte mitunter fast, dieser Zustand möge nicht so bald aufhören. — Seinen Vater sah er selten, nur zu den Mahlzeiten, ja, er vermied so viel er konnte mit ihm zusammenzutreffen, denn er fühlte sich dunkel schuldbewußt vor seinen sorgenvollen Augen. Er fühlte, er müsse eigentlich traurig sein, denn seiner Schwester ging es schlimm. Mitunter brach er auch sein vergnügtes und einsames Spiel mitten ab und setzte sich still in einen Winkel. Seine Mutter sah er nur des Abends, und auch dann nur aus der Ferne. Er hätte sie gern einmal geküßt, aber das durfte er nicht. Traurig ging er jedesmal zu Bett und voll unbestimmter Ahnungen. Einmal, wie er ihr gute Nacht sagte, hörte er die Kranke innen husten; wie rauh und fremd das klang! Scheu blickte er auf seine Mutter; es war das erste Mal, daß er sie weinen sah. Er wollte fragen, aber sie machte ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen. Unschlüssig blieb er stehen und blickte ihr nach, wie sie, die brennende Kerze in der Hand, lautlos die Thür des Krankenzimmers öffnete und dann verschwand. Da stand er im Dunkel und horchte gespannt in die Stille.

Den Namen der Krankheit hatte er vergessen; aber er klang so wild; er mußte an Hyänen denken. Langsam und nachdenklich wandte er sich zum Gehen. Da fiel ihm ein, daß er noch einige Aufgaben für den nächsten Tag zu machen habe. Er ging ins Kinderzimmer, wo seine Bücher waren. Eine kleine Nachtlampe brannte dort; die Stube war matt erhellt; vor dem Ofen lag ein flackernder Schein. Dort in dem kleinen Wagen schlief sein jüngster Bruder; er weinte halb im Traume. Leise sang die Amme ein Lied, leise bewegte sich der Wagen.

Er zündete eine Lampe an und begann seine Aufgabe zu lernen; langsam und ernsthaft; aber sie war so schwer, und er so müde.

Draußen wehte ein Wind, leiser Regen klopfte an das Fenster; die letzten Blätter fielen von den Bäumen; es war spät im Herbst. Gedämpfte, abgerissene Klänge trug der Wind herüber. Die Turmuhr schlug die zehnte Stunde.

Wieder mußte er an seine kranke Schwester denken. Wenn sie nun stürbe? Noch niemals war ihm der Gedanke gekommen. Wie ein kühler, feiner Nebel trieb etwas durch seinen Körper. Er saß unbeweglich; dann

dachte er noch einmal dasselbe und wartete, ob das Gefühl wiederkehren würde. Und dann dachte er darüber nach, wie es wohl wäre wenn sie tot sei; aber er konnte es sich nicht vorstellen; nur sehr unheimlich kam es ihm vor und er mußte an Gespenster denken.

Die Wärterin sang noch immer, immer wieder dasselbe kleine Lied. Das Kind hatte aufgehört zu weinen und atmete ruhig; es schlief. — Langsam schloß er sein Buch und ging hinüber in sein Schlafzimmer. Wie kalt es hier war! Er trat ans offene Fenster und sah hinaus. — Wie ein Schleier lag es vor seinen Augen. Kahl und tot starrten die Baummassen des Gartens empor, nebelhaft und phantastisch, wie Pflanzen auf dem Meeresgrunde; in der Höhe glomm ein Funke, und schattenhaft und riesig ragte der nahe Kirchturm in die graue Oede. —

Er fühlte sich plötzlich ganz verlassen; er sehnte sich nach jemandem. Nach seiner Mutter? Er fühlte etwas Fremdes zwischen sich und ihr, und wußte doch nicht was das war. Nach seinem Vater auch nicht; das wußte er ganz genau. Nach seiner Schwester? Die hatte es eigentlich sehr gut! Champagner bekam sie zu trinken, er hatte es in der Schule voll Stolz erzählt. — Es war gewiß doch nicht so schlimm mit ihr. Halb getröstet legte er sich zu Bett.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, sah er, daß das Bett seines Vaters bereits leer war. Es mußte noch sehr früh sein. Er blieb eine lange Zeit unbeweglich liegen. Plötzlich dachte er wieder an seine Schwester; und das war ein sonderbares Gefühl: als ob er schon fortwährend an sie gedacht hätte und es jetzt erst auf einmal merke; es war so, als habe ihn jemand schon lange angesehen, ohne daß er es wußte. — Er horchte. Im Nebenzimmer lag sie. Es war ganz still. Er preßte sein Ohr gegen die dicke Wand, aber er spürte nur ein leises Brausen in seinem Kopfe. Dann starrte er wieder zur Decke auf und wußte nicht, was er jetzt denken sollte. Dann sah er wieder auf das leere Bett, und es kam ihm unheimlich vor. Es mußte noch früh sein, denn es war dunkler als sonst um die Zeit wo er aufstand. — Er erhob sich leise, zog sich geräuschlos an und ging mit Kanne, Glas und Waschbecken mit einer Zartheit um, als wären sie aus papierdünnem Stoff gemacht.

Was nun? Er stand in der Mitte des Zimmers, regungslos; — es mußte noch sehr früh sein. — Er setzte sich auf einen Stuhl, um zu warten, bis man ihn holen würde. Aber niemand kam, und alles war still. Ihn begann zu frieren und er bedeckte sich mit seinem Federbett. So saß er wieder eine lange Zeit. Die Turmuhr schlug einmal an, dann war es wieder still. Plötzlich fiel ihm ein, daß er am Abend seine Aufgabe nicht beendet hatte. Im selben Augenblick hörte er Schritte auf dem Gange. Das war sein Vater. Er sprang schnell auf, warf die Decke auf das Bett und machte sich am Waschtisch zu schaffen. Er hörte das Geräusch der Thür und sah im Spiegel wie sein Vater jetzt hereintrat. Der atmete schwer: er stieß eine schreckliche Nachricht hervor, hielt die Hände vors Gesicht, weinte laut, und ehe Jan irgend etwas sagen oder denken konnte, war er wieder hinausgegangen.

Jan war erstarrt. Im ersten Augenblicke dachte er, alles sei nicht wahr. Regungslos blieb er auf demselben Flecke, stumpf und leer. Die letzten Worte klangen ihm im Ohr, als seien sie hineingeschleudert; dann fingen sie an sich zu wiederholen; schließlich nahmen sie Melodie und Rhythmus an. Was sollte nun geschehen? Er konnte doch nicht ewig hier stehn bleiben. Und weshalb war sein Vater so schnell hinausgegangen?

Schämte er sich, daß er weinte? — Jetzt fühlte er sich ganz allein auf der Welt.

Aber er konnte hier doch nicht stehn bleiben.

Langsam kam einiges Leben in seinen Körper; der war, als sei er aus Holz oder einem andern toten Stoff. Steif war er vor Schreck und Kälte.

Er that einige zage Schritte vorwärts; an der Thür zögerte er wieder. Schüchtern drückte er die Klinke nieder. Dann stand er draußen auf dem Gang. Der lag noch im Dämmer. Wohin sollte er gehn? War seine Mutter bei der toten Schwester? Sollte er dorthin gehn? Aber wie? Sollte er anklopfen? Und wenn sie nun nicht darinnen war? Ein unklares Gefühl von Kälte überlief ihn. Wie war das überhaupt? Würde er seine Schwester noch einmal wiedersehn? Oder war sie schon begraben? Er machte sich nicht die geringste Vorstellung. Aber er fühlte, daß er wünschte, sie wäre schon begraben. — Leise schlich er den Gang entlang, zu den Räumen des vorderen Flügels, in dem dunklen Wunsche, möglichst weit fort zu sein. Und dann mußte er ja doch auch frühstücken. Vielleicht saßen seine Eltern schon beim Frühstück. So trat er zögernd in das große Wohnzimmer. Es war leer. Durch die hohen Fenster fiel das graue Licht des Novembermorgens.

In der Ecke am Fenster stand seine Schulbank; da saß er nun ganz still.

Nun war sie tot, und er würde sie niemals wiedersehn. Das wußte er; so war es wenn jemand starb. Aber vorstellen konnte er sich's nicht. Er wußte auch, daß man weint, wenn jemand stirbt; er hatte ja auch seinen Vater weinen sehn, zum ersten Mal in seinem Leben. Weshalb weinte er selbst wohl nicht? — Er spürte Hunger und Durst; kam denn niemand zum Frühstück? Er hatte nicht den Mut hinauszugehn und zu fragen. — Er trat an's Fenster und sah hinaus. In der Ferne sah er einen Schulfreund gehn. Das war ihm ein ganz sonderbares Gefühl, daß er hier oben stand und daß sein Freund dort unten zur Schule ging, ohne zu ahnen, daß er selbst zu Hause blieb und daß er gerade jetzt auf ihn herabblickte. Er setzte sich wieder auf seinen Platz; Minute auf Minute verrann; jetzt begann die Schulstunde; jetzt mußte man bemerken, daß sein Platz leer war. Man würde glauben er sei krank, und später würde man erfahren, daß er fehlte, weil seine Schwester gestorben war. Er kam sich beinah wichtig vor, fast wie ein Erwachsener. — Ein Peitschenknall zuckte an sein Ohr; da draußen hörte er jetzt auch das schwere Geräusch eines Lastwagens. Er trat wieder an's Fenster, sah den Knecht und die starken Pferde und sie kamen ihm vor wie ein Traum. Der Knecht sah einen Augenblick in die Ferne. Was mochte er wohl grade denken? — Er hörte Schritte im Nachbarraum: schnell setzte er sich wieder auf seine Schulbank. Aber die Schritte verloren sich.

Die Uhr zeigte jetzt gleich dreiviertel neun. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er die Zeiger, und jetzt, jetzt war es wie ein Jäger, der, den Kopf vorgestreckt, mit der Flinte zielt, — nein, wie ein Insekt, mit kleinem, rundem Körper, das alle Arme in einer Richtung spreizt, wie auf der Lauer. Langsam ging der große Zeiger weiter; wie schade, nun war das Bild zerstört!

Plötzlich fiel ihm wieder ein, daß seine Schwester tot war. Er hatte es einen Augenblick ganz vergessen. Neben seiner Schulmappe lag die ihre. Die brauchte sie nun nicht mehr. Was würde wohl mit ihr geschehen? — Dann fiel sein Blick auf das kleine Schränkchen, das ihr Eigentum gewesen.

Stets hatte sie ihm verboten es zu öffnen, und während ihrer Krankheit hatte er dies Gebot nie übertreten. Er wußte auch, es war ein Buch darin mit schönen Geschichten, unter ihnen eine besonders schöne, die er einmal halb gelesen hatte, bis sie dazu kam und ihm das Buch aus der Hand riß. Und es überkam ihn die Sehnsucht die Geschichte zu Ende zu lesen. Er näherte sich dem Schranke, horchte gespannt, ob er irgend einen Laut im Hause vernähme, dann schloß er den Schrank auf. Als er den Schlüssel berührte, überlief ihn ein leiser Schauer. Dort stand das Buch; vorsichtig nahm er es heraus und trug es zu seiner Schulbank. Und wirklich begann er nun seine Geschichte zu lesen; er hatte das Gefühl, als dürfe er es nicht, als ob er, wenn jemand ihn sähe, sich schämen müsse. Aber er las weiter, und wünschte nun, daß niemand käme. So saß er über seinem Buche, eine Viertelstunde, eine halbe. Es ging ziemlich lustig zu in der Geschichte, und einige Male war ihm zu Mute als müsse er lachen; aber er blieb ernsthaft, denn seine Schwester war ja gestorben.

Er hörte Schritte. Schnell schob er das Buch unter den Tisch. Sein erwachsener Bruder, der nicht mehr im Hause wohnte, trat herein. Er fragte ihn sogleich nach dem Befinden seiner Schwester.

Mit einem Male fühlte Jan etwas in sich aufquellen. Seine Augen wurden starr und groß, er atmete schwer. Tot! stieß er hervor, Thränen stürzten aus seinen Augen, er vergrub sein Gesicht in beide Arme. Minuten vergingen. Er fühlte, wie eine Hand sich sanft auf sein Haar legte: Armer Junge! — Da weinte er noch stärker.

Dann war er wieder allein. Er blieb noch lange in derselben Stellung, er weinte noch immer, da er sich nun selber weinen hörte. Endlich hob er den Kopf, seine überströmten Augen starrten auf die Wand gegenüber. Armer Junge, armer Junge! dachte er fortwährend und weinte wieder heftiger. Endlich trocknete er seine Augen und starrte wieder auf die Tapete, deren Muster sich zu Gesichtern umbildete von sonderbaren Formen; wohin er blickte, sah er denselben Kopf mit Sternenaugen. Er konnte den Anblick nicht ertragen und beugte den Kopf wieder über die Tischplatte. Sie erschien ihm plötzlich von der höchsten Bedeutung. Tastend fuhr er mit den Fingerspitzen die Kanten hinunter, jede kleinste Unebenheit der Linien mit fast schmerzlicher Bestimmtheit fühlend. Dann zog er Kreise und Figuren aus den Thränen, die auf den Tisch gefallen waren, und endlich leckte er sie langsam und traurig mit dem Finger auf. Schließlich rieb er seine Augen, bis sie heiß und brennend wurden, und starrte mit einem tiefen Schlußseufzer vor sich hin. Er hatte Mitleid mit sich selbst, weil er so traurig war: Armer Junge! hatte sein Bruder gesagt. Im Geheimen aber bedauerte er vielmehr seine Mutter. Er hatte Angst ihr zu begegnen und wußte nicht warum. Und doch wünschte er wieder, sie möge kommen ihn zu trösten. Hatte sie ihn denn ganz vergessen?! —

Gegen Mittag traf er sie. Sie stand vor einem großen Schrank und schien ein weißes Hemd daraus hervorzunehmen. Er umschlang und küßte sie; zum ersten Mal seit langer Zeit. Und er fühlte, daß sie ihn nicht wieder küßte so wie sonst. Es schien ihm, als sei sie ganz gleichgültig gegen ihn, sie schien ihn anzusehen wie aus Fernen, und ihren Händen entströmte ein fremder, beklemmender Geruch.

Komm mit! sagte sie endlich mit tonloser Stimme.

Ihm lief alles Blut zu Herzen. Zögernd, ängstlich folgte er. Langsam gingen sie den langen Gang hinab, und je mehr sie sich dem Krankenzimmer näherten, um so dringlicher klopfte ihm das Herz. Aber sie schritten

www.libtool.com.cn

an der Thür vorüber. Dort also war sie nicht mehr? Unwillkürlich starrte er um sich herum. Vor der nächsten Thüre hielten sie. Angstvoll sah er seine Mutter an. Sein Herz klopfte jetzt bis hoch in den Hals hinauf, denn sie war in starrer, lauschender Haltung, und ihre Hand lag auf dem Griff der Thür. Endlich, endlich öffnete sie lautlos. Zaghaft lugte er in's Zimmer.

Dort lag sie, in der Mitte des eiskalten Raumes, in einem langen, schwarzen Sarge, weiß und regungslos, die grauen Hände auf der Brust gefaltet. Von fernher starrte er auf sie hin. Wie war sie verändert! Wieviel älter geworden! Nicht einen einzigen Schritt wagte er vorwärts zu thun, sie könnte es hören und ihn ansehn. Ein unheimlicher, wilder Geruch erfüllte den Raum. Mit Grauen starrte er auf die Tote; keinen Blick verwandte er von ihr. Weiß sie wohl, daß er sie ansieht? Aengstlich späht er nach ihren Augen, entsetzt starrt er auf sie hin; zwischen den Lidern blickt es hindurch; und liegt nicht ein leises Lachen um die bläulichen Lippen?

Krampfhaft schutzsuchend umklammerte er seine Mutter. Weshalb umschlang sie ihn nicht? Weshalb tröstete, streichelte sie ihn nicht? — Sie sah ihn garnicht, ihre Lippen bewegten sich, leise Worte murmelte sie, die Augen nicht wendend von dem toten Kinde. Ein Gefühl ungeheuren Verlassenseins umstarrte seine Seele; der schreckliche Geruch des Zimmers betäubte ihn, alles, alles war entsetzlich, auch seine Mutter, — war das denn seine Mutter? — und starr und drohend lag die Leiche. Jetzt brach der laute Jammer in ihr aus, und nun war es um Jan geschehen. — Es ist ja nicht so schlimm! rief er in der fürchterlichen Angst seines Herzens und wollte sie umschlingen. Sie stieß ihn fast zurück, sah ihn mit einem geisterhaften Blicke an und wiederholte wie ein Echo, halb fragend, halb lauschend, seine letzten Worte, als habe nicht er sie gesprochen, sondern als schlügen sie aus weiter Ferne an ihr Ohr. Aber sie sprach kein Wort zu ihm. Er wollte weinen, aber er konnte nicht. Er hatte nur noch Angst, Angst vor der Toten und vor seiner Mutter. Er fühlte ihren Arm auf seiner Schulter, er hoffte eine Zärtlichkeit, aber dann ging sie langsam mit ihm bis zur Thür, öffnete sie, und sah ihn mit einem letzten, schmerzlichen Blicke an. Fast mechanisch trat er über die Schwelle. Dann stand er draußen. Nun schlich er langsam den Gang hinab, aber allmählich wurden seine Schritte schneller, und schließlich lief er so schnell er konnte.

Einige Minuten später saß er in dem grünen Kinderzimmer, bei seinem kleinen Bruder, der im Wagen lag. Hier war er geborgen. Doppelte, dicke Friesthüren ließen fast keinen Schall von außen hereindringen. Niemand dachte daran ihn aufzusuchen. Den ganzen Tag hielt er sich hier auf. Er spielte mit dem Kinde und ließ dessen Wärme in seinen eignen Körper übergehn. — Einmal hörte er, wie die Amme vor sich hin sagte: Es ist doch unrecht, so einem Kinde eine Leiche zu zeigen. — Sie schüttelte den Kopf und wiederholte: Wirklich unrecht. Nun fühlte er sich hier doppelt geborgen. Die Lampe brannte schon lange, man brachte ihm sein Abendessen. Aber er aß nur das Brod und that alles Fleisch herunter.

Als er dann zu Bette ging, mußte er wieder den Gang betreten. Sein kleines Licht warf lange, verzerrte Schatten an die Wände; ängstlich spähte er voraus. Endlich erreichte er sein Zimmer und trat ein. Erschreckt hielt er inne: Was für kalte, weiße Tücher waren das, die da am Boden ausgebreitet waren? — Hoch stand der volle Mond und schien durch die offnen Fenster. Schnell schloß er die Flügel und zog die weißen Vorhänge

zu. Als er sich umwandte, sah er, daß das Bett des Vaters verschwunden war. So würde er hier die Nacht allein verbringen? Ein Schauer überflog ihn. Hastig entkleidete er sich, glitt lautlos in's Bett und löschte das Licht.

Durch die verhängten Fenster schien still der klare Mond; im weißen Dämmerlichte lag das Zimmer. Ob er wohl hell in die kalte Totenkammer schien?

Angst packte ihn. Wenn er jetzt in jene dämmernde Ecke sähe, würde sie da nicht emportauchen, scheinartig weiß und starr, die Augen halb geöffnet? Schlich sie nicht vielleicht eben jetzt den Gang entlang, tastete sich bis an sein Zimmer, klopfte leise, leise an die Thür? Und wenn er schwieg, würde sie nicht lautlos die Thür öffnen? — Er hatte sie verschlossen, aber würde sie sie nicht trotzdem öffnen? Bewegte sich nicht schon die Klinke, unmerklich, aber sicher? Stand sie vielleicht schon lange hinter seinem Bett?? — Mit einem Angstschrei zog er die Decke über seinen Kopf, und ihm war, als stürze sich jemand auf ihn, um ihn zu erdrosseln.

Am nächsten Morgen war er wie umgewandelt. Er lachte und war lustig bis zur Ausgelassenheit. Die Amme schüttelte den Kopf und sagte: Junge, Junge. Die Eltern erschienen wieder zu den Mahlzeiten und waren stumm und in sich versenkt. Sie aßen wenig und Jan kam es vor, als dürfe er eigentlich auch keinen Hunger haben. Obgleich er den Nachtisch gern gegessen hätte, lehnte er ihn ab. Seine Eltern schienen das aber gar nicht zu bemerken, und so that es ihm leid, daß er ihn doch nicht gegessen hatte. Auch hätte er gern einen Schluck von dem guten Wein gehabt der durch das Zimmer duftete, und den seine Mutter trank. Ein paar Spatzen flogen plötzlich vor das Fenster, zausten sich und balgten sich mit lautem Lärm und waren gleich wieder verschwunden. Selbstvergessen lachte er auf, wurde aber sofort wieder ernsthaft und sah traurig unter den Tisch. Er fühlte, daß die Augen seiner Eltern auf ihm ruhten. Er kam sich vor wie ein armer Sünder; wenn sie ihn wenigstens ausgescholten hätten! Aber dieses Schweigen war viel schlimmer. — Er vermied jetzt seine Eltern wo er konnte.

Draußen schien die Sonne. Sobald er allein war, lief er hinab in den Garten. Dort fuhr die Amme langsam den kleinen Bruder spazieren. Nun nahm er den Wagengriff in die Hand, und fort ging es, die weiten Kieswege entlang; das Kind jauchzte und die Amme schlug die Hände zusammen. Dann holte er das neue Spiel aus dem Gartenhause, das seine Schwester zum Geburtstag erhalten hatte, und schlug alle Kugeln über den freien Kiesplatz, daß es krachte. Ein leichter Wirbelwind trieb die braunen Blätter von Linde und Platane im Kreis herum; lustig sprang er hinein in den runden Tanz und drehte sich um sich selbst. Mit einem Male bemerkte er an einem der Fenster über sich die Gestalt seines Vaters, der unbeweglich, steif und ernst auf ihn herabsah. Und Jan wußte nicht: sah er ihn, oder war er ganz in Gedanken? — Er blickte sogleich vom Fenster weg, seufzte halb innerlich und sah den Blätterkreis mit einer Miene an, als ob der ihm im Grunde fremd wäre. — Wie nachdenklich blickte er alsdann die lange Fensterreihe hinunter, und wie zufällig streifte seine Auge endlich auch jene Stelle, wo er seinen Vater hatte stehen sehen. — Aber das Fenster war leer. Kleinlaut packte er das Kugelspiel wieder ein und trug es an seinen Platz zurück. Er blickte zu den Wolken auf, und wieder packte ihn das furchtbare, öde Gefühl von gestern. Dann zählte er die Fenster der Hinterfront und rechnete aus, welche dem Zimmer angehörten,

in dem die Tote lag. Beide waren geöffnet. Hatte sie seinen Lärm gehört? — Durch die Hofthür schlich er sich in das Haus. Wann würde sie wohl begraben werden? Sie konnte doch nicht immer in der Kammer bleiben? Und wenn das doch geschähe? — Gegen Abend traf ihn seine Mutter; sie mußte ihn gesucht haben; schon wollte er ihr ausweichen, aber es war zu spät. Sie hielt ihn an und sagte in fast gezwungenem Tone: „Willst Du sie noch einmal sehen? Morgen siehst Du sie nicht mehr!“ Es durchfuhr ihn ein tödlicher Schreck: Noch einmal in jene Kammer?! — Er schüttelte ängstlich den Kopf und sah seine Mutter unglücklich an. Sie hatte ihren Arm halb auf seine Schulter gelegt; jetzt ließ sie ihn sinken, und sah mit fremdem Blick auf ihren Sohn. Er aber starrte ihr nach, den Gang hinunter, er sah, wie sie in jene Kammer ging.

Gegen Abend wurden viele Kränze geschickt. Nun wich er nicht aus dem Vorzimmer. Er zählte sie alle der Reihe nach, bewunderte besonders schöne Blumen, studierte die beigefügten Karten und war stolz auf die wachsende Zahl. Mit Ungeduld harrte er auf neue Ankömmlinge. Er kam sich sehr wichtig vor und häufte alle Kränze in dem Vorzimmer auf, in dem es bald wie in einer Gärtnerei duftete. Er kam auf den Gedanken, sich einen derselben um den Hals zu legen, trat vor den großen Spiegel, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen fast ganz, indem er sein Spiegelbild anblinzelte. Wenn er nun tot wäre und so da läge, würden seine Eltern auch so trostlos sein? Das glaubte er nicht. Noch immer sah er regungslos auf sein Spiegelbild; plötzlich erschien er sich selbst unheimlich und zog hastig den Kopf aus den weißen Blüthen. — Dann brachte man wieder neue Kränze, aber seltener und seltener, und schließlich sah er mit Bedauern, daß die Zahl Hundert, auf die er sich gefreut hatte, doch nicht ganz erreicht war.

Die Abendzeitung lag noch im Briefkasten. Niemand dachte daran, sie zu holen. Jetzt nahm er sie heraus und sah sogleich die Spalten der Familiennachrichten durch. Wirklich, da stand die Anzeige, in klaren Worten, schwarz umrändert. Jetzt wußten es also alle Menschen. Er las sie wieder und wieder durch, und zum ersten Mal dämmerte in ihm das Gefühl, daß etwas, das war, nicht mehr war, und nie mehr sein werde. Sinnend sah er ins Leere. Ihm wurde zu Mute wie sonst nie. Ihm war, als wäre er selbst es gar nicht, der hier im Zimmer stand, als wäre sein ganzes Leben ein Traum, aus dem er nicht erwachen konnte. Ein leiser Schwindel erfaßte ihn. Lautlos, unbeweglich stand er in der Mitte des Zimmers und lauschte auf die Stille. Dann dachte er: Wenn ich jetzt ein Wort sage, wie das wohl klingt? Und er sprach halblaut ein Wort, und seine Stimme war ihm fremd, als höre er sie zum ersten Male. Still lag der Raum, nur die Kränze dufteten. Wie unheimlich es hier plötzlich war! Wohin sollte er gehen? Er war allein in dem weiten, stillen Hause, wo er seine Eltern scheu vermeiden mußte, wo er heimatlos und unstät bald hier, bald dort umherirrte.

In der Kinderstube saß die Amme bei dem kleinen Bruder. Den ganzen Abend sang sie Volkslieder, von Gräbern, schönen toten Mädchen und weißen Rosen. Jan wurde noch beklommener zu Mute. Und doch zog irgend etwas Süßes durch seine Seele, er sah die weißen Rosen im Dunkel glimmen, er wußte, daß sie mit ins Grab genommen wurden und langsam verwesten, und das erschien ihm traurig, schön und geheimnisvoll. Schließlich gähnte sie und sagte, sie sei müde. Er aber bat sie, da zu bleiben und ihm aus ihrer Heimat zu erzählen. Das that sie dann auch,

www.libtool.com

und er hörte zu, ohne an ein Ende zu denken. Dann brachte sie ihn auf sein flehentliches Bitten in seine Kammer, wartete, bis er ausgezogen und im Bette war, und versprach, sich noch nebenan in die Küche zu setzen und in dem Buch zu lesen, das er ihr gab. So lag er nun zu Bette und sah die Thürspalte gegenüber erleuchtet, bis er einschlief.

Am nächsten Morgen weckten ihn Hammerschläge. Dumpf und hohl klang es herüber. Auch unterschied er fremde Männerstimmen. Aengstlich horchte er. Er ahnte wohl, was geschah. Welch furchtbares Getöse mußte das im Innern machen! Gleichzeitig aber empfand er ein Gefühl der Befreiung. — In der Küche ließ er sich sein Frühstück geben. Dann setzte er sich allein in das grüne Zimmer und blieb dort still wie ein Gefangener. Endlich trat die Amme herein, wunderte sich, ihn dort zu sehen, und sagte, er solle sich nur beeilen und vorn in den Saal gehen, der Sarg sei dort schon aufgestellt und der Pastor wäre bereits gekommen. — Zögernd schritt er nach vorn. Im Vorzimmer standen Stühle umher, abgerissene Blätter lagen auf dem Boden. Er scheute sich, in den Saal zu treten. Was für ein Gesicht sollte er machen? Drinnen hörte er Gemurmel. Leise öffnete er die Thür.

Welch fremder Anblick! Erhöht auf einem schwarzen Unterbau, umgeben von hohen, brennenden Kerzen, dunklen Tannen, feierlichen Palmen, ruhte der Sarg, blumenüberdeckt, schwarz und schweigend. Bläulich fiel das Tageslicht durch die hohen Fenster. Viele Menschen standen schwarz und bewegungslos im Saal, die Frauen mit verweinten Augen. Schüchtern hielt er sich im Hintergrunde; aber ein Verwandter sah ihn und brachte ihn zu seiner Mutter. Man streichelte ihn, war herzlich zu ihm, und ihm war das Weinen nahe. Er hörte, wie jemand zu seiner Mutter sagte: Der arme Junge! Wie wird er es überstehen! Sie waren ja wie Zwillinge. Sie nahm das Taschentuch von den Augen und blickte ihren Sohn an mit einem langen, rätselhaften Blicke. Der Priester redete mit dem Vater, der blaß und trauervoll in einer Ecke stand.

Jetzt schritt er vor, trat vor den Sarg und begann seine Ansprache. Er redete über das gestorbene junge Kind, das der Sturm dahingerafft, noch ehe es sich voll zur Knospe entwickelte; das junge Leben, das zu mancher so schönen Hoffnung berechtigt hatte, die nun alle geknickt waren durch Gottes unerforschlichen Ratschluß. Aus Staub bist du gemacht, und zu Staub sollst du werden!

Jan hörte das alles an als handle es sich um jemand, den er nie gekannt habe. Die Sprache des Predigers war ihm fremd, und fremder wurde ihm die Tote unter seinen Worten. — Jetzt redete er von den Eltern und ihrem Schmerze, und nun auch von ihm selbst. Eine heiße Blutwelle lief über sein Gesicht, denn er glaubte nicht anders, als nun würde seine Schande öffentlich gebrandmarkt.

„Auch ihn erquicke mit deinem Trost, o Herr, der durch den Heimgang der geliebten Schwester die treue Gefährtin in Leid und Freud verloren!“ —

Jan atmete auf; er endete. Der Sarg, der dort wie angegossen und ewig stand, hob sich unter kräftigen Armen und schwankte zu der hohen Thür heraus. Ein Summen durchlief den Saal; alle folgten. Jan begriff, daß er sich Hut und Mantel anziehen müsse. Er sah zu seiner Mutter zurück; ein Augenblick, und fast wäre er auf sie zugestürzt. Als er draußen stand, war ihm, als höre er von innen einen Schrei. Ein Stich ging ihm durch's Herz. Er beeilte sich hinab zu kommen. Der Sarg ruhte bereits auf dem Wagen. Vier Pferde zogen ihn, dunkle und gespenstische Decken

www.libtool.com.cn

über Kopf und Körper. Neugierig standen Kinder vor dem Hause, die er von der Straße kannte. Er warf ihnen ernste und zurückweisende Blicke zu. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Jan folgte dem Wagen unmittelbar. Neben ihm ging sein erwachsener Bruder. Wo sein Vater war, wußte er nicht. Ob wohl seine Mutter herabsah? Er wagte nicht emporzublicken. War sie es, die jenen Schrei ausstieß, den er vernommen? Plötzlich that sie ihm unendlich leid. Wie furchtbar verändert sie ausgesehen hatte! Und wie schrecklich mußte es gewesen sein in jener Nacht, als die Schwester starb und sie mit ihr allein war! — Blitzartig zuckte eine Erinnerung in ihm auf: War nicht in jener Nacht, wie von weiter Ferne her, durch seinen Schlaf hindurch zu seinem Ohr ein Ton gedrungen, um in dem Strome seiner Träume zu verhallen? — Er dachte nach, mit Anstrengung, jedoch umsonst. Es war wie etwas, das er im Finstern zu greifen trachtete und das vor der Berührung zurückwich, etwas, das für einen Augenblick mit unfaßlicher Klarheit vor seiner Seele stand und dann für immer in rätselhaftes Dunkel tauchte.

Er blickte auf; wie weit sie schon gegangen waren! Dort um die Ecke, da lag ihr Schulhaus. Vor einigen Wochen noch besuchte sie es. Manchmal hatte er sie abgeholt. Waren sie wirklich wie Zwillinge gewesen? Er wußte es nicht. Sie hatten miteinander gelebt, wie selbstverständlich, ohne große Zärtlichkeit. Und war er jetzt sehr traurig? Er kannte nur noch die tote Schwester, denn im Tode schien sie ihm lebendig und eine andere geworden, unsagbar grauenvoll.

Veilchen lösten sich aus Kränzen und fielen zögernd auf den Wagen nieder. Dumpf bewegte sich der Zug über die Flußbrücke; Kränze und Schleifen zitterten. Einzelne Regentropfen fielen vom grauen Himmel. Mit einer schwerfälligen Wendung fuhr der Wagen durch das Kirchhofsthor. Welch trostlose Oede! Verwitterte Bretterhäuser über den Gräbern, hier und da verwaschene Steine, rostige Kreuze, Kränze, welk und schmutzig, deren Bänder liederlich am Boden schleiften; die kahlen Bäume feucht und frierend, die Wege aufgeweicht und lehmig. Ein feiner Regen rieselte herab. Jetzt hielt der Sarg vor einer tiefen, gelben Sandgrube, überdeckt mit Brettern. Dort hinein ward er gesenkt. Sechs Männer ließen ihn herab an Seilen. Jan blickte mit ängstlicher Spannung nieder. Wenn jetzt jemand fehlgriff, so stürzte der Sarg in die Tiefe. Er sah, wie er sich öffnete, wie die Tote halb heraustaumelte und ein wütendes Jammergeschrei erhob. Das Blut gerann ihm.

Dumpf und gleichmäßig sank der Sarg zur Tiefe. Jemand sprach ein Gebet. Jan bemerkte, wie alle ihre Kopfbedeckung in den Händen hielten; schnell nahm er seine Mütze ab, beschämt über seine Ungeschicklichkeit. Als er darauf, wie die Uebrigen, an den Rand des Grabes trat und eine Schaufel Sand hinabwarf, glaubte er, er müsse weinen. Aber seine Augen blieben trocken, während ihm unaufhörlich Melodie und Worte jenes Liedes von den weißen Rosen im Innern summten. Langsam glitt der Sand die glatten, schwanken Palmwedel hinab und rieselte zwischen Blumen und Blätter nieder. Einen Augenblick noch blieb er und sah hinunter. — Dann wandte er sich ab und verließ mit den Andern zugleich den Kirchhof. Er drückte sich scheu an ihnen vorbei und stahl sich abseits, um nicht von seinem Vater gesehn zu werden. Wohin sollte er gehn? Nach Hause? Das war ein furchtbarer Gedanke. Herumirren auf den Straßen? Heftiger fiel der Regen. So mußte er doch nach Hause gehn. Aber wie er endlich um die letzte Ecke bog, da stand er wieder still, sah zaghaft zu den Fenstern auf

und drückte sich gegen eine Wand, die etwas Schutz lieh gegen den Regen. So stand er eine lange Zeit; da sah er Schulbekannte auf sich zukommen. Sie hatten ihn noch nicht gesehn; aber sie würden ihn sehn, wenn er hier verblieb, und ganz instinktiv ging er nun doch nach Hause; schlich sich vom Hof aus in den ersten Stock und in das Fremdenzimmer hinein; er wußte, daß er dort allein sein würde. Ob er sich auf das Bett legen dürfte? — Er that es, und nun brach sich die aufgehäufte, fürchterliche Last in seinem Herzen in einem Thränenstrome Bahn. Er vergrub sein Gesicht in die Kissen; er merkte nicht, daß sich die Thür öffnete, daß seine Mutter, die ihn gesucht haben mußte, hereintrat; trostlos weinte er weiter, sein ganzer Körper ward durchschüttert. Sie legte sanft ihre Hand auf seinen Kopf. Mit einem lauten Schrei fuhr er in die Höhe und sah sie mit einem irren, entsetzten Blicke an. Sie setzte sich zu ihm, zog seinen Kopf zu sich heran, und nun umschlang er sie leidenschaftlich. Sie hielten sich eine lange, lange Zeit. Sie küßte ihn und drückte ihn zärtlich an sich. Keines redete ein Wort; aber so jung er war, er fühlte, daß es eine Lüge war, die zwischen ihn und seine Mutter trat. Und doch ward ihm leichter um's Herz; er fühlte sich nicht mehr verlassen auf der Welt. — Als er seinen Vater wiedersah, schloß auch er ihn in die Arme.

Uebrigens nahm Jan bald wieder sein gewöhnliches Wesen an; aber seine Eltern glaubten doch nun gesehen zu haben, daß er, wie man zu sagen pflegt, ein Herz hatte; dieser eine große Schmerzensausbruch, den sie so falsch verstanden, genügte ihnen; daß der Schmerz nicht lange anhält bei Kindern aber wußten sie.

Die ersten Wochen dachte er noch oft an seine tote Schwester. Aber die Erinnerung an ihr gemeinsames Spiel, an ihre Kameradschaft, war wie ausgelöscht; er sah sie stets nur auf dem Totenbette. Abends überkam ihn oft die Angst der ersten Nächte; und als bald der erste Schnee fiel, scheute er sich in der Dämmerung den Garten zu betreten. Als er älter wurde, verloren die selbstbeschworenen Bilder an Schärfe, neue starke Eindrücke ließen die alten zurücktreten, in immer blassere Ferne rückte das Bild der Schwester, und endlich vergaß er sie fast ganz. Und wenn er ihr in späteren Jahren nachsann, so mahnte es ihn wie aus einer fremden, verklungenen Welt. Ein letzter Schein, eine zögernde Erinnerung.

Wenn er aber auf seine längst vergangene Kindheit zurückblickte, so war ihm, als entfalteten sich wunderbar bunte und reiche Teppiche in der Nacht. An einzelnen Stellen aber waren die Fäden durchrissen, jählings abgeschnitten, und da fühlte er nur den kalten, harten, toten Untergrund — — — bis sie sich mählich wieder schlossen und sich verdichteten zu einem neuen, ahnungsvollen Bilde.

www.libtool.com.cn

Rundschau.

Frühlingswünsche.

Warum soll man an einem schönen Frühlingsmorgen nicht ausschwärmen aus allen und jeden Gittern, auch wenn man eigentlich rezensieren sollte? Vielleicht kommt man aus Schnee und Eis, aus irgend einem strengen Winter; man empfindet den Frühling stärker als je; nicht als irgend etwas Grünes, Quellendes, Lustvolles, durch Vogelsang oder belaubte Bäume; nur als die große Zeit, wo der Seele irgend etwas geschieht, nur als das Geschehen überhaupt, als die Tage der ungeheuren Bewegung, der gelösten und spielenden Kräfte; des Füreinanders der Dinge und der Menschen. Dieser Frühling macht so bang und überschwänglich, wie wenn ein ungeheures verborgenes Mühlwerk durch die Frühlingsbäche in Bewegung käme; ein Räderwerk von spielender Gewalt, das alle Inhalte erdrücken, sprengen könnte; Kräfte der Seele selber, nur als Kräfte, nur als Spiel des Geschehens, als Dynamik des Erlebens, als Rhythmus ohne Wort; Inhalte gehen und kommen, man träumt dies und jenes, denkt, spielt, tanzt, liebt, mit dem Körper oder mit der Seele, es sind alles nur Versuche, Erscheinungen, Gestalten, überwundene Inhalte; man nennt es Liebe, Wahrheit, Schönheit, Tugend, je nach dem Stoff, je nach der Gewalt, je nach dem Organ, mit dem man es erlebt. Es ist im Grund dann alles eins, in allem erfüllt sich ein Gesetz, das Gesetz des schönen Geschehens und Wachstums selber, das Erlebnis des Rhythmus.

Dunkle Fragen des Lebens, der Kunst, der Wissenschaft schlingen sich hier, im Denken des Frühlings, zu einem Reigen. Man hat viel gelesen im Winter; nun sieht man alles in einem Fluß. Ueberall rufen die Menschen von einer neuen Zeit; von Gefühl, Rhythmus, Fest hallt es bei den Anachoreten der Schönheitswüste; in der Wissenschaft ist alles in Bewegung, mehr wie je; gewaltige Aufstellungen zum Kampf sind allenthalben, Zertrümmern der Grenzpfähle, unerhörte Verfeinerung der Beobachtung, Einbruch des Lebens in die Gedanken, der Wertungen in die Gleichgiltigkeit massenhafter Stoffhuberei, der zusammenfassenden Energie in die endlose Reihe der Differenzierungen, der männlichen Kraft in das bequeme Genießertum des entarteten historischen, des weibischen Sinns, Einbruch des Kulturbewußtseins in die Einerleiheit des naturwissenschaftlichen Denkens, Einbruch gestaltender Künstlerkraft in die weiten Lagerräume der Wissenschaft. Es ist wohl etwas wie Frühling des Geistes heute, wenigstens gehen die Menschen und die Gedanken leichter, beflügelter, sicherer; man nimmt sich weniger ernst und liebt sich darum mehr, man spürt da und dort Berührungen, Begegnungen, Verwandtschaften, die tiefer gehen als Worte und Meinungen. Man spricht nicht mehr so viel von tragisch und dämonisch, aber von weit, breit, groß oder schön; hallende Worte, die über den Inhalt nichts sagen, nur eine bestimmte Rhythmik des innern Lebens wecken, ein Spiel von Kräften im Leib und im Geist, eine unmittelbare Wertung der Totalität. Man nennt die Wertungen, die heut wieder allenthalben auftauchen, „Gefühls"-werte; man klagt sie auch wohl der Inhaltslosigkeit an. Mit Recht, denn hier eben liegt ihre tiefe Gewißheit. Was ist denn Gefühl? Was ist denn Rhythmus? Was ist denn die hohe bacchantische Freude des Festes? Vielleicht käme man durch diese Fragen allein zum Ausgangspunkt einer modernen Aesthetik. Es stand in diesen Blättern zu lesen, daß das Leben der romantischen Seele Musik ist. Alles soll Musik, Rhythmus, Kunst werden in der Romantik. Diese überschwänglich reichen Seelen haben den Frühling erlebt. Musik ist ihnen die Kunst, die uns das Gefühl fühlen läßt, die uns den Strom in den Tiefen des Gemüts selber vorströmt. Das heißt: Gefühl ist überhaupt nichts Inhaltliches; Wehmut, Trauer, Hoffnung, das alles kommt nur sekundär, durch inhaltliche, historisch sich wandelnde Associationen zu stand; schöpferisch in der Seele sind nur die Rhythmen. Die Seele ist ein inneres Kraftreich. Was wir Gefühl nennen, ist ihre Dynamik; durch die Gefühle ist jede Vorstellung in uns ein Vorgang; durch sie werden von der centralen, unbewußt wirkenden „Wertungsseite" der Seele Syntheſen der Sachinhalte bewirkt. Gefühl ist zunächst nur

eine Funktion, eine Form des Geschehens; Schönheit ist ein bestimmter Wellenschlag der Gefühlsfunktion durch die Inhalte des Innern. — Tausend Dinge treten durch solche Gedanken in ein neues Licht. Man darf, an einem schönen Frühlingsmorgen, auf sie hindeuten, wenn man sie auch noch nicht wissenschaftlich beweisen kann. Es sind unbetretene Gebiete der Seele. Es handelt sich um ihre Akustik, um ihre innern Formgesetze. Denn es giebt nicht nur Kategorien des Verstands; es giebt auch Kategorien der Seele; Gesetze ihrer Dynamik; eingebaut in den Zusammenhang von Leib und Geist, von Arbeit und Rhythmus; von Spiel und Lebensüberzeugung. Herz, Nerven, Gehirn erleben sie gleicherweise wie unser Geist. Es sind Urformen des seelischen Geschehens. Wir nennen einige von ihnen schön; denn es sind schöpferische Formen; Rhythmen, die größer sind als die Worte, die wir dafür finden; Formen des Verhaltens und Geschehens, die mächtiger sind als alle Inhalte, die wir in sie füllen können. Die Dinge und Menschen nennen wir groß, schön, gut, die eine bestimmte Rhythmik des inneren Geschehens in uns aufrufen, die wie Frühlingsbäche in das Räderwerk der Seele strömen. Die Gesetze dieses innern Lebens zu beschreiben, zu ordnen, zu erklären, dies sollte eine moderne Psychologie leisten. Sie müßte endigen in einer Transcendentalphilosophie der Seele.

Und wer kann uns etwas über Schönheit lehren wollen, der diese Gesetze nicht erforscht? Wie schlingen sich Spiel und Bedeutung, Musik und Liebe, Rhythmus und Sinn ineinander? Ist die Einfühlung wirklich ein komplizierter associativer Akt? Wir brauchen eine Aesthetik, wo die Urerlebnisse dieser Beziehungen analysiert werden! Bei Fest und Spiel, Liebe und Tanz werden sie gestiftet, zwischen Gefühl und Bild, Innen und Außen, zwischen Dynamik und Bedeutung. Das Erlebnis des schönen Rhythmus muß erhellt werden. Hier wurzelt nicht nur alle künstlerische Weltanschauung und Moral, sondern alle Aesthetik überhaupt Das rhythmisch-schöne Gefühl ist zunächst Nachahmungsspiel, ein biologischer Ueberschuß, ein Komplex motorischer Vorgänge; hier ist die unmittelbare Quelle der Beseelung und Einfühlung. Untersuchungen von Bücher, Groos, dann von Th. Lipps u. a. können hier eingreifen. Vor allem Karl Groos hat durch seine Bücher über die Spiele der Tiere und der Menschen und neuerdings durch die Grundlegung seiner psychologischen Aesthetik*) hier Bahn gebrochen Er giebt wertvolle Beiträge für eine Aesthetik, die von der Kunst als Funktion des Leibes aufsteigen will zu ihrer Kulturbedeutung. Er hat das Spiel geistvoll analysiert, den Begriff des innern Nachahmungsspiels und der Organempfindungen überzeugend entwickelt; auch auf die Bedeutung des „Festes" ist hingewiesen. Warum stellt er die Erlebnisse des Rhythmus nicht in den Mittelpunkt? Die hohen Stunden, wo die innere Dynamik in Gang kommt, im Spiel und Fest, als Lust gleitender Bewegungen oder rauschartig sich verzehrender Freude, als Ueberschwang innerer Bewegungsspiele, der sich in keinem Inhalt zu erschöpfen vermag.

Da werden uns die Formen als Werte bewegter Kraft lebendig; da stürzt sich die Rhythmik des innern Lebens in die tote Sachwelt. Da zeigt sich das Einfühlen in seinem Grundwesen: nicht als Inhaltliches, nur als Kräftespiel, als Erwachen der Dynamik, als Bewegtheit der reinen Gefühlselemente. Jede dionysische Stimmung beseelt die Dinge außer uns, oder stellt dunkle Einheiten wieder her. Alles wird da lebendig, von Luftwellen emporgetragen; im kleinen und großen werden die Zusammenhänge gestiftet, die Steigerungen des Daseins vollbracht. Die Rhythmen der seelischen Erregungen, die wir schön nennen, die den Körper und den Geist beseligen, wollen sich durch alle Inhalte ausbreiten, wollen herrschen, wollen alle Bindungen sprengen. Schönheit wird religiös, macht religiös. Alle Hemmungen werden fortgespült. Alle Gewässer der Seele gehen ein in den großen Strom der Liebe. Es ist ein Ufer, eine letzte Hemmung: wir selbst; das Ufer des Bewußtseins, des Andersseins, des Fürsichseins, ohne das die Gewässer kein Strom wären. Hier gehen die hohen Wellenschläge der Bacchantik; hier vermählt sich das Leichteste mit dem Höchsten, das Fröhliche mit dem Göttlichen — im Sinne Friedrich Schlegels, im Sinn des Dionysos; hier vor allem, hier sind die Rätsel des romantischen Lebens, in dem der Rhythmus zum ersten Mal wieder die beherrschende Lebenswertung wurde. Hier sind noch ganz dunkle Fragen des Seelenlebens überhaupt. Heut sollte nur auf sie hingewiesen werden, nachdem K. Joël sie berührt hatte. Warum soll man — im Frühling — der Wissenschaft nicht wünschen, daß sie auch diesen Fragen sich nähere? Man sollte sie nicht immer Mysterien nennen. Sie können nicht dunkel und undurchdringbar verworren sein; denn wir sind sie selber. E. K.

*) Groos, Der ästhetische Genuß, Gießen, Rickers Verlag 1902.

Das Liebesleben in der Natur.

Bereits vor zwei Jahren hatte ich das Vergnügen, an dieser Stelle über die beiden ersten Bände des Werkes von Wilhelm Bölsche zu berichten, das nun mit einem dritten seinen Abschluß gefunden hat. (Leipzig Eugen Diederichs). Indem Bölsche nach

dem Liebesleben der Pflanzen und Tiere auch das des Menschen schildert, ist er von dem einfachen Verschmelzen zweier Zellen zu der schwärmerischen Raserei des homo sapiens gelangt, die mit so vielem holden und unholden Wahn umkleidet ist, und die Herrschaft des Eros, obgleich mit allen Fasern der kulturellen Organisationen aufs innigste verwachsen, erscheint uns als das unabhängigste, unangefochtenste, ehrwürdigste Reich, fast als ein dämonisch überraschender Anachronismus, der die alte vernünftige Menschheit immer wieder zu den nährenden Wurzeln der jugendlichen Tollheit und fruchtbaren Unvernunft zurückruft. Am Eingang des Ganzen stand die Schilderung einer Walpurgisnacht, das Ergriffensein durch den süßen Schrecken im trächtigen Dunkel, wenn wir uns eins fühlen mit allem was lebt und atmet, nur daß das christliche Bewußtsein von keinen heidnischen Gespenstern mehr geplagt wird, daß wir Schauende und Horchende geworden sind, die aus der Erkenntnis wieder Vertrauen zur Natur gewinnen und sich von ihrer großen berauschenden Melodie als feinste und bewußteste Instrumente willig durchschauern lassen. Durch das ganze Werk eines echten Goethesohnes, des Jüngers von Darwin und Häckel, dem die Wissenschaft wieder zur Poesie wird, geht auch die mystische Weisheit des Novalis, daß die Natur im Menschen Bewußtsein zu erlangen strebt, daß sie durch das Medium seines Geistes sich mit sich selbst unterhalten will. Darum kann er sich nicht von ihr entfernen, und je schärfer er mit seinen Waffen des Geistes und Verstandes in ihren Eingeweiden bohrt, um so mehr giebt sie ihm an mütterlicher Wärme zurück, und er sucht mit männlicher Kraft Erfahrung, um seine Kindschaft und Kindheit immer klarer und gläubiger zu finden. Die Natur wird zum Geiste und der Geist wieder zur Natur. Aus diesem erlebten Verhältnis stammt der Eingang des letzten Bandes, der uns nicht mehr in den berauschenden Wirbel der Walpurgisnacht wirft sondern über eine krumme Wendeltreppe in die Zelle eines Einsamen führt, in der das Licht der roten Ampel unter der schweren Wölbung wie in einer Wolke schwebt. Der Band, der sich ausschließlich mit dem Menschen, mit seiner offensten und geheimsten Geschichte beschäftigt, beginnt mit einer Ehrenrettung des heute so viel geschmähten Buches. Draußen um die Klosterzelle ist Schnee und Sturm und Finsternis, innen riecht es ein bischen nach gestorbenen, ausgeräucherten Gespenstern, aber die Goldtitel der Bücher auf den Regalen haben helle Augen, und in einsamer Stunde ist dem Forscher, als ob so ein Buch schon ein höherer Organismus sei als wir, eine Entwicklungsstufe der Natur, die vom Menschen sich nach oben losgerungen, ihn überboten hat. „Nimm diese Bücher fort, — was ist der Mensch? Ein Haufen kleiner Kinder, die wieder zu Wilden werden. Ein Idiot ohne Gedächtnis. Alles was er ist, ist hier aufgesaugt, und was er neu schafft, schafft er, damit es in dieser höheren Ordnung lebe, über seine Vergänglichkeit hinauslebe." In solcher Klosterzelle mit ihrer Bücherei liegt die Menschheit selbst, so reinlich abgezogen, wie auf kühle Jahrgänge eines Kellers, und man ist mit ihr allein, mit einem goldenen Wein unter der roten Ampel, während die Sterne durch die Scheiben blicken. Dieser Anfang ist von einem fröhlichen Sohne des Rheinlandes geschrieben, den nach dem Fasching die Sehnsucht nach der Beschaulichkeit der Klosterzelle überkommt, wenn unter ihr ein guter Weinkeller nebst Refektorium liegt, wobei allerdings gesagt werden muß, daß in Bölsches Geist nicht allein die leichte Lust des Weins regiert, sondern auch ein schwerer norddeutscher Bierhumor. Der breitet sich im letzten Bande noch etwas behaglicher als in den vorhergehenden aus, und ein Mann, der bei aller Wissenschaftlichkeit die Gabe besitzt, sich so klar zu machen, ohne pedantisch zu docieren, hat eigentlich nicht nötig, dem Leser des Oefteren auf den Rücken zu klopfen und ihn mit bierbrüderlicher Gemütlichkeit zu versichern, wie natürlich und ordentlich alles in der Natur zugeht, damit er über so große Vorstellungen wie Jahrmillionen und halbe Ewigkeiten nicht unruhig wird.

Das Liebesleben des Menschen unterscheidet sich von dem der Tiere dadurch, daß es die Scham kennt, und das Erwachen des erotischen Schamgefühls war das erste spezifisch menschliche Phänomen des gesamten Liebeslebens in der Natur. Der ausgedehnteste und interessanteste Teil des Buches bemüht sich, das Gesetz unter den Launen dieser kapriziösen Herrscherin aufzudecken, die eine bei den Pflanzen und Tieren so einfache Angelegenheit für den Menschen unendlich erschwert, aber auch mit den feinsten Reizen gewürzt hat. Bölsche folgt der Meinung der Forscher, die den Ursprung des Menschengeschlechts in die Eiszeitperiode verlegen. Das Lokal, das ihn zuerst sah, war kein glückliches Paradies im Süden, sondern die harte Arbeitsstätte des Nordens, die ihm die Kraft für den Kampf ums Dasein gleich in einer schweren ersten Schule stählte. Im Zwange der Kälteperiode errang der Mensch seine erste Kultur: Herdflamme, Waffe und die Kleidung, da das angeborene Affenfell allmählich bis auf die vereinzelten Reste der Behaarung verloren ging. Wenn er in seine Höhle trat, um die Behaglichkeit des Heims zu genießen, zog er das naß gewordene oder steif gefrorene Kleid aus erbeuteten Fellen aus, er wärmte den nackten Körper an der Herdflamme, und in dem,

www.libtool.com.cn

was er sonst noch zu Hause nach dem Essen an Vergnügen suchte, hätte ihn die Bedeckung auch nur gestört. So kam es, daß der Begriff des nackten Menschen nicht immer, aber doch häufig mit dem des erotischen Menschen zusammenfiel, und daß er, um die Nüance anzudeuten, gezwungen wurde, den augenblicklichen Zweck der Nacktheit durch irgend welche Mittel verständlich zu machen. Mit diesem schlichten Grundgedanken gedenkt Bölsche durch das ganze Problem der Scham hindurchzukommen, und seine Folgerungen sind auch an vielen Stellen einleuchtend, sobald man die sehr günstige Hypothese von der Abstammung des Menschen zugegeben hat. Der freundliche Führer läßt uns in die Hütte eines Eskimos eintreten, der einen Hauptzug aus der Eiszeit am besten bewahrt hat: draußen in der Kälte dick bepelzt, daheim am warmen Feuer nackt, nackt bis auf einen dünnen Faden, mit dem die Vorhaut umschnürt ist. Dieser Faden ist ein sinnreiches Symbol, das besagt: ich bin zwar nackt, aber zu anderen als erotischen Zwecken. Nimmt man dem Eskimo, besonders in Gegenwart von Frauen, seine Schnur, so schämt er sich. Was ist das? Du hast ihn plötzlich erotisch nackt gemacht, obgleich alle Umstände dem richtigen erotischen Zweck sonst widersprechen! Du hast etwas Unlogisches, einen klaffenden Widerspruch geschaffen. Die Unlogik wieder schafft bei ihm Unbehagen, Reaktion, — Entrüstung. Eine Zornesäußerung ist die Scham, Zorn über eine unlogische Handlung.

Solche und viele andere Belege, deren sich Bölsche bedient, sind sehr interessant, und man freut sich, durch seine Vermittlung aus den besten Quellen ein reiches ethnologisches Material recht mühelos in die Hand zu bekommen, aber diese Dankbarkeit hindert nicht, daß man gegen seine flotte Art zu deduzieren ein starkes Mißtrauen zurückbehält, sobald man sich selbst mitzudenken bemüht. Den Begriff der Scham an sich getraue ich mich nicht zu definieren, aber seine Definition erscheint einseitig und unzureichend, sobald man die erotische Art der Scham von den anderen nicht mehr reinlich getrennt hält. Scham ist mindestens so sehr ein Gefühl der Beängstigung wie der Entrüstung und es hat im allgemeinen die Situation des Ueberraschtz, Erkanntz und Enthülltseins zur Voraussetzung. Die holde Schamröte wird uns viel seltener ins Gesicht steigen, weil uns Motive zugeschoben werden, die wir augenblicklich nicht haben, als vielmehr weil Motive und noch öfter vollzogene Handlungen entdeckt werden, die wir nicht eingestehen wollten. Wir glaubten etwas ohne Zeugen zu thun und haben uns leider geirrt, wobei wir selbst bei verfeinertem moralischen Bewußtsein Zeuge und Entdecker sein können. Das Kind schämt sich, weil es bei einer verbotenen Handlung ertappt worden ist, und auch der Hund schämt sich, der die Wurst gestohlen oder sich nicht stubenrein benommen hat. Mit der Definition der Scham als Zornesäußerung, in diesem Fall über eine unlogische Handlung, läßt sich nicht auskommen, auch nicht wenn man die erotische Seite von allen anderen absondert. Davon abgesehen interessiert die bunte Reihe der von Bölsche aufgezählten und erläuterten Symbole, mit denen die Menschen verschiedenster Rassen und Himmelsstriche, die noch Gelegenheit haben sich nackt zu sehen, sich darüber verständigen, daß sie nicht zu erotischen Zwecken nackt sind. Der Phantasie des Wilden genügt eine kleine Andeutung, dann giebt es die wirkliche Verhüllung der Geschlechtsglieder und schließlich bei den kultiviertesten Völkern die Bekleidung aller Körperteile, die erotisch reizen könnten. Sehr anregend sind die Betrachtungen über das Verhältnis des Kleides zum nackten Körper, das seine Formen ebenso sehr bedecken als aufdecken möchte, und die Geschichte aller Kleidermoden erscheint als ein unausgesetzter Kampf des entkleidenden Eros mit der verhüllenden Moral oder auch mit der Einpelzung, die durch praktische Notwendigkeiten geboten ist. Das Kleid ist nicht ganz so schamhaft wie man glaubt, es hat, wie Vischer in seinem verschnupften Roman „Auch Einer" sagt, die Tendenz, die versteckte Nacktheit noch einmal an die Oberfläche zu bringen. Daher z. B. das Korsett, das den weiblichen Körper einschnürt, um seine Konstruktion wieder zu zeigen, wobei man allerdings vergessen hat, wie der gemißhandelte Leib wirklich aussieht. Es war das Verdienst der Kunst, daß sie immer wieder an ihn erinnert hat, und sie erfüllt in höherm Sinne das Symbol, das der Eskimo mit seinem Faden, der Neger mit einer Muschel oder Schürze andeutet, daß sie die Nacktheit als Schönheit ohne erotische Beziehungen zu zeigen vermag. Diese hohe Gunst kann sie allerdings nur Wenigen schenken, weil der Kulturmensch nicht in einer Harmonie der Triebe lebt, weil er im allgemeinen als ein unfreiwilliger Asket vor Verlangen brüllt, sich einmal erotisch ausleben zu dürfen. Er beugt sich unter die Moral, um, was er glühend begehrt, vergessen zu können, und flucht der Kunst als Fanatiker, weil er durch sie erinnert wird, ohne von ihr rein empfangen zu können. — Wir haben hier nur flüchtig auf einige der anregendsten Seiten des Buches vom Liebesleben in der Natur hinweisen können, dessen letztes Wort nicht die Liebe ist, sondern das eine, das mehr ist als Liebe, das Schöpferwort, das Welten gebaut hat, das Triumphwort aller Erfüllung und zugleich Resignationswort aller zeitlichen Beschränkung: Sehnsucht.

E—r.

www.libtool.com.cn

Grabbe-Briefe und Grimassen.

Eine von der Natur in greller Laune zusammengeflickte Menschlichkeit tritt uns aus Grabbes Briefen entgegen.

Ein verstehender und liebender Freund seltsamer Wesenheiten, all der Naturen, die E. Th. A. Hoffmanns weiser Hund Braganza „gesprenkelte Charaktere" nennt, — Eduard Grisebach, ist jetzt seines Lebens- und Dichtwerkes Sachwalter geworden und rollt es vollständig und in der Urform auf. (Briefe, Fragmente, Dramen, Biographie, verlegt von B. Behr-Berlin in vier Bänden.)

Die Sprache der Dramen, deren Abern sich (mit einem Grabbeschen Gleichnis) blähen wie „getretene Nattern", mit ihrem gestopften Bombast, ihren wüsten renommistischen Cynismen, ist hier ungezähmt und ohne Abschwächung zu lesen und gerade, weil sie ihre Excentrics, ihre tollprahlerischen Ueberschlagungen nackt und rücksichtslos austoben darf, gerade darum treffen dann die wirklich kraftvollen und leuchtenden Stellen um so stärker. Manchmal blitzt es aus dem blutigen, schleimigen, verknäulten Chaos, aus dem verrenkten Wust fletschender grimassierender Leidenschaften, höhenhaft auf; ein Gedanke strahlt und ein großes Gefühl schwingt sich über die Trümmerstätte aufwärts. Herrscher- und Genierausch reißt für Momente den geknechteten Sklaven niederster Wirklichkeiten mit der Kette an der Ferse in frei-unendliche Weltatmosphäre, „seine Seele schwebt wie ein Geier über der Peterskuppel", er wird für karge Augenblicke den Gestalten seiner Sehnsucht, den Eroberern, den Heroen der Weltgeschichte, die dem Schicksal den Fuß auf den Nacken setzten, ähnlich: als Scipio sieht er, wie sich Karthagos Flammen in seinem Brustharnisch spiegeln; als Gothland rast er einen Hymnus auf den Donner; als Heinrich der Löwe hört er, wie die See seine Staaten umbraust „gleich einer Löwenmähne".

Das ist das Schicksalsverzerrte, die tragikomische Grimasse an diesem Dichter, daß in ihm ein Drang zum Ungewöhnlichen, zum Heldischen, zum Infernalischen, zu allem Superlativischen ist, und daß sein äußeres Dasein mit allen Makeln der Kleinlichkeit und Jämmerlichkeit gezeichnet wird. „Im Haupte Adler, die Füße im Kot", „Zusammenwürfelung aus Löwenzähnen und Eselsohren", diese Bitterkeiten aus dem Gothland treffen ihn selbst. Und ein echtes Abbild seiner inneren Mischungen ist die äußere Erscheinung. Immermann hat sie beschrieben: „eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares Bildnis von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet, — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz vorbaute . . ."

Grausamste, spottgeborne Zwiespältigkeit! Wir erkennen sie in dieser Ausgabe, die in den ersten Bänden, in den Dramen, Grabbe in seinem imaginären Porträt, so wie er sich träumte, zeigt und im letzten, in den Briefen das Spiegelbild des Erdmenschen dagegenhält mit all den Niedrigkeiten, dem Kleinkram eines zur Inferiorität verdammten Schicksals. Ein Schopenhauermotto könnte darüber stehen:

„Das Leben jedes einzelnen ist, wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber im einzelnen durchgegangen hat es den Charakter eines Lustspiels. Denn das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde mittels des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Komödienszenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unseligen Irrtümer des ganzen Lebens mit dem steigenden Leide und Tode am Schluß geben immer ein Trauerspiel. So muß, als ob das Schicksal zum Jammer unseres Daseins noch den Spott fügen gewollt, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir können dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten, sondern müssen im breiten Detail des Lebens unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein."

* * *

Seine enge, kleinbürgerliche Vaterstadt Detmold, den „verwünschten Fischkasten", wo er als Sohn des Zuchthausverwalters geboren wurde und als Knabe einen alten Mörder spazieren führen mußte, haßt er, und immer wieder muß er dahin zurück. Aus der Leipziger und Berliner Studentenzeit, die sich in den stumpfen widerwilligen Briefen an die Eltern mit ihrer Mischung aus Camisol- und Nachtmützennachrichten und Prahlereien von großer Zukunft, Ruhm und hohen Beziehungen kläglich spiegelt, kommt er als verlorener Sohn verwildert und verstört bei Nacht und Nebel zurück. Die Eltern wachen aus dem Schlaf auf, es wird die richtige Szene aus der Comédie larmoyante, die Grabbe so fanatisch haßte, und er selbst muß sich mit Grobheit gegen die ansteigenden Thränen wehren, damit er nicht selbst „iffländisch" werde.

Mit Planeten wollte er Fangball spielen,

www.digital-archive.com

den Gothland trug er in sich und exaltierte sich an Vorstellungen von Riesenleidenschaften, die den Erdball erbeben machen, von vulkanischen Verbrechern und Helden. Und er selbst schleppt lange, leere, träge, wüste Tage nun in Detmold hin.

. . . Spelunkengenialität in verbummelter Gesellschaft; verlotterte Nachtstimmung der letzten Gäste, die aus verräuchertem Zimmer auf die Straße taumeln; Grabbe im dumpfen Rausch eines verbannten Königs, der sich zur Bande herabläßt, sie verblüfft, ihnen eine Sternenode deklamiert und mit einer hündischen Zote schließt. . . . Aber das alles ohne Feuer, ohne den Ueberschwang, wie er Christian Günther beflügelte; viel Forciertheit ist dabei und ein Stich ins Schauspielerische.

Das dauerte vier Monate, die wüste Gesellschaft langweilte endlich („meine Gesellschaft bestand aus zu dummen Jungen"). Grabbe will nun in einem bürgerlichen Beruf unterkriechen und wirklich, er kommt zu Amt und Würden. Er wird Advokat und Auditeur und — wie er nicht vergißt einem Freund zu schreiben — er hat als solcher Leutnantsrang und der Posten präsentiert vor ihm.

Der die Händel der Weltgeschichte prophetisch neu revidieren wollte, schlichtet nun Bagatellen, Winkel- und Hintertreppenaffären. Während er die Frau anhört, die eine Alimentationsklage gegen einen Soldaten vorbringt, stellt er sich Don Juan und Zerline vor.

* * *

Grabbe liebt die Vergleiche gewaltprächtiger Raubtiere, der Löwen und Tiger, die im Sprunge zerfleischen, doch er selbst gleicht mehr den niederen, den Schakalen und Hyänen. In strotzender Pose sagt er zwar von seiner Kritik, er will einige zerreißen, schon sei er hungrig, „bereits totes Aas" möge er nicht, dann aber giebt er selbst zu, daß er nur ein Lauernder sei, „berechnet und unterwürfig", „haßerfüllt und doch jedem schmeichelnd".

Der Dichter der Orkane ist im Grunde ein Spekulant, der mit spitzfindiger Berechnung alle Wege und Möglichkeit des Vorteils ausspintisiert. Seine Gluten sind kalt. Für Momente wird wohl seine Seele feuerspeiend und giebt ein großes Schauspiel, (wäre das nicht, so wäre die psychologische Betrachtung dieser Natur uninteressant und überflüssig) die Eruption jedoch geht schnell vorüber, Schlacke nur und Asche folgt nach und Grabbe muß sich mühen, das spärlich Echt-Gelungene mit künstlichem Hochdruck, mit grell koloriertem Ausputz, mit Grimassen statt der tragischen Masken fortzuführen.

Dadurch kommt in sein Leben und Schreiben ein schiefer berechnender Zug, auch wieder das Kleinliche, am Boden Kriechende, boshaft, hämisch, hinterrücks und dabei katzbuckelnd. Kein infernalischer Lucifer ist er, sondern nur ein Kleinteufel.

„Man muß mit dem Pack heulen, bis man ihm bequem in den Nacken schlagen kann," schreibt er seinem Verleger, „darum könntest Du wohl etwas einsetzen, um in dieser schurkenvollen Welt durch bestellte Rezensionen etwas für Dich und mich aller Orts zu thun."

Alle Mittel gelten: „bei Katholiken gieb mich nur für bekehrt und katholisch, und bei Juden meinetwegen für einen Juden aus, was frag ich nach der Chaussee, wenn ich nur die Stadt erreiche."

Mit einem Grinsen spricht er selbst von seinen mephistofelischen Briefen an die Journalredakteure, („in solchen Briefen habe ich Force"), wie er es da versteht, sich „bizarr und anziehend" zugleich zu inscenieren, wie er unermüdlich den Verleger dressiert und trainiert und daran erinnert, wer poussiert und warm gehalten werden muß. Er bildet ein Raffinement aus, den Ton stets für die betreffende Resonanz zu stimmen; bis auf die Buchstaben der Ankündigung (nicht aus Erwägung des Dekorativen, sondern aus Erwägung der möglichst auffallenden Wirkung) erstrecken sich seine Praktiken. Die Keime zum Herrschen und zur überlegenen Souveränität, die verkümmert und rudimentär in seiner Seele ruhen, zeigen sich als letzte Reste in diesem Hang zum Mystifizieren, zur Cabotinage, zu diesen Spielertriks. Und in der groben Stillosigkeit, die nun einmal der Stil dieses Lebens ist, bläst er über diese druckerschwärzlichen Kartenkunststücke noch eine Fanfare: „Wir wollen donnern, schmettern, flüstern, lispeln und alle zum Narren haben."

* * *

Eine große Rolle in dieser Lanzierungstechnik spielen die Rezensionen, die Grabbe selbst über seine Werke schrieb und anonym ausstreuen ließ. Sie sind die geschicktesten „Waschzettel", die sich denken lassen, mit ihren abgewogenen Verhältnissen des Negativen und Positiven, mit ihrer klugen zuverlässigen Steigerung, ihrer Abschattierung, daß gerade durch die tadelnden dunklen Partien die lobenden sich hell herausheben und im Eindruck des Lesers bleiben.

Betont werden immer ausdrücklich neben den „ausgezeichneten Talenten," die „Tollheiten" Grabbes, denn er wußte, „heutzutage wirkt das viel," sie geben eine gute Folie, um dann zu verkündigen: „Weg sind die Schlacken, die in des bekannten Dichters früheren Werken so manche Schönheit begruben, rein und geläutert tritt er auf, voll Jugendkraft und Männerfeuer, zur großen Beschämung vieler seiner Gegner, die seiner überbrausende Genialität ein kurzes Leben prophezeihten."

www.libtool.com.cn

Es ist nun in diesem Faiseurtum wiederum interessant, wie Grabbe an den negativen Stellen solcher Anzeigen, die er durch die geschickte Placierung für die Gesamtwirkung unschädlich machte, sich gleichsam in der Tarnkappe rückhaltloser Selbsterkenntnis, einem seelischen Exhibitionismus hingiebt.

Diese Selbstcharakteristiken: „er baut das Gestell zu Palästen, aber er füllt es nicht aus", noch mehr aber jene andere: „man spürt in seinen Stücken überall nur die Trümmer einer zerstörten Subjektivität. Der Verfasser hat Ruinen gemacht, um daraus neu zu bauen," — sind nicht zu überbieten. Die Vorteils- und Zweckmäßigkeitskombination mischt sich bestimmend sogar in seine Dramenpläne ein.

Er gesteht über seinen Napoleon: „Napoleon ist übrigens eine so große Aufgabe nicht; er ist ein Kerl, den sein Egoismus dahin trieb, seine Zeit zu benutzen, — außer eigennützigen Zwecken, hat er schon als Korse, als Halbfranzose nie gewußt, wohin er eigentlich strebte, — er ist kleiner als die Revolution, und im Grunde ist er nur das Fähnlein an derem Mast.

Im Drama werde ich aber aus Klugheit den l'empereur et roi hoch halten."

Er wählt also gegen seine nüchternere innere Vorstellung das Emphatisch-Wirksamere, und legitimiert sich echt grabbisch dazu durch ein bestialisch-bombastisch aufgeblasenes Stilornament: „Ich kann es auch mit gutem Gewissen. Er ist groß, weil die Natur ihn groß machte und groß stellte, gleich der Riesenschlange, wenn sie die Tiger packt."

* * *

Immer sucht Grabbe Gönner und Retter und er, der innerlich hochmütige und absprechende, scheut nie vor Devotionen zurück. Mischung aus Größenwahn und Demütigung verzerrt fratzenhaft sein Wesen.

Er schreit aus den Tiefen seiner verfahrenen, häuslichen Verhältnisse (die grausige Farce seiner Ehe werden wir noch kennen lernen) und seiner haltlos gewordenen Beamtenposition an Immermann, er möge ihm nur ein Stübchen und juristische Abschreibereien in Düsseldorf verschaffen, damit er von Detmold fortkomme. Und vor Immermann, der ihm dann dramaturgisch-litterarische Thätigkeit verschafft, beugt er sich tief in den Staub: „Morgen liegt meine Beurteiluug Ihrer Werke zu Ihrer Ueberbeurteilung vor Ihnen."

Andererseits spielen ihm die bösen Kobolde seines Wesens wieder Streiche und geben ihm an ganz falscher Stelle Erhabenheits- und Grandezzageſten ein, die parodistisch und tragisch zugleich wirken, wie in jenem Brief, in dem er einen hohen Vorgesetzten um eine andere Stellung bittet. Die heroisch-theatralische Gebärde: „Stellen Sie mich vor Pistolen, Batterien, ich werde wissen für meinen Fürsten zu sterben, unter Aktenstößen ist's mir unmöglich," bringt er ganz wirksam heraus. Aber grotesk ist die Herablassung des entthronten Königs: „Können Sie etwas Gutes für mich thun, so soll Ihr Name in der Geschichte über dem meinigen stehen." Zwischen Demütigung und Ueberhebung schwankt auch sein inneres Sein. Er zieht oft die Bilanzen seiner Existenz:

In der „Trödelbude seines Jammers" sitzt er eingesunken, eine Brandstätte voll Unkraut und Schlacken scheint ihm die Szene seines Lebens, an Catilina, dem Zerhackten, empfindet er grausam selbstquälerische Reflexe, „Rostflecke" fühlt er auf seinem Herzen, und er unterschreibt sich selber als der „schiefe Grabbe."

* * *

Dann wieder bäumt sich vernichtender Bitterkeitstrotz auf, die grimmige Zerstörungslust des Anarchisten gegen die Lieblinge der Götter, die im Licht wandeln. Gegen Goethe wirft er Steine und Unrat: sein eigener Faust soll schon besser werden als Goethes Faust, „der eigentlich darin doch nur ein Hurenleben geschildert hat" und mit dem Bettelstolz des Gezeichneten fügt er hinzu: „Sir Goethe konnte ja nicht zum Leben kommen, weil ihn das Leben auf den Händen trug." Von Goethes „Patrizier-visage" spricht er und befriedigt sich im Schimpfen und Besudeln. Im Cynismus sucht er seine Proteste, im Jargon der „böhmischen Wälder" spricht er, er jongliert mit Kraftworten wie ein Athlet; und der unscheinbare, fahle, kleine Mann, der selbst frühzeitig geschwächt, wenig Frauenerlebnisse hatte, tobt sich in theoretischen Hypertrophien aus, er markiert ein dröhnendes Gelächter über das entmannte Saekulum und speit wie ein Matrose vor Heine aus: „Heine ist ein magerer, kleiner, häßlicher Jude, der nie Weiber genossen hat, und sich deshalb alles einbildet. Sein Schmerz, so natürlich er ist, mag wirklich sein. Poesieen sind seine Gedichte aber nicht. Abwichserei. Eine tüchtige Hure schmisse ihn aus dem Fenster."

Aus der Kraftmeierei und der Zerknirschtheit bildete sich ihm eine eigene Form. Das schlimm Zerstückelte seines Wesens erzeugte ihm die Vorstellung des Satanischen. Zu den Göttern gehörte er nicht, so wollte er an den Gegengöttern wenigstens Anteil. Das „Dämonische" sollte in ihm nun befördert werden. An jene henkerhaften galgenvisionären Jugenderinnerungen, da er den Mörder spazieren führte, knüpfte er an. Die Mächte des Bösen und Schauerlichen bemühte er sich zu züchten und sie mit Groteskem und Skurrilem zu spaßhaft grausiger diabolischer

Mischung zu einen. Wie jenes blutgierige Scheusal voll zähnefletschender, gräßlicher Komik, der Neger Berdoa, wünschte er sich zu wirken und — im Gleichnis einer anderen Stelle aus dem Gothland — greift er in die eigene zerklüftete Hirnschale, „reißt krampfhaft die geballte Faust, befleckt mit Blut und Gehirn heraus" und reckt sie der Menschheit entgegen.

Pantagrueliſch wettert er, daß er „Pfunde von Galle ausgespieen", und mit dem tückischen Lächeln eines Theaterbösewichts scherzt er finster: ein toller Hund habe ihn gebissen, aber Tollheit auf Tollheit schade ja nicht.

Er ist glücklich über eine tadelnde Rezension, die ihn dabei „infernalisch gemein und groß" nennt und ärgert sich über eine lobende, die von seinem kokett getragenen Pferdefuß keine Notiz nimmt.

Er nennt die, die er liebt, „Satan": „Satan ist ein Kompliment, denn die unschuldigen Kinder kann ich nicht ausstehen, nur der Satan ist fromm gewesen, sonst wäre er nicht so ungeheuer böse. Und Bosheit ist für den Vernünftigen nichts als Notwendigkeit."

Auf diesem Grunde wächst auch seine Neigung zum Barocken. Es ist die Kleinteufelei aus „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" die, weil sie nicht Tempel zerstören kann, ihnen wenigstens eine Grimasse macht, und weil sie nicht erschrecken kann, wenigstens den Spießer verblüffen will durch fremdes, wildes, kunterbuntes Wesen, durch berechnete Tollheit (die er übrigens in diesem ironischen Spiel der mehrfachen Spiegelung selbst wiederum karrikiert.)

Er unterschreibt sich mit einem mühsamen Rebus als „Sepulcrum plus b"; er hält das Herz für „eine in das unrechte Loch gelaufene Billardkugel"; die Menschen sind die „Läuse auf der Erdstirne"; die „Jahreszeichen sind das Fratzenschneiden der Natur" und die „Narben der Varus-Legionare die Komma der Weltgeschichte".

* * *

Das Infernalisch-Groteske ins Leben umzusetzen gelang ihm ebensowenig wie das Heroische. Der Fluch, daß alle Lebenssachen unter seinen Händen zum Miserabeln, Verelendeten, Kümmerlichen werden mußten, erfüllte sich an ihm bis zum Ende.

Die Handlung dieses letzten Aktes ist Alkoven-Tragikomik, eine verpfuschte Ehe, in der gegenseitiger Haß nicht zur Empörung und zu einer That wächst, sondern mürbe, heimtückisch an der Erde kriecht und hinterlistig Wunden beibringt; viel schmutzige Wäsche dabei und Situationen von einer verdammten Lächerlichkeit, wobei das Schicksal denselben Menschen, den es mit Berufung zur Königsdramatik lockte und reizte, in die tiefste Niederung stößt. Es tötet ihn nicht mit dem tragischen Dolch oder mit dem römischen Schwert, sondern es erschlägt ihn mit dem Stiefelknecht eines bürgerlichen Haushaltes.

Auf einen Schöngeist, ein Fräulein Lucie Klostermeyer, eine alte Jungfer von 41 Jahren, die zehn Jahre älter als er, muß Grabbes Infernalität hineinfallen.

Der Schöngeist entwickelt sich schnell zur Xanthippe; die verfahrenen Geldangelegenheiten liefern dabei genügend Stoff; Grabbe, trotz des Satanismus, scheint zahm und sanft und immer wieder einlenkend gewesen zu sein, bis er so erschöpft ist, daß er erklärt, lieber Abschreiber werden zu wollen, als mit dieser Frau zusammen zu leben. Damals flüchtet er zu Immermann.

Aber ihm wird kein Pardon, er muß seine Rolle zu Ende spielen. Die Düsseldorfer Freundschaften zersplittern sich; auch der Boden ist untergraben; Grabbe, entwurzelt, krank, matt, muß, gleich wie bei jener Jugendheimkehr, wie ein Hund, zurück nach Detmold zu der Frau.

Und nun wird ihm keine Station fadenscheinigsten, zerlumpten Schicksals erspart, bis er durch die dunkle Pforte zur Ruhe geht.

Mit der Polizei muß er sich den Eintritt in das Haus erzwingen, um dort zu sterben; Manifeste, Kriegserklärungen, skurril und deprimierend zugleich, gehen vorher; mit einem letzten Rest von Pose, setzt Grabbe als Anrede darüber lapidarisch das Wort „Frau"!

Und selbst seinem Kranken- und Totenbett wird nicht Ruhe und Weihe gegönnt. Ein Pastor quält ihn mit Anweisungen auf den Himmel und entfesselt so zum letzten Mal Grabbesche Burleske. Rauferei und Zank bricht aus, als Grabbes Mutter kommt und die Schwiegertochter sie nicht dulden will; und als er (am 12. September 1836) die Augen schließt, da schreit die Witwe laut auf: „Topp, das ist gut, daß der Unhold tot ist; also endlich. Nun wollen wir einen guten Kaffee machen."

So geschah es dem Dichter des Infernalischen als letzte Schicksalstücke, daß ihn eine Bourgeoise, noch dazu unbewußt, an Gräßlichkeit des Einfalles übertrumpfte.

F. P.

Die Aesthetik der Lüge.

Wildes „Intentions", die jetzt deutsch unter dem Titel „Fingerzeige" bei J. C. C. Bruns, Minden, in Greve'scher Uebersetzung vorliegen, ist eines der lügenhaftesten Bücher, das je geschrieben wurde. Von einer so wunderbaren Lügenhaftigkeit, daß man darüber nicht schreiben dürfte. Man kann über eine medizinische oder kunsthistorische

Forschung von Assistenten schreiben, aber die Kunst Mephistos nachredend zu empfehlen, ist grotesk. Man kann kaum erklären, wieso sie überhaupt vorhanden ist. Aus Eitelkeit? Aus einer der kleinsten Schwächen, die dieser größte Cyniker auslachen müßte? Aus Kunst? Sie steht ihm hoch genug, höher als das Leben und die Natur, aber über ihr steht die Kritik, gegen die sie ein ärmlicher Kinderglaube ist. Aus Kritik? Dann ist sie ihm nicht gelungen. Denn eine Wilde'sche Kritik ist widerspruchsvoll und selbstzersetzend, hier aber wird eine ständige Wahrheit gepredigt: die Wahrheit der Lüge. Eine so einfache und gewöhnlich paradoxe Wahrheit.

Die Wahrheit der Lüge offenbart die Kunst. Die Kunst steht über der Natur. Natur ist roh und unbequem, primitiv und langweilig. Die Kunst verfeinert sie und bringt ihren Willen erst heraus. Die Wahrheit der Natur muß untergehen, damit die Lüge der Kunst strahlen kann. Nachahmende Kunst, Armeleutekunst, Wirklichkeitskunst ist niedrig, sie bewundert viel zu sehr die Natur. Je ferner sie wird, je unwirklicher, centaurenhafter, orientalischer, musikalischer, desto höher steht sie. Sie wächst der Natur und dem Leben dann so über den Kopf, daß diese bewundernd zu ihr aufschauen. Hamlet erfand die Weltanschauung, die Schopenhauer analysierte. Der Nihilist, der an den Pfahl geht ohne Inbrunst und für etwas stirbt, an das er nicht glaubt, wurde von Turgenjeff erfunden, von Dostojewski vollendet, vom Leben nachgeahmt. Das neunzehnte Jahrhundert, wie wir es kennen, ist zum größten Teil eine Erfindung Balzacs. Es giebt mehr als einen Menschen, der sein Leben lebt, wie er es in einem sympathischen Romane vorgezeichnet findet. Die Impressionisten erfanden die nächtigen Schatten und die silbernen Nebel, die wir seitdem in unseren Straßen sehn. Die Kunst schafft neu, die Natur langweilt mit ihren Wiederholungen. Wer begeistert sich noch für einen normalen Sonnenuntergang? Sonnenuntergänge sind ganz aus der Mode. Sie gehören einer Zeit an, da Turner noch tonangebend war. Sie bewundern heißt, aus der Provinz sein. Und doch bestehen sie weiter. Gestern Abend wollte Mrs. Arundel durchaus, daß ich ans Fenster träte, um den „wundervollen Abendhimmel" zu betrachten. Sie ist eine jener beschränkten, aber hübschen Frauen, denen man nichts verweigern kann. Es war nichts weiter als ein minderwertiger Turner, ein Turner aus seiner schlechten Zeit mit seinen schlimmsten Fehlern. Es giebt bei Onkel Toms Hütte eine Stelle mit Birken, die ein miserabel gezeichneter Worpsweder ist. Es ist eine Hartnäckigkeit in der Natur, die der Maler ewig verbessern muß. Viel störender, als in der Kunst.

Und wenn schon die Natur eine thörichte Kinderei ist, so ist auch die bessere Kunst eine nicht allzu wichtige Sache. Sie scheint nur darum das Leben verfeinern zu wollen, damit sie den kritischen Geist bildet, der unsere höchste Weltanschauung wird. Wenn der Mensch handelt, ist er eine Puppe. Wenn er schildert, ist er ein Dichter. Wenn er kritisiert, ist er ein Gott. Es war so leicht, auf den sandigen Ebenen des sturmreichen Ilion den holzgeschnitzten Pfeil von dem bemalten Bogen zu schnellen; es war so leicht für Klytemnästra, tyrische Teppiche vor ihrem Herrn zu breiten, und da er im Marmorbade lag, ihm das purpurne Netz über das Haupt zu werfen. Aber schwerer war es für Homer und Aeschylus, über diese Dinge zu schreiben und ihnen Wirklichkeit und ewiges Leben zu geben. Doch wiederum nichts ist ihre Kunst gegen zwei Seiten Oscar Wildes, in denen dieser in einer spielenden Herrschaft des Geistes, des Stils, der Phantasie, der Zeit und des Raums die achäische Vergangenheit uns wie lose Blumen aufschüttet.

Die Kritik ist der Triumph der Kunst. Sie ist schöpferisch und unabhängig. Sie kann sich an Allem entzünden, am Guten und Schlechten, in Logik und Unlogik — sie ist nichts als das Leben der eignen Seele. Sie ist im höchsten Sinne keine Analyse, kein Urteil mehr, sie ist Genußfähigkeit, Begeisterungsfähigkeit an allem, was die Kunst ihr vorgearbeitet hat. Mit den Dichtern und Malern geht sie durch Welten spazieren, nach Laune, in selbstgemessener Zeit, sie lebt wahrhaft in dem Reiche, das die Natur nicht einmal ahnen, das die Kunst wenigstens anbauen konnte. Ein elendes Drama kann ihre Ekstasen auslösen, ein gutes Bild kann ihre Rede wecken, die gewaltiger und königlicher ist als alle Malerei. Sie ist beweglich, entwicklungsfähig, stets neu und frisch, ein Abbild des inneren Zustandes. Das Tannhäuservorspiel erweckt bald die Ritter auf blumigen Wiesen und die Stimme der Venus, bald redet es vom eigenen Leben oder vom Leben derer, die ich liebte und die zu lieben ich müde ward, bald erfüllt es uns mit jenem Amour de l'Impossible, der in unstillbarer Sehnsucht uns dem Ende entgegenführt, bald ist es unser Arzt, stillt den Schmerz, heilt die Wunden und giebt der Seele den griechischen Einklang mit dem All. Erst in unserer Hand wird das arme Werk des Künstlers reiches Erlebnis. Er arbeitet für unser Glück.

Doch nicht für das letzte Glück. Reden ist schwerer als Thun. Genießen schwerer als Reden. Aber jetzt will ich dir sagen: das nichts zu thun das schwierigste ist, das schwierigste und geistigste. Nichts zu thun, lebt der Erlesene. Handeln ist begrenzt und unabhängig. Unbegrenzt und unabhängig ist, was der schaut, der in Behaglichkeit sitzt, der sinnt, der einsam wandelt und träumt.